

Endst Læsebog

for

Danstalende,

indeholdende en eksempelsamling af prosaisk og poetisk Stil og
forsynet med lingvistiske og historiske Anmærkninger samt en kort
Sprog- og Literaturhistorie.

Wer nichts auf Wahrnehmungen hält, wird dem unergründlichen Sprachgeiste nie
näher treten, denn die Beobachtung ist die Seele der Sprachforschung.
J. Grimm.

Udgiven

af

P. Hjort.

Den prosaiske Del.



Fjerde forbedrede og forøgede Dplag.

Kjøbenhavn 1858.

Forlagt af den Gyldenbalske Boghandling (F. Segel.)

Trykt hos J. S. Schults.

In d h o l d .

(NB. Vorfatternes Navne findes i Anmærkningerne.)

	Side.
Vorübungen.	
I. Fiskfang	1—2.
II. Cräsus der Reiche	2—4.
III. Taschenspieler (1—10.)	4—13.
IV. Friedrich der Große König von Preußen (1—6.)	13—16.
V. Die Punnen	16—17.
VI. Naturgeschichtliches (1—10.)	17—20.
Erster Cursus.	
1. Otto von Kosebue's Reise um die Welt	20—87.
2. Bruchstücke. Erste Sammlung	87—112.
<p style="margin-left: 2em;">1. Die Babylonier. 2. Dieberei. 3. Gothenburg. 4. Friedrich der Große. 5. Neapel. 6. Lüneburger Heide. 7. Reise mit dem Kurir. 8. Agypten. 9. Thue Recht, Scheue Niemand. 10. Gold. 11. Vulcane auf Island. 12. Thiergartenzeit. 13. Die Preußen. 14. Maximinus. 15. Die Japaner. 16. James Cook, der Weltumsegler. 17. Königreich Jerusalem. 18. Publius Scipio. 19. Friederich II. 20. Der Zermit. 21. Erich III. 22. Der Seehund. 23. Decius. 24. Der Specht. 25. Hiebe, Stockschläge, Ohrfeigen. 26. Die Kanguruh-Ratte. 27. Schiffmühlen. 28. Phönicier. 29. Franken.</p>	
3. Reise durch Norwegen und Lappland	113—22.
4. Reise nach Syeres in der Provence	122—27.
5. Schlacht bei Bouvines. Sturz Kaiser Ottos IV	127—32.
6. Die Schlacht bei Koffova	132—34.
7. Aus der Geschichte des siebenjährigen Kriegs (I og II.) ..	134—45.
8. Die Belagerung von Jerusalem während des ersten Kreuzzuges.	146—55.
9. Die Feuer von Baku	155—56.
10. Über einige wichtige Pflichten gegen die Augen	156—59.
11. Besuch in Analaska	159—62.
12. Polnische Länze	162—64.
13. Die Schlacht bei Lügen	164—73.
14. Der 2te April des Jahres 1801 (1—7)	173—83.
15. Erlebnisse im Kriege 1812—13	183—86.
16. Reise über Holland nach London	186—94.

Zweiter Cours.

195—414.

17. Leben und Thaten Alexanders des Großen (1—36)	195—235.
18. Bruchstücke. Zweite Sammlung	235—90.
1. Die Gestirne. 2. Höhlen. 3. Das Silber. 4. Der Apfelbaum. 5. Die Perser. 6. Legio fulminea. 7. Belagerung Lydens. 8. Sachsen im J. 1813. 9. Überreste Babels. 10. Athenischer Handel. 11. Schiffsbaukunst der Alten. 12. Studien zu Paris im 13ten Jahrh. 13. Burgundische Pracht. 14. Fischereien. 15. Volksfänger in Italien. 16. Parthatis. 17. Herzog Ludwig von Baiern. 18. Giftmischerinnen. 19. Die neue Welt. 20. Die D. Walhier. 21. Die Nordamerikaner. 22. Die Tagfliege. 23. Der Kletterfisch. 24. Kröten. (25. Die Vögel.) (26. Die Wiederläufer.) 27. Tod des Pericles. 28. Hannibal. 29. Urtilla. 30. König Knut. 31. Friedrich I. 32. Heinrich der Röhme. 33. Saladin. 34. Katharina, Gräfin von Schwarzburg. 35. Carl IX und Christian IV. 36. Richelieu. 37. Gustav Adolf. 38. Mazarin. 39. Friedrich III. 40. Kleinas. 41. Platon. 42. Philosophie der Römer. 43. Roger Bacon. 44. Scheiche. 45. Raphael. 46. Holberg. 47. Klopstock. 48. Dänen in Paris. 49. Goethe. 50. Graf. 51. Herzog. 52. Mönche. 53. Poesie. 54. Geschichte. 55. Christenthum. 56. Philosophie.	
19. Bildung und Sitten des 12ten und 13ten Jahrhunderts ...	291—302.
1. Von abergläubischen Ansichten. 2. Spiele, Feste, Ergänzungen. 3. Von der Armenpflege. 4. Die Herberge im Kloster. 5. Von polizeilichen Vorschriften. 6. Kleidung. 7. Feldzeichen. 8. Vom Ritterwesen.	
20. Bajesid Sildirim und Timur	302—15.
21. Reise in Afrika	315—24.
1. Kordofan. 2. Dongola. 3. Araber.	
22. Die unüberwindliche Flotte	324—29.
23. Predigt am dritten Sonntage nach der Erscheinung Christi.	329—36.
24. Das dritte Jubiläum der Reformation in Dänemark	336—40.
25. Die Römer des 19ten Jahrhunderts	341—61.
I. II. Bruchstücke aus meinem römischen Tagebuche. III. Briefe.	
26. Briefe. Erste Sammlung	362—78.
F. v. Raumer. Börne. Solger an eine Freundin. Einem jungen Freunde. W. v. Humboldt und F. v. Schiller (1—4). Goethe und Schiller (1—4). Goethe und Carl August (1—8).	
27. Unterirdische Merkwürdigkeiten Bremens	379—81.
28. Die Christen unter Diocletian	381—85.
29. Friedrich der Zweite, Römischer Kaiser, König von Deutschland, Sicilien und Jerusalem	386—91.
30. Reise in Brasilien	391—414.
Anmerkungen.	415—35.

Vorübungen.

I. Fischfang.

Der nordamerikanische Capitain Smith segelte im Jahr 1820 mit einem dreimastigen Schiffe, Albatros genannt, in die Südsee auf den Fang des Spermacet-Fisches (des Botifisches). In der Nähe der Linie, östlich von den Washingtoninseln, begegnete er einem solchen, der von ungeheurer Größe war. Es wurden unverzüglich alle Bäte ausgefetzt, um ihn sicher und schnell zu fangen, auch die ganze Mannschaft mitgenommen. Bloß der Kochsjunge blieb am Steuer des Schiffes zurück, das unter wenigen Segeln beigelegt war.

Der Fisch, der ruhig und langsam auf der Oberfläche des Wassers fortschwamm, ward nun eifrig verfolgt und harpunirt. Kaum fühlte er sich verwundet, so schwenkte er seinen kraftvollen Schweif mit solcher Gewalt, daß er die Bäte, welche ihm am nächsten waren, zertrümmert haben würde, wenn es ihnen nicht gelungen wäre, sich schnell zu entfernen. Nun wollte der Fisch seine Rache an dem Schiffe ausüben, schwamm heulend und schnaubend auf dasselbe los, untkreiste es ein Paar Mal, und gab ihm alsdann einen Schlag an den Vordertheil, daß der Kochsjunge versicherte, die Erschütterung sei einem Erdbeben gleich gewesen. Der Fisch war verchwunden, und der Leck des Schiffes so stark, daß es in fünf Minuten mit Allem was es enthielt unterging, und nur der Kochsjunge mit Mühe gerettet werden konnte.

Da befand sich die Mannschaft nun, auf vier kleinen Bäten, dem hohen Meere Preis gegeben. Bis zum nächsten Lande hatte sie eine Reise von mehreren Wochen zu machen, und ihre ganze Provision bestand in einigem Zwieback, den sie zufällig mitgenommen hatte. Nachdem man einige Zeit Rath gehalten, wohin man sich wenden wolle, und sich darüber nicht vereinigen konnte, nahmen zwei Bäte ihren Weg nach den Washington- oder Marquesas-Inseln, und die beiden andern, wo sich auch der Capitain befand,

steuerten nach Siben, in der Absicht die Insel Juan Fernandez zu erreichen. Von den Ersteren hat man weiter nichts erfahren; die Letzteren wurden nach vierzehn Tagen von einem Schiffe aufgenommen. Es waren nur noch der Capitain und vier Mann am Leben. Die übrigen Zehn waren vor Hunger umgekommen, und die Überlebenden hatten sich von den Leichnamen genährt.

II. Crösus der Reiche.

Zu Crösus kam Solon, der Gesetzgeber Athens, und nachdem man ihm alle Pracht und allen Reichthum gezeigt hatte, sagte der König: „Athenischer Gastfreund, deine Weisheit ist oft bei uns gerühmt worden, darum nenne mir den Menschen, welcher dir bisher unter allen, die du kennst, der Glücklichsste zu sein schien?“ Solon antwortete: „Tellus, der Athener. Ihn wurden in glücklichen Zeiten seiner Vaterstadt drei schöne und tapfere Söhne geboren, und er sah noch, wie diese ebenfalls alle Kinder bekamen, die am Leben blieben! Sein Tod war so glücklich als sein Leben, denn er blieb in einem siegreichen Gefechte gegen die Eleusiner, und seine Mitbürger begruben ihn mit großen Ehrenbezeugungen auf öffentliche Kosten.“

Crösus, verwundert, daß Solon ihn selbst nicht für den Glücklichsten halte, fragte weiter, wer nach Tellus der Glücklichsste sei, überzeugt, daß Solon ihm doch die zweite Stelle einräumen werde. Aber dieser sagte: „die Argiver Kleobis und Biton; sie hatten hinreichendes Vermögen, eine außerordentliche Leibesstärke, und wurden beide Sieger in den öffentlichen Kampfspielen. Als ihre Mutter Alters halber nicht zu dem Feste der Here gehen konnte, und auch kein Gespann bei der Hand war, so zogen sie die Jünglinge nebst dem Wagen fünf und vierzig Stadien weit bis vor den Tempel. Da priesen alle umherstehende Argiver die Stärke der Jünglinge, und die Argiverinnen priesen ihre Mutter, daß sie solche Kinder geboren habe! Diese aber, entzückt über die That und den Ruhm, bat die Göttin, ihren Söhnen zu verleihen, was dem Menschen am zuträglichsten sei. Sobald nun das Opfer und Gastmahl nach diesem Gebete beendet war, schliefen die Jünglinge in dem Tempel ein und erwachten aus diesem Schlafe nicht wieder. Die Argiver ließen Bildsäulen von ihnen verfertigen und sandten diese als Gestalten trefflicher Menschen zum Tempel des Gottes nach Delphi.“

So gab Solon dem Kleobis und Biton die zweite Stelle in der Reihe der Glücklichen; Crösus aber rief erzürnt aus: „verachtest denn du mein Glück so ganz und gar, athenischer Gastfreund, daß du mich hierin nicht einmal gemeinen Menschen gleichschätze?“ Solon erwiderte: „O, König! alles Außerordentliche bringt Leid und Unruhe mit sich, und von allen Tagen des menschlichen Lebens ist kein einziger dem andern vollkommen gleich. Jetzt bist du unge-

mein reich und ein König über viele Menschen, allein ob glücklich, das kann ich erst sagen, wenn ich vernehme, du habest dein Leben schön geendet. Wenn gleich der Reiche leichter eine Lust befriedigt und leichter ein Unglück verschmerzt, als der Arme, so hat doch dieser in seiner einfachen Lebensweise, in seiner Gesundheit, in seinen Kindern weit bedeutendere Vorzüge — aber sogar der Arme kann erst glücklich genannt werden, wenn er auf eine schöne Weise sein Leben beschließt. Bei allen Dingen muß man auf den Ausgang sehen, denn oft sandten die Götter auf das Glück desto größeres Unheil.“

Crösus hielt diese Rede für thöricht und entließ Solon ohne ferner einige Rücksicht auf ihn zu nehmen. Auch Aesop, der Fabeldichter, tabelte diesen, daß er nicht verstehe den Königen das Lieblichste zu sagen. „Wohl aber, erwiderte Solon so kurz als passend, das Löblichste.“

Bald nachher träumte dem Könige, der eine seiner Söhne, Alys — denn der zweite war unglücklich gebildet und stumm — werde durch ein eisernes Geschloß umkommen, worauf er schnell dem kriegerrischen Jünglinge eine Frau gab und sogleich alle Geschosse von ihm entfernen ließ.

Um diese Zeit floh Adrast, ein Phrygier aus königlichem Geschlechte, zu Crösus, weil er unvorsetzlich seinen Bruder getödtet hatte. Der König reinigte ihn, den heiligen Gebräuchen gemäß, und sprach: „bleib bei mir als Freund; je leichter du dein Unglück trägst, desto mehr wirst du dabei gewinnen.“

Alys aber, des Krieges und der Jagd gewohnt, war bekümmert über jene neue Lebensweise, und als Crösus die Bitte der Phryger abschlug, er möge seinen Sohn mit den Schaaren der Jünglinge und Hunde senden, um einen großen Schaden bringenden Eber zu erlegen, so fragte der Jüngling klagend seinen Vater, warum er ihm alle Gelegenheit zu rühmlichen Thaten raube. Crösus erzählte jetzt den Traum, wogegen Alys bewies, daß er bei der Jagd eines Ebers, der sich mit Jähnen, nicht mit Geschossen, vertheidige, keinesweges in Erfüllung gehen könne. Crösus willigte hierauf in jenes Gesuch und bat den Adrast, für die große Wohlthat, welche er ihm erzeigt habe, des Jünglings Hüter zu sein. Man zog aus zur Jagd, schloß das Thier ein, Adrast warf den Wurfspieß, fehlte — und tödtete den Alys. Die Lyder trugen dessen Leichnam zu Crösus; von ferne folgte der Mörder und flehte den Tod von dem laut über sein Unglück jammernden König. Dennoch aber sprach dieser zu Adrast: „du bist nicht Schuld, du bist nur das Werkzeug der Götter, die mir längst diesen Unfall verkündet haben!“ Er ließ den Alys feierlich begraben; und Adrast, welcher seinen Bruder getödtet hatte, zum Mörder an dem Sohn seines Versöhners geworden war und sich für den unglücklichsten Menschen auf Erden hielt, tödtete sich, sobald es um die Todesstätte her von Menschen stille ward, mit eigener Hand auf dem Grabhügel.

Zwei Jahre lang verjetzte der Tod des Alys den Crösus in die tiefste Trauer, da erhielt er Kunde, daß sein Schwäger Atyages und

das medische Reich durch Cyrus gestürzt sei. Sogleich erforschte er die Orakel, fand allein das delphische wahrhaft, und beschloß den Krieg, ob er gleich auf eine deshalb gethane Anfrage den sehr zweideutigen Bescheid erhielt, er werde ein großes Reich zerstören. Nur Sandanis, ein kluger Lyder, widerrieth den Kampf mit einem armen und rohen Volke, von dem nichts zu gewinnen sei; er zeigte, wie viel dagegen Crösus und die Lyder zu verlieren hätten. Vergeblich; es kam zum Kriege.

Das erste in Perien, unfern von Sinope, vorkommende Treffen war unentscheidend, worauf Crösus beschloß nach Sardes zurückzugehen, um seine Bundesgenossen (denn allgemein war die Furcht vor der entstehenden persischen Macht), die Aegypter, Babylonier, Sacedämonier zu versammeln. Anstatt daß er nun bis zu deren Ankunft alle Vorsichts- und Vertheidigungsmaassregeln hätte verdoppeln sollen, entließ er in der Meinung sein Heer, Cyrus werde durch jenes erste Treffen geschreckt sein und während des bevorstehenden Winters nichts unternehmen. Seiner rastlosen Thätigkeit gemäß rückte dieser aber schnell und gegen alle Erwartung vor, gewann im Jahre 546 vor Christus eine große Schlacht in der Gegend von Sardes und begann die Belagerung dieser Stadt. Am vierzehnten Tage erstiegen die Perser dieselbe an der festesten und deshalb am wenigsten bewachten Stelle. Schon war ein Söldner im Begriff den Crösus zu tödten, als dessen bis auf diesen Tag stummer Sohn in entsetzlicher Angst ausrief: „Mensch, tödte den Crösus nicht!“ — Und von diesem Tage an behielt er die Sprache.

Cyrus befahl, den gefangenen Crösus auf einem Scheiterhaufen zu verbrennen; da gedachte dieser an Solons Worte und rief ihn dreimal laut bei Namen. Hiedurch aufmerksam gemacht, fragte Cyrus nach der Ursach dieses Ausrufs, vernahm die frühern bedeutungsvollen Warnungen, und schenkte nunmehr bewegt dem König nicht allein das Leben sondern hielt ihn auch seitdem in hohen Ehren.

III. Taschenpieler.

1. Unter diese Aufschrift bringe ich nicht nur die eigentlich so genannten Taschenpieler, welche, für Geld, durch geschickte und geschwinde Wendungen der Hände, des Körpers und ihrer Geräthschaften den Zuschauern ein angenehmes Blendwerk machen, oder einen unschuldigen Betrug spielen, so daß diese etwas anders zu sehen oder zu hören glauben, als sie wirklich sehen und hören, sondern auch die Seiltänzer und diejenigen, welche ungewöhnliche oder dem Anschein nach gefährliche Stellungen ihres Körpers wagen, oder künstlich abgerichtete Thiere, so genannte Automaten und andere Kunstwerke, die durch ihre versteckte Einrichtung wunderliche Wirkungen zu haben scheinen, für eine Belohnung sehen lassen.

2. Das Blendwerk, Feuer auszuspeien, welches noch jetzt von Unwissenden vorzüglich bewundert wird, ist sehr alt. Als die Skla-

ven in Sicilien ungefähr anderthalb Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung den gefährlichen Zustand machten, hatten sie unter sich einen Syrer, Namens Eunus, einen listigen dreisten Kerl, welcher mancherlei Schicksale gehabt und dabei allerlei erlernt hatte. Er rühmte sich eines genauen Umgangs mit den Göttern, war das Orakel seiner Mitklaven, war ihr Anführer, und bewies seinen göttlichen Beruf mit Wundern. Wenn er in heiliger Wuth seinem Haufen Muth einflößen wollte, dann blies er Flammen oder Funken aus dem Munde. Die Geschichtschreiber melden, er habe eine Muschelschale an beiden Enden durchgebohrt, solche mit einer glimmenden Materie angefüllt, in den Mund genommen und hindurch geblasen.

Jetzt wird dieß noch besser gemacht. Man rollt etwas Flachs oder Hanf zur Größe einer Flintenkugel zusammen, läßt es überall anbrennen, oder fast ganz verbrennen, und bewickelt es glühend mit Flachs; so erhält sich das Feuer darin eine Zeit lang. Der Künstler bringt diese Kugel unbemerkt in den Mund, und bläst die Luft hindurch, so daß eine Menge schwacher Funken heraus fahren; er magt nichts dabei, wenn er nur die Luft nicht durch den Mund, sondern durch die Nase einathmet. Durch eben diese Kunst mußte der Rabbi Bar-Cocheba, unter dem Kaiser Hadrian, den leichtgläubigen Juden zu beweisen, er sei der gehoffte Messias; und noch ein Paar Jahrhunderte später ward selbst der Kaiser Constantius in Furcht gesetzt, als Valentinian ihm meldete, er habe einen von der Leibwache Abends Feuer und Flammen speien sehen.

3. Man hat in neuern Zeiten oft Leute bewundert, welche über glühende Kohlen oder glühendes Eisen gingen, oder solches bald in den Händen bald in den Zähnen trugen. Am Ende des vorigen Jahrhunderts machte damit ein Engländer Richardson viel Aufsehen; es ward versichert, er laue glühende Kohlen, tröpfle sich geschmolzenen Schwefel auf die Zunge, verschlucke geschmolzenes Glas, u. d. Das Blendwerk abgerechnet, was dabei den Zuschauern gemacht wird, so scheint alles nur darauf anzukommen, die Haut der Fußsohlen und der Hände dergestalt zu erhärten, daß sie ganz hornartig und unempfindlich wird, und die darunter liegenden Nerven, gleichsam wie in Schuhen und Handschuhen, wider Beschädigungen gesichert werden. Eine solche Erhärtung erfolgt, wenn die Haut beständig gedrückt, angeengt oder gestochen oder sonst beschädigt wird; so werden die zerstochnen Finger einer fleißigen sonst zarten Näherin hornartig, so die Hände der Feuerarbeiter, so die Füße derer, die jederzeit nackend auf heißem Sande gehen.

Als ich im September 1765 zu Awestad in Dalerne die Kupfergarmacherei besuchte, nahm ein Arbeiter, für ein Trintgeld, etwas geschmolzenes Kupfer in die Hand, zeigte es uns, und warf es an die Wand. Er drückte dabei die Finger seiner gehörnten Hand dicht an einander, hielt sie einige Augenblicke vorher unter der Achsel, um sie, wie er sagte, schwitzend zu machen, schlug alsdann mit der flachen Hand über die mit geschmolzenem Kupfer gefüllte Kelle

weg, faßte davon etwas, und bewegte im Vorzeigen die Hand sehr schnell hin und her. Bei Betrachtung derselben merkte ich einen Geruch, als ob Horn oder Leder angefangen wäre, aber verbrannt war die Hand nicht. Dieß haben die schwedischen Hüttenleute schon im vorigen Jahrhunderte Reisenden gezeigt, denn Regnard sah es 1691 auf einer Kupfergarmacherei in Lappland. Es ist sehr wahrscheinlich, daß Leute, welche glühendes Eisen tragen und darauf gehen, wie ich in Amsterdam, jedoch nur in der Entfernung, gesehen habe, auf gleiche Weise vorher die Haut hornartig machen. Sie sollen dieß durch eine oft wiederholte Benetzung mit Vitriolgeist bewirken, wie wohl nach andern Nachrichten auch der Saft einiger Pflanzen dazu dienen soll; noch andere versichern, die Haut müsse nur sehr oft lange Zeit mit Baumöhl eingetrichtert werden, wodurch freilich auch Leber hornartig wird.

Auch von diesem Kunststücke findet man Spuren in den Schriften der Alten. Auf dem Berge Soracte in Etrurien ward jährlich ein Fest gehalten, wobei die Hirpi, welche nicht weit von Rom wohnten, über glühende Kohlen liefen, weswegen sie von dem römischen Senate besondere Vorzüge genossen. Servius hat aus einer verlorenen Schrift des Varro angemerkt, daß die Hirpi sich dabei nicht sowohl auf ihre eigene Heiligkeit, als vielmehr auf die tüchtige Zubereitung ihrer Füße verlassen hätten. Auch zu Castabala in Cappadocien, bei dem der Diana geweihten Tempel, gingen ebenfalls Weiber auf glühenden Kohlen.

Ich weiß nicht alles, was von dem so genannten Gottesurteil, da der Beschuldigte ein glühendes Eisen tragen mußte, bekannt ist, aber ich bin fest überzeugt, daß auch dieses ein Taschenspiel der Pfaffen gewesen ist, welches sie nach ihren Absichten angewendet haben. Bekanntlich wurden nur schwächliche Personen, denen die Zweikämpfe unmöglich waren, und vornehmlich Mönche und Geistliche, denen die mißlichen Zweikämpfe nicht erlaubt waren, zu dieser Reinigung gelassen. Die Probe selbst geschah in der Kirche, nämlich unter Anordnung der Geistlichen; sie lasen dabei Messen, weihten den Beklagten und das Eisen, besprigten mit Weihwasser, machten selbst das Eisen glühend, und nutzten alles dieses, wie andere Taschenspieler andere Gaukeleien, um die Aufmerksamkeit der Zuschauer abzuleiten. Der Beklagte mußte wenigstens drei Tage und drei Nächte unter ihrer Aufsicht sein, auch eben so lange nachher unter ihrer Aufsicht bleiben. Sie überzogen vor und nach der Probe die Hände, versiegelten und entsiegelten den Überzug, und zwar ersteres, um, wie sie sagten, eine künstliche Zubereitung der Hände zu verhüten, letzteres aber, um zu sehn, ob diese verbrannt wären. Also kannte man eine künstliche Zubereitung, denn sonst hätte man dawider keine Vorsicht brauchen wollen.

Es ist sehr wahrscheinlich, daß in den drei ersten Tagen die Vorbereitung bei denen Personen, die unschuldig sein sollten, angebracht ward, und daß die drei Tage nach dem Urtheile nöthig waren, um die Hände wieder ihren natürlichen Zustand annehmen zu

lassen. Die heilige Versiegelung sicherte wider die Untersuchung verwegener Zweifler. Denn zur Entscheidung, ob die Hände verbrannt wären, waren wenigstens die drei letzten Tage unnöthig. Wer nun drei oder sechs Pfund Eisen neun Fuß weit getragen hatte, der mußte sich die Hände verbinden, nicht versiegeln, lassen; wer aber keinen Verband nöthig hatte, der hatte glücklich gespielt, den hatten die Pfaffen gerettet. Übrigens ist auch die Anwendung dieses Taschenspiels sehr alt und heidnischen Ursprungs. Beim Sophokles erbieten sich die Wächter, um ihre Unschuld darzutun, zu allen Proben ihrer Redlichkeit; wir wollen, sagen sie, sogar glühendes Eisen mit unsern Händen tragen und durchs Feuer gehen.

4. Eben so alt sind die so genannten Becherkünste, die in den Schriften der Alten als die gemeinsten Künste der Taschenspieler oft genannt werden. Sie bestehen darin, daß leichte Kügelchen so schnell und behend, daß es die unkundigen Zuschauer, deren Aufmerksamkeit durch allerlei Worte und Wendungen abgelenkt wird, nicht bemerken können, nach Verlangen unter einen oder mehrere Becher gebracht, bald unter allen weggenommen, bald dem Schein nach verschluckt werden. Gemeinlich werden drei blecherne Becher und eben so viele Kügelchen von Kork, oder Muskatennüsse, genommen, und damit diese bei der Geschwindigkeit, womit sie der Daumen erhaschen muß, nicht entlaufen oder ausweichen, auch kein Geräusch machen, bedeckt der Spieler den Tisch, vor welchem er sitzt, mit einem Tuche.

5. In allen Jahrhunderten hat es Menschen gegeben, welche durch eine außerordentliche Stärke Bewunderung erregt haben. Beispiele dieser Art sind bereits von verschiedenen gesammelt worden und sie gehören nicht zu meinem jetzigen Gegenstande. Aber ich kann beweisen, daß schon vor mehr als anderthalb tausend Jahren Leute gewesen sind, welche durch geschickte Anwendung mechanischer Vortheile auch solche Künste gemacht haben, wodurch alle unkundige Zuschauer in Erstaunen gesetzt werden, während es unzweifelhaft ist, daß jeder gesunde Mensch von gewöhnlicher Stärke mit Anwendung jener Hilfsmittel eben dasselbe leisten kann.

Im ersten Viertel des jetzigen Jahrhunderts ist ein solcher starker Mann oder Simson, wie er sich nannte, ein Deutscher, fast in ganz Europa umher gereist, und seiner vermeinten Künste ist damals in so vielen Schriften gedacht worden, daß man daraus schließen kann, sie müssen vorher nicht oft gezeigt gewesen, und also wieder neu geworden sein. Er nannte sich Joh. Carl von Edeberg, war aus Harzgerode im Anhaltischen, damals 33 Jahre alt. Er hob, auf einem Gerüste stehend, eine Kanone oder einen Reiter zu Pferde in die Höhe, trank dabei, oder blies dabei auf einem Waldhorn. Zwei oder mehr Pferde konnten ihn nicht aus der Stelle ziehen, wenn er sich auf einer schief liegenden Fläche zwischen ein Paar Pfähle gestemmt hatte; er zerriß Stride, und er hob einen Keil auf, welcher, wenn er hingestreckt auf der Erde lag, auf seinen Knien stand. Was aber das größte Erstaunen verursachte, war, daß er sich auf

der Brust Steine mit schweren Hämmern zerschlagen, oder auf dieselbe einen Amboss setzen und darauf Eisen schmieden ließ.

Eben dieses letzte hat schon im dritten Jahrhunderte der Firmus oder Firmius geleistet, der sich zur Zeit des Kaisers Aurelian in Agypten zum Kaiser aufwarf. Er war aus Seleucia in Syrien, war Freund der bekannten Zenobia, und ward von Aurelian öffentlich hingerichtet. Von ihm, und nicht von dem Firmus, der hundert Jahre später in Afrika von dem Vater des Kaisers Theodosius überwunden ward, erzählt Vopiscus, er habe sich auf die Brust einen Amboss setzen und darauf schmieden lassen, er habe dabei rückwärts gelegen, habe sich aber mit Füßen und Schultern dergestalt gegen feste Körper gestemmt, daß sein ganzer Körper einen Bogen gemacht und er mehr zu schweben als zu liegen geschienen habe.

6. Die künstlichen Reiter, welche sich in neueren Zeiten oft haben sehen lassen, scheinen zuerst aus dem Orient gekommen zu sein; wenigstens kamen diejenigen, welche im dreizehnten Jahrhunderte am byzantinischen Hofe waren und durch ganz Europa zogen, aus Agypten. Sie standen im Galopp auf den Pferden, sprangen im Jagd herunter und hinauf, schwangen sich um das Pferd, u. s. w. Am Ende des sechzehnten Jahrhunderts zog ein Italiener umher, welcher diese Künste als Sklav in der Türkei gelernt haben wollte. Montaigne sah ihn 1681 in Rom, und im folgenden Jahre war er in Paris.

7. Ob die Alten schon Pferde, Hunde, Vögel und andere Thiere zu allen den Künsten abgerichtet haben, welche jetzt nicht selten für Geld gezeigt werden, weiß ich noch nicht; aber das weiß ich, daß was sie mit dem Elephanten, freilich dem klügsten und gelehrigsten Thiere, geleistet haben, alles übertrifft, was noch bis jetzt von dieser Art bekannt ist. Ohne zu wiederholen, was schon gar oft erzählt worden, erinnere ich nur an die Elephanten, welche auf dem Seile vorwärts und rückwärts, auf und nieder gegangen sind, dergleichen Balba zuerst dem römischen Volke zeigen ließ. Nachher hat man das Vertrauen auf die Geschicklichkeit dieses Thieres so weit getrieben, daß sogar Jemand, auf dem Elephanten sitzend, auf einem über das Theater gespannten Seil geritten ist. Lipsius, der die Zeugnisse gesammelt hat, meint, man könne sie unmöglich bezweifeln.

Die Abrihtung der Pferde, so daß sie auf geringe Zeichen, die selbst den aufmerksamsten Zuschauern unmerklich sind, Handlungen vornehmen, welche dem, der die Kunst nicht kennt, wahren Verstand zu verrathen scheinen, habe ich in den Schriften der Alten noch nicht bemerkt. Daß aber die Sybariten die Pferde nach dem Takte der Musik tanzen gelehrt haben, das ist von vielen Schriftstellern bezeugt worden. Hunde, welche so wie jene Pferde abgerichtet worden, sind schon im sechsten Jahrhundert bewundert worden.

Im Jahre 1766 ward in England Einer, Namens Wildmann, dadurch sehr bekannt, daß er die Bienen dergestalt zu zähmen und abzurichten wußte, daß sie ihm nicht nur überall folgten, sondern sich

auch an sein Gesicht oder an seine Hände, ohne zu stechen, ansetzen und seinen Befehlen, wie es schien, gehorsam waren. Ich weiß nicht, daß die Alten schon die Kunst gewußt haben, aber ich will doch bei dieser Gelegenheit anzeigen, daß sie hundert Jahr vor Wildmann schon am Senegal, im Reiche Galam, bekannt gewesen ist. Denn als der Franzose Bruce im Jahre 1698 dahin kam, besuchte ihn ein Mann, der sich den Dienentönig nannte. Sein Geheimniß, sagt Bruce, mag bestehen worin es will, so ist doch so viel gewiß, daß die Bienen ihm überall, wohin er ging, wie Schafe ihrem Hirten, nachfolgten. Sein ganzer Leib, besonders seine Mütze, war so von Bienen bedeckt, daß es wie ein Schwarm aussah, der sich zuerst wo ansetzt. Sie folgten ihm als er wegging, denn außer denen, die auf seinem Leibe saßen, hatte er noch tausende zu seinem Gefolge.

8. In neuern Zeiten lassen sich zuweilen solche Personen, die entweder gar keine oder ganz unförmliche Arme oder Hände haben, dagegen aber diesen Mangel größtentheils durch den Gebrauch der Füße und Beine zu ersetzen wissen, für Geld sehen. Indem sie die Zuschauer unterhalten, verdienen sie sich selbst den Unterhalt, welchen sie auf keine andere Weise zu verdienen fähig wären. Beispiele dieser Art sind seit ein Paar Jahrhunderten nicht selten, aber in den Schriften der Alten habe ich nur erst eines gefunden. Ein indischer König, Namens Porus, schickte dem Kaiser Octav. Augustus eine Gesandtschaft mit Geschenken, worunter seltene Thiere waren und auch ein Mensch ohne Arme, welcher aber mit den Füßen den Bogen spannen, Pfeile abschließen, auch auf der Trompete blasen konnte. Dio Cassius gesteht, er begreife die Möglichkeit nicht, aber Strabo beruft sich auf Nicolaus von Damascus, der alle diese Geschenke bei der Durchreise in Antiochia gesehen hatte.

9. Figuren und Puppen, welche sich selbst zu bewegen scheinen, wurden ehemals gebraucht, um Wunder zu thun; dazu können sie jetzt wohl kaum noch in irgend einem katholischen Lande angewendet werden, aber zur Belustigung des großen Haufens dienen sie immer noch. Dahin gehören die so genannten Marionetten, deren Theile mit einem Faden unmerklich gezogen werden. Etwas künstlicher sind solche, welche durch Umdrehung einer mit Tangenten besetzten Welle in Bewegung gesetzt werden. Am künstlichsten sind die Maschinen, welche durch ein Käberwerk, mit Hülfe eines Gewichtes oder einer Feder, eine Zeit lang in fortdauernder Bewegung erhalten werden. Letztere nennt man Automaten und, wenn sie menschliche Figuren sind, Androiden. Die eigentlichen Marionetten sind uralte. Die Griechen hatten sie schon, und von ihnen kamen sie zu den Römern. Sie hießen neurospasta und wurden vornehmlich in den Schauspielen gebraucht. Aristoteles erwähnt solcher, welche Kopf, Augen, Hände und mehr Gliedmaßen ganz natürlich bewegten.

Die Frage, wie alt die Erfindung der eigentlichen Automaten sei, die ihre Bewegung durch Käber, Gewicht oder Federn erhalten, überlasse ich denen, welche die ältesten Mathematiker gelesen haben

und die Geschichte der Mechanik bearbeiten wollen. Nach dem, was ich jetzt weiß, haben die Alten dergleichen noch nicht zu machen verstanden. Erst als die Uhren zu einiger Vollkommenheit gekommen waren, brachten einige Künstler dabei Figuren an, welche zur Zeit, wann die Glocke schlagen sollte, allerlei Bewegungen machten; und nachdem dieß geklärt war, so versuchten einige solche Figuren auch einzeln, ohne Uhr, zu versfertigen, die entweder gewisse einzelne Gliedmaßen bewegten, oder auch den ganzen Körper fortbewegen, oder laufen, konnten. Als in der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts der nürnbergische Kunstschlosser Hans Bullmann männliche und weibliche Figuren machte, welche, durch ein Uhrwerk getrieben, hin und her gingen und nach dem Takte auf Pauken und Lauten schlugen, so wurden solche überall als ganz neue Erfindungen bewundert. Das war um die Zeit, als die Taschenuhren in Gebrauch kamen.

Alle Nachrichten, welche von viel ältern Automaten reden, verdienen noch eine genaue Untersuchung. Dahin gehört des Johan Müller oder Molitor, oder Regiomontanus, eiserne Fliege, welche umhergeschlagen sein soll, und sein künstlicher Adler, der dem Kaiser Maximilian den 7 Jun. 1470, bei der Ankunft in Nürnberg, entgegen geflogen sein soll. Aber keiner von den gleichzeitigen Schriftstellern, die doch dieses großen Gelehrten oft erwähnt haben, hat davon etwas gemeldet. Joh. Wilh. Baier soll bewiesen haben, daß die so genannte Fliege, durch ein Räderwerk getrieben, auf dem Tische gelaufen, und daß der Adler auf dem Stadthore gestanden, bei Ankunft des Kaisers die Flügel ausgestreckt und mit Neigung des Körpers geklappt habe.

Eben so mangelhaft ist die Nachricht von der hölzernen Taube des Archytas von Tarent. Sie soll geflogen haben, soll aber, wenn sie sich einmal gesetzt hatte, nicht wieder haben auffliegen können. Letzteres ist nicht unglücklich, aber wenn damals schon die aerostatischen Maschinen bekannt gewesen wären, so ließe sich auch noch wohl das erste glauben; jetzt läßt sich mit keiner Wahrscheinlichkeit bestimmen, was für ein Kunststück zu dieser Erzählung Veranlassung gegeben hat. Auch der Kopf des Albertus Magnus, der sich nicht nur bewegt, sondern der auch gesprochen haben soll, ist zu wenig bekannt, als daß sich darüber urtheilen ließe. Er muß wohl eine sehr künstliche Einrichtung gehabt haben, wenn es wahr ist, daß 30 Jahre daran gearbeitet worden.

Die künstlichsten, wenigstens die berühmtesten Automaten sind diejenigen, welche Baucanson gemacht hat, die er zuerst im Jahre 1738 zu Paris öffentlich sehen ließ. Das eine war ein sitzender Flötenspieler, welcher 12 Stücke spielte, und zwar, wie wenigstens versichert ward, durch den aus dem Munde in die Querslöte gestoßenen Wind, deren Löcher von den Fingern der Figur geöffnet und geschlossen wurden. Das zweite war eine stehende Figur, die auf gleiche Weise auf der mit der linken Hand gehaltenen provenzalischen Schäferpfeife spielte und mit der rechten den Takt auf einer Trommel (tambour de Basque) schlug. Das dritte war eine Ente.

von natürlicher Größe, welche die Flügel bewegte, alle Stellungen einer Ente machte, wie eine Ente schrie, Wasser trank, Körner fraß, und dann nach einiger Zeit eine dem Entenauswurf ähnliche Materie hinten fallen ließ. Diese Stücke müssen öfters nachgemacht sein. Ich habe sie im Jahre 1764 auf dem kaiserlichen Lustschlosse Zarstojse fels bei St. Petersburg gesehen, wo man mir sagte, sie wären von Baucanson gekauft worden. So viel ich mich erinnere, war der Tambourin schadhast. Ich sah dort auch ein Regiment Soldaten, welches, von einem Uhrwerke getrieben, exercirte.

Um das Jahr 1752 zog ein Silberarbeiter Du Moulin mit solchen Baucanson'schen Automaten in Deutschland umher; er suchte sie 1754 dem Markgrafen von Baireuth zu verkaufen, mußte sie aber in Nürnberg dem Pflügerschen Contore versehen, welches sie für 3000 Gulden, als die gehabte Anstlage, zu verkaufen suchte. Nun hat sie vor einigen Jahren Hr. Hofrath Veireis in Helmstädt erkaufte, welcher die Güte gehabt hat, sie mir zu zeigen. Leider ist keines mehr ganz gangbar; die Flötenspieler geben nur noch schwache Töne, aber die Ente frist, säuft und bewegt sich noch. Es ist aber nur das Gerippe aus Messingdraht, welches mit Entensehern nach der Natur besetzt werden sollte. Weil diese Bekleidung fehlt, so kann man desto besser die innere Einrichtung sehen, wovon ich nur anmerke, daß die Bewegung von einer Walze durch seine Ketten, so wie die in den Taschenuhren sind, geschieht, welche alle durch die Flügel der Ente, die doch nur die natürliche Dicke haben, geleitet sind. Hr. Nicolai sagt, Du Moulin sei 1755 nach St. Petersburg gereist und 1765 zu Moskau als Maschinenmeister gestorben. Vielleicht hat er also die Automaten, welche ich in Rußland gesehen habe, auch dort versfertigt. Die, welche er in Nürnberg zurück gelassen hat, scheinen entweder nie vollendet gewesen, oder von ihm absichtlich verdorben zu sein, denn sie scheinen Mängel zu haben, welche man keinen Zufällen zuschreiben kann. Hr. Hofrath Veireis hat inzwischen den Anfang gemacht, sie auszubessern zu lassen.

Ich gestehe, daß mir die Ente das künstlichste Stück zu sein scheint, aber ich meine beweisen zu können, daß schon vor Baucanson jemand ein ähnliches Stück versfertigt hat. Es erzählt nämlich Labat, daß der französische General de Venes, der ums Jahr 1688 die französische Colonie auf St. Christoph wider die Engländer vertheidigen sollte, einen Pfau versfertigt habe, welcher gehen konnte, das ihm vorgeworfene Korn von der Erde aufschraf, es dem Anschein nach verdauete und das übrige hinten auswarf. Dieser Mann war aus einer alten adelichen Familie in Bretagne, die aber so sehr verarmt war, daß der Vater ein Handwerk trieb.

10. Noch sei es mir erlaubt, von dem Alter einer Taschenspielererei zu reden, welche, so alt sie ist, noch zu unsern Zeiten Bewunderung erregt, und sogar Gelehrte getäuscht hat; ich meine die redenden Maschinen, welche dem Anschein nach auf mancherlei Fragen und zuweilen in mehreren Sprachen antworten, auch wohl singen und ein Waldhorn blasen. Zuweilen steht eine Figur oder

ein Kopf auf einem Kasten, dessen vorderer Theil dann, zum Schein, mit einem Blasebälge, mit Windladen, Walzen, Pfeifen, welche die Sprachwerkzeuge vorstellen sollen, angefüllt ist. Zuweilen ist die Figur nur ein türkisch bekleideter Paradenstock mit ein Paar Armen, der vor einem Tische steht; zuweilen ist auch nur die Puppe auf einem Tische an die Wand gefestigt. Den Ton hört man durch ein Sprachrohr; was, die Figur an den Mund hält.

Manche Gaukler sind so vorsichtig, die Stimme sei nicht von einem Menschen, sondern werde wie die Musik der Orgel durch Kunst hervorgebracht; manche, sonderlich die letzteren, welche ich gesehen habe, waren etwas bescheidener oder furchtsamer, und wußten den Fragen über die Entstehung der Stimme so gut auszuweichen, als die Gaukler, welche die Becherkünste machen. Diese bestehen nicht darauf, daß die Zuschauer glauben sollen, sie drückten sich die verschluckten Kugeln wieder aus den Augen heraus, und auf die Frage, wie denn das Unmögliche als möglich dargestellt werde, antworten sie, darin bestehe eben ihre Kunst, das heißt: rathe wer kann, und wer kann, verrathe den Meister nicht! Damit sind denn auch die Zuschauer meistens zur Ruhe gebracht. Aber bei den redenden Maschinen pflegen diese sich in zwei oder drei Meinungen zu theilen. Einige behaupten, die Maschine mache die Stimme, andere, der Künstler antworte selbst, indem er, wie man es nennt, durch den Bauch rede, oder seine Stimme gewaltsam verändere, und noch andere glauben, es antworte ein irgendwo versteckter Mensch.

Die Festigkeit, womit diese Meinungen vertheidigt werden, haben dem Gaukler zuweilen Lebensgefahr zugezogen. Denn nachdem die Illusion bekannt geworden, hat an manchen Orten das Volk, welches sich doch zum Theil wissentlich von den Taschenspielern für sein Geld betriegen läßt, geglaubt, es dürfe und müsse sich in diesem Falle wegen solches Betruges rächen. Zuweilen sind die Maschinen zerschlagen und die Eigner als Betrüger mißhandelt worden. Ich gestehe, daß ich nicht weiß, warum der Gaukler mit den redenden Maschinen ein strafbarer Betrüger sei, als der, welcher sagt, er speie Feuer, er esse siedendes Oehl, er fange die auf ihn abgeschossene Kugel mit der Hand, und als der, welcher die Marionetten im chinesischen Schattenspiel reden läßt. Der Zuschauer bezahlt das Vergnügen, welches ihm der fein versteckte Betrug macht, und zwar desto zufriedener, je feiner dieser versteckt ist, je weniger er ihn errathen kann. Aber die Person, welche durch die Puppe redet und singet, ist ja so gut versteckt, daß sogar geschulte Leute sich eingebildet haben, es sei die Versteckung unmöglich. Jetzt ist das Kunststück schon vielen bekannt.

Entweder ist ein Kind oder die Frau des Gauklers im Kasten verborgen, oder es ist jemand im nächsten Zimmer versteckt, aus dem durch die Wand eine Röhre zur Puppe geht, durch welche die Antwort zu den Zuhörern gebracht wird. Diese giebt der Gaukler dem versteckten Gehülfsen durch abgeredete Zeichen an. Wir ist, in Gesellschaft des Hrn. Obercommiss. Stock, auf versprochene

Berschwiegenheit der Gehülfsen im andern Zimmer, vor der Röhre, mit der Charte in der Hand, worauf die abgeredeten Zeichen standen, gezeigt worden, und dieser war so heimlich ins Haus gekommen, daß sogar der Wirth nichts von ihm wußte. Inzwischen gestand uns der Gaukler, daß er sein Spiel nicht ohne Furcht triebe, und gewiß nicht wagen würde an einem Orte, wie Göttingen sei, lange zu verweilen, oder dahin jemals wieder mit seinem Türken zurück zu kommen, ungeachtet unser Publikum so billig war, ihn mit seiner Einnahme ruhig abreisen zu lassen.

IV. Friedrich der Große König von Preußen.

Von dessen Arzte Zimmermann.

1. Eines Tages war der König allein in seinem Zimmer im kleinen Schlosse zu Sanssouci. Ein Fenster war offen, und vor diesem Fenster lag eine Chatouille, voll in Papier gerollter Dukaten. Der König sah nicht, daß eben einer seiner Bedienten dicht vor dem Fenster vorbeiging, aber der Bediente sah, daß der König abwärts blickte, und nahm geschwind eine dieser Rollen voll Dukaten mit. Bald hatte indeß der König wahrgenommen, daß ihm eine Rolle mangelte. Er rief daher einen seiner Kammerhusaren und sprach: „mir mangelt eine dieser Rollen mit Dukaten, und ich will wissen, wer sie mir gestohlen hat.“ Der äußerst erschrockene Kammerhusar versicherte, er wisse hiervon nichts; Seine Majestät irren sich vielleicht; es scheine ihm unmöglich, daß man diese Dukaten in Ihrer Gegenwart habe stehlen können! — „Wenn du, verfestete der König, mir den Dieb nicht nennen kannst, so bleibst du für den Diebstahl verantwortlich!“ — Der arme höchst betroffene Kammerhusar stellt dem König vor, er könne für dasjenige nicht verantwortlich sein, was in dem Zimmer des Königs vorgehe, wenn er nicht da sei. — „Ich bin nicht ungerecht, sagte der König, aber du sollst deine Kameraden kennen und wissen, ob ein Spitzbube unter ihnen ist.“

Von diesem Augenblicke an spürte der Kammerhusar unter allen Bedienten des Königs dem Diebe nach, und es gelang ihm den Dieb zu finden. Sogleich rief der König den Dieb herein und sagte zu ihm: „Spitzbube, du hast mir eine Rolle mit Dukaten gestohlen, da hast du noch eine solche Rolle mit Dukaten; lauf, was du kannst, im Augenblicke hier zu meiner Thür hinaus; lauf weit weg aus meinem Lande, und komm nie wieder hinein; lauf, lauf, lauf, sonst möchten sie dich hängen!“

2. Eben so milde und rührend ist die zweite Geschichte, die uns Herr von Stamford erzählt hat. Ein Kammerhusar des Königs hatte ihm nach und nach zwanzigtausend Thaler gestohlen. Er hatte von verschiedenen in Berlin residirenden Abgesandten fremder Mächte Pension genommen, damit er ihnen alles wissen lasse, was er sehe und höre. Diese Treulosigkeit erfuhr der König, ließ den Kammerhusaren kommen, verwies ihm sein Verbrechen und sagte: „du

bist ein Spitzbube an mir geworden, zur Strafe mache ich dich zum Tambour.“ Der König verlangt gleich einen Adjutanten, und befehlt ihm auf der Stelle diesen Kerl als Tambour anzusetzen. Der Kammerfusar geht weg mit dem Adjutanten, geht unter dem Vorwand, daß er noch etwas hohlen wolle, nach seiner Stube und tödtet sich mit einem Pistolenschuß durch den Kopf. Der Adjutant geht gleich wieder zu dem König und macht hiervon Rapport. Der König wird sehr unruhig und fragt den Adjutanten: „ach, sagt es mir doch, habe ich diesen Menschen auch wohl zu hart behandelt?“

3. Der König erfuhr, daß ein Korporal von seinem Leibregimente, ein junger schöner und sonst braver Mann, aus Hange groß zu thun eine Uhrkette trage, an welcher, statt einer Uhr, eine Bleikugel hänge. Er wollte dieß selbst sehen, und gleich ward etwas verabredet, wodurch der Korporal dem Könige aufstoßen mußte. Apropos, Korporal! rief ihm der König zu, ihr müßt doch ein braver Kerl sein, daß ihr euch von eurem Solde eine Uhr erspart habt? Korporal. Brad schmeichle ich mir zwar zu sein, aber die Uhr hat nicht viel zu bedeuten.

König (die goldene mit Brillanten besetzte Uhr herausziehend). Meine Uhr zeigt fünf; wie viel die eurige?

Korporal (mit Bittern seine Bleikugel am Uhrbande herausziehend). Ihre Majestät! Die meinige zeigt mir weder fünf noch sechs; aber doch zeigt sie mir klar den Tod, den ich für Eure Majestät einst sterben werde.

König. Damit ihr auch täglich eine von den Stunden sehen möget, in der ihr für mich sterben werdet, so nehmt diese Uhr.

(Kein gekröntes Haupt, mit einer schönen Seele, würde nicht gern für ein solches Wort eine goldene mit Brillanten besetzte Uhr hingeben; und doch muß vor allzugroßer Neigung zum Wohlthun und übermäßiger Herzensgüte niemand in der Welt sich mehr hüten, als gekrönte Häupter. Menschenunvernunft geht nirgends so weit als im Bitten. So stockumm ist vielleicht der Mensch in keinem Falle, als in der Unbeschränktheit und Unermesslichkeit seiner Bitten, Forderungen, Annahmen, Zudringlichkeiten und Wünsche, wenn er einmal weiß oder wähnt, daß Kaiserinnen und Kaiser, Königinnen und Könige gerne geben und gerne wohlthun.)

4. Einen der bittersten Sarcasmen, die ihm je entfahren sind, mußte der französische Gesandte, Marquis de Valori (wenn ich mich im Namen nicht irre), in der Oper zu Berlin von ihm hören. Alle Opernsänger waren schon auf dem Theater versammelt, und eben wollte man den Vorhang aufziehen, als er sich anhatte und nur so weit in die Höhe ging, daß man die Beine der Sänger sah. „Monseigneur de Valori, Monseigneur de Valori!“ rief der König ganz laut nach der Loge des französischen Gesandten hinüber: „sehen Sie da das Ministerium von Frankreich, viele Beine und kein Kopf!“

5. Lucchesini hat alle literarischen Handschriften des Königs gelesen und mich über dieß alles unterrichtet. Dieß war meine erste Frage:

ist die Anekdote wahr, daß der König die Geschichte des siebenjährigen Krieges geschrieben habe, daß die ganze zum Ende gebrachte Handschrift dieser Geschichte einst auf einem Tische lag, über dem ein Kronleuchter hing, daß durch den Fehler eines Pagen ein Funke von diesem Kronleuchter auf die Handschrift fiel und die ganze Handschrift verbrannte, und daß der König dem Pagen, der vor ihm niederfiel, um ihm dieses Unglück anzuzeigen, weiter nichts antwortete als dieses göttlichgroße Wort: „also schreibe ich diese Geschichte noch einmal!“ Lucchesini sagte, diese Anekdote sei wahr. Auch habe der König die Geschichte des siebenjährigen Krieges noch einmal geschrieben, nachdem das erste Concept aufbrannte. Diese Geschichte ist nunmehr, nebst den übrigen zum Druck bestimmten Werken des Königs, auf dem Schlosse zu Berlin unter der Presse.

Rousseau erhob den Marschall von Turenne wegen einer sehr unähnlichen Anekdote. Turenne lag einst an einem schwülen Sommertage, im Nachtkamisol und in der Mütze, im Fenster seines Vorzimmers. Ein Küchenjunge, der eben vorbeiging, glaubte, dieser halbausgezogene Mensch sei sein College, schlich daher hinter ihm an und gab ihm mit der flachen Hand einen großen Klapps auf den Hintern. Turenne wandte sich mit Heftigkeit um und sah den Küchenjungen ganz außer sich vor ihm auf die Knie fallen. „Ach Monseigneur, schrie der arme Junge, ich habe geglaubt, Sie seien Georg, der Sudelkock!“ Turenne rieb sich den Hintern und schrie mit der äußersten Gutmüthigkeit: „wenn ich auch Georg der Sudelkock gewesen, so hättest du doch nicht so verteuftet zuschlagen sollen!“ — Dieser Zug von Turenne ist schön. Aber Friedrichs Gelassenheit, als er das Schicksal seiner Geschichte des siebenjährigen Krieges hörte, ist erhaben.

6. Bei aller seiner Neigung zu einem gemächlichen Leben entsagte er auch den allgermeinsten Bequemlichkeiten und Bedürfnissen desselben, denen Niemand entsagt. Als König hatte er keinen Schlafmütze, keine Pantoffeln; in seinem Bette schlief er nie anders als mit dem Hut auf dem Kopfe. Er klagte mir jämmerlich, indem er sah, daß ich fror, über das kalte Klima von Deutschland, und sagte mir, Frost und Kälte sei ihm immer höchst empfindlich gewesen. Aber er zog sich doch seine letzte tödtliche Krankheit hauptsächlich dadurch zu, daß er, bei dem letzten großen Herbstmanoeuvr in Schlessien vom Jahre 1785, bei großer Kälte und unter dem anhaltendsten und entsetzlichen Regen viele Stunden hindurch in seiner bloßen Uniform, ohne Mantel oder Überrock, vom frühesten Morgen an, vor der Spitze seiner Armee zu Pferde saß, und dann seine Mittagstafel in seinen nassen Kleidern, mit allen seinen Generalen und allen vornehmen Fremden von allen Nationen, in einer offenen Scheune hielt.

Eine fast übermenschliche Kraft übte Friedrich der Große in allen Dingen aus. Aber diese fast übermenschliche Kraft hatte dann freilich auch zur Folge, daß er von seinen Ministern und Ge-

cretaiven, Generalen, Soldaten und Ärzten abermenschliche Dinge verlangte.

V. Die Hunnen.

Im Jahre drei hundert und fünf und siebenzig drangen die Hunnen aus dem nördlichen Asien in Europa ein und brachen die Welt der gothischen Völker zusammen. Die früheren Schicksale dieser Hunnen kennt Niemand. Griechen und Römer hatten von den Ländern ihrer Fahrten und Thaten kaum dunkle Vorstellungen. Sie selbst wußten nichts von der Vorzeit. Nach Ammianus Marcellinus konnte keiner von ihnen sagen, woher er kam, keiner, wohin er wollte. Die Gräber seiner Väter waren ihm unbekannt und unbekannt das Land seiner Jugend. Flüchtlingen gleich zogen sie umher. Ein Karren war ihr Haus, der Boden ihr Herd, und ihre Heimath die Gegend, die ihnen Nahrung gab.

Solche Menschen hatten keine Überlieferung. Der heutige Tag nahm ihre ganze Seele hin, und das Gedächtniß von gestern verschwand vor der neu aufgehenden Sonne. Die Hunnen traten erst in die Geschichte ein, da sie mit den Waffen in der Faust am Don erschienen, der Gränze der gebildeten oder bildungsfähigen Völker Europa's. Und selbst von diesem Augenblick an vermögen sie nur die Aufmerksamkeit durch den Einfluß zu gewinnen, den sie auf die Schicksale und die Gestaltung der Europäischen Welt gehabt haben. Um so weniger darf man behauern, daß ihr früheres Leben verschwunden ist aus dem Andenken der Menschen.

Sie aber, diese Hunnen, waren ein fürchbares und häßliches Geschlecht, Deutschen, Griechen und Römern ein gleicher Abscheu. Die Beschreibung, die Ammianus und Jornandes von ihrer Gestalt, ihrem Leben und ihrer Weise machen, hat allerdings das Ansehen mancher Übertreibung, sie hat indeß darum geschichtlichen Werth, weil mit Gewißheit vorauszusetzen ist, daß sie noch immer hinter der Vorstellung zurück bleibt, die unter den Völkern herrschte, und weil sie von dem Eindrucke zeugt, den die Hunnen auf die Deutschen wie auf die Griechen und Römer gemacht hatten.

Nach dieser Beschreibung aber hatte das Gesicht der Hunnen das Ansehen eines Klumpens; die Augen waren wie kleine Böcher; die Wangen voll knotiger Narben, weil sie in der Kindheit aufgerissen wurden, um das Wachsen des Bartes zu verhüten; der Nacken steif und stolz; die Glieder des Leibes kurz und gedrungen, in Thierfelle gehüllt, das Rauhe nach Außen gekehrt, vom Kopfe bis zur Sohle. Ihre Laute waren einer menschlichen Sprache kaum ähnlich. Immer saßen sie auf ihren kleinen zähen Rossen, wie wenn sie mit denselben zusammen gewachsen wären; zuweilen jedoch ritten sie auch nach der Weiber Weise. Auf denselben verrichteten sie alle Geschäfte, sie kauften und verkauften, nahmen Speise und Trank und pflogen gemeinsamen Rath. Wenn sie ruhen wollten,

so legten sie sich vorwärts auf den Hals und überließen sich unbesorgt dem Schlaf und dem Traum.

Ihre Nahrung waren die Wurzeln wilder Kräuter und das Fleisch jegliches Thieres. Dieses Fleisch, durch die Jagd gewonnen, legten sie wie einen Sattel auf den Rücken des Pferdes und ritten es mürbe mit ihren Schenkeln; Feuer und Würze gebrauchten sie nicht zu der Zubereitung. Ihr Kleid wechselten sie nicht anders, als wenn es vor Alter in Fetzen vom Leibe fiel. Nach Gold hatten sie die heftigste Begierde, und ein brennendes Verlangen nach Raub. Wandelbar wie ihre Lebensart war ihre Gesinnung; auf ihr Wort durfte niemand rechnen, und leicht war ihr Zorn entflammt. Von Anständigkeit und Schicklichkeit hatten sie keinen Begriff, und keine Vorstellung von Religion.

Langen, Pfeil und Bogen waren ihre Waffen, die Spitze ein scharfer Knochen. Auch hatten sie Schlingen, die sie mit Geschicklichkeit über den Feind zu werfen verstanden, um ihn wehrlos zu machen. In Schnelligkeit und Ausdauer bestand ihre Stärke. Darum zogen sie der Vertheidigung den Angriff vor. Keilweise drangen sie heran; in der Nähe des Feindes löseten sie sich auf und umzogen in einem wilden Schwarme seine Schlachtorbnung. In der Stirn, im Rücken, auf den Seiten, vor jeder Lücke zeigten sie sich mit wildem Geschrei, verschwanden im Augenblick, und im Augenblicke stürzten sie von neuem heran, überall schaden, nirgends zu fassen. So droheten sie ohne Unterlaß, wie eine schreckliche Gewitterwolke, hinein auf ihren Feind, im besetzten Lager, im offenen Felde, auf dem Marsche, ringsher mit Tod und Verwüstung alles erfüllend; und sie überwand den durch Ungebuld, Angst und Ermüdung.

In der That, es ist nicht zu verwundern, daß solche Feinde bei ihrem Auftreten die Sage veranlaßten, sie gehörten nicht zum Geschlechte der Menschen. Ammianus vergleicht sie mit unbehauenen Brückenpfählen und nennt sie zweibeinige Bestien. Ubrigens wurden, nach Ammianus, die Hunnen beim Einbruch in Europa hafenweise von vornehmen Männern unter ihnen ordnungslos angeführt; Jornandes hingegen stellt einen König, Balamir, an ihre Spitze.

V. Naturgeschichtliches.

1. Italien wurde im Jahr 591 von einer so ungeheuren Menge von Heuschrecken heimgesucht, daß noch der Gestank der im Meere erkauften eine Pest erregte, an welcher fast eine Million an Menschen und Vieh starb. Auch 1478 wurde im Venetianischen durch Heuschrecken eine solche Hungersnoth erregt, daß über 30,000 Menschen dabei umkamen. Im Jahr 1650 verheerten sie einen Theil des südlichen Rußlands, Polen und Litauen, und ihre Schwärme kamen im Jahr 1747, Ungarn und die Wallachei verheerend, selbst in einige Gegenden des südöstlichen Deutschlands. In den Jahren 1778 bis 1780 entstand im maroccanischen Gebiet eine

solche Noth durch Heuschrecken, daß Eltern ihre Kinder, Männer ihre Frauen, um das elende Leben zu retten, verkauften, und dennoch Tausende an Hunger starben. In Südafrika ist zuweilen der Gestank von den ins Meer getriebenen und dort verwesenden Heuschrecken, wenn der Wind gerade von dort her wehet, auf 150 englische (32 deutsche) Meilen weit merklich. Sie bleiben gewöhnlich, in wärmeren Ländern, in den Gegenden, wo sie hinfommen, 3—7 Jahre und verzehren dann alles Grüne, sogar die Rinde der Bäume.

2. Das Nil-Krokodil hat einen länglichen niedergedrückten Rüssel und einen Kopf, der wenigstens zwei Mal so lang als breit ist; es wird 30—36 Fuß lang, ist bei Tage am Lande, wo es oft in der Sonne schläft, bei Nacht im Wasser, wo es vorzüglich den Menschen angreift. Es hält sich in kleinen Gesellschaften zusammen, die zur bestimmten Zeit fischen. Das aus dem kriechende Zunge ist gleich 7—8 Zoll lang, hat noch weiche Haut, ist aber schon sehr muthig und raubsüchtig.

3. Der Todtengräber hat lange zusammengedrückte am Ende gebogene Rinnladen. Die Reusen der Fühlhörner sind fuglicht, die Flügeldecken etwas kürzer als der Leib, die Vorderfüße breit und stark mit Haarbüscheln besetzt. Die merkwürdige Eigenschaft dieser Thiergattung, faulende Thierkörper dadurch einzugraben, daß sie die Erde, nachdem sie die Tiefe derselben erst untersucht haben, hinwegscharren, wurde zuerst von Kösel 1745 und Gleditsch 1751 genau beschrieben. 4 Käfer begraben binnen 50 Tagen in dem kleinen ihnen beim Einsperren gelassenen Erdraume 4 Frösche, 3 kleine Vögel, 2 Fische, einen Maulwurf und 2 Heuschrecken; außer diesem noch einzelne Stücke von thierischen Eingeweiden. Ein einzelner begrub bei einem andern Versuche einen Maulwurf, 40 Mal schwerer als er. Andre Male sah man die Käfer ein Stückchen Holz, an dem oben ein Frosch aufgespießt war, durch Untergraben umstürzen, so daß nun das Aas dennoch von ihnen begraben werden konnte.

4. Der Ameisenfresser hat gar keine Zähne; der Körper ist mit langem Haar bedeckt, der Kopf ist so schmal wie der Hals, verlängert sich in eine röhrenförmige Schnauze, mit kleinem Mund, aus welchem die schleimige wurmförmige Zunge weit hervorgestreckt werden kann, womit das Thier Ameisen fängt. Die 2—4 Beine der Vorderfüße haben zum Aufscharren der Ameisenhaufen sehr lange schneidende Klauen, die in der Ruhe zurückgeschlagen sind. Die Arten leben im wärmeren Südamerika.

5. Der gemeine Kasuar hat einen Knochenhelm auf dem Kopf; Oberhals und Kopf sind nackt, blau, haben hängende Fleischlappen; er frist Kohl, Gras, abgefallene Früchte, selbst junge Hühner und Enten, aber keine Körner; in der Gefangenschaft Äpfel und Eier. Der neuholländische Kasuar, 6 F. hoch, bis 70 Pf. schwer, hat keinen Helm; die Flügelstummel, die unten in einen krummen Sporn endigen, sind, selbst am Skelett, mit dem Oberarm noch

nicht 6 Zoll lang. Frist Gras und Kräuter; das Fleisch gleicht dem Rindfleisch.

6. Mitten im Schooß der höchsten Gebirge liegt das Königreich Kaschmir, verborgen wie ein Paradies der Welt. Fruchtbare und schöne Hügel sind mit höhern und höhern Bergen umschlossen, deren letzte sich, mit ewigem Schnee bedeckt, zu den Wolken erheben. Hier rinnen schöne Bäche und Ströme, das Erdreich schmückt sich mit gefunden Kräutern und Früchten, Inseln und Gärten stehen im erquickenden Grün; mit Viehweiden ist alles überdeckt; giftige und wilde Thiere sind aus diesem Paradiese verbannt. Man könnte diese die unschuldigen Berge nennen, auf denen Milch und Honig fließt; und die Menschengattung daselbst ist der Natur nicht unwerth. Die Kaschmiren werden für die geistreichsten und wichtigsten Indier gehalten, zur Poesie und Wissenschaft, zu Handthierungen und Künsten gleich geschickt; sie gehören zu den wohlgebildetesten Menschen, und ihre Weiber sind oft Muster der Schönheit.

7. Unter den grausamen Martern, welchen die Christen unter Nero ausgefetzt wurden, war auch diese, daß sie an Pfähle, welche auf den Straßen aufgerichtet waren, angebunden, mit brennbaren Sachen umwickelt, mit Harz und Pech begossen und alsdann angezündet wurden, und auf solche Weise zur Erleuchtung der Gassen dienen mußten. Es scheint diese Grausamkeit noch lange nach des Nero Zeiten, auch unter andern Kaisern, begangen zu sehn. Auch Juvenal gedenkt dieser unmenschlichen Lebensstrafen. Seneca nennt sie im 14ten Briefe, wo er ein langes Verzeichniß teuflischer Grausamkeiten erzählt.

8. Jaquin sah einmal auf seinem Landgute bei Passy, daß, als solche kleine Fische, welche Ables oder Ablettes heißen, gemaschen wurden, das Wasser seine silberfarbige Theilchen erhielt. Dieß Wasser ließ er einige Zeit stehen, und erhielt dann einen Bodensatz, der den schönsten Glanz der Perlen hatte und ihn auf den Versuch leitete, daraus Perlen zu machen. Er schuppte die Fische ab, und nannte das im Wasser verbreitete sehr zarte glänzende Pulver Perlenseffenz. Anfänglich überzog er damit kleine Kugeln aus Gyps oder aus einem erhärteten Leige. Da alles was neu ist, vornehmlich in Frankreich, Beifall findet, so bekam diese Erfindung gleich Liebhaber und Bewunderer. Aber bald thaten die Damen, für welche sie eigentlich gehörte, den Ausschpruch, daß sie noch nicht alles leistete, was sie wünschen könnten. Sie waren unzufrieden, weil dieser Überzug, wenn er warm oder etwas feucht ward, sich von den Kugeln absonderte, sich an die Haut anlegte und dieser einen Schimmer gab, den sie nicht verlangten. Sie thaten also selbst den Vorschlag, seine Glaslugeln inwendig mit der Perlenseffenz zu überziehen. So ist eine Kunst zur Vollkommenheit gebracht, von der folgendes einen Begriff geben kann.

Aus einem leichtflüssigen Glase, welches zuweilen etwas bläulich, oder trübe, gemacht wird, läßt man auf den Glashütten Röhren verfertigen. Aus diesen bläst sich der Künstler an der Lampe so

viel Kügelchen, als er verlangt. Solcher kann er in einem Tage sechs tausend, aber, wenn sie vorzüglich schön werden sollen, nur zwölf bis funfzehnhundert machen. Um der Natur noch mehr nachzuahmen, giebt er ihnen zuweilen Fehler, dergleichen die echten Perlen gemeiniglich auch zu haben pflegen. Er macht runde, birnförmige, olivenförmige. Um diese dünnen Glasblasen zu belegen, mischt er die Perleessenz mit etwas zerlassener Hausenblase; je mehr er von ersterer nimmt, desto schöner, aber auch desto theurer wird die Waare. Diesen erwärmten Firniß bläset er mit einer feinen Glasröhre in jede Perle ein, und verbreitet ihn dadurch, daß er die fertigen Perlen in einer über dem Werkische angebrachten Wiege, die er mit dem Fuße in Bewegung setzen kann, so lange sanft hin und her schwenkt, bis der Firniß überall gleich getrocknet ist. Zuweilen giebt er der Essenz einen Zusatz von einer rothen oder gelben oder blauen Farbe, aber weil dieß eine Abweichung von der Natur ist, so hält man sie für keine Verschönerung.

Um diesen zarten Glas Kügelchen mehr Festigkeit und Schwere zu geben, füllt man sie mit weißem Wachs, durchbohrt hernach den Kern mit einer Nadel, und zieht sie zum Verkaufe auf Fäden. Aber die feinere Waare wird noch vorher mit einer kleinen Papierröhre ausgefüttert, damit der Faden nicht vom Wachs angehalten werde.

Der Name Able oder Ablette wird, so wie der deutsche Name Weißfisch, verschiedenen Arten gegeben, aber diejenige, welche die Perleessenz liefert, ist *Cyprinus alburnus*. Die französischen Künstler lassen ihn in der Seine, Loire, Saone, im Rhein und in noch mehreren Strömen fangen. Sie brauchen mehr als 4000 Fische, um ein Pfund Schuppen zu erhalten.

10. Die Tschuttchen waren nicht so leicht zu unterwerfen, als die Kamtschadalen, und bis vor fünf und dreißig Jahren fielen sie die Russen unaufhörlich an. Da wurden aber ernstliche Maaßregeln ergriffen, und die Macht der Kanonen gründete einen dauerhaften Frieden. Später glaubte man indessen wieder einen Überfall von ihnen befürchten zu müssen, und schickte deshalb Abgeordnete zu ihrem Taton, oder Oberhaupte, um seine Gesinnung zu erforschen. Da zog dieser ein langes Messer, wie sie solche gewöhnlich in einer Scheide an der Seite tragen, mit abgebrochener Spitze hervor, zeigte es dem Abgeordneten und sagte: „Als mein Vater sich dem Tode nahe fühlte, gab er mir diese Waffe und sprach: „mein Sohn, ich habe dieses abgebrochene Messer von meinem Oheim, dem ich in der Tatonwürde folgte, erhalten, und ihm dabei versprechen müssen, es nie gegen die Russen zu schärfen, weil ein Kampf mit ihnen uns nur Unheil bringt. Deshalb befehle ich auch dir, dich in keinen Streit mit den Russen einzulassen, bis sich diese abgebrochene Spitze von selbst ersetzt.““ Ihr seht, das Messer ist noch stumpf, und der letzte Wille meines Vaters ist mir heilig.“

Erster Coursus.

1. Otto von Kozebue's Reise um die Welt in den Jahren 1823 bis 1826.

Im März des Jahres 1823 ward ich von Seiner Kaiserlichen Majestät Alexander dem Ersten, glorreichen Andenkens, zum Befehlshaber des noch nicht vollendeten Schiffes *Predpriatie*, zu deutsch die Unternehmung, ernannt. Es war zu einer rein wissenschaftlichen Reise bestimmt; bald aber traten Umstände ein, die es nothwendig machten, einen ganz andern Zweck zu verfolgen. Ich ward nun angewiesen, in Kronstadt eine Ladung verschiedener Materialien einzunehmen, sie nach Kamtschatka zu bringen, und von da nach der Nordwestküste von Amerika zu segeln, um dort dem von ausländischen Schiffen getriebenen der russisch-amerikanischen Compagnie nachtheiligen Schleichhandel zu wehren. Ein Jahr sollte das Schiff an der amerikanischen Küste verweilen, und sodann, von einem andern abgelöst, die Rückfahrt nach Kronstadt antreten. Sowohl bei der Hin- als Herreise war es mir freigestellt, den Weg nach meinem Gutdünken zu nehmen.

Erst im Mai ward der Bau des Schiffes, dessen für eine deutsche Junge gefährlich anzusprechenden Namen *Predpriatie* ich künftig weglassen werde, vollendet. Es war das erste, das in Rußland unter einem Dache, eine sehr vortheilhafte Weise, gebaut worden, hatte die Größe einer Fregatte von mittlerem Range und war, um es nicht unnütz zu belasten, nur mit 24 sechspfündigen Kanonen versehen. An Besatzung hatte ich die Lieutenants Kordinkoff, Korsakoff, Bordoſchewitsch und Pfeiffer, die Midshipmänner Gekimoff, Alexander von Moller, Solowin, Graf Heiden, Tschekin, Murawiew, Wukotitsch und Paul von Moller, die Steuerleute Grigoriew, Gekimoff und Simoff, acht Unterofficiere und 115 Matrosen. Außerdem gehörten zur Equipage der Geistliche Victor, der Arzt von Siegwald, der Professor Eschscholz als Naturforscher, Herr Preus als Astronom, Herr Lenz als Physiker und Herr Hoffmann als Mineralog, so daß wir überhaupt 145 Personen ausmachten.

Wir hatten auf die Rhebe hinausgelegt, und nach dem schmerzlichen Abschiede von einer geliebten und liebenden Gattin konnte ich

am 28 Juli, da der Wind günstig war, den Befehl geben, die Anker zu lichten. Die ganze Mannschaft war von frohem Muth und hoher Begeisterung für unser Unternehmen beseelt, und selten ist wohl die Arbeit des Ankerlichtens und Segelbeisetzens mit solcher Schnelligkeit ausgeführt worden. Als das Schiff nun seinen Lauf begann und die schäumenden Wellen durchschnitt, fiel man sich jubelnd in die Arme und wünschte einander mit herzlicher Freude Glück zur angetretenen Reise. Mir war diese Scene sehr wohlthuenend. Eine solche Stimmung der Mannschaft bei einer Unternehmung, von der sie vielfältige Mühseligkeiten und Gefahren erwarten mußte, ließ mich hoffen, daß sie auch dann ihre gute Laune und den frohen Muth nicht verlieren würde, wenn Beschwerte und Gefahr wirklich einträte.

Nachdem wir von der Festung Kronstadt mit sieben Schüssen Abschied genommen und von ihr eine gleiche Anzahl zum Lebewohl erhalten hatten, spannten wir noch mehr Segel auf. Der Wind blies frisch hinein, und bald war uns die Festung sammt ihren Thürmen verschwunden.

Bis Gothland ging die Fahrt vortrefflich, und die allgemeine Heiterkeit ward durch nichts unterbrochen; da überfiel uns aber plötzlich ein Sturm aus Westen und ließ uns kaum Zeit, unsere Vorkehrungen zu treffen. Die hohen unregelmäßigen Wellen warfen uns mit Ungeflüm hin und her, und ich war nicht ganz ohne Besorgniß. Auf einem neuen noch nicht erprobten Schiffe, mit einer Mannschaft, die nicht in fortwährender Übung gewesen ist, führt der erste Sturm immer manche Unannehmlichkeiten herbei, die hernach wegfallen. Man hat sich noch nicht eingelebt. Daher wird denn auch wohl die Kraft des Schwankens nicht richtig geschätzt und an der Befestigung der beweglichen Gegenstände in den Cajüten etwas versäumt. Das ward auch bei uns, vorzüglich in der von zwanzig Personen bewohnten Cajüte de Campagne der Fall. Hier brach eine wahre Revolution aus. Kein Stuhl, kein Tisch, nichts wollte an seinem Orte bleiben; alles drängte sich hervor und ging, der Ordnung trogend, seinen eigenen dummen Weg. Die jungen lebensfrohen Officiere belustigten sich über die Verwirrung, und selbst die seetranken Gelehrten konnten sich des Lachens nicht erwehren, als ein wohlgemästetes Schwein, durch das unbequeme Schaukeln aufgestört, auf die Schanze geslüchtet war, von da den kühnen Sprung durchs offene Fenster in die Cajüte gewagt hatte, und sich nun voll Verwunderung umsah, daß auch hier keine Ruhe zu finden war.

Ich beobachtete unterdessen das Fahrzeug, das uns noch so lange und bei manchem Ungewitter tragen sollte, genau. Im Loben der Elemente lernt man sein Schiff, so wie in den Stürmen des Lebens seine Freunde, am besten kennen. Ich wog die Mängel des meinigen gegen seine guten Eigenschaften gehörig ab, und freute mich, daß letztere bei weitem das Übergewicht hatten. Es war ein Freund, auf den ich mich in der Noth verlassen konnte. Eine solche Überzeugung ist dem Befehlshaber eines Schiffes nothwendig. Nur durch

sie erhalten seine Handlungen die Sicherheit und Bestimmtheit, die zum Gelingen nothwendig ist und ohne welche man der Gefahr nicht leicht die Stirne bieten kann.

Nach Verlauf von vier und zwanzig Stunden legte sich der Sturm. Ein günstiger Wind schwellte wieder unsere Segel, und doppelt angenehm war nach überstandener Beschwerde die bequeme Fahrt.

Den 10 August früh Morgens langten wir vor der freundlichen Hauptstadt Dänemarks an, wo wir den von Reichenbach für uns gefertigten und von München hierher geschickten Theodolit einnahmen. Ehe die Sonne am 12 August über dem Horizont erschien, waren wir bereits unter vollen Segeln bei frischem günstigen Winde und ruhiger See. Die hübsch bebauten dänische Küste, an der wir hinfuhren, gewährte, von den ersten Sonnenstrahlen des heiteren Morgens beleuchtet, einen angenehmen Anblick. Wir passirten noch an demselben Tage den Sund, und befanden uns nun im Kattegatt. Hier überfiel uns in der Nacht ein heftiges Gewitter. Der Himmel hing schwarz über uns und verbreitete eine schauerliche Finsterniß über das Meer. Furchtbar rollte der Donner, und die durch die Dunkelheit zu großen Feuermassen gewordenen Blitze fielen rund um uns her in die See. Jeder schien uns treffen zu müssen; aber Dank sey es der großen Anziehungskraft des Wassers, daß sie ein so guter Ableiter für Schiffe ist. Ohne sie wären wir verloren gewesen.

In der Nordsee ward unsere Fahrt durch den fast immerwährend contrairen Wind langweilig, und im englischen Canal des ununterbrochenen Nebels wegen gefährlich. Dennoch langten wir am 25 August glücklich auf der Rhede von Portsmouth an.

Da es meine Absicht war die Südspitze Amerika's, das berühmte Cap Horn, zu umschiffen, welches in der dort besten Jahreszeit, im Januar oder Februar, geschehen mußte, so war ich gezwungen, sehr mit der Zeit zu geizen und meine Geschäfte in England so schnell als irgend möglich zu beendigen. Daher machte ich mich sogleich auf den Weg nach London, und ließ mich von keiner Herrlichkeit Englands und seiner Hauptstadt verleiten, längere Zeit auf dem Lande zu verweilen, als die Anschaffung der nöthigen astronomischen Instrumente, Seekarten und Chronometer erforderte; so daß ich am 2 September bereits, mit Allem versehen, wieder am Bord unseres Schiffes war, um mit dem ersten günstigen Winde in See zu gehen. Dieser beliebte aber, wie es oft seine ärgerliche Tücke ist, eine Geduldprobe mit uns anzustellen. Erst am 6. konnten wir die Rhede verlassen, und kaum hatten wir am folgenden Morgen das Vorgebirge Portland erreicht, als es wieder gerade aus der Gegend zu wehen und bald darauf gar zu stürmen begann, wo wir hinwollten.

Da der englische Canal wegen seiner vielen Untiefen und starken unregelmäßigen Strömungen zu den gefährlichsten Gewässern gehört, so ist jedes Schiff, das während eines Sturmes

die Nacht auf demselben zubringt, der Gefahr des Scheiterns sehr unterworfen, und es gehen dort alljährlich eine Menge Schiffe verloren. Ich selbst würde bei meiner früheren Reise auf dem Kurit hier unfehlbar meinen Untergang gefunden haben, wenn der Tag nur eine halbe Stunde später zu grauen begonnen hätte. Durch diese Erfahrung belehrt, beschloß ich unser Schicksal nicht der Dunkelheit der Nacht anzuvertrauen.

Glücklicherweise hatte ich unsern englischen Lootsen noch nicht verabschiedet. Auch dieser in seinem Amte grau gewordene und mit diesem Gewässer höchst vertraute Mann war der Meinung, daß wir unverzüglich zurückkehren und noch vor Sonnenuntergang die Rhyde von Portsmouth wieder zu erreichen suchen müßten. Ich ließ das Schiff also gleich wenden. Wir setzten so viel Segel bei, als der Sturm erlaubte, und slogen unsern Zufluchtsort entgegen.

Der Sturm ward immer stärker, so daß wir bald nur wenig Segel führen konnten. Dennoch ging unser Lauf ziemlich schnell; aber nachdem wir ungefähr die Hälfte des Weges nach Portsmouth zurückgelegt hatten, trat ein sehr übler Umstand ein. Es ward trübe und so neblig, daß das Land, welches bis jetzt unser sicherer Wegweiser gewesen war, unserm Blick entchwand. Wir konnten kaum drei hundert Faden weit vom Schiffe sehen. Die veränderte Gesichtsfarbe des Lootsen zeigte deutlich, wie mißlich unsere Lage war. Der kleine stämmige fette und bisher so pfelegmatische Mann ward plötzlich lebhaft, seine schwarzen Augen blitzten, er stieß mehrere Mal die bekannte englische Vermünschung aus (die Figaro für den fond de la langue erklärt), rieb die Hände heftig zusammen, und sagte endlich: „Capitain, ich wilnsche ein Glas Grog. Der Teufel soll mich holen, wenn ich Sie nicht sicher nach Portsmouth bringe!“ Natürlich ward dieser Wunsch auf der Stelle erfüllt. Gestärkt und voll Muth, ergriff der Lootse nun selbst das Steuerrad, und unser Schicksal hing an seiner Geschicklichkeit.

Portsmouth noch bei Tage zu erreichen war nur dann möglich, wenn wir den kürzesten Weg durch die vom festen Lande und der Insel Wight gebildete enge untiefenvolle Nidelfstraße einschlugen, wo man, selbst bei heiterem Wetter, eines guten Lootsen bedarf. Die Sonne war bereits ihrem Untergange nahe, und es drohte bald ganz dunkel zu werden, als die Wache, welche auf dem Vordertheil des Schiffes zur Beobachtung des Landes ausgestellt war, uns mit ängstlichem Schrei die Nähe desselben verkündete; und sogleich erblickten wir Alle einen hohen Felsen im Schleier des Nebels, an dem die Brandung furchtbar wüthete und von dem wir ungefähr zwei hundert Faden entfernt seyn mochten. Unser Lootse erkannte ihn für die Westspitze der Insel Wight, am Eingang der Nidelfstraße, und die Gefahr, in der wir schwebten, erhöhte seinen Muth. Er klammerte sich mit beiden Händen ans Steuerrad und führte das Schiff mit bewundernswürdiger Geschicklichkeit, bei dem fliegenden Sturm, durch alle von den Untiefen ge-

bildeten Krümmungen, den drohenden Felsen auf den Landspitzen oft so nahe vorbei, daß wir augenblicklich anzustossen fürchten mußten.

Ein kleineres Schiff, das einige Zeit mit uns segelte, stieß auf eine Untiefe und ward rettungslos von den Wellen verschlungen. Dieser schauerhafte Anblick und die Möglichkeit, daß jeder Moment uns dasselbe Schicksal bereiten konnte, machten, daß Alles auf unserm Schiff verstummte und nur immer starr nach der Richtung hinblickte, die wir zu nehmen hatten. Selbst der Lootse sagte kein Wort, bis wir bei einbrechender Dunkelheit die Rhyde glücklich erreicht hatten und sich nun Alles dem Jubel der Errettung überließ. — Indessen fiel unser gefeierter Pilot bald bei einem Glase Grog, am Caminfeuer, in seinen früheren pfelegmatischen Charakter zurück und nahm unsere Lobsprüche und die Ergießungen unserer Dankbarkeit mit großer Gleichgültigkeit hin.

Der Aquinoctialsturm hatte während der Nacht ausgetobt. Die ersten Sonnenstrahlen brachten uns schönes Wetter und günstigen Wind, den wir sogleich benutzten, England zum zweiten Mal zu verlassen. Nirgends ist man dem Wechsel des Schicksals so ausgesetzt, als auf dem Meere. Hatte es uns so eben noch seine ungezähmte Wuth empfinden lassen, so war es jetzt auf ein Mal zu sanft geworden. Windstillen hielten uns noch neun Tage im Canal auf, ehe wir in den atlantischen Ocean kommen konnten.

Hier brachte uns ein frischer Nordwind ganz nahe einer Erscheinung vorbei, die man höchst sonderbar Wasserhose nennt, da sie nicht die entfernteste Ähnlichkeit mit Hosen hat. Es war eine große trichterförmige Wassermasse, in schäumender Bewegung, die mit der Spitze auf dem Meere stand und deren breite obere Fläche mit einer schwarzen Wolke zusammen hing.

Am 1 Oct. dublirten wir die Inseln des grünen Vorgebirges, ohne das hohe fast immer von Nebel bedeckte Land zu sehen, und richteten unseren Lauf nun gerade auf den Aquator zu. Bald befanden wir uns in der Region der Windstillen, und die Hitze fing an sehr beschwerlich zu werden. Indessen zeigte sich bei der Mannschaft keine Spur von Krankheit, und durch die gehörige Vorsorge gelang es sie gesund zu erhalten. Ordnung, große Reinlichkeit und gute gesunde Nahrung schützten vorzüglich vor Krankheiten und machen, daß man selbst die sonst so allgemeine Plage weitreisender Seeleute, den sogenannten Scharbock, nicht zu fürchten hat.

Unter dem fünften Grade nördlicher Breite benutzten wir eine Windstille, um vermittelst einer von dem berühmten russischen Academiker Parrot erfundenen Maschine aus einer Tiefe von 500 Faden Wasser herauf zu holen, und fanden die Temperatur desselben nur 5 Grad nach Reaumur, während die Temperatur des Wassers an der Oberfläche 25 Grad betrug. Wir Alle wuschen uns die Köpfe und die Gesichter mit diesem uns eiskalt scheinenden Wasser und fühlten uns dadurch sehr erfrischt. Die Maschine wog 40 Pfund

und konnte einen mäßigen Eimer voll Wasser enthalten; in einer Tiefe von mehreren hundert Faden aber wirkte der Druck auf diesen kleinen Körper so stark, daß sechs Matrosen kaum im Stande waren, ihn vermittelst einer Winde herauf zu ziehen. Es wurde der Versuch gemacht, die Maschine auf tausend Faden zu senken, aber der Strick riß und wir verloren sie. Glücklicher Weise hatten wir noch eine zweite.

Wir waren mehrere hundert Meilen von allem Lande entfernt; dennoch fand sich eine Schwalbe bei uns ein. Merkwürdig ist es, wie weit diese Thierchen fliegen können ohne auszuruhen. Indessen schien ihr doch unser Schiff zu diesem Behuf sehr willkommen zu seyn und sie verließ es nicht wieder. Anfänglich war sie müde, erholte sich aber bald und flog lustig herum. Auf hoher See, von aller andern Gesellschaft als die der Reisegefährten abgeschnitten, ist jeder Gast vom Lande, wär's auch nur ein Vogel, sehr angenehm. Der unserige ward bald allgemeiner Liebling und so zahm, daß er sich auf die Hand setzte und die dargebotenen Fliegen ohne Scheu in Empfang nahm. Meine Cajüte hatte er sich zum Nachtquartier ersehen. Des Abends flog er durchs offene Fenster herein, und begab sich beim Ausgang der Sonne wieder aufs Verdeck, wo jeder bemüht war Fliegen zu fangen, um den kleinen Freund zu bewirthen. Das war jedoch sein Unglück. Er übernahm sich und starb an Indigestion, allgemein bedauert.

Die kurze Zeit meines Aufenthalts in Brasilien floß mir in der reizenden Umgebung meines Landhauses, unter steter Beschäftigung für die Expedition, schnell und angenehm dahin. Wunderbar ist dem Europäer zu Muthe, sich in einer so ganz andern Natur zu befinden, selbst dann, wenn sie ihm auch nicht zum ersten Mal erscheint. Alles, worauf sein Blick fällt, ist hier so ganz anders als in seiner Heimath. Kein Baum, keine Blume, kein Insekt, kein Vogel, selbst kein Grasshalm gleicht seinem vaterländischen. Alles erregt seine Aufmerksamkeit durch fremde Formen und fremdes Colorit; in Allem bewundert er vorzüglich die überschwengliche Fülle dieses gesegneten Himmelsstrichs. Am Tage schwärmt ein zahlloses Heer der schönsten Schmetterlinge, Käfer und der niedlichen Kolibris bunt durch einander um ihn her; kaum ist die Sonne untergegangen, so erscheint eine unendliche Menge zum Theil rasch durch einander fliegender zum Theil auf den Pflanzen weilender Feuerfunken, schöner und größer als unsere Johanniswirmchen, und bildet eine wunderliebliche Illumination.

Wir begaben uns am 27 November mit unsern Instrumenten wieder auf die Fregatte, um am andern Tage unsere Reise fortzusetzen, da wir bereits mit allen Bedürfnissen versehen waren. Schon um 5 Uhr am Morgen des 28 Novembers entfernten uns die Ebbe und ein schwacher nördlicher Wind langsam von dem schönen Brasilien, dem wir ein herzlichtes Lebewohl sagten. Indessen war der

Wind bald so schwach, daß wir das Schiff nicht mehr regieren konnten; eine große Verlegenheit in einem engen Fahrwasser, aus welcher die auf der Rheide liegende englische Escadre uns zog, indem sie uns eine Menge Böte schickte, die unser Schiff bugstritten, bis es uns erst gegen Abend gelang die offene See zu gewinnen.

Die gewaltige Hitze Brasiliens hatte der Gesundheit unserer Mannschaft nicht geschadet. Frische Nahrungsmittel, viel Gemüse und Früchte, statt des gewöhnlichen Getränkes eine gute Limonade und alle Abend ein Seebad waren die Präservationsmittel, die ich anwenden ließ. Die ganze Equipage befand sich im besten Wohlseyn und bereitete sich nützlich vor, den Stürmen am Cap Horn zu trotzen, nach dessen beschwerlicher Umschiffung ich den an der chilischen Küste gelegenen Hafen Conception zum Ruhepunkt bestimmt hatte.

(Am Morgen des 23 Decembers erblickten wir in einer Entfernung von fünfzig Meilen die hohen mit Schnee bedeckten eckigen Bergspitzen des schauerlichen Staatenlandes. Ein frischer Wind führte uns bald dieser unwirthbaren von der Natur so ganz verwahrloseten Insel nahe genug vorbei, daß wir die Gegenstände auf ihr ohne Fernrohr erkennen konnten. Welch ein Contrast mit dem schönen Brasilien! Dort scheint die Natur sich in Pracht und Mannigfaltigkeit erschöpft zu haben; hier warf sie nur schwarze in die Wolken reichende mit Moos spärlich bewachsene Felsenmassen her. Selten würdigt die Sonne dieses, so wie das benachbarte eben so verstoßene Feuerland, eines Blickes. Ewiger Nebel flüht der Kälte, die hier das ganze Jahr hindurch herrscht, seine verderbliche Feuchtigkeit hinzu, so daß höchstens einige krüppelhafte Bäume am Fuße der Gebirge gedeihen, wie in unserm hohen Norden.)

(Nur Seethiere mit ihrem kalten Blute umschwimmen diese öden Küsten; auch Seevögel umfliegen sie. Sonst regt sich hier kein Leben. Selbst Insekten-verschmähen dieses Klima. Aber der Mensch, den man unter jedem Himmelsstrich antrifft, ist auch bis hierher gedrungen, mit seinem treuen Begleiter, dem Hunde. Doch auch er bedarf der mildern Sonnenblicke zur Entwidlung seiner Natur. Hier ist er nichts als Thier. Von kleiner häßlicher Gestalt und schmutziger Kupferfarbe, mit schwarzem borstigen verwühltem Haar, ohne Bart, in Seethierfelle spärlich gehüllt, bewohnt er seine elenden aus einigen von trockenem Grase bedeckten Stäben zusammengesetzten Hütten, und stillt seinen Hunger an erlegten oder auch wohl krepirten und halb verweseten Seethieren, ohne alle Zubereitung. In seiner Dummheit hat er es nicht bis zu den einfachsten Erfindungen gebracht, sich gegen die Rauheit des Klima's zu schützen oder seinem freudenlosen Daseyn irgend eine Bequemlichkeit zu verschaffen.)

(So läßt die Kälte hier auch nicht den Geist gedeihen, und doch ist diese südliche Breite der nördlichen gleich, unter welcher mein liebes Esthland liegt, wo sich's recht angenehm leben läßt; wo ich geboren ward, wo sich mir in lieblicher Frauengestalt das höchste Glück

meines Lebens verband, und wo ich, nach überstandener Mühe, im Hafen der Freundschaft und Liebe auszuruhen hoffe, bis ich die letzte Reise antrete, von der man nicht wiederkehrt.)

(Man hört die unglücklichen Bewohner des Feuerlandes oft das Wort Pesherah aussprechen, ohne bis jetzt dessen Bedeutung zu kennen, weshalb man ihnen auch diese Benennung gegeben. Zu vermuthen ist es, daß ihre Vorfahren, aus einer bessern Gegend verdrängt, sich hierher geflüchtet haben, wo sie nun, zu Thieren hinabgesunken, keine Bedürfnisse kennen, als ihr jämmerliches Leben auf die ekelhafteste Weise zu fristen.)

Unsere Schiffsarbeiten hatten einen guten Fortgang gehabt und die Zeit nahte heran, da wir Chili verlassen wollten, als die freundschaftliche Behandlung, die wir bisher erfahren hatten, sich immer mehr in Zurückhaltung und sehr bemerkbares Mißtrauen umänderte. Es wurden sogar heimliche Anschläge gegen uns gemacht, und selbst die Regierung wollte, wo nicht gerade feindlich, doch gewaltsam gegen uns verfahren. Den ersten Anstoß hatte den leicht erregbaren und eben nicht tiefdenkenden Chiliern der Schnurbart gegeben, den einer von meinen Begleitern trug. Sie hielten ihn bloß deshalb für einen verkappten Spanier, der uns mitgegeben worden, um hier die Gemüther für die feindliche Regierung zu gewinnen und Unruhen zu erregen. Indessen mochten noch andere Vorstellungen gegen uns gewirkt haben, die uns, so wie die eigentliche Absicht die man mit uns hatte, unbekannt geblieben sind.

Als das Schiff bereits in segelfertigem Stande war und wir Talcoquano in wenig Tagen zu verlassen gedachten, begab ich mich nach Conception, um von dem Präsidenten Freire Abschied zu nehmen. Wir hatten schon den größten Theil des Weges zurückgelegt, als ich auf meinem munteren Gaule meinen Begleitern vorausgeeilt war und auf einer Anhöhe die hübsche Gegend betrachtete. Da sprengte mir, von der Stadt her, ein wohlgekleideter junger Mann entgegen, machte neben mir Halt, betrachtete mich einige Augenblicke aufmerksam und fragte dann, ob ich der Capitain der russischen Fregatte sey. Auf mein Ja, sah er sich um, ob wir beobachtet wurden, und sagte: „Es wird Ihnen bekannt seyn, daß es hier im Lande zwei Parteien giebt, von der die eine wohl, und die andere übel gestimmt ist. Übermorgen werden die Officiere des im Talcoquano stehenden Regiments Ihnen einen Abschiedsball geben, um sich bei dieser Gelegenheit der russischen Officiere zu bemächtigen. Ich eilte nach Talcoquano, um Ihnen das zu melden. Seyn sie auf Ihrer Hut.“ Beim letzten Worte lenkte er rasch vom Wege ab und verschwand im Gebüsch.

Als meine Begleiter, unter denen sich auch Mendiburu befand, mich eingeholt hatten, nahm ich diesen bei Seite und erzählte ihm, was mir begegnet war. Der sehr lebhaft fühlende redliche Mann ward vor Erstaunen und Unwillen blaß, versicherte aber nach einigem

Nachdenken, daß die Sache sich unmöglich so verhalten könne und der fremde Warner in Irrthum sehn müsse. Indessen beschloßen wir beide den Vorfall sogleich nach unserer Ankunft dem Präsidenten anzuzeigen. Dieser empfing mich sehr freundlich und erklärte das angebliche Project seiner Officiere so zuversichtlich für ein bloßes Hirngespinnst des Warners, daß ich seiner Meinung beipflichtete und nicht weiter daran dachte.

Nachdem wir den Präsidenten verlassen hatten, brachte ich den Rest des Tages und auch die Nacht im Hause meines Freundes Mendiburu zu. Als ich eben zu Bette gehen wollte, ward an der Thür meines Schlafzimmers leise geklopft. Ich öffnete sie, und ein Bedienter von Mendiburu trat schlichtern herein. Er war, wie er mir erzählte, ein Spanier und hatte als Matrose auf einer Fregatte gedient, die von den Chilien genommen worden. Sein gegenwärtiger Herr hatte ihn, den Kriegsgefangenen, auf Bürgschaft in Dienst genommen. Er gab mir mit der inständigsten Bitte, ihn ja nicht zu verrathen, die nämliche Warnung, die ich schon erhalten hatte. Er setzte noch einige Vermüthungen gegen die Chilier und ihre Regierung hinzu, die er sämmtlich für Raubgesindel erklärte. Diese wiederholte Warnung war doch zu auffallend, als daß ich sie ganz unbeachtet lassen sollte. Ich combinirte bestmöglichst alle Umstände, und wenn es mir gleich unbegreiflich blieb, was man mit mir vorhaben könnte, so beschloß ich doch gehörige Sicherheitsmaafregeln zu ergreifen. Dabei brachte ich die Nacht ziemlich schlaflos zu, und sagte früh am Morgen meinem lieben Wirthes Lebewohl, um so schnell als möglich Talcoquano zu erreichen. Über meine von Neuem erregten Besorgnisse konnte ich ihm, zufolge meines gegebenen Versprechens, nichts mittheilen.

Bei meiner Ankunft in Talcoquano fand ich die Einladungskarte zum morgenden Ball für mich und meine sämmtlichen Officiere vor. Ein Umstand war also schon richtig eingetroffen. Um nicht furchtsam zu erscheinen, nahm ich die Einladung an, ging aber nur mit einigen Wenigen meiner Officiere zum Ball. Die Übrigen blieben auf dem Schiffe, welches so gestellt ward, daß es das Haus, in welchem der Ball gegeben wurde, bequem mit Kartätschen beschießen und auch die umliegende Gegend in Respect halten konnte. Auf diese Weise waren wir Herrn über das Schicksal Talcoquano's; weder von der Brandwache noch von einer Batterie am Lande hatten wir etwas zu besorgen. Erstere befand sich in einem Zustande, daß sie auf unsern ersten Schuß ihre Flagge hätte streichen müssen, und letztere enthielt nur sechs auf zerfallenen Lavetten ruhende ganz unbrauchbare Kanonen. Das Observatorium am Lande war aufgehoben und alle Effecten waren ans Schiff gebracht.

Unsere kriegerischen Anstalten mochten nicht unbemerkt geblieben seyn. Der Ball lief ruhig ab; aber auffallend war es, daß sich auf demselben nur sehr wenige von den Officieren befanden, welche ihn gaben. Auch herrschte statt der Heiterkeit, welche die

früheren Wälle belebte, auf diesem eine große Spannung, und die Gesellschaft ging ungewöhnlich früh aus einander.

Beim Anbruch des Tages lichteten wir die Anker um unsere Reise fortzusetzen. Als wir schon die Segel aufspannten, kam mein treuer Freund Mendiburu, der durch die Nacht aus Conception hierher geeilt war, zu uns und brachte uns die Nachricht, daß bei der Insel Quiquirino am Eingange der Bai eine Chilische Fregatte und eine Corvette vor Anker lägen, die vor zwei Tagen aus Valparaiso dort angelangt seyen, und daß diese Schiffe den Befehl hätten, uns das Auslaufen aus der Bucht zu verwehren. Er wußte nicht, was seine Regierung zu diesem Gewaltschritt, über den er sehr empört war, bewogen hatte; indessen glaubte er die Schiffe würden es mit uns nicht aufnehmen können, da sie sich eben nicht im besten Zustande befänden. Wir waren schon in vollem Segeln, als ich Mendiburu mit dem herzlichsten Dank für seine Theilnahme zum letzten Mal umarmte und er von unschied. Ich ließ nun sogleich die Kanonen scharf laden und alles in Bereitschaft setzen, um uns, wenn es nöthig sein sollte, durchzuschlagen. Bei dem frischen günstigen Winde erblickten wir schon nach Verlauf einer Stunde die beiden uns bezeichneten Schiffe, bei der Insel Quiquirino vor Anker liegend. Als wir näher kamen, ward von der Fregatte eine Kanone gelöst, worauf beide Schiffe unter Segel gingen und eine Richtung nahmen, in der sie uns den Weg abschneiden konnten. An ihrer feindlichen Absicht nicht mehr zweifelnd, ließ ich mehrere Segel einnehmen, um unser Schiff bei dem zu erwartenden Angriff besser regieren zu können. Die Linten wurden angezündet und Jeder stand an seinem Plaze.

Die Chilische Fregatte, welche schlecht segelte, war so weit unter den Wind gerathen und konnte uns daher mit der Corvette, die uns den Cours geradezu abzuschneiden suchte, nicht zu gleicher Zeit erreichen. Wir waren bald mit der letzteren auf Schußweite gekommen, und sie konnte wohl bemerken, daß bei uns Alles in Bereitschaft war, einen Angriff kräftig zurück zu weisen. Da segelte sie uns ruhig, ganz nahe, vorbei und begnügte sich damit, uns durchs Sprachrohr etwas Unverständliches zuzurufen. Der entgegengesetzte Lauf brachte uns schnell weit aneinander. Jetzt sahen wir die Fregatte wenden und ihren Cours auf uns zu nehmen, allein wir hatten schon einen großen Vorsprung gewonnen, und da die Ausfahrt aus der Bai offen vor uns lag, so erwarteten wir sie nicht, sondern setzten die früher geführten Segel wieder bei und verschwanden bald aus ihrem Horizont.

Alle Inseln der Südsee sind mehr oder weniger von Korallenriffen umgeben, die sichere Häfen bilden. Daher ist es merkwürdig, daß diese arbeitsamen Thierchen nur für die Navigatorinseln nichts gethan haben. Die Bewohner dieser Inseln, und besonders die von Maouana, stehen noch jetzt auf einer viel niedrigeren Stufe

der Cultur, als die Tahaitier schon damals standen, da Wallis sie entdeckte. Die Maouanaer sind vielleicht das roheste und wildeste Volk, das man in der Südsee treffen kann. Sie waren es, die den Capitain de Langle, Befehlshaber des zweiten Schiffes unter la Perouse, den Pöbster Laman und 14 Personen von der Besatzung beider Schiffe, welche ans Land gegangen waren, ermordeten, nachdem sie von ihnen mit Geschenken überhäuft waren. Sie griffen sie mit Steinwürfen an, in ihrer Wuth nicht einmal des Schießgewehres achtend, das unglücklicher Weise zu spät abgefeuert wurde und nicht schnell genug wieder geladen werden konnte. In der Freude des Sieges ergößten sie sich noch an der Verstümmelung der geplünderten Leichname.

Wir segelten der Stelle zu, wo dieses schauerliche Ereigniß Statt gefunden hatte, nach welcher sie die Benennung Massacre-Bai erhalten hat. Das Land gewährte hier einen sehr freundlichen Anblick. Die Ufer waren mit Cocosbäumen eingefast und das Innere des Landes prangte in der üppigsten Vegetation, aber nichts verrieth, daß die Insel bewohnt sey. Keine Rauchsäulen stiegen auf und kein Canot ließ sich sehen. Das war um so auffallender, da La Perouse's Schiffe hier, so bald die Einwohner sie bemerkt hatten, von mehreren hundert Canots, mit allerlei Lebensmitteln reich beladen, umgeben wurden. Endlich ruderte ein kleines nur drei Mann tragendes Canot auf uns zu. Ich ließ das Schiff beilegen und wir gaben den Wilden Zeichen, daß sie an den Bord kommen möchten, wozu sie sich aber nicht entschlossen. Doch stieg Einer die Seitentreppe so weit herauf, daß er das Verdeck übersehen konnte. Er schenkte mir ein Paar Cocosnüsse, den ganzen Vorrath an Lebensmitteln, den er mitgebracht hatte, und erhielt zum Gegengeschenk ein Stück Eisen, das er, als Zeichen des Dankes, an seine Stirn drückte und dabei den Kopf ein wenig neigte.

Lange hatte er, ohne zu sprechen, das ganze Verdeck mit mißtrauischen spähenden Blicken gemustert; nun begann er aber auf ein Mal eine lange sehr pathetische Rede zu halten, bei welcher er sich immer mehr ereiferte und mit wüthenden Gehehrden bald auf das Schiff bald wieder auf das Land zeigte. Seine Beredsamkeit ging zwar für uns völlig verloren, aber die Ruhe, mit der wir ihn anhörten, mochte ihn vielleicht glaubend machen, daß wir die Wichtigkeit dessen begriffen, was er uns eröffnete. Sein Selbstvertrauen schien immer größer zu werden, und er würde vielleicht noch lange zu sprechen fortgefahren haben, wenn nicht eine Menge Canots, die jetzt auf uns zuruderten, seine Aufmerksamkeit erregt hätten. Bald waren wir von den Nachkommen der Mörder des menschenfreundlichen Capitain de Langle, des schwärmerischen Laman (er hatte noch den Tag vorher zu La Perouse gesagt: „Diese Kinder der Natur sind viel besser als die civilisirten Franzosen!“) und ihrer Unglücksgefährten umgeben, vielleicht von einigen der Mörder selbst.

Anfänglich schien die ankommende wilde Schaar fürchtam zu seyn; nachdem sich unser Redner aber mit ihr besprochen hatte, ward

sie so unverschämt und dreist, daß es schien, als habe sie die Absicht unser Schiff zu stürmen. Es war rund herum mit bewaffneten Matrosen besetzt, um den unangenehmen Besuch abzuweisen, die aber den Befehl hatten, keinem der Wilden etwas zu Leide zu thun. Indessen ließen sich diese Zubringlichen nur durch Bajonette und Lanzen vom Erstklettern des Schiffes abhalten. Einigen der Verwegensten war es doch gelungen, unter muthiger Erdbildung derber Prügel das Verdeck zu erreichen. Sie klammerten sich mit beiden Händen an den ersten besten Gegenstand an, und nur den vereinten Bemühungen mehrerer unserer stärksten Matrosen gelang es, sie über Bord zu werfen. Außer wenigen Cocosnüssen brachten sie uns keine Lebensmittel, sondern luden uns durch Pantomimen ein, an das Land zu kommen, und suchten uns begreiflich zu machen, daß wir dort mit Allem reichlich versehen werden sollten. Vermuthlich hatten sie uns das Schicksal der unglücklichen Franzosen zugebacht. Sie erschienen unbewaffnet; wir bemerkten aber, daß die Hinterlistigen in ihren Canots Keulen und kurze Lanzen verborgen hatten.

Nur Wenigen ward es vergönnt auf dem Schiffe zu bleiben. Sie benahmen sich so dreist, als ob sie die Eigenthümer desselben wären. Kleine Geschenke, die ich unter ihnen vertheilte, rissen sie mir fast aus der Hand und zeigten sie sogleich vom Verdeck ihren auf den Röhren befindlichen Landsleuten. Dadurch entstand jedesmal unten ein fürchterlicher Lärm. Viele gebedrhten sich vor Wuth wie Wahnsinnige und suchten sich durch Drohungen die Erlaubniß, auf das Schiff zu kommen, zu ertragen. Nur Einer von denen, die sich bei uns befanden, nahm die ihm gemachten Geschenke mit einiger Bescheidenheit und Dankbarkeit an; die übrigen schienen sie als einen ihnen gezahlten Tribut zu betrachten. Dieser Anständigere bückte sich fast auf europäische Weise gegen mich, hielt die Sachen, die er erhalten hatte, mehrere Mal mit beiden Händen an die Stirn, kam dann unbefangen auf mich zu und drückte seine Nasenspitze ziemlich unsanft an die meinige. Vermuthlich war er ein Bornehmer, der eine ausgezeichnete Erziehung genossen hatte. Dieser junge Wilde war von fröhlichem Gemüthe, betrachtete alle Gegenstände sehr genau, und theilte seine Bemerkungen den auf den Röhren befindlichen wahrscheinlich sehr witzig mit, denn es schallte ihm jedesmal ein lautes Gelächter entgegen.

Die übrigen Wilden auf dem Schiffe wurden uns unterdessen sehr lästig. Sie suchten mit Gewalt zu nehmen, was man ihnen nicht gutwillig gab, wie reißende Thiere. Bei einem wurde, durch die zufällige Entblößung des Armes eines unserer Gefährten, der Appetit nach Menschenfleisch so erregt, daß er sich nicht enthalten konnte, nach dem weißen Arm zu schnappen, wobei er durch Pantomime zu verstehen gab, daß ein solches Fleisch ein wahrer Lasterbissen seyn müsse. Dieß bewies uns denn, daß wir es mit Menschenfressern zu thun hatten, und vollendete unsern Abscheu vor Lamans schuldblosen Naturkindern, die ihn, zum Dank für seine gute Mei-

nung von ihnen, wahrscheinlich bei fröhlichem Schmauße verzehrt haben.

Alle, die wir sahen, waren sehr groß, selten unter 5 Fuß, schlank, von sehr verhältnißmäßigem Gliederbau und auffallender Muskelkraft. Ihre Gesichter würde ich für hübsch erklären, wenn sie nicht durch Züge von Wildheit und Grausamkeit entstellt wären. Ihre Farbe ist dunkelbraun. Das lange schlichte schwarze Haar hing bei den Meisten ohne alle Verzierung über Nacken, Schultern und Gesicht zerstreut; bei Andern war es über der Scheitel zusammen gebunden, sodann frisirt, oder durch Brennen stark gekräuselt, und in Form einer runden Mütze um den Kopf gewickelt. Diese Mütze färben sie gelb, wodurch sie gegen das übrige schwarze Haar sehr absticht. Noch Andere trugen ihr Haar in Locken, die bis über die Schultern hinabhängen, röthlich gefärbt waren und das Ansehen einer Allongeperücke hatten. Sie müssen viele Zeit auf diese Frisuren verwenden, ein Beweis, wie sehr die Eitelkeit selbst bei Cannibalen wirken kann. Am Halse und in den Ohren trugen sie keinen Schmuck, wandten aber die von uns erhaltenen Glasforallen gleich dazu an. Die Meisten waren gänzlich nackt. Nur Wenige trugen Schürzen von Blättern einer unbekanntem Palmenart, die durch ihre bunte Farbe und rothen Spitzen wie Federn aussahen. Im Tattowiren hat sich seit La Perouze's Zeit die hiesige Mode sehr geändert. Er fand die Bewohner aller Navigatorinseln über den ganzen Körper mit mannigfaltigen Zeichnungen tattowirt, so daß sie das Ansehen hatten, bekleidet zu seyn; jetzt sind die Meisten gar nicht, und einige Wenige nur an den Lenden bis an das Knie, und zwar nicht mit Zeichnungen, sondern bloß blau, tattowirt, so daß es scheint, als ob sie kurze blaue Hosen trügen.

Auf den Canots sahen wir auch einige Weiber, die sämmtlich sehr häßlich waren. Sie waren so wenig gekleidet wie die Männer und eben so braun. Ihr Haar war kurz abgeschoren, bis auf zwei röthlich gefärbte Büschel, die ihnen in das Gesicht hingen und um die Nasen spielten.

Fast kein Einziger der Wilden, die wir sahen, war ohne zum Theil sehr bedeutende Narben. Einer von ihnen zog durch eine starke Vertiefung im Unterleibe unsere Aufmerksamkeit besonders auf sich. Wir machten ihm die Frage begreiflich, wie er zu dieser Narbe gekommen sey, und er zeigte auf seine Panze. Es scheint hiernach, daß diese Wilden oft mit Nachbarn, oder auch wohl unter sich, Krieg führen und geschickte Wundärzte haben. Keiner von ihnen schien irgend eine Autorität über die andern auszuüben. Entweder war unter denen, die zu uns kamen, kein Häuptling, oder ein solcher hat hier nicht viel zu bedeuten.

Die wenigen Früchte, welche die Wilden mitgebracht hatten, wurden gegen Stücker Eisen von alten Faßbändern und gegen Glasperlen eingehandelt. Letztere hatten besonders einen hohen Werth in ihren Augen, und sie brachten selbst einige ihrer verborgenen Waffen hervor, um dafür diese kostbare Zierde zu erhalten. Unter-

dessen versammelten sich immer mehr Canots um unser Schiff, und mit der Anzahl stieg auch die Verwegenheit des raubsüchtigen Gesindels. Mehrere erhoben sich in ihren Fahrzeugen und schrien uns lange Reden mit wüthenden und drohenden Gebehrden zu. Sie wurden jedesmal durch ein kreischendes Gelächter der Übrigen belohnt. Endlich wurde das Geschrei und das Drohen mit Keulen und geballten Fäusten allgemein. Sie machten förmlich Anstalten zu einem Angriff — und wir mußten wieder zu Bajonetten und Lanzen greifen, um sie vom Erklattern des Schiffes abzuhalten.

Ich gestehe, daß es mir in diesem Augenblicke Überwindung kostete, das Schicksal von La Perouse's Gefährten nicht blutig zu rächen. Unsere Kanonen waren sämmtlich mit Kartätschen, und die Flinten der ganzen Mannschaft mit Kugeln geladen. Ein Wink von mir hätte Tod und Verderben über diese Thiermenschen gebracht. Bei längerem Verweilen unter ihnen wäre ich doch wohl gezwungen gewesen, sie die Macht unserer Kanonen fühlen zu lassen, daher ließ ich die Segel hissen, und das Schiff nahm einen raschen Lauf, wobei es viele der Rähne, die sich an dasselbe festgehalt hatten, umstieß. Die so unerwartet in das Wasser Gefallenen benahmen sich mit großer Behendigkeit, setzten ihre Rähne bald wieder in Ordnung und suchten uns mit heftigen Gebehrden, Rache schraubend, wieder einzuholen. An den Seiten des Schiffes hatten sich Mehrere mit ihren langen Nägeln, die denen des vornehmsten chinesischen Mandarins nichts nachgeben, wie Ragen angekrallt, und wir konnten uns nur vermittelst einer langen Stange von ihnen befreien.

Am Abend bekamen wir die Insel Olajava zu Gesicht, und als wir uns 7 Meilen von einer in ihrer Nähe liegenden kleinen Insel befanden, kamen von dieser mehrere Canots, weder die Entfernung noch die herannahende Dunkelheit scheuend, auf uns zugerudert. Es waren muntere Fischer, die uns umringten, denn ihre mit vieler Sorgfalt gefertigten und zierlich mit Muscheln ausgelegten kleinen Rähne, die nur 2 bis 3 Mann trugen, waren sämmtlich mit Geräthschaften zum Fischen, mit großen aus Perlmutter geschliffnen Angeln, an langen dünnen Stricken, versehen und mit großen lebendigen makrelartigen Fischen gefüllt. Auf den Gesichtern dieser Wilden lag Offenheit und Zutrauen. Der Tauschhandel ward unter vielem Scherz und Lachen von ihrer Seite betrieben. Sie gaben ihre Fische hin, warteten ruhig ab, was wir ihnen dagegen geben würden, und waren jedesmal sehr zufrieden. Das Schiff erregte ihre Aufmerksamkeit sehr. Sie betrachteten es genau, von unten bis an die Spitze der Masten, und theilten ihre Bemerkungen mit lebhafter Bewunderung einander mit. Wenn sie sahen, daß auf den Masten oder Segelstangen etwas vorgekommen wurde, so zeigten sie mit den Fingern dahin und schienen neugierig zu erwarten, was dadurch erreicht werde. Man sah, daß diesen geborenen Seeleuten Alles, was sich auf die Navigation bezog, von größtem Interesse war.

Ihr bescheidenes Betragen stand mit der verwegenen Zudring-

lichkeit der Maounaer in so auffallendem Gegensatz, daß wir geneigt waren, sie für eine andere Race zu halten, aber sie unterschieden sich im Ubrigen durch nichts von jenen, als höchstens durch die noch sorgfältigere Frisur. Das fällt besonders auf, wenn man sie mit unsern schmutzigen ungekämmten europäischen Fischern vergleicht; aber bei den Südseeinsulanern ist der Fischfang kein drückender Broderwerb der untersten Classe, sondern gehört zu den Vergnügungen der Vornehmsten, wie bei uns die Jagd auf eingezogenes Wild. Tameamea, der mächtige König der Sandwichinseln, war selbst ein sehr geschickter Fischer und ein so großer Liebhaber vom Fischfang, als irgend ein europäischer Fürst von der Hirschjagd. Die fröhlichen Fischer verließen uns erst, als es schon so dunkel war, daß wir das Land nicht mehr sehen konnten, mit einem taftmäßigen Gesange, den wir noch lange aus der Ferne erschallen hörten.

Da die kleine Insel, welche sie bewohnen, auf keiner Karte verzeichnet ist, so hat wohl vor uns kein Seefahrer sie gesehen. Es ward mir nicht bekannt, wie die Eingeborenen sie benennen, weshalb ich ihr, um sie von drei andern nördlich liegenden kleinen Inseln, die La Perouse bemerkt hat, zu unterscheiden, den Namen Fischerinsel gab. Sie erhebt sich fast senkrecht aus dem Meere bis zu einer ansehnlichen Höhe und ist ganz mit dickem Walde bewachsen.

Am folgenden Tage segelten wir mit einem frischen Winde an der Küste von Olajava hin, um sie aufzunehmen. Eine Menge Canots stiegen vom Lande und ruderten auf uns zu; aber sie konnten das Schiff nicht einholen, und ich ließ es nicht beilegen, weil unsere Arbeit dadurch unterbrochen worden wäre. Gegen Abend befanden wir uns nahe bei der in geringer Entfernung von der Nordwestspitze Olajava's liegenden kleinen Insel, welche La Perouse die flache Insel benannt hat. Der Wind legte sich fast gänzlich. Diese Gelegenheit, uns zu erreichen, ward von den Bewohnern von Olajava, die uns auf ihren Rähnen immerfort gefolgt waren, auf das Schnellste benutzt. Sie strengten unter taftmäßigem Gesange ihre letzten Kräfte zum Rudern, an und ihre gut bearbeiteten Rähne flogen schnell über die glatte Meeresfläche dem Schiffe zu. Von der flachen Insel stiegen jetzt ebenfalls eine große Menge Canots ab und eilten zu uns. Bald waren wir von allen diesen Fahrzeugen umringt, die sich so dicht an einander drängten, daß sie das Ansehen einer ungeheuren Schiffsbrücke hatten, die, mit Früchten und Schweinen besetzt, zu einem Marktplatz diente, auf welchem die Menschen mit der Beschäftigung der Ameisen durch einander liefen. Alles war dabei in froher Laune und unter Scherz und Lachen bemüht, die Waare anzupreisen, was einen bei weitem stärkern Lärm verursachte, als man ihn auf der Londoner Börse hört. Auf dem Verdeck waren wir gezwungen, einander in die Ohren zu schreien um verstanden zu werden.

Der Tauschhandel ging indessen mit gegenseitiger Zufriedenheit von Statten. Die zu entfernt waren, um den Pfuhl, der uns umgab, zu durchdringen, bemühten sich wenigstens durch allerlei Possen und Luftsprünge unsere Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen.

Dabei schlugen manche Röhne um, woraus diese geschickten Schwimmer sich nichts machten und was jedesmal großes Gelächter erregte. Auch von ihrer bewundernswürdigen Fertigkeit im Tauchen gaben sie uns Beweise. Stücken von eisernen Fassbändern, die wir in die See warfen, stürzten sie sich gleich nach und erhaschten sie, wobei sie sich manchmal unter dem Wasser tüchtig um die Beute balgten, wie wir deutlich sehen konnten. Dem Verbot, auf das Verdeck zu kommen, leisteten sie willig Folge, banden ihre Waare an ein Tau, vermittelst dessen sie aufs Schiff gezogen wurde, erwarteten mit Zutrauen was wir ihnen dafür geben würden und waren immer zufrieden. Einige Wenige hatten zwar auch Waffen mitgebracht, aber nicht zum Kampfe sondern zum Handel. Überhaupt betrogen sie sich, obgleich sie uns an Anzahl so sehr überlegen waren, mit aller Bescheidenheit. Auch bemerkten wir keine Narben an ihnen, wie an ihren Nachbarn von Maoua, von denen sie sich so vortheilhaft auszeichnen, obgleich sie ganz zu Einem Stamm zu gehören scheinen. Es wäre sehr interessant zu wissen, was für Einflüsse diese Verschiedenheit bewirkt haben.

In weniger als einer Stunde hatten wir über 60 große Schweine und einen Überfluß von Hühnern, eßbaren Wurzeln und verschiedenen Früchten eingehandelt, der unser ganzes Verdeck einnahm. Alles das kostete uns einige Stüchchen altes Eisen, einige Schnuren Glasperlen und ungefähr ein Duzend Nägel. Den höchsten Werth hatten blaue Glasperlen. Durch zwei derselben war ein großes fettes Schwein hinlänglich bezahlt, und zuletzt, als diese Waare schon seltener bei uns ward, freute man sich sehr, wenn man für zwei Schweine auch nur eine solche Perle erhielt. Ein Theil der Wurzeln und Früchte, die wir einhandelten, war uns unbekant. Alle hatten eine sonst ungewöhnliche Größe, ein Beweis, wie kräftig hier der Boden seyn muß. Auch gab es hier sieben bis acht Varietäten von Bananen, deren ich in den fruchtbarsten Ländern bis jetzt nur drei gesehen hatte. Ein Paar Gattungen waren sehr groß und dabei von vorzüglichem Geschmack. Eine Frucht hatte die Größe und Form eines Eies, war ponceauroth, und vertrat am folgenden Tage, da wir das Osterfest feierten, bei den Geschenken nach russischem Gebrauch die Stelle der Eier.

Noch eines Handelsartikels auf unserem Markte muß ich erwähnen. Es waren gezähmte Tauben und Papageyen. Erstere weichen von den europäischen sowohl in der Form als in der Farbenpracht sehr ab. Auch waren ihre Klauen, mit denen sie sich wie Spechte an die Laue hatten, anders gestaltet. Die Papageyen waren nur von der Größe eines Sperlings, mit dem lebhaftesten Roth und Grün gezeichnet, und der rothe Schweif übertraf an Länge den Körper wohl vier Mal. Alle diese Vögel, die uns in großer Anzahl gebracht wurden, waren so zahm, daß sie ruhig auf der Hand ihres Herrn saßen und ihre Speifen nur aus seinem Munde empfangen wollten. Die Liebhaberei, solche Thierchen zu zähmen, und die Art, wie sie be-

handelt werden, scheint ebenfalls für den milderen Charakter dieser Wilden zu zeugen.

Wie viele noch unbekante Thiere und Pflanzen mag es auf diesen Inseln geben, wo die Natur so verschwenderisch ist, und wie sehr muß man bebauern keinen sicheren Ankerplatz zu finden, von wo aus man mit der gehörigen Voracht Landungen machen könnte. Auf die Stärke ihrer Bevölkerung kann man daraus schließen, daß von der so kleinen flachen Insel allein, in weniger als einer Stunde, einige sechszig Röhne zu uns kamen, von denen jeder 7 bis 8 Mann trug, und daß die Zahl dieser Röhne in die Hunderte gegangen wäre, wenn wir nur länger hier verweilt hätten, denn der ganze Raum zwischen uns und der Insel war mit immer noch neu Ankommenden fast bedeckt.

Unser Markt ward noch lebhafter, als die Schiffsprovision bereits completirt war; denn nun ertheilte ich den Matrosen die Erlaubniß, daß jeder für sich nach Wohlgefallen handeln könne, da der Handel bisher der Ordnung wegen nur von einem Einzigen betrieben werden mußte. Nun verlangte der Eine dieses, der Andere jenes von den Röhnen und gab dagegen alte Tuchläppchen, zerbrochene Knöpfe und Glasstücke. Der Lärm ward immer stärker, und die eigene Provision der Matrosen so groß, daß noch mehrere Wochen nachher stets ein gebratenes Ferkel, mit Bananen gespickt, ihren Frühstück-Tisch schmückte und die köstlichsten Früchte im Überfluß ihren Gaumen labten. Sie behaupteten auch einstimmig ein so gesegnetes Land noch nie gesehen zu haben.

Der Handel ward durch ein größeres Canot unterbrochen, das, umringt von kleineren, auf uns zugerudert kam und die Aufmerksamkeit der Insulaner auf sich zog. Sie riefen Eige-ea-Eige und beeilten sich, den Ankommenen Platz zu machen. Das große elegante mit vielen Muscheln verzierte und von zehn Mann geruderte Canot gelangte nun bald in unsere Nähe. Die Köpfe der Ruderer und des Steuermannes waren mit grünen Zweigen umwunden, vermuthlich als Friedenszeichen. Auf dem Vordertheile des Fahrzeuges besand sich ein geräumiger erhöhter mit Matten bedeckter Platz, auf welchem ein ältlicher Mann nach asiatischer Weise mit untergeschlagenen Beinen saß und einen aufgeschlagenen grünseidenen europäischen Sonnenschirm in der Hand hielt, von dem wir vermutheten, daß er vielleicht einem der unglücklichen Gefährten La Perouse's gehört habe und von den Maouaern an diesen Häuptling gekommen sey. Seine Kleidung bestand aus einer sehr fein geflochtenen Grassmatte, die wie ein kurzer Mantel um seine Schultern hing, und einem Gürtel. Sein Kopf war mit einem Stücke weißen Zeuges in Form eines Turbans bewickelt. Auf einige Worte, die er seinen Landsleuten oder Unterthanen zuschrie, verbunden mit Bewegungen der Hand, machten sie ihm sogleich Platz, und sein Fahrzeug legte sich an die Seite des Schiffes. Auf unsere Einladung kam er sogleich mit einem Gefolge von drei Personen aufs Schiff. Er war ganz untattowirt, ungefähr sechs Fuß lang und sehr hager, übrigens von starken Muskeln und

rüftig. Sein Gesicht war nicht hübsch, aber doch einnehmend. Es verrieth Geist und Überlegung. Sein Betragen war bescheiden und anständig.

Als er das Schiff betreten hatte, fragte er sogleich nach dem Eigeh, und da ich ihm als solcher angebeutet wurde, näherte er sich mir, neigte sein Haupt ein wenig, sprach einige Worte, die ich nicht verstand, faßte mich dann mit beiden Händen an den Ellbogen, hob sie mehrere Mal in die Höhe und wiederholte dabei die englischen Worte very good. Nachdem diese Bewillkommung, die ich nach europäischer Sitte erwiderte, vorüber war, gab er mir durch Gebehrden zu verstehen, daß er der Eigeh der flachen Insel sey, und befahl seinen Begleitern die für mich mitgebrachten Geschenke, aus drei großen stark gemästeten Schweinen, die er Boaka nannte, und einigen Früchten bestehend, mir zu Füßen zu legen. Ich gab ihm zum Gegengeschenk ein großes Veil, zwei Schnüre blauer Perlen und ein buntes seidenes Tuch, das ich ihm selbst über seinen Turban um den Kopf band. Der Eigeh fühlte sich im Besitz dieser Schätze äußerst glücklich und suchte seine Dankbarkeit durch Gesticulationen auszudrücken, bei denen er immer sein very good wiederholte. Auch bei ihm hatten die blauen Perlen den höchsten Werth. Er konnte sich nicht überzeugen, daß dieser große Schatz ihm ganz gehöre. Er fragte durch Pantomimen, ob er wirklich beide Schnüre behalten könne, und nachdem ich ihm die Zusicherung gegeben, vergaß der alte Mann seine Würde und hülfte mit den Perlen in der Hand vor Freude unter dem Ausruf very good! very good! wie ein Knabe umher. Der dicke Schatzmeister theilte das Entzücken seines Herrn und ahmte die Äußerung desselben pünktlich, jedoch etwas schwermüthiger nach.

Als der Freudentaumel sich ein wenig gelegt hatte, brachte Letzterer ein kleines niedliches aus Wurzeln geflochtenes und mit einem Deckel versehenes Körbchen hervor, in welchem er die Schätze des Eigeh verwahrte. In dieses wurden nun auch die Perlen gelegt, und der Eigeh nahm aus demselben einen spanischen Thaler, den er mir mit den Worten very good vorhielt und mir die Frage begrifflich zu machen suchte, ob er dafür noch blaue Perlen erhalten könne. Um zu sehen, in wie fern er mit dem Werthe bekannt sey, den wir auf Geld setzen, bot ich ihm nur eine einzige Perle für seinen Thaler, und er ging sogleich den Handel ein. Als ob er fürchte, daß er mich gereuen könne, erhaschte er sogleich die Perle und schob mir sein Geld in die Hand. Ich gab es ihm zurück und ließ ihm zu seinem freudigen Erstaunen auch die Perle. Jetzt bemühte ich mich die Frage auszudrücken, wie der Eigeh zu diesem Gelde gekommen sey. Er errieth mich bald, zeigte nach Süden, nannte Tongotabu, bekanntlich eine der Freundschaftsinseln, die mehrere Tagereisen von der seinigen entfernt liegt, und machte begrifflich, daß er auf seinem Fahrzeuge dahin gesegelt sey, wo er ein Schiff angetroffen, von dessen Eigeh er sowohl den Thaler als den Sonnenschirm erhalten habe. Der Muth und die Gewandtheit, mit welcher diese Insulaner auf ihren gebrech-

lichen Rähnen, sich bloß nach der Sonne und den Sternen richtend, in einer Gegend, wo der Passat selten beständig ist, so weite Seereisen machen, ist in der That sehr zu bewundern.

Ich beschenkte nun auch das Gefolge des Eigeh, und die guten Leute waren ganz verloren in Anschauen der herrlichen Dinge, die sie erhalten hatten, bis das Schiff ihre Aufmerksamkeit auf sich zog. Sie durchliefen es mit ihren neugierigen Blicken nach allen Richtungen und drückten ihr Erstaunen und ihre Bewunderung aus. Der Eigeh betrachtete dagegen Alles mit mehr Ruhe und bat sich nur selten eine Erklärung aus, da er schon früher ein Schiff gesehen hatte, welches vielleicht mit seinen Begleitern nicht der Fall war. Die Anzahl unserer Kanonen und Flinten fiel ihm indessen sehr auf. Er überzählte sie mehrere Mal und schlug vor Erstaunen die Hände über den Kopf zusammen, daß wir eine so große Menge Puas hatten, wie er das Schießgewehr nannte. Auch machte er uns begrifflich, daß er mit dessen Wirkung bekannt sey, indem er auf eine Kanone zeigt, den Knall nachzubilden suchte, und dann den Kopf mit geschlossenen Augen hängen ließ. Auch erklärte er seinen Begleitern diese Wirkung, die dadurch in solche Furcht geriethen, daß sie es nicht mehr wagten, sich einer Kanone zu nähern.

Unterdessen war der Handel mit unserer Umgebung wieder angegangen, erlitt aber eine Störung durch die Ungeduld mit der die Insulaner sich alle hervorbrängten, um ihre Waare los zu werden. Der Eigeh gerieth darüber in Zorn und bat mich dringend, meine Puas auf das ungestülme Volk abfeuern zu lassen. War er denn doch nicht ganz mit ihrer zerstörenden Kraft bekannt, galt ihm Menschenleben so wenig, oder wußte er vielleicht fogar, daß man auch blind schießen kann? — das blieb unentschieden.

Ein Fernrohr, das ich in der Hand hielt, reizte die Wißbegierde des Eigeh, er hielt es für eine Art Schießgewehr; als ich ihn aber hindurch auf seine Insel sehen ließ und er diese nun plötzlich so nahe erblickte, daß er sogar die Menschen auf derselben unterscheiden konnte, da erschraf er so, daß er nicht zu bewegen war, das Zauberinstrument wieder zu berühren. Er gab sich alle Mühe, mich zu überreden, ihn auf dem Lande zu besuchen. Er umarmte mich wiederholentlich, während er mir begrifflich zu machen strebte, daß man bei seiner Insel Anker werfen könne und daß wir dort viele Schweine bekommen würden. Als der Eigeh sah, daß seine Einladungen fruchtlos blieben, nahm er freundlich Abschied von uns, faßte mich wieder an die Ellbogen, ließ seinen Kopf hängen, wiederholte einige Mal das Wort Marua und verließ uns.

Mit dem Handel war es jetzt vorbei. Desto mehr richtete sich nun die Aufmerksamkeit unserer Begleiter auf das Schiff und alles, was auf demselben vorging. Einige glaubten uns durch Luftsprünge und allerlei sonderbare Bewegungen amüsiren zu können und baten sich dafür Belohnungen aus. Da sie etwas erhielten, so strengten sich immer Mehrere an, diese Poffen zu treiben. Ein plötzlicher Windstoß verwandelte die Lustigkeit aber in Schrecken. Die Rähne, die

sich vor dem Schiffe befanden, konnten nicht so schnell zur Seite kommen, als daß wir nicht eine Menge derselben übersegelt hätten. Im Augenblick waren wir von allen unsern Begleitern getrennt und hinter uns lag eine große Zerstörung. Die gewandten Insulaner hatten sich indessen bald von ihrem Schreck erholt und bemühten sich uns wieder einzuholen, was ihnen auch gelang, da der Wind sich gleich wieder legte. Dabei ließen sie diejenigen, welche noch herumschwammen, um die verlorenen Ruder einzusammeln, unbekümmert zurück und achteten nicht ihres Rufens und Schreiens. Wir machten sie auf die Zurückgebliebenen aufmerksam, aber die Leichtsinrigen lachten und kein einziges Canot wollte sich von uns trennen, um sie aufzunehmen. Als es anfang dunkel zu werden, verließen sie uns endlich mit dem Ausruf: Marua! Marua!

Den folgenden Tag beschäftigten wir uns mit der Aufnahme der herrlichen Insel Pola. Das hohe Gebirge war mit dichten weißen Wolken umgeben, die sich an dem Abhange herab zu wälzen schienen, und über welche der runde Gipfel des Gebirges hoch erhaben, in wolkenfreier Region, majestätisch stand. Die üppigste Vegetation erstreckt sich auch hier bis auf den höchsten Punkt des Gebirges. Vom Ufer des Meeres bis zu einer beträchtlichen Höhe bietet die Insel rund herum ein reizendes Amphitheater von Dörfern und Pflanzungen dar und bestätigt unsere Meinung, daß die Navigatorinseln die schönsten in der Südsee und mithin in der ganzen Welt sind.

Ich habe die Inselkette, die von ihren Bewohnern Kabaß genannt wird, im Jahr 1816 auf dem Schiffe Kurik entdeckt. Sie besteht aus mehreren Inselgruppen, die nicht weit von einander entfernt liegen, und jede dieser Gruppen besteht wiederum aus vielen kleinen Inseln, die mehrentheils, durch Riffe mit einander verbunden, rund um ein großes Wasser-Bassin liegen. Alle diese Inseln sind durch Korallenhiere hervor gebracht, sehr niedrig und zum Theil noch mit wenig Dammerde bedeckt, weshalb die Vegetation noch nicht die Üppigkeit der älteren Länder dieses Himmelsstriches erreicht hat, und sehr wenig bevölkert. Die bedeutendste Insel einer Gruppe giebt gewöhnlich der ganzen den Namen.

Die Kabaßer sind dunkelbraun, groß und wohlgebildet. Ihr schwarzes Haar ist zierlich zusammen gebunden und, besonders beim weiblichen Geschlechte, mit Blumen und kleinen auf Schnüre gereihten Muscheln geschmückt. Ihre Gesichtszüge sind sanft, freundlich und angenehm. Unter beiden Geschlechtern verdienen nicht Wenige schön genannt zu werden. Bloss von Vegetabilien und Fischen lebend, erreichen sie ein hohes Alter, sind gesund, aber nicht so stark, wie die andern Südsee-Insulaner. An Sanftheit und Gutmüthigkeit übertreffen sie dagegen alle, vielleicht sogar die Tahaitier.

Das Oberhaupt der ganzen Kette heißt Lamari und unter ihm stehen die Häuptlinge der besondern Inselgruppen, und unter diesen

wieder die Befehlshaber der einzelnen Inseln, welche die Gruppe ausmachen. Der Häuptling der Gruppe Otdia heißt Karik und ist in meiner frühern Reise abgebildet. Ihn und noch einen Eingeborenen derselben Gruppe, Namens Lagediak, hatte ich besonders lieb gewonnen. Ein Bewohner der Gruppe Kawen, kein Eingeborener sondern ein durch Sturm von der Insel Ule dahin Verschlagener, Namens Kadu, machte die Fahrt bis Unalaska und wieder zurück nach Otdia auf dem Kurik mit und erwarb sich die Liebe der ganzen Besatzung. Wir ließen uns von ihm in der Kabaßsprache unterrichten und konnten uns bei unserm zweiten Besuch schon ziemlich mit diesen Insulanern verständigen, so wie er bereits etwas russisch zu sprechen anfang. Auch sein Portrait steht vor einem Bande meiner früheren Reise.

Nach einer Abwesenheit von acht Jahren sah ich nun mein geliebtes Kabaß wieder, wo ich unter den gutmüthigsten Naturkindern mehrere Wochen sehr angenehm verlebt hatte. Wer meine frühere Reise gelesen hat, kann sich meine Gefühle und die Sehnsucht denken, mit der ich dem Willkommen meiner kindlichen Freunde entgegen ging. Ich malte mir das Wiedersehen recht freundlich aus. Der Himmel selbst schien es zu feiern. Es war ein selten schöner Tag, und ein mäßiger günstiger Wind erlaubte uns mit vollen Segeln dem Lande zuzueilen. Unsern spähenden Blicken zeigte sich nun bald vom Berdeß das lustige Palmenwäldchen auf der Insel Otdia, dem Aufenthalt Kariks, in dessen Schatten ich so oft im traulichen Kreise der guten Insulaner gesessen hatte. Jetzt sahen wir auch Böte auf dem inneren Bassin der Gruppe von einer Insel zur andern segeln und eine Menge Menschen an das Ufer laufen, um unser Schiff anzustauen.

Ich kannte meine furchtsamen Freunde zu gut, um nicht zu errathen, was bei ihnen vorging. Als ich mich von ihnen trennte, hatte ich ihnen zwar das Versprechen gegeben, sie wieder zu besuchen; allein in der langen Zeit, die seitdem vergangen war, hatten sie vielleicht die Hoffnung aufgegeben, daß ich Wort halten werde, und das große dreimastige Schiff, das sie jetzt sahen, konnten sie leicht von dem kleinen zweimastigen Kurik unterscheiden. Wenn sie also auch zuerst gehofft hatten, mich wieder zu sehen, so war ihre Freude darüber bei unserer Annäherung in Schrecken verwandelt. Sie wußten nicht, wie diese fremden Ankommenden sie behandeln würden, und Weiber und Kinder flohen ins Innere der Insel, alle Rähne wurden in Bewegung gesetzt, um die kleinen Habseligkeiten nach entfernteren Inseln zu schicken, wo sie unserer vermeinten Raubsucht entzogen werden konnten. Die Muthigsten traten, mit Speeren bewaffnet, ans Ufer und zeigten Tapferkeit, so lange die Gefahr noch fern war.

Es ist nicht zu verwundern, daß diese armen Leute so eingeschüchtern sind und bei Erscheinung eines ihnen fremden Fahrzeuges gleich die größte Gefahr ahnen. Ihre westlichen Nachbarn, die Bewohner der Inselkette Kallik, und die südlichen, von den Insel-

gruppen Mediuvo und Arno, welche stärker bevölkert sind, überfallen sie zuweilen plötzlich mit sehr überlegener Macht, berauben sie, zerstören ihre Fruchtbäume und lassen kaum so viel übrig, daß sie vor Hungersnoth geschützt sind. Zwar hatten sie durch das Schiff Kurik eine vortheilhafte Meinung von den weißen Menschen bekommen, allein das Schiff, das sie jetzt sahen, mußte ihnen im Vergleich mit jenem ganz ungeheuer erscheinen, und sie konnten leicht auf den Gedanken kommen, daß es eine andere ihnen noch unbekanntes Menschengattung trüge.

Wir hatten indessen die Inselgruppe Otdia erreicht und segelten dicht an ihrem äußeren Riff, der Schischmareffstraße zu, durch welche ich in das Bassin zu dringen gesonnen war. Auf allen Inseln, denen wir vorbeikamen, verbreitete unser Anblick Schrecken, und Alles floh in den Wald, um sich zu verbergen. Als wir uns der Lagediaßstraße näherten, blies der Wind so, daß wir es wagen konnten, durch dieselbe zu gehen. Ich änderte daher meinen Entschluß, durch die Schischmareffstraße zu segeln, wo der Wind uns contrair gewesen wäre, ließ alle Segel beisehen, und wir befanden uns bald glücklich auf dem ruhigen Wasser des Bassins. Übrigens will ich keinem Seefahrer rathen, ohne besondere Veranlassung die Lagediaßstraße zu wählen. Sie ist so enge, daß wir von beiden Seiten hätten Steine in die Brandung werfen können, da hingegen die Schischmareffstraße so breit ist, daß man mit einem guten Schiffe in derselben allenfalls laviren kann. Das Wasser ist in diesen Straßen so durchsichtig, daß wir in der Tiefe von 14 Faden jeden Stein auf dem Grunde sehen konnten, wodurch der Officier, welcher vorn im Mastkerbe saß, um die Untiefen zu beobachten, getäuscht ward und glaubte, das Schiff müsse sogleich auf den Grund stoßen.

Auf dem schönen glatten Bassin setzten wir nun unsere Fahrt angenehm fort. Da aber der Wind gerade von der Insel Otdia wehte, nach welcher die ganze Gruppe benannt wird, und wo ich Kurik zu treffen hoffte, weshalb unser Cours dahin gerichtet war, so mußte ich die Hoffnung, ihn noch heute wieder zu sehen, aufgeben; und da es anfang dunkel zu werden, so waren wir genöthigt, in der Nähe der Insel Ormed vor Anker zu gehen. Die Tiefe war hier 31 Faden und der Boden seiner Korallenfand.

So lange das Schiff sich noch außerhalb der Gruppe befand, war der Muth der guten Insulaner noch nicht ganz gesunken. Sie konnten nicht glauben, daß die Einfahrt uns bekannt sey, und von außen vertrauten sie dem Schutze der Brandung. Als wir nun aber in das Bassin gebrungen waren, da wurden Furcht und Schrecken allgemein. Wir bemerkten ein beständiges Hin- und Herrennen an den Ufern, Böte wurden beladen und segelten bald rechts bald links, keines aber wagte sich in unsere Nähe.

Die Insel Ormed schien bei unserer Ankunft ganz ausgestorben zu seyn. Erst als es dunkel geworden war, zeigten sich Spuren des Lebens auf ihr. Es wurden an zwei Stellen, in beträchtlicher Entfernung von einander, große Feuer angezündet, zwischen denen man

mehrere kleine Feuer hin- und herlaufen sah. Auch hörte man einen kreischenden Gesang, von den hier gewöhnlichen Trommeln begleitet. Diese Art, die Götter um Hülfe anzuflehen, war mir schon von meinem früheren hiesigen Aufenthalte bekannt und bewies, in welcher Unruhe die armen Insulaner sich befanden. Die ganze Nacht hindurch dauerte diese religiöse Handlung, und als es am Morgen hell zu werden anfang, hatten meine Freunde sich bereits wieder verkrochen. Die Todtenstille von gestern herrschte wieder.

Wir lichteten die Anker und suchten Otdia durch Laviren zu erreichen, wobei wir den kleinen malerischen mit schönem Grün überzogenen Inseln oft sehr nahe kamen. Die erfrischende Morgenluft hauchte uns von ihnen aromatisch an, aber die Hüften der Insulaner standen leer und verödet da. Als wir bereits nahe bei Otdia waren, sahen wir wieder segelnde Rähne, die sich so nahe als möglich ans Ufer drängten. Am Strande liefen Menschen geschäftig herum, es sah aber aus, als ob Niemand recht wisse, was er in dieser bebrängten Lage thun solle. Jetzt erblickten wir einen langen Zug mit Palmenzweigen als Friedenszeichen geschmückter Insulaner, der von der Insel Egmedio aus, die Ebbe benutzend, auf den Riffen nach Otdia Paarweise, und auf Stangen und in Körben Cocosnüsse und andere Früchte tragend, ging. Es schien daher, daß meine Freunde sich in ihr Schicksal ergeben und durch demüthige Unterwerfung und Geschenke die Gunst der Ankommenden erwerben wollten. Die Furcht, die wir erregten, bewies mir, daß Kadu nicht auf Otdia seyn müsse. Er würde mehr Vertrauen gehabt und eingelöst haben.

Am Mittag ließen wir, der Insel Otdia gegenüber, auf der nämlichen Stelle die Anker fallen, wo der Kurik gestanden hatte. Ich ließ ein kleines nur zweirudriges Boot aufs Wasser setzen, um meinen Freunden den ersten Besuch in so geringer Begleitung als möglich zu machen, damit es ihnen nicht an Muth gebreche, uns ihren Gefühlen gemäß zu empfangen. So fuhr ich also blos mit Herrn Dr. Eschscholz und zwei Matrosen ans Land. Wir steuerten gerade auf Kuriks Wohnung zu. Kein Mensch war zu sehen. Am Strande lagen die aufgezogenen Rähne zerstreut. Ein kleiner von einer benachbarten Insel kommender segelnder Kahn, auf dem sich drei Männer befanden, drängte sich dicht ans Ufer. Als wir unsere Richtung auf ihn zu nahmen, suchte er auszuweichen. Ich wehte mit einem weißen Tuche, ein Zeichen, das diese Insulaner von mir zu sehen gewohnt waren. Das hatte aber die gewünschte Wirkung nicht. Im Gegentheil bemühten sich die Furchtsamen noch eifriger, ihrem Segel eine andere Richtung zu geben und sich davon zu machen. Aber die Angst erschwerte ihnen dieses Mal die Arbeit, die sie sonst mit großer Behendigkeit vollbringen, und sie zankten lärmend mit einander über ihre Unbeholfenheit.

Da wir ihnen unterdessen beträchtlich näher gekommen, und ihre verwickelten Stricke noch immer nicht in Ordnung gebracht waren, so wollten sie sich eben durch Schwimmen retten, als zwei Worte

von mir ihre Angstlichkeit in Freude verwandelten. Ich rief ihnen zu: Totabu, wie sie meinen Namen geradbrecht hatten, und Aidarah, ein Ausdruck, der sowohl Freund als gut bezeichnet. Sie blieben regungslos stehen und schienen auf eine Wiederholung meines Zurufs zu warten, um sich zu überzeugen, daß sie wirklich recht gehört hätten. Auf mein abermaliges Totabu Aidarah überließen sie sich den lebhaftesten Ausbrüchen der Freude, schrien nach dem Lande zu: hei Totabu! Totabu! ließen den Rahn im Stich, schwammen ans Land und wiederholten ihren Ausruf unaufhörlich. Die Bewohner von Orbia hatten uns, hinter Gebüsch versteckt, beobachtet. Jetzt, da der wohlbekannte Name auf ihrer Insel erscholl, sprangen sie hervor und gaben durch fröhliche Gebehrden, Tanz und Gesang ihre Freude zu erkennen. Ein großer Haufe drängte sich an den Landungsplatz. Andere kamen, bis an die Hüften im Wasser gehend, auf uns zu, um uns früher zu bewillkommen. Ich ward nun allgemein erkannt und Karik genannt, weil ich, nach der auch hier üblichen Sitte, zum Siegel des Freundschaftsbundes mit ihm den Namen getauscht hatte. Herr Dr. Eschscholz, der auch früher mit mir hier gewesen war, erkannten die Freunde ebenfalls sogleich und freueten sich herzlich, ihren lieben „Dein Name“ wieder zu sehen. Diese Benennung hatten sie ihm bei unserer ersten Anwesenheit gegeben, weil, als Einer ihn um seinen Namen fragte und er ihn nicht verstand, Jemand rief: Dein Name.

Vier Insulaner hoben mich aus dem Voge und trugen mich unter lautem Jubelgeschrei ans Land, wo Lagedial mich mit offenen Armen erwartete und mich gerührt an seine Brust drückte. Jetzt erschollen im Walde die kräftigen Töne des Muschelhorns, und unsere Freunde kündigten uns die Ankunft Totabu's (Karik's) an. Bald darauf erschien er, kam im vollen Laufe auf mich zu, umarmte mich mehrere Male und suchte auf alle Weise seine Freude über meine Ankunft an den Tag zu legen. Die Freunde, die ich hier nach langer Zeit wieder sah, waren nur arme Wilde, und dennoch war ich tief ergriffen. Unverdorbene Herzen schlugen voll Zuneigung an dem meinigen. Wie selten ist mir dieses Glück unter den hochgestimmten Nationen zu Theil geworden!

Auch Weiber und Kinder kamen jetzt zum Vorschein und unter ihnen Karik's alte rechtselige Mutter, die mir eine lange mit vielen Gesticulationen begleitete Anrede hielt, von der ich leider nur wenig verstand. Nach Beendigung derselben griffen Karik und Lagedial mir unter die Arme und führten mich, gefolgt von der ganzen Versammlung, zum Hause des Ersteren.

Auf einem freien von Brodfruchtbäumen umgebenen und beschatteten Plage vor demselben waren junge Mädchen beschäftigt, seine Matten auszubreiten, auf denen ich mit dem Doctor Eschscholz Platz nehmen mußte. Karik und Lagedial setzten sich zu uns gegenüber; Karik's alte achtzigjährige Mutter mir zur Seite, in einiger Entfernung. Die übrigen Insulaner bildeten einen dichten Kreis um uns her. Die uns zunächst waren ließen sich nieder, und die, welche sich hinter

ihnen befanden, blieben stehen, um uns besser betrachten zu können. Ein Theil kletterte sogar auf die Bäume, und selbst Kindern ward es vergönnt uns zu beschauen, indem die zärtlichen Väter sie auf die Arme nahmen und in die Höhe hielten. Sie zeigten mit ihren kleinen Fingern auf mich und riefen Totabu. Weiber trugen in Rörben Blumen herbei und bekränzten uns aufs Zierlichste. Karik's Mutter zog aus ihren dünnen Ohrlappen die schöne weiße lilienartige Blume, die hier als unentbehrlicher Schmutz, vorzüglich des weiblichen Geschlechts, sehr sorgfältig cultivirt wird, und bemühte sich sie mit Gras an meinen Ohren zu befestigen. Über alles dieses bezeugte das Publikum seine freudige Theilnahme durch den wiederholten Ausruf Aidarah. Unterdessen waren einige junge Mädchen beschäftigt, den Pandanusast sehr sauber in Muscheln auszupressen, mit denen er uns gereicht wurde, begleitet von dem confectartigen Mogan, der aus der nämlichen Frucht bereitet wird. Beides schmückte sehr gut.

Wir wurden jetzt von allen Seiten mit Fragen bestürmt, deren wir wegen mangelhafter Kenntniß der Sprache nur wenige beantworten konnten. Karik und Lagedial äußerten ihr Erstaunen über die Größe des Schiffes, mit welchem wir dieses Mal zu ihnen gekommen waren, und wollten wissen, wo der Karik geblieben sey, ob ihre Freunde Timaro, Tamiso (Schischmaref und Chamisso), u. s. w. noch lebten, wie sie sich befänden und warum sie nicht mitgekommen seyen.

Nachdem die ersten lebhaftesten Ausbrüche der Freude des Wiedersehens vorüber waren, bemerkte ich an Karik's Benehmen, daß er etwas auf dem Herzen hatte, und es schien mir beinahe, als ob er sich einer Schuld bewußt sey. Er bestrebte sich vergebens eine gewisse mißtrauische Scheu unter Freundlichkeit und Freundschaftsbezeugungen zu verbergen. Auch bei seiner Mutter und bei Lagedial ward ein ähnliches Gefühl bemerkbar. Das Schmerzte mich sehr und ich suchte mich darüber zu verständigen. Da war Karik nicht mehr Herr seiner Empfindung und fiel mir mit Thränen um den Hals wie ein reines Kind, ohne doch etwas zu gestehen.

Als ich vor acht Jahren diese Insel verließ, hatte ich den Kadu als Aufseher unserer Anpflanzungen und der Thiere, die wir hierher brachten, hinterlassen, mit der Warnung an die versammelten Insulaner, ihm ja nichts zu Leide zu thun, da ich solches bei meiner Wiederkunft strenge bestrafen würde. Noch hatte ich nicht gewagt nach ihm zu fragen, aus Furcht eine Nachricht zu erhalten, die vielleicht die Freude, die auch ich beim Wiedersehen empfand, getrübt hätte. Jetzt kam ich auf den Gedanken, Karik müsse sich an Kadu vergangen haben. Vielleicht hatte er ihn gar umgebracht. Nun fragte ich nach ihm und sagte dabei den Karik scharf ins Auge. Er antwortete mir aber sehr unbesangen, Kadu lebe und befinde sich auf der Gruppe Aur bei ihrem Oberhaupte Lamari. Darauf nahm die alte Mutter das Wort und erzählte sehr weitläufig, wie bald nach unserer Abreise Lamari mit seiner Flotte hierher ge-

kommen sey, und alle Thiere, Pflanzen und Geräthschaften, sammt allem Eisen, kurz alles was wir auf der Insel zurück gelassen hatten, gewaltsam weggenommen und nach Aur gebracht habe.

Lagedial bestätigte das und erzählte, wie Lamari jedem Einwohner unter Androhung des Todes das letzte Stück Eisen abgefordert habe. Von Kadu sagte er, daß er, bald nachdem wir die Insel verlassen, ein hübsches Mädchen, die Tochter oder Verwandte des alten Befehlshabers von Ormed, geheirathet habe, und, als Lamari hierher gekommen, von ihm zu einem Tamon ellip, großen Befehlshaber, erhoben worden sey, und daß er, nachdem er die Hälfte seiner Schätze dem Lamari freiwillig übergeben (ein Rath, den ich ihm beim Abschiede gab), im Besiz der andern Hälfte geblieben sey. Auch habe Lamari ihn auf seinen eigenen Wunsch mit nach Aur genommen, um dort die Aussicht über die Thiere und Pflanzen fortzusetzen. Kadu hatte dem Lagedial aufgetragen mir das Alles zu erzählen, wenn ich wieder nach Otdia käme, und die Bitte hinzu zu fügen, ihn in Aur zu besuchen, die ich leider wegen der Größe unseres Schiffes nicht erfüllen konnte.

Es war mir indessen lieb, daß Kadu sich in Aur befand, denn so konnte ich das Gedeihen der Thiere und Pflanzen, mit denen ich diese Inseln bereichert hatte, hoffen. Auch erzählte Karik nun, daß er vor Kurzem in Aur gewesen, um seinen Vater zu besuchen, und daß sich die Thiere und Pflanzen dort sehr vermehrt hätten. Schweine und Ziegen wurden dort schon gegessen, und Karik hatte selbst einer solchen Mahlzeit beigewohnt. Diese Nachricht freute mich sehr. Vielleicht ist die Zeit nun nicht mehr fern, wo der grausame Gebrauch aufhören kann, das dritte und vierte Kind aus jeder Ehe wegen Mangel an Nahrungsmitteln umzubringen.

Karik und Lagedial waren die Ersten, von denen wir am Nachmittage einen Besuch erhielten. Als Lagedial erfuhr, daß ich nur wenige Tage bei Otdia verweilen werde, ward er sehr traurig und bat mich aufs dringendste ganz hier zu bleiben. Er setzte Alles in Bewegung, wovon er hoffte, daß es mich bestimmen könne: Liebe, Ehrgeiz und Herrschucht. Ich sollte das schönste Mädchen zum Weibe haben und den Lamari, den er als Tyrannen und Usurpator haßte, todt schlagen, wie er seines Vorgänger todt geschlagen habe, um an seiner Stelle Tamon von Kadak zu werden. Da ich ihn schwachen ließ, ohne mich zu erklären, so glaubte er, daß ich in seinen Plan eingehen werde, und war darüber so erfreut, daß er wie ein Kind in der Casüte herum sprang. Auch verließ er mich in dieser frohen Hoffnung mit der ernstlichen Warnung, dem Karik ja nichts davon zu sagen.

Am folgenden Morgen war Lagedial schon früh wieder bei mir und brachte mir zum Frühstück geröstete Fische, Brodfrucht und frische Cocosnüsse; er trank Kaffee mit mir, der ihm nicht schlecht zu schmecken schien. Seinen Sohn, einen Knaben von 13 bis 14 Jahren, hatte er mitgebracht, um ihn mir vorzustellen. Das Gemüth des Vaters schien sich auf diesen lieblichen Jungen

ganz vererbt zu haben. Sein bescheidenes und verständiges Betragen entsprach seinem geistvollen Gesichte. Er wäre leicht für unsere feinsten Cirkel auszubilden gewesen.

Lagedial kam bald wieder auf sein gestriges Project, mich zum Oberhaupt von Kadak zu machen. Er entwarf auch schon den Plan, wie die Sache auszuführen sey und was ferner geschehen müsse, um die Macht und das Ansehen der neuen Regierung fest zu begründen. Zuerst sollten wir nach Aur segeln, um den Lamari zu überwinden, dann sollte die feindliche Inselgruppe Mediuro angegriffen und erobert werden, und endlich sollte ich mich noch der ganzen Inselkette Kalid bemächtigen. Er ereiferte sich bei diesen kühnen Vorsätzen so, daß er mit der Faust um sich herum hieb, als ob er schon in der Schlacht wäre, und eine Tasse traf, die in Trümmern zu Boden fiel. Da war's denn mit dem Hellemuth, zu dem er sich gesteigert hatte, plötzlich aus, und sein natürlicher Charakter, die Furchtsamkeit, trat wieder in ihr Recht. Er glaubte mir einen großen Schaden verursacht und sich dadurch meinen Zorn zugezogen zu haben. Ich beruhigte ihn, und stellte ihm nur vor, daß ich unmöglich in Kadak bleiben könne und meine Pflicht mir gebiete bald abzusegeln. Das machte ihn sehr traurig. Er stand einige Zeit still in Gedanken versunken da, nahm dann seinen Sohn bei der Hand, führte ihn zu mir und bat mich ihn mit nach Kusland zu nehmen. Ich war gezwungen ihm zu erklären, daß ich nie wider nach Kadak kommen werde und daß, wenn sein Sohn mit mir ginge, er auf ewig von ihm Abschied nehmen müsse. Das war dem Vaterherzen zu viel. Er umarmte seinen Sohn und wollte sich nun nicht mehr von ihm trennen. Aber auch der Gedanke, daß er mich nun bald zum letzten Mal gesehen haben werde, betrübte ihn sehr. Er suchte mir das recht lebhaft auszudrücken, und zuletzt mischte sich auch etwas Eigennutz in sein Gefühl. Er zeigte nämlich auf ein Beil, das ich ihm geschenkt hatte, und rief aus: Nun werden wir kein Eisen mehr bekommen!

Am 3 Mai benutzte ich das schöne Wetter zu einem Besuch bei dem alten Langediu auf der Insel Ormed, der über mein Erscheinen eine so große Freude hatte, daß er seine kostbarsten Sachen hervorholte, um sie mir zu schenken. Die Kinder, Enkel und Urenkel des Alten versammelten sich alle in seinem Hause und mußten mir einen Ob zum Besten geben, bei welchem Langediu selbst die Hauptrolle übernahm und mich durch seinen Gesang und die Lebhaftigkeit seines Spiels in Erstaunen setzte. Ich habe keiner vollständigeren dramatischen Vorstellung auf Kadak beigewohnt, als diese war, weshalb ich sie genau beschreiben will, in der Hoffnung, daß sie auch meinen Lesern nicht uninteressant seyn wird.

Die Zahl der spielenden Personen bestand aus dreizehn Männern und eben so viel Weibern, welche sich auf einen freien Kasenplatz folgendermaßen niederließen. Zehn Männer setzten sich in einem Halbkreise zehn Weibern gegenüber, die ebenfalls einen Halbkreis bildeten, so daß das Ganze ein Kreis gewesen wäre,

wenn die Enden der Halbkreise sich berührt hätten; hier blieben aber zwei Zwischenräume von ein Paar Faden offen, und in jedem derselben setzte sich ein altes mit einer Trommel versehenes Weib. Eine solche Trommel ist ein ungefähr drei Fuß langer an den Enden sechs Zoll und in der Mitte nur halb so dicker ausgehöhlter Klotz, in Form eines Stundenglases, dessen beide Enden mit Paisschuh bepannt sind, der unter den Arm genommen und mit den flachen Händen geschlagen wird. In dem Mittelpunkte des Kreises nahm der alte Langediu mit einem hübschen jungen Frauenzimmer Platz, so daß sie sich mit den Rücken berührten. Alle Gesichter der mitspielenden Personen waren ihnen zugewandt. Die ganze Gesellschaft hatte ihre Köpfe aufs Zierlichste mit Blumenkränzen geschmückt und die Frauenzimmer waren außerdem noch mit Blumenguirlanden behangen. Außerhalb des Kreises standen zwei Männer mit Muschelhörnern. Sobald diese die hohlen wirbelnden Töne aus ihren Hörnern hervorlockten, fiel der Gesang des ganzen Kreises ein, begleitet von heftigen Bewegungen der Arme und lebhaftesten Gesticulationen, die den Inhalt verständlich sollten. Das dauerte eine Weile. Darauf schwiß der Kreis, und nun ging unter Trommelschlag und Hörnerschall das Duett in der Mitte derselben an, wobei Langediu seiner jungen Mitsängerin an Lebendigkeit nichts nachgab. Nach dem Duett fiel der Kreis wieder ein, und so wechselte es mehrere Male ab, bis die junge Sängerin, deren Bewegungen immer heftiger und wilder wurden, todt niederfiel. Langediu's Gesang ward jetzt sanfter und leiser. Er bückte sich über den Leichnam und drückte den größten Schmerz aus. Der ganze Kreis stimmte in seine Klage ein, und die Vorstellung hatte ein Ende.

So mangelhaft meine Sprachkenntniß auch war, so ward mir der Inhalt dieses Trauerspiels doch klar, wozu der mimische Ausdruck der spielenden Personen viel beitrug. Das Ganze stellte eine Vermählungszeremonie vor. Das junge Mädchen sollte gezwungen werden, sich mit einem Manne zu verbinden, den sie nicht liebte, und zog den Tod einer solchen Ehe vor. Vielleicht hatte der alte Langediu deshalb die Rolle des Liebhabers übernommen, um ihren Entschluß noch wahrscheinlicher zu machen.

Als der Tag unserer Abreise den Insulanern bekannt ward, besuchten sie uns noch häufiger auf dem Schiffe und brachten immer Geschenke mit. Sie gedachten der baldigen Trennung mit vieler Betrübniß und baton dringend, wir möchten doch bald wieder kommen. In Ansehung der von uns erhaltenen Geschenke äußerten sie die Befürchtung, daß Lamari sie ihnen wieder abnehmen werde, wenn er erühre, daß wir hier gewesen seyen. Ich gab daher Lagedial in Gegenwart einer großen Anzahl Insulaner, so gut ich konnte, den Auftrag, dem Lamari zu sagen, daß er es nicht wagen solle, ein von uns gemachtes Geschenk dem Eigenthümer zu nehmen, und daß, wenn wieder weiße Menschen nach Kadad kämen,

sie einen solchen Raub auf das Strengste bestrafen würden. Er hatte mich begriffen und versprach meinen Auftrag auszurichten.

Lagedial verließ mich von nun an sehr selten und seine Trauer über unsere baldige Abreise ward manchmal wirklich rührend. Am Morgen des zur Trennung bestimmten 6 Mai's, als wir schon anfangen die Anker zu lichten, kam er eiligst mit einem großen Boote angefahren und brachte eine Menge junger Cocospflanzen mit. Auf meine Frage, welche Absicht er mit denselben habe, antwortete er, ich möchte sie nach Russia bringen und sie als Andenken an ihn dort verpflanzen. Jetzt fiel es mir ein, daß er mich einmal gefragt hatte, ob in Rußland auch Cocosnüsse wüchsen, was ich verneinen mußte. Er brach damals das Gespräch sogleich ab und der Sache ward nicht weiter gedacht. Indessen hatte er sogleich den Entschluß gefaßt, mein Vaterland mit dieser schönen Frucht zu bereichern, und überraschte mich nun beim Abschiede mit diesem Beweise seines guten Willens. Ich erklärte ihm, es sey in Rußland viel zu kalt, als daß die Cocospalme dort gedeihen könne, und daß ich ihn daher nicht unnützer Weise seiner Pflanzen berauben wolle. Mit großer Betrübniß über das Fehlschlagen seiner guten Absicht packte er sie wieder in sein Boot, und da unsere Segel schon aufgespannt wurden, mußte er Abschied nehmen, wobei er sich wie ein Kind benahm, das gewaltsam von geliebten Eltern getrennt wird. Von unsern übrigen Freunden hatten wir schon den Abend vorher Abschied genommen.

Bis zu den Grenzen des nördlichen Wendezirkels war uns der Wind günstig, hier aber bekamen wir eine vollkommene Windstille, die zwölf Tage dauerte. Der Ocean war diese ganze Zeit über, so weit das Auge reichte, in der That spiegelglatt. Dabei war es fast unerträglich heiß. Nur Seemänner können fühlen, wie unangenehm uns zu Muth seyn mußte. Die große Thätigkeit, die immer auf einem Schiffe herrscht, hatte der langweiligsten Ruhe Platz gemacht. Alles war ungeduldig. Einige Matrosen verzweifelten schon daran, daß der Wind sich je wieder erheben werde, und hätten lieber heftige Stürme ausgestanden. Eines Morgens hatten wir das Schauspiel, zwei große Schwertsfische auf der Oberfläche des Wassers sich sonnen zu sehen. Ich schickte ein mit Harpunen versehenes Boot ab, in der Hoffnung, daß die gewaltigen Thiere die Gefälligkeit haben würden, sich dieselben in den Leib werfen zu lassen, allein sie warteten es nicht ab, gingen in die Tiefe und wir hatten sie nur vergeblich in ihrem Bergnügen gestört. Unsere Wasserschöpfer wurden mehrere Mal hinabgelassen, sogar bis auf tausend Faden. An der Oberfläche war die Temperatur des Wassers 24°, und in dieser Tiefe nur 2° Reaumur.

Am 22 Mai, dem Jahrestage des Ablaufens unserer Fregatte vom Stapel, bekamen wir einen frischen östlichen Wind, der uns

auf der noch immer glatten Oberfläche des Meeres ziemlich schnell vorwärts brachte.

Am 1 Juni, als wir die Breite von 42° und die Länge von 20° erreicht hatten und uns also der japanischen Küste gegenüber befanden, sahen wir einen rothen Streif auf dem Wasser, der ungefähr einen Faden breit, aber wohl eine Meile lang war. Als wir über ihn weg fuhren, schöpften wir einen Eimer Wasser aus ihm und fanden, daß seine Farbe von einer unendlichen Menge kleiner kaum mit bloßen Augen zu unterscheidenden Krebsse herrührte.

Von nun an fühlten wir auch immer stärker die Unannehmlichkeit des nordischen Clima's. Der bisher so heitere Himmel war fast immer trübe, oft mit drohenden Sturmwolken bedeckt, die nicht selten erfüllten, was sie versprochen. Dabei waren wir fast unaufhörlich in Nebel gehüllt, der unsere Aussicht auf einige wenige Faden beschränkte. In kurzer Zeit war die Temperatur der Luft von 24° bis auf 3° gefallen. Ein so schneller Wechsel ist sehr empfindlich und erzeugt gewöhnlich bedeutende Krankheiten. Wir hatten es der Geschicklichkeit und Sorgfalt unseres Arztes, des Herrn von Siegwald, zu verdanken, daß sie bei uns bald unterdrückt wurden. Nach der Jahreszeit und der Breite, in der wir uns befanden, wäre eine so rauhe Witterung nicht zu erwarten gewesen. Diese ist aber, selbst mitten im Sommer, der japanischen Küste eigen. Auch Wallfische und Sturmvögel, die sich in großer Menge zeigten, erinnerten uns daran, daß wir dem Norden zueilten und uns schon weit von den gesegneten Fluren der Südpole befanden. Bei alle dem war der Wind so günstig, daß wir schon am 7 Juni das höhere Gebirge Kamtschatka's in seinem Winterschmuck erblickten. Einen herrlichen Anblick gewährt das hohe zackige Land, dessen himmelanstrebende Berggipfel, von ewigem Eise bedeckt, in der Sonne glänzen, während der niedere Theil von Wolken umgürtet ist. Am folgenden Tage gelang es uns, die Awatscha-Bai zu erreichen, und am Abend die Anker im Peter-Pauls-Hafen fallen zu lassen.

Der lange aber ziemlich gelinde Winter wird durch den vielen Schnee lästig, der von den Bergen herabgeweht wird, so daß die Häuser oft gänzlich bedeckt sind und die Bewohner derselben sich Ausgänge durchgraben müssen, während das Vieh über die Dächer wegschneuzt. Die Winterfahrten, welche hier in äußerst leichten mit sechs und mehr Hunden bespannten Schlitten gemacht werden, sind ziemlich bequem und gehen schnell; nur hat man sich vor Stürmen, die von Schneegestöber begleitet sind, zu hüten. Überrascht ein solcher Sturm, der hier Purga heißt, den Reisenden, so bleibt ihm zu seiner Rettung nichts übrig, als sich ruhig einpurgiren zu lassen. Er läßt sich nämlich sammt seinen Hunden vom Schnee bedecken, welches bald geschieht, und sucht sich, wenn der Sturm vorüber ist, aus seinem Grabe wieder zu befreien. Das gelingt aber nicht immer. Trifft der Purga den Reisenden in einer Bergschlucht,

so sammelt sich so viel Schnee über ihm, daß das Ausgraben unmöglich wird.

Die verschiedenen kamtschadalischen Stämme führten oft Krieg mit einander, wozu gewöhnlich die gewaltsame Entführung der Weiber Veranlassung gab, oder auch wenn sie bei den Besuchen, die sie einander machten, nicht sehr viel zu essen bekommen hatten. Eine solche Vernachlässigung des Wirthes gegen den Gast ward für die größte Beleidigung angesehen und heizte blutige Rache. Selten ward der Krieg offen geführt. Man suchte den Feind vielmehr durch Hinterlist zu überwinden, und die Sieger übten die schaudervollsten Grausamkeiten gegen die Besiegten aus. Wenn Belagerte oder Eingeschlossene der Uebermacht nicht mehr widerstehen konnten und keine Aussicht hatten, sich durch Flucht zu retten, so erlaubte der heroische Geist dieser kleinen unansehnlichen Menschenrace es doch nicht, die Waffen zu strecken. Die Bedrängten ermordeten erst ihre Weiber und Kinder, und stürzten sich dann auf den Feind, dem sie ihr Leben so theuer als möglich verkauften. Das nannten sie: sich ein Lager betten. Freilich konnten sie auf keine Schonung rechnen, wenn sie sich ergeben hätten. Ihre Waffen bestanden aus Lanzen, Bogen und Pfeilen, welche letztere gewöhnlich vergiftet waren.

Um einen Gast mit aller Aufmerksamkeit zu behandeln und keinen Anlaß zu einem Kriege zu geben, heizte der Wirth zuvörderst seine unterirdische Wohnung so lange, bis die Hitze fast unerträglich wurde. Dann entleidete er sich sowohl als der Gast völlig, und nun wurde letzterem eine ungeheure Quantität Speisen vorgesetzt, wobei man das Feuer immerfort unterhielt. Gestand der Gast nun, daß er nicht mehr im Stande sey zu essen und die Hitze zu ertragen, so waren alle Regeln der feinsten Lebensart gegen ihn beobachtet, und der Wirth forderte ihm nun für seine Gastfreiheit Geschenke ab.

Unter den Thieren giebt es hier, außer mehrern Arten von Bären, Wölfen und Füchsen, die berühmten Jobel, deren Felle so theuer verkauft werden, und das hier einheimische sogenannte wilde Schaaf, welches die höchsten Berggipfel bewohnt. Seine Größe ist die einer großen Ziege, der Kopf wie beim gewöhnlichen Schaaf, nur mit starken nach unten gebogenen Hörnern versehen. Der Körper und das Fell gleichen vollkommen dem Rennthiere, mit dem es auch die Nahrung, das Moos, gemein hat. Es ist schnell und behende und macht ungeheure Sprünge über Abgründe weg, wie die Gemsen, wodurch es schwer zu erlegen ist. Indem es von einer Fels Spitze zur andern schießt, zieht es alle vier Beine zusammen, schießt mit dem Kopfe voraus und stößt mit demselben zuerst auf den Punkt, wo es hin wollte. Dann erst bedient es sich der Beine. Das Augenmaß, nach welchem es die beim Sprunge anzuwendende Kraft beurtheilt, ist immer sehr richtig. Ist der Raum, wohin es springt nicht größer, als daß das Thier seine Vorder- und Hinterbeine nahe zusammen stellen muß, um auf demselben stehen bleiben zu können, und dennoch verfehlt es sein Ziel nicht, Eben so zu bewundern ist das Gleichgewicht, worein es sich nach einem solchen Sprunge sogleich

setzt und feststellt. Unsere Ballettänzer könnten sich an ihm das Beispiel eines vollkommenen Kplombs nehmen.

Wir stellten eine Bärenjagd an, die vielen Spaß gab und durch Erlegung eines gewaltig großen Thieres belohnt wurde. Es giebt hier so viele Bären, daß man sich gar nicht weit vom Hafen zu entfernen braucht, um auf einen zu stoßen. Der sonst furchtsame Kamtschadale greift sie muthig an. Oft nur mit einer Lanze und einem Messer bewaffnet, geht er auf den Bären los und sucht ihn zu reizen. Wenn dieser sich nun auf die Hinterbeine stellt, wie das seine Gewohnheit ist, wenn er sich vertheidigen oder angreifen will, so stößt der Jäger ihm die Lanze in die Brust und das andere Ende in die Erde, worauf er ihn dann mit dem Messer vollends tödtet. Indessen gewinnt der Bär auch wohl manchmal die Oberhand, und dann blüht der Jäger seine Kühnheit mit dem Leben.

Von der Dreistigkeit der hiesigen Bären zeugt folgende Anekdote. Vor einem Jahre war hier Mangel an Fischen, die Hauptnahrung der Bären während des Sommers, die sie sich selbst aus den Flüssen hohlen. Daher entstand eine Hungersnoth unter ihnen, und sie begaben sich den ganzen Winter nicht in ihr Lager, sondern strichen umher, selbst bis in die Straßen von Peter-Paul. Einer trat sogar in ein Haus, dessen Thür er offen fand, die sich aber zufällig hinter ihm schloß. Die Frau vom Hause hatte eben eine große Theemaschine, wie sie hier gewöhnlich sind*, zum Kochen gebracht und sie im Verhause stehen lassen. Der Bär beroch die Maschine und verbrannte sich die Nase. Darüber ergrimmt, ließ er seine ganze Wuth an ihr aus, faßte sie mit den Vordertagen, drückte sie gegen die Brust, um sie zu vernichten, und verbrannte sich nur noch mehr. Auf das Gebrüll, das Wuth und Schmerz ihm auspreßten, kamen sämtliche Bewohner des Hauses nebst den Nachbarn herbei und er ward mit Flintenschüssen durchs Fenster getödtet. Indessen hat er sich verewigt, indem er hier zum Sprüchwort geworden ist. Wenn sich Jemand durch seine Heftigkeit selbst schadet, so sagt man: das ist der Bär mit der Theemaschine.

Nachdem Alles, was wir für Kamtschatka eingenommen hatten, abgeliefert war, verließen wir am Morgen des 20 Juli mit günstigem frischen Winde den Peter-Pauls-Hafen und segelten der russischen Niederlassung Neu-Archangel auf der Nordwestküste Amerika's zu. Beim Untergange der Sonne waren wir schon so weit, daß die majestätischen Berge Kamtschatka's sich in weiter Ferne zum letzten Mal über unsern Horizont erhoben.

Das Ibe bis jetzt so wenig beachtete Land wird vielleicht einst

*) Russisch: Samowar, der Selbstkocher. Ein in ganz Rußland gebräuchliches Gerath, das gewöhnlich mitten auf dem Theetische steht und das heiße Wasser zur Bereitung des Thee's liefert; ein Wasserkessel, der mit einem Hahn versehen ist und einen mit glühenden Kohlen gefüllten Raum einschließt, wodurch das Wasser im Kochen erhalten wird.

ein Mexiko für Rußland werden. Wir nahmen aus demselben keine Schätze mit, wohl aber — ein Schwalbennest. Ich erwähne dessen, weil es der ganzen Mannschaft lange Zeit Unterhaltung gewährte. Die Tiefe am Ufer erlaubt den Schiffen im Peter-Pauls-Hafen sich so nahe ans Land zu legen, daß sie durch ein Brett mit demselben zusammen hängen. Das hatte ein Schwalbennestpaar veranlaßt, unsere Fregatte für ein am festen Lande stehendes Gebäude anzusehen, und es baute sich zu großer Freude der Matrosen, die das für eine glückliche Vorbedeutung hielten, ruhig ein Nest nahe bei meiner Kajüte. Ungeklärt von dem Lärm der Arbeiten auf dem Schiffe, brütete das liebende Paar seine Jungen glücklich aus, fütterte sie mit der zärtlichsten Sorgfalt und zwitscherte ihnen fröhliche Lieder vor. Da entfernte sich plötzlich ihre friedliche Hütte vom Lande. Sie schienen darüber in Erstaunen zu gerathen und umkreisten ängstlich das immer weiter eilende Schiff, holten aber doch noch vom Lande Nahrung für die Jungen, bis die Entfernung zu groß wurde. Da ging der Kampf zwischen Selbsterhaltung und Elternliebe an. Lange noch umflogen sie das Schiff, verschwanden dann auf einige Zeit, kehrten plötzlich wieder, setzten sich zu ihren hungrigen Jungen, die ihnen die offenen Schnäbel entgegen streckten, und schienen sich zu beklagen, daß sie keine Nahrung für sie finden könnten. Dieses Verschwinden und Wiedererscheinen dauerte noch einige Zeit. Endlich blieben sie aus, und nun nahmen sich die Matrosen der Verwaiseten an. Da die Eltern sie nicht mehr erwärmten, so wurden sie behutsam aus dem Neste herausgehoben, in ein anderes von Baumwolle verfertigtes gethan, an einen warmen Ort gestellt und mit Fliegen gefüttert, die sie sich wohl schmecken ließen. Es hatte ganz den Anschein, daß der Plan gelingen werde, sie wohlherzogen in Amerika ans Land zu setzen; aber trotz der sorgfältigsten Pflege singen sie zu kränkeln an, und nach acht Tagen war zum allgemeinen Leidwesen kein einziger unserer Pfleglinge mehr übrig.

Die Schwalben hatten uns kein Glück gebracht. Gleich am Tage darauf, nachdem wir Kamtschatka verließen, fiel einer unserer besten Matrosen von der Spitze des Mastes in den Mastkorb und gab auf der Stelle den Geist auf. Bei den heftigsten Stürmen war er mit Sicherheit herumgeklettert und hatte die schwierigsten Arbeiten vollbracht; jetzt, bei gutem Wetter und ruhiger See, ereilte ihn das Schicksal. Gewöhnlich sind es die geschicktesten und thätigsten Matrosen, welche verunglücken. Sie verlassen sich zu sehr auf ihre Gewandtheit und achten die Gefahr zu wenig, um die gehörige Vorsicht anzunehmen, weshalb man sie nicht genug warnen kann. Unsere trübe Stimmung über diesen Todesfall ward durch die neblichte nasskalte Bitterung noch vermehrt, die bald darauf eintrat und uns bis Amerika verfolgte. Glücklicher Weise behielten wir immerfort einen starken westlichen Wind, vermittelt dessen wir die aleutischen Inseln

ftüchlich vorbeisegelten und uns bereits am 7 August in der Nähe der amerikanischen Küste befanden. Das war auch der erste Tag, an welchem wir die Sonne wieder sahen. Der Himmel blieb nun heiter, und je näher wir dem Lande kamen, desto milder und angenehmer ward die Luft.

Wir richteten nun unsern Lauf gerade auf die Bucht, die von den Engländern Norfolkund, von den Russen aber Sitka-Bai genannt wird, nach der im Hintergrunde derselben liegenden Insel, welche bei den Eingebornen Sitkahan heißt, woraus die Russen Sitka gemacht haben. Hier ist gegenwärtig die Hauptniederlassung der russisch-amerikanischen Compagnie, und sie hat ihr den Namen Neu-Archangel gegeben.

So wild und unfruchtbar das Land auch erscheint, so ist der Boden doch sehr treibsam, wodurch alle Pflanzen, deren Mannigfaltigkeit übrigens nicht bedeutend ist, eine ungewöhnliche Größe erlangen. Mehrere Arten von Beeren, vorzüglich Himbeeren und schwarze Johannisbeeren, von auffallender Größe aber wässrigem Geschmack, giebt es hier in Menge. Das Meer an den Küsten und in den Buchten ist sowohl an Säugethieren als an Fischen reich. Wallfische, Kaskelotten, Meerfchweine, Robben, Seelöwen, u. s. w. steht man in großer Anzahl, und von Fischen, welche die Hauptnahrung sowohl der Russen als der Eingebornen ausmachen, werden vorzüglich Heringe, verschiedene Lachsarten und Kablian im Überfluff gefangen. Die Vögelgattungen sind an dieser Küste nicht zahlreich. Unter ihnen zeichnen sich besonders der schöne weißköpfige Adler und mehrere Arten niedlicher Kolibri's aus, welche aus wärmeren Gegenden nach Sitka kommen, um hier zu nisten. Es ist sehr merkwürdig, daß dieses zarte einem heißen Himmelsstrich angehörige Thierchen sich so weit nach dem rauhen Norden verirrt. Unter den vierfüßigen Thieren, welche die hiesigen Wälder bewohnen, ist vorzüglich der schwarze Bär, dessen Fell in Rußland so theuer bezahlt wird, zu bemerken. Eine Gattung wilder Schaafe, die sich auf den höchsten Bergen aufhalten, ist uns nur nach der Beschreibung der Kaluschen bekannt geworden und fehlt noch in unseren Naturgeschichten. Sie weicht von denen in Kamtschatka sehr ab. Ihre Wolle ist so fein und weich wie Seide.

Das merkwürdigste Thier indessen, das aus fernen Gegenden Menschen hierher gezogen hat, die vielleicht einst die Wohlthäter der Eingeborenen werden, wenn sie Vernunft und Sitte unter ihnen verbreiten, bleibt die See-Otter. Dieses Thier bewohnt nur die Nordwestküste von Amerika, zwischen 60° und 30° der Breite, in geringerer Anzahl die Ufer der aleutischen Inseln, und vormalis auch die Küsten Kamtschatka's und der kurilischen Inseln. Sein Fell liefert das schönste Pelzwerk der Welt, das sowohl bei Europäern als Chinesen in hohem Werthe steht, welcher von Jahr zu Jahr, mit der Abnahme des Thieres, steigt, das wohl ganz von der Erde verschwinden und nur noch im Wilde unsere zoologischen Werke zieren wird. Es haben Einige keinen Unterschied zwischen See-

Fluß-Ottern machen wollen, da sie der Gestalt nach einander sehr ähnlich sind; indessen ist das Fell der ersteren ganz ohne Vergleich schöner als das der letzteren, welche nur Flüsse und Landseen bewohnen, wo die See-Otter niemals angetroffen wird.

Nicht selten findet man diese, viele Meilen weit vom Lande mit dem Rücken auf der Oberfläche des Wassers liegend, ruhig schlafen, während ihre Jungen, deren sie nie mehr als zwei haben, ihnen auf der Brust liegen und saugen. Die Jungen können nicht eher schwimmen, als bis sie einige Monate alt sind. Daher führt die Mutter sie auf ihrem Rücken, an dem sie sich festhalten, in der See herum, wenn sie gezwungen ist Nahrung zu suchen, und kehrt eben so mit ihnen, nach gestilltem Hunger, wieder in ihre Felsenhöhle zurück. Wird sie auf einem solchen Zug von einem Jäger bemerkt, so ist sie seine sichere Beute, denn sie verläßt ihre Jungen, obgleich sie ihr das Schwimmen sehr erschweren, nicht und vertheidigt sie in Gemeinschaft mit dem Männchen wüthend gegen jeden Angriff. Beide reißen ihnen die Pfeile, von denen sie getroffen werden mit den Zähnen aus und fallen selbst die Klähne ihrer Verfolger an, hüßen aber um so sicherer diese Verwegenheit mit dem Tode. Die Lunge dieses Thieres ist so gebaut, daß es nicht länger als ein Paar Minuten unter dem Wasser bleiben kann, alsdann aber wieder hervorkommen muß, um Luft zu schöpfen. Das benutzen die Jäger, denen ihr Fang schwerlich gelingen würde, wenn die Otter länger unter dem Wasser bleiben könnte, wo sie mit einer großen Schnelligkeit und Gewandtheit schwimmt. Demungeachtet ist diese Jagd nicht nur sehr mühsam, sondern sogar gefährlich. Sie wird folgendermaßen angestellt:

Die Jäger fahren, mit kurzen Wurfspeissen auch wohl mit Bogen und Pfeilen versehen, auf kleinen aleutischen Baidaren an der Küste herum, bis auf einige Meilen in die See. Erblicken sie eine Otter, so werfen sie mit den Wurfspeissen oder schießen mit Pfeilen nach ihr. Höchst selten wird das Thier gleich getroffen. Es taucht schnell unter; da es aber nicht lange unter dem Wasser aushalten kann, wo es indessen schnell fortzuschwimmt, so besteht die Kunst des Jägers vorzüglich darin, der Baidare eben die Richtung zu geben, welche das Thier genommen hat, während eine andere Baidare ihm entgegen zu kommen strebt. Erscheint es nun wieder auf dem Wasser, um Luft zu schöpfen, so wird es auch wieder beschossen, wobei es dann abermals untertaucht, und die Verfolgung von Neuem angeht, bis das Thier so ermüdet, daß es leicht zu treffen ist. Nicht selten wehrt es sich, besonders wenn es Junge hat, und verwundet auch wohl seine Feinde mit den Zähnen und Klauen. Je mehr Baidaren zusammen sind, desto sicherer ist die Jagd; indessen sind, bei gehöriger Geschicklichkeit der Jäger, auch schon zwei hinlänglich zum Fang, der trotz aller Bemühung doch nicht immer gelingt und bei dem die Jäger oft großer Gefahr ausgesetzt sind, wenn sie sich zu weit in die See gewagt haben und von einem Sturm ereilt werden.

Die Sitka-Insulaner und ihre Nachbarn auf dem festen Lande sind groß, von starkem Knochenbau, aber ihre einzelnen Gliedmaßen stehen in so übelem Verhältniß gegen einander, daß sie eigentlich ein Volk von lauter Mißgestalten ausmachen. Das schwarze schlichte Haar hängt unordentlich über die breiten fleischigen Gesichter. Die Backenknochen stehen stark hervor, die Nase ist breit und platt, der Mund groß, die Lippen sind dick, die Augen klein, schwarz und feurig, die Zähne auffallend weiß. Ihre natürliche Farbe fällt nur wenig ins Bräunliche; aber sie beschmieren sich täglich das Gesicht und den ganzen Leib mit Oker und einer schwarzen Erde, so daß sie von sehr dunkler Farbe zu sehn scheinen. Gleich nach der Geburt wird den Kindern der Kopf zusammen gedrückt, um ihm nach ihrer Meinung eine schöne Form zu geben, wodurch sich die Augenbraunen sehr in die Höhe und die Nasenlöcher weit aus einander ziehen. Wie mehrere andere Völker reißen sie den Bart, so bald er sich zeigt, mit der Wurzel aus. Diese Verrihtung gehört zu den Geschäften der Weiber.

Ihre Kleidung besteht mehrentheils nur aus einer kleinen Schürze. Die Wohlhabenderen tragen wollene Decken, die sie von den Russen oder von Schiffen der amerikanischen Freistaaten bekommen und die sie mit zweien Enden um den Hals zusammen binden, so daß sie über den Rücken hinunter hängen. Auch tragen Einige Wärenfälle auf die nämliche Art. Die Aerreichsten sind im Besitz einiger europäischen Kleidungsstücke, die sie aber nur bei den feierlichsten Gelegenheiten anlegen, und darin lächerlich erscheinen würden, wenn sie nicht so häßlich und ekelhaft wären, daß man nicht einmal über sie lachen kann. Den Kopf bedecken sie nie anders, als wenn es recht stark regnet. Dann setzen sie eine aus Gras künstlich geflochtene kegelförmige Mütze auf, durch welche kein Tropfen dringt. Bei der größten Hitze wie bei der größten Kälte gehen sie auf gleiche Weise gekleidet, und ich glaube, daß kein Volk in der Welt so sehr gegen den Einfluß der Witterung abgehärtet ist, als dieses. Im Winter sind hier zuweilen 10° Kälte und die Kaluschen spazieren nackt herum. Wird es ihnen zu kalt, so springen sie ins Wasser bis an den Hals, und behaupten, daß das eine gute Art sey, sich zu erwärmen. Des Nachts legen sie sich unter freiem Himmel ganz unbedeckt neben ein hoch aufloderndes Feuer nieder, und zwar so nahe, daß sie in der heißen Asche liegen. Hier wenden sie sich nun bald auf die eine bald auf die andere Seite, je nachdem der Rücken oder der Bauch zu sehr von der Flamme angegriffen wird.

Die Weiber, welche ich gesehen habe, waren entweder in Hemden von Leinwand, die ihnen bis an die Hacken reichten, oder in ähnliche von selbst geflochtenen Matten gekleidet.

Ein noch wilderes und gräßlicheres Ansehen erhält dieses Volk durch den beiden Geschlechtern eigenen Gebrauch, sich das Gesicht mit breiten schwarzen, weißen und rothen Streifen zu bemalen, die sich nach allen Richtungen durchkreuzen. Obgleich diese Malerei ohne alle Übereinstimmung, ganz willkürlich zu sein scheint, sollen

die verschiedenen Stämme sich doch an denselben erkennen. Um dem bemalten Gesichte ein vollkommen tolles Ansehen zu geben, wird das lange verwühlte wild herum hängende Haar mit den kleinen zarten Brust- und Halsfebern des weißköpfigen Adlers bestreut.

So angestrichen und gepudert, würden sich die ohnehin über alle Maasse häßlichen Kaluschenweiber schon gräßlich genug ausnehmen; aber sie haben noch eine Erfindung gemacht, um ihre Schenßlichkeit zu vollenden. So bald sie das Alter der Mannbarkeit erreichen, macht man ihnen einen Einschnitt in die Unterlippe und steckt einen Knochen hinein, der von Zeit zu Zeit mit einem immer dickeren verwechselt wird, damit sich die Öffnung mehr ausdehne. Endlich wird ein hölzerner Doppelknopf von ovaler Form, Kaluga genannt, der bei den Vornehmen oft eine Länge von 4 Zoll, und 3 Zoll Breite hat, hineingezwängt, wodurch die Unterlippe nun um so viel in horizontaler Richtung vorsteht und die unteren Zähne stets entblößt sind. Der äußere Rand der Lippe, der den hölzernen Knopf umgiebt, wird durch die gewaltsame Ausdehnung so dünn wie eine Schnur und dunkelblau. Beim Laufen klappt die Lippe auf und ab, so daß sie bald an die Nase bald ans Kinn stößt. Auf dem festen Lande soll die Kaluga noch größer sehn, und das Frauenzimmer, das mit ihrer Unterlippe das ganze Gesicht bedecken kann, für die vollkommenste Schönheit gelten.

Männer und Weiber durchbohren den Nasenthorpel und stecken Federkiele, eiserne Ringe und allerlei Zierrathen hinein. Auch in den an vielen Stellen durchstochenen Ohren tragen sie Gehänge von Knochen, Muscheln und Glasperlen. Es ist unbeschreiblich, wie empörend und ekelhaft dieses Volk in seiner absurden Verkehrtheit erscheint. Das Schauerlichste bleibt indessen die hölzerne Unterlippe der Weiber, die, trogartig ausgehöhlt, den Speichel aufbewahrt, der ihren Mäulern durch das immerwährende Tabacksaugen, wovon sie große Liebhaberinnen sind, reichlich entquillt.

Der Kalusche, der vermuthlich bei dem Anblick unserer schönsten Frauenzimmer kalt bleiben würde, findet seine widerwärtigen Landsmänninnen mit ihren Lippenträgern so reizend, daß sie oft die heftigste Leidenschaft in ihm erregen. Einen Beweis davon lieferte eine Begebenheit, die sich während unseres Aufenthalts in Sitka unter einer Horde Kaluschen zutrug, welche sich in der Nähe der Festung gelagert hatte. Ein Mädchen hatte vier Liebhaber, deren Eifersucht in heftigen Streit ausbrach. Nachdem sie sich lange herumgeprügelt hatten und keiner absteigen wollte, beschloßen sie die Geliebte zu ermorden, die auch sogleich unter ihren Lanzenstößen verblutete. Um den Scheiterhaufen, auf welchem der Leichnam verbrannt wurde, versammelte sich die ganze Horde und sang ein Lied, von dem einige unserer Landsleute, die schon lange hier gewesen waren, die Worte verstanden: „Du warst zu schön. Du durftest nicht leben. Man brauchte dich nur anzusehn, um rasend zu werden.“

So wiehisch wild diese That auch war, so ward sie doch durch eine andere noch übertroffen. Ein Vater ärgerte sich über sein in der

Wiege schreiendes Kind und warf es in kochenden Wallfischthran. Diese Beispiele charakterisiren das abscheuliche Volk hinlänglich, das in jeder Hinsicht der verabscheuungswertheste Auswurf der Menschheit ist.

Wir erhielten öfters am Schiffe Besuche von Häuptlingen der Kaluschen. Wenn ein solcher Besuch seine Neugierde auf dem Schiffe befriedigt, und im Raume — denn in die Kajüten ward er nicht hineingelassen — einen fürchtbaren Gestalt von den verstorbenen Öl und Thran, dessen sich diese Halbmenschen als wohlriechender Salben bedienen, zurück gelassen hatte, begann der Tanz auf dem Verdeck. Die Weiber tanzten nicht, sondern waren die Musikanten. Ihr Gesang von dem dumpfen Schall des Tambourins begleitet, bestand aus einzelnen hohlen Tönen, die sich nicht an einander schlossen, sondern nach Zwischenräumen hervorgestoßen wurden, wobei mit den Füßen tastmäßig gestampft ward. Nach dieser Musik machten die Männer nun mit den Armen und dem ganzen Körper die sonderbarsten Bewegungen und dazwischen gewaltige Sprünge, so daß die Luft von den Federn ihrer Köpfe erfüllt war. Dabei verließ der Tänzer seinen Platz nicht, sondern wandte sich nur mehrere Mal um, damit die Zuschauer ihn von allen Seiten bewundern könnten. Sämmtliche wüthende Tänzer bildeten einen unordentlichen Haufen; nur einer befand sich in einiger Entfernung von demselben, war besonders mit vielen Hermelinfellen und Federn ausgestattet, stampfte den Takt mit einem Stabe, den See-Ötterzähne verzieren, und schien den Tanz anzuführen.

Bei jeder Pause, welche die Tänzer machten, ließ ich ihnen sowohl als den vom Singen angegriffenen Damen Erfrischungen reichen, bestehend in Tabackslättern, welche sogleich von beiden Geschlechtern mit großer Eier ins Maul gesteckt wurden, worauf Musik und Tanz mit neuer Kraft begann, machte endlich gänzliche Erschöpfung dem Spektakel ein Ende, so wurde die Lieblingspeise der Kaluschen, ein Brei von Reis mit Syrup gekocht, in hölzernen Schalen aufgetragen, um den sie sich lagerten und ihn höchst unappetitlich, sich bloß der schmutzigen Hände bedienend, verschlangen. Dabei waren die Weiber durch ihre Lippenstränge besonders genirt. Die Last des Breies, der an ihnen hängen blieb, drückte sie herab, so daß sie das Kinn bedeckten und der Mund daher nicht Alles behalten konnte, was ihm zugebacht war. Bei einem solchen Proze wurden die Kaluschen ein Mal sehr erschreckt durch einen jungen Bären, den wir aus Kamtschatka mitgebracht hatten, der sich von seinem Stride losriß, über ihre Köpfe wegsprang und die Breischüssel glücklich eroberte. Zum Abschied erhielten sie immer einen Schluck Brantwein, von dem sie große Liebhaber sind und viel vertragen können.

Als wir die Küste Californiens aus dem Gesichte verloren hatten, richteten wir unsern Cours nach Süden, um so schnell als

möglich den Passatwind zu erreichen und alsdann gerades Weges nach den Sandwichinseln zu segeln.

Das Segeln zwischen den Wendekreisen hat in der That einen eigenen Reiz, weshalb es auch von allen Seefahrern so hoch gepriesen wird. Ein alter englischer Schiffscapitain, dessen Bekanntschaft ich während dieser Reise machte, versicherte, daß er sich kein höheres Glück für den Rest seiner Lebenszeit denken könne, als ein gutes schnell segelndes Schiff zu besitzen, einen lederen Tisch zu führen, und immerfort zwischen den Tropen herum zu fahren ohne jemals zu landen. Ich gestehe, daß diese ächt seemannische Äußerung mit meinen Neigungen nicht übereinstimmt. Mir ist bei meinen Reisen immer schon der bloße Anblick des Landes erfreulich gewesen. Wenn gleich das Führen eines Schiffes durch ferne Meere, im Kampf mit dem unbeständigen Elemente, mir nicht uninteressant war, so reizte mich doch vorzüglich die Bekanntschaft mit fremden Ländern und ihren Bewohnern, und ich habe die Seefahrten immer als eine Beschwerde um diesen Lohn betrachtet. Vielleicht bin ich auch nicht zum Seemann geboren. Wenigstens war meine Erziehung nicht darauf berechnet und nur der Zufall machte mich im funfzehnten Jahre dazu.

Nachdem wir der Hauptinsel in der Sandwichgruppe, O Wahi, mit ihrem weltberühmten Riesenberg Diou-na-roa, während der Nacht vorbeigesegelt waren, erblickten wir am 13. bei Tagesanbruch die in Westen von ihr liegende hohe Insel Niue. Um 4 Uhr Nachmittags erhob sich die hohe aus gelben Felsen bestehende Ostspitze der Insel Wahu deutlich über unseren Horizont. An ihrer südlichen Seite liegt der sichere Hafen Hanaruro, den wir vor Anbruch der Dunkelheit nicht mehr erreichen konnten, weshalb wir uns die Nacht zwischen den Inseln Morotai und Wahu aufhielten. Am Morgen fuhren wir längs der südlichen Küste Wahu's hin, und nachdem wir das Vorgebirge, auf welchem der zuckerhutförmige sogenannte Diamantenberg steht, umschiff hatten, erblickten wir plötzlich den Hafen, in welchem eine Menge Schiffe von verschiedener Flagge lagen, mit seiner reizenden Umgebung.

Als wir uns dem Hafen näherten, ließ ich durch das gewöhnliche Zeichen einen Lootsen verlangen. Bald darauf sahen wir ein Boot von europäischer Bauart auf uns zukommen. Es ward von nackten Kanakas, wie die niedrigste Volksclasse hier benannt wird, gerudert, der Lootse saß am Steuer und war völlig nach unserer Weise gekleidet. Als er das Schiff bestieg, erkannte ich in ihm den Engländer Alexander Adams, der, als ich früher mit dem Kurit hier war, das dem Könige Tameamea gehörige Schiff Rahumana befehligte, und jetzt Lootsdirector war. Der Wind erlaubte uns nicht gleich in den Hafen zu laufen; nach einigen Stunden aber ward er günstig, und wir kamen mit Hülfe des geschickten Lootsen durch den schmalen schlangenförmigen Canal glücklich hinein. Sehr große Schiffe können ihn nicht passiren, und das unserige war das größte, welches je durch ihn gefahren ist.

Die Schiffe, die wir im Hafen antrafen, waren theils englische und amerikanische Wallfischjäger, welche hier angelegt hatten, um sich mit frischen Lebensmitteln zu versehen, theils solche, die nach der Nordwestküste von Amerika gehen wollten, um dort Felle einzuhandeln, oder von dort kamen und hier gleichfalls Station machten. Einige, mit chinesischen Erzeugnissen aus Canton, waren sogar für die Sandwichinseln selbst bestimmt, wo sie guten Absatz finden. Auch ein französisches Schiff lag hier, das mit Quincailleries geladen, von Bordeaux nach Chili, Peru und Mexico gegangen war und den Rest seiner Ladung hieher brachte. Alle Capitains von diesen Schiffen besuchten mich, in der Hoffnung, Neuigkeiten aus Europa zu erfahren, aber Viele hatten es später verlassen als wir und theilten uns ihre Londoner Zeitungen mit.

Am Morgen nach unserer Ankunft fuhr ich mit einigen Officiern ans Land, um der Königin Nomahanna meine Aufwartung zu machen. Am Landungsplatze trafen wir den Spanier Marini, der uns als Dolmetscher zu Ihrer Majestät begleitete. Unterwegs begegnete mir mehrere Bekannte von meinem früheren hiesigen Aufenthalt her und riefen mir ein freundliches Aroha zu. In der Art, sich zu kleiden, hatten sie eben keine Fortschritte gemacht. Ihr ganzer Anzug bestand noch immer aus wenigen einzelnen europäischen Kleidungsstücken, in denen sie genügsam und selbstgefällig herum wandelten.

Die Wohnung Nomahanna's lag nahe bei der Festung am Ufer. Es war ein aus Bohlen nach europäischer Art zusammen gezimmertes niedliches Häuschen von zwei Etagen, mit schönen großen Fenstern und einem Balkon, auch recht hübsch mit Olfarbe angestrichen. Auf der Treppe empfing mich Chinan, der Gouverneur von Wahu, in tiefem Negligé. Er hatte bloß eine rothtuchene Weste an, die aber nicht für seinen colossalen Körper gemacht war, denn sie ließ sich nicht zuknüpfen. Seinen Gang hatte er sich durch Schuhe, wie bei uns die Fischer sie tragen, sehr erschwert. Er reichte mir, mit wiederholtem Aroha, sehr wohlwollend die Hand und führte mich ins zweite Stockwerk, wo alles ein recht sauberes und elegantes Ansehen hatte. Die Treppe war von unten an bis zur Thür des Zimmers der Königin mit Kindern, Erwachsenen und sogar alten Leuten beiderlei Geschlechts besetzt, die unter Nomahanna's eigener Anleitung eifrig beschäftigt waren, sich aus A-B-C-Büchern im Lesen und auf Tafeln im Schreiben zu üben, welche Philanthropie ihr Ehre macht. Auch der Gouverneur hatte ein A-B-C-Buch in der Hand, in welchem ein aus Knochen zierlich gearbeitetes Stäbchen zum Hinzeigen auf die Buchstaben lag. Einige Graulöpfe waren wohl mehr des guten Beispiels wegen hier erschienen als aus Lernbegierde, denn sie hielten ihre Bücher zum Theil verkehrt in der Hand, so daß die Buchstaben auf dem Kopfe standen, und thaten doch, als ob sie eifrig studirten.

Der Anblick dieser sehr mangelhaft gekleideten Schüler und Schülerinnen war nicht dazu geeignet, mir das feierliche Ansehen zu ge-

ben, mit dem ich vor einer Königin hätte erscheinen müssen. Die Thüren wurden geöffnet, ich trat herein und Chinan stellte mich Ihrer Majestät als den Capitain der angekommenen russischen Fregatte vor. Das Zimmer war auf europäische Weise mit Stühlen, Tischen und Spiegeln möblirt. In einer Ecke befand sich ein gewaltig großes Bette, mit seidnen Vorhängen geschmückt. Die Decke war mit schönen feinen Matten bedekt. Auf diesen lag Nomahanna, in der Mitte des Zimmers, der Länge nach ausgestreckt auf dem Bauche, den Kopf nach der Thür zugewandt, und stützte die Arme auf ein seidnes Polster. Zwei junge Mädchen, in leichten Zibgewändern, saßen mit untergeschlagenen Beinen zu beiden Seiten der Königin und wehten ihr mit großen an langen Rohrstielen befestigten Federbüscheln die Fliegen ab. Nomahanna, höchstens vierzig Jahr alt, genau 6 Fuß, 2 Zoll lang und etwas über zwei Ellen im Umfange, hatte ein blau seidnes Kleid nach etwas veraltetem europäischen Schnitte an. Das kohlschwarze Haar war auf der Mitte des kugelrunden Kopfes in einer Flechte zusammen gebunden. Die platte Nase und die aufgeworfenen Lippen waren eben nicht reizend, und doch hatte der Ausdruck ihres Gesichtes etwas Angenehmes und Einnehmendes. Man mußte ihr gut werden. Als sie mich erblickte, schob sie das Gesangbuch, in welchem sie eben gelesen hatte, zur Seite, verwandelte mit Hülfe einiger Diener ihre liegende Stellung in eine sitzende, reichte mir, von einem freundlichen Aroha begleitet, die Hand und lud mich ein, mich auf einen Stuhl neben ihr nieder zu lassen.

Nomahanna hatte ein besseres Gedächtniß als ich. Sie erkannte sogleich in mir den nämlichen russischen Officier, der früher den verstorbenen König Tameamea auf der Insel O Wahi besucht hatte*). Ich ward damals auch den Königinnen vorgestellt, da aber

*) Im Jahr 1819, den 8 Mai n. St., endete Tameamea seine ruhmvolle Laufbahn, zur höchsten Trauer der Eingebornen sowohl als der fremden Angesehnen. Seine Leiche ward nach alten Gebräuchen der Religion, deren Anhänger er geliebt war, gehattet. Nachdem sie sich einige Zeit im Marai befunden hatte, wurden die gereinigten Knochen unter seine Verwandten und vornehmsten Diener vertheilt. Nach der Landesitte waren schon längst zwei Personen bestimmt, dereinst bei seinem Tode mit ihm begraben zu werden. Er hatte verordnet, daß das nicht geschehen solle, und es unterblieb.

Sein ältester Sohn und gesetzlicher Nachfolger Pio Pio, oder Mio Mio wie die Engländer aussprechen, da es schwer ist bei den Sandwichinsulanern das L und R zu unterscheiden, trat nunmehr die Regierung unter dem Namen Tameamea der Zweite an. Leider war der Geist seines Vaters nicht auf ihn vererbt, und schon seine Leidenschaft für den Trunk machte ihn unfähig, den jungen Staat zu regieren, der einen so raschen Aufschwung zur Civilisation genommen hatte, und eines tüchtigen Lenkers bedurfte, um seine falsche Richtung zu bekommen. Auf die Schwäche des Nachfolgers gründeten schon in den letzten Lebensjahren Tameamea's die Befehlshaber einiger Inseln, und vorzüglich der von O Tuai, die Hoffnung, sich nach seinem Tode unabhängig machen zu können, und schritten

Nomahanna sich seitdem so stark arrondirt hatte, so kannte ich sie nicht wieder. Sie wußte, wie sehr ich ihren verstorbenen Gemahl geschätzt hatte. Mein Erscheinen brachte bei ihr daher auch eine lebhaftere Erinnerung an ihn hervor, und sie konnte sich der Thränen nicht enthalten, als sie von seinem Tode sprach. „Das Wohl“, sagte sie, „hat in ihm seinen Vater und Beschützer verloren. Was nun das Schicksal dieser Inseln seyn wird, ist nur dem Gott der Christen bekannt.“ Jetzt eröffnete sie mir auch mit vieler Selbstzufriedenheit, daß sie eine Christin sey und täglich mehrere Mal das Bethaus besuche. Um zu erfahren, in wie fern sie das Christenthum wirklich kenne, that ich ihr durch Marini die Frage, aus welchem Grunde sie unserer Religion den Vorzug vor ihrer früheren gebe. Sie erwiderte darauf, daß sie diesen Grund eigentlich nicht angeben könne, daß aber der Missionair Bingham, der so außerordentlich fertig pala pala (Lesen und Schreiben) verstehe, ihr gesagt habe, der christliche Glaube sey der beste; auch sehe sie selbst, daß die Europäer und Amerikaner, die diese Inseln besuchen, ihre Landsleute an Kenntnissen weit übertreffen, und da diese geschickteren Leute alle Christen seyen, so müsse sie schon daraus schließen, daß diese Religion die vernünftiger sey. „Im Fall wir aber bemerken“, so fügte sie hinzu, „daß sie für unser Volk nicht taugt, so würden wir eine andere annehmen.“ Zum Beschluß führte Nomahanna noch mit einer Art Triumph den Vorthheil an, daß das weilkliche Geschlecht, welches ehemals blos auf Hundefleisch eingeschränkt gewesen sey, seinen Appetit jetzt auch an Schweinefleisch stillen könne.

nun zur Ausführung ihres Vorhabens. Aber Karematu, des verstorbenen Königs treuer Freund und Rathgeber, dem die Nation mit großer Liebe anhing und dessen Geist leicht überfah, welche unglückliche Folgen die Zertheilung der Macht auf diesen Inseln hervorbringen würde, nahm sich des Sohnes seines Freundes mit eben der Vaterlandsliebe an, mit der er dem verstorbenen Könige gebietet hatte.

Nio Nio beschloß, auf den Rath einiger Europäer, eine Reise nach England zu machen, in der Hoffnung, daß während seiner Abwesenheit die Unruhen austoben würden. Die Regierung vertraute er dem treuen Karematu und der Favorit-Gemahlin seines Vaters Rahumanna gemeinschaftlich an, und ging im Jahr 1824 auf einem nordamerikanischen Schiffe nach England, begleitet von seiner Gemahlin, von Karematu's Bruder Woli und noch einigen seiner vornehmsten Unterthanen. Aus dem Schatze, den sein Vater hinterlassen hatte, nahm er 25,000 spanische Piaster mit.

Bald nach des Königs Abreise brach auf der Insel O Tuai ein förmlicher Aufbruch aus. Der ehemalige Beherrscher derselben, Tamarai, war gestorben, und sein Sohn, ein junger Mann, in den nordamerikanischen Freistaaten erzogen, wo er indessen nicht in die besten Gesellschaften gerathen war, wollte sich die Herrschaft über die Insel wieder zueignen. Karematu und Rahumanna eilten sogleich mit einem Heere dahin, und als wir in dem Hafen von Panaruro anlangten, währte der Krieg auf O Tuai noch fort. Man glaubte indessen, daß er bald glücklich beendet seyn werde. In Abwesenheit der Regenten führte eine andere Gemahlin Tameamea's, Nomahanna, der ein Peri, Namens Chinou, als Gehülfe zugesellt war, die Regierung auf Wahu.

Hier änderte ein plötzlich aufblitzender Gedanke ihre Gesichtszüge und ihren Ton. Mit einem tiefen Seufzer rief sie aus: „Was würde Tameamea sagen, wenn er die Veränderungen sähe, die bei uns vorgegangen sind! Keine Götter, keine Marai's mehr; Alles zerstört! zu seiner Zeit war's doch besser. Wir werden nie wieder einen solchen König haben!“ Ihre Thränen flossen wieder. Sie entblößte ihren rechten Arm und zeigte mir ihn. Es waren auf demselben mit lateinischen Buchstaben in der O Wahi-Sprache die Worte tattowirt: „Unser guter König Tameamea ist am 8 Mai 1819 gestorben.“ Dieses Zeichen der Trauer um den allgeliebten Monarchen, das nicht abgelegt werden kann wie unsere Florstüchchen, das den Trauernden bis ins Grab folgt, findet man sehr häufig bei den Sandwichinsulanern, und es bezeugt, wie sehr sie sein Andenken ehren; aber einen noch stärkeren Beweis ihres Schmerzes über seinen Verlust gaben sie dadurch, daß Alle an seinem Todestage sich einen Vorderzahn ausschlugen, wodurch die ganze Nation beim Sprechen etwas Pfeisendes hat. Mehrere haben sich sogar die angeführten Worte auf die Zunge tattowiren lassen, wovon Chinou mich überzeugte, indem er die seinige, auf welcher sie sich befanden, lang herausstreckte. Es ist zu verwundern, daß diese schmerzhafteste Operation, die eine starke Geschwulst nach sich zieht, keine schlimmen Folgen gehabt hat.

Für die Schreibekunst war Nomahanna ganz enthusiastisch eingenommen. Sie sagte, früher wäre sie nur im Stande gewesen, sich mit Leuten zu unterhalten, die ganz in ihrer Nähe waren; jetzt könnten sie, so weit sie wollten, entfernt seyn, und sie stillere ihnen ihre Gedanken doch leise ins Ohr. Hier gab sie mir auch das Versprechen, einen Brief an mich zu schreiben, damit ich, wie sie sagte, in Rußland Jedermann zeigen könne, daß Nomahanna zu schreiben verstehe.

Unser Gespräch ward durch Wagengerassel und laute Menschenstimmen unterbrochen. Ich sah zum Fenster hinaus, und erblickte einen kleinen Blochwagen, vor welchen sich eine Menge rüstiger Jünglinge gespannt hatten, die von der besten Laune waren. Ich fragte Marini, was das zu bedeuten habe, und er sagte mir, die Königin werde nach der Kirche fahren. Bald darauf trat ein Bedienter herein und meldete, daß die Equipage bereit sey. Nomahanna war so gütig, mir den Vorschlag zu machen, mit ihr zu fahren. Da ich befürchtete, daß eine abschlägliche Antwort sie kränken könnte, so nahm ich das gnädige Anerbieten mit Dank ganz ernsthaft an, so lächerlich mir auch schon im Voraus das Schauspiel erschien, das wir geben würden.

Die Königin setzte nun einen weißen Callico-Hut auf, der mit vielen chinesischen Blumen geziert war, nahm einen großen chinesischen Fächer in die Hand, zog ein Paar berbe Matrosenstiefel an, und so machten wir uns auf den Weg. Als wir die Treppe herunter gingen, gab sie ein Zeichen, daß die Schule für dieses Mal geschlossen sey, was den Schülern, besonders den alten, nicht unangenehm zu seyn schien. Unten an der Thür erwartete uns ein großer Haufe Neugieriger, welche das Vergnügen haben wollten, mich mit ihrer Königin

fahren zu sehen. Die jungen Leute vor dem Wagen wieherten vor Freude darüber und warteten auf den Befehl, sich in Lauf zu setzen; aber es nahm etwas Zeit weg, ehe wir uns auf unsern Plätzen gehörig eingerichtet hatten. Der Wagen war ein wenig schmal und meine Gefährtin sehr breit, so daß ich also ganz auf den Rand zu sitzen kam, wo ich bei der Fahrt leicht das Gleichgewicht hätte verlieren können. Um diesem Übel vorzubeugen, umschlang mich die Königin mit ihrem kraftvollen dicken Arm und hielt mich fest. Diese Attitüde und der Contrast, den unsere Gestalten bildeten, muß einen höchst komischen Anblick gewährt haben.

Nachdem wir uns so eingerichtet hatten, setzte sich der Gouverneur Chinau in seiner schon beschriebenen Kleidung, zu der nur noch ein runder Hut kam, auf einen mageren Gaul ohne Sattel und gab das Zeichen zur Abfahrt, worauf es in vollem Galopp davon ging und die Königin in der That zu thun hatte, mich nicht zu verlieren. Chinau führte den Zug an. Das Volk strömte von allen Seiten mit dem Ausruf: Aroha Maita! herbei; unser Anspann vermehrte sich immer mehr, und auch hinter dem Wagen fanden sich eine Menge Leute ein, die sich um den Vorzug stritten, ihn vortwärts schieben zu helfen. So fuhren wir durch den ganzen Flecken Hanaruro der Länge nach hindurch, und langten ungefähr nach einer Viertelstunde wohlbehalten bei der Kirche an, die auf einer unfreundlichen Fläche liegt und sowohl in der Bauart als inneren Einrichtung ganz der auf O Tahaiti gleicht.

Ich war sehr unangenehm überrascht, die Cultur in Hanaruro so weit gediehen zu finden, daß bereits an mehreren Häusern Schilder hängen, welche die Vorübergehenden zum Besuchen einladen. Die Wirthe in diesen Sanzhäusern sind verlaufene Matrosen, und man kann sich denken, daß sie ihres Vortheils wegen alle Mittel anwenden, das Volk zur Lieberlichkeit zu reizen. Auch findet man diese Branntweinschenken, gewöhnlich stark besetzt. Es giebt auch elegantere Wirthshäuser, wo Kanada's und Matrosen nicht hinkommen, sondern nur Veri's und Schiffscapitaine sich versammeln. Gezecht wird hier nicht minder, aber daneben Williard und Whist gespielt. Besonders das Letztere lieben die Bahuaner sehr und sind Meister darin. Man sieht überall, selbst auf den Straßen und auf bloßer Erde, Whistpartien machen, bei denen Geld und Effekten verloren werden. Eine solche Partie ist immer von vielen Zuschauern umgeben, die nach jedem geendigten Spiele ihre Urtheile darüber fällen. Die Spielenden selbst treiben die Sache mit dem größten Eifer und es läuft selten ohne Zank ab.

Auch andere Spiele sieht man häufig und muß sehr bedauern, daß dieser Zeitvertreib hier so stark eingerissen ist. Die Nation ergiebt sich dadurch einem Müßiggange, den sie sich früher nicht zu Schulden kommen ließ. Ein großer Theil der künstlich cultivirten Tarrofelder, die sonst Hanaruro umgaben, ist eingegangen und bietet dem Auge nichts als eine leere Wüste.

Auf dem großen Marktplatz des Fleckens werden den ganzen Tag

Wettrennen zu Fuß und zu Pferde angestellt und dabei große Summen verloren und gewonnen. Für die Wettrennen zu Pferde haben die Bahuaner eine eben so große Schwäche, als die Malaien für den Hahnenkampf, und nehmen oft wenig Anstand, ihr ganzes Vermögen aufs Spiel zu setzen, das manchmal blos in dem Pferde besteht. Da man sich hier noch nicht besonders auf die Pferdezucht gelegt hat, so werden sie aus Californien eingeführt und kosten zwei, drei, auch wohl fünf Hundert Piaster das Stück. Mancher Bahuaner spart Jahrelang sorgfältig alles Geld zusammen, was er erwirbt, bis er sich ein Pferd kaufen kann, um beim Wettrennen recht viel zu gewinnen, und verkert es wohl gar beim ersten Versuche. Die Reiter sind oft ganz nackt, haben keine Sättel und legen statt des Zaumes dem Pferde einen Strick ins Maul. Dennoch sind sie sehr geschickt und bändigen die wildesten Pferde, wissen sie aber nicht gehörig zu behandeln, und richten sie daher bald zu Grunde.

Auch bei dem Schiffspiel, wie es hier genannt wird, das man häufig sieht und das den seemannischen Geist dieser Insulaner verräth, werden hohe Wetten eingegangen. Die Spielenden sind gewöhnlich geschickte Schiffsbaumeister. Sie verfertigen sich kleine niebliche Schiffe nach allen Regeln der Kunst und wissen sogar sehr geschickt den im Wasser liegenden Theil so zu gestalten, daß sie Schnellsegler werden. Diese Schiffe sind auch vollkommen tafellirt, mit allen Segeln versehen und mit Flaggen und Wimpel geziert. Die Eigenthümer derselben versammeln sich am Ufer eines großen Teichs, spannen die Segel auf, befestigen die Steuer in der gehörigen Richtung und überlassen die kleine Flotte nun dem Winde. Das Schiff, welches am besten gebaut ist und bei dessen Ausrüstung alle Vortheile gehörig benutzt sind, segelt den übrigen vorbei, langt früher ans jenfeitige Ufer, und sein Besizer hat gewonnen. An den Wetten nehmen auch die vielen Zuschauer Theil, und es entsteht immer ein großes Jubelgeschrei, wenn eines dieser Fahrzeuge den Sieg davon trägt. Auch die Kinder ahmen ihren Vätern in diesem Spiele nach, bauen sich ebenfalls Schiffe, so gut es geht, und benutzen jede Wasserspüße nach einem Regen, um sie segeln zu lassen.

Aus dem Hange der Sandwichinsulaner zum Seewesen läßt sich vermuthen, daß sie mit der Zeit eine starke Flotte haben werden, wozu auch ihre geographische Lage sie auffordert. Tameamea hat seinem Nachfolger mehr als ein Duzend guter Schiffe hinterlassen, welche alle mit Eingeborenen bemannt sind. Die Amerikaner der vereinigten Staaten, die als Seeleute den Engländern nichts nachgeben, nehmen zu ihren Fahrten zwischen Canton und Amerika gern hiesige Matrosen an und geben ihrer Geschicklichkeit das beste Zeugniß.

Der Luxus ist in Wahu sehr gestiegen. Man erblickt selten mehr Jemanden, selbst nicht von der geringsten Volksklasse, der nicht ein europäisches Kleidungsstück trüge. Besonders sind die Frauenzimmer sehr begierig darnach. Was die Königin trägt, das wird von ihnen als die neueste Mode angesehen und jede strebt darnach. Die Männer werden geplagt, die weibliche Eitelkeit zu befriedigen, und wenn

ihre Casse kein Mittel dazu bietet, so suchen sie das Ziel auch wohl auf krummen Wegen zu erlangen. Die Liebhaberei für ausländische Waaren, vorzüglich solche, die zur Kleidung und zum Schmuck gehören, erzeugt hier bei Weitem die mehresten Spitzbiberelen. Die Eigenthümer der Buden geben sich alle Mühe, ihren Kram recht anlockend zur Schau zu stellen und anzupreisen. Auch gewähren sie wohl Credit, in welchem Falle sie denn mit doppelter Kreide schreiben, obgleich sie ohnehin einen ungeheueren Gewinn nehmen. Ich habe selbst gesehen, daß einige junge Mädchen ganz gewöhnliche Glasperlen kauften und die Schnur, die kaum um den Hals reichte, mit zwei spanischen Thalern bezahlen mußten. Überdem erlauben sich die hiesigen Kaufleute allerlei Betrügereien, und begehen diesen Raub, da es hier noch keine Gesetze giebt, ungestraft, um doppelten Nachtheil der Betrogenen, die oft durch Befolgung des ihnen gegebenen Beispiels ihren Verlust wieder zu ersetzen suchen. Auch die ehemaligen Hausgeräte sind ganz verdrängt. Selbst in den Hütten der ärmsten Kanada's haben Teller von chinesischem Porcellain den Kürbis- und Cocoschalen Platz gemacht, aus denen Niemand mehr essen will.

Vierzehn Tage nach unserer Ankunft erhielt ich Nachricht von Karamatu aus O Tuai. Er ließ mir sagen, daß er sich sehr über meine Ankunft freue und dem Chinan den Befehl gegeben habe, mein Schiff aufs Beste mit Lebensmitteln zu versorgen; er selbst habe seine Expedition glücklich vollendet und werde bald in Hanaruro eintreffen. Über Mangel an Lebensmitteln hatten wir uns indessen nicht zu beklagen gehabt. Für Geld bekommt man hier Alles, und Romahanna überhäufte uns mit Geschenken an fetten Schweinen und den schönsten Fischen; sie hatte alle Fischer in Requisition gesetzt, um unsern Tisch immer reichlich versorgen zu können. Überhaupt hatten wir alle Ursache, ihr Wohlwollen und ihre Aufmerksamkeit dankbar zu erkennen, weshalb wir auch gern eingestanden, daß sie nicht nur die gelehrteste und gescheideste, sondern auch die beste Frau auf Wahu ist, wofür sie allgemein und selbst bei den fremden Ansiedlern gilt. Daß sie auch den stärksten Appetit hat, davon bin ich durch den Augenschein überzeugt worden.

Ich besuchte sie oft, gewöhnlich des Morgens, und traf sie dann immer auf der Diele ausgestreckt liegend und mit dem Brieftuch an mich beschäftigt an, der ihr viel Kopfbrechen zu verursachen schien. Ein Mal traf es sich, daß ich gerade zu ihrer Mittagsmahlzeit kam. Ich trat ins Speisezimmer, wo sie auf schönen feinen Matten am Boden, einem großen Spiegel gegenüber, auf ihrem stark gewölbten Bauche lag. Eine Menge verschiedener Speisen bildeten auf bedeckten chinesischen Porcellainschüsseln einen halben Kreis vor dem königlichen Munde und die geschäftigen Diener schoben ihr bald die eine bald die andere zu. Ihro Majestät grüßten Alles mit den Fingern an und geruhten es mit wahrem Heißhunger zu verschlingen, während ein Paar Knaben, die zu beiden Seiten hockten, mit großen Federbüscheln die Fliegen abwehrten. Meine Erscheinung störte die Königin keines-

weges in ihrer eifrigen Beschäftigung. Mit vollem Munde rief sie mir ein freundliches Aroha zu, winkte mir gnädigst, auf einem Stuhle Platz zu nehmen, und ich war nun Zuschauer der seltsamsten Mahlzeit, die mir je vorgekommen ist.

Wie viel bereits in den königlichen Mund gegangen war, ehe ich kam, weiß ich nicht, aber das, was ich in demselben verschwinden sah, wäre hinlänglich gewesen, sechs Menschen zu sättigen. So groß auch meine Bewunderung dieser Eßlust war, so stand mir doch noch eine Scene bevor, welche mein Erstaunen sehr erhöhte. Als der Appetit nach und nach abnahm und endlich ganz gestillt zu seyn schien, rief die Königin nach ein Paar schweren Athmenzügen aus: „Ich habe brav gegessen!“ Das waren die ersten Worte, welche die bisherige emsige Beschäftigung zuließ. Darauf wandte sie sich, mit Hülfe ihrer Dienerschaft, auf den Rücken, und winkte mit der Hand einen langen und starken Bedienten herbei, der, mit seinem Gesichte bekannt, ihr sogleich auf den Leib sprang und sie ohne alle Umstände mit den Knien und mit den Fäusten so unbarmherzig zerknietete, als ob er einen Brodtrog vor sich gehabt hätte. Das geschah, um die Verdauung zu befördern; und nachdem Ihro Majestät unter der unanftunlichen Behandlung eine Weile gestöhnt, auch sich ein wenig von ihr erholt hatten, ließen Hochdieselben sich wieder auf den Bauch legen und begannen ihre Mahlzeit von Neuem.

Die Erzählung ist buchstäblich wahr, so sehr sie auch den Anschein der Übertreibung hat. Ich kann mich deshalb auf das Zeugniß meiner Officiere und der Herrn Gelehrten, die mich begleiteten, berufen; Herr Astronom Preus, der in der Nähe der Königin wohnte, hat dergleichen Mahlzeiten öfters angesehen, weshalb er behauptete, daß Romahanna und ihr dickes Schwein zu den größten Merkwürdigkeiten von Wahu gehörten. Letzteres ist ein besonderer Liebling der Königin und wird auf Tod und Leben gesütert. Es ist schwarz, von auffallender Größe und Dicke. Zwei Kanada's sind zu seiner Bedienung angestellt, und es kann sich ohne ihre Hülfe kaum bewegen.

Romahanna findet gewöhnlich die Menschen zu mager und ertheilt ihnen den Rath, sich weniger Bewegung zu machen, um fetter zu werden. So verschieden sind die Begriffe von Schönheit. Hier gilt eine sadenlange weibliche Figur von unmäßigem Umfang für reizend, dagegen die Europäerin sich mit aller Kraft zusammenschmürt, auch wohl Essig trinkt, um durch unnatürliche Schmalheit und welkes Ansehen die Herzen zu rühren.

Romahanna gab einen Beneis, daß sie bei ihrer furchtbaren Eßlust auch eitel sey. Einer von unseren Officieren erhielt von ihr die Erlaubniß sie zu malen. Da diese Kunst hier noch etwas Neues ist, so eilten eine Menge der vornehmsten Personen herbei und baton um die Erlaubniß, ansehen zu dürfen, wie ihre Königin aufs Papier gebracht werden würde, welche ihnen auch ertheilt wurde. Schon beim Andenten der Umrisse folgten sie mit großer Aufmerksamkeit

jedem Striche des Bleistiftes und äußerten laut ihre Verwunderung über das Entstehen des Gesichts. Als sie die Nase erkannten, riefen sie aus: „nun kann Romahanna riechen!“ Bei den Augen schrien sie auf: „nun kann sie auch sehen!“ Und als der Mund angedeutet war, freueten sie sich so darüber, daß die Königin nun auch essen könne, als ob sie in Gefahr gewesen wäre zu verhungern. Romahanna selbst war so vergnügt über diese Nachricht, daß sie das Bild sogleich zu sehen verlangte. Sie fand den Mund zu klein und wollte, daß er größer gemacht werden solle. Als das Portrait fertig war, befriedigte es sie nicht, und sie sagte etwas verdrießlich: „Ich bin doch gewiß viel hübscher.“

Am 17. Januar langte Karemaku auf einer Escadre, die aus mehreren zwei- und dreimastigen Schiffen bestand, mit vielen Truppen vor dem Hafen von Hanaruro an, nachdem er den Krieg auf O Tuai ganz zu seiner Zufriedenheit beendet hatte. Der Wind erlaubte den Schiffen nicht in den Hafen zu kommen und sie ließen die Anker vor dem Eingange fallen. Ich schickte sogleich einen Officier mit meiner Schaluppe ab, um dem Stellvertreter des Königs meine Freude über seine glückliche Ankunft zu bezeugen, und er und seine junge Gemahlin (die von der ich in meiner früheren Reisebeschreibung gesprochen habe war gestorben) kamen mit der zurückkehrenden Schaluppe zu mir aufs Schiff. Ich empfing ihn mit einigen Kanonenschüssen, was den guten Alten sehr erfreute, weil, wie er sagte, diese ihm von einem russischen Kriegsschiffe erzeigte Ehrenbezeugung seinen Landsleuten um so eher den Verdacht benehmen werde, daß Rußland feindliche Absichten gegen sie habe.

Karemaku war allem Ansehen nach sehr erfreut, mich wieder zu sehen. Nach den herzlichsten Umarmungen stellte er mir seine junge Gemahlin vor, die gar nicht übel ausah. Er ließ sich das Schiff zeigen und betrachtete Alles mit der größten Aufmerksamkeit. Über manche ihm neue Gegenstände äußerte er sein Wohlgefallen, und endlich rief er aus: „Es ist doch ein großer Unterschied zwischen „diesen Schiffen und den unserigen. In solchem Zustande wünschte „ich sie zu sehen. O Tameamea, du bist zu früh gestorben!“ In meiner Cajüte sprach er noch mehr über den Tod seines königlichen Freundes, was Marini für unübersetzbar erklärte, weil keine andere Sprache so tiefen Sinn, mit so starkem Gefühl verbunden, auszudrücken fähig sey. Ich glaube wohl, daß Marini, als ein nicht sehr gebildeter Mann, keiner Sprache ganz mächtig seyn mochte und deshalb Karemaku's Ausdrücke nicht wieder geben konnte; indessen versichern auch die Missionaire, daß die O Wahi-Sprache in dieser Hinsicht schwer zu übersetzen sey und sich ganz vorzüglich zur Dichtkunst eigne.

Karemaku sprach auch über die Religionsveränderung, die hier vorgefallen war. „Unser jetzige Glaube, sagte er, ist besser als der „frühere, aber die auf den Bergen wohnenden Kanaka's werden „das so bald nicht einsehen, und man muß strenge Maafregeln ergreifen, um sie von einer Empörung abzuhalten. Der König

„hätte die alten Heiligthümer nicht so plötzlich vernichten sollen. „Die Folge davon ist, daß er in ein fremdes Land hat ziehen müssen, „weil sein Leben hier nicht sicher war. Wie noch Alles enden wird, „weiß Gott; ich fürchte, nicht gut. Mich liebt das Volk und „thut viel um meinewillen; aber ich bin sehr kränklich, und wenn „ich sterbe, so könnte der mühsam zusammengehaltene Staat aus ein- „ander fallen. Dann würde viel Blut fließen, und Jeder würde neh- „men was er könnte. Hat sich doch die Insel O Tuai schon zu „meiner Lebenszeit empört.“

Karemaku und seine Gemahlin waren, ungeachtet der Hitze, ganz vollständig auf europäische Weise gekleidet. Er hatte einen dunkelfarbigen Sürtout, schwarze Weste und schwarze Pantalons von sehr feinem Tuche an. Sein runder Hut war mit schwarzem Flor umwickelt. Er hatte die Trauer um den geliebten Regenten noch nicht abgelegt. Auch sie trug ein schwarzseidenes Kleid.

Karemaku's Ankunft ward uns sehr nützlich. Ein großer Theil des Kupfers, mit welchem unser Schiff beschlagen war, hatte sich in der Gegend des Rieles gelöst, was den Schiffsboden dem Verderben durch Würmer aussetzte. Um diesen Fehler zu verbessern, hätte man sich der beschwerlichen Arbeit des Ausladens und Kielholens unterwerfen müssen, wenn unser Freund uns nicht auf eine leichtere Art aus der Verlegenheit geholfen hätte. Er schickte mir drei sehr geschickte Taucher, welche mit vieler Leichtigkeit unter dem Wasser arbeiteten und neue Kupferplatten an den Boden des Schiffes schlugen. Zwei von ihnen waren mit Hämmern versehen, um die Nägel einzuschlagen, und der Dritte reichte ihnen das Material. Wir beobachteten nach der Uhr, wie lange die Arbeiter unter dem Wasser bleiben konnten, und es ergab sich, daß sie es bis auf 48 Secunden aushielten. Wenn sie aufstauten, so waren ihre Augen immer sehr roth, gedrungen und stark hervorstehend. Die Ursache davon ist, daß sie ihre Arbeit unter dem Wasser nicht nach Gefühl vollbringen, sondern auch die Augen zu Hülfe nehmen, und dies eine starke Anstrengung der Sehnerven erfordert. Unter unsern Matrosen befanden sich auch ein Paar geschickte Taucher, die aber zu solchen Arbeiten doch nicht zu gebrauchen waren. Indessen vermochten sie doch die von den Wahuanern gemachte Arbeit zu überfühlen und sich zu überzeugen, daß sie gut war.

Einige Tage nach Karemaku's Ankunft kam ein Abgesandter von Romahanna aufs Schiff und wünschte mich zu sprechen. Ich ließ ihn daher zu mir in die Cajüte kommen. Er hatte bloß ein Hemd an und einen sehr breiten Strohhut auf dem Kopfe. An seiner Seite hing an einer Bastschnur, die er um seinen Hals befestigt hatte, eine breite von Schilf geslochtene Tasche. Der Kerl sah sehr pfliffig aus und that äußerst geheimnißvoll. Sprechen konnten wir mit einander nicht, denn er verstand nichts als seine Muttersprache. Daher gab er mir durch Pantomime zu verstehen, daß in seiner Tasche etwas für mich enthalten sey. Darauf holte er aus ihr ein Packet hervor und wickelte eine Menge des hiesigen Papierzeuges von demselben ab,

his endlich ein Brief zum Vorschein kam, den er mir mit den Worten; "Aroha Nomahanna!" (ein Gruß von Nomahanna) überreichte. Darauf machte er mir noch verständlich, daß die Königin gesonnen sey, mich noch heute zu besuchen, und daß ich mein eigenes Boot nach ihr schicken möchte. Nachdem er noch viel von pala pala gesprochen hatte, verließ er mich, und ich schickte nach Marini, der mir den erhaltenen Brief folgender Gestalt übersetzte:

"Seh gegrüßt, Kusse! Ich liebe Dich von ganzem Herzen und mehr als mich selbst. Daher empfinde ich eine Freude, Dich wieder in unserm Lande zu sehen, die unsere arme Sprache nicht ausdrücken kann. Du wirst hier Alles verändert finden. Als Tameamea noch lebte, stand das Land in vollen Blüthen; mit seinem Tode sind sie abgefallen und Alles auf den Inseln ist in Unordnung gerathen. Der junge König befindet sich in London. Karemaku und Rahumanna sind in diesem Augenblick abwesend, und Chinau, der ihre Stelle hier vertritt, hat zu wenig Gewalt über das Volk, um Dich so aufzunehmen, wie es Deinem Stande zukömmt. Er kann Dir nicht so viele Schweine, Tarro und Pataten schicken, als Du brauchst. Mit welchem Herzeleid be- weine ich, daß meine großen Besitzungen auf der Insel Wuwe so weit von hier über das Meer liegen. Wären sie näher, so solltest Du täglich von Schweinen umgeben seyn. So bald Karemaku und Rahumanna herkommen, wird man Dich mit allem Nöthigen versorgen. Auch des Königs Bruder kömmt mit ihnen; er ist aber noch ein Knabe ohne alle Erfahrung und versteht nicht das Gute von dem Bösen zu unterscheiden. Ich bitte Dich Deinen Kaiser in meinem Namen zu umarmen. Sage ihm, daß ich es gern selbst thun möchte, wenn nicht ein so großes Meer zwischen uns läge. Vergiß nicht, mich Deiner ganzen Nation auß's innigste zu empfehlen. Da ich eine Christin bin und Du ein Christ bist, so wirst Du mit meiner geringen Schreibekunst Nachsicht haben. Der Hunger zwingt mich meinen Brief zu schließen. Ich wünsche, daß auch Du einen Schweinekopf mit Lust und Vergnügen verzehren mögest. Es wird Dich mit königlicher Beständigkeit endlos lieben — Nomahanna!"

Dieser originelle Brief war übrigens mit fester Hand und sehr sauber geschrieben. Die Buchstaben waren groß, deutlich und von gefälliger Form. Die Aufschrift enthielt nichts Anderes als die Worte, mit denen der Brief selbst anfangt: Aroha Kuffini! Es hatte mehrere Wochen gewährt, ehe er vollendet ward. Nomahanna schrieb fast alle Tage an ihm, und was sie ein Mal hingesetzt hatte, blieb stehen. Das Blatt, welches ich erhielt, war das nämliche, auf welchem sie den Brief angefangen hatte, der die abgebrochenen Gedanken einer langen Reihe von Tagen enthielt.

Es ward bald in ganz Panaruro bekannt, daß die Königin an mich geschrieben habe, und da Alles was sie thut nachgehmt wird, so sannnen bald die meisten Honoratioren darauf, mich gleichfalls mit Schreiben zu beehren; da sie aber wenigstens eben so

lange Zeit brauchten, ihre Gedanken außs Papier zu bringen, als die Königin, so hätte ich auf den Empfang ihrer Briefe lange warten müssen.

Auf Nomahanna's Verlangen hatte ich meine Schaluppe mit einem Officiere nach ihr geschickt; es dauerte aber ein Paar Stunden, ehe sie ankam, weil sie, wie der Officier sagte, so viel mit ihrer Toilette zu thun gehabt habe. Als sie endlich fertig war, hatte sie den Officier aufgefordert, ihr den Arm zu geben und sie bis zur Schaluppe zu führen. Das war wieder eine der vielen Nachahmungen europäischer Sitten, bei denen man sich hier nicht wenig fühlt.

Für eine Sandwichinsulanerin war Nomahanna heute sehr elegant gekleidet. Ein pfirsichfarbenes Kleid von schönem seidnen Zeuge, unten mit breiten schwarzen Spitzen besetzt, bedeckte den ungeheuren Körper Ihrer Majestät, den eine Schärpe von buntem handbreiten Bande, vorn mit einer großen Schleife versehen, gerade in zwei gleiche Hälften abtheilte. Um den Hals hatte die Königin einen schönen von gelben und rothen Federn zusammengesetzten Kranz, inländischer Fabrik. Den Kopf bedeckte ein sehr feiner italienischer Strohhut, auf welchem künstliche Blumen aus Canton prangten und von dessen Rande schwarze Spitzen herabgingen. Ihr Busengebirge schmückte ein ganzes Beet von Blumen, hinter denen sich das Kinn verbarg. Einen etwas grellen Abtich gegen diese Eleganz machte die Fußbekleidung Ihrer Majestät, die blos aus einem Paar verben Mannsüberschuhen bestand. Schuster giebt es auf den Sandwichinseln noch nicht. Alle Schuhe und Stiefeln müssen aus Europa oder Amerika eingeführt werden. Da nun in keinem von diesen beiden Welttheilen vorausgesetzt worden war, daß es so große Füße geben könne, so konnte die Königin auch keine Schuhe bekommen, die ihr paßten, und mußte zu diesen Überschuhen ihre Zuflucht nehmen, wenn sie nicht ganz unbeschuhet erscheinen wollte, welches sie nicht schicklich fand. Mit größerem Rechte hatte man ihr dar- über einen Vorwurf machen können, daß sie keine Strümpfe angezogen hatte und so viel von ihren braunen säulenförmigen Beinen zeigte, da das Kleid etwas kurz gerathen war. Indessen, sie glaubte mit königlicher Pracht gekleidet zu seyn, achtete dieses geringfügigen Umstandes nicht und man sah ihr die vollkommenste Selbstzufriedenheit an.

Als sie in diesem Staate, mit einem Sonnenschirm in der Hand, die Schiffstreppe, an der ich sie mit mehreren Officieren empfing, mühsam erstiegen hatte, wollte sie auf der obersten Stufe schon einen Beweis ihrer Bekanntschaft mit unsern Gebräuchen geben und nach allen Regeln der Tanzkunst einen Knix machen, wobei die Füße eine gar komische Rolle spielten. Allein, das ungewohnte Kunststück gelang um so weniger, da es recht gut ausfallen sollte. Sie verlor das Gleichgewicht und wäre ins Wasser gefallen, wenn nicht ein Paar handfeste Matrosen sie in ihren Armen aufgefangen hätten.

Alles, was sie auf dem Schiffe sah, erhielt ihren großen Beifall, besonders meine Kajüte, wo der Sosa indessen seinen letzten Tag erlebt hatte. Sie sah ihn gleich durch. Das Portrait des Kaisers Alexander erregte ihre besondere Aufmerksamkeit. Sie setzte sich ihm gegenüber auf die Diele, um keine zweite Zerstörung anzurichten, betrachtete es mit vielem Interesse und sagte: "Ma it a i Peri nue Kuffini" (der große Beherrscher der Russen ist schön). Auch erzählte sie mir, daß sie recht gut wisse, wie es in Rußland aussehe. Ein Sandwichinsulaner, Namens Lauri, der im Jahr 1819 mit dem Capitain Golownin auf dem russischen Schiffe Kamtschatka die Reise dahin gemacht hatte und wieder in sein Vaterland zurück gekehrt war, habe ihr, wie sie sagte, viel von Petersburg und besonders auch von dem Kaiser erzählt.

Sie versicherte, daß sie gern selbst eine Reise dahin machen würde, wenn die Kälte sie nicht abschreckte, von der Lauri eine fürchterliche Beschreibung gemacht habe. Er hatte gesagt, daß man sich ganz in Thierfelle einwickeln, und sich dabei noch in Acht nehmen müsse, daß die Kälte das Wasser in Glas verwandele, und daß man in großen Kasten, die von Pferden gezogen würden, darüber weggliße, ohne es zu zerbrechen. Die Häuser hatte er so hoch wie Berge und so groß gefunden, daß er in einem drei Tage gegangen war, ohne das Ende zu erreichen. Man sieht, daß Lauri auch etwas aufgeschnitten hatte; indessen schenkte Komahanna ihm vollen Glauben. Sie lobte sehr unsere Erfindung, den innern Raum unserer Häuser durch Feuer warm zu erhalten, und meinte, wenn sie in Petersburg wäre, würde sie während der kalten Jahreszeit gar nicht ausgehen, sondern im Hause spazieren fahren. Sie wollte nun auch wissen, woher es komme, daß es bei uns in einer Jahreszeit warm und in der andern so kalt sey. Ich suchte den Grund davon ihrer Fassungskraft anzupassen, und sie war befriedigt. Mit vieler Freundschaft sagte sie: "Lauri hat wohl Recht. Es giebt sehr geschickte Leute in Rußland."

Ich war indessen nicht froh über ihre Anerkennung meiner Gelehrsamkeit, denn sie belästigte mich jetzt mit einer Menge zum Theil sehr widersinnigen Fragen, die nicht anders als durch eine gehörige Berichtigung ihrer Vorstellung zu beantworten waren, wozu lange Zeit erforderlich gewesen wäre. J. E. Wie viel Holz wohl jährlich in der Sonne verbrannt werde, um alle Länder der Erde zu erwärmen; ob es nicht dort einmal so stark regnen könne, daß alles Feuer verlösche und es dadurch auch in Wahu so kalt werden könne als in Rußland, u. dgl. Ich suchte sie so kurz wie möglich abzufertigen, und um sie zu zerstreuen, setzte ich ihr Wein vor, der ihr sehr gut zu schmecken schien, weshalb ich ihr auch eine Bouteille schenkte; aber ihre Wißbegierde war während ihres zwei Stunden langen Besuches immer im Steigen, und ich freute mich daher nicht wenig, als sie endlich aufbrach.

Beim Abschiede sagte sie: "Nun, da ich Wein habe, muß ich

"auch Gläser haben, aus denen ich ihn trinken kann." Bei diesen Worten nahm sie die ihr geschenkte Bouteille in die eine Hand, ergriff mit der andern ohne alle Umstände die Gläser, die auf dem Tische standen, und ging aufs Verdeck. Dort machte sie Allen einen tiefen Knix, setzte sich in die Schaluppe, und so endete der hohe Besuch mit der eigenmächtigen Wegnahme meiner Gläser. Komahanna hatte sich indessen immer so freigebig gegen uns gezeigt, daß sie wohl voraussetzen konnte, ich werde sie ihr gern überlassen.

Karemaks Krankheit hatte seit seiner Ankunft in Wahu stark zugenommen. Es waren alle Anzeigen der Wassersucht vorhanden. Dennoch gelang es unsern Ärzten, ihn so ziemlich wieder herzustellen. Als ich ihn darauf besuchte, war er sehr dankbar für die erhaltene Hülfe und so heiter, daß er recht gemüthlich scherzte. Ich stimmte in seinen Ton ein und versicherte, wir würden ihn ganz herstellen, und wenn wir auch den Leib ausschneiden, die Eingeweide herausnehmen und nach gehöriger Reinigung wieder hineinlegen müßten. Karemak lachte darüber und sagte, um ganz gesund zu werden, wolle er sich allenfalls die Operation gefallen lassen. Einige alte Weiber, die zugegen waren, hatten die Sache indessen ernsthafter genommen und schnell die Nachricht unter das Volk verbreitet, mit welcher schrecklichen Behandlung ich seinen verehrten Karemak bedroht habe, wodurch in Hanaruro eine große Unruhe entstand. Man glaubte, ich wollte ihn tödten, und war äußerst empört gegen mich. Karemak selbst ließ mich durch Marini davon benachrichtigen, mit der Bitte, ich möchte nicht ans Land kommen, bis er das Volk von seiner närrischen Meinung zurückgebracht habe, welches ihm in ein Paar Tagen gewiß gelingen werde. Wie ehrenvoll war das Gefühl, das sich bei dieser Gelegenheit zeigte, dem Volke und dem Regenten!

Am 31 Januar 1825 verließen wir den Hafen von Hanaruro und hatten das Vergnügen, unsern Freund Karemak bei uns zu sehen, der sich durch die Hülfe unserer Ärzte so gestärkt fühlte, daß er es wagte, uns aus dem Hafen hinaus zu begleiten. Auch hatte er mehrere Doppelcanots mitgebracht, die das Schiff bugstrichen. Als wir aus dem Hafen heraus und so weit in der See waren, daß wir nicht mehr Gefahr liefen, bei dem gänzlichen Mangel an Winde in die Brandung getrieben zu werden, nahm Karemak mit den herzlichsten Ausdrücken Abschied von uns, wünschte uns eine glückliche Reise und versicherte, daß er sich sehr auf unser baldiges Wiedersehen freue. Auf ein Signal von ihm feuerte die Fesselung fünf Kanonen ab, was wir sogleich mit eben so viel Schüssen erwiderten. Karemak schwenkte auf seinem Boote den Hut, rief noch mehrere Mal Aroha und verschwand uns bald in den Hafen. Zugleich erhob sich ein frischer Wind, durch den wir in kurzer Zeit das schöne Land aus den Augen verloren, wo wir so froh gelebt hatten, um den gar nicht erfreulichen Kampf mit den Winterstürmen des Nordens anzutreten.

Bei unserer Rückfahrt nach Wahu hatten wir fortwährend schönes Wetter aber schwachen Wind.

Am Morgen nach unserer Ankunft fiel hier eine merkwürdige Naturbegebenheit vor, von der wir vom Anfang bis zum Ende Augenzeugen waren. Bei völlig heiterem Himmel bildete sich eine dicke schwarze Wolke über den Inseln, die mit ihrem unteren Rande einige der hohen Bergspitzen berührte. Der dunkelste Theil dieser höchst auffallenden Wolke hing über dem Städtchen Hanaruro. Es war gänzlich Windstille; aber plötzlich erhob sich aus Nordosten ein heftiger Sturm. Zugleich entstand in der Wolke ein starkes Krachen, ganz so, als ob mehrere Schiffe ihre Kanonen abfeuerten, und zwar ging die Ähnlichkeit damit so weit, daß man nach der verschiedenen Stärke der einzelnen Schüsse bald die der zugewandten Batterie, bald die der abgewandten zu hören glauben konnte. Dieses Getöse dauerte ein Paar Minuten; und als es auf ein Mal stille ward, fielen aus der Wolke zwei Steine in Hanaruro auf die Straße und zerprangen durch die Heftigkeit des Falles aus der großen Höhe in mehrere Theile. Die Einwohner sammelten die noch sehr warmen Stücke, und nach diesen zu urtheilen mochte jeder der herabgefallenen Steine vor der Zerbröckelung ungefähr 15 Pfund schwer gewesen seyn. Inwendig waren diese Steine grau und äußerlich von einer schwarzen verbrannten Kruste umgeben, wie die Stücke gleichfalls zeigten. Bei der chemischen Untersuchung erwies sich die Ähnlichkeit mit den Meteorsteinen, die in verschiedenen Ländern herabgefallen sind.

In der kurzen Zeit unserer Abwesenheit waren hier große sehr auffallende Veränderungen vorgegangen.

Es wird meinen Lesern bekannt seyn, daß der König und die Königin dieser Inseln, nachdem sie sich auf ihrer Reise in Rio Janeiro aufgehalten hatten, glücklich in London ankamen und von der englischen Regierung mit vorzüglicher Aufmerksamkeit behandelt wurden, bald aber beide starben, nachdem sie kurz vor ihrem Tode den Wunsch ausgesprochen hatten, auf heimathlichem Boden beerdigt zu werden. Diesen Wunsch erfüllte die englische Regierung. Die Leichname wurden einbalsamirt, in prächtige mit vielem Golde verzierte Särge gelegt, und ein Lord Byron ward dazu bestimmt, sie sammt dem königlichen Gefolge auf der Fregatte *Blond* nach Wahu zu bringen. Als er hier ankam und die Nachricht vom Tode des Königs und der Königin sich schnell verbreitete, machte sie große aber verschiedenartige Sensation. Die Meisten freueten sich, einen König, zu dem sie gar kein Vertrauen hatten, los geworden zu seyn; Andere betrübte dieser Verlust; besonders schien unser Freund *Karematu* sehr schmerzlich von ihm ergriffen zu seyn, vielleicht aus alter Anhänglichkeit an die königliche Familie, oder aus Patriotismus, indem er hoffte, daß der König sich in England zum Herrscher ausbilden werde, und nun keinen dazu geeignet fand, die Zügel der Regierung, nach ihm, auf eine würdige Art zu ergreifen.

Den 11 Mai, einige Tage nach Lord Byrons Ankunft, wurden die beiden Särge mit vielen Ceremonien, unter dem Donner

der Kanonen von der englischen Fregatte und von der Festung, ans Land und in großer Procession vom Ufer in die Kirche gebracht. Das Volk schrie und heulte, wie es hier bei solchen Gelegenheiten die Sitte erfordert, und bewunderte dabei die Pracht der Särge. Einige meinten, es müsse ein Vergnügen sein in England zu sterben, wo man in so schöne Kasten gelegt werde. Auf den Särgen, die man mir zeigte, befanden sich folgende Inschriften in O Wahrischer und englischer Sprache:

Tameamea II König der Sandwichinseln starb in London am 14 Juli 1824 im Alter von 28 Jahren. Wir wollen das Andenken unsers geliebten Königes Tolani in Ehren halten.

Tamehamelu Königin der Sandwichinseln starb in London den 8 Juli 1824 im Alter von 22 Jahren.

Bald darauf ließ *Karematu* den Thronfolger unter dem Namen *Tameamea III* als König der Sandwichinseln ausrufen und beehlt sich und der Königin *Kahumanna* die Regierung während seiner Minderjährigkeit vor.

So waren die Regenten zwar noch die nämlichen, aber *Karematu* war so krank, daß er wenig Antheil an der Regierung nehmen konnte, und der Missionair *Bengham* hatte sich der herrschsüchtigen *Kahumanna* vollkommen bemächtigt und durch sie einen so starken Einfluß auf die ganze Nation erlangt, daß die *Wahuaner* sich nach sieben Monaten gar nicht mehr ähnlich sahen. Wir hätten in der That glauben können uns unter einem ganz anderen Volke zu befinden. *Bengham* hat sich zum Erzieher des jungen Königs angeworfen, den er unter strenger Aufsicht hält. Er mischt sich in jede Regierungs-Angelegenheit und alle die neuen Verordnungen sind seine Ibeen, die er durch *Kahumanna* und zum Theil sogar durch *Karematu* ausspricht. Besondere Aufmerksamkeit richtet er auf die Angelegenheiten des Handels, bei dem er sehr interessirt ist. Er hat seinen Stand und die erste Ursache seines Hierherkommens ganz vergessen und findet es angenehmer zu herrschen als zu predigen. Man könnte ihm das sogar verzeihen, wenn er das Talent besäße, das Volk zu bilden und zu beglücken, wenn er die Kunst verstünde, den rohen Demant, was der unverdorben Sandwighinsulaner wirklich ist, zu schleifen und dadurch dessen inneren Werth und äußern Glanz zu vermehren; aber das ist keinesweges der Fall. Er geht so ungeschickt zu Werke und verbindet dabei Nebenabsichten, die ihn noch mehr vom rechten Wege ablenken, daß man es innigst bedauern muß, das geistige und leibliche Wohl des gutmüthigen Volkes in den Pfuscherhänden eines solchen Phantasten zu sehen.

Herr *Stewart*, gleichfalls Missionair, aber später hierher gekommen als *Bengham*, ist ein sehr geschickter und vielseitig gebildeter

Mann. Er würde unendlich Nutzen stiften; aber Bingham, der sich auch in geistlichen Angelegenheiten die Obergewalt angemacht hat und durchaus will, daß alles nur nach seinen Willen gehe, hat ihr in seiner Wirksamkeit so zu beschränken gewünscht, daß er außer Stande ist, für die Bildung dieser Insulaner etwas zu thun, wozu sein reger Eifer und sein heller Geist ihn auffordern, und deshalb auch wieder weggehen will.

Damit Bingham's Nebenabsichten nicht leicht durchschaut werden können, muß die Religion überall zum Deckmantel dienen. Daher wird jetzt ihre Ausbreitung und die strengste Kirchendisziplin mit rastloser Thätigkeit betrieben. In Hanaruro ist kein Haus und keine Hütte, wo nicht auf höheren Befehl unendlich viel gebetet wird. Selbst die angefeindeten Fremden müssen sich des Deckmantels bedienen, um ihr oft spitzbübisches Gewerbe ungestört treiben zu können. Die sonst so lebhaften Straßen sind jetzt leer; alle Spiele ohne Ausnahme, auch die allerunschuldigsten, sind streng verboten; singen ist ein Verbrechen, das hart bestraft wird, und wer vollenbs den Frevel gar bis zum Tanzen triebe, würde vor seinen strengen Richtern unter keiner Bedingung Erbarmen finden. Sonntags darf weder gefocht noch überhaupt Feuer angemacht werden. Den ganzen Tag wird nichts gethan als gebetet, man kann sich denken, mit welcher Andacht. Einige Personen des aus London zurückgekehrten königlichen Gefolges haben sich anfänglich diesen strengen Anordnungen widersetzt und behauptet, die Engländer, die doch gute Christen wären, legten sich keinen solchen Zwang auf; aber Rahumanna, von ihrem Rathgeber bezaubert, duldet keinen Widerspruch, und da es in ihrem Belieben steht, dem Widerspenstigen die Gurgel zuzuschneiden zu lassen, so beugt sich Alles unter das eiserne Scepter dieser alten herrschsüchtigen Frau.

Kurz vor unserer Ankunft war der Befehl an die Landbewohner ergangen, daß sie alle ihre Kinder, die das Alter von acht Jahren erreicht hätten, nach Hanaruro bringen sollten, um hier im Lesen und Schreiben unterrichtet zu werden. Die armen Landleute waren damit sehr unzufrieden, wagten jedoch nicht sich zu widersetzen, sondern entzogen sich geduldig ihren Feldarbeiten, um nach Hanaruro zu eilen, wo wir viele Familien auf den Straßen in kleinen Hütten, die sie aus Gesträuch zusammengekehrt hatten, mit dem A-B-C-Buch in der Hand bivaquieren sahen. In jeder Straße von Hanaruro befinden sich ein Paar Schulhäuser. Es sind lange Schilfhütten, ohne innere Abtheilung. In jeder werden ungefähr hundert Schüler und Schülerinnen von einem einzigen eingeborenen Lehrer unterrichtet. Er steht dabei auf einer Erhöhung und spricht die Buchstaben einzeln laut aus, was jedesmal von der ganzen Versammlung schreiend wiederholt wird. Diese Anstalten lassen sich schon in der Ferne vernehmen. Sonst ist alles still und man sieht wenig Menschen, außer wenn die Schüler, mit den Lehrern an der Spitze, in die Kirche ziehen.

Aller Frohsinn ist verpönt und verstoßt. Lord Byron hatte aus England allerlei Spielwerk mitgebracht, Marionetten, Schatten-

spiel u. dgl., um den Insulanern Vergnügen zu machen. Als auf seinen Befehl am Lande Anstalten getroffen wurden, dem Volke dieses Schauspiel zu geben, unterstand sich Bingham es zu verbieten, weil, wie er sagte, es gottesfürchtigen Christen nicht züme, sich an solchen weltlichen Dingen zu ergötzen. Der Lord, der sich in keinem Streit einlassen wollte, gab sein wohlgemeintes Vorhaben auf.

Daß das von Natur muntere lebhafte Volk sich der anbefohlenen Kopfhängerei so süßsam unterwirft, ist ein Beweis, wie sehr es in seiner Gutmüthigkeit gewohnt ist, den Willen seiner Beherrscher zu befolgen, und wie leicht es daher einer weisen Regierung werden würde, es zu einer vernünftigen Civilisation zu führen. Man möchte mit Karamakau ausrufen: Lameamea, du bist zu früh gestorben! Hätte dieser Monarch ein doppeltes Menschenalter erreicht und Stewart unter seinem Schutze gewirkt, so würden die Sandwichinsulaner sich die Achtung aller übrigen Nationen erworben haben, statt daß sie jetzt Rückschritte in der Cultur machen und zur Scheinheiligkeit und Heuchelei gezwungen werden.

Bei einem Spaziergang, den ich mit einem hier etablirten amerikanischen Kaufmann machte, begegnete uns ein nackter Greis mit dem Buche in der Hand. Mein Begleiter war darüber erstaunt, da er ihn als einen entschiedenen Gegner der neuen Verordnungen kannte. Er gab daher dem Alten seine Verwunderung zu erkennen und fragte ihn, seit wann er denn auch sich entschlossen habe, das A-B-C zu studiren. Mit einem schallhaften Lächeln, in das sich doch eine bittere Empfindung zu mischen schien, erwiderte der Greis, nachdem er sich vorher umgesehen hatte, ob er von Andern gehört werden könne: „glaubt doch ja nicht, daß ich das Lesen lernen will. Ich habe das Buch bloß gekauft um hinein zu sehen, damit Rahumanna glauben soll, ich folge dem Beispiel der übrigen.“ „Thäte ich das nicht, so würde ich weiter keinen Zutritt zu ihr haben, und dann stände es schlimm mit mir armen alten gebrechlichen Manne. Wozu hilft auch das verwünschte B, a, ba? macht es unsere Jams und Tarrowurzeln besser wachsen? Im Gegentheil, die Landleute müssen ihre Felder liegen lassen, kaum die Hälfte derselben wird noch zur Noth bestellt. Was soll daraus werden? Hungersnoth wird eintreten und pala pala wird uns nicht satt machen.“ So löblich es ist, wenn der Staat für den Volksunterricht sorgt, so ist diese unvernünftige Übertreibung dabei gewiß sehr nachtheilig, und der Alte hatte in so fern ganz Recht.

Mit welcher Strenge Rahumanna ihre Ansichten in diesem Punkte verfolgt, davon hatten wir noch einen auffallenden Beweis. Ein siebenzigjähriger Greis lebte auf einem ihr gehörigen mehrere Stunden von Hanaruro entfernten Grundstücke als Pächter und hatte seine Abgaben immer prompt entrichtet, glaubte aber sich wegen seines hohen Alters und der weiten Entfernung vom Besuchen der Schule und der Kirche dispensiren zu können. Rahumanna jagte ihn deshalb von ihrem Lande fort. Nun erschien er bittend vor der Königin, suchte ihr Mitleid mit seiner Hülfbedürftigkeit zu erregen

und stellte ihr vor, daß er in seinem hohen Alter nicht mehr im Stande sey, das Lesen zu begreifen. Alles umsonst! Rahumanna rief ihm mit zorniger Gebehrde zu: „wenn du nicht willst lesen lernen, so gehe und erkaufe dich.“

Bis zu solchen Tyrannen hat Bingham die Königin gebracht, und er kömmt sich vielleicht schon als unbeschränkter Beherrscher aller Gemüther auf diesen Inseln vor. Aber er macht die Rechnung ohne den Wirth. Er spannt den Bogen zu stark, als daß er nicht brechen sollte, und ich prophezeihe ihm, daß sein Ansehen einst plötzlich schwinden wird. Schon giebt es viele Unzufriedene. Durch die Einberufung der Landleute nach Panaruro sind die Lebensmittel hier sehr im Preise gestiegen und werden immer mehr steigen, theils wegen der Anhäufung der Consumenten und theils auch deshalb, weil des vielen Studirens und Betens wegen nur wenig mehr gebaut werden kann. Dieser drückende Mangel kömmt noch zu der Geistesclaverei hinzu und reizt um so mehr an, die Fesseln zu zerbrechen. Mehrere Jeri's habe ich ihren Muthmaßungen äußern gehört, und die Landleute, welche Bingham's Religion für die Quelle aller ihrer Leiden halten, zündeten in einer Nacht die Kirche an, die aber bald und ohne großen Schaden erlitten zu haben gelöscht ward. Die Thäter wurden nicht entdeckt.

Karematu hat die Wassersucht im hohem Grade. Der Arzt des Lords Byron hat ihn abgezapft; aber wir fanden ihn in einem Zustande, daß wieder eine Abzapfung nöthig war, welche unsere Ärzte auch verrichteten, und nach der er sich weit besser befand. Indessen kann er nicht mehr lange leben, und sein Tod wird das Signal zum allgemeinen Aufstand sehn, den vorzüglich Bingham's Verfehrtheit herbei führt.

So angenehm unser erster Aufenthalt in Panaruro gewesen war, so unangenehm war dieser zweite. Selbst unsere besten Freunde, die gute Nomahanna nicht ausgenommen, hatten sich gänzlich verändert. Sie empfingen uns ernst, kalt und wortkarg. Wir freuten uns daher, als wir das nöthige Wasser und die frischen Lebensmittel eingenommen hatten, ein Land verlassen zu können, wo es einem verschrobenern Kopfe gelungen war, alle Lebensfreude zu verbannen. Am 19 September, als die ersten Sonnenstrahlen das romantische Gebirge von Wahu vergoldeten, spannten wir unsere Segel und sagten diesen Inseln Lebewohl, ihnen einen zweiten Tameamea nicht blos dem Namen, sondern dem Geiste und der That nach wünschend, dessen sie so sehr bedürfen.

Von den Sandwichinseln nahmen wir unsern Lauf nach Südwesten, und es war meine Absicht, durch bisher noch nicht befahrene Gegenden nach der Kabadakette zu segeln. Mehrere Schiffscapitaine hatten mir in Panaruro gesagt, daß unter $17^{\circ} 32'$ Breite und $163^{\circ} 52'$ Länge eine Insel liege. Am 23 September segelten wir über diesen Punkt weg. Es zeigten sich zwar solche Vögel, die sich nicht gar weit vom Lande zu entfernen pflegen, aber das Land selbst

konnten wir sogar von der Spitze des Mastes nicht entdecken, obgleich der Horizont rein war. So wenig kann man sich auf die Genauigkeit der Angaben von Rauffahrtseifahrern verlassen.

Den 5 October erreichten wir die nördlichste zur Kette Kabadak gehörige Inselgruppe Udirik. Bei dem schönsten Wetter hielten wir den ganzen Tag unter allen Segeln genau unsern Westcourrs und es befand sich immerfort eine Wache an der Spitze des Mastes. Während der Nacht leuchtete der Vollmond. Wir fuhren unter wenigern Segeln; aber gleich beim Anbruche des Tages, den 6., wurden alle Toppen wieder beigelegt und das Schiff flog schnell über die Bogen hin. Am Mittag rief die Wache von oben, daß gerade auf unserer Courrslinie Land zu sehn sey. Wir erreichten es bald und fanden eine Gruppe von niedrigen stark bewaldeten Koralleninseln, welche wie immer einen Kreis um ein Wasserbecken bildeten. Wenn man die Angaben des Capitains Wallis über die von ihm entdeckten Pescadoresinseln mit den unsrigen vergleicht, so wird man schwerlich glauben, daß es dieselbe Gruppe ist. In dessen habe ich ihr den Namen Pescadores gelassen, weil die Ortbestimmungen doch nahe übereinstimmen.

Als die Aufnahme vollendet war, richteten wir unsern Cours wieder nach Westen, und kaum waren wir eine halbe Stunde gesegelt, so rief die Wache vom Maste schon wieder, daß gerade vor uns Land zu sehn sey. Die Untersuchung desselben war für heute zu spät; daher wurde das Schiff sogleich unter wenig Segeln beigelegt, um während der Nacht den gefährlichen Korallenriffen nicht zu nahe zu kommen und am folgenden Morgen die Aufnahme beginnen zu können. Beim Anbruch des Tages sahen wir die Inseln, die wir für die Pescadores gelten ließen, in einer Entfernung von sechs Meilen in Osten liegen; dagegen waren uns die, welche wir später gesehen hatten, gänzlich verschwunden. Wir waren in der Nacht von ihnen abgetommen, aber ein frischer Passat brachte uns in einer Stunde wieder so weit, daß wir sie deutlich sehn konnten. Um acht Uhr am Morgen befanden wir uns nur noch drei Meilen weit von ihnen, wo wir denn die Aufnahme begannen, indem wir unsern Lauf mit dem Lande parallel nahmen. Es war wiederum eine Gruppe durch Riffe verbundener Koralleninseln um ein Bassin herum. Auch hier war eine üppige Vegetation und hohe Cocosbäume ragten stolz hervor; aber keine Spur von Menschen. Wir waren ihnen so nahe, daß wir alle Gegenstände am Lande mit bloßen Augen deutlich unterscheiden konnten, und hätten es daher gewiß bemerkt, wenn sie bewohnt wären, weshalb wir sie denn für unbewohnt erklären müssen.

Von einem frischen Winde begünstigt, waren wir bis zum Einbruch der Nacht an den Inseln hin nach Westen zu gesegelt, ohne das Ende dieser langen Gruppe zu erreichen. Nur mit vieler Mühe und durch mancherlei Manövers gelang es uns, während der Dunkelheit unsere Stelle zu behaupten, da wir uns wegen eines heftigen Windes, der sich erhob, nur unter geriffen Marssegeln halten konn-

ten, so daß unsere Lage zwischen den Rissen und in einem unbekanntem Gewässer bedenklich gewesen wäre, wenn wir uns nicht glücklicher Weise von den Inseln aus unter dem Winde befunden hätten und von ihnen einigermaßen geschützt worden wären. Um so größer war daher unsere Freude, als wir am Morgen, da das Wetter wieder schön ward, die Gegenstände, nach denen wir uns Abends vorher gerichtet hatten, wieder vor uns sahen und unsere Arbeit mit Bequemlichkeit fortsetzen konnten.

Am Morgen des 8 Novembers ließen wir die Anker vor der Stadt Manila fallen. Ich machte sogleich dem Generalgouverneur der Philippinen, Don Mariano Ricafort, meine Aufwartung. Er empfing mich freundlich und ertheilte mir auf mein Ersuchen sogleich die Erlaubniß, nach Cavite zu segeln, einem an der Bucht nur ein Paar Meilen von der Stadt liegenden Flecken, wo sich eine Admiralität befindet und Schiffe mit Bequemlichkeit Reparaturen vornehmen können, deren das unserige bedürftig war. Wir gingen daher schon am folgenden Tage dahin und begannen unsere Arbeiten.

Die Philippinen folgten dem Beispiele der amerikanischen Insurgenten nicht; denn eine unruhige Bewegung unter den hiesigen Indianern, die ein Paar Jahre vor unserer Ankunft vorgefallen war, galt nicht der Regierung, und eine bald darauf verübte Empörung gegen dieselbe fand wenig Anhänger. Zu der ersteren gaben ein Paar unschuldige Botaniker, welche die Insel durchstreichen um Kräuter zu sammeln, die Veranlassung. Es riß eine epidemische Krankheit unter den Indianern ein, an der viele starben, und plötzlich entstand das Gerücht, die fremden Pflanzensammler hätten die Brunnen vergiftet um die Indianer auszurotten, die nun, dadurch in Wuth gesetzt, in Schaaren herum zogen, mehrere Fremde ermordeten und selbst in der Stadt Manila die Häuser einiger schon längst hier angeseßelten Ausländer plünderten und zerstörten. Man glaubt, daß einige Spanier selbst die eigentlichen Unruhestifter gewesen sind und das Volk durch das von ihnen verbreitete Gerücht aufgewiegelt haben, um im Trüben zu fischen. Den damaligen Gouverneur Fulgeros beschuldigt man allgemein, daß er nicht kräftig genug gegen die Unordnung gewirkt habe.

Dieser geschickte und lebenswürdige Mann, aber vielleicht zu milde Gouverneur eines rohen Volks, ward ein Jahr darauf von einem Mexizianer, der als Officier bei einem hiesigen Regimente diente und einen Theil desselben zum Aufstande bewogen hatte, in der Nacht in seinem Bette ermordet. Die Empörer hatten sich auf dem Marktplatze versammelt, wurden aber bald durch ein anderes treu gebliebenes Regiment zerstreut, und in wenig Stunden war die Ruhe vollkommen hergestellt, die seitdem nicht wieder unterbrochen ist. An die Stelle des unglücklichen Fulgeros ward der jetzige Gouverneur Ricafort aus Spanien hergesandt.

Der König, gerührt von der Treue der Stadt Manila, zu einer

Zeit, wo die andern spanischen Colonien die schweren Fesseln des Mutterlandes abwarfen, schenkte ihr als Zeichen seines ganz besondern Wohlwollens sein Brustbild, welches der neue Gouverneur mitbrachte. Diesem Bilde ward hier eine Verehrung erwiesen, die den hohen Werth bezeugte, welchen man auf das königliche Geschenk setzte. Es ward fürs Erste in einem der Krone gehörigen Hause in der Vorstadt aufgestellt, von wo es in großer Ceremonie seinen Einzug in die Stadt halten und den ihm bestimmten Platz im Schlosse des Gouverneurs einnehmen sollte.

Der 6 December war zu dieser den Bewohnern Manila's wichtigen Feierlichkeit bestimmt, und drei Tage vorher empfing der gemalte König an jedem Abende in der Vorstadt große Cour. Das Haus war aufs Schönste beleuchtet; vor demselben stand ein Piquet gut gekleideter Soldaten, alle Thüren waren mit Schildwachen besetzt und die Zimmer voll Kammerdiener, Pagen und Dujour-Officiere von jedem Range, in höchster Galla. Man suchte ganz die Etikette des spanischen Hofes nachzuahmen. Wessen Rang es gestattete, dem Portrait des Königs vorgestellt zu werden, ward von einem dujourirenden Obersten in den Audienzsaal geführt, der mit den kostbarsten chinesischen Seidenzeugen prachtvoll ausgeschmückt war. Hier befand sich auf einer Erhöhung von einigen Stufen zwischen zwei goldverzierten Säulen das Bild hinter einem seidenen Vorhange. Der dujourirende Oberste vertrat die Stelle eines Kammerherrn, führte den Vorzustellenden vor das Bild und zog den Vorhang weg. Beim Erblicken des Königs im Hermelinmantel, mit der Krone auf dem Haupte, mußte der Vorgestellte eine tiefe Verbeugung machen, der König sah ihn stumm und freundlich an, der Vorhang ward wieder zugezogen und die Audienz hatte ein Ende.

Mit Tagesanbruch des 6 Decembers befand sich die ungeheure Menschenmasse, die aus allen Provinzen zu diesem Feste nach Manila geströmt war, schon in voller Bewegung. Einen großen Theil der niederen Volksklasse sah man in allerlei komischen Costümen, zum Theil sehr caricaturmäßig gekleidet; Raketen erfüllten die Luft und an manchen Orten wurden auf der Straße chinesische Feuerwerke abgebrannt, die am hellen Tage bloß Lärm und Rauch machten. Elegante Equipagen durchkreuzten in eiliger Geschäftigkeit die Gassen und konnten sich nur mit vieler Mühe durch die bunten Reihen der gepugten oder maskirten Fußgänger den Weg bahnen. Um 9 Uhr donnerte die Kanonade von der Festung, und um 12 Uhr begann die Prozession, bei der ein Gemisch von asiatischem und spanischem Geschmack obwaltete.

Ich befand mich in einem Hause, wo sie unter den Fenstern vorbeigehen mußte und ich sie weit hin übersehen konnte. Der Zug ward von Chinesen eröffnet. Zuerst kam ein Chor von 24 Musikanten, von denen ein Theil mit Stäben auf große runde kupferne Platten schlug, und dadurch eine Art dummer Glockentöne hervorbrachte, und der andere auf clarinettähnlichen Instrumenten gar widerlich piffte. Die Töne der Kupferplatten hallten viel zu sehr in einander, als daß der Takt gehörig zu bemerken gewesen wäre, um den sich diese Kapelle

überhaupt nicht sehr zu beklimmern schien. Den Musikanten folgte ein Zug Chinesen mit seidenen Fahnen, auf welchen ihre Götzen und Drachen von verschiedener Gestalt, mit Hieroglyphen umgeben, abgebildet waren. Hierauf wurde in einer Art von Sessel, der reich verziert und mit dem glänzendsten Lack überzogen war, eine junge Chinesin getragen, die eine Waage in der Hand hatte und, wie man mir sagte, die Gerechtigkeit vorstellen sollte, deren sich ihre Landsleute hier eben nicht sehr zu erfreuen haben. Einige Musikanten umgaben die Göttin und machten auf ihren Kupferplatten einen so gewaltigen Lärm, als wollten sie selbst jeden Klage-ton ersticken, der bis zu ihr reichen könnte. Auf die Gerechtigkeit folgte der Nest der Chinesen nach ihren verschiedenen Gewerben, deren Sinnbilder auf Fahnen prangten.

Nun kamen vier etwas betagte Bacchantinnen in nachlässiger Kleidung, über die Gebürh entblößt. Ihr langes schwarzes herum fliegendes Haar gab ihnen das Ansehen von Furien, und nur die Bekränzung mit Weinlaub und die Trinkschalen, die sie in den Händen hielten, ließen errathen, was sie vorstellen wollten. Nach dem Tambourin des Bacchus, der eben so wohl einem Harlekin gleich, gaben sie einen höchst unanständigen pantomimischen Tanz dem jauchzenden Pöbel zum Besten, und da die Prozession sich nur langsam bewegte, auch oft Halt machte, so gewannen sie hinlänglich Zeit, ihr schamloses Talent auf die etelhafteste Weise zu zeigen. Warum der Ehrenzug mit diesem Schandfleck besudelt wurde, war nicht wohl einzusehen. Doch, es gab des Unbegreiflichen viel dabei.

Jetzt folgte ein Trupp Indianer, verschiedenartig und sonderbar kostümir, Wilde vorstellend, mit Speißen und Schildern versehen, in fortwährendem Kampfe mit einander begriffen. Darauf marschirte ein Bataillon Infanterie, aus Knaben bestehend, mit hölzernen Flinten und papiernen Patrontaschen, und diesen folgte eine Escadron Husaren, gleichfalls Knaben, mit gezogenen hölzernen Säbeln und Pferden von Pappe, die, statt die Reiter zu tragen, von ihnen getragen wurden, indem sich an der Stelle des Sattels ein Loch befand, durch welches die Beine des Husaren gingen, so daß das Pferd der seinigen nicht bedurfte. Obgleich die Kasse sehr muthig waren, sich bäumten und hinten und vorn ausschlugen, blieb die Escadron doch in Reihe und Glied. Hierauf belustigte eine Gesellschaft zwei Faden langer als Stuger gekleideter Riesen, deren oberer Körper aus Pappe bestand, mit eben so großen und herausgeputzten Damen, nebst einigen sehr kleinen Zwergen, das Volk durch komisches Betragen und Tanz. Auf ihnen folgten allerlei Thiere, Löwen, Bären, Dachsen u. dgl., ebenfalls von riesenhafter Größe, so daß in jedem Beine derselben ein Mensch ging, wodurch sie denn gravitatisch fortschritten.

Sodann folgte mit ernstem hohen Anstande Don Quirote, von seinem treuen Sancho begleitet. Auf die Frage, was der ehrsame Ritter von der traurigen Gestalt hier wolle, meinte Jemand, er repräsentire die Bewohner Manilla's, welche so eben eine Windmühle für einen Riesen ansähen. Hinter ihm marschirte, gleichsam als ob er der Anführer wäre, einig's wirkliches Militair mit schöner Musik, worauf

zwei hundert junge Mädchen aus sämmtlichen Provinzen der Philippinen, in ihrer verschiedenen Landesracht reich und vortheilhaft gekleidet, folgten. Fünzig von diesen Grazien zogen den prächtigen mit rothem Sammet und vielem Golde verzierten Triumphwagen, auf welchem das Bild Fernando's prangte. Nicht zufrieden mit dem gemalten Mantel, hatte man ihm noch einen wirklichen von Purpursammet, mit Gold gestickt, umgehungen. Gegenüber, etwas zur Seite, saß auf einer Erdkugel eine hohe weiße Gestalt, die in der einen Hand ein aufgeschlagenes Buch und in der andern einen Stab hielt, mit dem sie auf das Bild zeigte. Sie stellte die Muse der Geschichte vor. Möchte sie einst auch auf das Original freundlich zeigen können! Hinter dem Triumphwagen ritt eine Abtheilung Dragoner, und den Beschluß des Zuges machten eine Menge Wagen, in denen die hiesigen angesehensten Personen saßen.

Mehrere thurmartige chinesische Ehrenpforten schmückten den Weg, den die Prozession durch die weitläufigen Vorstädte nach der Stadt nahm. Sie waren von Brettern aufgezimmert, nahmen unten die ganze Breite der Straße ein und waren — nach dem Geschmacke der Chinesen, die um den Spaniern zu schmeicheln bei dieser Gelegenheit keine Kosten gescheuet hatten — aufs prächtigste und bunteste decorirt.

Als das Bild in der Stadt ankam, ward es von dem Gouverneur und der ganzen Geistlichkeit von Manilla empfangen, und statt der jungen Mädchen zogen nun Bürger den Triumphwagen unter beständigem Rufen: Viva el Rey Fernando! Von allen Wällen wurden die Kanonen geläset, eine schöne militairische Musik ertönte und die Truppen, welche vom Thor an bis zur Hauptkirche in zwei Reihen aufgestellt waren, präsentirten das Gewehr, wobei sie in das Viva des Volkes einstimmten. Bei der Kirche ward Halt gemacht, das Bild hineingetragen, und nach dem Gottesdienste, in der der Bischof hielt, ward es wieder auf den Wagen gesetzt und in die Wohnung des Gouverneurs gebracht, wo es endlich zur Ruhe kam.

Drei Tage dauerte die Feierlichkeit noch fort. Vom Aufgang der Sonne an bis zum Untergang wurden Glocken geläutet und Kanonen geläset. Abends war die ganze Stadt und Vorstadt prächtig erleuchtet. Vor vielen Häusern waren Transparente, welche die ganze Fronte derselben einnahmen, so daß man von der Straße aus die Häuser gar nicht sah. Indessen übertraf die Beleuchtung der chinesischen Triumphpforten in der Vorstadt alle übrige. Die Drachen, mit denen sie verziert waren, spien Feuer, überall drehten sich viel farbige Flammen bunt durch einander und große Leuchtkugeln stiegen wie Vollmonde langsam in die Höhe, bis sie sich unter den Sternen verloren. Jedes dieser Gebäude hatte drei Etagen, mit Gallerien umgeben, auf denen Chinesen allerlei Poffen trieben, um das Volk zu belustigen. Da sah man Taschenpieler, Seiltänzer, Luftspringer, Schattenspiel und sogar dramatische Vorstellungen, weshalb denn das Volk in Menge herbeiströmte und durch lauten Jubel seine Zufriedenheit kund that. Ich sah auf einer solchen Gallerie ein Trauerspiel geben. Ein wohlgenährter Man-

darin ward auf Befehl des Monarchen erdröset und diese Operation unter vielen Pöffen vorgenommen. Das Volk ging Abends maskirt in den Straßen herum, ließ Raketen steigen und brannte chinesisches Feuerwerk ab. Auf mehreren Plätzen in der Stadt waren Gerüste erbaut, wo es ebenfalls allerlei zur Belustigung des Pöbels zu sehen gab. Von allen Orten her ertönte Musik. Auch wurden öffentliche Bälle mit freier Bewirthung gegeben.

Begünstigt von einem frischen Nordostmanjun, durchschnitten wir schon am 21 Januar den Aequator in der Länge von 253° 38', und erreichten am 25. zwischen den Inseln Sumatra und Java den Ocean, nachdem wir das chinesische Meer von seiner nördlichen Grenze bis zur südlichen glücklich durchschiffet hatten. Nun richteten wir unsern Lauf nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung, von dem auch wir einige Erholung hofften.

Als wir in der Länge von 256° die südliche Breite von 12° erreichten, verwandelte sich, gegen alle Regel in dieser Jahreszeit, der östliche Wind in einen westlichen und ward zu einem starken Sturm. Der ganze Himmel war mit schwarzen Wolken bedeckt, aus denen der Regen gleich Wolkenbrüchen herabfiel. Um Mitternacht, da der Sturm noch heftig wüthete, sahen wir, bei der uns umgebenden vollkommenen Dunkelheit, die Erscheinung, welche unter dem Namen Castor und Pollux bekannt ist und ihren Grund in der Electricität der Luft hat. Es waren zwei leuchtende Kugeln, von der Größe, wie die Venus uns erscheint, und von eben so hellem Lichte. Sie zeigten sich zwei Mal kurz auf einander an der nämlichen Stelle, einige Zoll unter der äußersten Spitze unserer längsten Segelstange, und waren nur einen halben Fuß von einander entfernt. Ihre Erscheinung dauerte jedesmal mehrere Minuten und machte auf die Mannschaft, die sie nicht zu erklären wußte, einen tiefen Eindruck. Ich muß gestehen, daß sie selbst für mich, in der vollkommenen Finsterniß, bei dem heulenden Sturm und dem Toben der Wellen, etwas Schauerliches hatte.

Am 29 März ließen wir bei St. Helena, vor dem Städtchen St. James, die Anker fallen. Die ganze Besatzung war gesund und munter, aber unsere Heiterkeit ward bald getrübt durch die Nachricht von dem Tode des Kaisers Alexander, die wir hier erhielten.

Dem würdigen Gouverneur von St. Helena, Herrn Brigadier Alexander Walker, muß ich hier nochmals meinen verbindlichsten Dank sagen für seine ausgezeichnete freundliche Aufnahme und die fortwährende Bemühung, mir und meinen sämtlichen Reisegefährten den Aufenthalt auf dieser Insel angenehm zu machen. Er gab Dinners und Bälle zu unserer Unterhaltung und war immer bereit, jeden unserer Wünsche zu erfüllen. Daher erhielten wir auch die sonst schwer zu erlangende Erlaubniß, das so berühmt gewordene Longwood zu besuchen, wo Napoleon seine glänzende Laufbahn in freudenloser oder Einsamkeit beschloß.

An einem schönen Morgen traten wir unsere Reise dahin zu Pfer-

de an. Nachdem wir mit einiger Anstrengung die höchste Region der Insel erreicht hatten, wo sich die tropische Hitze der niederen Gegend zu unserer Erquickung in eine mäßige Temperatur verwandelte und wir eine weite Aussicht hatten, zeigte sich uns das Land ganz anders, als es dem ankommenden Seefahrer erscheint. Dieser sieht nur hohe schwarze zackige öde Felsen, senkrecht aus dem Meer steigend, überall von der fürchterlichsten Brandung bespült, so daß nirgends eine Landung ohne die größte Gefahr möglich ist, als auf dem einzigen Punkte bei St. James. Vergebens späht sein Blick nach einem grünen Plätzchen. Hier scheint gar keine Vegetation zu seyn und die Natur selbst St. Helena zum schauerlichen Gefängniß für Staatsverbrecher bestimmt zu haben. Ganz anders erscheint diese Insel hingegen, wenn man sie von oben herab erblickt. Da bilden freundliche malerische Landschaften den auffallendsten Contrast mit der starren Außenseite, wie ein reiches Gemüth, das durch smerzliche Erfahrungen dahin gebracht ist, sich mit zurückstoßender Kälte zu umgeben.

Doch gilt das nicht von dem ganzen oberen Theil der Insel, sondern nur von dem westlichen, der dem Einfluß des Passatwindes nicht ausgesetzt ist. Die Ostseite, wo Napoleon wohnte, ist so starr und todt, wie die äußere Felsenwand. Der immerwährend auf diese Gegend scharf wehende Passatwind treibt unaufhörlich Nebel und Wolken vor sich her, die an den Gipfeln der Berge hängen bleiben, sich in Plazregen ergießen, der öfters Überschwemmungen hervorbringt, und während des größten Theils des Jahres die Luft feucht und ungesund machen. Daher ist der Boden hier gänzlich unfähig zur Cultur, und eine Gattung Gummibäume, die einzigen welche man in der Nachbarschaft von Longwood erblickt, beweisen durch ihren krüppelhaften Wuchs, der kaum einen Faden beträgt, und durch ihre Neigung in einem scharfen Winkel, nach der Richtung des Passatwindes, wie störend dieser hier auf allen Organismus wirkt.

Je näher wir den Grenzen des Bezirkes kamen, in welchem es dem berühmten Gefangenen erlaubt war, sich zu bewegen, je mehr verschwand die Anmuth der Gegend und je rauher ward das Klima, bis wir uns, ungefähr eine deutsche Meile von der Stadt, auf dem beschriebenen unfruchtbaren Boden befanden. Hier führt ein schmaler Steg den Abhang hinunter in ein kleines, von Hügelu umringtes, kesselförmiges Thal, das, von dem Winde geschützt, mit seiner hübschen Vegetation einen recht freundlichen Anblick gewährt. „Dort ruhen die Überreste Napoleons“, sagte unser Begleiter, den der Gouverneur uns mit gegeben hatte. Wir stiegen ab und traten den Weg zum Grabe zu Fuß an. Ein alter Invalide, dessen einsame Hütte in der Nähe desselben steht und der es bewacht, kam uns entgegen und führte uns zu dem von einem niedrigen eisernen Gitter umgebenen schmucklosen flachen Leichenstein, den fünf Trauerweiden beschatten, wahrscheinlich von den letzten Anhängern des Unglücklichen gepflanzt. Es ist ein ergreifendes Gefühl, mit dem man an dieses prunklose Grab tritt. Dieser einfache Stein deckt die Hülle dessen, der einst ganz Europa erschütterte und der sein an Thaten überreiches Leben, fern von seinem Vaterlande, auf

einem einsamen Felsen mitten im Ocean, als Gefangener beschloß. Keine Inschrift bezeichnet diesen Reichenstein, jeder kann sich eine nach seinem Urtheil denken. Erst die Nachwelt wird ihm, der so mächtig in das Schicksal von Nationen griff, eine gerechte Grabchrift setzen; wir stehen ihm noch zu nahe. Vielleicht fehlte ihm nichts, um der größte Mann seiner Zeit zu seyn, als — Redlichkeit.

Der Invalide füllte aus einer nahen Quelle eine ganz gemeine irdene Kanne mit schönem klarem Wasser und reichte sie uns mit der Bemerkung, daß Napoleon bei seinen Spaziergängen hierher sich mit diesem kalten Wasser aus dem nämlichen Geschirr zu erquickern pflegte. Dieses kleine Thal war der einzige Fleck, wo er gesunde Luft einathmen und sich der Natur erfreuen konnte. Daher besuchte er es oft und äußerte mehrmals, daß er einst hier begraben seyn möchte. So wenig Rücksicht auch sonst auf seine Wünsche genommen ward, so hat man diesen wenigstens erfüllt.

Als wir das kleine niedliche gartenmäßige Thal im Rücken hatten, nahm das Land wieder seinen unfruchtbaren wilden Charakter an, und nachdem wir ungefähr eine teutsche Meile in dieser unwirthbaren Gegend, wo keine Blume blüht und kein Vogel singt, zurück gelegt hatten, erblickten wir auf einem der höchsten Hügel eine ganz kahle kleine Ebene, in deren Mitte ein Häuschen stand, in dichten Nebel gehüllt, so daß es kaum zu bemerken war. Unser Begleiter sagte, das sey Longwood und das Haus die ehemalige Wohnung Napoleons. Wir hatten es bald erreicht und glaubten es noch so zu finden, wie es bei dem Tode des Bewohners gewesen war. Wie interessant wäre es für jeden Besuchenden gewesen, wenn man dort nichts verändert, nichts weggeräumt hätte. Die englischen Beamten haben das nicht berücksichtigt. Das ärmliche Haus ist in zwei Theile von einander getrennt. Der kleinere Theil, Napoleons Schlafzimmer, ist ein Pferdestall, und der größere ein Magazin zur Aufbewahrung von Schaafsellen, Fett und andern Producten der Insel geworden.

Napoleon hatte, wie man uns schon in der Stadt erzählte, neben seiner Wohnung ein kleines Gärtchen angelegt, in welchem er selbst arbeitete, wobei auch die Generalin Bertrand oft behülflich war. Nach vielen vergeblichen Anstrengungen und mancherlei Versuchen gelang es endlich, einige Blumen zu ziehen und sogar junge Eichenbäume zu pflanzen, die fortkamen. Einen von diesen Bäumen hatte Napoleon mit eigener Hand gepflanzt, und einen andern Madame Bertrand. Da von dem Garten nichts mehr zu entdecken war, so fragte ich unsern Begleiter, wo er gelegen habe, und mit sarcastischem Lächeln zeigte dieser auf einen wüsten von Schweinen durchwühlten Platz, indem er sagte: „Hier hat Napoleon eben so glücklich Blumen gezogen, als er einst Reiche stiftete; sie sind aber auch eben so schnell wieder verschwunden.“ An einem verfallenen Zaune stehen noch einige Eichen. Niemand weiß indessen mehr anzugeben, welche von Napoleon selbst gepflanzt ist.

Am 7 April segelten wir von St. Helena ab und durchschnitt schon am 16. den Aequator in der Länge von 22° 37'. Hier, in der Region der Windstillen, ward uns die feuchte Hitze äußerst lästig. Meiner Vorsichtsmaaßregeln ungeachtet brach das Nervenfieber unter der Mannschaft aus und ließ uns, nach allen bisher glücklich überstandenen Gefahren, den traurigsten Ausgang unserer Reise fürchten.

Wahrscheinlich hatte Ansteckung uns dieses Übel zugezogen. Die nach Europa heimkehrenden Schiffe der englisch-ostindischen Compagnie, welche fast alle bei St. Helena anlegen, haben nur eine schnelle Überfahrt und den daraus entspringenden Gewinn im Auge. Wenige unter ihnen haben, wie ich mich zu überzeugen Gelegenheit gehabt habe, gehörige Aufmerksamkeit auf die Nahrung und die Keilichkeit der Besatzung, wodurch nicht selten ansteckende Krankheiten entstehen. Auch während unseres Aufenthalts in St. Helena lagen mehrere Schiffe, die aus Ostindien kamen, auf der dortigen Rheede mit Kranken am Bord. Zwar soll, nach der bestehenden Verordnung, kein Schiff bei St. Helena vor Anker gehen, ehe ein Arzt den Gesundheitszustand der Equipage untersucht hat; aber die Capitaine wissen ihre Kranken zu verbergen, oder wenigstens über die Art der Krankheit zu täuschen, und so können selbst die, welche noch gesund sind, den Krankheitsstoff doch mittheilen.

Unsere halbe Equipage lag darnieder, und zum großen Unglück befand sich auch unser geschickter und thätiger Arzt selbst unter den Kranken. Da erhob sich ein Wind, der uns schnell in eine kühlere und trocknere Region brachte, wodurch unsere Patienten bald genesen. Wir entgingen auch dieser Gefahr mit Verlust eines einzigen Matrosen.

Den 12 Mai, als wir die azorischen Inseln umschifften, war die ganze Mannschaft wieder im besten Wohlseyn. Den 3 Juni erreichten wir Portsmouth, wo wir einige Tage verweilten. Den 29. berührten wir Kopenhagen, und ließen am 10 Juli auf der Rheede von Kronstadt jubelnd unsere Anker fallen, nachdem wir vor drei Jahren weniger drei Tage heraussegelt waren.

Wenn meine Leser einigen Antheil an mir nehmen, so wird es ihnen nicht gleichgültig seyn zu erfahren, daß mein allergnädigster Kaiser und Herr mir durch Gnadenbezeugungen seine Zufriedenheit zu erkennen gegeben hat, und daß ich meine Frau und meine Kinder nach der langen Trennung gesund und wohl antraf.

2. Bruchstücke. Erste Sammlung.

1. Die Babylonier trugen ein leinenes Untergewand und aber dasselbe einen wollenen Rod und einen kleinen Mantel. Ihre langen Haare hielten sie durch Binden zusammen und salbten den gan-

zen Körper. Jeder besaß einen Siegelring und einen künstlichen Stab, dessen Knopf einen Apfel, eine Rose, einen Adler, u. s. w. darstellte. Sie hatten keine Ärzte, sondern brachten die Kranken auf den öffentlichen Markt und alle Vorübergehenden, welche vielleicht schon Ähnliches gelitten hatten, erteilten guten Rath. Sie legten die Todten in Wachs und betrauernten sie, wie die Aegypter. Ihre Webereien in Leinen und Wolle zeichneten sich aus, und nicht minder die Purpurfärbereien. Man handelte zur See über den persischen Meerbusen nach Arabien und Indien, zu Lande nach dem vordern Asien und, über Persien, nach der kleinen Bucharei, vielleicht bis Sina.

Strabo erwähnt dreier Gerichtshöfe oder Behörden; eine bestrafte die Diebstähle, die zweite alle übrigen Verbrechen, die dritte hatte die Aufsicht über die Jungfrauen und die Heirathen. Wenigstens war die Art merkwürdig, wie man die Jungfrauen nach Herobots Erzählung verheirathete. In jedem Orte kamen diese jährlich einmal zusammen und die Männer stellten sich rings umher. Ist hot ein Ausrufer zuerst die Schönste, dann nach der Reihe die minder Schönen aus, und schlug sie denen zu, welche das Meiste boten. Kam man endlich an die Häßlichen, auf welche Niemand bot, so fragte der Ausrufer, wer das wenigste Geld als Lockmittel der Braut zugelegt haben wollte, und mit den für die schönen Mädchen eingegangenen Summen wurden die Häßlichen untergebracht und ausgeheuert.

Fast noch weniger als von den Babyloniern wissen wir von den Medern. Sie waren ursprünglich kriegerisch und gute Reiter; sie bedienten sich vergifteter Pfeile. Ihre Kleidung bestand in Beinkleidern, Westen mit langen Ärmeln und spitzen Hüfen. Es galt unter ihnen für unanständig Leichname zu begraben, für geizig diese den Hund den Preis zu geben. Beim Abschließen eines Bündnisses band man die beiden Daumen der rechten Hände zusammen, machte in die Spitzen derselben einen Einschnitt, und jeder Theilnehmende saugte nun das Blut aus; dies galt für die höchste Bekräftigung. Im Anfange lebten die Meder höchst einfach, lernten aber dann allmählig von den besiegten Völkern mannigfaltigere Genüsse kennen, wodurch sie, nicht minder als jene, verweichlichten und erschlafften. Daher ward es möglich, daß Cyrus den Sohn des Kyaxares, den Astages, besiegte und das medische Reich zerstörte.

2. Dieberei. Auf einer Insel von Mogenug wurden die Bäume regelmäßig ihrer besten Früchte beraubt, ohne daß die Menschen, die aufmerksam einander bewachten, eine lange Zeit hindurch den Thäter zu entdecken vermochten. Sie wurden endlich inne, daß ein anscheinlich frommer Knabe allnächtlich aufstand und den Diebstahl verübte. Sie züchtigten ihn und gaben auf ihn acht. Er aber belog ihre Wachsamkeit und ließ von seiner Sitte nicht ab. Sie sperrten ihn während der Nacht ein, sie banden ihm die Hände auf den Rücken, aber der schlaue Dieb verstand alle ihre Vorsicht zu vereiteln, und es geschah nach wie vor. Sie brachten ihn auf eine entlegene unbewohnte Insel der Gruppe, die karglich zu der Nahrung eines Menschen genügen konnte. Sie ließen ihn da allein.

Sie bemerkten aber bald, daß solches nichts gefruchtet, und ihre Bäume wurden nach wie vor beraubt. Etliche fuhren nach der wüsten Insel hinüber und fanden den jungen Menschen in großem Überflusse von den Früchten ihres Eigenthums schmausend. Ein Baumstamm diente ihm zu einem Boot und er fuhr allnächtlich auf seine Ernte aus. Sie zerstörten dieses Fahrzeug und überließen ihn, unschädlich gemacht, seiner Einsamkeit. Sie hatten nun Ruhe. Sie wollten nach einiger Zeit wissen, wie es ihm ginge, und etliche fuhren wiederum nach der Insel. Sie sahen und hörten nichts von ihm. Nachdem sie vergeblich im Walde nach ihm gerufen und gesucht, kehrten sie nach dem Strande zurück und fanden nun ihr Boot nicht mehr. Der schlaue Dieb war damit in die See gegangen. Er segelte nach Sorol über.

Er ließ auf dieser Gruppe von seiner Lüge nicht ab, sondern sann auf größere Unternehmungen. Er vermochte den Häuptling von Sorol zu einem Anschläge gegen Mogenug. Er sollte bei einem nächtlichen Überfall die Häuptlinge tödten und sich der Obergewalt annähern. Die Verschworenen kamen bei Tage in Ansicht von Mogenug. Sie ließen die Segel nieder, die Nacht auf hoher See zu erwarten. Das Boot war dennoch bemerkt worden, und sie wurden, so wie sie landeten, umringt. Der Aufwiegler ward getödtet. Die von Sorol zogen frei nach ihrer Insel zurück.

3. Die enge Verbindung, welche der Handel zwischen England und Gothenburg knüpft, spricht sich hier sehr deutlich aus in der Tracht und vielen Artikeln des Luxus, in Sitten und in der Geläufigkeit, womit die Gebildeteren beiderlei Geschlechts das Englische reden. Nur Englische Moden werden gebuldet, nur auf Englische Modellen legt man Werth, und sucht das schlanke gerade Wesen der Engländer im Umgange nachzuahmen, ob man gleich die Fesseln der Schwedischen strengen Etikette ganz abzuwerfen nicht im Stande ist. Auch die Art der Speisen und die Ordnung, in der man sie zu sich nimmt, verlängern nicht den Schwedischen Brauch. Das, von einem Glase Brantwein begleitete, in Butterbrod, Käse und auch wohl gefalzeneu Fisch oder Pavier bestehende, auf einem Nebentische servirte Voressen und dann die vielen Gerichte, unter denen aber die Reihe erst spät an die Suppe kömmt, sind in Gothenburg wie überall in Schweden gebräuchlich.

Schweden im Allgemeinen kann, so lange die innern Verhältnisse des Reichs so bleiben, wie sie jetzt sind, so lange dies seine Metalle und sein Holz ausführen muß, um Korn und Salz dagegen einzuführen, nur bei einem freundschaftlichen Verhältnisse mit England blühen. Ganz besonders aber ist Gothenburgs blühende Lage von diesem Verhältnisse abhängig, denn für keinen Ort in Schweden ist der Englische Handel so sehr Hauptquelle des Erwerbs, wie gerade dort. Gothenburgs Lage begünstigt diesen Verkehr ungemein. Die Göthaelbe fährt ihren Magazinen das Eisen und das Holz aus dem Metall- und Wälderreichen Wermeland zu, und ein sicherer Hafen nimmt dagegen die mit Korn und Salz beladenen Schiffe auf. Auch könnte Gothenburgs Lage nicht günstiger sehn für den Peerings- und Thranhandel, der bekanntlich für Schweden von großer Wichtigkeit ist.

4. Friedrich der Große schritt einstmals rasch an der Fronte eines zur Speciel-Besichtigung aufgestellten Infanterie-Regiments entlang, und blieb dann plötzlich vor einem älteren Offizier stehen, von welchem er gehört hatte, wie derselbe, nächst gewissenhafter Erfüllung seiner Dienstpflichten, sich noch mit Verschaffen beschäftige, eine damals durchaus seltene Erscheinung.

„Er ist ein Dichter?“ frug barsch der König. — „Ja, Euer Majestät!“ — „Nun, so dichte er einmal!“ — Der königliche Befehl ward augenblicklich also befolgt:

„Gott sprach in seinem Zorn

Zum armen Fülleborn:

Du sollst auf dieser Erden

Nichts mehr als Lieutenant werden!“

Diese treffende Replik gefiel dem Könige; um sich jedoch zu überzeugen, daß weder schlaue Berechnung, noch die Erwartung einer solchen Frage des Lieutenants Worte zum Reime gebildet hatten, entgegnete der Monarch sehr schnell: „Er ist Hauptmann, doch dichte Er weiter!“ — Auch diesmal folgte ohne Säumniß Fülleborns Antwort:

„Gottes Zorn hat sich gewandt,

Zum Hauptmann bin ich ernannt;

Doch hätt' ich Equipage,

So hätt' ich mehr Courage.“

„Die soll er auch haben, aber nun höre er auf zu dichten.“

— So schloß der König diese kurze Unterredung.

5. Als die Franzosen Neapel eroberten, wurde von ihnen die Statue des heiligen Januarius, der Schutzgott des Volkes, in das Meer gestürzt. Mätrat ließ sie später wieder herausfischen, aber die Nase fehlte. Darüber war das Volk trostlos. Der Erzbischof war einverstanden mit König Mätrat. Als nun der heilige Januarius ohne Nase auf dem Markte aufgestellt war, stürzten Fischer herbei und berichteten mit unbeschreiblichem Entzücken, sie hätten so eben die Nase auf dem Boden des Meeres wiedergefunden. Sie wird dem heiligen Januarius anprobirt, und sie paßt vollkommen und bleibt sitzen. Der Erzbischof schreit: „Mirakel!“ und das Volk: „es lebe Joachim!“ Dabei erinnerte ich mich in Flagoletta gelesen zu haben, daß, als die Franzosen nach Neapel kamen, das Blut des heiligen Januarius zur gehörigen Zeit nicht fließen wollte. Das entsetzte Volk in der Kirche drohte aufrührerisch zu werden. Da nahte sich ein französischer Offizier unter Lächeln und Bücklingen dem fungirenden Erzbischofe, zeigte ihm eine kleine Pistole in seinem Rockärmel und sagte ihm freundlich: „heiliger Bischof! haben Sie die Gefälligkeit, das Blut fließen zu machen, sonst jage ich Ihnen eine Kugel durch den Kopf.“ Der Bischof verstand den Wink, und das Blut floß auf's Schönste.

6. Die Vegetation der Lüneburger Heide ist äußerst arm an Arten. Diese Armuth wird aber durch die ungeheure Anzahl der Individuen von einigen dieser Arten ersetzt, wozin u. A. das gemeine Heidekraut und die Heidelbeere gehören. Und diese beiden, an sich so

unbedeutend scheinenden, Pflanzen sind es gerade, die durch ihre Individuen-Menge den Bewohnern der Lüneburger Heide zwei bedeutende Erwerbsquellen darbieten. Die Blüthe des Heidekrautes ist die Lieblingsblume der Honigbiene, deren jährliches Produkt für die Heide einen Werth von ein Paar mal' hundert tausend Thaler hat, und von den Heidelbeeren sollen jährlich im Durchschnitt für etwa 20,000 Thaler aus dem Lüneburg'schen nach Hamburg zum Färben der Weine ausgeführt werden.

7. Reise mit dem Kurik. Bis zum 10ten Januar ist nichts vorgefallen, was bemerkt zu werden verdiente. Wind und Wetter waren uns günstig und wir freuten uns der schnellen Fahrt, bis das Cap Horn seine Nähe durch heftige Stürme ankündigte, denen wir sechs Tage lang ausgesetzt blieben; besonders furchtbar wüthete der heutige, der die Wellen hoch thürmte und unser kleines Schiff schrecklich hin und her schleuderte.

Eine von diesen Wellen, die von hinten hereinerschlug, brachte uns großen Schaden und mich beinahe um mein Leben; ich lag nämlich gerade auf einem Hühnerkasten und ließ den Sturm um mich wüthen, ohne Gefahr zu ahnen, als mich diese Welle mit meinem Lager ergriff und über Bord schleuderte. Gewiß wäre ich ohne Rettung verloren gewesen, wenn nicht ein Haufen Stricke, deren Ende am Schiff befestigt war, mit mir hinunter gefallen und mich wie in einem Neze gefangen gehalten hätte. Ich hatte meine Bestimmung verloren und erhielt sie nur in dem entscheidenden Augenblicke wieder, als mein Neze aus einander zu gehen drohte und ich noch eben Zeit genug hatte, mich wieder auf das Verdeck zu schwingen. Der Hühnerkasten, mit vierzig Hühnern, auf welchem ich gelegen, schwamm mit meinem Kopfkissen neben dem Schiffe in der See. Ich dankte Gott für meine Rettung und ertrug gern den Verlust der Hühnerbraten, auf die wir uns allerdings wohl gestreut hatten und die wir nun ganz entbehren mußten, da die Hühner in den beiden andern Kästen ebenfalls durch den Druck der Welle umgekommen waren.

Erst nachdem ich mich von meinem Schreck erholt hatte, bemerkte ich alle die Verwüstungen, die diese unglückliche Welle angerichtet; das ganze Geländer, neben welchem ich gelegen, war zerschmettert, selbst die starken Glieder der Brüstung zerbrochen, und die Kanone auf die andere Seite geworfen — zum Glück fand sie keinen Menschen im Wege, dem sie bestimmt den Tod gebracht hätte. Mit schwerem Herzen sah ich nun auch, daß das Gehäuse meiner Kajüte abgerissen und ein Theil der Welle hineingestürzt war; ich zitterte vor dem Verlust meiner Instrumente und Bücher, der unersetzlich gewesen wäre. Ehe ich mich hinunter wagte, ließ ich die Öffnung mit Brettern verschlagen, um die Kajüte vor einer zweiten Welle zu schützen. Das Steuer fanden wir für den Augenblick unbrauchbar, doch glücklicherweise einer Ausbesserung fähig; einige Matrosen hatten leichte Contusionen davon getragen, besonders der am Steuer. Nun stieg ich in die Kajüte hinab, um meinen Ver-

lust zu übersehen, und fand zu meiner Freude, daß das Wasser nicht bis zu den Instrumenten, die sich auf einem erhöhten Platze befanden, gedrungen war; es hätte seinen Lauf in den Raum hinein genommen und dort große Verheerungen angerichtet. Ein beträchtlicher Vorrath unsers besten Zwiebacks wurde, nachdem der Sturm etwas nachgelassen, ganz aufgelöst herausgeholt — und das war ein sehr bedeutender Verlust für uns, da wir ihn nicht wieder ersetzen konnten. Auch in die Pulverkammer war das Wasser gedrungen, und hatte einen großen Theil davon verdorben.

*

Den 11ten und 12ten April stürmte es heftig mit Schnee und Hagel; in der Nacht des 12ten und 13ten brach ein Orcan aus; die ohnehin hochlaufenden Wellen stürzten sich in ungeheuern Massen, wie ich sie noch nie gesehen; der Kurir litt unglaublich. Gleich nach Mitternacht nahm die Wuth des Orcans in einem solchen Grade zu, daß er die Spizen der Wellen vom Meere trennte und sie in Gestalt eines dicken Regens über die Fläche des Meeres herjagte. Wer ein solches Schauspiel nicht gesehen, kann sich keinen deutlichen Begriff davon machen; es ist, als ob eine furchtbare Revolution in diesem Augenblick den ganzen Erdball vernichten wolle.

Eben hatte ich den Lieut. Schischmareff abgelöst; außer mir waren noch vier Matrosen auf dem Verdeck, wovon zwei das Steuer hielten; das übrige Commando hatte ich der Sicherheit wegen in den Raum geschickt. Um vier Uhr Morgens staunte ich eben die Höhe einer brausenden Welle an, als sie plötzlich die Richtung auf den Kurir nahm und mich in demselben Augenblick besinnungslos niederwarf. Der heftige Schmerz, den ich beim Erwachen fühlte, ward übertäubt durch den traurigen Anblick meines Schiffs, das dem Untergange nahe war; denn kein Winkel desselben war der Wuth jener gräßlichen Welle entgangen.

Zuerst fiel mir der zerbrochene Vordermast (Bugspriet) in die Augen, und man denke sich die Gewalt des Wassers, welche mit Einem Stoß einen Balken von zwei Fuß im Durchschnitt zersplitterte; dieser Verlust war um so wichtiger, da die beiden übrigen Masten dem heftigen Hin- und Herschleudern des Schiffs nicht lange widerstehen konnten, und dann keine Rettung denkbar war. Dem einen meiner Matrosen hatte die Riesenwelle ein Bein zerschmettert; ein Unterofficier ward in die See geschleudert, rettete sich aber, indem er mit vieler Geistesgegenwart ein Tau umklammerte, das neben dem Schiff herschleppte; das Steuerrad war zerbrochen, die beiden Matrosen, welche es hielten, waren sehr beschädigt, und ich selbst war mit der Brust gegen eine Ecke geschleudert, litt sehr heftige Schmerzen, und mußte einige Tage das Bett hüten. Bei diesem furchtbaren Sturm hatte ich Gelegenheit, den unerschrockenen Muth unsrer Matrosen zu bewundern; aber keine menschliche Kraft konnte Rettung herbeiführen, wenn nicht zum Glück der Seefahrer die Orcane nie lange anhielten.

*

Den 8ten Februar 1818 durchschnitten wir um sechs Uhr Morgens den Aequator. Rechts von uns ward tief am Horizont ein Schiff unter Segel gesehen, das ich, als es näher kam, seiner Segel und Bauart nach für ein den Malayen gehöriges Raubschiff hielt. Ich bemerkte bald, daß das feindliche Fahrzeug besser segelte als das unsrige, sich aber, indem es uns den Cours abzuschneiden suchte, immer in einer gewissen Entfernung hielt, wahrscheinlich um keinen Verdacht zu erregen und uns erst in der Dunkelheit der Nacht zu überfallen. Mir war bekannt, daß die Bewohner von Banca und Sumatra auf großen Böten, welche 300 Mann fassen, in dieser Gegend herumschwärmen und nicht selten Rauffarthenschiffe entern, die sie dann ausplündern und die Mannschaft ermorden. Einigen unserer Herren schien meine Besorgniß zu weit getrieben, ich ließ mich aber nicht irren, sondern setzte sogleich das Schiff in Vertheidigungszustand; die Kanonen wurden doppelt mit Kartätschen und Kugeln geladen, die Funten brannten und die ganze Mannschaft stand auf der Schanze mit Säbel und Schießgewehr bewaffnet, um sich bis auf den letzten Blutstropfen zu vertheidigen.

Als es dunkel ward, mußten zwei Matrosen sich auf den Bugspriet setzen, und mit dem Schläge acht riefen sie: „Feuer“. Es war gerade in der Gegend, wohin unser Cours uns führte, gesehen, schien nicht weit zu sehn, verschwand aber gleich, und ich ließ jetzt einige Segel einnehmen, um auf den Fall eines Angriffs das Schiff leichter regieren zu können. Wir segelten langsam weiter und es herrschte eine Todtenstille, die plötzlich durch den Ruf: „Feuer! Feuer! ein Fahrzeug ist uns ganz nah!“ schauerlich unterbrochen ward. Ich hatte jetzt das Feuer, welches gleich wieder verschwand, selbst gesehen; das Fahrzeug war ungeachtet der Dunkelheit deutlich zu unterscheiden, und hätten wir noch zwei Minuten unsern Cours beibehalten, so wäre der Kurir geentert, was vermuthlich die Absicht der Räuber war. Fest entschlossen, zu fliehen oder zu sterben, ließ ich auf der Stelle die rechte Seite des Schiffs gegen den Feind wenden, der höchstens zwanzig Faden von uns entfernt war, und sogleich die Kanonen abfeuern; auf einer so kleinen Entfernung mußten natürlich Kugeln und Kartätschen treffen, was den Räubern gewiß sehr unerwartet kam und ihnen viel Schaden zufügte, denn kaum waren unsere Kanonen gelöst, so schlugen sie einen andern Cours ein, und man hörte noch einige Zeit verschiedene Stimmen durch einander schreien.

So waren wir einer Gefahr entgangen, die bei geringerer Vorsicht uns das Leben hätte kosten können; und auch diese hätte uns vielleicht nicht gerettet, wenn die Räuber nicht so unvorsichtig gewesen wären, uns das Feuer sehen zu lassen.

8. Aegypten. So wie der Himmel, sagt Herodot, welcher das Land bedeckt, und der Fluß, welcher es durchströmt, sich durch ihre besondere Beschaffenheit auszeichnen, eben so unterscheiden sich die Aegypter in vielen Dingen durch ihre Sitten und Gebräuche von den übrigen Menschen. So treiben z. B. die Weiber oft Hand-

lung und Wirthschaft, während die Männer zu Hause sitzen und weben. Diese tragen die Lasten auf den Köpfen, jene auf den Schultern. Ihre Nothdurft verrichten sie in den Häusern, während sie vor denselben speisen: denn alles Schimpfliche und doch Nothwendige müsse man insgeheim, alles nicht Schimpfliche aber öffentlich betreiben. Sie leben mit den Thieren in einer Wohnung; jeder Mann hat zwei Kleider, jedes Weib nur eins.

Es gibt keine Neben im Lande, aber aus Gerste wird ein bezauschendes Getränk gebraut. Fleisch und Fische ist man zum Theil gekocht, zum Theil gebraten und eingesalzen. Alle Krankheiten entstehen nach ihrer Meinung aus genossenen Nahrungsmitteln und werden am Besten durch häufige Abführungsmittel geheilt. Bei den Gastmahlen der Reichen trägt jemand ein künstliches hölzernes Todtengerippe umher, zeigt es jedem Gaste und ruft ihm zu: Dies sieh an, und trinke und freue Dich, denn wenn du stirbst, wirst du diesem ähnlich! Stirbt ein Vornehmer, so beschmieren sich alle weibliche Personen seines Hauses Kopf und Gesicht mit Lehm, und rennen dann aufgeschürzt, sich schlagend und mit bloßen Brüsten durch die Stadt; auch die Männer schlagen sich aufgeschürzt.

Im Angedenken an die Seelenwanderung war den Aegyptern Nichts wichtiger als die Erhaltung der Leichname durch Einbalsamirung. Es gab davon drei Arten; die wohlfeilste war ein bloßes Einsalzen, zur mittlern gehörten außerdem wenigstens einige Spezereien. Nach der kostbarsten schaffte man zurückerst das Gehirn, theils durch scharfe Wasser theils mit einem krummen Eisen, durch die Nase hinweg und nahm die Eingeweide aus dem Bauche. Dann ward der Leichnam mit Palmwein ausgewaschen, mit Myrrhen, Cassia und andern Räucherwerk ausgefüllt, wiederum zugenäht und siebenzig Tage in Salz gelegt. Nach Ablauf dieser Frist umwickelte man ihn endlich mit feinen in arabisches Gummi getauchten Binden, und auf mehrere andere zum Theil sehr reich geschmückte und bemahlte Hüllen folgte erst die äußerste von Sycomorosholz, welche man im Angedenken an Osiris der Gestalt desselben nachbildete. Die Balsamirer wurden hochgeehrt; denjenigen aber, welcher den ersten Einschnitt in den Körper machte, verfolgte man der Sitte nach als einen Übelthäter mit Fliessen und Steinwürfen.

Am sorgfältigsten behandelten die Kinder die Leichname ihrer Ältern, welche übrigens bei Geldanleihen für das sicherste Unterspfand galten, weil man es als die höchste Schande ansah, sie nicht auszulösen. — Nur diejenigen erhielten ein ehrenvolles Begräbniß, welche vor dem Gerichte der vierzig Todtenrichter nicht durch Ankläger überführt wurden, schlecht gelebt zu haben.

9. Thue Recht, scheue Niemand. Als der König von Westphalen die Universität Göttingen zum Erstenmale besuchen wollte, ward von Einigen der Vorschlag gethan, das marmorne Brustbild des Königs von England, welches den Eingang der Bibliothek schmückt, wegzunehmen, damit sein Anblick dem neuen Monarchen keinen Anstoß gäbe. Es ist wohl kaum zu zweifeln, daß diese Auf-

merksamkeit mit Wohlgefallen würde aufgenommen worden sehn; es war auch wahrscheinlich, daß Widerspruch gegen diesen Vorschlag höchsten Orts misfallen konnte. Dennoch widersprach Heyne, unbekümmert um die möglichen Folgen, nur das erwägend, was die Würde der Hochschule und die Dankbarkeit gegen den alten königlichen Wohlthäter heischte, und erklärte, daß er, so lange keine Gewalt Statt fände, nie in die Begrämnung des Brustbildes willigen werde. Das Bild blieb stehen; keine Gewalt wurde angewendet, und die wohlwollenden Gesinnungen des neuen Königs gegen die Universität blieben sich gleich. Und wie zufrieden mochte man wenige Jahre darauf sein, dem, was augenblickliche Rücksichten gerathen hatten, keine Folge gegeben zu haben! So wahr ist hier, wie in allen Verhältnissen, das alte Gebot:

Thue Recht, scheue Niemand!

10. Unter allen Metallen ist Gold am leichtesten zu finden und aus der Erde zu ziehen. Es findet sich gebiegen, zuweilen in großen Massen, oft in kleinen Körnern, im Sande und auf der Oberfläche der Erde, oder doch in keiner großen Tiefe unter der Dammerde, wo es durch seine schöne Farbe, wie durch seinen Glanz, bald auffallen mußte. Dazu kommt die große Dehnbarkeit dieses Metalls, einladend, um ohne Mühe es zu formen und zum Zierrath anzuwenden. Als Amerika entdeckt wurde, brauchte man das Gold in manchen Gegenden nur von der Erde aufzunehmen, oder nur die äußerste Decke wegzureißen, um es oft in großer Menge zu finden. Zum Goldsuchen bedarf es nicht vieler Werkzeuge; eine Hacke, um die Erde aufzureißen, eine Schaufel, um den Sand aufzufassen und, wenn es nöthig ist, ihn zu waschen, endlich Beutel um es fortzuschleppen, sind außer den Mundbedürfnissen das einzige, was der Goldsucher mit sich führt und wodurch er sich oft große Reichthümer erwirbt.

Das Innere von Amerika ist durch diese Goldsucher bekannt geworden; wir kennen das Innere der spanischen und portugiesischen Besitzungen, da diese Völker das Goldsuchen dem Handel vorzogen, da hingegen das Innere vom französischen und holländischen Guyana bis jetzt noch einer der unbekanntesten Theile von Südamerika ist. Aber so wie jene Goldländer bevölkert wurden, verminderte sich der Gewinn, denn zuerst nahm man die großen Stücke weg, dann die kleinern Körner, und ganze Provinzen in Südamerika, vormals reich an Gold, geben jetzt wenig oder gar keines mehr.

11. Auf Island kennt man 19 thätige Vulcane. Der älteste bekannte Feuerauswurf erfolgte kurz nachher, als die Insel von den Norwegern besetzt war, im 9ten Jahrhundert, beim Hof der alten Thore, Friepe genannt. Dann, im Jahr 1000, als die Väter der Insel zu Rathe saßen über die Annahme der christlichen Religion, kam Nachricht, daß zu Olves Feuer ausgebrochen sey.

Der Hekla liegt im Süden der Insel, 4 Meilen vom Ufer, und hat drei Gipfel, wovon der mittelste und höchste sich 5000 Fuß hoch erhebt. Der Berg besteht meistens aus vulcanischem Sand, Gries und Asche. Der Hekla, der erst seit 1004 ein

Vulcan seyn soll, hatte 22 bekannte Eruptionen, von denen die von 1554, 1693, 1728 und 1766 die heftigsten waren.

Den Ausbruch vom Jahre 1766 hat Uno Troil beschrieben. Der Winter von 1765 auf 66 war so gelind, daß man vor Ostern nur zweimal Frost hatte. Alle Quellen und Bäche, sogar der See Selsoten, nahmen merklich ab; um den Berg herum vertrocknete die Heide. Am ersten Sonnabend nach Ostern, am 5ten April, begann der Ausbruch. Die ganze Nacht hindurch war großes Erdbeben, am Morgen zeigte sich eine große schwarze Aschensäule, mit glühenden Steinen untermischt, über dem Berge. Die Aschensäule, welche den ganzen Vormittag durch einen Wind nach Südwest hin getrieben war, bedeckte auf 30 Meilen weit die Felder handhoch mit vulcanischem Sande, entflammte einen Wald, der 10 bis 12 Kirchspielen Feuerung gab, und verheerte die Gemeinbeweiden eines ganzen Districtes. Als hierauf am Nachmittag ein frischer Südostwind ihr die Richtung nach Nordost ins wüste Land hinein gab, hörte zwar jene Verheerung auf, zugleich aber wurde der Fluß Rangaa mit Bimssteinen so verstopft, daß er beim Durchbrechen dieser vulcanischen Dämpfe große Verheerungen anrichtete. Das Meer war längs der Küste viele Meilen weit so hoch mit Bimssteinen bedeckt, daß die Rähne kaum fort konnten, und dreißig Meilen weit vom Berge war, 8 Stunden lang, mitten am Tage eine nächtliche Finsterniß verbreitet.

Die Ausbrüche dauerten vom 5ten April bis zum 5ten Juli. Sie wurden jedesmal von Erdbeben angekündigt, dazwischen brannte der Berg mit ruhiger Flamme. Am 23sten Mai sahe man einen heißen Wasserstrahl mitten in der Aschensäule empor schießen. Das Erdbeben, welches 16 Meilen weit vom Berge noch sehr merklich war, warf am 7ten September noch Häuser um, ein donnerndes Brüllen im Berge wurde dabei neun Meilen weit gehört. Bei jenem Ausbruch wurde überdies noch bemerkt, daß die Feuer säule, welche am 5ten Juli erlosch, in der Mitte weiß, nach Norden hin roth, nach Süden blau war.

Vor den Ausbrüchen des Hekla zerpalten sich jedesmal die Eisberge der Insel mit lautem Krachen, aus ihren Klüften steigt eine furchtbare Kälte hervor, welche sich der Luft mittheilt, während zu gleicher Zeit der Erdboden sehr warm ist. Gewöhnlich erscheinen zuerst Feuerflammen und hierauf folgen dicke Rauchwolken, in ihrem Innern durch große Feuerbälle und Blitze erleuchtet, welche auch die öfters aus dem Berg hoch emporwallenden heißen Wasserstrahlen sichtbar machen. Die Lava bildet oft, indem sie oben bald gerinnt und nach unten noch fortfließt, große Höhlen, deren sich die Isländer zu Schaafställen u. s. w. bedienen. Bekannt ist besonders die Höhle Surthellir, welche 36 Fuß hoch, 54 breit und 534 Fuß lang ist.

12. Die sogenannte Thiergartenzeit ist das Karnaval der Kopenhagener, und der Sitz desselben der vordere Theil des Thiergartens. Hier wimmelt es dann von Gauklern, Seiltänzern, Lustspringern, Kunstreutern, Rombdianten u. s. w., welche mit einander wetteifern, um der mit sicht- und hörbarem Enthusiasmus herzu-

strömenden Menge die Geldbeutel zu leeren. Die Wege zum Thiergarten sind täglich, vorzugsweise freilich des Sonntags, von Jägen gedrängt besetzter Stuhlwagen, die wie zu Hamburg in großer Zahl vor jedem Thore halten und ihre Dienste den Vorübergehenden aufzubringen suchen, von Reutern und Fußgängern bedeckt, welche schon aus großer Ferne durch lange Staubwolken sich verkünden. Ist dann das mit saurem Schweiß Erworbene auf jenem Tummelplatze aller rauschenden Vergnügungen durchgebracht, so versetzt der Kopenhagener willig Tische, Stühle und Betten, um nur noch einmal sich darauf herumdrehen und berauschen zu können.

13. Die Preußen, ein Volk lettischen Stammes, lebten seit geraumer Zeit an den Küsten der Ostsee in Verhältnissen, die eben so weit über völlige Wildheit erhaben als von ächter Bildung entfernt waren. Ihre Kleidung bestand aus Pelzen und aus grobem Wollen- oder Leinen-Zeuge. Gern tranken sie Pferdemicch und aßen Pferdefleisch; wogegen sie erkaunten, daß die Deutschen Gras, Gemüse nämlich und Kräuter, äßen, also gleich den Thieren in Wildnissen Nahrung fanden. Ihrer Pflicht gegen freundlich aufgehömmene Gäfte glaubten sie erst genügt zu haben, wenn sich diese mit ihnen im Wettetrinken übernommen hatten. Speere und Lanzen waren ihre ältesten Waffen; Bogen und Armbrust lernten sie angeblich erst durch die Deutschen kennen. Weiber wurden gekauft, wie Mägde gehalten und nicht einmal mit zu Tische gezogen.

Die Preußen übten Blutrache und brachten sich bei großen Unglücksfällen nicht selten um. Reiche ließen sich mit ihren Waffen, Pferden, Sklaven, Mägden, Hunden u. s. w., Geringere mit dem verbrennen und begraben, was zu ihrer Lebensweise gehörte, denn sie glaubten, daß das Leben in einer andern Welt in derselben Weise wie hier fortgesetzt werde. Den Willen der Götter erforschten sie bei allen wichtigen Unternehmungen durchs Loos oder auf andere Weise. Priester hatten also großen Einfluß und ein Drittheil der Siegesbeute kam gewöhnlich in ihre Hände. Es gab heilige Haine, welche man nicht zu behauen, heilige Gewässer, welche man nicht zu fischen wagte. Auch Sonne, Mond, Sterne, Feuer, Gewitter, Thiere (z. B. die Nachteule) u. dergl. waren Gegenstände der Verehrung.

14. Maximinus, in einem Dorje Thraciens geboren, war von teutschem Stamme. Sein Vater, ein Gothe, soll Mica geheissen haben, seine Mutter wird für eine Alanin ausgegeben. In seiner Jugend war er Hirt gewesen. Seine schöne Riesengestalt, mehr als acht Fuß hoch, seine großen blauen Augen, die Weiße seiner Haut, seine Unermüdlichkeit im Laufe, die Schnelligkeit und Ausdauer eines Pferdes überrassend, seine Gewandtheit und Stärke im Faustkampf, in welchem er sechszehn Männer nach einander ohne Anstrengung zu Boden streckte, hatten ihn als Jüngling dem Kaiser Septimius Severus bemerklich gemacht. Von diesem Fürsten in römische Kriegsdienste genommen, war er bald zum Schutz und Schutze in den kaiserlichen Palaß gelangt, den Römern ein Schrecken, nicht weniger durch seinen rauhen Sinn und durch das Übermaß von Speise und

Trant, dessen er bedurfte, als durch seine sorglose Kühnheit, die aus dem Gefühl ungemeiner Kräfte hervor ging. Aber zugleich entwickelte Maximinus schöne Tugenden und Eigenschaften, unverlegte Treue, reine Sitten, Wachsamkeit, Mäßigkeit, Einsicht und Geist. So ward er für seine Genossen ein Muster; seine Vorgesetzten und der Kaiser selbst bewiesen ihm Wohlwollen und Vertrauen.

Unter Caracalla stieg er von Stufe zu Stufe im militairischen Dienste. Nach der Ermordung desselben lebte er, fern von den öffentlichen Verhältnissen, auf einem Landgut in Thracien, weil er den Mördern seines Wohlthäters nicht dienen wollte. Helio-gabalus schreckte den keuschen Mann durch eine schamlose Frage auf immer von sich zurück; und wenn er gleich im Dienst erhalten ward, so konnte er doch den Ekel vor dem schandbaren Wüstling niemals so weit überwinden, daß er sich ihm zum zweiten Male genahet oder irgend eine Huldigung dargebracht hätte.

Der Kaiser Alexander aber hob ihn sogleich mit freudiger Anerkennung seiner Verdienste zu neuen Würden empor. Er ertheilte ihm die Ehre der Senatoren und übergab ihm eine Legion, aus lauter neu gemorbenen Pannoniern bestehend, damit er sie bilden sollte nach seinen Sitten und seiner Tugend; und er rechtfertigte das Vertrauen. In dem Kriege gegen die Perser endlich scheint es sein Werk gewesen zu seyn, daß derselbe keinen unglücklicheren Ausgang hatte.

In dem Kriege gegen die Deutschen aber scheint Maximinus den Oberbefehl über das ganze Heer, unter dem Kaiser, geführt zu haben. Wahrscheinlich verdankten die Römer ihm den Erfolg der Unternehmungen, durch welche sie bis zum Rheine gelangten. Also mochte ihn verdrießen, daß der weichliche Kaiser, von eigener Furcht bestimmt oder von seiner Mutter an die Ergötlichkeiten des Morgenlandes erinnert, durch einen schimpflichen Frieden mit den Deutschen die Ehre des Kampfes zu endigen vorhatte, und er verhehlte seinen Unmuth nicht. Die Soldaten, längst unzufrieden mit dem so strengen als untriegerischen Alexander, noch unzufriedener mit der Mutter desselben, die ihn nie verließ, und begierig nach den Geschenken, die ein Wechsel des Kaiserthums hoffen ließ, erhitzten sich bald durch Rede und Gegen-Rede.

Vor Allem geriethen die jungen Soldaten, welche, von Maximinus gebildet, die Tugend, Tapferkeit und Kriegserfahrung dieses Mannes kennen gelernt hatten, in eine wilde Gährung. Sie beschloßen den Kaiser Alexander zu ermorden und Maximinus zum Kaiser zu erklären. Hierauf drangen sie in das Zelt des Feldherrn ein, legten ihm das purpurne Gewand auf die Schultern und begrüßten ihn als Kaiser mit freudigem Zurufe. Maximinus weigerte sich, aufrichtig oder verstellte, dieses Glückes und warf das Gewand von sich hinweg. Sie aber ließen ihm nur die Wahl zwischen dem Purpur und dem Tode. Da folgte er ihrem Willen. Der unglückliche Alexander, reines Herzens und gutes Willens, wurde von Allen verlassen und verrathen. In einem Dorfe, das die Schriftsteller Sicila nen-

nen und das wahrscheinlich Biegenheim bei Mainz ist, ward er mit seiner Mutter Mammäa von den meuterischen Soldaten ermordet; es ist ungewiß, ob sogleich, und ehe er von der Empörung Nachricht erhielt, oder erst nach vergeblich versuchtem Widerstande.

15. Bekanntlich wollen die Japaner mit andern Nationen, Chinesen und Holländer ausgenommen, nichts zu schaffen haben und behandeln sie wie Pestkrante, die sich ihnen bei Lebensstrafe nicht nähern dürfen. Sie sehen darin das sicherste Mittel, ihre alten Sitten, bei denen sie sich glücklich fühlen, unverfälscht beizubehalten.

Einem Wallfischjäger, der sich zu lange an jener Küste aufgehalten hatte, waren alle Lebensmittel und das frische Wasser ausgegangen. In dieser Noth faßte er, ungeachtet ihm das strenge Verbot des Landens bekannt war, den kühnen Entschluß, den Japanern in der Residenz des Kaisers selbst einen Besuch zu machen, und segelte ohne alle Umstände in die Bucht von Jedo hinein, wo er auf Kanonenschußweite von der Stadt die Anker fallen ließ. Man kann sich denken, in welcher Aufruhr diese Erscheinung die Bewohner Jedo's brachte, die noch nie ein europäisches Schiff gesehen hatten. Das Ufer wimmelte sogleich von Soldaten und bewaffnete Bötten umzingelten das Schiff. Diese kriegerischen Anstalten ließen die Mannschaft desselben befürchten, daß man sich ihrer bemächtigen werde und sie ihr Wagniß vielleicht mit dem Leben büßen müßte. Doch, das war nicht der Fall.

Nachdem die Japaner alle Anstalten getroffen hatten, daß das Schiff seinen Standpunkt nicht verlassen, auch kein Boot abschiffen konnte, legte sich ein elegantes Fahrzeug an dasselbe, aus welchem zwei vornehme Bonjosen, in Seide gekleidet, jeder mit zwei Schwertern an der Seite, begleitet von einem Dolmetscher, der etwas gebrochen Holländisch sprach, aufs Schiff kamen. Sie begrüßten den Capitain mit freundlicher Artigkeit und sagten, der Kaiser habe sie geschickt, um zu erfahren, aus welcher Ursache er hierher gekommen und ob es ihm nicht bekannt sey, daß man die japanischen Küsten bei Lebensstrafe nicht berühren dürfe. Der Capitain gestand, daß ihm dieses strenge Verbot allerdings nicht fremd gewesen, fügte aber hinzu, daß der äußerste Mangel an Lebensmitteln ihn zu diesem verzweifelten Entschluß gebracht habe. Die Bonjosen durchsuchten das Schiff genau, und nachdem sie sich überzeugt hatten, daß wirklich weder Provision noch Wasser auf demselben befindlich war, nahmen sie mit eben so vieler Artigkeit Abschied vom Capitain, als sie ihn begrüßt hatten. Eine große Menge Bötten mit Neugierigen beiderlei Geschlechtes kamen nun von der Stadt her, hatten aber nur die Erlaubniß, außerhalb des Kreises, den die Wachtbötten um das Schiff geschlossen hatten, herum zu rudern und von dort aus sich an dem neuen Anblick eines europäischen Schiffes zu ergötzen.

Noch am nämlichen Tage kam der Dolmetscher wieder ans Schiff und brachte allerlei Lebensmittel, nebst Wasser, auf mehrere Wochen mit, wobei er erklärte, der Kaiser lasse das Alles unentgeltlich verabsolgen, weil es der Regierung Schande machen würde, von

Nothleidenden Bezahlung zu nehmen, und es Pflicht sey, seinen Nebenmenschen, zu helfen; der Capitain solle aber nun, da sein Bedürfnis befriedigt sey, sogleich in See gehen, und seinen Landesleuten bekannt machen, daß ohne die äußerste Noth bei Lebensstrafe kein Fremder sich den japanischen Küsten nähern dürfe, wie auch, daß es sehr unrecht sey, ohne die Erlaubnis des Kaisers an diesen Küsten zu fischen. Der Dolmetscher hatte eine Menge Leute mitgebracht, welche die Lebensmittel und das Wasser bald ins Schiff luden; die Anker mußten darauf gleich gelichtet werden, und die japanischen Bote bugsrten das Schiff in die See, nachdem es kaum zwölf Stunden in der Bucht gewesen war. Beim Abschiede wollte der Capitain dem Dolmetscher ein Geschenk machen, aber dieser erschraf so darüber, daß er das Schiff schnell mit der Ausrüfung verließ, die geringste Kleinigkeit, die er annahm, würde ihm den Kopf kosten. So strenge ist man in Europa nicht.

Ein anderer Wallfischjäger schickte bald darauf, ohne von dem Vorfall in Jedo unterrichtet zu seyn, hundert Meilen südlicher, ein Boot ans Land, um aus einem kleinen am Ufer gelegenen Dörfchen frische Lebensmittel einzuhandeln. Die gelandeten Matrosen wurden sogleich ergriffen, eingesperrt, und das Boot in Sicherheit gebracht. Das Schiff wartete lange vergeblich auf die Rückkehr seines Bootes, bis es endlich durch einen heftigen Sturm weit von der Küste weggetrieben ward. Die Gefangenen wurden gut behandelt, das Gefängnis war bequem und die Kost, die ihnen gereicht wurde, vorzüglich. In 14 Tagen war ihr Urtheil gefällt, welches vermuthlich aus Jedo kam und nicht so menschlich ausfiel, als die Japaner sonst zu verfahren pflegen. Man setzte sie in ihr eigenes Boot und zwang sie, ohne Lebensmittel und ohne Rücksicht auf die Witterung in die See zu gehen, wo sie 48 Stunden herumirrten und dann das Glück hatten, einem Wallfischjäger zu begegnen, der sie aufnahm. Mögen diese Beispiele allen Seefahrern, denen es einfallen könnte in Japan landen zu wollen, zur Warnung dienen.

16. James Cook, der Weltumsegler. — Bisher hatte Cook auf seiner Reise immer einer guten Gesundheit genossen; jetzt wurde er gefährlich krank und zwar aus einer Ursache, aus welcher wohl selten Befehlshaber von Schiffen erkranken. Er wollte durchaus nicht besser speisen, als der letzte seines Schiffsvolks. Er nahm daher nie Federvieh mit auf die Reise, oder er hatte dessen so wenig, daß es nicht verdient genannt zu werden. Er aß beständig das harte zähe Büffelfleisch mit weg, allein zuletzt hielt es sein Magen nicht mehr aus; er bekam heftige Verstopfungen und ein Gallenfieber. Lange verschwieg er sein Ubel vor den Leuten und suchte sich durch Fasten zu heilen, allein das half nichts; er wurde immer schwächer, und konnte endlich nicht mehr aus dem Bette seyn.

Es war ein rührender Anblick zu sehen, wie alles trauerte, sobald der Mann lag, der sich durch seine Erfahrung und Vorsicht im Seewesen, seine beständige Vorsorge und durchaus einträgliches Betragen gegen sein Schiffsvolk in eine Art von väterlichen Credit ge-

setzt hatte. Selbst die Ursache der Krankheit vermehrte den Antheil, den jeder an derselben nahm. Man konnte auf jedem Gesicht Besorgnis und Angstlichkeit lesen, so lange er in Gefahr war. Er hatte große Schmerzen, keine Öffnung und keine Kräfte mehr, und endlich stellte sich sogar ein gefährliches Schlucken ein, das 24 Stunden dauerte, aber endlich doch durch warme Bäder überwunden wurde.

Nachdem er sich wieder etwas zu bessern anfang, hatte man nichts, das seinem Magen hätte bekommen und Nahrung und Kräfte geben können. Endlich wurde ein treuer Otaheitischer Hund von Dr. Forster aufgegeben und geschlachtet, um dem kranken Capitän stärkende Brühen daraus zu bereiten, mit deren Hilfe man ihn auch wirklich so lange hinhielt, bis man Inseln erreichte und wieder neue Erfrischungen, Hühnerfleisch und nahrhafte Früchte, bekam. Den Umständen also, daß ein einziger Hund im ganzen Schiffe noch am Leben war, daß derselbe dem Capitän aufgeopfert wurde, daß er in der vorigen Reise gelernt hatte, daß Hunde eine gute nahrhafte und wohlschmeckende Speise geben, hatte diesemahl das Schiffsvolk das Leben seines vortrefflichen Capitäns zu danken.

Bei seiner Ankunft am Cap konnten die englischen Ostindienfahrer, die dort lagen und die gemeinlich eine ganze Menageri von gemästeten Schinesischen Wachteln, Gänsen, Hühnern, u. a. m. in Käfigen mitführen, um ihre Pasteten damit zu füllen, nicht begreifen, daß ein Mann 28 Monathe in See gewesen seyn könne, ohne auch nur einen einzigen von Europäern bewohnten Hafen besucht zu haben. Die Geschichte schien ihnen ein Roman; sie dachten, man bediente sich bloß der Freiheit der Reisenden, Unwahrheiten zu erzählen, als man ihnen sagte, man habe indessen Seeraben, Albatrosse, Sturmvögel, Pinguinen, Seebären und Seelöwen gespeist, und mitunter auch wohl einmahl Hunde und Haisfische; und nichts konnte sie überzeugen, als die langen Gesichter, die sie an Bord fanden, und die ungeheuchelte Begier, womit alles jetzt verschlungen wurde.

Auch unsern Lesern, die vermuthlich billiger sind als jene Ostindienfahrer, können wir doch eine kleine Geschichte nicht verschweigen, woraus sie sehen werden, was für frisches Fleisch man zuweilen auf Cooks Schiffe speiste, und was für Wild auf demselben gejagt wurde, wenn es sonst keines zu jagen gab.

Ein alter Quartiermeister (der ehrwürdige Graykopf verdient, daß man ihn nennt), Namens John Elvel, hatte eine Lieblingskatze, diese brachte ihm alle Morgen eine feine Ratte, die sie unten im Schiffe fing. Mit diesem Lackerbissen hielten es die beiden Freunde folgenbergestalt: John Elvel zog ihr das Fell ab, nahm sie aus und briet sie; wenn alles fertig war, so erhielt die Katze erst die äußern Theile und auch wohl einige kleine Bissen vom Kumpf, und alsdann aß John Elvel das übrige.

17. Königreich Jerusalem. Zu der Zeit, als König Balduin II starb, erstreckte sich die christliche Herrschaft, mit geringen Unterbrechungen, von Tarsus und Cessa bis Clarisch an der Gränze Aegyptens über Länder von sehr verschiedener Beschaffenheit.

Da, wo Quellen von den Bergen herabfloßen oder wo enge Thäler die Strahlen der Sonne abhielten, zeigte sich die größte Fruchtbarkeit und Lieblichkeit, streng hingegen war die Kälte auf den höchsten Berggipfeln; in den wasserlosen Ebenen endlich brannte die Sonne alles zu einer todtten Wüste. Regen und Gewitter fehlten im Sommer ganz, und waren selbst im Winter nur selten aber heftig. Dann sammelte man, besonders in den nach Arabien hin belegenen Gegenden, mit höchster Sorgfalt das Wasser und verwahrte es in Lehmgruben; so wie auf der anderen Seite der Schnee des Libanons, durch künstliche Mittel erhalten, weit verführt und im Sommer zur Kühlung unter den Wein gemischt wurde. Nächst dem Libanon galt der zwischen Affon, Nazareth, Cäsarea und dem Meere sich erhebende Berg Karmel für den höchsten; er war fruchtbar und quellenreich. Gesundbrunnen fehlten dem Lande nicht ganz; Erdbeben und Stürme thaten bisweilen sehr bedeutenden Schaden. Kein Fluß, auch der Jordan nicht, war schiffbar, das todtte Meer bitter und salzig, der galiläische See dagegen süß, trinkbar und reich an Fischen. Außer den zahmen Thieren fanden sich auch wohl Bären, Parber und andere Thiere der Wüste ein. Zu den vorzüglichsten Erzeugnissen des Pflanzenreichs gehörten Cedern, Palmen, Oibäume, Baumwollenslaubden, Feigen, Getreide, Gurken, Kürbisse, Paradiesäpfel, Pimonten, Melonen, Wein, Drangen und Zuckerrrohr; aber mannigfaltiger fast als Thiere und Pflanzen erscheinen die verschiedenen Arten der Einwohner dieser Landschaften.

Auf der niedrigsten Stufe der Bildung standen die Höhlenbewohner jenseit des Jordans; am wenigsten wurden die alten Ureinwohner, die Juden, geachtet. Mit Agyptern, Türken aller Art, Beduinen, u. s. w. kam man in die mannigfachste Verührung. Die letzten, arabischen Stammes, hielten es für unanständig jemanden mit dem Bogen, nicht aber ihn mit Lanze und Schwerte zu tödten; sie verriethen um des Gewinnes willen auf gleiche Weise Christen und Saracenen, und zeigten sich stets demjenigen feindlich, welcher am leichtesten zu plündern war. Während die Männer so auf Raub zogen, pflegten die Weiber der Heerden.

Fast nicht geringer als die Verschiedenheit nach den Stämmen war unter den Muhamedanern die Verschiedenheit nach den Glaubenslehren, und nirgends fanden sich auf so kleinem Raume so viel Arten von Bekennern des Christenthums als in diesen morgenländischen Gegenden, wo keine herrschende Kirche zur Einheit zwang und die Noth den Rezerhast oft milderte.

Was nun die abendländischen nach dem gelobten Lande pilgernden Völker anbetrifft, so sind den Beobachtern mehre Verschiedenheiten als nicht weniger merkwürdig aufgefallen. An den Genuesern, Venetianern und Pisanern rühmte man die Tapferkeit zur See und die Gewandtheit im Handel; an ihnen und den übrigen Italienern den Gehorsam gegen ihre Anführer, ihre Mäßigkeit, Vorsicht und Bescheidenheit; die Provenzalen galten für mäßig, arbeitsam und für sorgfältige Pfleger ihrer Rosse und Maulthiere; die Franzosen für

stolzer, verschwenderischer, aber auch für kriegerischer als die Provenzalen. Den Deutschen und überalpinen Männern wird das Zeugniß der größten Tapferkeit, Muththätigkeit und Frömmigkeit zu Theil; aber gleich einstimmig, als dies Lob, ist die Klage über ihre Heftigkeit in Worten, Entschlüssen und Thaten und über ihre Unmäßigkeit beim Essen und Trinken.

Sehr strenge und dennoch wohl nicht ungerechte Urtheile finden wir über die Pullanen, oder die in Syrien geborenen Kinder und Nachkommen der ersten Kreuzfahrer. Sie heißen ausgeartet, weichlich, furchtsam, den Vergnügungen ergeben, zankfüchtig. Je enger sie aus Eifersucht ihre Weiber einschlossen, desto listiger und verschlagener wurden diese um sie zu betrügen. Die Unternehmungen und der Eifer der späteren Kreuzfahrer erschienen ihnen thöricht, und zu ihrem Spotte gesellte sich oft Verrath. Lieber wollten sie in Frieden leben mit den Saracenen oder von ihnen abhängen, als sich großen und oft fruchtlosen Anstrengungen unterwerfen.

18. In einem Alter von sieben und zwanzig Jahren vereinigte Publius Scipio, später unter dem Namen des älteren bekannt, alle Eigenschaften eines Soldaten und Feldherrn mit allen Künften eines Volksredners und aller Freundlichkeit eines Mannes, der durch Volksgunst sein Glück sucht. Er hatte sich nach der Schlacht am Tessino durch die Rettung seines Vaters, bei Cannä durch Geistesgegenwart ausgezeichnet; das Römische Volk nahm daher sein Anerbieten und seine Ernennung zum Commando in Spanien mit Jubel auf.

Er landete mit eilftausend Mann in der Bai von Ampurias (544 oder 545, darüber läßt sich streiten) und beschloß seine Erscheinung durch eine That auszuzeichnen, die ihm, mochte sie glücken oder nicht, großen Ruf erwerben mußte. Die Karthagischen Heere standen zerstreut im Lande, ihre Anführer waren nicht ganz einig, und trauten auf die Spanischen Nationen, deren Geißeln in Neu-Karthago bewacht wurden. Durch schnelle Einnahme dieser Stadt mußten also die Karthager doppelt verlieren; sie wurden von der ganzen Küste ausgeschlossen, und es war leicht die Spanier von ihnen zu entfernen, wenn man sich ihrer Geißeln bemächtigt hatte. Aus diesen Gründen machte wahrscheinlich Scipio den Entwurf, seine Laufbahn in Spanien mit der Einnahme von Neu-Karthago zu beginnen, wobei ihn das Glück ausgezeichnet begünstigte.

Er theilte seinen Plan Niemand mit als seinem Freunde Paltus, der die Flotte befehligte, machte unerhörte Eilmärsche, und ehe nur das Gerücht von seiner Annäherung zu einem Karthagischen Heere gelangt seyn konnte, stand er vor den Mauern der überraschten Stadt, entdeckte an der See eine Stelle, wo zu gewissen Zeiten die Stadt zugänglich war, und erstieg die Mauern beim zweiten Sturm. Da diese Stadt Arsenal, Werkze, Magazine und alle Waarenniederlagen enthielt, da sie der Mittelpunkt des ganzen Handels der Karthager mit Spanien war, so denkt man sich leicht, daß eine unermessliche Beute dem Sieger zu Theil ward; das Wichtigste war indessen un-

streitig, daß die Spanischen Geißeln in seine Hände fielen und daß er dadurch Gelegenheit bekam, die Spanier ganz von den Karthagern abzuziehen.

19. Friederich II war ungefähr fünf Fuß, fünf Zoll groß. Der Bau seines Körpers war dieser Größe angemessen, weder zu stark noch zu schwächlich, der Wuchs gut proportionirt, die Brust erhaben und breit, der Kopf ein wenig nach der rechten Seite hangend, welches man von der Gewöhnung beim Flötenspiel herleitete. Die Nase war lang aber gut gebaut, die Augen von mäßiger Größe, blau, feurig und lebhaft, durchbringend und scharf, zu gewissen Zeiten von einer eigenthümlichen sanften Lieblichkeit belebt.

Diese Augen, so wie die Züge des ganzen Gesichts, drückten das Innere seines Gemüths ungemein stark, und mit bewundernswürdiger Schnelligkeit die Veränderungen desselben aus, so daß der Ausdruck des Zorns, Hohns und Unmuths äußerst schnell mit dem der Ruhe, der Zufriedenheit und des Wohlwollens wechselte. Er hatte seine Gemüthsbewegungen in vollkommener Gewalt, so daß er ihren Ausbruch augenblicklich zurück zu halten, dagegen auch wohl, wenn er es gut fand, ihn stärker als er fühlte zu äußern vermogte.

Eine ganz gleichgültige gar nichts sagende Miene hatte Friedrich wohl nur in höchst seltenen Augenblicken, vielleicht nie. Immer waren die Gesichtszüge der Rede angemessen. Sprach er geistvolle Worte, oder hörte er diese von Andern oder auch eine ihn stark bewegende Musik, so waren seine Gesichtszüge vorzüglich befeelt. Der Mund war höchst angenehm, der ganze Anstand des Körpers, vorzüglich in den jüngern und männlichen Jahren, ausnehmend edel, der Gang durchaus nicht steif, etwas nachlässig aber schnell und stolz, doch ohne dieses zu wollen oder im mindesten zu affectiren. Im jüngern und mittlern Alter saß er vortrefflich zu Pferde, im höhern Alter aber etwas gekrümmt und nachlässig.

20. Der Termit (weiße Ameise) hat 3 Glieder an den Unterfüßen, ein fast 4eckiges Halschild, einen platten Leib, hinten mit einem Paar 2gliedrigen Spizen, starke schneidende gezähnte Kinnbacken, sehr lange Flügel, die aber leicht abfallen und öfters vom Insekt selber abgestoßen werden.)

(Einige Arten wohnen in runden an Baumstäben hängenden Nestern, andre bauen thurmartige Haufen, zuweilen von 12 Fuß Höhe. In der Mitte dieser Haufen, gerade unter dem Gipfel, liegt, dem Boden gleich, das gewölbte Gemach für die Königin (und König), welches, so wie der Leib der Königin anwächst, bis zu 8 Zoll Größe erweitert wird, und welches so kleine Zugänge hat, daß nur ein Arbeiter, nie die Königin hindurch kann. Um dieses Gemach liegt ein Labyrinth von Vorzimmern, das von arbeitenden Larven und Soldaten erfüllt ist. Dann folgen weiter hinaus die Nähranstalten für die Zungen, deren Zellen von Holzsplittern gebaut sind, in welche die Eier, deren das Weibchen, oder die Königin, in einem Tage mehrere Tausende. (man sagt über

80,000) legen kann, sogleich gebracht, und die ausschüpfenden Larven so lange ernährt werden, bis sie sich selber forthelfen können. Noch weiter nach dem Umkreis hin liegen die Vorrathskammern, deren Haufen immer von einem besondern Erdgeminde umgeben und eingeschlossen sind, und deren Stockwerke bis zu $\frac{2}{3}$ ja $\frac{3}{4}$ des ganzen Gebäus hinanreichen. In diesen Vorrathskammern findet man Holzsplitter, eingedickte Pflanzensäfte, Gummi, u. s. Zwischen ihnen bleibt ein leerer Raum, welcher von einer inneren ziemlich wasserdichten Kuppel überwölbt ist, die nach gleichsam altgothischer Bauart von Bögen, deren mittelste 2—3 Fuß hoch sind, während die andern nach der Seite hin perspectivisch abnehmen, getragen wird. Unter der Erde, tief unter das Gebäu, laufen Gänge von der Größe eines Kanonenlaufes; im Innern des Gebäudes bemerkt man Brücken, welche mit der größten Kühnheit von dem untersten Erdgeschoß des Königszimmers bis zu den höchsten Vorrathskammern, 4 bis 6 Fuß hoch, gespannt sind.)

(Bringt man bei allen diesen Gebäuden die Größe der Erbauer in Anschlag, welche höchstens $\frac{1}{4}$ Zoll beträgt, so sind solche Termitenhaufen 576mal so hoch als die sie bauenden Thiere, während das höchste menschliche Gebäu, auch wenn man es 600 Fuß anschlägt, nur 120mal höher als sein Erbauer ist.)

(Die sogenannten Soldaten oder Geschlechtslosen treiben die Larven durch ein Klopfen mit ihren Kinnlader, das dem Piekern einer Uhr gleicht, zur Arbeit und zum Marschieren an. Dieses Zeichen wird von den Larven mit einem schlangenartigen Wischen erwidert, das man oft, durch Wässer gehend, aus der Tiefe vernimmt. Hierauf verdoppelt sich immer die Eile der Arbeiter. Wenn die Larven ihre letzte Verwandlung erreichen, schwärmen sie zu Millionen in die Luft. Die meisten werden dann von Thieren gefressen oder von Menschen gesammelt — von den Pottentotten roh und gesotten geessen, in Ostindien zu einem Backwerk gemacht, in Westindien geröstet, wo sie dann nach Smeathman wie Mandeltorte schmecken.)

(In America ist es, nach v. Humbolt, eben dieser weißen Ameisen wegen sehr selten Schriften zu finden, die über 50 bis 60 Jahr alt sind. Sie gehen mit besondrer Begierde an das ganz wie Pflanzentod duftende Opium, und von den 92 Kisten Opium, welche sich unter Charletons geretteter Ladung befanden, hatten sie 13 verzehret. Auf Terra firma haben sie Städte zerstört; in Ostindien die stolze Residenz des Generalgouverneurs dem Einstürzen nahe gebracht, einst sogar ein englisches Linienschiff — den Albion — angegriffen und sein Holzwerk so zerfressen, daß es nur mittelst seiner trefflichen festen Zusammensetzung noch den Hafen erlangen konnte.)

21. Erich III war nicht allein ein verständiger und berebter Mann, sondern zugleich der größte schönste und stärkste Mann in seinem Reiche. Im Sitzen warf er den Stein und die Lanze weiter, als andere im Stehen; zwei der kräftigsten Männer bezwang er auf einmal im Ringen, und während er den einen mit den

Knien am Boden festhielt, band er dem zweiten die Hände auf den Rücken. In jede Hand nahm er einen Strick, und zwei starke Männer zu jeder Seite konnten ihn nicht von seinem Sitze hinwegziehen, sondern er entriß ihnen das Seil oder zog sie leicht zu sich hinan.

Erich war, seiner Natur ganz angemessen, auch ein glücklicher Krieger, bezwang die Slaven, welche Seeräuberei getrieben hatten, und unterwarf sich Julin, Nageburg, Wagrien, ja den größten Theil der Ostseeküste bis gen Polen. Als ihn der Bischof von Hamburg bald nachher auf den Grund falscher Anschuldigungen bannte, eilte er nach Rom, wo man den Gehorsam und die persönliche Aufwartung von Königen zu schätzen wußte und ihn nicht allein vom Banne löste, sondern auch für die Zukunft von aller fremden und mittelbaren geistlichen Gerichtsbarkeit befreite. Dagegen erschien ein päpstlicher Gesandter an Erichs Hofe und gründete, zur weiteren und kräftigeren Verbreitung und Erhaltung des Christenthums und der geistlichen Macht, das Erzbisthum von Lund, dessen Sprengel sich selbst über Schweden und Norwegen erstreckte.

Gesellige Freuden und Künste wurden an Erichs Hofe geachtet, doch wollte er einem Tonkünstler nicht glauben, daß man Menschen durch die Gewalt der Töne bis zur höchsten Wuth reizen könne, sondern befahl, daß jener an ihm selbst einen solchen Versuch mache. Nachdem vorsichtig alle Waffen hinweggebracht und Wächter ausgestellt waren, die nöthigenfalls zu Hülfe eilen konnten, begann der Künstler, und der König gerieth, so erzählt man, allmählich in solche Leidenschaft, daß er einige herbeieilende Soldaten tödtete. Nur nach großer Anstrengung konnte man ihn mit Betten bedecken und festhalten, nur langsam kehrte seine Bestimmung zurück; dann aber ergriff ihn Neuse über jene Blutschuld, und er gelobte nach Palästina zu wandern. Vergebens stellten ihm seine Getreuen vor, er werde Gott durch tüchtige Verwaltung des Reiches besser dienen als durch Pilgerung; vergebens boten sie große Summen, damit andere für ihn wallfahrten könnten: Er betraf sich auf die Heiligkeit des Gelübdes, segelte, von seiner Gemahlinn und von den schönsten und größten Männern begleitet, nach Russland, und erreichte über Konstantinopel die Insel Cypern. Hier aber starb er, nebst seiner Gemahlinn Botilde, in dem Jahre, wo sich Heinrich V gegen seinen Vater empörte (1103).

22. Der Seehund, Phoca, hat 4 Vorderzähne, starke spitze hervorstehende Eckzähne, 5—6 schneidende oder tonische Backzähne, 2 Cuter am Bauche. Die Arten dieses Geschlechts verrathen zum Theil schon durch die gestaute Physiognomie ihres runden hundeartigen Kopfes jene sinnige Natur, die sich in ihrem ganzen Wesen und Benehmen zeigt. Sie sind neugierig, nähern sich dem Licht und der Musik, werden leicht zahm und lassen sich dann bei einem bestimmten Namen rufen, zeigen außerordentliche und fast affenartig spielende Zärtlichkeit gegen die Jungen, obgleich diese des Saugens an der Mutter nur sehr kurze Zeit bedürfen, leben in großen Familien

(darin ein Hausherr vorherrscht) beisammen, vertheidigen sich gegenseitig muthig, halten aber unter einander selber oft grimmege Wettkämpfe; die Stimme, die beim gemeinen Seehund dem Hundebellen, beim Jungen dem Katzeneschrei gleicht, ist, wenigstens beim Seebären, einer ganz besondern und ausdrucksvollen Modulation fähig. Gesangen oder ihrer Jungen beraubt, vergießen sie Thränen, und das Männchen des Seebären soll das Weibchen, das sich das Junge rauben ließ, strafen.

23. Decius. Ein römisches Heer zog nach Campanien, wo die verbundenen Campaner und Lateiner gegen die Samniten im Felde standen. Campaner und Lateiner lagerten am Fuß des Vesuv, eine Schlacht sollte entscheiden. Diese Schlacht hat, mehr als irgend ein anderes Ereigniß, die Größe der Römer begründet und den Schrecken ihres Namens über die Völker Italiens verbreitet; sie haben daher die beiden Consuln, welche damals an ihrer Spitze standen, als Muster Römischer Strenge und Kriegszucht und als unübertroffenes Beispiel aufopfernder Vaterlandsliebe aufgestellt, den künftigen Geschlechtern als Ermunterung, den Feindern als mächtiges Mittel, die Gemüther zu entflammen.

Manlius, der schon in der Jugend einen Riesen unter den Galliern soll erschlagen und sich mit dessen Kette geschmückt haben, ließ, heißt es, seinen eignen Sohn wegen einer Heldenthat, die er gegen den Befehl des Consuln, seines Vaters, ausgeübt hatte, hinrichten, um den blinden Gehorsam im Heer, worauf allein Roms Größe beruhen konnte, zu erhalten; der andere Consul, Decius, opferte sich selbst. Die erste That hat Livius vortrefflich geschildert; wir verweilen einige Augenblicke bey der zweyten.

Aus dem zehnten Capitel und besonders aus dem Anfange des eilften des achten Buchs von Livius Geschichte geht deutlich hervor, was auch aus andern Anzeigen zu beweisen wäre, daß im alten Italien die Etrurische und die Phöniciß-Karthagische Sitte der Menschenopfer nicht ungewöhnlich war, daß sie aber dem bald überwiegenden Griechischen Einfluß wich. Aus dieser grausamen Sitte, einer Folge der auch im Judenthum herrschenden Idee eines Sühnopfers für Alle, der Darbringung des Vornehmsten oder des Besten und Reinsten für andere Sünden, scheint uns die Devotion, welche bey Etruskern und Römern Sitte war, entstanden zu seyn. Decius, wie er seinen Flügel weichen sieht, ruft, bey Livius, dem Valerius zu: „Der Götter Hülfe ist jetzt nöthig, Valerius! Auf! oberster Priester des Römischen Volks, sprich mir die Formel vor, damit ich mich für die Legionen dem Tode weihe!“ Der Oberpriester hieß ihn sein Senatoren-Gewand anlegen, sein Haupt verhüllen, die Hand unter der Toga zum Rinn erheben, sich auf ein Schwert stellen, das man ihm unter die Füße gelegt hatte, und sprach ihm nun die Formel vor. Das Treffen ward von den Römern gewonnen und war, wie alle Treffen, in welchem Römer fochten, ungemein blutig, weil das Meiste mit dem Schwert und

andern Waffen des Kampfs aus der Nähe vollbracht ward. Die Lateiner verloren mehr als drey Viertel ihres Heers.

(24. Der Specht kann vermöge seines langen nach vorn zugespitzten Schnabels und der langen Zunge, welche mittelst der elastischen selbst um den Kopf herum bis ans Stirnbein gehenden Bänder vorschnellbar, und an der Spitze mit rückwärts liegenden Stacheln versehen ist, Insekten und ihre Larven aus Bäumen, in die er hineinbohrt, herausholen. Zwei neben der Zunge liegende lange Drüsen ergießen einen klebrichten Saft in jene Scheide, in die sich die Zunge zurückziehen läßt. Beim Klettern dient der kurze Schwanz, mit starkschäftigen Federn, als Stütze. Die Spechte nisten in Baumlöchern; die Eier sind weiß. Alle Welttheile, außer Neuholland, haben ihre Arten. Sie fressen außer Insekten auch Früchte (Nüsse).)

25. Hiebe, Stockschläge, Ohrfeigen. In Staate, sagt Hr. v. Bougainville, kömmt der Chirurgus, wenn er einem Patienten zur Ader lassen will, mit einem etwas scharf geschnittenen Prügel, haut ihm sanft über den Kopf, und wenn das Blut genug geronnen hat, verbindet er die Wunde, und wäscht sie Tages darauf mit frischem Wasser aus; und der Kranke wird, vermuthlich weil alles so nahe am Sitz der Seele vorgegangen ist, gemeiniglich gesund. Auf den Philippinischen Inseln hat man ein untrügliches Mittel wider die Colik und das Kopfweh. Man prügelt und peitscht den Patienten verb durch, reißt die Wunden mit Salz-Wasser und läßt ihn alsdann zur Ader. Bey verschiedenen Völkern bringt man strangulirte und ertrunkene Personen dadurch wieder zum Leben, daß man ihnen Hiebe auf die Fußsohlen oder auf die Backen der zweyten Art gibt. Wenn jemanden ein Knochen im Halse steckt, oder wenn ein Lungen-Geschwür da ist, oder jemanden der Mund aufgesperret steht, so hat man gefunden, daß die Natur gemeiniglich nur einen kräftigen Hieb auf den Rücken oder hinter die Ohren verlangt, und alsdann Satisfaktion hat. Bey Narren helfen die Stockschläge oft mehr als alle andere Mittel; durch sie wird die Seele erweckt, sich wieder an diejenige Welt anzuschließen, aus der die Prügel kommen. So wollen manche unrichtige Taschenuhren nur haben, daß man sie schüttelt. Mit den Thoren oder Gecken ist es anders, die kann man, wie Salomon sagt, im Mörser stampfen, und bleiben immer ganz.

Viele Gesetzgeber, unter andern Pyrgus selbst, ließen die Jugend beyderley Geschlechts sich mit Fäusten schlagen und stoßen, um dadurch nicht bloß den Körper, sondern auch den Geist geschmeidiger zu machen. Sich bogen und denken stand immer in einem Volk bejammen.

Bey den Truppen war der Stock immer das kräftigste Mittel, Ordnung und Maschinerie zu bewirken. Die Römer prügelten mit dem Weinstock. Einen Nebenstock erhalten, hieß Hauptmann werden. Während der gemeine Mann das Holz genoß, trank der Oberofficier den Saft von dessen Traube, und durch beyde erhielt Rom die Herrschaft der Welt. Heut zu Tage geht es nicht besser.

Was wäre selbst der Marschal-Stab von Frankreich, wenn er nicht ein Prügel wäre?

In Japan prügelt man die Bözen, die bey dem Oberpriester die Wache hatten, wenn ihm etwas geschah, und man fand, daß es half.

Carl der Große hat in seiner Gesefsammlung einen gewissen Hieb- und Prügel-Tarif mit beygesetzten Strafen eingerückt. Ein Gesef darunter klingt ungefähr so: Wer einem Priester ein Stück vom Hirnschädel abschlägt, von der Größe, daß, wenn man damit einen Schild von Erz anschlägt, man den Schall drey Schritte weit hören kann, so bezahlt er dafür 5 Stüber.

Drisk' deine Frau und dein Korn brav durch, sagte Sancho, und alles wird gut gehen.

Montesquieu erzählt in seinem Werke über die Gesetze, daß man bey den alten Persern nicht die Leute, sondern bloß die Kleider mit Stockschlägen bestraft habe, und daß manche sich diesen Schimpf so zu Gemüthe gezogen, daß sie sich das Leben genommen hätten. In Europa herrschte seit jeher ein ganz verschiedener Gebrauch, man prügelt ebenfalls die Kleider, aber man paßt die Zeit ab, da ihr Besitzer darinnen steckt. Im Militär herrscht nun ein jenem Persischen gerade entgegengesetzter Gebrauch, man zieht nämlich dem Missethäter die Uniform aus und peitscht ihn, indessen die Kleider ruhig liegen, allein.

Bey den Römern waren Stockschläge und Ruthenstreich so erniedrigend, daß, als Cicero bey Gelegenheit des Cabinus sagte: caedebatur virgis civis romanus, „ein Bürger von Rom ward mit Ruthen gestrichen“, so weinte das Römische Volk. Die Ohrfeigen standen nicht ganz so hoch im Preis. Die Gesetze der 12 Tafeln hatten bloß eine Geldstrafe darauf gesetzt, die eben nicht sehr groß war. Daher ein gewisser Lucius Veratius, ein reicher römischer Bürger, wie Gellius erzählt, zuweilen auf der Strafe spazieren ging und allen Menschen, die ihm begegneten, Ohrfeigen gab, aber auch augenblicklich die Strafe dafür bezahlte. Also auch in Rom gab es Genies.

Die manumittrende Ohrfeige war, so wie bey uns noch die lossprechende bey den Handwerkern, ein Ehrenschatz und that so wenig weh, als die Schläge, die die Ritter bekommen. Die rächende Ohrfeige ist jederzeit bey uns in hohem Werthe gewesen, der sich jedoch nach dem Werthe der Ohren richtet, die sie treffen. Man kann sie ausheilen von Null an bis zur Todesstrafe. So viel ich weiß, unterscheiden die Englischen Gesetze dabey, ob die Ohrfeige mit der positiven oder negativen Seite der Hand gegeben worden ist. Die mit dem Rücken der Hand sind nicht so schimpflich und nicht so theuer, vielleicht weil die mit der flachen Hand gemeiniglich mit größerem Vorsatz gegeben werden.

26. Die Känguruh-Matte. An den kurzen Vorderfüßen sind 5 Zehen, im vorne offenen Zehenbeutel 2 Saugwarzen. Geht oft auf den Hinterfüßen, wobei der mittelmäßig lange Schwanz dem

Körper als Stütze dient. Der große Magen ist in zwei Säcke getheilt und wulstig. Die bekannte Art gleicht an Größe einem kleinen Kaninchen, ist mausgrau. Findet sich in Neusüdwallis.

Das Känguruh, *Halmalurus*, unterscheidet sich von der vorigen Gattung nur durch den Mangel der Eckzähne. Die Vorderfüße sind noch viel kleiner und dienen fast gar nicht mehr zum Gehen; ihr Gelenk ist einer völligen Drehung fähig. Die Mittelzehe des Hinterfußes hat einen langen dreieckigen Nagel, der dem Thier als Vertheidigungswaffe dient, so wie der Schwanz, als dritter Fuß, zum Stützen des nach vorn oder oben kegelförmig spitz zu laufenden Leibes. Die Arten fressen Gras und Kräuter. *Z. B.* *H. giganteus*, bis 6 Fuß lang und 140 Pfund schwer. Hat 4 Saugwarzen, trägt aber gewöhnlich nur ein Junges im Beutel, welches bei der erstmaligen Geburt kaum 1 Zoll groß ist und im Beutel, anfangs ganz nackt, bleibt, bis es so groß ist wie eine Ratze, dabei aber schon, wenn die Alte weidet, den Kopf aus dem Beutel hervorstreckend mit Gras frisst. Lebt in Neuhoiland in Truppen von 30—40 Stücken, welche von einigen alten Männchen angeführt werden. Das Fleisch ist so wohlschmeckend als Hirschfleisch, weshalb man es auch in einigen Gegenden von Europa zähmt.

27. Schiffmühlen. Als Vitiages, König der Gothen, im Jahre 536 den Velsarius in Rom belagerte und die vierzehn großen kostbaren Wasserleitungen der Stadt verstopfen ließ, gerieth dieser in große Verlegenheit, nicht wegen Wassermangels überhaupt, denn dawider sicherte ihn die Tiber, sondern wegen Verlusts desjenigen Wassers, welches die Bäder versorgte, vornehmlich aber die Mühlen trieb, welche alle an diesen Canälen lagen. Pferde und Ochsen, die man hätte zum Mahlen brauchen können, fehlten; aber Velsarius gerieth auf den kühnen Gedanken, Fahrzeuge auf die Tiber zu bringen und darauf die Mühlen zu legen um solche vom Strome selbst treiben zu lassen. Der Versuch glückte vollkommen, und es wurden solcher Mühlen so viele als nöthig waren gebauet. Um diese zu zerstören, warfen die Belagerer starke Balken und todte Körper in den Strom und ließen solche in die Stadt hinunter treiben, aber die Belagerten brauchten Hemdketten und zogen Alles, was die Feinde hinein warfen, früh genug heraus.

Dies scheint die Erfindung der Schiffmühlen zu seyn, wenigstens kenne ich keine ältere. Es ist gewiß, daß dadurch der Gebrauch der Wassermühlen ungemein erweitert worden, denn die Schiffmühlen lassen sich fast auf jedem Strome ohne Erbauung eines Gerinnes oder künstlichen Gefälles anbringen; sie können an die bequemsten Stellen verlegt werden, und steigen und fallen von selbst, so wie das Wasser steigt und fällt, wiewohl sie dagegen die Unbequemlichkeit haben, daß sie eine starke Befestigung verlangen, daß sie oft den Strom zu sehr verengen, daß sie langsamer gehen und nicht selten bey gar zu hohem Wasser oder Eis zu gehen aufhören; alles dieses empfindet man an solchen Orten, wo man keine andere als nur Schiffmühlen hat, *z. B.* zu Lyon.

28. Lange schifften und handelten die Phöniciern auf dem Mittelmeere ohne Nebenbuhler und wußten so wenig vom Seekriege als von Vandroberungen. Aber ihnen bleibt der Ruhm der schönsten Eroberung durch Pflanzorte; wohin sie nur kamen, sproßten trotz des etwanigen Handelsgelisses Bildung und Gewerbe empor. Hierzu trug bei, daß ihr Land beschränkt und die Ausdehnung im Innern erschwert war; vielleicht zwang auch der Einzug der Juden in Palästina Manchen zur Auswanderung.

Auch der Landhandel Phönicierens war beträchtlich; er ging über Petra und Leucecome nach dem glücklichen Arabien und durch die Wüsten nach Gerra am persischen Meerbusen. Über Palmyra zogen die Caravanen bis Babylon, und mittelbarer Weise reichte der Verkehr durch Persien vielleicht bis Tibet und Sina. Zimmt und Eisenstein lieferte Indien. Aus Armenien und den benachbarten Ländern erhielt man Sklaven und Pferde, aus dem nahen Palästina Getraide, Öl und Rosinen, aus Ägypten, für Wein, Baumwolle und gestickte Zeuge. Ja, so lebhaft war der Verkehr mit diesem Lande, daß angeblich der vierte Theil der Einwohner von Memphis aus Phönicierern bestand. Ihre Webereien, wozu sie die Wolle aus den arabischen und syrischen Wüsten erhielten, waren bedeutend, ihre Glasfabriken berühmt, am berühmtesten aber ihre Purpurfabriken. Man hatte neun einfache und fünf gemischte Purpurfarben; die Blase an dem Halse zweier Arten von Muscheln gab den Stoff. Eine dieser Arten ward von Klippen und Felsen losgebrochen, die andere fischte man mit Rädern aus der Tiefe des Meeres. Auch an den peloponnesischen, sicilianischen und britannischen Küsten finden sich diese Muscheln, nirgends aber so häufig und von solcher Trefflichkeit als an den syrischen.

Die Schiffe der Phöniciern waren gewöhnlich rund und mit weitem Bauche, damit man viel und bequem packen könne. Sie hatten zwei bis drei Ruderbänke und mehre Steuerruder; man kannte den Gebrauch der Segel und vertraute der Leitung der Sterne.

29. Eine geringe Anzahl gefangener Franken hatte vom Kaiser Probus Wohnsitze in der Nähe des schwarzen Meeres erhalten. Sie aber rissen sich los von dem Lande der Knechtschaft, bemächtigten sich einiger Schiffe und suchten Rettung und Rache. Sie plünderten die Küsten Afiens und Griechenlands, schlugen sich siegreich auf dem Meere, kamen nach Sicilien und eroberten die herrliche Syracus. Mit Blut und Raub gesättiget, erschienen sie an Afrika's Gestaden. Durch Kriegsscharen, aus Carthago herbei gezogen, wurden sie zwar zurück gewiesen, aber Nichts hielt ihre Fahrt auf durch die Meer-Enge in den unermesslichen Ocean, und glücklich kamen sie, wenn auch nach schwerem Verlust, in ihre Heimath zurück.

Menschen, die so tren und so stark zu ihrem Volke hielten, daß die Kühnheit, welche die Sehnsucht in ihnen erzeugte, selbst bei den Römern Anerkennung und Bewunderung fand, mochten gebeugert werden, aber zu besiegen waren sie nicht. Es war unmöglich, daß sie jemals unter römischen Befehlen und römischen Waffen des Va-

terlandes vergaßen und der angekamnten Freiheit. Zu gewinnen war Niemand; selbst Einzelne zu bändigen war schwer. Bei dem glänzenden Triumph, den Probus über die Deutschen feiern wollte, sollten unglückliche teutsche Männer, die in römische Gewalt gefallen waren, als Fechter in Rom kämpfen zur Verherrlichung des Festes der Schmach über ihr Volk und zur Unterhaltung des blutgierigen und schaulustigen Pöbels dieser Stadt. Achtzig dieser Männer aber, voll heiliges Schmerzes über diese Schändung, brachen ihre Ketten, schwangen die Waffen, die zu ihrer gegenseitigen Ermordung bestimmt waren, auf ihre Wächter, stürzten dann durch die Straßen von Rom und schlugen in ihrem unendlichen Ingrimm Alles nieder, was ihnen auf ihrem Wege begegnete. Sie wurden umringt, und fanden, was sie gesucht hatten, den Tod freier Männer mit den Waffen in der Faust gegen römische Soldaten. Aber sie hatten Rache genommen an ihren schonungslosen Feinden; sie hatten die Schmach vermieden; und wenn sie den höhnen Triumph über ihr Volk nicht zu hindern vermochten, so hatten sie ihm doch ein Trauerfest voraus gesandt, welches ein ernstes Nachdenken in Allen erregen mußte, die noch des Nachdenkens fähig waren.

3. Reise durch Norwegen und Lappland.

Alle Bretter, die von Christiania ausgehen, haben immer im vorzüglichsten Rufe gestanden. Es scheint so sehr leicht, einen Baum auf einer Sägemühle in Bretter und Planken zu zerschneiden; die Sägemühlen selbst sehen auch nirgends anders aus, als wie man sie gewöhnlich kennt; und doch ist Christiania nur deswegen in größeren Wohlstand gekommen, weil man die Bretter, die von hier aus verschickt werden, besser zu schneiden versteht. Der genaue Engländer stößt Drontheimer Bretter zurück und schickt sie nach dem weniger eken Irland, wenn er dagegen Friedrichsstadts und Christianias Bretter theuer bezahlt. Das liegt nicht so sehr in der Güte der Bäume, als in der überaus gleichen Dicke der Planken, in dem genauen Parallellismus der beyden Plankenflächen, und vielleicht in vielen andern Kleinigkeiten mehr, die nur dem Sägemeister und dem delicates englischen Kaufmann bekannt sind, aber die über Wohl und Weh, Reichthum und Armuth ganzer Landschaften entscheiden.

Die Thätigkeit und die Bewegung ist gar groß und bedeutend, wenn im Winter unzählige Schlitten mit Brettern von der Höhe herabkommen und sie zum Aufsetzen nach der großen Bretter- und Balkenablage fahren. Alles drängt sich auf diesem großen Plage zusammen, der den ganzen Raum gegen das Wasser hin zwischen der Stadt und der Vorstadt Waterland ausfüllt, und der so weit gegen das Ende des Meerbusens sich fortzieht, daß die Schiffe fast unmittelbar die aufgesetzten Planken berühren. Demohnerachtet ist die ganze Ablage am Ende des Winters zu einer großen Bretterstadt geworden; man verirrt sich in die Menge der aufgesetzten Gänge und Straßen; auch geht hier das Gemimmel der Bretterbringenden Bauern fast unaufhörlich fort, so lange noch Schnee das Kommen erlaubt. Haben sie ihre Bretter den Aufsehern überliefert, so schreiben ihnen diese mit Kreide große Zeichen und Zahlen auf den Rücken, welche den Bretterherrn, den Ort, woher die Bretter gebracht sind, endlich die Menge der gebrachten Bretter andeuten. Da sieht es nun ganz wunderbar aus, wie jetzt die Bauern mit diesem ganz originellen Wechsel auf dem Rücken fortlaufen, so eilig sie können, nach den Comptoirs der Großhändler in den Quartalen. Jeder Aufenthalt, oder jedes andere Geschäft könnte die Zeichen auf dem Rock in die Gefahr des Verwischens bringen, und dann hätten sie den Beweis ihrer Schuldforderung unwiederbringlich verloren. Kommen sie vor dem Cassirer, so haben sie nie ein Wort zu sagen nöthig. Sie präsentiren den Rücken, und sie werden sich ohne Widerrede bezahlt. Und die Bürste, mit welcher der Cassirer über den Rücken hinsfährt, ist die Quittung des Bauern.

Eine Reise im Winter über die großen norwegischen Seen, wie den Mjösen herunter, würde in der That für viele eine Lustfahrt seyn, wäre sie nicht wegen der Wölfe in den frühen Dämmerungen des

Winters etwas gefährlich. Denn nirgends sind die Wölfe so gern und häufiger versammelt als eben auf ausgedehnten Eisflächen. Sie scheuen alles, was ihnen über dem Kopf hängt, und fliehen daher die Wälder. Das ist zwar wunderbar genug, allein so wahr, daß viele Bauern ihre Besitzungen vor Wölfen nicht anders verwahren als durch eine Einzäunung, unter welcher der Wolf zwar durchkriechen, aber nicht darüber hinspringen kann. Er umgeht lieber den Zaun, ehe er sich zum Durchkriechen oder nur zum darunter Weggehen entschließt. Auf dem freien Eise halten sich deswegen die Wölfe in Rudeln zu Dutzenden auf, und dort Gelegenheit zum Raube zu suchen. Kommt ein einzelner Schlitten, so traben sie von beiden Seiten nebenher und setzen die Reisenden in sehr gegründeten Schrecken. Ein sehr einfaches Hilfsmittel hilft diesen dann aus der Noth. Sie befestigen an dem hinteren Theile des Schlittens einen Strick, so lang als man ihn erhalten kann, der frey herunterhängt und auf der Bahn des Schlittens nachschleift. Die kleinen Unebenheiten des Weges heben ihn tanzend in die Höhe und drehen ihn in ewigen Schlangenumwindungen fort. Das setzt die Wölfe in Furcht. Sie wagen keinen Angriff und erschrocken über das tanzende Ungeheuer bleiben sie in einer sichernden Ferne.

Fogstuen ist eine der höchsten Wohnungen im Lande und es ist fast in ewigen Winter versenkt. Man ist hier der durchfrorenen und bedrängten Fremden gewohnt. Sie führten mich gleich sehr freundlich in ein reinliches ganz eigens für Fremde gebautes Zimmer, und der Mann wußte mit eigener Kunst und Geschick im Kamin eine solche Feuersbrunst aus Birkenästen und darüber aus flammenden Zweigen zu entzünden, daß ich bald Schnee und Eis und den pfeifenden Sturm draußen vergaß und daß ich recht aus dem Innersten des Gemüths den guten König Chstein seelig pries, der im Jahre 1120 auf Dovrefieldt die vier „Fiebltstuer“ erbaute, zum Wohl und zum Besten der darüber ziehenden Menschen.

Sie gaben mir am Morgen ein Paar große Handschuhe mit auf den Weg, wie man sie hier im Winter bey der Reise über das Fieblt braucht. Sie waren auch recht charakteristisch für die Gegend, aus Schaafpelz gemacht, und reichten über den Elbogen bis fast an die Achseln herauf. Hinten auf dem Rücken werden beyde mit einem Riemen zusammengebunden. Dazu eine Pelzmütze, die unter dem Kinn und wieder unter der Nase mit Klappen sich zubinden läßt und oben ganz über die Stirn und die Augen fällt, eine große Wildschur und Pelzstiefeln, und der Reisende hat nun nichts Menschliches mehr.

Jeder Gang durch die Straßen von Drontheim erweckt das Gefühl, daß es eine sehr schöne Stadt sey, und doch ist sie nur durchhaus von Holz. Ich glaube, es giebt nicht über vier Häuser von Stein im Umfange der ganzen Stadt, und das sind gerade fast alle elende unansehnliche Gebäude. Aber die Bretterhäuser

haben hier etwas ungemein Gefälliges, weil fast an jedem das Bestreben des Besitzers sichtbar ist, die Außenseite angenehm zu verzieren; und vielen ist es geglückt. Denn nicht bloß in dem geselligen Umgang äußert sich Feinheit des Gefühls und Geschmacks der Bewohner, auch in der Einrichtung ihrer Umgebungen. Wenigstens glaubte ich hier weit mehr Zierlichkeit, Nettigkeit und schöne Formen in diesen Umgebungen zu finden, als selbst in Christiania.

Da steht in der größten Straße der Stadt, in der Munkegade, ein mächtiger Pallast, der schon von halben Meilen weit her über die anderen Gebäude hervorleuchtet, ein Pallast, wie ihn vielleicht auch Copenhagen nicht hat. Er ist in einem einfachen edlen Style gebaut und von großem Effect. Aber er ist von Holz. Die Balken sind durch Sonne und Feuchtigkeit in ewiger Bewegung. Sie trocknen an der Sonnenseite ganz aus und ziehen das Haus nieder. Alles, was in Gleichheit und Ebenmaß seyn sollte, wird verrückt, und alle kleine Verzierungen, welche nur dazu dienen sollten, zum Eindruck des Ganzen zu leiten, stehen in der Länge der Zeit schief und geneigt und erwecken ein unangenehmes Bild von Unordnung und Verfall. Ohne das ganze Haus abzubrechen und neu zu bauen läßt sich der Übelstand nicht verändern. Zwar ist an diesem großen Stiftsamthause diese verderbliche Wirkung noch nicht bis zum Auffallen sichtbar, aber es ist das unausbleibliche Schicksal aller Gebäude aus Balken.

Es ist eine herrliche Straße, diese Munkegade, wie in der That wenige Städte sie aufweisen können. Sie läuft breit durch die ganze Stadt hin bis an das Ufer des Fiord, auf beyden Seiten mit ansehnlichen Gebäuden. Über den hellen klaren Fiord steigt im Hintergrunde in schöner Perspective die reizende Insel Munkholm, mit dem Castel, und ganz in der Ferne, über dem Wasser, schließen Schneeberge die Aussicht. Es ist unmöglich etwas Reizenderes zu erfinden. Man würde einer Zeichnung nicht glauben, wenn sie auch getreu nur die Natur darstellte. Aber sie würde auch den ewigen Wechsel der Beleuchtung auf die Werke und Thürme der Insel nicht geben und die verschwindende Tiefe bis zu den blauen ätherischen Bergen, von deren Gipfeln der Schnee hervorleuchtet.

(Helgeland.) Wir erfahren mit Verwunderung, daß man auf diesen Inseln die Adler sehr fürchtet; denn sie begründen sich nicht allein mit Lämmern und kleineren Thieren, sondern sie bekämpfen auch sogar Ochsen und werden nicht selten über sie Herr. Die Art ihres Angriffs ist so sonderbar, daß wir gern an der Wahrheit der Sache gezweifelt hätten, wäre sie uns nicht zu umständlich, zu bestimmt und an weit entfernten Orten fast auf die nehmliche Art bestätigt worden. Der Adler stürzt sich mit Macht in die Wellen, erhebt sich, ganz durchnäßt, und wälzt sich auf dem Sande des Ufers so lange, daß die Flügel ganz vom Oueß und vom Sande bebedt sind. Dann steigt er wieder auf und schwebt über dem unglücklichen Opfer. Ganz in der Nähe darüber, schwingt er die Flügel, schleudert Sand und Steine dem Vieh in die

Augen, und vollendet den Schrecken des Thiers durch die Schläge mit den kräftigen Flügeln. Die verblendeten Nashen laufen wie toll, und fallen endlich ermattet oder von Klippen herunter zu Tode. Der Adler zerhaft dann ruhig die Frucht seines Sieges.

Lovunnen ist der Sammelplatz unzähliger Vögel, denen man ihrer Feder wegen sehr nachstellt. Es ist nicht schwer sie zu fangen. Sie sitzen in kleinen Felsklüften versammelt. Da heraus ergreift der Jäger den ersten mit eisernen Haken, oder, ist die Klust tief, so schießt er abgerichtete Hunde hinein, die mit einem Vogel im Maul sich wieder zurückziehen. Der nächste Vogel beißt dem ersteren in den Schwanz, dem ein folgender, und so in der Reihe, bis zum letzten der Republik. Auf solche Art zieht der Jäger die ganze Reihe auf einmal heraus und macht eine große Beute in weniger Zeit. Auf flachen oder weniger felsigen Inseln lebt der Vogel nicht; auch scheut er die Bewegung der Menschen. Sein Aufenthalt sind immer nur hohe und abgelegene Klippen, und weit heraus gegen das Meer. In die Fjorde kommt er auch nicht, auch kaum zwischen die Inseln, welche die Mündung der Fjorde umgeben.

In der Nähe eines kultivirten Eigenthums sind die Lappen sehr unbequeme und schädliche Gäste und bey Tromsöe und im Balsfiord sieht man stets mit Besorgniß ihrer Ankunft entgegen. Denn sie haben wenig Achtung für Eigenthum des Bodens; sie durchbrechen die Zäune der Wiesen und Acker, und lassen die Rennthiere dort weiden, wo man eben Gras für das Vieh zu sammeln hoffte. Fressen auch diese Rennthiere das Gras nicht, so ist nur ein einziger Gang der Herde über die Wiese hinreichend, sie für das ganze Jahr unbrauchbar zu machen. Denn die Nähe berühren durchaus kein Gras und kein Heu mehr, auf welchem selbst vor Monaten der Fuß eines Rennthiers gestanden hat. Das scheint wohl sehr sonderbar und übertrieben, aber es ist die einstimmige Aussage aller Normänner, welche die Küste bewohnen. In welche Streitigkeiten hierdurch die festen Bewohner jährlich verwickelt werden und wie sehr sie dem größeren Anbau des Landes hinderlich sind, ist leicht denkbar. Auf einzelnen und abgelegenen Gaarden muß man sogar dem Treiben der Lappen ruhig zusehen, denn man fürchtet zu sehr ihre Selbststrafe, und nicht ohne Grund. Ein Eigenthümer in Lyngen drohte einem Lappen mit Bestrafung und Erlegung des angerichteten Schadens. Der Lappe schlug ihn auf der Stelle todt; und doch kommt dieser Lappe noch jährlich nach Lyngen herunter.

Die bestellten zwey Rennthiere mit ihrem Führer, Mathes Michelsen Sara, waren von den Fjelden herunter gekommen. Die Thiere wurden mit den nothwendigen Erfordernissen zur Reise beladen, und mit ihnen, zwey Lappen, einer Lappesfrau und einem Kinde verließ ich Altengaard. Wir traten bald in den Wald; die Felsen von Skaana

Bara kamen näher heran, beengten das Thal und standen mit senkrechten Abfälligen zur Seite. Alle Spur von Bewohnung verschwand. Die hohen herrlichen Fichten standen dicht umher, vortreffliche Stämme, und die kleinen Moräste im Walde waren von Eiern und Espen umgeben. Doch tiefer im Thale ward plötzlich der Anblick erschreckend. Da lagen die Bäume wie ein Verhaü übereinander, entwurzelt und niedergeworfen, fast nach allen Richtungen hin, auf großen und weiten Räumen, und nur wenige einzelne Stämme erhoben sich ganz verloren dazwischen. Ein lebhaftes Bild, wie fürchterlich die Stürme im Winter sehn müssen. Die meisten der Bäume lagen doch mit der Spitze das Thal herunter. Der Sturm war von Süden herunter gekommen, und, zwischen der engen Felsreihe eingepreßt, widerstehn ihm die Fichten nicht immer.

Beym Einbruch der Nacht führten die Lappen die Rennthiere auf einige Klippen, die vom Rennthiermoos darauf wie beschneit waren, und banden sie dort fest. Wir selbst blieben die Nacht vergnügt unter den Bäumen an der Seite des helllobernden Feuers.

Diese Fjeld-Lappen brauchen Zeit zu ihren Geschäften. Ich verlor einige herrliche Stunden des Morgens, ehe die Frau ihr Kind im warmen Wasser gebadet, ehe dann die Männer die Rennthiere wieder beladen hatten.

Sundegebell von unten verrieth uns die Nähe einer Heerde und die Hütte einer Lappesfamilie. Wir eilten ihr zu, denn der aufsteigende Südweststurm und Regen riethen uns ernstlich für die Nacht eine Bedeckung zu suchen. Wir fanden die Hütte, oder die Gamme, sehr bald am Fuße des Berges und am Rande des großen Morastes. Man nahm uns auf, aber nicht freundlich. Lappen sind keine Araber. Wo Tannen und Fichten, wo Birken nicht mehr gedeihen, da entwickelt sich auch im Menschen nicht mehr eine schöne Natur. Er geht unter im Kampf mit Bedürfniß und Klima. Die feineren Gefühle der Lappen entwickelt der Branntwein, und wie im Orient das Geschenk den Besuch ankündigt, so besänftigt hier nur das Glas die feindlichen Gemüther. Dann frehlich wird dem Fremden der erste Platz eingeräumt, im Hintergrunde des Zelts, der schmalen Thür gegenüber.

Man liegt am Umfange des nur höchstens acht Fuß im Durchmesser haltenden Raumes; das Feuer oder der Rauch auf dem Herd in der Mitte verhindert den Zug von der Thür, und deswegen ist dieser hintere Raum der Sitz des Herrn oder der Frau von der Heerde. Die Kinder sitzen ihnen zunächst, die Diener am nächsten gegen die Thür. Verlangt ein Fremder den Eingang, so befiehlt ihm die lappische Höflichkeit, sich noch innerhalb oder sogar noch vor der halbgeöffnieten Thür auf den Hacken zu setzen. Der Hausherr fragt ihn dann nach der Ursach des Kommens, auch wohl nach Begebenheiten des Landes, und ist die Erzählung gefällig, so bittet er endlich den Fremden näher zu treten. Dann ist er ein Glied der Familie. Man räumt ihm nun einen Familienplatz ein und bewirthe

ihn mit Reennmilch und Fleisch. — Der Araber ladet in seine Hütte und frägt nicht.

Wohl that es uns, diese Nacht unter einem Dache zu sehn. Der Sturm rasete fürchterlich und der Regen schlug wie Sand gegen die Bedeckung der Gamme. Wunderbar genug, daß die schwache Hütte solcher Wuth widerstand. Sie ist aus Stöcken gebaut, die wie ein Kegel in der Mitte zusammen stehen. Einige andere Quersstücke halten sie in den unteren Theilen aneinander. Über diesen Rahmen ist nichts als eine Leinwand ausgebreitet, gewöhnlich Segeltuch, doch so, daß oben eine viereckige Öffnung unbedeckt bleibt, zum Abzug des Rauchs. Ein großer Theil dieser Bedeckung liegt noch frei auf dem Boden, er dient, außerhalb die Vorräthe, Milch und andere Geräthschaften gegen Wind und Wetter zu schützen, und dann bilden zugleich diese Geräthschaften, und die Decke darüber, eine Art von Wall, welche das Eindringen und den Zug der äußeren Luft von unten in der Gamme verhindert. Ein anderes großes und freyes Stück Segeltuch wird um die äußere Bekleidung herum gegen die Seite gezogen, von welcher der Wind kommt. Diese Seite ist daher stets mit einer doppelten Bedeckung verwahrt. Die inneren Sitze bestehen aus weichen Rennthierfellen und aus weißen wollenen Decken. Die Güte der Felle und Decken bestimmt auch hier den Rang des Plazes und dessen, der ihn einnehmen soll.

Eine leichte Wohnung — und fast ist es unbegreiflich, wie eine ganze und oft zahlreiche Familie in solcher engen Umgebung für viele Monate lang Raum findet. Aber alle Glieder der Familie sind darinnen zu gleicher Zeit nur selten versammelt; die Rennthierherde verlangt ihre Gegenwart und ihre Aufsicht, selbst während der Nacht, selbst in so stürmischen und so gräßlichen Nächten, als wir hier in Nuppibye aushielten.

Männer und Kinder, Frauen und Mädchen, keiner ausgenommen, wechseln zwey oder drey Mal des Tages in diesem Bewachungsgeschäft, und ein jeder zieht mit mehreren Hunden aus, die ihm eigenthümlich gehören und die nur seinen Worten allein folgen, die vorigen Wächter kommen dann mit den hungrigen Hunden zurück. Daher ist es nicht selten, wenn acht, zehn oder zwölf Hunde zugleich in die Gamme über die Köpfe der Ruhenden wegsteigen, für sich selbst bequeme Ruhestellen zu suchen. Sie bedürfen freylich der Ruhe, denn so lange sie draußen mit dem Herrn die Herde bewachen, sind sie in fortwauernder Bewegung. Auf sie beruht das Heil und die Sicherheit dieser Herde. Nur durch sie werden sie auf bestimmten Plätzen zusammengehalten oder wenn es nöthig ist nach anderen geführt. Nur durch sie treibt man die Wölfe, die fürchterlichsten Feinde der Lappen, von den Rennthieren zurück. Das fürchtensame Thier läuft erschrocken in der Wildniß umher, wenn sich der Wolf nähert; die Hunde hingegen bellen und klaffen die Herde in der Enge zusammen, und so wagt der Wolf nicht leicht einen Angriff. — Wenn daher für den Lappen das Rennthier ist, was für den Bauer der Acker, so ist, was für diesen der Pflug, dem Lappen der Hund.

Kommt er nun aber ermüdet in die Gamme zurück, so wird er auch immer und willig sein Rennthierfleisch und seine Suppe mit dem Hund theilen, aber schwerlich mit Vater und Bruder.

Es ist ein ungewohnter neuer und schöner Anblick, wenn des Abends die Herde sich des Milchens wegen um die Gamme versammelt. Auf allen Hügeln bis fernhin ist plötzlich alles voll Leben und Bewegung. Die geschäftigen Hunde klaffen überall und bringen die Masse näher und näher, und die Rennthiere springen und laufen, stehen, springen aufs Neue in unbeschreiblicher Mannigfaltigkeit der Bewegungen. Wenn das fressende Thier, durch den Hund erschreckt, den Kopf hebt, und das große stolze Geweih nun hoch in der Luft steht, wie schön und wie herrlich! Und wenn die Gestalt nun über den Boden hin läuft, wie schwebend und leicht! Man hört nie den Fuß auf den Boden, sondern nur das ewige Knistern in den Kniekehlen, wie von überschlagenen electrischen Funken — ein sonderbares und weit hörbares Geräusch von so vielen Rennthieren zugleich.

Und wenn dann alle drey oder vier hundert endlich die Gamme erreicht haben, sie nun stehen oder sich ruhen oder vertraulich von einem zum andern hin laufen, die Geweihe gegen einander versuchen oder in Gruppen ein Moosfeld umgeben; wenn dann die Mädchen mit den hölzernen Milchgefäßen von Thier zu Thier eilen, der Bruder oder der Diener dann bastene Schlingen um die Geweihe des von ihr bezeichneten Thieres wirft und es zu ihr heranzieht; das Thier sträubt sich und will der Schlinge nicht folgen, und das Mädchen lacht und freut sich der großen Mühe des Bruders und läßt muthwillig das Thier wieder entschlüpfen, damit der Bruder es nochmal ihr fange; Vater und Mutter haben ruhiger die ihrigen zu sich gezogen und schon manche Gefäße gefüllt, und nun schelten sie den Muthwillen, der die ganze Herde zusammen schreckt — wer möchte nicht dann an Laban denken, an Lea, Rachel und Jacob!

Wir verließen Nuppibye am 5ten des Morgens und erreichten schon gegen Mittag den Rand des langen und schmalen Zielmijaur und die Gamme am Rande des Sees. Sie war nur eine Meile von der Gamme unter Nuppivara entfernt. Die Herde gehörte meinem Führer Mathes Sara; er sollte die müden Rennthiere hier mit frischen vertauschen.

Die Herde war aber jetzt weit entfernt und konnte nicht eher als gegen Abend erwartet werden. Da traten wir in die Gamme hinein. Der erwachsene Sohn war drinnen, allein er hob sich nicht, er bewillkommte uns nicht, und daß er den Vater in vielen Tagen nicht gesehen hatte, hätte wohl Niemand geahndet. Mißtrauen hatte seine Augen verblindet. Gegen Abend ging er zur Herde mit dem jüngeren Bruder, und die Töchter kamen zurück. Warum kam die Herde nicht auch? Warum sollte sie nicht bei der Gamme gemolken werden, wie gewöhnlich? Die Weiber meinten, sie sey zu weit entfernt, und sie bis zur Gamme zu treiben sey zu beschwerlich für heute. Der Sohn hatte die gebrauchten Rennthiere mit sich genommen; aber er sandte die neuen nicht. Die Nacht verging. Auch am Morgen waren noch

keine Rennthiere gekommen. So werde ich sie selbst suchen, sagte Mathes Sara. Die Weiber bestimmen ihm den Ort, wo die Heerde jetzt weidet. Er läuft den ganzen Tag und kommt athemlos und ermüdet am Abend zurück, ohne nur ein einziges Rennthier gesehen zu haben. Frau und Kinder hatten ihn nach der falschen Seite gewiesen und während seines Suchens die Heerde weit nach der entgegengesetzten Seite getrieben. Sie blieb auch diesen Abend weg, wie den vorigen, und zeigte sich in der Nähe der Gamme nicht. Noch weniger erschienen die bestellten Rennthiere am folgenden Morgen. — Mathes Wille war nicht der Wille seiner Familie. Sie achteten den Fremden nicht genug, um ihm Rennthiere zur Fortsetzung seiner Reise zu bewilligen, und der Contract mit dem Hausherrn hatte für sie keine Kraft. Eben so kraftlos waren Mathes Ermahnungen, sein Schelten.

Das war keine patriarchalische Herrschaft des Vaters über die Kinder, gewiß keine unterwürfige Achtung, die sich erlaubt, den Vater mit Vorsatz auf den öden Gebirgen in die Wildniß und in die Irre zu schicken. Was aber alle Vorsätze der Lappen bricht, führte endlich auch uns die so sehnlich erwarteten Rennthiere entgegen; die Mutter widerstand dem Eindruck des Branntweins nicht. Ein Gefühl von Dankbarkeit bewegt sie spät am Abend der eben wiedergekommenen Tochter ein Wort ins Ohr zu reden — und nach wenig Minuten verkündet das elektrischähnliche Knistern der Thiere und das Bellen der Hunde die so heiß gewünschte Ankunft der Heerde. — Wir hatten sie doch schon vergebens zwey Tage gesucht! — Hier führte offenbar die Mutter das Regiment; auch in Kuppibye war das so, und dort mochte dies Weiberregiment noch strenger und gewaltfamer seyn, denn die Bewegungen der dortigen Frau waren nicht gültig. — Auch meines zweyten Lappen, Torbern Raafords, Frau, Michel Sara's Tochter, hatte über ihn eine bestimmende Macht. — Wie nothwendig ist es doch, ein fremdes Volk genau und lange zu beobachten, ehe über dessen Gewohnheiten und Sitten zu urtheilen ist. Das Verhältniß und der innere Zustand dieser Familien war wohl schwerlich Regel für Alle. Denn wie ist es möglich die Idee einer patriarchalischen Herrschaft des Vaters von der eines Nomadenvolkes zu trennen!

Es ist ein Glück, sagt mir der Prediger Kohlström in Muonioniska, es ist ein Glück, daß Johann von Colare noch hier ist; denn das ist der erfahrenste Schiffer durch den Wasserfall, er wird Sie führen.“

Ich hörte das Brausen des Falles schon weit vorher, ehe wir ihm nahe kamen, und da, wo doch der Fluß noch ruhig hingleitet, und zwey Inseln umgiebt, die jetzt dicht mit Heuhaufen bedeckt waren. Dann folgen einige Fälle. Sie sind nicht hoch, auch nicht lang, aber der Strom wird unruhig und bewegt. Nun steigen zu beyden Seiten Felsen auf und Spigen heben sich aus dem Grunde hervor. Das aufgeregte Wasser drängt sich jetzt enge zwischen den nahe gegenüberstehen-

den Felsen. Die Wellen bäumen sich, schäumen, stürzen übereinander. Sie fassen das Boot und stoßen es mit undenkbarer Schnelligkeit in den Abgrund herunter. Fürchterlich tobend schlagen sie darüber brausend zusammen; Himmel, Felsen, Wald ist verschwunden, überall ist nur Schaum und Gebrüll. In einem Stoß schleudert die Welle das Boot gegen den Fels. Aber mit starker Hand lenkt es der kühne Steuermann, schneller noch als die Welle, wie ein Spiel von einer Seite zur andern, und im nächsten Augenblick schwebt es schon wiegend auf den wieder beruhigten Wogen. Wenig Schritt weiter ist der Strom wieder ein schöner Landsee, fast ohne Bewegung.

Ohne Gleichen kühn war der erste Schiffer diesen mächtigen Fall herunter, und auch noch jetzt, nach so vielen und so wiederholten glücklichen Versuchen, vertraut man sich nur erfahrenen Leuten zu dieser Tartarusfahrt. Fürchterlich sind die zwey Menschen vorne im Boot. Ihr stierer Blick, die schrecklich hervortretenden Augen suchen jeden Gedanken des Steuermannes zu fassen, wenn sie nun schneller, nun langsamer im Fall fortrudern müssen. Ihre eigne Erhaltung hängt davon ab, daß sie des Steuermanns Gedanken richtig errathen. Jeder Muskel ist in der höchsten Spannung, und nur die Arme sind in Bewegung. Die Boote sind wie Meeresboote stark, die Wellen würden sie sonst mit einem Schläge zertrümmern, und das ungeheure Steuer scheint für große Schiffe gemacht. Sie wagen es, diese Menschen, auf solchem Wege große Lasten herunterzufahren, Butter, Theer, Fische und Häute bis nach Torneo, und mit unglaublicher Mühe ziehen sie am Ufer die Boote wieder den Fall herauf.

Fast auf der südlichsten Spitze des Reichs, im Grunde einer herrlichen Bay, in welcher ganze Kriegesflotten sicher vor Anker liegen, ist Christiansand der vorzüglichste Zufluchtsort der viele Tausend von Schiffen, welche durch das Cattegat gehen oder von der Ostsee zurückkommen. Die Strömung aus dem Sund hervor stößt gegen die norwegischen Küsten, windet sich um die ganze Südspitze herum und geht dann mit großer Schnelle, nordwärts an der Küste, gegen Bergen herauf. Alle Schiffe aus dem Sund suchen daher im Angesicht von Norwegen die Nordsee zu erreichen; theils führt sie dahin der Strom von selbst, theils wünschen sie die Strömung zu ihrer Fahrt zu benutzen. Daher sind ganze Ostseeflotten stets von Christiansands Felsen zu sehen. — Aber nur zu oft verlieren die Schiffe in den Stürmen des Cattegat Masten, Segel, Steuerruder, Planken, Tane oder gar ganze Schiffstheile selbst. Dann ist Christiansand ihre Zuflucht. Hier finden sie alles, bis in das kleinste Detail, was sie zur Ausbesserung und zur Ausrüstung bedürfen. Geschickte Arbeiter, Schnelligkeit der Arbeit, daher wenig Verzögerung der Fahrt durch das Unglück, und Vorschüsse, die Arbeit verfertigen zu lassen, welche vielen Schiffen so unendlich wichtig sind.

Deswegen ist auf die Frage: wovon lebt Christiansand? die erste und sehr bestimmte Antwort: von Haverie. — Einzelne Privatpersonen besitzen ganze Magazine von allem vereinigt, was zur Aus-

besserung eines Schiffs nöthig ist, und man nannte uns unter anderen den reichen Consul und Kaufmann Isaacsen als Besitzer eines solchen Magazins, wo in der größten Vollständigkeit alles aufgehäuft ist, jedem nur möglichen Schaden abzuwehren, der ein Schiff betreffen kann.

Die Booten sind treffliche Menschen. In ihren starken mächtigen Booten schwimmen sie bis weit im Meere heraus; und in den Scheeren sieht man freudig überall das Blutroth und weiß getheilte Segel, das die Bootenboote bezeichnet und nur von ihnen allein geführt werden kann. Sie scheuen keine Gefahr und erwarten den Ruf des Schiffes nicht, es zwischen die Klippen zu führen. Jeder Fels, jeder Stein am Lande und auf und unter dem Wasser ist ihnen bekannt; das Schiff bewegt sich unter ihrer Führung in diesen Labyrinthien wie ein selbstwilliges Wesen. — Aber was haben sie nicht auch zu thun an einer Küste, die von allen Nationen befahren wird und an welcher die Schiffe so oft zwischen den Felsen Ruhe und Hilfe suchen oder gar scheitern! Das macht die südnorwegischen Booten zu den erfahrensten und geschicktesten, ja vielleicht zu den kühnsten der Welt.

Im Jahre 1806, im Herbst, war ich auf Lunge bei Oster Riisber. Wenige Tage vorher hatten Schiffe im schweren Sturm und noch mehr als eine Meile im Meer das Einlaufen gefordert. Der Boot legt sich ins Boot. Alle laufen am Strande den Ausfall zu sehen, denn das Wetter war fürchterlich. Der Boot läuft dem Winde entgegen, verschwindet und erscheint wieder, bald hat er das Schiff erreicht. Da schlägt das Boot um und er verschwindet für immer. „Es konnte nicht gehen,“ schreit der Sohn und springt in sein Boot; „mein Vater wagte zu viel, er hat den Wind um einen Strich zu scharf geschnitten.“ Er läuft dem Schiffe zu, in gleicher Gefahr. Aber er vermeidet den geglaubten Fehler des Vaters, erreicht das Schiff, und führt es glücklich in den Hafen hinein. Der Vater war aus der Reihe der Lebenden verwischt. — Fast jeder Boot erwartet es nicht anders; und sein Schicksal ereilt ihn gewöhnlich noch früher, als er glaubt.

4. Reise nach Syeres in der Provence.

Novbr. 1803.

Unsre vierte Tagereise war äußerst unangenehm. Rauhe Witterung, schlechte Wege, traurige Gegenden, elende Dörfer, überall Spuren der höchsten Armuth, Bigotterie und Nahrungslosigkeit. Desto angenehmer wurden wir Abends in Roanne durch Wohlstand und Betriebsamkeit überrascht. Dieser ansehnliche Flecken liegt nämlich an der Loire und ist der Stapelort aller der Waren, die zwischen Lyon und Nantes hin und her gehen. In dem Wirthshause besonders kündigte alles diese Verbindung mit zwey großen ansehnlichen

Städten an. Die ärmlichen Küchengeschirre waren verschwunden, und Porcellan und Fayence in Überflus zu sehn; die groben Boyvorhänge waren mit feinen kattunen, die wollenen Decken mit seidenen vertauscht; die niedlichen Corsets, die schöngeformten Chignons der Mädchen verriethen großstädtische Zierlichkeit.

Am folgenden Morgen, als gestern den siebenten November, traten wir in die pittoresken Gebirge von Forez und Beaujolais ein. Die reine balsamische Luft, die herrlichen Porphyrmassen, die kleinen Wasserfälle, die frische Waldvegetation — alles erinnerte an eine liebliche Alpenlandschaft. Auf dem Gipfel des Berges lag das Wirthshaus à la Fontaine in warmem südlichen Sonnenglanz. Wir frühstückten hier im Freyen und ergötzten uns an dem Anblick des schimmernden Saonethals. Vorsichtig ging es jetzt den steilen gefährlichen Abhang hinunter, und glücklich langten wir nach einer halben Stunde in Tarare an. Der Unterschied in der Vegetation war außerordentlich; noch hatten alle Bäume ihr schönes herbstliches Laub, und alle Wiesen ihr frisches üppiges Grün. Tarare selbst, mit seinen Balcons und flachen Dächern, mit seinen papierernen Fenstern und leinwandnen Thüren schien uns gleichsam der Eingang zu dem südlichen Frankreich zu seyn.

Zum Theil auf vortreflichen Quays an der Rhone hin, zum Theil über hohe pittoreske Berge hinweg kamen wir Abends bei guter Zeit in dem schön gelegenen Städtchen St. Vallier an. Schon schien der Accent ins Provenzalische überzugeben und der Wein ward in großen provenzalischen Kannen aufgesetzt. Die Speisen waren zum ersten Male mit Öl gemacht und die Betten nach provenzalischer Art mehrere Fuß über dem Boden erhöht. Die französische Tracht schien mit der provenzalischen zu kämpfen und die allerliebsten Töchter der Wirthin hatten die ganze provenzalische Lebhaftigkeit. Man gab uns hier Hermitage zu drey Livres die Flasche, der wenigstens keiner der schlechteren war. Den besten aber muß man in Tain aussuchen, wo die eigentliche Niederlage davon ist.

Wir passirten dieses nahrhafte Städtchen den andern Vormittag; der Hügel, auf dem jenes herrliche Gewächs gewonnen wird, liegt im Rücken von Tain. Die Oberfläche desselben besteht aus lauter verwittertem Granit und die Sonne liegt beynahe den ganzen Tag darauf. Da nun überdem jede Kebe in eine Höhlung gesetzt wird, in der sich die Sonnenhitze noch mehr concentriren kann, so gibt dies natürlich einen sehr feurigen Wein. Der Name schreibt sich von der kleinen Capelle her, die auf dem Gipfel steht.

Januar 1804.

Sie fragen mich nach dem Charakter der Provenzalen, Sie wünschen umständliche Sitten-Details? Hier haben Sie die Resultate meiner Beobachtungen, hier haben Sie was ich darüber zu sammeln im Stande gewesen bin. Drey Hauptfehler scheinen mir im provenzalischen Charakter herrschend, doch mit mehreren guten Eigenschaf-

ten gemischt zu seyn: Barschheit, Heftigkeit und Unbeständigkeit. Der Provenzal ist verb, rauh, grob wenn Sie wollen; aber dafür sind ihm auch Falschheit, Betrug und Hinterlist fremd. Er ist auf-fahrend, stürmisch, jähzornig, er zeigt aber dennoch sehr viel Gut-müthigkeit, er pflegt nicht selten sogar großmüthig zu seyn. Er er-greift endlich alles mit Feuer und Lebhaftigkeit, aber seine Liebe und seine Freundschaft, sein Eifer und seine Thätigkeit, sein Muth und seine Tapferkeit haben oft nur die Dauer eines Augenblicks. Im Ganzen sind die Provenzalen zwar ein leichtsinniges fröhliches und ausgelassenes, aber dennoch braves emsiges und arbeitsames Menschengeschlecht.

Die auffallendsten Eigenthümlichkeiten indessen bieten die Fi-scher, die Lastträger und die Landleute dar; ich muß daher in Ansehung dieser drei Classen etwas umständlicher seyn.

Was zuerst die Fischer anlangt, so bilden sie eine eigene ge-schlossene Gaste, in der sich noch die ganze Energie des alten Charak-ters, die ganze Einfachheit der alten Sprache, die ganze Originali-tät der alten Sitten erhalten hat. Ihr Gesang, ihre Tracht, ihre Lebensart, alles erinnert an die unvermischte phöcäische Nachkommen-schaft. Doch wer vermag diese feinen Züge, diese zarten Formen durch Worte darzustellen? Sämmtliche provenzalische Fischer haben — doch wohlverstanden nur für alles was die Fischerey betrifft — einen eigenen völlig unabhängigen Gerichtshof in Marseille, der schon seit dem zehnten Jahrhundert errichtet, in seiner jetzigen Gestalt indessen erst seit dem Jahre 1431 organisirt worden ist. Er besteht aus vier Ältesten, Prüb'hommes genannt, die zwar alle Jahre wechseln, aber während ihres Amtes mit unumschränkter Gewalt versehen sind. Die Gerichtsversammlungen werden gewöhn-lich Sonntags Nachmittags gehalten, die Klagen mündlich angebracht, die Urtheile nach dem Herkommen, oder nach dem Gutachten der Richter, durch Abstimmung gefällt. „La ley vous countano“ — das Gesetz verdammt euch! Mit dieser einfachen jede Appellation aus-schließenden Formel ist alles abgethan. Die Prüb'hommes sind dabei schwarz gekleidet und bekommen zwey Sols Gebühren von jeder Partey. Übrigens haben die hiesigen Fischer ein Archiv, voll vieler wichtiger ihr Handwerk und ihre Gerechtfame betreffender Altenstücke, das selbst während der Revolution unangetastet geblieben ist.

Nicht weniger Aufmerksamkeit verdienen auch die gymnastischen Übungen unserer Fischer, das Mastenklettern und das Fischerstechen. Bey dem Mastenklettern wird ein mit Talg bestrichener Mast von einem Schiffe oder auch vom Lande ausgelegt. Die Kunst besteht darin, mit bloßen Füßen bis an die Spitze darauf hinzugehn. Da das anfangs nur sehr wenigen gelingt, so fallen natürlich eine Menge possirlicher Scenen dabei vor. Bey dem Fischerstechen sin-det eine Art Bootskampf Statt, der eine nähere Beschreibung ver-dient. Zwölf bis sechszehn leichte Rähne nämlich werden vorn an der Spitze mit einem vier Fuß langen und zehn Zoll breiten Bretchen versehen. Hier nimmt ein Kämpfer seinen Platz, der mit Schild und Lanze bewaffnet ist, während der Rahn selbst von sechs starken

Männern gerudert wird. Sämmtliche Rähne theilen sich hierauf zu sechs oder acht in der gehörigen Entfernung ab und rudern end-lich auf ein gegebenes Zeichen plötzlich auf einander los. Wer seinen Gegner dabei am öftersten ins Wasser stürzt und dennoch dem feind-lichen Stöße selbst ausweicht, der trägt den Hauptpreis davon.

Dies von den Fischern; jetzt zu den Lastträgern, die ebenfalls in ihrer Art sehr merkwürdig sind. Ein solcher Lastträger zeichnet sich durch sein hochrothes Gesicht, seine hervorstehenden Augen, sei-nen dicken gedrückten Hals, seine breiten massiven Schultern und seine Trägervulst aus, die ihm unaufhörlich auf dem Nacken hängt. Nehmt euch in Acht; er sieht und hört nicht, wenn er etwas auf-gelesen hat, er kann euch zehnmal über den Haufen rennen, ehe er es selbst gemahr wird. Diese Lastträger machen ebenfalls eine eigene geschlossene Gesellschaft aus. Es gibt Lehrjahre, Meisterstücke, In-nungs-Geheimnisse bei ihnen; sie haben ihre Ältesten, ihre Mät-ler, ihren Cassirer, u. s. w.; sie müssen alle für einen stehn. Bey einer ziemlich frugalen Lebensart besitzen sie dennoch eine außerordent-liche Körperkraft. „Vier Centner, sagen sie, ist eine Kleinigkeit; sechs Centner gehören einem ordentlichen Mann; erst acht bis neun Centner geben besondern Respekt.“ Der bekannte Marquetas zu Toulon hatte es bis auf zehn Centner gebracht. Es ist derselbe, den Bijet unter dem Balcon des dortigen Rathhauses als Colos veremigt hat.

Eine dritte interessante Menschenklasse endlich sind die provenza-lischen Bauern, wobei man aber die Gebirgsbewohner und die Land-leute des flachen Landes unterscheiden muß. In Ansehung der Ge-birgsbewohner kommt es wieder darauf an, ob sie aus den höhern oder niedrigen Gebirgen sind. Die ersteren zeichnen sich durch einen großen kühnen und freyen Alpencharakter aus; ihre Kebligkeit, Ar-beitsamkeit und Gutmüthigkeit ist in der ganzen Provence bekannt. Ohne gerade regelmäßig auszuwandern, pflegen sie doch häufig in die größern Städte der südlichen Provence zu gehn, wo man sie besonders gern zu Aufwärttern, Köchen und Hausknechten braucht.

Die Einwohner der niedern Gebirge hingegen scheinen schon um vieles verderbter zu seyn, was unstreitig ihren regelmäßigen jährli-chen Auswanderungen in die südlichen Theile der Provence zuzuschrei-ben ist. Hier suchen sie sich nämlich den Winter über mit Wei-bern und Kindern zu nähren, und gehen erst mit Anfang des Früh-lings in ihre Gebirge zurück. Während sich also die Männer als Rärner, Stallknechte, Tagelöhner, Fabrikarbeiter, u. s. w. vermie-then, geben die Weiber Wäscherinnen, Fischverkäuferinnen und derg-leichen ab. Die Knaben werden Schuhpuzer und Kastanienver-käufer oder ziehen mit Murmeltieren und Orgeln herum; die Mädchen suchen sich vom Fliden zu erhalten, oder fangen einen kleinen Käse- und Feigenhandel an. Kurz, jedes Glied der Familie muß einen Erwerbzweig haben, wovon es sich nähren und noch etwas für den Sommer zurücklegen kann. Diese Gewinnlust scheint die herrschende Leidenschaft jener Bergbewohner zu seyn.

Was die Bauern des flachen Landes anlangt, so sind sie beynahe

allgemein als äußerst böß verfahren. Ich glaube indessen, daß man ihnen Unrecht thut und daß sie im Grunde nur roh und heftig sind. Ein solcher Bauer schießt euch frehlich eine Hand voll Schroot in die Weine, wenn ihr auch nur eine einzige Feige von seinem Baume brecht; aber sagt ihm ein freundliches Wort, und er gibt euch einen ganzen Hut voll davon. Eine der interessantesten Classen dieser Landente sind die wandernden Schnitter, daher ich Ihnen über diese einige Details mittheilen will. Die Provence bietet bekanntlich, nach ihren alten Gränzen betrachtet, drei große durch ihr Klima äußerst verschiedene Theile dar. Dieses sind der untere, mittlere und obere Theil, in denen natürlich die Ernte auf verschiedene Monate fällt. Wenn daher in Napoule, dem südlichsten Punkte, schon Ende May's geschnitten werden kann, so ist das in Aix erst Ende Junius, in Barcelonette erst Ende Augusts der Fall. So findet also im Grunde eine dreymonatliche Ernte statt, und so läßt sich erklären, wie Schnitter von Profession das ganze Land durchziehen. Mit Weib und Kind, in Caravanen von achtzig bis hundert Mann, rücken nun diese Schnitter-Nomaden allmählig von einem Punkte zum andern und immer weiter nach Norden fort. Jede Caravane hat ihren Ausschuß, ihre Ober- und Unter-Schnitter und ihre gemeinschaftliche Casse, die erst am Ende getheilt werden darf. Sie führen dabey ihre ganze Oconomie auf Eseln bey sich, machen ihre Reisen nur des Nachts und bringen die ganze Erntezeit unter freiem Himmel zu. Ihre Sitten haben etwas patriarchalisches.

Die letzten vier Wochen vor Weihnachten pflegen die jungen Bursche den sämtlichen Mädchen ihres Dorfes, gewöhnlich an den Sonntagsabenden, sogenannte Ständchen zu bringen, die man im provenzalischen Lubades nennt. Für diese Ehre ist nun jedes Mädchen verbunden, an den Ältesten der jungen Leute (Aba) zu Weihnachten einen Kuchen abzuliefern, der mit ihrem Namen bezeichnet wird. Da dieses keine versäumt, so findet hierauf den zweyten Feiertag eine glänzende Versammlung des ganzen Dorfes und die Versteigerung sämtlicher Kuchen ungefähr auf folgende Weise Statt. Der Aba besteigt ein kleines Gerüst: die zierlichen mit Bändern geschmückten Kuchenkröbe stehen neben ihm. — „Ein schöner, ein herrlicher vortrefflicher zuckerfüßer fastiger Apfelmuchen, Nummer eins, Maria Coutelou,“ — hebt er an, indem er einen davon ergreift und nun einen langen Lobspruch über die Schönheit, die Wirtschaftlichkeit und die Verdienste der Bäckerin folgen läßt. Sogleich bieten nach Befinden mehrere ihrer Liebhaber darauf, bis der Kuchen endlich dem reichsten oder dem hartnäckigsten zugeschlagen wird. Auf diese Art kommt eine Nummer nach der andern daran, und das daraus gelbste Geld gibt in der Regel den jährlichen Tanzfond ab.

In Marseille werden sehr viel Regenschirme und sehr wohlfeil gemacht; es ist zum Erstaunen, wie sehr man sich vor dem Maßwer-

den scheut. Sobald es daher nur ein Wischen spritzt, flugs hat jedermann seinen Regenschirm bey der Hand. Lastträger und Mauleseltreiber, Castanienbrater- und Schuhputzer-Jungen — und wenn sie keinen ganzen Rock anhaben — ihr steht sie dennoch mit Regenschirmen gehn. Woher diese lächerliche Regenfurcht? Wahrscheinlich, weil der Regen so selten ist, weil der elektrische Südländer nichts so sehr fürchtet als die Feuchtigkeit. Er kann Hunger und Durst, er kann die größte Hitze, die größten Strapazen ausstehn, nur keine Kälte, nur keine Nässe nicht — Es regnet: Pluego! Pluego! — Er glaubt bey den ersten Paar Tropfen ein Kind des Todes zu sein.

Was für große Geschäfte hier gemacht werden können, erhellst am besten aus folgender Übersicht.

Marseille kann exportiren nach der Levante: Tücher, Färbholz, Zucker, Caffee, Indigo, Cochenille, Gewürze, Eisen, Blech, Zinn, Früchte, Liqueurs, Weinstein, Zinnober, Mützen, Seidenzeuge, Treppen, vergoldete Arbeiten, Zeuge, Juwel-, Quincaillerie- und Kramwaren, endlich Piaster, deutsche Thaler und Grünspan. Es kann dagegen importiren aus der Levante: Wolle, Baumwolle, Seide, Gummi, Krapp, Galläpfel, Opium, rohe und gesponnene Kameel- und Ziegenhaare, Talg, Kupfer, Caffee, Soda, Häute, Weihrauch, Safran, Myrrhen, Reis, Salmial, Tamarinten, Sensblätter, Natron, Felle, grobe baumwollene Zeuge, Weizen, Gerste, Hülsenfrüchte, Straußfedern und Wachs.

Marseille kann exportiren nach Westindien: Öl, Wein, Seife, Mandeln, Lichter, Brandwein, Hüte, Schuhe, Haarpuder, Früchte, Käse, Fayence, Mauersteine, Schinken, Nägel, Meisen, Modewaren, seidene, baumwollene und zwirnene Strümpfe, Parasols und andere kleine Artikel.

Marseille kann exportiren nach Italien: Zucker, Caffee, Shrup, Tücher, Zeuge, Krämerey-Waren, Hüte, Cacao, Luxusartikel, Colonialwaren, Stockfisch, Weine, Häute, Fischerneze, Seife, Liqueurs und westindische Produkte aller Art. Es kann dagegen importiren aus Italien: Öl, Weizen, Hülsenfrüchte, Seide, Hanf, Wolle, Süßholz, Manna, spanische Fliegen, Schwefel, Stärke, Feigen, Koffinen, Faßdauben, marinirte Thunfische, Kohlen, Äpfel, Roggen, Alaun, Citronen, Orangen und andere Früchte.

5. Schlacht bei Bouvines. Sturz Kaiser Ottos IV.

So wie die Schneelawine kaum sichtbar in den Höhen beginnt, dann plötzlich wächst und, in die Thäler stürzend, alles vor sich niederwirft, so erschien Friedrich II ganz vereinzelt und schwach auf den Gipfeln der Alpen; dann aber schlossen sich dem in Deutschlands Ebenen hinabeilenden Ritter, Geistliche, Fürsten, Volk an, und so

war Baiern gewonnen, Schwaben wieder sein und der Elsaß erobert — während Ottos Macht sich täglich minderte, und die Bürger von Breisach, der an ihren Weibern und Töchtern verübten Ungebühr überdrüssig, den zuchtlosen Rest seines Heeres verjagten. Vor dem apulischen Kinde (wie man Friedrich zum Spott nannte) und seiner Menschen gewinnenden Zauberei glaubte sich der sonst so mannhafte Kaiser erst in seinen Erbländern sicher.

Zu Voucouleurs erneute Friedrich am 19ten November, bei einer persönlichen Zusammenkunft mit dem Dauphin, das alte Bündniß seines Hauses mit dem Könige von Frankreich, welcher seiner Erhebung ohnehin auf alle Weise befördert hatte und ihm 20,000 Mark Hülfsgelder auszahlte. Auf den Reichstagen in Mainz und Frankfurt, im December 1212 und Januar 1213, huldigte ihm die meisten Fürsten und erhoben, im Vergleich mit Ottos finsterner Härte und strenger Haushaltung, die Herablassung und Freundlichkeit des schönen so überaus klugen Jünglings. „Wo soll, fragte der Bischof von Speier, das von Frankreich gezahlte Geld verwahrt werden?“ — „Es soll nicht verwahrt, antwortete Friedrich, sondern unter die Fürsten vertheilt werden.“ Das wirkte freilich besser, als wenn der Markgraf von Meissen sein Land für 10,000 Mark von Otto lösen mußte.

Dessen ungeachtet konnte der Kaiser noch lange in dem nordwestlichen Deutschland ein mächtiger Gegner Friedrichs bleiben, wenn er die Anhänger seines Hauses um sich vereinte und seine Kräfte nicht zersplitterte. Statt dessen entschloß er sich zu einem Kriege gegen den König von Frankreich. Dieser, sein und Englands alter Feind, bedrohte den König Johann mit einer gefährlichen Landung, überzog dessen Verbündete, die Grafen von Flandern und Boulogne, als abtrünnige Lehnsleute mit Krieg und setzte Ottos neuen Schwiegervater, den Herzog von Brabant, in gerechte Furcht. Da meinte Otto, Ritterpflicht lege ihm auf, seine Verwandten und Freunde zu unterstützen, und bloße Rücksichten der Klugheit, welche den Krieg als vermeidlich zeigten, hatten seinem halsstarrigen Willen gegenüber kein Gewicht. Er sprach: „nur der König von Frankreich steht allen unsern Planen entgegen; nur ihm vertrauend wagt es der Pabst seinen Schützling gegen mich zu unterstützen und alle Weltliche zu verhöhnen. Deshalb muß vor allem Philipp August sterben; dann sind die übrigen leicht besetzt, und die Geistlichen müssen froh sehn, wenn wir ihnen nach Abnahme der Güter nur die Zehnten lassen.“

Zur Mehrung dieser Feindschaft mochten noch andere persönliche Gründe gewirkt haben; wenigstens wird erzählt: bei einer Zusammenkunft Philipp Augusts mit Richard Löwenherz befand sich Otto als ein noch nicht zum Ritter geschlagener Jüngling im Gefolge des letzten. „Was dünkt euch, sagte dieser zum Könige von Frankreich, von unserm edlen Verwandten Otto?“ — „Ei nun, antwortete Philipp August, er gefällt mir gut genug.“ — Diese Antwort so wie Ton und Geberde erschienen jedoch dem Könige von England so spöttisch und verächtlich, daß er mit lebhafter Bewegung hinzufügte:

„wahrlich, Otto wird einst noch römischer Kaiser werden!“ — „Wenn der, sprach hierauf Philipp August, römischer Kaiser wird, so schenke ich ihm Chartres, Orleans und Paris.“ Ohne Verzug wandte sich Richard igt zu Otto und sagte: „steig ab, Neffe, und beuge dich huldigend vor dem Könige für so große Gabe.“ Otto that es und ließ, als er Kaiser geworden, durch Gesandte ernstlich von Philipp die Erfüllung seines Versprechens fordern. Dieser stellte sich anfangs, als begreife er die Botschaft ganz und gar nicht; hierauf an Ort, Zeit und Umstände genau erinnert, gab er zur Antwort, er habe damals nicht jene Städte, sondern drei junge Hunde gemeint, welche deren Namen trügen und sehr gern zu Dienste ständen. Diese dem Kaiser hinterbrachte Verhöhnung soll den Krieg nicht minder veranlaßt haben, als die schon erwähnten größern Ursachen.

Während nun König Johann von England einen Theil der französischen Macht in Anjou und Poitou beschäftigte, sammelten Otto und seine Freunde so rasch als möglich ihr Heer und zogen von Gent wider Tournai; Philipp August kam hingegen von Peronne her und rückte über Valenciennes bis gen Mortagne, an den Zusammenfluß der Schelde und Scarpe. Seine Macht war, ungeachtet aller Bemühungen sie zu verstärken, weit schwächer als die seiner Gegner, welche auch, im Vertrauen auf den unfehlbaren Sieg, die französischen Landschaften im voraus unter sich vertheilten. Jene Stellung bei Mortagne, wohin durch Sumpf und Moor nur schmale unsichere Wege führten, schien geeignet um mit einer geringern Zahl einer größern zu widerstehn; als aber Bewegungen der Verbündeten zeigten, daß sie die Franzosen umgehen und einschließen wollten, sah sich der König genöthigt, von Mortagne gen Lille aufzubrechen. Dies hielten die Übermüthigen im kaiserlichen Heere für eine feige Flucht, und obgleich der Graf von Boulogne laut widersprach und warnte, wurde der Angriff beschlossen.

Schon war König Philipp mit der ersten Hälfte seines Heeres angelangt, als die Nachricht eintraf, man sehe in der Ferne neue Bewegungen der Feinde. Dennoch zog er weiter und erwartete an diesem Tage, einem geheiligten Sonntage, so wenig den Angriff, daß er sich unter eine Esche schlafen legte. Sobald aber ein großer Theil des französischen Heeres die Brücke hinter sich hatte, welche bei Bouvines über die Marque führt, und so von den übrigen gewissermaßen abgeschnitten erschien, griffen die Verbündeten den Nachzug an. Der König ward sogleich geweckt und der Herzog Otto von Burgund sprach zu ihm: „Herr, erhalte dich dem Vaterlande und verweile in der festen Burg Lens, während wir die Schlacht für dich ausfechten.“ — „Das wäre sehr unförmlich,“ erwiderte Philipp August dem Herzoge und fuhr fort: „wer ist der Würdigste, die Driflamme zu Ehren des Reiches zu tragen?“ — Ich kenne, antwortete der Herzog von Burgund, einen starken tapfern kriegsfundigen aber armen Ritter; er hat Habe und Gut für ein Pferd versetzt, um nur der Schlacht beizuwohnen; dem vertraut die Fahne.“ — Er ward herbeigerufen und der König sagte zu ihm: „Freund Walo, ich

vertraue dir die Ehre Frankreichs an.“ — „Herr, rief dieser erstaunt, wer bin ich, daß ich dies übernehmen könnte?“ — „Du bist, sprach der König ermutigend, ein Mann, der nichts fürchten darf, und, sobald wir mit Gottes Hilfe gesiegt haben, reichlichen Lohn empfangen wird.“ — „Da ihr mich so bedrängt, schloß Walo, so will ich thun, was ich vermag, und diese Drissamme, die wie ich sehe nach Blut dürstet, soll ich in Feindesblut kühlen und sättigen.“

Der König ordnete ihm, nach einem kurzen Gebete in der Kirche, seine Schaaren und berief eiligst alle diejenigen zurück, welche schon weiter voraus gen Lille zogen. Auf dem rechten Flügel der Franzosen standen der Herzog von Burgund und der Graf von S. Paul, dem Grafen von Flandern gegenüber; auf dem linken die Grafen von Dreux und Ponthieu, den Grafen von Boulogne und Salisbury gegenüber; die beiden Mitteltreffen führten Kaiser Otto und König Philipp August. Sobald dieser mit wenigen Worten an die große Gefahr des Vaterlandes, und daran erinnert hatte, daß sie als gläubige Christen bei ausharrender Tapferkeit leicht über Gebannte und Verfluchte siegen müßten, begann unter Trompetenschall und unter geistlichen Gesängen der ernstere Kampf auf dem rechten französischen Flügel.

Man schickte den Flandernern zuerst keine Ritter und Gewappnete, sondern Schaaren von Stadt- und Land-Soldaten entgegen, um sie durch diese scheinbare Verachtung zu reizen und zum Auflösen ihrer Ordnungen zu verführen; allein jene erwarteten ruhig die noch Ungeübten und warfen sie dann mit großem Verluste zurück. Laut rief jezo der Flanderer Eustathius von Maquelin: „vornwärts, zum Tode der Franzosen!“ Aber einer von diesen faßte ihn herzusprengend um den Hals und drückte seinen Kopf wider die Brust, während ein zweiter ihn, durch die hervortretende Öffnung des Panzers, das Schwert in die Gurgel stieß. Dies Ereigniß hob den Muth der Franzosen, und der Graf von S. Paul und der Herzog von Burgund brachen schon mächtig in die Reihen der Feinde ein, als jener verwundet ward und ein anderer Ritter, Michael von Harnes, von einem Flanderer mit einer Lanze durch Schild, Panzer und Körper so durchstoßen wurde, daß er an den Sattel und das Pferd festgenagelt blieb. Auch der Herzog von Burgund stürzte mit seinem schwer verwundeten Streitrosse zu Boden, und der Kampf ward an dieser Stelle immer ängstlicher und gefährlicher für die Franzosen.

Sobald indeß der Graf von S. Paul, welcher sich seiner Wunden halber nur ein wenig entfernt hatte, dies sah, und wie einige ihm befreundete Männer in einem dichten Haufen der Feinde scheinbar rettungslos eingeschlossen waren, umfaßte er mit beiden Armen den Hals seines Pferdes, gab ihm die Sporen und sprengte so — weil jede andere Weise hindurchzudringen unmöglich schien — bis mitten unter die Feinde. Anfangs wichen diese vor der sonderbaren Erscheinung; dann aber wandten sich alle Lanzen gegen ihn, und trotz seiner heldenmüthigen Vertheidigung hätte er gewiß unterlegen, wenn nicht der Graf von Flandern in diesem Augenblicke durch

Walo mit der Spitze der Hauptfahne zu Boden gestürzt und des Bestandes der seinen dringend bedürftig gewesen wäre. Ungeachtet dieses Bestandes mußte er sich dem Herrn von Mareuil ergeben, und hiemit war der Sieg des französischen rechten Flügels entschieden.

Mittlerweile hatten der Graf von Boulogne und Kaiser Otto gleichmäßig ihre Schaaren gegen den König von Frankreich gerichtet; denn laut der Verabredung wollte man diesen um jeden Preis tödten oder gefangen nehmen. Schon war der Graf in dessen Nähe und glaubte ihn mit einem gewaltigen Streiche zu tödten; er hatte aber den Grafen Pontius von Dreux mit Philipp August verwechselt. Nichtiger sahen die deutschen Fußgänger: sie rissen den König mit ihren eisernen Widerhaken vom Pferde und waren im Begriff ihn zu durchbohren, allein anfangs schützte die Rüstung, und sobald die Franzosen die Lebensgefahr ihres Herren sahen, drängten sie mit so unwiderstehlicher Gewalt herbei, daß die unter Ottos mächtiger Anführung siegenden Deutschen nun ihrerseits wichen, Philipp August befreit ein Ross bestieg, und die Lebensgefahr sich von ihm auf den Kaiser wandte. Schon ergriff Peter Mauvoisin den Zügel von Ottos Pferde, aber er ward im Getümmel hinweggebrängt; Gerard Stropha stieß hierauf den Kaiser mit seinem kurzen Schwerte heftig gegen die Brust, aber der gute Harnisch brach die Gewalt; mit einem zweiten Hiebe verwundete er nunmehr dessen Ross so stark im Auge, daß es sich bäumte, den Zügel zerriß, mit ungebändigter Eile eine Strecke vom Schlachtfelde hinwegrannte und dann zu Boden stürzte. Man brachte dem Kaiser ein anderes Pferd; allein alles Widerstandes ungeachtet siegten die Franzosen auch über das Mitteltreffen.

Am längsten widerstand der von seinem Angriff auf dies Mitteltreffen zurückgekehrte Graf von Boulogne dem linken französischen Flügel; und erst als sein Pferd durch Peter Lourelle tödlich verwundet ward und er, niedergestürzt, mit dem Schenkel unter dem Thiere lag, mußte auch er sich gefangen geben und wurde nur mit Mühe gegen die Worbhust der gemeinen Soldaten gesichert.

Jezo war dieser am 27sten Julius 1214 bei Bouvines ersochtene Sieg der Franzosen vollkommen in jeder Beziehung. Siegsprangend zog Philipp August mit seinen Gefangenen und dem erbeuteten Fahnenwagen Ottos in Paris ein und sandte die Flügel des kaiserlichen Adlers dem Könige Friedrich als ein weissagendes Angebinde. Der Herzog von Brabant (welchen einige beschuldigen, er habe seinem Schwiegersohne, dem Kaiser, nicht ganz treu gedient) schickte Glückwünschungsbriefe an Philipp August und empfing zwei versiegelte Schreiben zur Antwort. Das erste war ganz unbeschrieben und im zweiten stand: „so leer als dies Blatt ist an Schrift, so leer bist Du an Treue und Gerechtigkeit.“

Kaiser Ottos Macht war nunmehr ganz gebrochen, und er kam fast hilflos nach Köln. Aber die Bürger, welche ihm schon viel Geld vorgestreckt hatten, wurden seiner überdrüssig, und seine Gemahlinn Maria von Brabant gab großen Anstoß, indem sie bei solchen Umständen in unregelter Spielwuth sehr große Summen verlor.

Da hebrängten die Gläubiger den Kaiser und die Kaiserinn so gewaltig, daß er, um nicht festgehalten zu werden, unter dem Vorwande, er gehe auf die Jagd, davonritt; und die Kaiserinn folgte ihm heimlich in Pilgertracht nach Braunschweig. Hierüber zürnten die Bürger von Köln gar heftig und söhnten sich mit Friedrich II aus. Dieser zog nunmehr ohne Widerstand den Rhein hinab, zwang den Herzog von Brabant seinen Sohn als Geißel zu stellen, und ward am 25sten Julius 1215 in Achen durch den Erzbischof Siegfried von Mainz in Gegenwart der meisten Fürsten und hohen Geistlichen gekrönt.

6. Die Schlacht bei Koffova.

Fünf tausend Schritte breit und zwanzig tausend Schritte lang dehnt sich die vom Fläßchen Schitniza durchschnittene Ebene von Koffova aus, welche auf ungarisch Rigomazen, auf deutsch das Amfelsfeld heißt, von allen Seiten mit angenehmen Bergen umgeben, des Flusses Ufer und der Berge Fuß mit wohlangebauten Feldern und lustigen Dörfern geschmückt. Hier stand Murad's Heer dem an Zahl weit überlegenen der verbündeten Fürsten von Servien, Bosnien, Herzogewina und Albanien gegenüber, und er berieth sich mit seinen Generalen, ob der Angriff ungeachtet des Feindes Übermacht zu wagen sey.

Mehrere waren der Meinung, vor der Stirn des Heeres die Kamehle aufzuscharen, um durch den ungewohnten Anblick dieser Thiere den Feind in Verwirrung zu bringen und um sich derselben als einer Art von Schanze oder Wagenburg zu bedienen. Prinz Bajesid stimmte dagegen; der Himmel habe bisher so außerordentlich die Waffen des osmanischen Hauses begünstigt, daß es solcher Kunstgriffe zum Siege nicht bedürfe, daß solche Kriegskunst dem Vertrauen auf Gott Abbruch thue und daß man sich ohne solche Schutzwehr von Angesicht zu Angesicht schlagen müsse. Der Großwesir bestätigte des Prinzen Meinung durch den Ausgang der von ihm in dieser Nacht durch Blätterstechen gepflogenen Koransberathung. Er habe die Stelle aufgestochen: „O Prophet, bekämpfe die Ungläubigen und Gheißner!“ und; „für wahr! oft wird eine große Schaar besiegt durch eine kleine!“ Der Weglerbeg Timurtasch verwarf den Vorschlag aus dem weniger religiösen aber kriegskundigeren Grunde, daß die Kamehle, von der schwergepanzerten Reiterey leichter erschreckt als dieselbe erschreckend und zurückgedrängt, die Reihen der Osmanen statt die der Feinde in Verwirrung bringen könnten. Bevor ein Entschluß gefaßt ward, ging der Kriegsrath aus einander bey sinkender Nacht.

Im feindlichen Kriegsrath war der Vorschlag, den Feind während der Nacht anzugreifen, von Georg Castriota aus dem übermüthigen Grunde verworfen worden, daß die Nacht, die Flucht der Feinde begünstigend, sie ihrer gänzlichen Niederlage entziehen könne.

Murad, trostlos weil der Wind von Seite des Feindes wehend den Staub den Osmanen in die Augen jagte, bethete die Nacht

hindurch um Hülfe von oben und um die Gnade, als Martyr zu sterben in der Vertheidigung des wahren Glaubens und des allein selig machenden Islams. Mit anbrechendem Morgen lösten sich die Staubwolken in einen wohlthätigen Regen auf. Als sich der Himmel wieder aufgehheitert, standen beyde Heere schlagfertig sich gegenüber. Das Heer der Ungläubigen war so geordnet, daß Lazar, der König von Servien, den Mittelpunkt, sein Neffe Wuf den rechten, der König von Bosnien den linken Flügel befehligte. Auf der Seite der Osmanen nahm Murad seine gewöhnliche Stelle im Herzen des Treffens, Prinz Bajesid die Befehlshaberstelle des rechten, Prinz Jacub die des linken Flügels ein. Haider, der Meister des Geschützes, stand in der Stirnseite mit dem Geschütze zwischen die Janitscharen eingetheilt, und im Rücken der Troß des Heeres.

Die Schlacht wüthete und schon wich der linke Flügel der Osmanen, als demselben Bajesid zu Hülfe stieg, mit eiserner Keule die Köpfe der Feinde vor sich niederschmetternd. „Schon waren,“ sind Seadeddin's Worte, durch Ströme von Blut die diamantenen „Klingen in hyacinthene und der Speere spiegelnder Stahl in Rubin,“ schon war durch die Menge abgeschlagener Köpfe und rollender „Turbane das Schlachtfeld in ein vielfarbiges Tulpenbeet verwandelt,“ — als sich aus dem Haufen der Erschlagenen, wie ein Raubvogel aus Nern, ein vornehmer Servier hervorwand, Milosch Kobilovich, durch die Reihen der ihm in den Weg tretenden Tschausche und Leibwachen sich gewaltsam gegen Murad vordrängend, dem er, so rief er, Geheimnisse anzuvertrauen habe. Auf den Wink Murad's, daß ihm der Zutritt frey gegeben werde, stürzte der Servier herbey, und in dem Augenblicke, wo er sich beugte, als ob er die Füße Murad's küssen wollte, stach er ihm den Dolch in den Bauch. Die Leibwachen fielen über den Mörder her, aber stark von Arm und schnell von Fuß, stieß Milosch mehrere derselben nieder und rettete sich dreymahl aus dem Gemenge der Verfolgenden mit ungeheuren Sprängen, um sein Pferd zu erreichen, das er am Ufer des Flusses gelassen, bis er der Übermacht erliegend zusammengehauen ward. Inbessen hatte Murad trotz der empfangenen tödtlichen Wunde Besinnung genug, die weiteren Befehle zur Vollendung des Sieges zu ertheilen. Lazar, der König der Servier, wurde gefangen in Murad's Zelt geführt, der sterbend das Todesurtheil sprach und seinen eigenen nahen Tod durch des Feindes früheren rächte.

Der Name von Milosch Kobilovich ist nicht nur bey den Serviern, sondern auch bey den Osmanen auf mehr als eine Weise verewigt. In dem Zeughause der Serai zu Constantinopel wird seine Rüstung sammt der seines Pferdes aufbewahrt, und das noch heute bey dem Eintritt ins Serai bey den Audienzen des Sultans beobachtete Ceremoniel waffenloser Einführung durch Kämmerer, welche dem Eingeführten die Arme halten, schreibt sich als Vorkaufsmaaßregel von Murad's Todesart her. Auf dem Felde von Koffova bezeichnen drey in der Entfernung von fünfzig Ellen von

einander aufgeschlagene Steine die drey Stellen, wo Kobilovich mit kühnen Sprüngen den ihn umdrängenden Leibwachen entkam, und eine türkische Capelle bezeichnet den Ort, wo Murad fiel, dessen Leichnam aber nicht hier begraben, sondern nach Brusa geführt und an der von ihm gebauten Moschee bestattet ward.

7. Aus der Geschichte des siebenjährigen Kriegs.

I.

Es war am 5ten November bey dem Dorfe Kossbach in Sachsen, eine Meile von Lützen, wo Gustav Adolph für Deutschlands Freyheit schlug und starb, daß eine der sonderbarsten Schlachten geliefert wurde. Die mit den Reichs-Truppen verbundenen Franzosen stellten eine Armee von 60,000 Mann dar; die Preußen waren nur 22,000 Mann stark. Der König lockte die Franzosen durch eine zurückziehende Bewegung aus ihrer vortheilhaften Stellung. Sie glaubten, er suchte sich aus ihren Händen zu retten, und bemüheten sich daher, ihm in den Rücken zu kommen. Bey diesem Marsch ertönte ihre ganze Kriegsmusik stegesmäßig. Die Preußen ergötzten sich daran und wünschten nichts mehr, als sich sogleich zu schlagen; allein es war jetzt besser der Französischen Lebhaftigkeit das Deutsche Pflögema entgegen zu stellen. Während daß ein Theil der Französischen Armee dem Preussischen Lager gegen über stehen blieb, bemüheten sich die übrigen Truppen, Franzosen und Reichsvölker, dem Könige in die rechte und linke Flanke zu kommen.

Friedrich, der sich wieder gelagert hatte, verließ sich auf die Geschwindigkeit, womit seine Truppen in Schlachtordnung konnten gestellt werden; er sah daher den Bewegungen der Feinde gelassen zu und ließ seine Linien nicht einmahl ausrücken. Das Preussische Lager stand unbeweglich, und da es eben Mittag war, waren die Soldaten mit ihren Mahlzeiten beschäftigt. Die Franzosen, die dies in der Ferne sahen, konnten ihren Sinnen kaum trauen; sie hielten es für dumpfe Verzweiflung, wo man selbst auf alle Vertheidigung Verzicht thut. Erst um zwey Uhr nach Mittag brachen die Preußen ihre Zelter ab und setzten sich in Marsch, wobey der General Seydlitz mit der Cavallerie vorherzog. Die aufs höchste gespannte Erwartung der Franzosen, die so schnell und für sie unbegreiflich vereitelt wurde, war die eigentliche Ursache des so geringen Widerstandes und des panischen Schreckens, das diesen Tag so denkwürdig macht.

Seydlitz, dieser große Feldherr, der durch sonderbare Kunst einen Theil der Cavallerie zu Centauren gebildet hatte, da Mann und Pferd sich als ein Körper bewegten und durch Verbindung mit der ganzen Masse Reiterey erstaunenswürdige Evolutionen ausführten, entwickelte hier die Vortrefflichkeit seiner Erfindungen. Nachdem er unter Begünstigung einiger Hügel, die das Manövre verdeckten, den rechten Flügel der Franzosen turnirt hatte, kam er mit der Preußi-

schen Reiterey auf einmahl hervor und stürzte wie ein Donnerwetter mit künstlichen Evolutionen auf den hoffnungsstrunkenen Feind los, noch ehe dieser Zeit hatte sich zum Schlagen zu formiren. Was vielleicht nie auf einem Schlachtfelde gesehen war, geschah hier; die leichte Reiterey griff die schwere Cavallerie an und warf sie über den Haufen. Die Husaren mit ihren behenden Pferden waren verwegen genug, die Französische Gens d'Armerie anzufallen. Weder der angestammte Muth dieses edlen Corps, noch ihre colossalischen Kräfte konnten hier entscheiden; sie wurden wie Spreu aus einander gestäubt. Es waren bey der Französischen Armee auch zwey Oesterreichische Cavallerie-Regimenter; diese versuchten einige Augenblicke Stand zu halten, aber vergebens. Alles wurde zurückgeworfen. Soubise ließ das Reserve-Corps vorrücken; allein kaum zeigte es sich, so wurde es auch aus dem Felde geschlagen.

In eben dieser Zeit rückte die vorher so ruhig gebliebene Preussische Infanterie plötzlich in Schlachtordnung an und empfing die Französische mit einem entsetzlichen Canonenfeuer. Hierauf folgte ein regelmäßiges Musketen-Feuer wie bey Musteringen. Die Französische Infanterie sah sich von ihrer Cavallerie verlassen und von den Preußen vermöge einer geschwinden Schwentung in die rechte Flanke angegriffen. In dieser bedrängten Lage hielt sie nur ein dreymaliges Feuer von den Preußen aus, und nun warf sie sich mit Ungestüm auf ihren linken Flügel, der einen in der höchsten Unordnung befindlichen ungeheuren Menschenklumpen darstellte. In dies Chaos stürzten einige Preussische Cavallerie-Regimenter und wütheten entsetzlich.

Ein sonderbarer Umstand gab hiezu die Veranlassung. Man hatte diesen Reitern, die größtentheils in der Mark Brandenburg zu Hause gehörten, den Tag zuvor erzählt, daß die Franzosen sich vorgefetzt hätten, ihre Winter-Quartiere in Brandenburg zu nehmen. Die Idee eines solchen Besuchs war für sie empörend. Als daher in der Schlacht die vor der Cavallerie fliehenden Franzosen „Quartier“ riefen und dies nach Deutscher Mundart aussprachen, hielten die Preußen dies Wittwort um ihr Leben für ein Gespötte und deuteten es auf die erwähnten Winter-Quartiere in ihrem Vaterlande; sie schrien daher bei ihren Schwertschreien: „Ja, wir wollen euch Quartier geben!“ Viele verlohren durch dies Mißverständniß ihr Leben, bis andre, mit der Deutschen Sprache bekannt und durch die Ermiederung belehrt, endlich das Wort Pardon brauchten, das denn auch bey den Reitern seine Wirkung that.

Es war sechs Uhr des Abends und schon ganz dunkel. Diese wohlthätige Finsterniß rettete den Rest dieser sonst dem Untergang gewidmeten großen Menschenschaar. Vergebens versuchte Soubise Französische auf falscher Theorie beruhende Experimente. Seine Folderschen Colonnen wurden mit leichter Mühe aus einander gesprengt, und nichts blieb übrig als eine allgemeine Flucht. Die Franzosen so wohl als die Reichs-Soldaten warfen ihre Gewehre weg, um sich desto geschwinder retten zu können. Nur einige

Schweizer-Regimenter fochten noch eine Zeitlang und waren die letzten auf dem Schlachtfelde.

Die so furchtbare Französische Artillerie war auch an diesem merkwürdigen Tage sehr unthätig gewesen, ungeachtet sich ihr Chef, der berühmte Graf Mause, und der ebenfalls berühmte Oberst Briot persönlich bey dieser Armee befanden. Sie hatten hundert Officiere und mehr als tausend Artilleristen bey sich, womit sie Wunder zu thun versprachen, denn sie rühmten sich, daß, wenn auch ihre große Armee die Schlacht verlöhre, sie solche mit ihrem Canonen-Feuer allein wieder gewinnen wollten. Der Sieg war in dessen so geschwind entschieden, daß selbst die Überwundenen nicht einmal auf die Ehre eines starken Widerstandes Anspruch machten, sondern sich mit einem panischen Schrecken entschuldigten; dabey unterließen die Franzosen jedoch nicht den Reichs-Truppen alle Schuld bezuzumessen.

Nur sieben Bataillons Preußen konnten dem Feinde ihr Feuer zeigen. Der Herzog Ferdinand von Braunschweig, der den rechten Flügel commandirte und zehn Bataillons bey sich hatte, kam gar nicht zum Schlagen; denn die gegen ihm über stehenden Reichs-Truppen liefen gleich bey den ersten Canonen-Schüssen davon. Durch diese mit Schande bezeichnete Flucht wichen sie der Schlacht aus und überließen die Ehre oder Unehre dieses Tages ganz den Franzosen, die, auch abgesondert von ihren Bundsgenossen, allein fast doppelt so stark wie die Preußen waren. Die Schlacht dauerte nur anderthalb Stunden und kostete den Franzosen 10,000 Mann, von denen auf dem Schlachtfelde 7000 zu Gefangenen gemacht wurden. Einige Tausend andere fielen auf der Flucht in Preussische Hände oder wurden niedergesäßelt. Viele sprangen in die Saale, um den sie verfolgenden Husaren zu entkommen. Das panische Schrecken war unter ihnen so groß, daß sich ganze Haufen einzelnen Reitern ergaben. In Reichartswerben nahmen zwey Dragoner über hundert Mann gefangen, die sich in einem Garten verborgen hatten. Die fliehende Cavallerie warf ihre Cuirasse und großen Reiterstiefeln von sich, so daß man damit die Straße nach Erfurt wie besäet fand. Der Französische Hof, der dem Marschall Etrees nach seinem Siege bey Hastenbeck das Commando genommen hatte, machte das Sonderbare dieses Tages dadurch vollkommen, daß er dem Prinzen Soubise für seine Niederlage bey Rossbach den Marschallstab erteilte.

Viele einzelne Züge vermehren die Merkwürdigkeit dieses Tages. Der König fand auf dem Wahlplat einen Französischen Grenadier, der sich gegen drey Preussische Reiter wie ein Rasender verteidigte und sich nicht ergeben wollte. Friedrichs Befehl machte diesem ungleichen Kampf ein Ende. Er fragte den Grenadier, ob er sich denn unüberwindlich glaubte. Dieser antwortete: „Ja, Sire, unter Ihrer Anführung.“ Der König ging auf dem Schlachtfelde herum und tröstete die verwundeten Französischen Officiere, von denen er viele dem Nahmen nach kannte. Er sagte unter den schmeichelhaftesten Lobreden auf ihre Nation: „Ich kann mich nicht daran gewöhnen,

die Franzosen als meine Feinde zu betrachten.“ Mehr bedurfte es nicht, den Edelmutz der unglücklichen Krieger zu beleben, die, geküßt durch diese Herablassung, ihn als den vollkommensten Eroberer begrüßten, der, nicht zufrieden ihre Körper bezwungen zu haben, nun auch ihre Herzen erobert hätte.

Die Beute der Preußen war sehr groß. Unter andern fielen eine Menge Ludwigs-Kreuze den Preussischen Husaren in die Hände, die sich damit schmückten. Es wurden drey und sechzig Canonen und zwey und zwanzig theils Fahnen theils Standarten erobert. Die vereinigten Armeen hatten 3560 Tode und Verwundete, die Preußen aber nur 91 Tode und 274 Verwundete. Unter den letztern befanden sich auch der Prinz Heinrich von Preußen und der General Seydlitz, welcher letztere seine Person nie schonte; und so sehr wirkte das Beispiel dieses Feldherrn, daß selbst der Feldprediger seines Regiments, Balke, mit in den Feind eintrieb. Ein so wohlfeiler und dabey so vollkommener Sieg gegen ein kriegerisches Volk war in der neuern Geschichte ohne Beispiel. Die Kürze des Tages in dieser Jahreszeit rettete das fliehende Heer vom gänzlichen Untergange, denn es war kein Rückzug, sondern eine Flucht in der höchstmöglichen Verwirrung.

II.

Die ungeheure Überlegenheit der Oesterreicher und Reichs-Truppen in Sachsen gab den Verbündeten Anlaß zu neuen und großen Entwürfen. Der Prinz Heinrich sollte auf einmal von vorne und im Rücken angegriffen und gänzlich aufgerieben werden. Die Feldherren der verschiedenen Armeen hatten deshalb Zusammenkünfte gehalten, und alle Anstalten waren gemacht, als das Donnerwort: Friedrich kommt! den ganzen Plan auf einmal vernichtete. Er kam und vereinigte sich mit dem Prinzen Heinrich. Sein Wunsch war eine Schlacht, um die Oesterreicher nach Böhmen zu treiben und Schlessien zu Hilfe zu kommen, das nur schwach besetzt und in großer Gefahr war. Die Feinde brandschatzten in dieser Provinz und belagerten Meisse; auch Cosel hatten sie benannt. Daun vermied nun sorgfältig ein Treffen und suchte den Marsch Friedrichs nach Schlessien durch wohlpostirte Corps zu verzögern. Sein Hauptlager bey Stolpen war eins der festesten in Sachsen. Es waren steile Anhöhen, durch Teiche, Moräste, Wälder und Hochwege gedeckt.

Indessen gab Friedrich noch nicht die Hoffnung auf, ihn durch Abschneidung der Zufuhren und Zerstörung der Magazine nach Böhmen zurück zu drängen. Wegen der Reichs-Truppen war er unbesorgt, auf deren Abmarsch er ohnehin rechnete, da sie schon anfangen Mangel zu leiden. Er lagerte sich daher bey Bautzen. Seine Truppen, die seit acht Wochen täglich in Bewegung gewesen waren, bedurften einiger Ruhe. Die Jahreszeit fing schon an rauh zu werden; die Infanterie mußte deshalb auf seinen Befehl Brandhütten und die Cavallerie Ställe von Strauchwerk bauen.

Man kann den damaligen Zustand des Königs und seiner Armee am besten aus einem Briefe beurtheilen, den er im Anfang des Octobers an Lord Marschall schrieb. Es heißt darin: „Bis der Schnee fällt, werde ich auf dem Seil tanzen müssen. Wie oft gäbe ich gerne die Hälfte des Ruhms, von dem Sie mir schreiben, für ein wenig Ruhe hin.“

Beide Armeen änderten endlich ihre Stellung. Daun nahm abermahls ein festes Lager in einer geringen Entfernung von seinem vorigen und die Preußen lagerten sich bei Hochkirch. Die Sicherheit dieses Lagers hing von der Behauptung der so genannten Steinberge ab, die der Preussische General Kozow den Auftrag hatte zu besetzen; er fand sie aber schon im Besitz der Oesterreicher. Der König sandte ihm durch den Flügel-Adjutant Söken Befehl zu, diese zu vertreiben, in der Meinung, es sey die Arrieregarde des Feindes. Allein das Kaiserliche Grenadier-Corps stand auf diesen Bergen, und zwar in einer kleinen Entfernung vom rechten Flügel der Haupt-Armee. Dieser Umstand machte den Angriff dieses Postens mit einigen wenigen Bataillons schlechterdings unausführbar. Friedrich war jedoch mit diesen Beweisen der Unmöglichkeit nicht zufrieden und wiederholte den Befehl mit dem Zusatz, Kozow sollte ihm mit seinem Kopf für den Angriff haften. Dieser General, in der Potsdamschen Kriegs-Schule gebildet und grau geworden, hatte von dem militairischen Gehorsam sehr hohe Begriffe; er glaubte aber hier in einem der seltenen Fälle zu seyn, nicht gehorchen zu dürfen. Seine Antwort war: seinen Kopf lege er zu des Königs Füßen, dessen Befehle, ihm heilig wären, aber noch heiliger wäre ihm sein Gewissen; er könne es nicht vor Gott und vor der Welt verantworten, ohne den mindesten Nutzen so viele brave Menschen aufzuopfern. Er würde nicht angreifen und überlasse alles übrige dem Willen Sr. Majestät. Hierauf wurde ihm als Arrestant der Degen abgenommen.

Der mangelnde Besitz dieser Berge machte das Preussische Lager ganz unhaltbar. Der König aber, den man noch nie angegriffen hatte und der Dauns übertriebene Behutsamkeit kannte, wollte selbst in dieser gefährlichen Stellung dem Feinde trogen und blieb stehn. Dieser verwegene Entschluß war die Quelle einer großen Begebenheit, die den König seinem Untergange nahe brachte, seinen Helldengeist im glänzendsten Lichte zeigte und zu den außerordentlichsten Scenen dieses Kriegs gehört. Die gefährlichen und hier entscheidenden Anhöhen wurden von den Oesterreichern sorgfältig verschänzt, und zwar waren die dadurch gewonnenen Vortheile so groß, daß sie bey dem sonst so vorsichtigen Kaiserlichen Feldherrn die Idee erzeugten, den König in seinem Lager zu überfallen.

Der Plan dazu wird dem General Laudon zugeschrieben. Er war mit Klugheit entworfen und wurde mit Mut und Nachdruck ausgeführt. Alles bot dazu die Hand. Die Armeen standen so nahe an einander, daß der rechte Flügel der Preußen nur einen Canonen-Schuß vom feindlichen Lager entfernt war; ein in den Kriegs-

Jahrbüchern höchst seltner Fall. Die Kaiserlichen betrachteten diese kühne Annäherung als eine Geringschätzung ihres Heers, sie hielten sich beleidigt und wünschten eine Schlacht mit Sehnucht. Die Menge der leichten Truppen bey dem Oesterreichischen Heer war vorzüglich zum Überfall geschikt, und da ihre Schärmügel Tag und Nacht nicht aufhörten, so konnten größere Entwürfe dadurch verdeckt werden. Die Preußen, unter Friedrichs Anführung beständig gewohnt selbst anzugreifen, träumten kaum die Möglichkeit eines Angriffs von dem behutsamen Daun, dessen Lager nie genug besetzt werden konnten, wenn er sich in der Nähe des furchtbaren Feldherrn befand. Daun kannte dessen unternehmenden Geist, dem nichts unmöglich schien, und die Schnelligkeit, womit Preussische Truppen geordnet und gegen den Feind geführt werden konnten. Bey allen gut gewählten Maasregeln war daher dennoch sein größtes Vertrauen auf die eingebilmete Sicherheit Friedrichs und seines Heers gesetzt.

Das Nachtheilige seiner Stellung war jedoch dem König nur zu wohl bekannt, er hielt es aber für schimpflich sich zurückzuziehen; dabey hatte er einen Entwurf gemacht, den Prinzen von Baden-Durlach zu überfallen, wozu die gegenwärtige Stellung günstig war. Der in den Waffen grau gewordene Feldmarschall Keith, der nicht ohne Besorgnisse war, sagte scherzhaft zu seinem gekrönten Freunde: „Wenn die Oesterreicher uns in diesem Lager ruhig lassen, so verdienen sie gehangen zu werden.“ Friedrich erwiderte in eben dem Ton: „Wir müssen hoffen, daß sie sich mehr vor uns, als vor dem Galgen fürchten.“ Endlich aber beschloß er doch das Lager zu verändern, sobald die Armee aufs neue mit Proviant versehen seyn würde. Die Stärke derselben war 30,000 Mann. Die Nacht vom 14ten zum 15ten October war zu diesem Ausbruch und zugleich zu einem Angriff auf das bey Reichenbach stehende Corps des Prinzen von Durlach festgesetzt. Das Leben vieler tausend Menschen also beruhete auf dem Unterschiedenes einzigen Tages.

Es war aber schon am 13ten in der Nacht, als alle Colonnen der Oesterreichischen Armee ihr Lager verließen, um die Preußen zu überfallen. Dabey sollte der Herzog von Aremberg mit drey und zwanzig Bataillons und zwey und dreißig Schwadrons den Preussischen linken Flügel beobachten und erst, wenn die Niederlage der Feinde an allen andern Orten vollendet wäre, denselben angreifen. Es befanden sich auch bei dem Vortrab freiwillige Grenadiere, die hinter den Quirassieren aufsaßen, vor dem Preussischen Lager aber von den Pferden sprangen, sich in Haufen formirten und so vorwärts drangen.

Die Zelter blieben im Oesterreichischen Lager stehn und die gewöhnlichen Wachfeuer wurden sorgfältig unterhalten. Eine Menge Arbeiter mußten die ganze Nacht durch Bäume zu einem Berhad fällen, wobei sie sangen und einander beständig zuriefen. Durch dies Getöse wollten sie die Preussischen Vorposten hindern, den Marsch der Truppen wahrzunehmen. Die wachsamten Preussischen

Husaren aber entdeckten doch die Bewegungen des Feindes und gaben dem König so gleich Nachricht davon. Anfangs bezweifelte er die Bewegungen selbst; da aber die wiederholten Berichte solche bestätigten, so vermuthete er jede andre Ursache derselben, nur keinen förmlichen Angriff. Seydlitz und Zietzen befanden sich eben beim Könige und erschöpften ihre Beredsamkeit, seine Zweifel in diesen bedenklichen Augenblicken zu bekämpfen; sie brachten es auch dahin, daß Befehl an einige Brigaden geschickt wurde aufzustehn, wobey mehrere Regimenter Cavallerie ihre Pferde satteln mußten. Dieser Befehl aber wurde gegen Morgen wieder aufgehoben und der jetzt ganz unbeforgte Soldat überließ sich dem Schlaf ohne alles Bedenken.

Der Tag war noch nicht angebrochen und es schlug im Dorfe Hochkirch fünf Uhr, als der Feind vor dem Lager erschien. Es kamen ganze Haufen auserwählter Soldaten bey den Preussischen Vorposten an und meldeten sich als Überläufer. Ihre Anzahl wuchs so schnell und so stark, daß sie bald Vorposten und Feldwachen überwältigen konnten. Die Oesterreichische Armee, in verschiedene Corps getheilt, folgte der Avantgarde auf dem Fuß nach, und nun rückten sie colonnenweise von allen Seiten ins Preussische Lager ein. Viele Regimenter der königlichen Armee wurden erst durch ihre eignen Canonen-Kugeln vom Schlaf aufgeschreckt, denn die anrückenden Feinde, die größtentheils ihr Geschütz zurückgelassen hatten, fanden auf den schnell eroberten Feldwachen Canonen und Munition, und mit diesen feuerten sie ins Lager der Preußen.

Wie befand sich ein Heer braver Truppen in einer schrecklichern Lage, als die unter der Ägide Friedrichs sorglos schlafenden Preußen, die nun auf einmal im Innersten ihres Lagers von einem mächtigen Feinde angegriffen und durch Feuer und Stahl zum Todeschlaf geweckt wurden. Es war Nacht und die Verwirrung über allen Ausdruck. Welch ein Anblick für diese Krieger, einer nächtlichen Vision ähnlich! Die Oesterreicher gleichsam wie aus der Erde hervorgestiegen, mitten unter den Fahnen der Preußen, im Heiligthum ihres Lagers! Einige hundert wurden in ihren Zeltern erwürgt, noch ehe sie die Augen öffnen konnten; andere liefen halb nackend zu ihren Waffen. Die wenigsten konnten sich ihrer eignen bemächtigen. Ein jeder ergriff das Gewehr, das ihm zuerst in die Hände fiel, und floh damit in Reih und Glied. Hier zeigten sich die Vortheile einer vortrefflichen Disciplin auf die auffallendste Weise. In dieser entsetzlichen Lage, wo Gegenwehr Vermessenheit schien und der Gedanke an Flucht und Rettung bey allen Soldaten natürlich aufsteigen mußte, wäre gänzlicher Untergang das Kriegsloos einer jeden andern Armee irgend eines Volks gewesen; selbst die besten an Krieg und Sieg gewöhnten Truppen unsers Welttheils hätten hier das Ziel ihrer Thaten und das Grab ihres Ruhms gefunden, denn Muth allein galt hier wenig, Disciplin alles.

Das Kriegsgeschrey verbreitete sich wie ein Lauffeuer durchs ganze Lager; alles stürzte aus den Zeltern, und in wenig Augenblicken, trotz der unaussprechlichen Verwirrung, stand der größte Theil

der Infanterie und der Cavallerie in Schlachtordnung. Die Art des Angriffs nöthigte die Regimenter einzeln zu agiren. Sie warfen sich dem Feind nun allenthalben entgegen und schlugen ihn auch an einigen Orten zurück; an mehreren aber mußten sie der Uebermacht weichen. Man tappte in der Dunkelheit mit den Händen, um die Feinde zu fühlen. Die Oesterreicher griffen nach den Blechmützen der Preussischen Grenadiere, und diese nach den Bärenmägen der Kaiserlichen, um sich einander zu erkennen und zu ermorden. Der anbrechende Tag diente nicht die Verwirrung zu vermindern, denn ein dicker Nebel lag auf den streitenden Heeren. Die Preussische Reiterey, von Seydlitz angeführt, flog umher und schnaubte nach Thaten. Sie wußte in der Dunkelheit nicht, wo sie den Feind suchen sollte. fand ihn ihr Schwert zufällig, so war das Blutbad entsetzlich. Das Cuirassier-Regiment von Schönauß warf allein eine ganze Linie Oesterreichischer Infanterie über den Haufen und machte an 500 Gefangene.

Das Dorf Hochkirch stand in Flammen und diente in der Dunkelheit zum Fanal des Mordspiels. Das Feuer wüthete in allen Häusern und Scheunen dieses Dorfs; dennoch wurde es von den Preußen aufs tapferste vertheidigt. Der Sieg schien von dem Besitze desselben wegen der Lage auf einer Anhöhe und einer großen hier befindlichen Batterie abzuhängen; daher Daun immer frische Truppen anrücken ließ. Nur 600 Preußen waren hier zu besiegen, die, nachdem sie kein Pulver mehr hatten, den kühnen Versuch machten, sich durch die große Menge Feinde durchzuschlagen. Ein kleiner Theil war so glücklich es zu bewirken; das Loos aller Übrigen aber war Tod, Wunden oder Gefangenschaft. Nun rückten ganze Regimenter Preußen an und schlugen den Feind wieder aus dem Dorf. Der Zugang zu demselben war so schmal, daß nur sieben Mann neben einander marschiren konnten. Es war daher unmöglich sich bey den mit bewaffneten Schaaren besetzten Ausgängen mitten unter den Flammen in Linien zu formiren. Dennoch wurde alles versucht. Hier ward sodann der Hauptplatz des blutigsten Kampfes. Eine Canonen-Kugel nahm dem Prinzen Franz von Braunschweig den Kopf weg; der Feldmarschall Keith bekam einen Schuß in die Brust, stürzte zu Boden und gab ohne einen Laut seinen Heldegeist auf; auch der General Geist und der Feldmarschall Fürst Moritz von Dessau wurden schwer verwundet zur Erde gestreckt. Die Preußen, von vorne und im Rücken angegriffen, mußten weichen, und die Oesterreichische Cavallerie hieb nun mit Vortheil in die tapfersten Regimenter des Preussischen Fußvolks ein. Der König führte in Person frische Truppen gegen den Feind an, der abermahls zurückgeschlagen wurde. Die Oesterreichische Reiterey vernichtete jedoch wieder diese Vortheile der Preußen. Das Dorf wurde von den Kaiserlichen behauptet, nachdem sie bey diesem immer erneuerten schrecklichen Gesecht den Kern ihrer Grenadiere eingebüßt hatten.

Der König befahl nun, daß der in Unordnung gerathene rechte Flügel sich zurückziehn sollte, und schickte den General Saldern mit

einigen Bataillons Veteranen ab, den Rückzug zu decken. Dieser mit seltenen Talenten begabte General, in der Kunst mit der Infanterie zu manöviriren so einzig, wie Seydlitz es bey der Cavallerie war, machte seine Dispositionen in diesen großen Augenblicken mit solcher Klugheit, daß er, ohne einen Musketenschuß zu thun, mit seinen wenigen Kriegern das siegende Heer hinderte weiter vorzubringen.

Der Nebel verzog sich endlich, und beide Armeen übersahen nunmehr den mit Leichen besäeten Wahlplatz und die allenthalben herrschende Unordnung. So sehr auch die Disciplin der Preußen Ordnung schuf, so war ihnen dennoch die Dunkelheit und das Terrain entgegen gewesen, ihre Tactik zu brauchen und zweckmäßig zu kämpfen. Man formirte nun von beiden Seiten neue Schlachtorbungen. Die Oesterreicher waren in solcher Verwirrung, daß sie auf den Anhöhen bey Hochkirch in dicken Haufen zu Tausenden herumschwärmten. Dann, ungeachtet aller erlangten Vortheile, glaubte nicht eine Armee besiegt zu haben, die alle menschliche Erwartungen betrogen hatte, die, obgleich in der Nacht mitten im Schlaf überfallen, dennoch so viel Stunden mit erstaunlicher Tapferkeit in Dunkelheit und Nebel gestritten, die mehresten ihrer Heerführer verlohren hatte, und doch jetzt im Begriff stand, den Blutkampf zu erneuern. Dieses war auch die Absicht Friedrichs, als der Herzog von Armeberg, der mit seinem starken Corps unter Begünstigung des Rebels dem König in die Flanke gekommen war, den linken Flügel der Preußen angriff. Hier wurden einige tausend Mann über den Haufen geworfen und eine große Preussische Batterie erobert.

Dies waren aber auch die Grenzen des Siegs. Der König, der jetzt feindliche Truppen vorne und im Rücken hatte, zog seine tapfern Schaaren mitten unter diesem Mordgetümmel zusammen und machte einen Rückzug, dem nichts als ein zweytausendjähriges Alter fehlt, um von allen Zungen gepriesen zu werden. Die Oesterreichische Armee war in zu großer Unordnung, um einen solchen Rückzug zu stören; bloß die Cavallerie machte einen Versuch, die Preußen zu verfolgen, allein Seydlitz trieb sie bald wieder zurück. Das Heer zog ungestört fort und schleppte über 1,000 Gefangene mit.

Der Marsch Friedrichs ging nicht weit. Nur eine halbe Meile vom Wahlplatz, auf den so genannten Spitzbergen, lagerte er sich mit seinen Truppen, die den größten Theil ihrer Artillerie und Bagage verlohren, den kurzen Rock in der rauhen Jahreszeit zur Decke und den Himmel zum Zelte hatten. Es fehlte ihnen sogar an Pulver und Kugeln, diesem großen Bedürfnis der Europäischen Heere. Ein neues Treffen in dieser Lage hätte die alten Schlachten erneuert, wo Mann gegen Mann focht und jeder sich auf seine Faust verließ. Die Stellung des Königs war indefs so vortheilhaft, die Mittel, allen Gefahren Trost zu bieten, bey ihm so mannigfaltig und seine Truppen selbst in ihrem geschlagenen Zustande noch so fürchtbar, daß Dann keinen neuen Angriff wagen wollte. Reßow, der als Arrestant bey seinem kleinen Corps war und immer

noch als dessen Anführer betrachtet wurde, eilte mit diesen Truppen dem König zu Hülfe und half ihm seinen Rückzug decken. Er erlangte Friedrichs Huld wieder und starb einige Wochen nachher.

Die Preussische Armee verlohren an diesem unglücklichen Tage nebst der Bagage hundert und eine Canone, 30 Fahnen und 9000 Mann; die Oesterreicher 8000 Mann. Fast alle Preussische Generale, die den Tag überlebten, waren verwundet. Selbst der König hatte eine obwohl leichte Wunde. Er hatte sich ins stärkste Feuer gewagt; ein Pferd wurde ihm unterm Leibe erschossen und zwei Pagen stürzten todt an seiner Seite nieder. Er war in der größten Gefahr gefangen zu werden; schon hatten ihn die Feinde beym Dorfe Hochkirch umringt; er entkam aber durch die Tapferkeit der ihn begleitenden Husaren. Allenthalben gegenwärtig, wo der Kampf am blutigsten war, schien er sein Leben für nichts zu achten. Nie zeigte sich sein Geist und seine großen Fähigkeiten in einem so glänzenden Lichte als in dieser Nacht, die, anstatt seinen Ruhm zu schwächen, ihn vielmehr außerordentlich erhöhete.

Nicht der König, der mitten im Kriegsgetümmel alle Regierungs-Geschäfte besorgt und seine Staaten so wie im Frieden durch eigne Verordnungen beherrscht; der in gefährvollen Stunden die Flöte spielt und gleich darauf die tief durchdachtsten Befehle ertheilt; der am Tage vor einer entscheidenden Schlacht Französische Verse macht, Gesetze entwirft und Rechnungen durchsieht; nicht der Sieger von Leuthen, der auf Schlesiens Feldern Griechische Tactik durch Thaten lehrt und ein ungeheures Heer streitbarer Völker vernichtet; nicht dieser außerordentliche Mann ist dem Philosophen, dem Geschichtsforscher, dem Denker jedes Standes und jedes Volks so bewunderungswürdig, als der bey Hochkirch überfallene geschlagene aber doch nicht besiegte König; der seine schlafenden Krieger zusammenrafft, sie einem tapfern und weit stärkeren Feinde entgegen stellt, der mit allen Vortheilen versehen, sich schon mitten im Lager befindet und selbst durch Preussische Kugeln Preußen tödtet; der König, der in diesen schrecklichen Augenblicken seinen Busenfreund fallen sieht, alle seine vornehmsten Feldherren verliert und nun, sich ganz allein überlassen, durch die Kraft seines Geistes die zweckmäßigsten Maaßregeln ergreift, das Chaos seines Heers im verworrensten Schlachtedränge mitten unter Blut und Tod zur Harmonie umschafft, fünf Stunden lang kämpft und sich mit großer Ordnung zurückzieht; der in dieser verzweifelten Lage, ohne Canonen, ohne Munition und Bagage, dem Feind noch Furcht einflößt und gleich darauf fähig ist, durch den Entsatz entlegener belagerter Festungen seine Niederlage eben so wie einen großen Sieg zu benutzen: ein solcher Fürst erzwingt die Bewunderung aller Nationen und aller Zeitalter.)

Verschiedene alte Regimenter, die bisher nichts als Siege erfochten und nie einer Niederlage bezugewohnt hatten, waren nun gezwungen, dem Feind den Rücken zu kehren. Ohne diesen Tag, so sehr er auch die Preussischen Truppen mit einem Ruhm bedeckte, den ihnen zehn Siege nicht verschafft haben könnten, würden diese

Regimenter noch immer die Unüberwundenen sehn. Viele alte Officiere von diesen sieggewohnten Haufen hatten so hohe Begriffe von militairischer Ehre, daß sie durchaus der Uebermacht nicht weichen wollten und unter das Schwert des Feindes fielen; andre mußte man halb mit Gewalt vom Schlachtfelde schleppen, weil sie einen so unglücklichen Tag nicht überleben, sondern lieber als Kriegsoffer zu fallen wünschten.

Der gefährlich verwundete Feldmarschall Fürst Moritz von Dessau war auf dem Wege nach Bautzen, als er auf einen Trupp feindlicher Husaren stieß, die mit dem Säbel in der Faust den Wagen anfielen. Moritz sagte zum Anführer, dem Kaiserlichen Rittmeister Velten: „Ich bin stark verwundet und gebe mich zu Ihrem Gefangenen, bitte aber auf Parole mich nach Bautzen zu bringen; Ihre Husaren sollen hundert Ducaten Ranzion haben.“ Der Anführer war damit zufrieden und schloß sich mit den Seinigen an den Wagen an. Bald darauf aber zeigte sich ein großer Trupp Preussischer Husaren, die sich zum Angriff in Verfassung setzten. Der Rittmeister zeigte dies dem Fürsten an und bat ihn seine Autorität zu brauchen, weil er sonst sein eigen Leben in Gefahr setzen würde. Moritz that dies und rief, so schwach er auch war, den anrennenden Preussischen Husaren mit starker Stimme zu, daß er der Gefangene sey und sich auf Parole ergeben habe. Die Preußen nahmen jedoch hierauf nicht Rücksicht; sie wollten den Fürsten befragen und sein gegebenes Wort mit der Existenz derer, die es erhalten, zugleich vernichten. Nun aber sprengte Velten mit der Pistole in der Hand an den Wagen und machte dem Fürsten dies sonderbare Compliment: „Ich muß Ew. Durchlaucht sogleich todtschießen, wenn Sie Ihren Leuten nicht Einhalt thun und ihre Parole erneuern.“ Dies Einhalten geschah endlich, obwohl mit großer Mühe, weil die Preußen behaupteten, daß der Fürst durch ihr Daseyn aufgehört habe ein Kaiserlicher Gefangener zu seyn. Der König mußte den Streit entscheiden und sein Ausspruch erklärte die Parole des Fürsten für gültig. Dieser muthvolle Feldherr aber starb, noch ehe er ranzionirt werden konnte.

Friedrich bemühte sich den bey Hochkirch erlittenen Verlust zu vergessen und dessen üble Folgen zu schwächen. Er scherzte selbst über diesen harten Unfall wenig Stunden nachher, da er den General Goltz sah und seinen Morgengruß mit den Worten begleitete: „Mein lieber Goltz, man hat uns nicht gut gewedt.“ Der General antwortete: „Man pflegt gewöhnlich diejenigen im Schlaf zu stören, die man am Tage nicht sprechen kann.“ — „Er hat Recht, erwiederte der König, aber ich werde den Herren, die uns so gewedt haben, am hellen Tage ihre Unhöflichkeit verweisen.“ Den Artilleristen, die sich sammelten, gab er eine ähnliche Antwort. Er fragte: „Wo habt ihr eure Canonen?“ Einer nahm das Wort und sagte: „Der Teufel hat sie in der Nacht gehohlt.“ Friederich erwiederte: „Nun, so wollen wir sie ihm bey Tage wieder abnehmen.“

Dieser Sieg der Oesterreicher wurde am Nahmenstage der Kai-

serin Maria Theresia erfochten, und da in catholischen Ländern Geschenke an diesem Tage gebräuchlich sind, so beschenkte Daum seine Monarchin mit der Nachricht von den erkämpften Vortheilen. Sie dankte ihm für das sogenannte Bouquet in einem Briefe, voll der gnädigsten Ausdrücke. Die Kaiserin von Rußland beschenkte ihn mit einem goldenen Degen. Der Magistrat von Wien ließ ihm eine Ehrensäule errichten, und die Oesterreichischen Landstände machten ihm ein Geschenk von 300,000 Gulden, um die von seiner Familie veräußerte Herrschaft Ladendorf wieder an sich zu kaufen.

Auch der Pabst Clemens der dreyzehnte, Nezzonico genannt, der eben erst den Päpstlichen Stuhl bestiegen und der Beherrscherin der Oesterreichischen Monarchie den Titel Apostolische Majestät bezeugt hatte, nahm Theil an dem Siege. Die vormahligen Statthalter Christi hatten in den finstern Jahrhunderten den Gebrauch, um die Türken und Sarazenen zu vertilgen, die Befehlshaber der christlichen Heere mit geweihten Waffen auszurüsten. Clemens glaubte, daß solche von ihm geschaffne Heiligthümer auch jetzt in Schlesien ihre Dienste thun würden; er übersandte daher dem Feldmarschall Daum einen geweihten Hut und Degen, um die Ketzer desto nachdrücklicher zu bekämpfen; eine Handlung, die dem so heilig ausgestatteten Feldherrn viele Spottrezen zuzog. So nannte ihn Friedrich in den Briefen an seine Freunde oft die geweihte Creatur und den Mann mit der Päpstlichen Nähe. Auch war dieser Römische Fechterstreich höchst unpolitisch, da der König so viele catholische Untertanen hatte, und es folglich in seiner Macht stand, dem Pabst auf mannigfaltige Weise zu schaden. Es schien, als ob man in Wien nicht den erwarteten Werth auf dies Geschenk legte; auch unterließ die mit der Ueberlieferung gewöhnlich verbundene Feyerlichkeit.

Nie war Daum behutsamer, als nach einem glücklichen Vorfalle. Jetzt bezog er ein unbewingbares sehr verschanztes Lager bey Cannawitz und vernachlässigte alle Maafregeln, dem König zu schaden. Man hätte ihm sagen können, was ein Carthaginensischer General nach der Schlacht bey Cannä zu Hannibal sagte: „Du weißt zu siegen, aber Deinen Sieg zu benutzen, das weißt Du nicht.“ So auch Oesterreichs Feldherr, den seine Anhänger höchst unschuldig mit dem großen Römer Fabius verglichen. Friedrich aber benutzte diese kostbare Zeit mit desto größerm Eifer, verschaffte sich in der Geschwindigkeit, theils aus Dresden theils von der Heinrichschen Armee, die fehlenden Kriegsbedürfnisse und Proviand, gab Befehl zu neuen Transporten, zog eine Verstärkung von 6000 Mann an sich, die ihm der Prinz Heinrich zusandte, und rüstete sich nach Schlesien zu marschiren.

S. Die Belagerung von Jerusalem während des ersten Kreuzzuges.

In einer gebirgigten fruchtbaren und wasserarmen Gegend von Palästina liegt die heilige Stadt Jerusalem auf zwey Bergen, von welchen den größten Theil, nebst dem Thale welches diese trennt, ihre Mauern einschließen. Von der nördlichen Seite nur hat sie eine freyere Aussicht in eine fruchtbare Ebene, von den übrigen Seiten beschränken hohe Berge, welche durch tiefe Thäler von den Mauern der Stadt getrennt sind, ihren Gesichtskreis. Gegen Morgen ist das Thal Josaphats, durch welches zur Zeit des Winters der Bach Kedron rauscht und in dessen tiefstem Grunde die Kirche der heiligen Jungfrau war, neben welcher den Pilgern die Gräber des Königs David und des heiligen Stephan gezeigt wurden. Gegen Süden und Westen umgab die Stadt das Thal Hinnom, welches mit dem vorigen zusammenstieß, wohin man den von Judas für den Verkaufspreis seines Herrn und Meisters erkaufte Blutader verlegte und wo der zur Zeit der Könige von Juda so berühmte Teich war. Auf diesem heiligen Boden war jeder Platz, welchen die Fülße der Wallbrüder betraten, durch des Heilandes und vieler heiligen Männer Wandeln geweiht. Welches Pilgers Gemüth konnte den andächtigen Empfindungen sich verschließen, welche die Erinnerung an die Thaten jener heiligen Männer weckte?

In Nikopolis, zu des Heilandes Zeiten Emmaus genannt, waren die Wallbrüder so begierig, die heilige Stadt zu sehen, daß sie nicht das Licht des folgenden Tages zum Aufbruch erwarten wollten, sondern die Fürsten nöthigten, noch in der Nacht auszugehen. Viele Ritter eilten voraus, um durch Aufpflanzung ihrer Banner die Burgen und Schlösser in der Nähe der heiligen Stadt sich zuzueignen. Hierher kamen Boten von Bethlehem, welche um eine Besatzung für den Geburtsort des Heilandes baten, damit nicht die vielen nach Jerusalem zum Theile zur Vertheidigung der Stadt ziehenden, zum Theil fliehenden Türken die heilige Kirche daseibst zerstören möchten. Tankred zog dahin mit hundert Rittern und steckte sein Banner auf der Kirche auf. Gastus von Biterra zog heimlich mit dreißig Rittern voran und streifte bis an die Mauern Jerusalems, wo er einiges weidende Vieh erbeutete. Auf das Geschrey der Hirten aber kam ein Haufen Bewaffneter aus der Stadt, um ihm die Beute zu entreißen, und Gastus war schon im Begriff, sie fahren zu lassen, als der von Bethlehem mit seinen hundert Rittern zurückkehrende Tankred ihm zu Hülfe kam. Das erbeutete Vieh ward glücklich zum großen Heere gebracht, und die Wallbrüder vergossen Freudenthränen, als sie hörten daß dieses Vieh von Jerusalem gebracht sey.

Endlich von einem Hügel sahen alle Wallbrüder die heilige Stadt, um welche sie so viele Gefahren und Mühseligkeiten erduldet. Ein andächtiger Schauer durchfuhr das ganze Heer, es fiel auf die Kniee nieder, küßte den heiligen Boden und flehte zu Gott inbrünstig um seinen

fernern Beystand. Viele Ritter stiegen von ihren Pferden, viele entblößten ihre Fülße. So näherte sich das ganze Heer mit lautem Singen und Beten den Mauern der heiligen Stadt.

Während diesen Empfindungen die Wallbrüder sich überließen, ordneten die Fürsten die Belagerung. Nach vielen Berathschlagungen ward beschloffen, die Stadt an der nördlichen Seite von dem Thore, welches von den Wallbrüdern den Namen des Heiligen Stephansthors empfing, bis zur Burg Davids zu belagern, weil von den übrigen Seiten die Bestürmung wegen der tiefen Thäler unmöglich war. Zunächst an der Burg Davids gegen Westen, wo der hartnäckigste Widerstand von den Mohammedanern zu erwarten war, stellte sich Herzog Gottfried, mächtig im Rath und im Kampfe, mit seinen muthigen Lothringern und Deutschen. Neben ihm wurde der Eingang der Burg dem Grafen Raimund mit seinen Provenzalen, dem ritterlichen Tankred und zwey italischen Bischöffen mit ihren Bülkern zu bewachen übergeben. Der Herzog Robert von der Normandie, der Graf von Flandern und ein Graf aus Bretagne standen bey der Kirche des heiligen Armärthvers Stephanus, und neben ihnen bis zum St. Stephansthore lagerten sich Graf Reinbold von Oringis, Ludwig von Monzun, Conon von Montagu und sein Sohn Lambert, Gaston von Verbeiz, Gerhard von Kousillon, Balduin von Bourg und Thomas von FERIA.

Graf Raimund aber, weil er von seiner Seite, wo die Burg Davids das unter ihr liegende Thor zu nachdrücklich beschäftigte und das ihm gegen Osten befindliche Thal die Verrennung so sehr erschwerte, die Stadt nicht zu erobern hoffte, verlegte sein Lager auf den Berg Zion, zwischen der Mauer und der im Thale befindlichen Kirche der Mutter Gottes, welche von den Mauern nur Einen Bogenschuß entfernt ist. Damit aber beleidigte er seine Ritter, ohne deren Einwilligung er die Aenderung vorgenommen, so sehr, daß viele an dem Orte, der ihrem Grafen durch den gemeinschaftlichen Beschluß der Fürsten angewiesen war, blieben. Raimund mußte daher viele neue Ritter und Fußknechte in Sold nehmen, um sein neues Lager zu behaupten.

Obgleich nachher auch der Obberg besetzt wurde, so war dennoch die heilige Stadt kaum halb eingeschlossen. Vierzig Tausend Pilger und Pilgerinnen standen vor den heiligen Mauern, aber kaum die Hälfte dieser Zahl war durch Geschlecht, Alter und Gesundheit zum Streiten fähig. Dagegen waren nach Rechnung der Wallbrüder in der Stadt sechzig Tausend nach den Belohnungen trachtend, welche der arabische Prophet denen verheißt, die den Kampf wider die Ungläubigen wagen. Doch ward schon am fünften Tag auf des Grafen Raimund Antrieb mit dem wenigen Zeuge, welches in der Nacht bereitet wurde, die Stadt bestürmt, aber mit solcher Heftigkeit, daß bereits die Vormauer niedergeworfen wurde und auch die Hauptmauer erliegen wäre, wenn nicht der Mangel an Sturmleitern die Fürsten bewogen hätte, durch das Horn die Streiter zur Rückkehr vom vergeblichen Sturm ins Lager abzurufen.

Als dieser erste Versuch mißlungen, begann eine Belagerung,

welche nicht mindere Beschwerlichkeiten als die von Antiochien hatte. Denn zuerst sah man in der ganzen Gegend, so weit die Blicke der Wallbrüder reichten, keinen Baum, welcher Holz zum nöthigen Belagerungszeuge geben konnte. Dann waren die Cisternen, in welche die Eingebornen das Regenwasser sammelten, von den Ungläubigen verschüttet, und nur die Quelle am Fuße des Berges Zion gab zu Zeiten reichliches Wasser. Viele Kreuzbrüder indeß, der Belagerung vergessend, zerstreuten sich im Lande und sammelten Lebensmittel. Die erste Beschwerlichkeit ward bald gemindert, als ein Surianer, welcher im Lager war, in einem sechs bis siebentaufend Schritte entfernten Thale, nahe bey Bethlehem, ein Gehölz nachwies, worin einige hohe Bäume sich fanden. Der Normann Robert und der Graf von Flandern zogen sogleich mit ihren Bewaffneten und Holzhauern dahin und brachten auf Wagen und Cameelen Holz ins Lager. Die Arbeit begann, aber alle Fürsten waren so arm an Gelde, daß sie nur mit dem, welches das Volk besteuerte, die Werkmeister lohnen konnten. Indessen leisteten alle übrige für Gottes Sache eifrige Kreuzfahrer unverdrossen die Dienste, so sie zu leisten vermochten; Ritter und Knechte, Greise, Weiber und Kinder sammelten Gebüsch zur Verfertigung der Färden, und Graf Raimund ließ durch die auf dem Zuge von Antiochien nach der heiligen Stadt gefangenen Sarazenen, Menschen von ungewöhnlicher Stärke, die größten Balken herbeytragen. Diesen war der Bischof von Albara vorgelegt; die Arbeiten der übrigen Werkmeister des Grafen von St. Gilles leitete der Ritter Wilhelm Michau, und Gaston von Beardo, ein edler und geachteter Ritter, stand mit rühmlicher Sorgfalt und nützlicher Klugheit denen der übrigen Fürsten vor. Also wurden in kurzer Zeit viele Belagerungswerkzeuge aller Art geliefert.

Schrecklicher aber war der Wassermangel. Der Hunger bey Antiochien war nicht zu vergleichen mit dem Durste vor den Mauern der heiligen Stadt in der brennendsten Hitze des Sommers. Bey allen Quellen und Brunnen, welche nicht verstopft waren, lauerten Sarazenen in Gebüsch und Höhlen, und jeder Trunk Wassers mußte mit Blut erkaufte werden. Oft, wenn auch nicht Sarazenen den durstenden Christen nachstellten, griffen die Christen, um einander von dem Wasser zu verdrängen, zu den Waffen und von Christen selbst ward Christenblut vergossen. Viele Wallbrüder sah man neben der Quelle Siloa erschöpft liegen, welche nicht mehr zu reden vermochten und nur durch Mienen denen welche Wasser erlangt hatten ihr Verlangen darnach zu erkennen gaben. Das reine Wasser ward oft sechstausend Schritte, weit in Schläuchen von Rindsleder geholt, denn jeden Preis konnte derjenige erhalten, welcher es feil bot. Mit Wein konnten nur wenige sich erquicken.

Noch schmerzlicher war der Durst den Lastthieren. Denn das Wasser der Quellen und Brunnen war bald durch die Leichname der erschlagenen Sarazenen und Ungläubigen so verderbt, daß es sie anekelte. Ganze Heerden derselben starben daher von Durst, und ihre faulenden Körper verpesteten die Luft. Die Beschwerden des Durstes

wurden bald noch vermehrt durch den Mangel an Lebensmitteln. Zehn Tage hindurch war im Lager kein Brod zu kaufen. Viele verzweifelten daher im Angesichte der heiligen Stadt und fuhren, nachdem sie sich in den heiligen Fluthen des Jordans gebadet und Palmzweige geholt hatten, aus dem Hasen von Joppe in ihre Heimath. Glücklicherweise landeten Genuesische Schiffe im Hasen von Joppe mit Lebensmitteln, und neue Hoffnung belebte die Gemüther der Krieger Christi.

Graf Raimund von Toulouse sandte sogleich Waldemar Carpinelle mit zwanzig Lanzen und funfzig zu Fuß nach Joppe, um die Genueser ins Lager zu geleiten, weil sie wünschten an den Gefahren der Wallbrüder zur Ehre Christi Theil zu nehmen, und diesen folgten bald auf der Fürsten Besuch Raimund Pilet und Wilhelm von Sabran mit funfzig Lanzen, zu großem Glücke für die Kreuzfahrer. Denn in der Ebene zwischen Libda und Ramla wurde Waldemar von sechshundert Ritternen Bogenschützen des Chalifen überfallen, welche vier der Ritter und mehrere des Fußvolks tödteten. Schon flohen die christlichen Ritter in Verwirrung, als Raimund Pilet mit den Seinigen kam und, weil jeder Ritter seinen Mann niederwarf, jene nicht nur befrehte, sondern die Ungläubigen auch zur Flucht nöthigte, hundert und drey Pferde und viele Beute, weil sie alles von sich warfen, gewann. Ehe aber die Pilger mit den Genuesern Joppe wieder verließen, erschien plötzlich in der Nacht die ägyptische Flotte, welche zu Askalon vor Anker gelegen, vor Joppe, schloß den Hasen ein, und nur ein Schiff, welches auf Beutemachen ausgesegelt war, entkam nach Laodicea. Die Genueser aber hatten noch Zeit alles Schiffs- und Zimmergeräth der übrigen in die Citabelle der Stadt in Sicherheit zu bringen, und damit kamen sie nach einigen Tagen glücklich ins Lager der Wallbrüder, wo sie als treffliche Zimmerleute mit großer Freude empfangen wurden. Graf Raimund nahm sie sogleich in seinen Sold.

Der Bau des Belagerungszeuges wurde durch sie sehr gefördert. Graf Raimund und Herzog Gottfried erbauten jeder ein großes vierediges Schloß, welche an sieben Ellen höher waren als die Stadtmauer und aus drey Stoßwerken, welche mit Bewaffneten angefüllt werden sollten, bestanden. Gegen das Feuer der Belagerer wurden sie durch Häute von Kameelen und Kindern geschützt und an der Seite, welche die Mauer berührte, hatten sie eine doppelte Bekleidung, wovon die äußere als Brücke, welche niedergelassen werden konnte, aus dem zweyten Stoßwerke bis zur Mauer der heiligen Stadt dienen sollte. In der vierten Woche nach der ersten Berennung der Stadt waren diese Maschinen nebst den nöthigen Mauerbrechern und Wurfmaschinen vollendet.

Schon wurde der Tag ausersehen, an welchem die heilige Stadt berennt werden sollte. Da gedachten die Priester, daß einst Gott die Stadt Jericho in die Hände der Israeliten nach einem siebenmahligen feyerlichen Umgange um ihre Mauer gegeben, und riefen diesem Beyspiel nachzuahmen. Denselben Rath gab ein alter in einem ho-

hen Thürme auf dem Ölberge wohnender und durch die Gabe der Weissagung berühmter Einsiedler. Zugleich sollte diese Procession benutzt werden, um Tankred und Raimund, welche aufs neue wegen des Geldes, welches dieser jenem zu bezahlen versprochen, aber nicht bezahlt hatte, zankten, und andere mit einander streitende Fürsten auf dem Ölberge, wo der Heiland so schmerzlich für die Menschen gelitten, zu versöhnen.

Am Freitage, dem achten Julius, versammelten sich alle Priester, die Ritter und das Volk und verließen das Lager zum feyerlichen Umgang der Stadt. Die Priester zogen in weißen Gewändern mit Kreuzen, den Reliquien und den Bildern der Heiligen voran, und ihnen folgten alle Ritter und das Volk in völliger Waffenrüstung, Trompeten und Fähnlein tragend und mit entblößten Füßen, indem sie die Heiligen um ihre Fürsprache bey Gott siehentlich anriefen. Die Procession begab sich zuerst auf den tausend Schritte von der Stadt östlich liegenden Ölberg, wo Arnulf, ein sehr beredter Geistlicher aus Flandern, von einem erhabenen Orte herab in einer so eindringenden Rede den Fürsten die Eintracht empfahl, daß alle Streitenden versöhnt einander die Rechten gaben. Auch Peter der Einsiedler trat auf und ermunterte das Volk auszubauern, um den Heiland, der noch immer in der heiligen Stadt gekreuziget werde, zu befreien. Von da zogen die Wallbrüder zu der Kirche der Mutter Gottes auf dem Berge Zion, südlich von der Stadt. Die Ungläubigen sahen zum Theil, auf den Mauern stehend, den Umgang mit Bewunderung an, andere warfen Pfeile nach den andächtigen Kreuzfahrern und verwundeten ihrer mehrere, andere richteten auf den Mauern Kreuze auf und übten an ihnen ihren Muthwillen, andere, die Procession nachsäffend, folgten auf der Mauer den Christen und tränkten sie durch ihren Spott.

Nachdem die Procession ins Lager zurückgekehrt, ward auf den nächsten Donnerstag der allgemeine Angriff auf die heilige Stadt bestimmt. In der Nacht vor diesem ersehnten Tage brachten Herzog Gottfried, der Herzog von der Normandie und der Graf von Flandern mit unfäglicher Mühe ihre Maschinen stückweise von dem Orte, wo sie erbauet waren, fast tausend Schritt weit an die östliche Mauer, zwischen dem Thore des heiligen Stephan und dem edigen Thürme, welcher nördlich über dem Thale Josaphats stand, und verlegten dahin auch ihr Lager, weil diese Gegend kundschafter ihnen als die am schwächsten besetzte bezeichnet hattey. Als der Tag anbrach, waren die kleinen Maschinen aufgerichtet, und die Wallbrüder erkannten aus der Überwindung der Schwierigkeiten, welche diesem Beginnen sich entgegengestellt, daß Gottes Hand mit ihnen war. Auch Raimund und die andern Fürsten hatten in der Nacht, da wo sie die Mauer zu bestürmen übernommen, Maschinen aufgerichtet.

Alle nahmen hierauf das heilige Abendmahl und begaben sich zu ihren Führern. Selbst Greife und Weiber erschienen bewaffnet um zur Eroberung der heiligen Stadt zu helfen. Um aber die großen Thürme an die Mauer zu bringen, mußte zuvor die vordere Mauer

der Stadt niedergeworfen, und das Thal ausgefüllt werden. Beydes war ein nicht geringes Werk. Die Mauer wurde zwar mit Mauerbrechern berannt, aus großen und kleinen Maschinen wurden Steine auf die Vertheidiger der Mauern geschleudert, aber die Belagerten minderten durch Säcke, voll Wolle und Stroh, und durch schräge Balken, welche sie an der Mauer besetzt hatten, ihre Wirkung, die schon wegen der Breite des Thales, welches sie von der Mauer trennte, schwach war. Viel größer war die Festigkeit, mit welcher die Belagerten aus ihren Maschinen von der Höhe herab Steine auf die Kreuzfahrer schleuderten; ihre Feuerbrände und die mit Schwefel, Bech und andern brennbaren Dingen versehenen Pfeile setzten bald die christlichen Maschinen so in Brand, daß das Löschen alle Hände der Kreuzfahrer beschäftigte. Wenige wagten daher zur Ausfüllung des Thales Steine und Erde herbeizutragen, obgleich Graf Raimund durch den Ruf der Herolde jedem, welcher da wo er stehe drey große Steine ins Thal werfen würde, einen Denar als Belohnung verhiess. Die Nacht fiel ein, ehe die Wallbrüder ihr Ziel erreicht hatten.

Raum aber war das Morgenroth des folgenden Tages erschienen, als jeder Wallbrüder in den Waffen wieder an den Ort eilte, welchen er gestern verlassen. Der Kampf begann wieder mit vermehrter Lebhaftigkeit. Die Ungläubigen warfen nicht nur Steine und Pfeile wider die Wallbrüder, sondern auch Töpfe; mit brennbaren Materien, und Balken, von einem mit Wasser unlöslichen Feuer gegriffen, wider ihre Maschinen; den Wallbrüdern aber war verrathen worden, daß Weinessig diese Feuer lösche, und damit hatten sie reichlich sich versehen. Als durch Feuer und Steine die Maschinen der Christen nicht verderbt wurden, wurden Heryn auf die Mauern geführt, um durch Zauberformeln ihre Wirksamkeit zu hemmen, aber ein ungeheurer Stein, aus einer Maschine geworfen, zerschmetterte zwey Heryn, welche diese Maschinen zu besprechen, auf die Mauer gekommen waren, und drey Mädchen, welche sie begleiteten.

Zwey Boten, welche von Askalon kamen, um die Vertheidiger von Jerusalem zur ausharrenden Gegenwehr zu ermuntern, indem in vierzehn Tagen ein Heer zum Entsatz der Stadt kommen werde, wurden ergriffen, weil es an Tankred durch zwey Muselmänner verrathen war, daß durch das unbesezte Thor im Thale Josaphat die Boten von Askalon gewöhnlich eingelassen würden. Der Eine von ihnen ward von einem hitigen Jünglinge mit einer Lanze durchbohrt, der andere, nachdem er seinen Auftrag ausgesagt, aus einer Maschine gegen die Mauer geschleudert.

Ungeachtet aller dieser Vortheile war um die siebente Stunde, selbst nachdem der Herzog von der Normandie und Tankred beyhm Stephansthore die Mauer durchbrochen hatten, so wenig Hoffnung zur Eroberung der heiligen Stadt, daß die Fürsten beschloffen, die von dem Feuer und Steinen der Belagerten sehr beschädigten Maschinen zu entfernen und an dem folgenden Tage den Angriff zu erneuern. Die Ritter jammerten laut, daß Gott sie nicht würdig halte, die heilige Stadt einzunehmen, das Kreuz anzubeten und das heilige Grab zu

erblicken; das Volk kehrte betrübt ins Lager zurück. Plötzlich, um die Stunde, in welcher der Heiland ans Kreuz gebracht war, erblickte Herzog Gottfried von Bouillon auf dem Ölberge einen Ritter, welcher seinen blizenden Schild schwenkte und damit dem Volke Gottes das Zeichen zur Fortsetzung des Kampfes gab. Herzog Gottfried rief die Ritter und das Volk zurück; alle begannen die Arbeit mit neuen Kräften, des Sieges gewiß; Die Weiber erquidten die Männer durch Speise und Getränk und ermunterten sie zu muthigem Kampfe und unverdrossener Arbeit. Binnen einer Stunde war die vordere Mauer nieder geworfen, das Thal ausgefüllt, und des Herzogs Thurm stand an der Mauer. Das auf seiner Spitze von Gold blizende Kreuz mit des Herrn Jesu Bilde, nach welchem die Ungläubigen immer vergeblich gezielt, kündigte den Sieg Christi über Mahammed dem Volke Gottes an. Bald darauf ward auch des Grafen Raimund Thurm der Mauer so nahe gebracht, daß die Wallbrüder aus ihm mit ihren Lanzen die Ungläubigen auf der Mauer erreichen konnten.

Die Wallbrüder erneuerten nun den Kampf mit hoffendem Muth. Die Muselmänner widerstanden mit verzweifelnder Tapferkeit; aber dem nahe an die Mauer gerückten Thurme des Herzogs konnten ihre Maschinen wenig schaden, und wo die Mürden, womit er bedeckt war, beschädigt wurden, da half Herzog Gottfried mit eigner Hand den Schaden verbessern. Desto wirksamer waren die Wurfmaschinen aus den Thürmen, indem Herzog Gottfried diejenigen, welche sie bedienten, zu unverdrossener Arbeit aufmunterte. Es gelang endlich einigen Jünglingen, die mit Stroh und Baumwolle gefüllten Säcke, womit die Ungläubigen die Mauer zu schützen gesucht, vermittelst brennender Pfeile in Brand zu bringen; der Rauch ward durch einen Wind aus Norden auf die Mauer getrieben; die Streiter, durch ihn im Kämpfen gehindert, verließen verzweifelnd ihren Stand, und aus dem zweyten Stockwerke des Thurms fiel die Fallbrücke auf die Mauer, unterstützt von zwey Balken, mit welchen die Ungläubigen die Steine der Belagerer abgewehrt hatten.

Die beyden Brüder Ludolph und Engelbert waren die ersten, welche die Mauer Jerusalems erstiegen, und ihnen folgten bald Herzog Gottfried selbst, der in dem obersten Stockwerke sich befand, sein Bruder Eustach, der Herzog von der Normandie und der Graf von Flandern nach. Die andern Wallbrüder, welche nicht durch den Thurm auf die Mauer kommen konnten, erstiegen sie mit Leitern, und bald war die Mauer, da wo der Herzog stand, ganz verlassen von den Ungläubigen, welche in die Gassen der Stadt flohen. Die Wallbrüder eilten ihnen nach, der Herzog Gottfried ließ durch einige Ritter das Stephansthor öffnen, das übrige Volk drang theils durch dieses, theils da, wo der Herzog von der Normandie und Tankred die Mauer durchbrochen hatten, in die Stadt, und bald erschallte sie von dem Geschrey der siegenden Wallbrüder: „Gott hilf, Gott will es.“ In das Siegesgeschrey mischte sich bald das Angstgewinsel der Sterbenden und das Flehen um Gnade der fliehenden Ungläubigen;

denn Ritter und Knechte verbreiteten sich in die Stadt und würgten wen sie antrafen, ohne Rücksicht auf Alter und Geschlecht.

Die heilige Stadt war schon mit Leichen angefüllt, als wider den Grafen Raimund, der bey der Burg Zion stand, die Ungläubigen noch immer tapfer stritten und seinem Belagerungszeuge großen Schaden zufügten; denn von den vierzehn Maschinen auf der Mauer waren gegen des Grafen Werke neun gerichtet. Raimund erfuhr erst durch das Waffengelöse in der Stadt und durch die Flucht der wider ihn streitenden Ungläubigen von der Mauer, daß der Heiland den andern Fürsten den Sieg verliehen habe. Was weilt ihr jetzt noch länger, rief Raimund den Seinigen zu, und die begeisterten Provenzalen drangen mit Leitern über die Mauern in die Stadt. Dann ward auch das südliche Thor geöffnet, und das vor ihm wartende Volk drang mit solcher Heftigkeit hinein, daß sechszehn Wallbrüder im Gedränge umkamen.

Jetzt wurde das Würgen der Ungläubigen in der Stadt allgemein. Welche den Schwertern derer unter Gottfried, dem Normannen und dem Flandrer entrannen, liefen in die Schwerter der Provenzalen. In die verborgensten Winkel, wo die Muselmänner Sicherheit suchten, drang das spähende Auge der wilden Mörder. Hätten sie nur mit dem Blute der Ungläubigen die Schmach des Heilandes und das Blut der vor Jerusalem erschlagenen Wallbrüder rächen wollen — aber viele, nicht zufrieden, das Blut der Ungläubigen fließen zu sehen, weideten sich an ihren Qualen, indem sie bald sie nöthigten, von hohen Thürmen sich herabzustürzen, bald mit schwachem Feuer bis zum langsamen Tode sie marterten. Wenige entkamen in die Burg Zions. Aber eine weit größere Anzahl gewann den Tempel Salomonis, damals eine Moschee, hinter dessen festen Mauern Sicherheit suchend. Aber Tankred durchbrach mit den Seinigen diese Feste. Mehr als zehn Tausend Muselmänner, und unter ihnen viele Imams, Ulemas und Fakirs, fielen von ihrem Schwerte. Drey Hunderten von diesen, welche auf das Dach des Tempels geflohen waren, gab Tankred Gnade und steckte seyn Panier dort auf, aber dennoch wurden diese von andern Wallbrüdern am andern Tage ermordet, worüber Tankred so ergrimmt, daß er mit dem Schwerte den Frevel gerochen hätte, wenn nicht den andern Fürsten es gelungen wäre, ihn zu besänftigen.

Die Beute, welche Tankred im Tempel Salomonis fand, war unermesslich. Zwey Tage wurden erfordert, um sie wegzubringen; denn Tankred ließ nichts zurück als das goldene Gefäß, zweyhundert Mark an Gewicht, welches nach einiger Meinung Manna, nach andern Blut des Erlösers enthielt. Vierzig große silberne Leuchter, hundert und funfzig kleinere, von denen zwanzig von Agyptischem Golde, die übrigen von Silber waren, einen großen silbernen Kronleuchter und viele andere Geräthe konnte Tankred sich und den Seinigen zueignen, weil ausgemacht war, daß jedem die Beute bleiben sollte, welche er gewönne; er theilte sie aber mit Gottfried, weil er in dessen Solde stand. Jedem Wallbrüder blieb das Haus, dessen

er sich bemächtigte. Darum wurde die Stadt nicht wie eine eroberte Stadt behandelt, sondern die Wallbrüder schonten ihrer als ihrer künftigen Heimath, und mancher Arme ward der Besitzer eines prächtigen Palastes. Als die Wallbrüder des Blutes der Muselmänner satt waren, traf die Juden ihre Mordlust. Sie wurden in ihre Synagoge zusammengetrieben und mit ihr verbrannt.

Weber an den Gräueln noch an dem Jagen nach Beute nahm Herzog Gottfried Antheil. Er rächte zwar tapfer mit dem Schwerte das Blut der Seinigen, welche während der Belagerung gefallen waren, und die Beschimpfung, welche die Pilgrime so oft von den ungläubigen Beherrschern der heiligen Stadt erfahren. Dann aber begab er sich, noch während des Mordgetümmels, von drey Rittern begleitet, in wollenem Pilgerhemd und mit entblößten Füßen, aus der Stadt, wallte um ihre Mauern, ging durch das Thor, welches gegen den Ölberg liegt, nach der Kirche des heiligen Grabes und überließ sich der Andacht.

Plötzlich änderte sich auch in der Stadt die Scene. Die Wallbrüder, des Mordens müde, legten, nachdem durch ausgestellte Wächter die Stadt gegen einen plötzlichen Überfall gesichert war, ihre Waffen ab, reinigten sich von dem Blute der erschlagenen Türken und eilten mit entblößtem Haupt und entblößten Füßen zu den noch von Blut rauchenden heiligen Örtern. Die Stadt, in welcher kurz vorher nur das wilde Geschrey der Bürger und das Geminsel der Sterbenden gehört wurden, erschallte jetzt von den Lobgesängen zur Ehre Gottes und den Gebeten der zum Grabe des Heilandes wallenden, und die grausamen Krieger, deren Gemüth jeder milden Empfindung noch eben verschlossen war, beugten jetzt demüthig ihre Knie und vergossen Thränen der Andacht an den Örtern, wo das noch warm stießende Blut an ihre Grausamkeiten sie erinnerte. Viele, die mit gieriger Habsucht geraubt, opferten jetzt mit ausschweifender Freygebigkeit ihren Raub dem Herrn oder brachten ihn als Almosen den Alten, den Armen und den Kranken. Andere bekannten laut ihre Sünden und gelobten Besserung. Wo sah man je eine so schnelle Umwandlung!

An der Thür der Kirche des heiligen Grabes standen die Christen von Jerusalem mit ihren Geistlichen, außer dem Patriarchen, der vor dem Anfange der Belagerung nach Chypren gereist war, um Almosen zu sammeln und von hier aus die christlichen Fürsten in den Nöthseligkeiten und Entbehrungen während der Belagerung der heiligen Stadt mit Granatäpfeln, Cedernäpfeln vom Libanon, köstlichem Wein und gemästeten Pfauen erfreut hatte. Sie führten die Wallbrüder in die Kirche und erhoben mit ihnen ihre Stimme, um Gott zu danken für die Befreyung seiner heiligen Stadt von dem schmachlichen Joche der Türken. Die größte Ehre widerfuhr Petern dem Einsiedler, welchem die christlichen Priester knieend dankten und nächst Gott den meisten Antheil an ihrer Rettung aus den bisherigen Trübsalen zuschrieben. Peter hatte damit sein Gelübde erfüllt und nahm von dieser Zeit an an den Unternehmungen der Wallbrüder keinen Antheil.

Er kehrte in seine Heimath zurück, bald nach der Eroberung der heiligen Stadt, und stiftete zu Huh ein Kloster, in welchem er im sechszehnten Jahr nach der Befreyung Jerusalems begraben wurde.

Nachdem so den Forderungen der Rache und den Pflichten der Dankbarkeit gegen Gott Genüge geschehen, vertheilten die Wallbrüder sich in die Häuser und labten sich an dem großen Überflusse von köstlichen Speisen und herrlichem Wein, welchen sie fanden. Die wenigen Ungläubigen, welcher geschont war, mußten gefesselt sogleich beginnen, die Leichname ihrer gemordeten Glaubensgenossen aus der Stadt zu bringen, und die armen Wallbrüder halfen ihnen für Lohn.

Diejenigen, welche die Burg Zions besetzt hielten, übergaben sie noch an diesem Tage dem Grafen Raimund, der ihnen sicheres Geleit bis Askalon gab. Viele Wallbrüder verdroß es, daß diese dem Nachschwerte entgehen sollten, so sehr, daß sie den Grafen beschuldigten, er habe, mit Geld erkaufte, jenen Ungläubigen das Leben geschenkt. Dafür mußten aber am dritten Tage die Fürsten den Befehl geben, alle Ungläubigen, welche am ersten Tage entronnen waren, zu tödten. Also wurde die heilige Stadt Jerusalem am Freytage, dem funfzehnten Julius des Jahres Tausend und neun und neunzig durch die Wallbrüder eingenommen.

(9. Die Feuer von Baku.)

(Die Stadt Baku, oder Badku, am Caspischen Meere, ungefähr drey Meilen vom südlichen Arme des Kaukasus entfernt, in einer reizenden Gegend, wovon man einen Theil sogar das Rosen-Paradies nennt, war schon lange wegen ihrer Naphta-Quellen, eines im reinen Zustand weißen sehr leichten sehr flüchtigen und höchst entzündbaren Bergöls berühmt. Durch Herrn Keineggs vortreffliche Beschreibung des Kaukasus hat man die Naturbegebenheiten jener Gegend theils näher kennen gelernt, theils was man davon wußte bestätigt gefunden, welches, wenn es bey Dingen, die so nahe an das Wunderbare gränzen und wovon der Schauplatz so sehr entfernt ist, durch einen Mann wie Keineggs war geschieht, so viel werth ist als die erste Entdeckung.)

Östlich, ungefähr eine halbe Meile von einer der reinsten Ölquellen, ist ein besonders merkwürdiger Ort. Er wird Atoschjah oder Feuer-Ort genannt. So wie man sich diesem Orte nähert, empfindet man schon einen starken Schwefelgeruch. Der Durchschnitt dieses Feuerorts beträgt etwas mehr als ein Werst (4 deutsche Meile), und in der Mitte desselben sieht man bey trockener Witterung eine starke gelbblaue Feuerflamme, welche des Nachts in vermehrter Größe erscheint. In einiger Entfernung von dieser Flamme haben arme Leute kleine steinerne Häuser zu ihren Wohnungen errichtet. Der eine leere Bodenraum, welchen die Mauern, einschließen, ist einen Schuh dick mit fetter Leimenerde dichtgeschlagen, damit die

Flamme in diesem Raume nicht durchbrechen. Wo aber der Wirth des Hauses Feuer nöthig hat, daselbst hat er Löcher in dem Leimen gelassen, und wer nun, seine Speise oder Kaffee zu kochen, Feuer bedarf, hält ein brennendes Licht oder ein Stückchen angezündeten Papiers über die Öffnung, und sogleich entsteht eine Flamme, die jeder zu seiner Absicht zu behandeln weiß. Je kleiner die Öffnung ist, mit desto größerer Festigkeit bricht die Flamme hervor. Bey einer Öffnung von zwey Zollen erreichte sie anfangs drey Fuß und zehn Zolle Höhe und fiel hernach auf zwey Fuß fünf Zoll. Braucht man das Feuer nicht mehr, so bedeckt man die Öffnung, nachdem man die Flamme mit dem Kockschoße oder einem Fächer ausgelöscht hat.

Eben so bereiten sich auch die Einwohner in der Dunkelheit ihr Licht. In ein enges in den Leimen gebohrtes Loch stecken sie ein Schilfrohr von beliebiger Höhe, nachdem sie ihm vorher inwendig und auswendig einen Überzug von Leimen gegeben haben, und zünden obert den Dunststrom an. Die Leineweber haben mehrere dergleichen Lichter um ihren Stuhl stehen, die ihnen vollkommenes Licht geben und weiter keiner Unterhaltung und keines Putzens bedürfen. Auch braucht man im Winter nicht einzuheizen, denn es ist da immer so warm, daß man die Thüre beständig offen stehen läßt.

Also kein Oehl zur Studier-Lampe, kein Holz zum Einheizen und keines zum Kaffeehochen! Da ist also noch mehr als Rosen-Paradies!

Außer diesem verzehrenden Feuer steht man um Baku noch ein anderes, welches nicht zündet. Wenn nach warmen Herbstregen die Abendluft ebenfalls warm ist, stehen die Felber um Baku in vollen Flammen. Oft scheint es, als rollte das Feuer in großen Massen mit unglaublicher Geschwindigkeit von den Bergen herab. Im October und November sieht man öfters, bey heiteren und mondhellern Nächten, das ganze westliche Gebirge von Baku mit blauem Feuer überzogen. Bey warmen und dunkeln Nächten überziehen unzählige bald einzelne bald zusammenhängende Flammen die ganze Ebene, und die Gebirge sind alsdann dunkel. Öfters erfüllt es das ganze Lager der Caravanen zum großen Schrecken der Pferde und Maulthiere. Dieses Feuer zündet nicht. Das trockene Gras und Schilf bleibt unverfehrt, obgleich die ganze Gegend in Flammen zu stehen scheint, ja, wenn man mitten darin steht, so verspürt man nicht einmahl Wärme. Dieses so genannte Feuer ist also eine bloße Lichterscheinung und vom obigen durchaus verschieden.)

10. Über einige wichtige Pflichten gegen die Augen.

Den guten Rath und die Lehren, welche nachfolgende Blätter enthalten, habe ich zum Theil aus einem Aufsatz des Herrn Prof.

Büsch gezogen, theils aus einer neuern Schrift des englischen Optikus Adams und theils aus eigener Erfahrung.

Vor allen Dingen lerne man auch bey dem besten Gesicht sich nie für sicher zu halten und ja bey gesunden Augen zuweilen an Kranke zu denken, und durch behuthsamen Gebrauch wenigstens Kraft für sie aufzusparen, wenn sie dereinst alt werden. Man bemühe sich daher, so viel als möglich bey allen Verrichtungen ein gleichförmiges Licht zu erhalten, da wenigstens, wo es leicht angeht und wir von uns abhängen. Eine Vernachlässigung in diesem Artitel ist die schleichende Ursache unzähliger Augenkrankheiten, ja nicht selten der völligen Blindheit. Adams erzählt bey dieser Gelegenheit folgende Geschichte. Ein Rechtsgelehrter in London wohnte so, daß seine Zimmer nach der Straße zu die volle Mittagssonne hatte, seine hintern Zimmer lagen daher nicht allein gegen Mitternacht, sondern gingen auch noch dazu in einen kleinen Hof, der mit einer hohen Mauer umgeben war, und waren also etwas finster. In diesen Zimmern arbeitete er, frühstückte und speisete hingegen in den vordern, in welche ihn überdieß sonstige Verrichtungen öfters zu gehen nöthigten. Dieses Mannes Gesicht nahm ab, und er hatte dabey einen immer währenden Schmerz in den Augen. Er versuchte allerley Gläser, consulirte Oculisten, aber alles vergeblich, bis er endlich fand, daß der öftere Übergang aus dem Dunkeln zum Hellen die Ursache seiner Krankheit sey. Er veränderte also seine Wohnung und vermied alles Schreiben bey Licht, und wurde sehr bald wieder hergestellt.

Weit trauriger ist der Fall, dessen Hr. Prof. Büsch Erwähnung thut. So manche Augenschwäche, sagt er, und völlige Blindheit entsteht bloß aus Verfehlung dieser wichtigen Regel. Als ich vor funfzehn Jahren den seligen Hagedron in Dresden zum ersten Mal besuchte, den ich fast ganz blind fand, nahm er meinen Besuch in einem Zimmer an, wo mir das Licht ganz unausstehlich war. Er wohnte in einer ziemlich schmalen Gasse. Das Sonnenlicht fiel von den Quadersteinen der gegenüber gelegenen Häuser scharf zurück in das Zimmer. Haben Sie, fragte ich, in diesem Hause schon lange gelebt? — Schon über zwanzig Jahr. — Und war dieß immer Ihr gewöhnliches Arbeitszimmer? — Das war es beständig. — So, sagte ich ihm, sehe ich mit Bedauern die Ursache Ihres Unglücks ein, denn in diesem Lichte konnten Ihre Augen nicht gesund bleiben.

Hieraus wird sich nun leicht auch in dem Zimmer selbst die Lage des Schreibtisches und des Ratheders bestimmen lassen. Man schreibe oder lese nie, wenn man es haben kann, in der Lage, daß ein helles Fenster gerade gegenüber se steht, daß jedesmahl das Licht in das aufgeschlagene Fenster fällt, sondern lasse das Licht von der Seite einfallen. In Fällen, wo keine solche Abänderung Statt findet, als bey Kanzeln, suche man mit Vorhängen oder sonst auf eine Weise dem Schaden vorzubeugen, und allemahl ist es nützlich, es wenigstens zu wissen. Wer weiß, ob nicht, wenn

diese Regeln allgemeiner befolgt würden, die schwachen Augen unter die seltenen Krankheiten gezählt werden würden.

Auch ergiebt sich hieraus die Stellung der Betten. Das freye Tageslicht, und noch viel weniger das volle oder reflectirte Sonnenlicht, sollte nie die Augen des Schlafenden treffen können; denn selbst wenn es ihm unbewußt während des Schlafes auf die Augenlider fällt, so kann dieses, zumahl wenn er bereits schon schwache Augen hat, den ganzen Tag über die größten Beschwerden verursachen. Hierauf hat man besonders auf Reisen zu sehen und, wenn man des Abends spät ankömmt, die Lage der Fenster und die Beschaffenheit der Bettvorhänge zu untersuchen, damit man nicht auf eine unangenehme Weise des Morgens vom Tage oder gar von der Sonne überfallen werde.

Alle am Tage selbst mit grünen Vorhängen erkünstelte Verdunkelung kann schädlich werden, theils weil sie nie so vollständig erhalten werden kann, daß nicht hier und da etwas durchschimmere, theils weil man, wenn man nicht ganz müßig oder unfähig ist sich zu bewegen, unmdglich lange darin aushalten wird. Die natürliche Dämmerung ist die beste, und man sollte den Genuß derselben dem ermüdeten Auge nicht mißgönnen, zumahl da sie außerdem der Überlegung so sehr günstig ist. Schreiben oder lesen muß man in der Dämmerung nie. Es ist ein Verfahren, das, den gelindesten Ausdruck zu gebrauchen, thöricht ist. Der schnelle Gewinn an Ohl und Zeit geht tausendfach durch das Leiden und den Unmuth hin, den man sich durch schwache Augen zuzieht.

Ein Freund von mir klagte mir eines Tages, er habe sonst so schön in der Dämmerung lesen können, jetzt könne er es nicht mehr und fürchte, wenn es mit dieser Abnahme seines Gesichts so fort ginge, so würde er vor seinem vierzigsten Jahre blind werden. Ich sagte ihm, er habe frehlich Recht, ich glaube auch, daß wenn es so fortginge — aber mit dem Lesen in der Dämmerung — so würde er blind werden. Er habe sehr richtig geschlossen, ob er gleich die Wirkung für die Ursache genommen habe; er könne nicht beschweigen, sagte ich, nicht mehr in der Dämmerung lesen, weil sein Gesicht im Abnehmen sey, sondern es nähme ab, weil er immer noch in der Dämmerung lesen wolle. Sein Fehlschluß, so sehr er auch sonst Fehlschlüsse hassete, machte ihm dieses Mahl keine geringe Freude. Er unterließ das Lesen in der Dämmerung, und sein Gesicht nahm so wenig ab, daß ich diese Geschichte auch mit beschweigen hierher setze, um ihm, der diese Zeiten in diesem kleinen Druck, jetzt in seinem funfzigsten Jahre gewiß (vielleicht gar einmahl aus Muthwillen in der Dämmerung) lesen wird, eine Freude in der Ferne zu machen. Es ist überhaupt ein sehr großer wiewohl sehr gemeiner Irrthum zu glauben, ein schwaches Licht sey den Augen günstig; dem unbeschäftigten Auge wohl, das nicht sehen will, allein dem sehen wollenden ist es schlechtweg schädlich, und ein starkes zuträglich.

Der zweite Hauptrath ist: Man muß den Augen nie mehr

anmuthen, als sie vertragen können, und die Art und die Zeit der Beschäftigungen so viel möglich nach dem Zustande der Augen wählen. Man muß also, so viel als möglich, alle lange anhaltende Anstrengung der Augen vermeiden und in den Beschäftigungen abwechseln. Zum Glück werden die von Nerven herrührenden Augenschwächen gewöhnlich solchen Menschen zu Theil, die dieses noch können, und seltener Leuten, die in körperlichen oder in leichtern Handarbeiten sich anhaltend beschäftigen.

Dritter Rath: Man beschäfigte seine Augen in freyen Stunden, so viel als möglich, in freyer Luft und im Sehen in die Ferne, man wähle seine Vergnügungen in dieser Rücksicht. Reiten hat einen längst erkannten Nutzen für nervenschwache Augen durch die heilsame Erschütterung der Nerven. Fahren und Spazierengehen haben ihn auch in dieser Rücksicht. Von allen aber ist dieses der Hauptvortheil, den sie dem schwachen Auge verschaffen, daß dasselbe mit einer Menge von Gegenständen beschäftigt wird, deren keiner das Auge lange auf sich zieht, und die in der Entfernung, worin man sie sieht, demselben hinlänglich sanftes Licht zusenden. Zum Trost bey anhaltender Augenschwäche dient die Bemerkung, daß sie sich selten mit völliger Blindheit endigt, zumahl wenn man sich der erwähnten Vorsicht bedient.

Ich schreibe Hrn. Adams, einem erfahrenen vorächtigen Manne, ein äußeres Mittel nach, das allemahl ohne Schaden und oft mit Vortheil gebraucht worden ist, wo sich eine Schwäche der Augen früher, als man sich vom Alter des Patienten erwarten sollte, einstellte, und wovon auch sonst keine in die Augen fallende Ursache vorhanden ist. Zu einem halben Quartier Branntwein thut man zwey Unzen Rosmarinblätter in eine schwarze Flasche und schüttelt alles drey Tage hinter einander etliche Mahl des Tages durcheinander, läßt es drey Tage stehen, und feiht es alsdann durch. Von dem Klaren dieses Aufgusses mischt man sobann einen Theelöffel voll mit vier Theelöffeln voll warmen Wassers und wäscht damit beym Schlafengehen die Augen so, daß man die Augenlider jedes Mahl in eine solche Bewegung setzt, daß dabey etwas von dem Aufguss zwischen das Augenlid und den Augapfel kömmt. Nach und nach kann man immer weniger Wasser nehmen, bis man endlich mit gleichen Theilen von jedem beschließt.

11. Besuch in Unalaska.

Den 4ten Juni 1817. Ein todtter Wallfisch, der hier gestrandet, brachte alles in Bewegung; die Meuten strömten hin und klebten an dem halb versaulten Fisch wie die Fliegen an Honig, und versperre die widerliche Ausdünstung den Weg. An einem Pfeil, der noch in dem Leichnam steckte, erkannten sie sogleich, wer ihn erlegt und folglich der Eigenthümer sey. Dem Gebiete, in welchem ein solcher Schatz strandet, fällt ein Theil desselben zu, und die Einwohner dürfen an Ort und Stelle so viel davon essen, als ihnen

möglich ist, was denn auch ununterbrochen 24 Stunden geschieht. Oft geräth der Eigenthümer mit den Genießenden in heftigen Streit, weil diese nicht darauf bedacht sind, ihm die Lederbissen, das heißt die am meisten verkauten Stellen, zurückzulassen. — Zu den größten Delikatessen in Anaslaska gehören die Schwimmpfoten des Seehundes, welche man in eine Blase bindet, in die Erde gräbt, und so lange darin liegen läßt, bis sie sich in einen stinkenden Gallert verwandelt haben.

Den 30sten Juni. Die Seelöwen, sowohl wie die Seekatzen, halten sich zur Zeit der Begattung auf dem Trocknen auf und sind bereit, furchtlos jeden anzugreifen, der sich ihnen naht, während zu andern Zeiten der Anblick eines Menschen sie schnell ins Meer verschrenkt. Das Schauspiel, das sich uns jetzt darstellte, war uns neu und anziehend; wir näherten uns den Thieren bis auf zwanzig Schritt; die Männchen erreichen die Größe eines Ochsen, die Weibchen sind etwas kleiner. Die Löwen waren um ihre Weiber in einen ewigen Krieg verwickelt, denn immer suchen sie sich mehrere anzulegen, die sie nur durch Tapferkeit von ihren Nachbarn erringen können. An der Anzahl ihrer Weiber erkennt man die Helden; oft liegen ihrer acht bis zehn nahe bei einander, damit ihr Vertheidiger sie leichter beschützen könne, und dieser geht immerfort wüthend und brüllend um sie herum, jeden Augenblick eines Angriffs gewärtig, da die Zahl der Löwen die der Löwinnen noch zu übertreffen scheint. Sie kämpfen so ernstlich, daß man das Blut spritzen, die Speckstücke fliegen und nicht selten einen todt hinfallen sieht. Am längsten dauert der Kampf, wenn mehrere einen Helden angreifen; denn sobald dieser verdrängt ist, fangen die Bundesgenossen unter einander Streit an und hören nicht eher auf, als bis der Tapferste den Sieg davon getragen hat.

Das Gebrüll dieser Thiere ist unbeschreiblich; in der See hört man es bei Windstille oder bei einem Landwinde auf sechs Meilen; ihr Gestank ist nicht lange zu ertragen. Man muß sich immer etwas entfernt von den Löwen halten, denn ob sie gleich, ihrer Schwimmpfoten wegen, sich auf dem Lande nur langsam fortbewegen können, so gelingt ihnen doch zuweilen ein Satz von zehn Schritten, und was sie erpacken, ist rettungslos verloren. Einem Aleuten, der sich einem Löwen zu nahe gewagt, ward der ganze Arm abgebissen. Es war jetzt die Zeit, wo einige Löwinnen warfen; manche lagen umringt von ihrer Nachkommenschaft. Die Jungen werden von den Aleuten und hiesigen Russen für Lederbissen gehalten, und deshalb häufig eingefangen. Das Geschrei der jungen Löwen hat viel Ähnlichkeit mit dem Meedern der Schafe, das Fleisch fanden wir in der Folge recht wohlschmeckend, es soll aber seines Geschmacks und Geruchs wegen ungenießbar seyn, sobald es ein Jahr alt ist.

Die Seekatzen lagen abgesondert. Das Männchen, welches beinahe die Gestalt eines Seelöwen und die Größe einer Löwin haben mag, ist noch einmal so groß als das Weibchen. Die Seekater haben ebenfalls viele Weiber, sie brauchen aber nicht um ihren Besitz

zu kämpfen, sondern sind unaufhörlich beschäftigt, ihre Weiber zu bewachen, die jeden Augenblick benutzen, um zu entfliehen.

Den 18ten August. Eine Menge Wallfische umringten uns, die sich hoch in die Luft warfen und mit einem ungeheuren Knall wieder zurückfielen, wodurch das Wasser schäumend umherspritzte. Man sollte es kaum glauben, daß ein so großes dem Anscheine nach unbeholfenes Thier sich so hoch über die Oberfläche des Meeres erheben könne. Die Aleuten zählen sieben Gattungen, von denen die meisten in der Naturgeschichte wohl noch unbekannt sind. Eine dieser Gattungen sind Raubthiere, was bekanntlich bei den Wallfischen sonst nicht der Fall ist, da sie keine Zähne haben und sich nur von kleinen Fischen nähren. Dieses Raubthier ist mit einem fürchterlichen Rachen, voll großer Zähne, versehen; es verschlingt alles, was es erbeutet, und verfolgt oft die Aleuten, deren kleine Baydaren es, wenn es sie einholen kann, mit einem Schläge zerschmettert. In der Nähe von Anaslaska soll sogar eine 24rubrige Baydare, mit dreißig Menschen, durch den Schlag eines solchen Ungeheuers vernichtet worden seyn. Die Aleuten und Russen erzählen, daß der Speck dieser Thiere, wenn man ein Stück davon verschluckt, die Eigenschaft habe, unverdaut wieder abzugehen.

Herrn Kriukofs Beschreibung eines Seethieres, das ihn selbst bei der Beeringsinsel, wo er der Jagd wegen hingefahren war, verfolgt hat, ist merkwürdig. Es hat die Gestalt einer röthlichen Schlange und ist ungeheuer lang; der Kopf hat Ähnlichkeit von dem eines Seelöwen, und zwei unverhältnißmäßig große Augen geben ihm ein fürchtbares Ansehen. „Ein Stück war es, sagte Kriukof, daß wir dem Lande so nahe waren, sonst hätte das Ungeheuer uns verschlungen; es streckte den Kopf hoch über das Wasser heraus, sah sich nach Raub um und verschwand; bald erschien der Kopf wieder, und zwar beträchtlich näher; wir ruderten aus allen Kräften, und waren sehr froh, das Land früher erreicht zu haben als die Schlange. Die Seelöwen geriethen durch ihren Anblick in solche Furcht, daß einige sich ins Wasser stürzten und andere sich ins Land verkrochen.“ Mehrere Aleuten behaupten, dieses Thier öfters gesehen zu haben. Das Meer wirft zuweilen Fleischstücke ans Ufer, die ihrer Vermuthung nach von dieser Schlange sind, und die kein Thier, selbst kein Rabe frißt; einige Aleuten, die einmal davon gekostet, sind plötzlich gestorben. Hat man wirklich bei Nord-Amerika eine Seeschlange gesehen, so mag es eine von dieser fürchtbaren Gattung gewesen seyn.

Noch erzählten die Aleuten von einem riesenhaften Polypen. Es hat sich ereignet, daß ein Polyp seine langen Arme, die doppelt so dick als ein starker Menschenarm sind, um die Baydare eines Aleuten schlang; er hätte sie in den Grund gerissen, wenn der Aleut nicht die Fleischesgegenwart gehabt hätte, den fleischigen Arm des Polypen, der mit großen Saugwarzen versehen war, mit seinem Messer zu durchschneiden. Der Polyp sitzt mit dem Körper auf dem Grunde fest und wählt gewöhnlich einen Ort, von dem er mit seinen Armen die Oberfläche erreichen kann. Der letzte Vorfall hat

sich in der Passage ereignet, welche durch die südliche Spitze der Insel Unnaak und der kleinen neben ihr liegenden Insel gebildet wird; es kann sich kein Schiff der Untiefe wegen hinein wagen.

Den 11ten September. Zur Feier des Namenstages unseres Kaisers gab Herr Krutof gestern der ganzen Equipage am Lande ein Mittagsmahl, und Nachmittags begaben wir uns in eine große unterirdische Wohnung, wo eine Menge Meuten zum Tanz versammelt waren. Ich glaube gewiß, daß ihre Spiele und Tänze in früherer Zeit, als sie noch im Besitz ihrer Freiheit waren, anders gewesen sind als jetzt, wo die Sklaverei sie beinah zu Thieren herabgemühdigt hat und wo dieses Schauspiel weder erfreulich noch belustigend ist. Das Orchester bestand aus drey Meuten mit Tambourins, womit sie eine einfache traurige nur drey Töne enthaltende Melodie begleiteten. Es erschien immer nur eine Tänzerin, welche ohne allen Ausdruck ein Paar Sprünge machte, und dann unter den Zuschauern verschwand. Der Anblick dieser Menschen, welche mit traurigen Gebärden vor mir herumspringen mußten, peinigte mich, und meine Matrosen, welche sich ebenfalls gedrückt fühlten, stimmten um sich zu erheitern ein frühliches Lied an, wobei zwei von ihnen sich in die Mitte des Kreises stellten und einen Nationaltanz ausführten.

Dieser rasche Übergang erfreute uns alle, und selbst in den Augen der Meuten, welche bis jetzt mit gebückten Häuptern da gestanden, blitzte ein Strahl der Freude. Ein Diener der amerikanischen Compagnie (Promischlenoi), welcher als rüstiger Jüngling sein russisches Vaterland verlassen, und in dieser Gegend alt und grau geworden war, stürzte jetzt plötzlich zur Thür herein und rief mit gewalteten zum Himmel erhobenen Händen: „das sind Russen, das sind Russen; o, theures geliebtes Vaterland!“ Auf seinem ehrwürdigen Gesichte lag in diesem Augenblick der Ausdruck eines seligen Gefühls; Freudenthränen benetzten seine bleichen eingefallenen Wangen, und er verbarg sich, um sich seiner Wehmuth zu überlassen. Der Austritt erschütterte mich, ich versetzte mich lebhaft in die Lage des Alten, dem seine im Vaterlande glücklich verlebte Jugend jetzt in schmerzlicher Erinnerung vor die Seele trat. In der Hoffnung, im Schooße seiner Familie ein sorgenfreies Alter genießen zu können, war er hergekommen, und mußte nun wie viele andere in dieser Wüste sein Leben enden.

12. Polnische Tänze.

Vorzüglich malen Nationaltänze den Geist eines Volks, und die polnischen tragen überall das morgenländische Gepräge, das zauberische Gemisch asiatisch-monarchischer Weise mit republikanischer Strenge und Freiheit. Der charakteristische Tanz der Polen ist die Polonaise, die morgenländische Pracht, sonderbar mit dem Stolz, der Gravität, der Ritterlichkeit und Freiheit einer abendländischen Republik vermählt. Sie hat eine stolze prachtliebende Feierlichkeit, eine außerordentlich ruhige Haltung, und ward vor Jahren zwar zierlich doch in voller Rüstung getanzt. Die Polen hatten in ihr zugleich den ein-

zigen Tanz erfunden, den Personen von jedem Stande und Alter tanzen können. Die morgenländische Herrscherstille beibehaltend, eröffnen die Dame und der Mann von der größten Bedeutung in der Gesellschaft den Reigen. Nachdem der Zug in verschiedenartigen Wendungen, vom ersten Paar geleitet, im Saale herumgezogen war, konnte Jeder, der da wollte, der Dame im ersten Paar die Hand zum Tanze reichen, ihr Tänzer mußte abtreten, und dies erinnerte an die gleichen Rechte des Adels in der Republik.

Wenn sich in der Polonaise der Geist des alten Adels malte, so im Masur, einem frohen raschen Tanze voll Leben und Nachdruck, die Seele des gesammten Volkes. Die Melodie des Masur, dem Gemüthe jedes Polen verwandt, begeisterte ihn und versetzte sein Blut in eine frohe Wallung. Überall steht aber die männliche Kraft und des Mannes Selbstgefühl heraus, und wenn man den Krakauer tanzen sieht, wird man es sich leicht denken können, daß er derselbe ist, der die Sense zu führen versteht, wenn das Vaterland ruft. Was sich beim Manne zur Tüchtigkeit im Masur gestaltet, wird bei der Tänzerin zur hingebenden aber stillen Heiterkeit und Grazie. Der gemeine Mann tanzt ferner nicht nur den Masur, sondern er singt ihn auch während des Tanzes. Es ist gewöhnlich ein Einzelner und meistens derselbe, der den Reigen führt. Die Musik bricht dann ab oder sie wird stiller, der Sänger spricht in dem einfachen Liede, das gewöhnlich patriotischen Inhalts ist, die Gesinnungen und die Gefühle der Umgebung und die seinigen aus. Wer möchte in dieser Mischung von Gesang und Tanz den abendländischen Mauren und im Singen patriotischer Lieder beim Tanze den Republikaner verkennen? Hat der Sänger geendet, so fällt die Musik von Neuem ein, und froher und rascher, durch das Lied begeistert, beginnt der Tanz. Die Figuren, welche im Masur durch die verschiedenartigste Zusammenstellung der Paare gebildet werden, sind reich an Erfindung und beweisen, wie das Gefühl eines Slaven, so glühend für Frauenliebe wie das des Morgenländers, doch so zart, schonend gegen Weiblichkeit und dieselbe so öffentlich ehrend wie das des ritterlichen Abendländers ist.

Der Masur, obwohl er ursprünglich nur in Masovien einheimisch war, in einem Bezirke, in welchem sich die Volkseigenthümlichkeit stärker aussprach, wurde mit der Zeit der beliebteste und allgemeinste Tanz aller Polen. Er wird selbst in den Tatarn und Karpaten getanzt, obwohl er dort einer gewissen Modification unterlag. Der Goral (Bergbewohner, von dem polnischen Worte Góra, Berg) hat nicht das Tüchtige des Krakauers; er ist leicht, schlank und gewandt, mithin wurde der Masur bei dem Goralen zu einem lustigen Tanze. Die Klirrsporen des Krakauers fielen weg, aber das Gebirgsheil des Goralen, mit dessen Hülfe er über Abgründe setzt, das ihm als Geräth, Fierde und Waffe dient, wurde beibehalten. Die Zuschauer rühmen den wahrhaft malerischen Anblick, die Goralen unter freiem Himmel tanzen zu sehen, wie sie bei den lustigen Sprüngen ihre blanken Beile schwingen,

die dann, bei einem gegebenen Zeichen, jedesmal einige Klaster in die Höhe stiegen und taktmäßig mit zierlicher Gewandtheit wieder aufgefangen werden.

Mehr noch erinnert an den Kraber der dritte Tanz, der Krakauer (Krakoviak), der ursprünglich nur in Krakau getanzt wurde und später im ganzen Lande sich verbreitete. Es ist, wenn man mit den neuen gesellschaftlichen Tänzen einen Vergleich machen könnte, eine Art von Gallop, der in die Runde, aber nicht wie der Walzer von vielen einander folgenden Paaren, zur Hälfte getanzt und zur Hälfte gesungen wird. Das Lied ist epigrammatischer Art und besteht jedesmal nur aus zwei Versen. Der erste Vers giebt gewöhnlich ein Bild, welches den nachstehenden Vers deckt, oder von demselben erklärt wird. z. B.

Dort an Krakau's hohen Mauern fließt die Weichsel hin,
Und die Polen zogen Alle fort in langer Reih'.

Dann geht ein Tanz abermal in die Runde, und ein anderer Sän-ger ergreift den vorigen Gedanken, oder einen, zu dem ihm der vorige Anstoß giebt, und singt weiter fort:

Alle zogen mit den Sensen, und sie kehren nicht,
Und es trauern Wälder, Fluren und daheim die Weiber.

Diese Lieder werden meistens in der Gegend von Krakau, Lemberg und Warschau gesungen. Alle sind sie ein Werk des Augenblicks und der Improvisation, die auf politische Verhältnisse der Personen, die sich in der Gesellschaft befinden, anspielen. Mädchen und Knaben singen sie abwechselnd, und ihre gegenseitigen Äußerungen, Scherze und Antworten enthalten viel Schalkhaftigkeit, viel Laune und Wit.

13. Die Schlacht bei Lützen.

Der Herzog von Friedland, beynahe überzeugt, daß von dem König für diese Jahreszeit kein Angriff mehr zu befürchten sey, bewilligte seinen Truppen die Winterquartiere, doch so, daß sie aufs Schnellste versammelt waren, wenn etwa der Feind gegen alle Erwartung noch einen Angriff wagte. Graf Pappenheim wurde mit einem großen Theile des Heers entlassen, um der Stadt Kölln zu Hülfe zu eilen, und auf dem Wege dahin die Festung Moritzburg bey Halle in Besitz zu nehmen. Einzelne Korps bezogen in den schicklichsten Städten umher ihre Winterquartiere, um die Bewegungen des Feindes von allen Seiten beobachten zu können; Graf Kolloredo bewachte das Schloß zu Weißenfels, und Wallenstein selbst blieb mit dem Überreste unweit Merseburg zwischen dem Flossgraben und der Saale stehen, von wo er gesonnen war, seinen Marsch über Leipzig zu nehmen und die Sachsen von dem schwedischen Heere abzuschneiden.

Raum aber hatte Gustav Adolph Pappenheims Abzug vernommen, so verließ er plötzlich sein Lager bey Naumburg und eilte, den um die Hälfte geschwächten Feind mit seiner ganzen Macht anzufallen. In beschleunigtem Marsche rückte er gegen Weißenfels

vor, von wo aus sich das Gerücht von seiner Ankunft schnell bis zum Feinde verbreitete und den Herzog von Friedland in die höchste Verwunderung setzte. Aber es galt jetzt einen schnellen Entschluß, und der Herzog hatte seine Maßregeln bald genommen. Obgleich man dem zwanzigtausend Mann starken Feinde nicht viel über zwölftausend entgegenzusetzen hatte, so konnte man doch hoffen, sich bis zu Pappenheims Rückkehr zu behaupten, der sich höchstens fünf Meilen weit, bis Halle, entfernt haben konnte. Schnell flogen Eilboten ab, ihn zurückzurufen, und zugleich zog sich Wallenstein in die weite Ebene zwischen dem Flossgraben und Lützen, wo er in völliger Schlachtordnung den König erwartete und ihn durch diese Stellung von Leipzig und den sächsischen Völkern trennte.

Drey Kanonenschüsse, welche Graf Kolloredo von dem Schlosse zu Weißenfels abbrannte, verkündigten den Marsch des Königs, und auf dieses verabredete Signal zogen sich die friedländischen Vortruppen unter dem Kommando des Kroaten-Generals Isolani zusammen, die an der Rippach gelegenen Dörfer zu besetzen. Ihr schwacher Widerstand hielt den anrückenden Feind nicht auf, der bei dem Dorfe Rippach über das Wasser dieses Namens setzte und sich unterhalb Lützen der kaiserlichen Schlachtordnung gegenüber stellte. Die Landstraße, welche von Weißenfels nach Leipzig führt, wird zwischen Lützen und Markranstädt von dem Flossgraben durchschnitten, der sich von Zeitz nach Merseburg erstreckt und die Elster mit der Saale verbindet. An diesen Kanal lehnte sich der linke Flügel der Kaiserlichen und der rechte des Königs von Schweden, doch so, daß sich die Keiterey beyder Theile noch jenseits desselben verbreitete. Nordwärts hinter Lützen hatte sich Wallensteins rechter Flügel, und südwärts von diesem Städtchen der linke Flügel des schwedischen Heers gelagert. Beyde Armeen kehrten der Landstraße ihre Fronte zu, welche mitten durch sie hinging und eine Schlachtordnung von der andern absonderte.

Aber eben dieser Landstraße hatte sich Wallenstein am Abend vor der Schlacht zum großen Nachtheil seines Gegners bemächtigt, die zu beyden Seiten derselben fortlaufenden Gräben vertiefen und durch Musketiere besetzen lassen, daß der Übergang ohne Beschwermlichkeit und Gefahr nicht zu wagen war. Hinter denselben ragte eine Batterie von sieben großen Kanonen hervor, das Musketenfeuer aus den Gräben zu unterstützen, und an den Windmühlen, nahe hinter Lützen, waren vierzehn kleinere Feldstücke auf einer Anhöhe aufgepflanzt, von der man einen großen Theil der Ebene bestreichen konnte. Die Infanterie, in nicht mehr als fünf große und unbefähigte Brigaden vertheilt, stand in einer Entfernung von dreyhundert Schritten hinter der Landstraße in Schlachtordnung, und die Keiterey bedeckte die Flanken. Alles Gepäcke ward nach Leipzig geschickt, um die Bewegungen des Heers nicht zu hindern, und bloß die Munitionswagen hielten hinter dem Treffen. Um die Schwäche der Armee zu verbergen, mußten alle Troßjungen und Knechte zu Pferde sitzen und sich an den linken Flügel anschließen; doch nur

so lange, bis die Pappenheim'schen Völker anlangten. Diese ganze Anordnung geschah in der Finsterniß der Nacht, und ehe der Tag graute, war Alles zum Empfang des Feindes bereitet.

Noch an eben diesem Abend erschien Gustav Adolph auf der gegenüber liegenden Ebene und stellte seine Völker zum Treffen. Die Schlachordnung war dieselbe, wodurch er das Jahr vorher bey Leipzig gesiegt hatte. Durch das Fußvolk wurden kleine Schwadronen verbreitet, unter die Reiterrey hin und wieder eine Anzahl Musketiere vertheilt. Die ganze Armee stand in zwey Linien. In der Mitte hielt das Fußvolk unter des Grafen von Brahe Befehlen, die Reiterrey auf den Flügeln, und vor der Fronte das Geschütz. Einem deutschen Felde, dem Herzog Bernhard von Weimar, war die deutsche Reiterrey des linken Flügels untergeben, und auf dem rechten führte der König selbst seine Schweden an, die Eifersucht beyder Völker zu einem edeln Wettkampfe zu erhitzen. Auf ähnliche Art war das zweyte Treffen geordnet, und hinter demselben hielt ein Reservecorps unter Hendersons, eines Schottländers, Kommando.

Also gerüstet erwartete man die blutige Morgenröthe, um einen Kampf zu beginnen, den mehr der lange Aufschub als die Wichtigkeit der möglichen Folgen, mehr die Auswahl als die Anzahl der Truppen furchtbar und merkwürdig machten. Die gespannten Erwartungen Europens, die man im Lager von Nürnberg hinterging, sollten nun in den Ebenen Lützens befriedigt werden. Zwey solche Feldherren, so gleich an Ansehen, an Ruhm und an Fähigkeit, hatten im ganzen Laufe dieses Kriegs noch in keiner offenbaren Schlacht ihre Kräfte gemessen, ein so wichtiger Preis noch nie die Hoffnung begeistert. Der morgende Tag sollte Europa seinen ersten Kriegsfürsten kennen lernen und einen Überwinder dem nie Überwundenen geben. Eifersüchtig theilt jeder einzelne Mann im Heer seines Führers Ruhm, und unter jedem Harnische wechselten die Gefühle, die den Busen der Generale durchflamnten. Zweifelhaft war der Sieg, gewiß die Arbeit und das Blut, das er dem Überwinder wie dem Überwundenen kosten mußte. Man kannte den Feind vollkommen, dem man jetzt gegenüber stand, und die Bangigkeit, die man vergeblich bekämpfte, zeugte glorreich für seine Stärke.

Endlich erscheint der gesürchtete Morgen; aber ein undurchdringlicher Nebel, der über das ganze Schlachtfeld verbreitet liegt, verzögert den Angriff noch bis zur Mittagstunde. Vor der Fronte kniend hält der König seine Andacht; die ganze Armee, auf die Knie hingestürzt, stimmt zu gleicher Zeit ein rührendes Lied an und die Feldmusik begleitet den Gesang. Dann steigt der König zu Pferde und, bloß mit einem ledernen Goller und einem Luchswolfs bekleidet (eine vormals empfangene Wunde erlaubte ihm nicht mehr den Harnisch zu tragen), durchreitet er die Glieder, den Muth der Truppen zu einer frohen Zuversicht zu entflammen, die sein eigener ahnungsvoller Busen verläugnet. Gott mit uns war das Wort der Schweden; das der Kaiserlichen Jesus Maria. Gegen elf Uhr fängt der Nebel an sich zu zertheilen, und der Feind wird sichtbar. Zugleich

steht man Lützen in Flammen stehen, auf Befehl des Herzogs in Brand gesteckt, damit er von dieser Seite nicht überflügelt würde. Jetzt löst die Losung, die Reiterrey sprengt gegen den Feind und das Fußvolk ist im Anmarsch gegen die Gräben.

Von einem fürchterlichen Feuer der Musketen und des dahinter gepflanzten groben Geschützes empfangen, setzen diese tapfern Bataillons mit unerschrocknem Muth ihren Angriff fort, die feindlichen Musketiere verlassen ihren Posten, die Gräben sind übersprungen, die Batterie selbst wird erobert und sogleich gegen den Feind gerichtet. Sie bringen weiter mit unaufhaltsamer Gewalt, die erste der fünf friedländischen Brigaden wird niedergeworfen, gleich darauf die zweyte, und schon wendet sich die dritte zur Flucht; aber hier stellt sich der schnell gegenwärtige Geist des Herzogs ihrem Andrang entgegen. Mit Blizeschnelligkeit ist er da, der Unordnung seines Fußvolks zu steuern, und seinem Nachwort geling's, die Fliehenden zum Stehen zu bewegen. Von drey Kavallerie-Regimentern unterstützt, machen die schon geschlagenen Brigaden aufs Neue Fronte gegen den Feind und bringen mit Macht in seine zerrissenen Glieder. Ein mörderischer Kampf erhebt sich, der nahe Feind gibt dem Schießgewehr keinen Raum, die Wuth des Angriffs keine Frist mehr zur Ladung, Mann sichts gegen Mann, das unnütze Feuerrohr macht dem Schwert und der Pike Platz, und die Kunst der Erbitterung. Überwältigt von der Menge, weichen endlich die ermatteten Schweden über die Gräben zurück, und die schon eroberte Batterie geht bey diesem Rückzug verloren. Schon bedecken tausend verstümmelte Leichen das Land, und noch ist kein Fußbreit Erde gewonnen.

Indessen hat der rechte Flügel des Königs, von ihm selbst angeführt, den linken des Feindes angefallen. Schon der erste machtvolle Andrang der schweren finnländischen Kürassiere zerstreute die leicht berittenen Polen und Kroaten, die sich an diesen Flügel angeschlossen, und ihre unordentliche Flucht theilte auch der übrigen Reiterrey Furcht und Verwirrung mit. In diesem Augenblick hinterbringt man dem König, daß seine Infanterie über die Gräben zurückweiche, und auch sein linker Flügel durch das feindliche Geschütz von den Windmühlen aus furchtbar geängstigt und schon zum Weichen gebracht werde. Mit schneller Besonnenheit überträgt er dem General von Horn, den schon geschlagenen linken Flügel des Feindes zu verfolgen, und er selbst eilt an der Spitze des Stenbock'schen Regiments davon, der Unordnung seines eigenen linken Flügels abzuhelfen. Sein edles Ross trägt ihn preischnell über die Gräben; aber schwerer wird den nachfolgenden Schwadronen der Übergang, und nur wenige Reiter, unter denen Franz Albert, Herzog von Sachsen-Lauenburg, genannt wird, waren behend genug, ihm zur Seite zu bleiben.

Er sprengte geraden Wegs demjenigen Orte zu, wo sein Fußvolk am gefährlichsten bedrängt war, und indem er seine Blicke umherfendete, irgend eine Blöße des feindlichen Heeres auszuspähen, auf die er den Angriff richten könnte, fährt ihn sein kurzes Gesicht zu nahe an dasselbe. Ein kaiserlicher Befrehter bemerkt, daß dem Vor-

übersprengenden Alles ehrfürchtvoll Platz macht, und schnell befiehlt er einem Musketier, auf ihn anzuschlagen. „Auf den dort schieße, ruft er, das muß ein vornehmer Mann seyn.“ Der Soldat drückt ab, und dem König wird der linke Arm zerschmettert.

In diesem Augenblicke kommen seine Schwadronen dahergesprenzt, und ein verwirrtes Geschrey: „Der König blutet — Der König ist erschossen!“ breitet unter den Ankommenden Schrecken und Entsetzen aus. „Es ist nichts — folgt mir!“ ruft der König, seine ganze Stärke zusammenfassend; aber überwältigt von Schmerz und der Ohnmacht nahe, bittet er in französischer Sprache den Herzog von Rauenburg, ihn ohne Aufsehen aus dem Gedränge zu schaffen. Indem der Letztere auf einem weiten Umweg, um der muthlosen Infanterie diesen niederschlagenden Anblick zu entziehen, nach dem rechten Flügel mit dem Könige umwendet, erhält dieser einen zweyten Schuß durch den Rücken, der ihm den letzten Rest seiner Kräfte raubte. „Ich habe genug, Bruder!“ ruft er mit sterbender Stimme. „Suche du nur dein Leben zu retten.“ Zugleich sank er vom Pferd, und von noch mehrern Schüssen durchbohrt, von allen seinen Begleitern verlassen, verhauchte er unter den räuberischen Händen der Kroaten sein Leben. Bald entdeckte sein ledig fliehendes in Blute gebadetes Kopf der schwedischen Reiterey ihres Königs Fall, und wüthend dringt sie herbey, dem gierigen Feind diese heilige Beute zu entreißen. Um seinen Leichnam entbrennt ein mörderisches Gesecht und der entstellte Körper wird unter einem Hügel von Todten begraben.

Die Schreckenspost durchweilt in kurzer Zeit das ganze schwedische Heer; aber anstatt den Muth dieser tapfern Scharen zu erlöben, entzündet sie ihn vielmehr zu einem neuen wilden verzehrenden Feuer. Das Leben fällt in seinem Preise, da das heiligste aller Leben dahin ist, und der Tod hat für den Niedrigen keine Schrecken mehr, seitdem er das gekrönte Haupt nicht verschonte. Mit Ebwengrimm werfen sich die uppländischen, smaländischen, finnischen, ost- und westgothischen Regimenter zum Zweytenmal auf den linken Flügel des Feindes, der dem General von Horn nur noch schwachen Widerstand leistet und jetzt völlig aus dem Felde geschlagen wird. Zugleich gibt Herzog Bernhard von Weimar dem verwaisten Heere der Schweden in seiner Person ein sähiges Oberhaupt, und der Geist Gustav Adolpfs führt von Neuem seine siegreichen Scharen.

Schnell ist der linke Flügel wieder geordnet, und mit Macht dringt er auf den rechten der Kaiserlichen ein. Das Geschütz an den Windmühlen, das ein so mörderisches Feuer auf die Schweden geschleudert hatte, fällt in seine Hand, und auf die Feinde selbst werden jetzt diese Donner gerichtet. Auch der Mittelpunkt des schwedischen Fußvolks setzt unter Bernhard's und Knicphausens Anführung aufs Neue gegen die Gräben an, über die er sich glücklich hinwegschwingt und zum Zweytenmal die Batterie der sieben Kanonen erobert. Auf die schweren Bataillons des feindlichen Mittelpunkts wird jetzt mit gedoppelter Wuth der Angriff erneuert, immer schwächer und schwächer widerstehen sie, und der Zufall selbst verschwört

sich mit der schwedischen Tapferkeit, ihre Niederlage zu vollenden. Feuer ergreift die kaiserlichen Pulverwägen, und unter schrecklichem Donnerknalle sieht man die aufgehäuften Granaten und Bomben in die Lüfte fliegen. Der in Bestürzung gefetzte Feind wähnt sich von hinten angefallen, indem die schwedischen Brigaden von vorn ihm entgegenstürmen. Der Muth entfällt ihm. Er sieht seinen linken Flügel geschlagen, seinen rechten im Begriff zu erliegen, sein Geschütz in des Feindes Hand. Es neigt sich die Schlacht zu ihrer Entscheidung, das Schicksal des Tages hängt nur noch an einem einzigen Augenblick — da erscheint Pappenheim auf dem Schlachtfelde mit Kürassieren und Dragonern; alle erhaltenen Vortheile sind verloren und eine ganz neue Schlacht fängt an.

Der Befehl, welcher diesen General nach Lützen zurückrief, hatte ihn zu Halle erreicht, eben da seine Völker mit Plünderung dieser Stadt noch beschäftigt waren. Unmöglich war's, das zerstreute Fußvolk mit der Schnelligkeit zu sammeln, als dringende Ordre und die Ungebuld dieses Kriegers verlangten. Ohne es zu erwarten, ließ er acht Regimenter Kavallerie aufsitzen, und eilte an der Spitze derselben spornstreichs auf Lützen zu, an dem Feste der Schlacht Theil zu nehmen. Er kam noch eben recht, um die Flucht des kaiserlichen linken Flügels, den Gustav Horn aus dem Felde schlug, zu bezeugen und sich anfänglich selbst darein verwickelt zu sehen. Aber mit schneller Gegenwart des Geistes sammelt er diese flüchtigen Völker wieder und führt sie aufs Neue gegen den Feind. Fortgerissen von seinem wilden Muth und voll Ungebuld, dem König selbst, den er an der Spitze dieses Flügels vermuthet, gegenüber zu sechten, bricht er fürchterlich in die schwedischen Scharen, die, ermattet vom Sieg und an Anzahl zu schwach, dieser Fluth von Feinden nach dem männlichsten Widerstand unterliegen.

Auch den erlöschenden Muth des kaiserlichen Fußvolks ermuntert Pappenheims nicht mehr gehoffte Erscheinung, und schnell benützt der Herzog von Friedland den günstigen Augenblick, das Treffen aufs Neue zu formiren. Die dicht geschlossenen schwedischen Bataillons werden unter einem mörderischen Gesechte über die Gräben zurückgetrieben und die zweymal verlorenen Kanonen zum Zweytenmal ihren Händen entrißen. Das ganze gelbe Regiment, als das trefflichste von allen, die an diesem blutigen Tage Beweise ihres Heldemuths gaben, lag todt dahingestreckt, und bedeckte noch in derselben schönen Ordnung den Wahplatz, den es lebend mit so standhaftem Muth behauptet hatte. Ein ähnliches Loos traf ein andres, blaues Regiment, welches Graf Piccolomini mit der kaiserlichen Reiterey nach dem wüthendsten Kampfe zu Boden warf.

Zu sieben verschiedenen Malen wiederholte dieser treffliche General den Angriff; sieben Pferde wurden unter ihm erschossen und sechs Musketenkugeln durchbohrten ihn. Dennoch verließ er das Schlachtfeld nicht eher, als bis ihn der Rückzug des ganzen Heeres mit fortriß. Den Herzog selbst sah man, mitten unter dem feindlichen Kugelregen, mit kühler Seele seine Truppen durchreiten, dem Nothleidenden nahe

mit Hülfe, dem Tapfern mit Beyfall, dem Verzagten mit seinem strahlenden Blick. Um und neben ihm stürzten seine Wölfer entseelt dahin, und sein Mantel wird von vielen Kugeln durchlöchert. Aber die Nachegötter beschützen heute seine Brust, für die schon ein anderes Eisen geschliffen ist; auf dem Bette, wo Gustav erblickte, sollte Wallenstein den schuldbesleckten Geist nicht verhauchen.

Nicht so glücklich war Pappenheim, der Zelamonier des Heers, der furchtbarste Soldat des Hauses Oesterreich und der Kirche. Glühende Begier, dem König selbst im Kampfe zu begegnen, riß den Wüthenden mitten in das blutigste Schlachtgewühl, wo er seinen edeln Feind am wenigsten zu verfehlen hoffte. Auch Gustav hatte den feurigsten Wunsch gehegt, diesen geachteten Gegner von Angesicht zu sehen, aber die feindselige Sehnsucht blieb ungestillt und erst der Tod führte die versöhnten Helden zusammen. Zwey Musketenkugeln durchbohrten Pappenheims narbenvolle Brust, und gewaltsam mußten ihn die Seinen aus dem Morgengewühl tragen. Indem man beschäftigt war, ihn hinter das Treffen zu bringen, drang ein Gemurmel zu seinen Ohren, daß der, den er suchte, entseelt auf dem Wahlplatze liege. Als man ihm die Wahrheit dieses Gerüchtes bekräftigte, erheiterte sich sein Gesicht und das letzte Feuer blühte in seinen Augen. „So hinterbringe man denn dem Herzog von Friedland, „rief er aus, daß ich ohne Hoffnung zum Leben darnieder liege, „aber frühlich dahinscheide, da ich weiß, daß dieser unverföhnliche „Feind meines Glaubens an einem Tag mit mir gefallen ist.“

Mit Pappenheim verschwand das Glück der Kaiserlichen von dem Schlachtfelde. Nicht sobald vermischte die schon einmal geschlagene und durch ihn allein wiederhergestellte Reiterey des linken Flügels ihren sieghaften Führer, als sie Alles verloren gab und mit muthloser Verzweiflung das Weite suchte. Gleiche Bestürzung ergriff auch den rechten Flügel, wenige Regimenter ausgenommen, welche die Tapferkeit ihrer Obersten Ötz, Terzky, Kollorede und Piccolomini nöthigte, Stand zu halten. Die schwedische Infanterie benutzte mit schneller Entschlossenheit die Bestürzung des Feindes. Um die Lücken zu ergänzen, welche der Tod in ihr Vordertreffen gerissen, zichen sich beyde Linien in Eine zusammen, die den letzten entscheidenden Angriff wagte. Zum Drittenmal setz sie über die Gräben und zum Drittenmal werden die dahinter gepflanzten Stüke erobert. Die Sonne neigt sich eben zum Untergang, indem beyde Schlachtordnungen auf einander treffen. Heftiger erhitzt sich der Streit an seinem Ende, die letzte Kraft ringt mit der letzten Kraft, Geschicklichkeit und Wuth thun ihr Äußerstes, in den letzten theuren Minuten den ganzen verlorenen Tag nachzuholen. Umsonst, die Verzweiflung erhebt jede über sich selbst, keine versteht zu siegen, keine zu weichen. Endlich setzen Nebel und Nacht dem Gefecht eine Gränze, dem die Wuth keine setzen will, und der Angriff hört auf, weil man seinen Feind nicht mehr findet. Beyde Kriegsheere scheiden mit stillschweigender Übereinkunft aus einander, die erfreuenden Trompeten ertönen, und jedes, für unsiegt sich erklärend, verschwindet aus dem Gesilde.

Die Artillerie beyder Theile blieb, weil die Rosse sich verlaufen, die Nacht über auf dem Wahlplatze verlassen stehen — zugleich der Preis und die Urkunde des Siegers für den, der die Wahlstatt eroberte. Aber über der Eilfertigkeit, mit der er von Leipzig und Sachsen Abschied nahm, vergaß der Herzog von Friedland seinen Antheil daran von dem Schlachtfelde abzuholen. Nicht lange nach geendigtem Treffen erschien das Pappenheim'sche Fußvolk, das seinem voraus-eilenden General nicht schnell genug hatte folgen können, sechs Regimenter stark, auf dem Wahlplatze; aber die Arbeit war gethan. Wenige Stunden früher würde diese beträchtliche Verstärkung die Schlacht wahrscheinlich zum Vortheil des Kaisers entschieden, und selbst noch jetzt durch Eroberung des Schlachtfeldes die Artillerie des Herzogs gerettet und die schwedische erbeutet haben. Aber keine Ordre war da, ihr Verhalten zu bestimmen, und zu ungewiß über den Ausgang der Schlacht, nahm sie ihren Weg nach Leipzig, wo sie das Hauptheer zu finden hoffte.

Dahin hatte der Herzog von Friedland seinen Rückzug genommen, und ohne Geschütz, ohne Fahnen und beynahe ohne alle Waffen folgte ihm am andern Morgen der zerstreute Überrest seines Heers. Zwischen Lützen und Weißenfels, scheint es, ließ Herzog Bernhard die schwedische Armee von den Anstrengungen dieses blutigen Tages sich erholen, nahe genug an dem Schlachtfeld, um jeden Versuch des Feindes zu Eroberung desselben sogleich vereiteln zu können. Von beyden Armeen lagen über neuntausend Mann todt auf dem Wahlplatze; noch weit größer war die Zahl der Verwundeten, und unter den Kaiserlichen besonders fand sich kaum Einer, der unverletzt aus dem Treffen zurückgekehrt wäre. Die ganze Ebene von Lützen bis an den Flußgraben war mit Verwundeten, mit Sterbenden, mit Todten bedeckt. Viele von dem vornehmsten Adel waren auf beyden Seiten gefallen; auch der Abt von Fulda, der sich in die Schlacht gemischt hatte, blühte seinen unzeitigen Glaubenseifer mit dem Tode. Von Gefangenen schweigt die Geschichte; ein Beweis mehr für die Wuth der Armeen, die keinen Pardon gab oder keinen verlangte.

Pappenheim starb gleich am folgenden Tage zu Leipzig an seinen Wunden; ein unerseglcher Verlust für das kaiserliche Heer, das dieser treffliche Krieger so oft zum Sieg geführt hatte. Die Prager Schlacht, der er zugleich mit Wallenstein als Oberst beywohnte, öffnete seine Heldenbahn. Gefährlich verwundet, warf er durch das Ungestüm seines Muths mit wenigen Truppen ein feindliches Regiment darnieder, und lag viele Stunden lang, mit andern Todten verwechselt, unter der Last seines Pferdes auf der Wahlstatt, bis ihn die Seinigen bey Plünderung des Schlachtfeldes entdeckten. Mit wenigem Volk überwand er die Rebellen in Oberösterreich, vierzigtausend an der Zahl, in drey verschiedenen Schlachten, hielt in dem Treffen bey Leipzig die Niederlage des Tilly lange Zeit durch seine Tapferkeit auf, und machte die Waffen des Kaisers an der Elbe und an dem Weserstrom siegen. Das wilde stürmische Feuer seines Muths, den auch die entschiedenste Gefahr nicht schreckte und kaum das Unmögliche bezwang, machte ihn

zum fürchtbarsten Arm des Feldherrn aber unthätig zum Oberhaupt des Heers; das Treffen bey Leipzig ging, wenn man dem Ausspruch Tilly's glauben darf, durch seine ungestüme Hitze verloren.

Auch Er tauchte bey Magdeburgs Zerstörung seine Hand in Blut; sein Geist, durch frühen jugendlichen Fleiß und vielfältige Reisen zur schönsten Blüthe entfaltet, verwilderte unter den Waffen. Auf seiner Stirn erblickte man zwey rothe Striemen, Schwertern ähnlich, womit die Natur bey der Geburt ihn ausgezeichnet hatte. Auch noch in spätern Jahren erschienen diese Flecken, so oft eine Leidenschaft sein Blut in Bewegung brachte, und der Aberglaube überredete sich leicht, daß der künftige Beruf des Mannes schon auf der Stirn des Kindes angedeutet worden sey. Ein solcher Diener hatte auf die Dankbarkeit beyder östereichischen Linien den gegründtesten Anspruch; aber den glänzendsten Beweis derselben erlebte er nicht mehr. Schon war der Erlöser auf dem Wege, der ihm das goldene Vließ von Madrid überbringen sollte, als der Tod ihn zu Leipzig dahinkrafftete.

Ob man gleich in allen östereichischen und spanischen Landen über den ersuchten Sieg das Te Deum anstimmte, so gestand doch Wallenstein selbst durch die Eilfertigkeit, mit der er Leipzig und bald darauf ganz Sachsen verließ, und auf die Winterquartiere in diesem Lande Verzicht that, öffentlich und laut seine Niederlage. Zwar that er noch einen schwachen Versuch, die Ehre des Sieges gleichsam im Fluge wegzuhassen, und schickte am andern Morgen seine Kroaten aus, das Schlachtfeld zu umschwärmen; aber der Anblick des schwedischen Heers, das in Schlachordnung da stand, verschuchte im Augenblick diese flüchtigen Scharen, und Herzog Bernhard nahm durch Eroberung der Wahlstatt, auf welche bald nachher die Einnahme Leipzigs folgte, unbestrittenen Besitz von allen Rechten des Siegers.

Aber ein theurer Sieg, ein trauriger Triumph! Jetzt erst, nachdem die Wuth des Kampfes erkaltet ist, empfindet man die ganze Größe des erlittenen Verlustes, und das Jubelgeschrey der Überwinder erstirbt in einer stummen finstern Verzweiflung. Er, der sie in den Streit heraufgeführt hatte, ist nicht mit zurückgekehrt. Draußen liegt er in seiner gewonnenen Schlacht, mit dem gemeinen Haufen niedriger Todten verwechselt. Nach langem vergebllichen Suchen entdeckt man endlich den königlichen Leichnam, unfern dem großen Steine, der schon hundert Jahre vorher zwischen dem Flußgraben und Lützen gesehen worden, aber von dem merkwürdigen Unglücksfalle dieses Tages den Namen des Schwedensteines führt. Von Blut und Wunden bis zum Unkenntlichen entstellt, von den Hufen der Pferde zertreten und durch räuberische Hände seines Schmutzes, seiner Kleider beraubt, wird er unter einem Hügel von Todten hervorgezogen, nach Weißenfels gebracht, und dort dem Wehklagen seiner Truppen, den letzten Umarmungen der Königin überliefert. Den ersten Tribut hat die Rache geheischt, und Blut mußte dem Monarchen zum Sühnopfer strömen; jetzt tritt die Liebe in ihre Rechte ein und milde Thränen fließen um den Menschen.

Der allgemeine Schmerz verschlingt jedes einzelne Leiden. Von dem betäubenden Schlag noch besinnungslos, stehen die Anführer in dumpfer Erstarrung um seine Bahre, und keiner getraut sich noch, den ganzen Umfang dieses Verlustes zu denken.

14. Der 2te April des Jahres 1801.

1.

Kopenhagen, den 24ten März 1801.

Da das Augenübel unsrer Male wieder verschlimmert worden ist, und nur seit diesem Morgen verheißt, sich wieder zum Bessern zu wenden, so wirst Du die Strenge des Ehemanns, welche ihr das Schreiben verbietet, nicht verbrießlich beurtheilen, und mit meinem Briefe zufrieden sehn. Sende diesen Brief den Unsrigen, um sie von der Lage unsers Staats zu unterrichten.

Ihr habt vielleicht schon mit der letzten Post die Gerüchte vom Anzug einer englischen Flotte gegen uns erfahren, welche sich durch einen im Sund angekommenen Schiffer und von der Insel Anholt her verbreiteten. Wir wollten diese Gerüchte nicht schreiben, obgleich sie uns wahrscheinlich waren; als sie zur Gewißheit stiegen, war es zu spät. Nun aber ist Sonntag in der Nacht eine Stafette mit der Nachricht von Helsingör abgegangen, daß die Flotte etwa drei Meilen von dort, nordwestlich bei Gilleleje, gesehen werde; dort ist eine Rhebe, wo sie gestern vor Anker gelegen haben; heute Morgen erzählt man, sie hätten gelichtet und gekreuzt.

Sonnabend Abend reisten Drummond und der andere Negotiateur, Bomfillart, nach einer Conferenz, in der ihnen eine sehr ungeziemende Forderung abgeschlagen war, bis das Embargo aufgehoben seyn würde — von hier ab. Den Abend vorher war eine Englische Fregatte unter Parlemantairflagge hier angekommen, welche am selbigen Sonnabend wieder absegelte. Die Flagge zeigt, daß sie sich im Krieg mit uns halten, weil sie fühlen, daß sie ihn gegen uns üben. Wir haben noch nicht die mindeste Feindseligkeit gegen sie unternommen. Aber vielleicht ist die Stunde des ersten Schusses und der unwiderrüßlichen Fehde sehr nahe. Mir ist es wahrscheinlicher, daß heute oder morgen Blut fließt, als daß ein Aufschub eintrete, den viele erwarten. Da eine Kanonade von Kronburg her, wenn der Wind so ist, daß die Engländer den Durchgang versuchen können (der ihnen dann auch gelingen muß), hier in der Stadt sehr vernehmlich sehn müßte, so horchen wir oft hin, ob sich etwas vernehmen lasse.

Nelsons Anwesenheit macht uns, die wir von ihm das erwarten, was er bisher gezeigt hat, glauben, daß unsre Rhebe wüthend angegriffen werden wird. Andre glauben einem Gerücht, er habe einen Zug nach der Ostsee abgerathen, und gesagt: he did not chuse to ensnare himself in that mousetrap. Man ist hier eben

so neugierig als bereit, Neuigkeiten zu verbreiten. Ein Angriff auf unsre Defenston ist auch für die Stadt eine fürchterliche Sache. Ich hoffe aber, wir werden ihn bestehen; dann erndteten wir Ruhm und eine Erweckung der Nation aus ihrem langen Schummer; freilich mit einem Verlust, den wir alle lange empfinden werden. Daß man sich begnüge uns zu bloquieren, wenn der Krieg gewiß ist, zufrieden uns einzuschließen, während wir indessen unsre Rüstungen vollenden, das ist gar nicht wahrscheinlich, und so werden vermuthlich die nächsten Wochen über unser Schicksal entscheiden.

Male ist vollkommen ruhig; sonst sind hier die Damen in großer Angst. Schimmelmann ist voll Standhaftigkeit und Muth, obgleich auch nicht blind über unsre Gefahr. Guten Muth müßt Ihr für uns haben, aber nicht allzustarck seyn, als könnte uns nicht ein schreckliches Unglück treffen. Wie und warum dies möglich ist, weiß er genau, und auch ich weiß es, aber schreiben kann ich nichts darüber.

So lange die Defenston hält, können uns in der Westerstraße keine Kugeln, wahrscheinlich auch keine Bomben treffen. Dies zu Deiner Beruhigung.

2.

Kopenhagen, den 28ten März 1801.

Wir haben gestern Deinen Brief empfangen und müssen Dir gleich antworten; denn das fordert er mit der ängstlichen Stimme, der keiner schweigen kann. Du sollst jeden Posttag Nachricht von mir haben und von allem was ich erfahre und sagen kann. Diesmal habe ich, was unsre militairische Lage betrifft, im anliegenden Briefe an Moltke geschrieben; diesen lies. Ich schreibe heute an Vater und Behrens; theile die Nachricht doch B. mit; man kann von nichts anderm reden und schreiben, und wird es doch auch müde, immer dasselbe zu sagen. Für Male ist nicht daran zu denken, daß sie die Correspondenz schon wieder theilen könne.

Ich schrieb Dir letztes mit Besorgniß über unsre Defenston, die ich nun mindern muß. Sie gründete sich auf die Furcht, daß die Pfähle und Bohlen, welche die große Inselfatterie einfassen, einfach wären und eingeschossen werden könnten, welches die ganze Batterie zum Einsturz bringen würde. Ich habe seitdem erfahren, daß sie es nicht sind, und so eingefügt und verrammelt, daß wir von der Seite ziemlich ruhig seyn dürfen. Auch habe ich erfahren, daß die Leute durch eine sehr starke Brustwehr von Bollwerk ziemlich gedeckt sind, und daß ein Ofen zu glühenden Kugeln da ist, welches ich nicht gewiß wußte. Auch fürchtete ich, daß das Fahrwasser zwischen den Inseln und der Holmsfestung tiefer wäre, als es seyn soll; daher ich wirklich bessern Muth habe. Muth nämlich zum Erfolg, denn Muth zum Bestehen haben wir, und müssen wir haben, wenn wir auch untergehen, und wenn wir uns nicht schämen sollen. Wärt Ihr in Holstein nur sicher! Unser einzelnes Leben ist es in einem ziemlich hohen Grade, und Ruhe hierbei, die

sonst stumpfe Unempfindlichkeit wäre, ist im Kriege unumgänglich nothwendig. Überstehen wir die Gefahr, so stählt sie mehr als irgend etwas zum Manne.

Was ihr von unsern Verbündeten denkt, ist im Ganzen wohl richtig; ich habe es nie anders erwartet; daher schlägt es mich nun nicht nieder, und ich danke dem Himmel für diese Voraussicht der Gefahr in ihrem vollen Umfange (Eure Wehrlosigkeit ausgenommen). — Der König von Schweden ist bei der Conferenz mit unserm respectablen Kronprinzen in einem sehr nachtheiligen Lichte erschienen. Schweden hat seine Schiffe nicht vor dem 2 April versprochen; man wußte wohl, daß dies zu spät war. Die Schwedische Seite des Bundes ist unbefestigt, und also die Sperrung des Bundes unmöglich. Wir sind durch Verwirrungen und Unfälle in unsern Rüstungen gehindert worden. Furchtbar wie unsre Lage ist, hat auch sie ihre guten Wirkungen. Man ist aus dem Schlafe gewedt; Erfahrung hat uns von vielem überzeugt, worauf Rath nicht aufmerksam machen konnte. — Niemand zeigt sich schöner als Schimmelmann. Resignirt über den Verlust seines großen Vermögens in den Plantagen, den Überrest gern darbringend, entschlossen, uns nicht mit Möglichkeiten eines Gutgehens, und für die Abwendung der über uns schwebenden Gefahr einer größern anzusetzen, überläßt er sich seinem Herzen und denkt und redet mit einer Würde und Schönheit, die ihm den Frieden und die Ruhe seiner Seele befestigt, und aus ihr entsteht. Nur wer ihn in langem Gespräch allein sieht, kann ihn ganz würdigen und schätzen lernen.

Die Engländer liegen noch zu Gilleleje, kommen friedlich ans Land um sich Erfrischungen zu kaufen.

Zwischen unsern Blockschiffen soll man Kanonierböte stationiren wollen, und man behauptet, daß es unmöglich ist die Inselfatterie zu stürmen. Die ganze Defenston soll fertig seyn. Der Wind ist westlich.

3.

Kopenhagen, den 31 März 1801.

Ich muß Dir, wie sich das versteht, melden, daß die Englische Flotte jetzt als feindlich vor unserm Hafen liegt, wo sie, begünstigt von einem pöthlich aufgekommenen Nordwinde, gestern Morgen gegen zehn Uhr Anker warf. Bei Kronburg war sie, da der Wind ihr erlaubte sich außer den Kanonen der Festung zu halten, deannoch unter einer lebhaften Kanonade durchgegangen, die um sieben Uhr begann und bis neun ein halb Uhr dauerte. Sie haben gegen unsre Defenston nichts weiteres Feindseliges unternommen, als daß sie gegen Mittag ein Paar Fregatten und einen Cutter detachirten, dem Anschein nach zu sondiren, welche sich nach einigen Schüssen schnell entfernten. Gegen Abend machten sie einige Manöver, woraus man einen Angriff oder Bombardement erwartete; es geschah aber nichts, und bis jetzt ist alles ruhig. In der abgewichenen Nacht haben sie ein Paar Schaluppen aufs Plündern nach

dem Fischerdorf Skovshoved, nahe bei Seelust, geschickt, welche von der leichten Infanterie am Landen verhindert worden sind.

Ich bin zu müde und die Zeit ist zu weit verlaufen, als daß ich ausgehen könnte um selbst mehr Nachrichten einzusammeln. Gestern war des Herumlauferns auf hohen Häusern, Thürmen, u. kein Ende; dann zweimal den weiten Weg zu Sch., und wieder aufs Comptoir, wo man sich ablösen muß: ich war müde wie ein armer Soldat. Da wir die Nacht einen Angriff erwarteten, wollte ich aufbleiben. Male ließ sich leider auch nicht davon abhalten, und dies hat ihrem Auge geschadet. Sie bittet und schmeichelt dann so lange, bis ich nachgebe, und dann bereue, weil erfolgt, was ich voraus sahe.

Am Sonntag Morgen ward es vom Engl. Admiral erklärt, daß er Feindseligkeiten ausüben werde.

4.

Kopenhagen, den 3 April 1801.

Das Gerücht von dem Unglück unsrer Vertheidigung hat dich ohne Zweifel erreicht, ehe Du diesen Brief erhältst.

Es war am Mittwoch Nachmittag gegen fünf Uhr, als der Alarm wegen Bewegungen in der Engl. Flotte geschlagen ward: fünfzehn von ihnen, Nelsons Division (doch stehe ich nicht für völlige Genauigkeit, besonders in den Zahlen): sie gingen nach Süden und legten sich südlich von dem rechten Flügel unsrer Defensiv. Man hatte behauptet, und nach den Seefarten konnte es nicht anders gedacht werden, als daß ein solcher Vorbeigang vor unsrer ganzen Linie nicht anders als unter ihrem gesammten Feuer geschehen könne; ich begriff es nicht, daß kein Schuß fiel und daß man sagte, sie wären weit außer dem Schusse; dachte mir also, sie wären zwischen dem Saltholmer Grund und der Schwedischen Küste durchgegangen, und fand doch auch, daß dies nicht mit der übrigen Erzählung stimme. Es erhellte nun freilich schon, daß sie nicht den Angriff auf die ganze Linie, wie erwartet wurde, machen würden: doch baute man auf und beruhigte man sich mit der Versicherung, daß unsre dortige so weit ausgezogene Linie augenblicklich ausgefüllt und verstärkt werden könne, und der, daß leichte Gründe des Meerbodens dem Feinde unüberwindliche Schwierigkeiten in den Weg legten, und der — doch daran zweifelte ich — daß die Bastionen Quintus und die andern am Holm sie souteniren könnten.

Als also gestern Morgen um elf Uhr die Kanonade plötzlich heftig begann, das einzige was uns vom Vorstehenden benachrichtigen konnte, waren wir bewegt, aber noch voll gutes Muths. Wir hatten sie uns so nahe viel fürchterlicher gedacht, und glaubten also nicht an so große Wuth oder Allgemeinheit des Angriffs. Ich ging auf mein Comptoir um das Einpacken des Archivs vollends zu besorgen. Ich hörte unterwegs und auf dem Comptoir allerlei Nachrichten von zwei, drei und mehreren Engl. Schiffen, die auf den Grund gerathen seyn sollten, und daß sie so wüthend feuerten um

nicht abordirt zu werden. Das Feuer nahm unterdessen mit verdoppelter Wuth zu; gegen halb drei ward es ganz matt, und nur einzelne Schüsse fielen. Ich ging nun wieder aus um Nachrichten zu hohlen.

Es war dumpfe Stille auf den Straßen geworden und man hörte dumpfe einzelne Schüsse. Zufällig höre ich einen Officier mit einem Bürger von einer Bombe reden, die neben ihm niedergefallen und zersprungen sey. An der nächsten Ecke drängt sich einiges Volk, um ein Plakat vom Polizeimeister zu lesen, welches Vorschriften fürs Benehmen bei einem Bombardement enthielt. Ich kehre nun ziemlich bestürzt zu Hause, und höre die einzelnen Schüsse, die nun als Bombenwürfe unverkennbar waren. Ich gehe wieder aus, komme endlich zur Schimmelmann, die eben einen aus der Admiralität gesprochen hatte und die voll Angst war. Bald kommt Hr. v. S. mit der Nachricht, daß unsre Blockschiffe auf dem rechten Flügel zu Grunde gerichtet seyen. Ich bin nie vorher so erschüttert worden. Ich kehre zurück, und sagte Male nur einen Theil des Unglücks. Ich ging bald aufs neue zurück, erfuhr die Sendung eines Parlementsairs von Nelsons Flotte als die Ursache des unergreiflichen Verstümmens des feindlichen Feuers, und dann Details von dem Gejecht, die im höchsten Grade bewegend waren. Die ganze Stadt war bestürzt und öde. — Den 4. Bei dem Mangel an Nachrichten, aus denen sich eine zusammenhängende Erzählung von der Schlacht bilden ließe, und weil Dich unsre Lage noch mehr als die Vorfälle des unvergeßlichen Tages interessiren werden, wollte ich Dir gestern zuerst von jener schreiben und bis heute mehr sammeln für dieses. Die eigentliche Geschichte der Schlacht sollst Du haben, sobald ich hinreichend unterrichtet bin: heute kann ich Dir vielleicht nur Züge schreiben.

Wir können es nicht läugnen, wir sind ganz geschlagen; unsre Defensiv ist zerstört und alles steht auf dem Spiel, ohne daß sich sichtlich etwas gewinnen ließe, ohne daß wir dem Feinde, wenn er sich begnügt, uns (besonders dem Holm und der Flotte) Bomben zuzuwerfen, großen Schaden zufügen können — weil wir in der Anlage des Plans getäuscht worden sind. Aber wenn wir mit trüben Sorgen auf die Gefahr, mit Unwillen auf die Urheber der Fehler sehen, so erhebt uns der ganz beispiellose Heldenmuth, den unsre Leute zeigten, und giebt uns eine wehmüthige Freude voll Liebe, die nicht für den Staat tröstet, nicht nützen kann, um uns über unsre Lage zu täuschen, aber unser Herz füllt, und uns wohl thut und mit vielen Banden an unser Volk bindet, und uns froh macht, mit ihm zu dulden. Einen solchen Widerstand sah man nie. Nelson selbst hat gestanden, in allen Schlachten, denen er beigewohnt, habe er nie etwas gesehen, was hiemit verglichen werden könne. Sein Verlust sey größer als bei Abukir. Es ist eine Schlacht, die mit Thermopylä verglichen werden muß. Aber auch Thermopylä öffnete Griechenland der Verwüstung.

Auf unserm rechten Flügel lagen eine Reihe Blockschiffe; das Sjorrs Lybste Værsg.

ist der Kumpf alter Linienschiffe, welche zum Seebienst untauglich waren und als Batterien gebraucht wurden. Diese hatte man mit Matrosen und Freiwilligen zur Behandlung der Kanonen besetzt. Wir litten so großen Mangel an Matrosen, daß wir unsre Flotte dort nicht hinlegen konnten, die, vollzählig ausgerüstet, über den Sieg, so wie gefochten worden ist, keinen Zweifel gelassen hätte. Provesteen, Capitain Lassen, von neunzig Kanonen (aber Blockschiffe können nur die eine Batterie gebrauchen); Wagrien, Capitain Riisbrigh; Jylland, Cap. Brandt; Indsødsretten, Cap. Thura; Siiland, dessen Cap. ich nicht gewiß weiß: diese fünf scheinen den Angriff von Nelsons ganzer Division von zwölf Linienschiffen und mehreren Schiffen von vier und fünfzig Kanonen, worunter allem Anschein nach der schreckliche Blatton von achtundsechzigpfündigen Kanonen auf der ersten Batterie war, außer den Bombardiergallioten und kleineren Schiffen, Fregatten u. s. w., ausgehalten zu haben. Zwei Geschützprame, eine schwimmende Batterie, die Fregatte St. Thomas, dem Anschein nach, scheinen auch in unsrer Linie gewesen zu seyn. Ich vergaß das Commandeur-Blockschiff Dannebrog, wo Capit. Fisser commandirte.

Ihre Lage in der Flintrenne bis an die Batterie tre Kroneren kann ich Dir, wie sie folgten, nicht genau angeben. Provesteen lag vor dem Zwischenraum von Quintus und Amager: eine Batterie auf dieser Insel sollte es unterstützen, konnte aber wegen falscher Anlage nicht. Die Blockschifflinie deckte den Holm gegen die Annäherung der Bombardiergallioten: man glaubte sie durch den Mittelgrund gefichert gegen Angriff von Übermacht, und sagte, sie solle verstärkt werden. Aber die Engländer hatten vom ersten Tage ihrer Ankunft vor dem Hafen Fregatten und Cutter außer dem Bereich unsrer Kanonen kreuzen und allenthalben pilotiren lassen, fanden Wege, die wir nie nachgesucht, bezeichneten sie mit Anker; und wir, welche die Entwaffnung oder Wehrlosigkeit unsrer unbemannten Flotte auf todte Defension einschränken mußte, konnten nichts hindern. So hatten sie besonders in der Nacht, nachdem sich Nelsons Division südlich von dem Ende unsers rechten Flügels gelegt, Wege, die man nicht ahndete — weil man das Fahrwasser von frühern Zeiten her für zu leicht annahm — gefunden und bestimmt; worauf sie die Blockschiffe angriffen, welche der Mittelgrund in ihrer Schwäche nicht deckte.

Sie hatten nun eine gräßliche Übermacht. Provesteen hatte manchmal fünf Linienschiffe gegen sich; unter andern Nelsons Schiff von acht und neunzig Kanonen; außerdem hatte sich das vier und fünfzigste Kanonenschiff quer gelegt und beschöß es der Länge nach. Die Engländer wechselten mit Schiffen ab und manövrierten auf und nieder. Dennoch dauerte die Schlacht von zehn ein halb bis gegen zwei ein halb Uhr, da wir überwunden, nehmlich vernichtet waren.

Provesteen hatte zwischen drei und vierhundert Mann Besatzung: von diesen sind dreißig an Land gekommen. Er hat anderthalbe Stunde mit drei Kanonen gefeuert, weil alle andern un-

brauchbar gemacht waren. Das Verdeck war eingeschossen; die Bohlen der Haut wie abgeschunden; die Treppen auf allen so weggeschossen, daß sich die Officiere an Seilen auf und nieder ließen um von Stelle zu Stelle Ordre zu geben. Es ist ein Kugelregen im eigentlichsten Sinne auf und um dies Schiff besonders gewesen. Auf ein Paar Schiffen soll die Mannschaft zuletzt ohne Commando gearbeitet, und sich an die Kanonen zum Tode gedrängt haben.

Auf dem Schiff des Capitain Cosoed ist nur er mit einem einzigen Mann unverfehrt geblieben, obgleich er nicht mehr als die Gefallenen wich. Man sagt, es waren nur acht Mann übrig, da hat er sie aufzuhören; sie baton ihn, da sie noch eine Kanone brauchen könnten, nur noch einmal schießen zu dürfen. Wie sie gefeuert, wurden sechs hingestreckt, und ihn selbst wirft die Compression der Luft von einer vorbeifliegenden Kugel bewußtlos, aber heil, nieder. Nelsons Schiff lagerte gegenüber, und sie hatten sich gelobt, er solle sich erinnern, gegen sie gefochten zu haben.

Ich würde es mir unmöglich machen meinen Eltern von unserm Schicksal zu schreiben, wenn ich meinem Verlangen folgte, Dir noch viel Ähnliches zu erzählen.

Als unsre Linie todt war, rückten die Englischen Schiffe in sie ein und sängen an Bomben zu werfen. Dies war nach zwei Uhr. Von diesen fielen viele auf den neuen Holm, ohne Schaden zu thun; eine zersprang dicht neben dem Kronprinzen.

Nun sandte Nelson ein Parlemtair-Boot mit einem Briefe, ungefähr folgendes Inhalts und Form:

To the danish government.

I have taken seven batteries, and shall be obliged to burn them, if no arrangement takes place. But I wish to spare the effusion of human blood.

From the brave Englishmen to their brethren
the brave Danes.

Horatio Nelson.

Ein Adjutant des Kronprinzen ward an ihn gesandt, um eine Erklärung dieses sonderbaren Briefes zu verlangen: und es ward ein Waffenstillstand beschloffen. Derselbe war auf Nelsons Erklärung, Parker allein könne Vorschläge thun, an diesen gesandt. Der Waffenstillstand ward verlängert.

Der Anblick der Stadt war schrecklich. Allenthalben Ode und nur Wagen mit Sagen, die man in Sicherheit bringen wollte; eine Stille des Grabes; vermeinte Gesichter; der völlige Ausdruck der blutenden Wunde einer Niederlage. Das Einbringen der Vermundeten und der Leichen, und die Jammer-scenen um sie her, mag ich Dir kaum andeuten. Male brach in eine Thränenfluth aus, als sie das Schicksal der Mannschaft des Provesteen hörte, von dem man zuerst erfuhr. Hernach überwältigte der Schmerz sie wieder, als ein falsches Gerücht ging, die Defension sey verlassen. Sie fürchtete nur für schnellen unruhmlichen Vergleich.

Man setzte die Negociation fort, über die ich Dir nur so viel

sagen kann, daß auch gestern nichts entschieden ward, obgleich Nelson am Land war. Ein Waffenstillstand dauert noch wenigstens bis Morgen früh. Wir müssen jedenfalls auf ein Bombardement gefaßt seyn. Das schrecklichste ist, daß tre Kroneren nicht mehr haltbar ist, und der Feind wird schwerlich seine Linien-Schiffe bloß geben, während er Holme, Flotte und Stadt bombardiren kann.

Für uns fürchte nichts bei einem Bombardement; unser Haus liegt entlegen. Und eigentliche Einnahme ist unmöglich.

Malens Auge ist heute leidlich, und sonst ist sie wohl.

5.

Kopenhagen, den 6 April 1801.

Zu Deiner Entschuldigung, als uns heute ein Brief, den wir mit Gewißheit erwarteten, ausblieb, nahmen wir als Ursache an, daß Du nach B. gefahren sehest; denn Du fühlst es gewiß ganz, wie wohlthätig Briefe von den Geliebtesten in den ersten Stunden der Gefahr sind. Ich schrieb Dir unter der Wuth des Angriffs; und, als die Wehmuth und Sorge über den Ausgang uns um und um lehrte, ausführlich von Neuem. Ein Bombardement ist noch immer sehr möglich, und ich werde Dir schreiben, auch wenn ein Bombardement wüthet. So unterlaß Du es auch nicht, Du theure Freundin! Wir hoffen, daß Du morgen meinen Brief von Sonnabend bekommen wirst, sind aber über denselben nicht ganz ohne Sorge, weil er wegen starkes Gedränges von dem Überbringer auf einer andern als der gewöhnlichen Stelle abgegeben war. Es würde uns sehr dauern, wenn er verkommen wäre, theils wegen der authentischen Nachrichten darin, theils weil er uns Dir zeigte, wie wir zu jeder Epoche fühlten, und weil er für Dein Herz geschrieben ist, wie es Dich verlangen konnte ihn zu haben.

Ein verlängerter Waffenstillstand hat seitdem bis jetzt noch gewährt und kann vielleicht noch ein Paar Tage anhalten, auch wenn unterdessen kein Arrangement zu Stande kommt, welches, wenn es sich schließen läßt ohne uns andern Gefahren auszufsetzen, nach unsrer Lage nach der Schlacht vom zweiten, wenn wir ruhig überlegen, gewünscht werden muß. Du wirst diesen Wunsch keinen persönlichen Motiven von Furcht zuschreiben. Da Male so unbeschreiblich ruhig ist, da die Ehrfurcht vor unseren todtten Helben uns in jedem Gedanken begleitet und erhebt, da das ganze Volk das Beispiel des Muths giebt und einer gelassenen Fassung, die man wohl nicht leicht irgendwo so herrlich sah, da Gefahr eine vollkommene Erzieherin ist, so mußt Du nicht an Furcht denken. Aber die Gefahr in der sich Flotte, Holmsgebäude, Seearsenal, ja alle die wichtigsten Gebäude dieser Stadt, das heißt des ganzen Königreichs, befinden, wenn der Feind uns von der Gegend des Schlachtreviere bombardirt, ist ernst. Sie ist nicht unabwendlich, ich weiß es: wir haben die englischen Bomben bisher aus Erfahrung als sehr schlecht kennen gelernt, und wenn man vorbereitet ist zu löschen, so läßt sich der Verheerung auch von den gut gefüllten eine Gränze setzen,

wie wir wenigstens glauben können. Der Zufall kann aber auch gegen uns seyn, und wo Ordnung und Gewandtheit retten soll, da erwarte ich von unserm Volk nicht so viel, als wo es auf Spartanischen Muth ankommt. Hierüber muß man sich die Augen nicht blenden.

Dinstag. Die Negociation ist noch immer sehr unentschieden. Auch darf ich darüber nichts Näheres sagen; ohne Vertrauen zu mißbrauchen. Adieu, Du unsre theuerste Freundin! Werden wir uns bald wieder ruhig schreiben? Werden die Zeiten nicht kommen, wo diese Stunden vernarbt sind, und wir uns wieder in unserm eignen Cirkel, in dem wir allein uns freuen und nützen können, beschäftigen? Einen tiefen Eindruck läßt diese Zeit wohl auf unser ganzes Leben.

6.

Kopenhagen, den 11 April.

Mein letzter Brief war in einer Schwermuth geschrieben, die ich Dir gern verhehlt hätte. Es war aber unmöglich, und die Umstände unsrer Lage brachten sie nur zu sehr mit sich. Wir erwarteten auf den Abend, was ich Dir verschwieg, ein Bombardement: wir rechneten nur auf den dem Feinde widrigen und heftigen Wind für Aufschub. Es ließ an, daß die Negociationen schon abgebrochen seyn mußten. Wenn uns dies und die allgemeine Flucht in der Stadt nach unserm und andern minder ausgefetzten Quartieren beugte und voll Kummer für das Schicksal des Staats machte, so trug auch selbst die trübe milde Natur viel bei, uns beklommen zu machen.

Mein Herz ist schwer von dem, was ich Dir zu sagen habe oder hätte, wenn wir uns sprechen könnten.

Die Engländer wandten ihren Sinn ganz unvermuthet. Der Waffenstillstand ward erneuert, und Nelson kam am folgenden Tage ans Land zum Kronprinzen. Man kam über einen Waffenstillstand von größerem Umfange überein, und dieser ist endlich auf vierzehn Wochen bestimmt worden. Wir erhalten dadurch die Versorgung des von Mangel bis fast zur Hungersnoth gequälten Norwegen. Wir entwaffnen nicht. Die Landwehr ist zur Feldbestellung entlassen. Der Verlust des Feindes ist durch diese Convention außer Frage gesetzt. Sie ist ihm nicht sehr vortheilhaft. Er konnte nur fortsegeln, wenn er wollte und konnte. Schwerlich bringen sie ihre Schiffe alle zurück. Parkers Sohn soll gefallen seyn. Nelson hat drei Capitaine, zwei von Abukir her, verloren; auf dem Elephanten, seinem Schiff, den Capitain, zwei Lieutenants und hundert und siebzehn Mann. Ein andres Engl. Schiff soll zweihundertdreißig Todte zählen. Zwei Engl. Linien-Schiffe haben gestrichen, konnten aber nicht genommen werden. Ehre also haben wir gewonnen und Ansehen, denke ich, bei Europa; auch ein festeres Band von Achtung und Liebe fürs ganze Reich.

Ich wünschte, daß die Nachricht vom Waffenstillstande bald auf meinen letzten Brief gefolgt seyn müge, denn Deine Angst bekümmert

uns. Wir waren vorbereitet auf jeden Ausfall. Wir konnten alles, was wir hatten, verlieren; — das rechnet man für nichts in solcher Gefahr des Vaterlandes, und eben die wachsende Gefahr hob auch uns in Muth. Sollte die Gefahr wieder kommen, so sey nicht zu angst für uns. Wir standen gern, wo wir waren, und hätten um keinen Preis Sicherheit gesucht.

Lebe wohl. Die Zeit gestattet nicht mehr. Schreib uns! Du giebst uns so viel Freude. Malens Auge ist leidlich.

7.

Kopenhagen, den 14 April 1801.

Der abgeschlossene Waffenstillstand für Dänemark stellt für uns die gewöhnlichen Verhältnisse während seiner Dauer wieder her. Jedes wichtige Ereigniß soll aber auch jetzt noch einen außerordentlichen Brief veranlassen. Ihr kennt den Inhalt des Waffenstillstandes aus den Zeitungen.

Nun noch einige Nachrichten von dem Feind und von unsern lieben Leuten.

Am Sonntag ging eine Division von vierzehn Seglern nach dem Sund. Man sagte, es sey um Wasser bei Helsingör einzunehmen, weil das von Pveen bisher gebrauchte Dysenterie hervorgebracht habe. Andre aber vermuthen, daß sie gegen Götheburg bestimmt seyn möchten. Aus Helsingör meldete man gestern, daß drei schwere Englische Schiffe, vermuthlich Hospitalschiffe und solche, die in der Schlacht zu Grunde gerichtet worden, welche man gewöhnlich zu diesem Gebrauch nimmt, durch den Sund gegangen sind.

Schon vor mehreren Tagen hatten die Engländer zwei Fregatten und einen Cutter nach der Ostsee abgeschickt. Gestern ging auch fast die ganze übrige Flotte dahin ab. Heute liegen sie auf der Höhe von Castrup.

Wegen des Einflusses, den die jetzige Regierung in Rußland auf unsern Frieden haben wird, sind wir noch in völliger Ungewißheit. Nelson ward von des Kaisers Paul Tod benachrichtigt. Es ist nun die Frage, ob er sich doch gegen Rußland wenden wird, wo ihn freilich das Eis ausschließt, oder zuerst gegen das zweideutige Schweden wendet. Bei Carlskrona kann er doch dem Ansehen nach nichts anrichten.

Unsre Officiere behaupten als gewiß, daß die Feinde mehrere von ihren eignen Schiffen verbrannt haben, weil mehr verbrannt seyn sollen, als ihnen von uns in die Hände gefallen sind. Ihr Verlust soll zehntausend Mann an Todten und Verwundeten betragen. Sie haben sehr viele Grundsätze bekommen. Sie können keins von unsern Schiffen zu Hause schleppen: darüber freuen sich unsere Capitaine. Während der Schlacht ist Nelson über den Widerstand rasend geworden, und stehend auf dem Verdeck umher gegangen. Es wird als gewiß versichert, daß drei Engl. Schiffe, die den tre Kroneren nahe lagen, als Nelson den Waffenstillstand anbot und

das Feuern aufhören mußte, so in einander gerathen waren, daß sie ohne Rettung verloren gewesen wären, wenn das Gefecht fortgewährt hätte, und daß zwei von ihnen schon gestrichen hätten. Wäre tre Kroneren damals in solchem Stand gewesen wie nun, hätte dann das Gefecht gegen die so zerschossnen Englischen Schiffe fortgewährt, diese sich opiniatirt anzuhalten, so wäre der Abend doch noch vielleicht schön geworden. Edelmuth war es nicht von Nelson den Waffenstillstand anzutragen.

Es ist wohl wahrscheinlich, daß er ohne Instruction angegriffen hat.

Ein siebzehnjähriger Lieutenant, ich glaube er heißt Bildmose, der die schwimmende Batterie commandirte, hat sich ganz besondere Ehre erworben. Er hat gegen Nelson gelegen, und mit dem größten kalten Blut immer auf das Steuerruder geschossen. Zuletzt war seine Batterie fast zu Grunde gerichtet, er rettete sie aber zurück; sie ist auch schon wieder in Stand gesetzt und ihm übergeben. Gestern waren alle Officiere von der Defension an des Königs Tafel geladen; Der junge Mensch wollte nicht kommen, sondern lieber auf seiner Batterie bleiben. Diesen hat Nelson zu sehen verlangt, weil er seine Aufmerksamkeit am allermeisten auf sich gezogen.

Rassen von Proevesteen habe ich gestern gesehen. Ich habe mit Kammerherrn Bille und andern verabredet, daß ich einen Mittag mit den Officieren bleiben will. Dann hoffe ich noch recht viel von der Schlacht zu erfahren. Man hat mir einen Plan von unsrer Linie und der Action versprochen; den sollt Ihr auch einmal sehen. Unsre barbarischen Feinde haben mit Mägeln geschossen.

Wir können noch an nichts anders denken.

15. Erlebnisse im Kriege 1812—13.

Meine Breslauer Frühlingsmonate waren zuerst eben so lebendig und fast auf ähnliche Weise lebendig, wie mein Februar in Berlin gewesen war. Zuerst Bekannte schon von Berlin hier: die Obersten Graf Chazot und von Oneisenau, der Polizeipräsident Bruner, welcher, als ein Franzosenfeind gezeichnet, natürlich in Berlin jetzt nicht hatte in seiner Stellung bleiben dürfen; und außer ihnen mehrere Andere. Das bewegte sich einige Wochen in Einem Kreise zusammen, bis es nach verschiedenen Seiten hin auseinander floß.

Hier hinein kam zuweilen auch der alte General Blücher, der auch bei frühlichen Gelagen etwas vom Feldmarschall hatte. Trotz seines Alters trug er eine herrliche Gestalt, groß und schnell, mit den schönsten rundesten Gliedern von Kopf bis zum Fuß, seine Arme, Beine und Schenkel noch fast wie eines Jünglings scharf und fest gezeichnet. Am meisten erstaunte sein Gesicht. Es hatte zwei verschiedene Welten, die selbst bei Scherz und Spaß, welchen er sich ganz frisch und soldatisch mit jedem ergab, ihre Farben nicht wech-

selten: auf Stirn, Nase und in den Augen konnten Götter wohnen; um Rinn und Mund trieben die gewöhnlichen Sterblichen ihr Wesen. Daß ich es sage: in jener oberen Region war nicht allein Schönheit und Höhe ausgebrüht, sondern auch eine tiefe Schwermuth, die ich der schwarzdunkeln Augen wegen, die der finstern Meeresbläue glichen, fast eine Meerschwermuth nennen möchte; denn wie freundlich diese Augen auch zu lachen und zu winken versanden, sie verdunkelten sich oft auch plötzlich zu einem fürchterlichen Ernst und Zorn. War der alte Held ja auch nach dem Unglück von 1806 und 1807, als er in Hinterpommern befehlt, eine Zeitlang durch seinen dunkeln Zorn verrückt gewesen und hatte auf alle Fliegen und schwarze Flecke an der Wand mit dem Ruse Kapoleon mit dem gezückten Schwert gestochen. Mund und Rinn aber gaben einen ganz anderen Eindruck, obgleich in den äußeren Formen mit den oberen Theilen des Gesichts in Übereinstimmung. Hier saß immer die Husarenlist gesammelt, deren Zügenspiel bisweilen sogar bis in die Augen hinauslief, und etwas wie von einem Marder, der auf seinen Fang lauscht.

Den folgenden Tag Nachmittags, als der Minister abgereist war, ging ich aus die Stadt zu beschauen und zu erkunden. Sie kam mir vor wie eine tartarische Hölle. Allenthalben ein scheußlicher Schmutz und Gestank; schmierige Juden, einzelne unglückliche Gefangene, meistens Verwundete oder Halbwiebergestellte, jämmerlich umherschleichend; alle Straßen in garstigen Rauch und Dampf gehüllt, denn fast vor jedem Hause hatte man allerlei brennbare Sachen, selbst nur gewöhnliche Misthaufen, angezündet, um die Pestluft der vielen Lazareth und Seuchen zu zerstreuen, und diese Haufen dampften Tag und Nacht; auf den Straßen hie und da französische Kofarden, beschmutzte Federbüsche, zerrissne Hüte und Eschafos liegend und in der Demuth des Staubes und der Zertretung an den Trog derer erinnernd, die vor fünf Monaten in ganz anderer Gestalt mit ihnen durch Wilna stolzirt waren. Ich ging aus dem Thore hinaus und schlenderte ein paar graunvolle Stunden durch die Vorstädte, die nach Wilkomirz und Kowno führen. Welche Gräuelp! Jene Leichen, die ich in der Stadt gesehen, immer dichter neben einander liegend, allenthalben noch einzelne ganz nackte Leichen, todte Pferde, Ochsen, Hunde, treue und unglückliche Genossen dieses ungeheuren Jammers; viele Häuser ganz wüst, ohne Dielen, Fenster und Ofen, manche nur Brandstätten; unter diesen gräßlichen Denkmälern der Verwüstung einzelne Schatten von Gefangenen und Refonvaleszenten umherschleichend; und hin und wieder am öden Gemäuer in sich zusammengekrümmt und frierend ein armes verlassenes Pferd stehend, und kümmerlich einige Büschel Heu auflesend.

Als ich heimging zur Stadt, traf ich einen feinen Jüngling, den ich anredete und ihn etwas fragte; es war ein Brabanter und Oberchirurg eines Lazareths französischer Gefangener, die in einem geist-

lichen Stift einquartirt waren. Ich ging mit ihm bis in die Vorhallen des Glends, sah den ganzen Kirchhof des Klosters ringsum voll Leichen liegen, und wandte mich zurück. Er erzählte, er habe von 2000 Lazarethisten täglich funfzig bis achtzig Todte. Dies wird ihm bald die Arbeit mindern. Als ich dem Stadthore näher kam, begegnete mir funfzig sechzig Schlitten, alle voll Leichen, die man aus den Spitalern und von den öffentlichen Plätzen wegräumte; sie wurden gefahren wie man dürres Zaunholz fährt, und waren vom Frost erstarrt und dürr wie Zaunholz, und werden den Wärmern und Fischen (denn viele wirft man in gehauene Waken des Flusses) schlechte Speise geben. Das war mir das Scheußlichste, daß, wie man auf Ungern, wo Ameisen ihre Haufen haben, die Fußsteige ihrer wandernden Ansigtigkeit sieht, so in der Haut vieler Leiber die Läusestraßen abgetreten waren. Es war ein jammervoller Anblick, Menschenleiber, die einst mit Liebe und Freude bei ihrer Geburt begrüßt, die dann mit Liebe genährt und erzogen, und endlich in der Blüthe ihres Lebens durch einen wilden Eroberer von ihren Atern und Gefreunden weggerissen wurden, so Viehisch, ohne alle Zucht, ja mit an der Erde hinschlackernden Köpfen und gen Himmel stehenden Beinen, ohne alle Verhüllung dessen, was Menschlichkeit und Schaamhaftigkeit sonst verhüllen, fortschleifen zu sehen.

Den 13 Januar war schönes helles und nicht zu kaltes Winterwetter. Mich lockte die freundliche Sonne wieder hinaus, und ich wanderte aus einem andern Stadthore längs dem Flüsschen Wilna hin, an welchem die Stadt liegt. Vor dem Thore viele zerbrochene französische Troßwägen und Kanonenlafetten, öde und vermillstete Häuser, Hüte, Mützen, Kofarden, Leichen, verreckte Pferde am Wege. Man hatte die Leichen meist weggeräumt, aber hinter großen Steinen und Brückenpfeilern und hinter Büschen waren viele vergessen worden, woran die Wölfe hin und wieder schon schienen gezerrt zu haben. Während war es mir, wie ein verwundeter Gefangener, der bleich und gekrümmt vor mir her hinkte, und aussah wie einer, der eben aus dem Lazareth entlassen war oder eben hinein wollte, an einer solchen Leiche stehen blieb und sie betrachtete, ja mit seinem Stocke berührte. So schaut der Mensch endlich starr und gleichgültig in sein Schicksal; ja er könnte es täglich thun in hunderttausend Legionen Glend und Jammer, wenn er nicht auch zu etwas Anderem, Fröhlicherem und Besserem, berufen wäre. Während dieser bei der Leiche seines Kameraden und ich bei beiden stand, kam Sang und Klang den Berg herunter, und Priester und Trauergesolge in Schwarz gekleidet begleiteten in frommer christlicher Weise einen Sarg und seinen Bewohner zur Gruft. Unter uns auf dem Strom jührten Schlitten Unrath und nackte Leichen fort. Unwillkürlich kam ich in den weiten Hof eines großen Gebäudes hinein, das mit seinen Stuben und Ställen und dem Nest von zierlichen Ofen und Tapeten verrieth, es habe sonst ganz stattliche Bewohner gehabt. Alles drinnen zerrissen und zerfchlagen,

viele Fußböden angebrannt, Scherben, Knochen, Reste von Monturen, Hüten, Mützen, Federbuschen, endlich in einem abgelegenen Zimmerchen an einem Kamin eine halbgeröstete Leiche. Ihr armer Bewohner froh vielleicht der Wärme nach wie ein Wurm dem Lichte, verlor die Besinnung, und starb so an den Flammen. Auf ähnliche Art hatte man viele an einzelnen Weimachtfreuren gefunden, die, in der Luft, die erstarrten Leiber zu erwärmen, im halben Todeschlaf den Flammen zu nah gekommen und verbrannt waren. Mich überfiel ein Grauen, als hätt' ich am hellen Tage Gespenster gesehen, und ich lief aus den wüsten Mauern.

Diesen Abend sah ich in der Stadt noch das größte Scheusal. Ich war ausgegangen, das Menschengewimmel ankommender und durchziehender russischer Landwehr und auch die polnischen Bauern und Juden zu betrachten, siehe! da lockte mich Gesang zu sich, und ich kam unvermerkt zu dem Winkler Thore, über welchem ein feierlicher Gottesdienst gehalten ward. Diesem hörte ich einige Minuten zu und kam dann auf dem Rückwege unweit dem Thore durch eine Pforte auf einen Kirchhof. Ich sah zuerst nur die Kirche, dann die oberen Fenster, oder vielmehr die Luken ohne Fenster, eines rings um den Kirchhof laufenden Gebäudes, das einem Kloster oder Kollegium ähnlich sah. Wie ich näher hinzutrete, was erblickte ich? Leichen auf Leichen gethürmt, an einigen Stellen so hoch, daß sie bis an die Fenster des zweiten Stockwerks ragten; es waren gewiß tausend Leichen, ein ganzes ausgestorbenes Spital; in dem ganzen weiten Gebäude kein Fenster, kein Mensch — nur ein Hund schnoberte an einer Thür. Zum Glück band starrer Frost den Dunst der Verwesung, der diese Jammerstätten sonst unnahbar gemacht haben würde. Ähnliche Leichenhaufen mögen auch in Frankreich und Deutschland blutige Schlachten geliefert haben, aber es gehörte polnische Wirthschaft und ein Jahr wie das Jahr 1812 dazu, sie in solcher Scheußlichkeit menschlichen Augen zu zeigen. Aber wie konnte ich mich wundern, daß diese Leichenthürme hier auf einander standen? stand nicht unser Schlitten unter einem Schuppen des Müllerschen Gasthauses in der Deutschen Straße auf einem in seiner vollen Montur unter Mist und Stroh niedergetretenen Franzosen? So groß war das Unglück der Zeit, so sorglos und unmenschlich hier der Schmutz.

16. Reise über Holland nach London.

Den 5 Junius 1819.

Morgens um 9 Uhr verließen wir Emden und begrüßten um Mittag die Küste von Holland in Delfzijl. Der große See, bekannt unter dem Namen des Dollarts, auf welchem wir hinüber schifften, gab der Betrachtung durch die Erinnerung an eine hier versunkene Vorkwelt reichen Stoff. Wo ist unruhige Fluthen strömen, oft sich ungeheure Wellen thürmen, da standen vor fünf-hundert Jahren, zum Theil später noch, mehr als fünfzig blühende Städte und Dörfer, große Kirchen, reiche Klöster.

Kaum können die vaterländischen und auswärtigen Schriftsteller Worte finden, wenn sie auf die große Wasserfluth kommen, die zuerst im Jahre 1277 um Mitternacht, als sich eben alles Volk zur Christmette anschaute, hereinbrach, die Dämme durchbrach, rund umher Tod und Verderben verbreitete. Es gab, sagen die alten Chroniken, hier Marktsiedeln, worin man 180 Hausmütter zählen konnte, die gebiegene goldne Schilder nach damaliger Tracht auf der Brust trugen. Von dem allen ist nichts übrig als der Name. Selbst die letzten Spizen und Gemäuer, die man noch eine Zeitlang bey der Ebbe hervorrugen sah, alles ist spurlos versunken. Über die vor-maligen fetten Weiden segeln nun reichbeladene Schiffe, und man verfolgt den Seefisch, wo man vordem die Ausfaat des besten Korns und des köstlichsten Weizens hundertfältig erndtete. Das ige Keiderland, berühmt durch die ganz eigne Fülle seiner Vegetation, seiner Groden und Polder, ist nur ein übriger Theil des vordem so bedeutenden Landstrichs, wodurch Ostfriesland mit Gröningen zusammenhing. Der größere ist zum Meerbusen umgestaltet.

So schwebte denn unser Schiff über einem ungeheuren Wellengrabe, über das sich die See, lieblich vom Morgenlicht bestrahlt und gerade sehr ruhig, wie eine leuchtende Silberdecke ausbreitete. Aber die Betrachtung zog das Auge hinab in die Tiefe. Es hätte hinabschauen mögen in die furchtbaren Abgründe, worin so viele Gebilde mühevollen Fleißes, so viele Werke ersindender Kunst, so viele kraftvolle Körper zerstört in Trümmern lagen. Denn an Funfzigtausend von jedem Stande, jedem Geschlechte, jedem Alter, die einst das Leben froh wie wir genossen, wurden in jener Schreckensnacht in wenigen Minuten zur langen Ruhe gebracht, die Weihnachtsjubil glücklicher Kinder in das Geschrey der Angst und des Entsetzens, und die Chorgefänge der Messpriester und der heiligen Klosterjungfrauen in ein ewiges Verstummen verwandelt. Und doch hätte — wie alle Nachrichten bezeugen — das blinde Element kaum vermocht, solche Zerstörungen anzurichten, hätten nicht auch in der Brust vieler Häuptlinge feindliche Elemente gekämpft, hätte nicht Haß und Neid die getrennt, durch deren einträchtiges Bauen, Dämmen und Veffern die Wuth des Meeres gebändigt und das Land gesichert werden konnte. So lagen denn auch hier, wie auf tausend Schlachtfeldern, unzählige schuldlose Opfer der Leidenschaften und Thorheiten einiger Wenigen. Wer mag den Ausgang finden aus diesem Labyrinth menschlicher Schicksale!

In Leyden trat mir ein neues Bild der furchtbaren Gewalt zwey losgelassener Elemente entgegen. Es war am 12ten Januar 1807, als ein großes Schiff, beladen mit 40,000 Pfund Pulver in 70 Fässern, welches, nach Delft bestimmt, im Kanal mitten in der Stadt angelegt hatte, (niemand hat erfahren, durch welchen Zufall) mit der schrecklichsten Explosion in die Luft flog. In weiter Entfernung, im Haag, in Amsterdam, Utrecht, Zwoll, war der Schlag

vernommen. In der Stadt selbst schien es, die Erde habe sich geöffnet, der Himmel stehe in Flammen und das Ende sey gekommen. Fast alle in dem Kapenburg, dem schönsten Theile von Leyden, gelegenen Häuser stürzten in einem Moment zusammen; eine noch größere Anzahl, mehr als achthundert, wurden stark beschädigt; selbst in entfernten Gegenden blieb kein Ziegel auf manchem Dach, fast kein Fenster unversehrt, keine Thür in den Angeln.

Man hatte sich gerade in vielen Familien eben zur Mahlzeit niedergesetzt. Im nächsten Augenblick lag alles, in den Pallästen der Reichen wie in den Wohnungen der Armen, in Trümmern. Auf viele zur Schule versammelten Kinder hofften die zitternden Eltern vergebens. Aus zwey Pensionsanstalten und einer Armen-Schule konnten sich nur wenige retten. Wen der Schlag auf der Straße traf, ward in die Luft geschleudert, zerschmettert, sank verwundet wo nicht todt zu Boden, oder blieb er lebend, so fand er, seine Heimath suchend, kein Obdach mehr. Viele, die der Tod schnell weggrasste, waren die Glücklicheren. Denn die unter den Ruinen Begrabenen aber nicht Vernichteten, die trotz aller Anstrengungen, den Schutt wegzuräumen und sie noch einmal wie aus Gräbten ins Leben zurückzurufen, dennoch nicht gerettet werden konnten — in welchem Jammer mußten sie enden!

Zwey bis drey Tage hörte man das Wehklagen aus den Höhlen in der Tiefe, zu denen ungeheure Steinmassen den Helfern den Zugang verschlossen. Die gerettet wurden, stiegen verletzt oder wie Schatten ans Licht. Da gab es fast kein bedeutendes Haus, das nicht um einen verlohrenen Freund oder Verwandten zu trauern gehabt hätte. Doch war die Anzahl der Todten geringer als man Anfangs fürchten mußte. Viele waren wie durch ein Wunder erhalten. Von vielen aber war kein Gebein mehr zu finden. Verstümmelte und entstellte Leichname brachte man auf das Rathhaus, ob die Verwandten entdecken könnten, wer sie wären. Mancher Stamm war mit allen seinen Zweigen vernichtet.

So fand ich denn ganze Straßen und Gegenden, in denen ich bey meinem ersten Besuch im Jahr 1806 zwischen Prachtgebäuden gewandelt hatte, in leere icht mit Rasen bedeckte und jungen Bäumen bepflanzte Plätze umgestaltet; und ohne einen Führer, wie ich in dem trefflichen Rechtsgelehrten Prof. Tydeman fand, hätte ich mich nimmer in diesem neuen Leyden zurechtgefunden. Mich ergriff ein geheimer Schauer, wenn ich mich in diese Schreckensstage als Fremdling nach Leyden versetzte. Kamen sie vier Monate früher, so hätte auch mich das Schicksal treffen können, das mehrere Fremde traf, die eben ihr Geschäft dahin geführt hatte, und von denen niemand zu sagen wußte, an welcher Stätte sie ihr Grab gefunden hatten. Über welchen Abgründen und Vulcanen wandelt doch auch der Reisende oft so ruhig und sorglos, ohne zu ahnden, wie sie ihn im nächsten Augenblick verschlingen können! Doch, wie die Zeit alle Wunden heilt, so waren auch diese Jammer-scenen

vergesen. Man sprach weniger davon, als ich erwartet hatte. Auch an die verödeten Stätten war man gewöhnt, und hatte ihnen zum Theil schon ein recht freundliches Ansehen gegeben.

Helvoetsluis. So wie man ankommt, wird man von dem Kapitain des Packetboots, das eben an der Reihe ist, in stattlicher Uniform (blau mit goldenen Litzen) empfangen. Da es in der Regel, wenn nicht gänzliche Windstille herrscht, schon Nachmittag abgeht, so säumt man nicht, in dem nahe gelegenen Bureau die Pässe visiren zu lassen und die Überfahrt zu berichtigen, was ohngefähr 15 bis 16 Thaler unsres Geldes beträgt. Auch eilten wir, gleich nach der Ankunft, das Schiff zu besehen, unsre Sachen an Bord bringen zu lassen und die Betten in Beschlag zu nehmen. Der Kapitain war bald unstätbar. Er hatte seine Einrichtung zu machen, seine eingekauften Vorräthe nach der Zahl seiner Kostgänger zu berechnen und sie an Bord bringen zu lassen. Auch wich er wohl gern der unbeantwortlichen Frage, wie lange die Fahrt dauern werde, aus.

Sonnabend Nachmittag um vier Uhr erhielten wir die Einladung, an Bord zu kommen. Um fünf Uhr war alles in Ordnung. Der Wind war durchaus widrig. Aber die durch die Fluth bewegte See, und das Laviren und Kreuzen, entzog uns doch bald genug der holländischen Küste. Wir sahen die Thürme von Helvoetsluis nur noch im Dämmerlicht. Das feste Land wich immer mehr zurück, und über die unabsehbare Wasserfläche warf das Auge noch einmal sehend nach dem Vaterlande den Blick.

Nordsee den 12—14 Junius.

Die englische Regierung hält zu Harwich, einer 15 deutsche Meilen von London in der Grafschaft Essex gelegenen Hafenstadt, zwölf einmältige Schiffe, welche, da sie bloß zum Überbringen von Postpaketen, Briefen und Passagieren bestimmt sind, den Namen Packetboote führen und als Wasserposten zu betrachten sind. Sie gehen regelmäßig, zwischen Gothenburg in Schweden, Cuxhaven an der Elbmündung und Helvoetsluis in Holland, wöchentlich zwey Mal an bestimmten Tagen von beiden Ufern ab.

Der Henry Freeling — so hieß, zur Ehre eines der Hauptoffizianten der großen Post in London, unser Packetboot — geführt vom Kapitain Hart, gehörte, wie man uns versicherte, zu den besten. Auch hatte es überall das Ansehn, ziemlich neu und sehr wohl unterhalten zu seyn. Die an dem Steuerende befindliche Kajüte des Kapitains enthielt, außer seinem Schlafkabinet, sechs Betten für Passagiere, die mittlere größere acht, daneben noch zwey schmale Kabinette, die gewöhnlich die Damen wählen. Man steigt durch eine gewundene enge Treppe in den — von dem Aufenthalt des Schiffsvolks und der Niederlage der Effekten ganz abgeforderten —

bloß für die Passagiere bestimmten Raum. Alles ist daran durch Tafelwerk oder durch den Anstrich mit hellen Olfarben freundlich. Durch schräge Glasfenster ist er von oben herab erleuchtet, daneben mit Tischen, Stühlen, Spiegeln, Öfen und allen Geräthschaften für die kleineren Bedürfnisse, wie Gläser, Tassen u. s. w., versehen, die durch Vertiefungen in dem Rük, worauf sie stehen, vor dem Umfallen gesichert sind. Zu beyden Seiten sind, gleich Wandschränken, Öffnungen zu Betten, zwey und zwey über einander, mit Matrasen, Decken und Kissen — nur wenn der Schlaf nicht fehlt, gut genug, um der häuslichen Bequemlichkeit zu verzeihen.

Das Neue des Zustandes, der kleine wohlgeordnete Staat, in dem nur Einer regiert und Alle zu ihrem eignen Besten gehorchen müssen, die Besonnenheit, womit jeder, vom Kapitain an bis zu dem kleinen Schiffsjungen herab, handelt, die Pünktlichkeit im Ausführen des oft nur durch Winke und leise Worte Gebotenen, die Sicherheit, womit jedes Geschäft betrieben, die Schnelligkeit, womit jeder Befehl befolgt wird, die Zweckmäßigkeit jeder Einrichtung, wonach alles am rechten Orte steht, das kleinste Räumchen benutzt, nichts überflüssig aber auch nichts vergessen ist — das alles hat ein eignes Interesse, und man fügt sich willig in die Nothwendigkeit eines leidenden Gehorsams. Da steht der Steuermann (the mate) stundenlang, bis ihn der Nächste nach ihm ablöst, am Ruder, sprachlos, bald nach dem vor ihm stehenden Kompaß, bald nach der Flagge am Mast hinblickend, und bestimmt auf der spurlosen Meeresfläche dennoch die Straße, durch Lenken des Steuers zur Rechten und Linken, mit großer Sicherheit. Da eilt ein Anderer, sobald sich das Schiff einer Küste nähert, tritt auf den Bord mit dem Senkbley und zählt mit vernehmlicher Stimme die Faden. Da klinkt, gleich viel ob es Mittag oder dunkle Mitternacht ist, ein Dritter und Vierter an den Tauen hinauf nach der Spitze des Mastes, in schwinbelnder Höhe schwebend, und löst oder befestigt die Segel. Bald wird, wenn ein Küstenfischer sich blicken läßt, ein Boot ausgesendet, und es arbeitet sich mit raschem Ruderschlag durch die hohen Wogen um Vorrath einzukaufen. Bald begrüßt ein entgegenkommendes Schiff das andre mit Hilfe des Sprachrohrs. Nicht ohne Reid sahen wir manche glücklichere Zwey- und Dreymaster mit geschwollenen Segeln vorbeisliegen, da derselbe Wind, der uns feindselig hemmend die Fahrt erschwerte, jene pfeilschnell ihrer Bestimmung zuführte.

Ist die See ruhig, so feyert auch das Schiffsvolk. Der Eine greift zur Angel und frent sich, wenn er die Steinbutte oder Matreke durch den Räder berückt hat. Der Andre liegt, irgend ein Buch über das Seewesen in der Hand, auf dem Verdeck; denn jeder hofft es bis zum Kapitain zu bringen. Kommt der Sonntag, so zieht man sich sonntäglich an, und das Gebetbuch oder die Bibel, die in drey Sprachen zur Hand war, wird nun für viele die Beschäftigung in den Feyerstunden.

Jeder möchte wissen, wann der Hafen erreicht seyn werde. Die

kalte Antwort der Seemänner: „das weiß ich nicht — das ist nicht zu berechnen — wir können dem Winde nicht gebieten“ — drängt die Frage, die immer über die Lippen will, zuletzt ganz zurück, und die Ergebung in das Unabänderliche bringt die Ungeduld zur Ruhe.

Nur sehr wenigen Glücklichen ist es beschieden, auch die kürzeste Seefahrt ohne krank zu werden zu vollenden. Anfangs ist selbst dieß ein Gegenstand des Scherzes. Wenn so Einer nach dem Andern still wird und blaß, den Kopf stützt oder mankend und schwankend einen Stütz- und Anlehnungspunkt, eine Bank, ein Schiffstau sucht und auf keine Frage mehr antworten mag, so lächeln die Gesunden, zumal wenn er vorher auf seine gute Natur getruzt hatte. Auch macht er wohl selbst, wenn die materia peccans über Bord gegangen ist, gute Miene zum schlechten Spiel. Aber nach und nach vergeht der Muth; man hört nun immer mehr Klagen und Verwünschungen. Manchem will alle Lebenslust ausgehn. Ein Zustand der völligen Gleichgültigkeit tritt ein. Geschlossene Augen — um das ewige Steigen und Sinken aller Gegenstände nicht gewahr zu werden — und eine ganz regungslose Stellung sind das einzige, wodurch man sich einige Erleichterung verschaffen kann, die man von allen Arzneyen vergebens erwartet. Daher sucht jeder taumelnd sein Bett zu erreichen. Verlassen ist er da nicht. Der steward — so heißt der Seemann, der die ganze Ökonomie und den Haushalt des Schiffs besorgt, wozu man immer den gewandtesten, reinlichsten, behäglichsten wählt — und der anstellige aufmerksame Schiffsjunge (ein sehr lieber behender Knabe war der unsrige) reichen hilffreiche Hände, leiten und stützen, helfen auskleiden, heben das Begitter, das wie an Kinderbetten beweglich ist, zum Einsteigen heraus und setzen es, sobald man eingeschichtet und für alle Bequemlichkeit gesorgt ist, wieder ein. Man kann in seinem Hause nicht freundlicher und aufmerksamer bedient werden, jedoch ohne alles Wortemachen. Denn die Seefahrer sind in der Regel in sich gekehrt und ganz ausnehmend schweigsam.

Sarwich.

Der sandige unebene Weg vom Ufer bis in die Stadt, in finstretter Nacht, vollendete die Ermüdung von der Seereise, auf der weder Schlaf noch Speise Kräfte gegeben hatte. Desto erfreulicher war der Eintritt in den ansehnlichen Gasthof des Hrn. Bliffair, welcher mit dem noch größeren Hause des durch viele Reiseberichte wohlbekannten Master Bull, den wir auf der Rückreise wählten, wenigstens in Reinlichkeit und Bedienung wettsert. Alles ward angeboten. Aber Ruhe war für den Augenblick das einzige Bedürfniß.

Hier bekam ich den ersten Begriff von einem englischen Gasthose. In keinem Lande versteht man sich zuvörderst wohl besser auf die Benutzung des Raums. Sieht man die Häuser von außen, so begreift man kaum, wie sie solch eine Menge zwar kleiner aber netter und freundlicher Zimmer einschließen können. In diesen Zimmern

behülflichen Armen sie von der Decke des Wagens herabhebend. Denn überall gehn auf den Wegen einige Reisende ab, und andere schon Wartende nehmen den Platz wieder ein.

Und wenn man nun der Hauptstadt naht, wie wird mit jedem Schritte der Menschenstrom voller und breiter; wie folgen sich, als gäbe es einen großen Festaufzug, Reiter und Wagen von allen Gestalten! Wie stiegen die Extrapostschaisen, geführt von dem in eine leichte Manquimjade, auch wohl in Seide gekleideten Postillion auf dem Sattelpferde (denn dieser fährt nie vom Bock), vorüber und lassen selbst die Sechsspänner hinter sich! Wie mahlerisch erscheinen von fern die großen langen Kutschen, oft im Innern von zwölf Personen besetzt, und von Außen von eben so viel weißgekleideten auf den lustigen Sitzen zusammengedrängten Genien in Menschengestalt umschwebt.

Die Landhäuser des Adels mehren sich an den Seiten der Straße, von großen Parks unterbrochen, wo das Auge zweifelhaft ist, ob es auf dem feinen grünen Sammt des weltberühmten britischen Rasens, oder der herrlichen Gruppierung der Bäume und ihres wundervoll mahlerischen Laubes länger verweilen soll.

(Wie getragen von dem kaum zu beschreibenden Gemähl der Fahrenden und Gehenden, das besonders hinter Romford, 2 deutsche Meilen von dem eigentlichen London, anfängt, und von beiden Seiten schon mit Wohnungen umgeben, kommt man, wie dieß alle Reisende bezeugt haben, in die Stadt (the town) — so heißt London schlechtthin, wie Rom einst in Italien — aber ohne recht zu wissen, wo sie beginnt, da von Stadthoren gar nicht die Rede ist. Es war dunkel geworden, aber die schon früh anfangende Erleuchtung verbarg fast keinen Gegenstand. Wunderbar ist hier noch der Eindruck, welchen die Stadt in ihrer Größe und Herrlichkeit, ihre Prachtgebäude, ihr immerwogendes Leben, ihre selbst mit dem, was ich auch in den größten Städten, wie Amsterdam, Paris, Kopenhagen, Wien, Venedig gesehen hatte, nicht zu vergleichende Eigenthümlichkeit auf jeden machen muß, der zuerst in diese — ist von wenigstens Zwölftmalhunderttausend Menschen bewohnte — kleine Welt eintritt. Es ist ein Gemisch von Erstaunen und Beklommenheit. Das Ungeheure erhebt und erdrückt zu gleicher Zeit. Man weiß noch nicht, wie man durch dieß alles hindurchkommen, wie man sich darin zurecht finden wird. Wenn die, welche von ihren Geschäftsreisen nach England zurückkehren, je näher sie kommen, immer fröhlicher und lauter werden, so wird der Fremdling, dem alles neu ist, vielmehr in sich gekehrt und sehnt sich nach der Einsamkeit und Stille, in der er sich sammeln und vorbereiten könne auf das, was ihn erwartet, ungewiß, ob er nicht körperlich oder geistig alle dem Ungewohnten erliegen werde. Dieß war wenigstens meine Stimmung.)

Zweiter Coursus.

17. Leben und Thaten Alexanders des Großen.

1 Cap. In dem Jahre, wo Delphi durch die Phocier erobert wurde, der dritte heilige Krieg begann, der Bundesgenossen Krieg aber zu Ende ging, an dem Tage, wo Parmenion die Führer und Pioniere schlug, Philippos in den olympischen Spielen betränkt ward, und der Tempel zu Ephesus niederbrannte, am sechsten Junius des Jahres 356 vor Christus, ward Alexander geboren. Seine Mutter, Olympias, des Aciden Neoptolemos Tochter, hatte Philippos schon als Jüngling bei Gelegenheit der Feier samothracischer Mysterien lieb gewonnen, und wunderbare Andeutungen begleiteten ihre spätere Verehelichung.

Leonides, der Königin verwandt und ein Mann von strengen Sitten, war Alexanders erster Erzieher; hierauf Phisimachos der Maranener, welchen man der Eitelkeit und Schmeichellust beschuldigte; endlich, acht Jahre lang, Aristoteles. Diesem schrieb Philippos: „ich freue mich, daß das Kind geboren ist, während du lebst, es unterrichten und zu einem würdigen Könige bilden kannst;“ und dem Sohne befahl er Aristoteles zu folgen, damit er dem Vater nicht in Dingen nachahme, welche dieser selbst bereue. Nie hatte ein größerer Erzieher einen größern Jüdling! Auch in den streng philosophischen Wissenschaften ward Alexander unterrichtet, und tabelte Aristoteles später, daß er den Inhalt derselben öffentlich bekannt gemacht habe; der Weltweise aber erwiederte: „er ist bekannt, und auch nicht bekannt.“

Nachdem sich ein ganz anderer Wirkungskreis für Alexander eröffnet hatte, beschäftigte er sich freilich so wenig anhaltend mit der theoretischen Philosophie, als König Friederich der zweite mit den einst so hoch gehaltenen Werken Christian Wolfs; aber die Liebe zu den Dichtern verließ ihn nie. Vor allen ehrte er Homeros und äußerte, wenn je Hesiodos über diesen den Preis davon getragen, so rühre dies daher, daß nicht Könige gerichtet hätten. Sowohl Philippos als Alex-

ander waren dankbar gegen Aristoteles; jener stellte des Philosophen Vaterstadt, das zerstörte Stagira, wieder her, und ließ um seinetwillen viele Gefangene frei; dieser sagte, er danke dem Philippus das Leben, dem Aristoteles das schön Leben. Freilich liefete später die Welt-herrschaft in etwas das enge Band, aber die Sagen von völligem Zerfallen beider sind nicht erwiesen; sie blieben höchst wahrscheinlich in stetem Briefwechsel, und mit königlicher Freigebigkeit und großem Aufwande ließ Alexander durch unzählige Jäger und Fischer für die meisterhafte Thiergeschichte des Aristoteles sammeln.

Streng beherrschte sich Alexander in Hinsicht jugendlicher Begierden. Leicht war er durch Güte zu bewegen, nie durch bloße Gewalt. Nur eine Leidenschaft beherrschte ihn immerdar, die Begierde nach Ruhm — aber nicht nach jeglichem; denn als man ihn fragte, ob er in Olympia mit um den Preis kämpfen wolle, entgegnete er: „ja, wenn Könige die Gegner sind!“ — „Macedonien ist für dich zu klein!“ rief Philippus, als Alexander den Bucephalus bändigte, und der Sohn klagte, daß ihm der Vater nichts zu thun übrig lasse. Persische Gesandte, welche den Knaben in Macedonien sahen, erstaunten und fragten besorgt nach der Macht und den Kräften des Reiches. Die Schlacht bei Chäronea ward hauptsächlich durch Alexander gewonnen, und noch zur Zeit Plutarchs zeigte man die Stiche, wo sein Zelt gestanden hatte.

Philippus, der heftigen herrschsüchtigen Olympias überdrüssig, auch sonst nie mit einer Frau sich begnügend, heirathete Kleopatra; dadurch entstand Zwist in der königlichen Familie. Attalus, der neuen Königin Bruder, wünschte bei einem Feste, daß Philippus mit ihr einen Sohn und Nachfolger erzeugen möge. „Also, rief Alexander erzürnt, bin ich unächt geböhren,“ und warf ihm einen Becher ins Gesicht. Der König zog sein Schwert und wollte die Streitenden trennen, oder den Sohn bestrafen, aber er stieß an und fiel, wahrscheinlich vom Weine trunken. Da rief Alexander: „Der Mann will aus Europa nach Asien gehen, und kann nicht von einem Stuhle zum andern kommen!“ Olympias und Alexander flohen jetzt nach Epirus, und nur mit Mühe vermittelte Demaratus die Aussöhnung zwischen Vater und Sohn. Auch blieb die Einigkeit und das Zutrauen keinesweges ungestört; denn als eine Heirath des unächtigen Archibäos mit der Tochter des Statthalters von Karien betrieben ward, besorgten Olympias und Alexander, der König möge jenem den Thron zuwenden wollen. Alexander bot sich also dem Karier heimlich selbst zum Schwiegersohn an, aber Philippus, welcher davon Nachricht erhielt, schalt dies eine Herabwürdigung, strafte die Unterhändler und entfernte viele Freunde Alexanders vom Hofe.

Wir vermögen nicht zu bestimmen, wohin der Streit zwischen Vater und Sohn gediehen seyn möchte, wenn jener länger gelebt hätte; vom Verdachte des Antheils an dem Morde Philipps müssen wir aber Alexandern aus überwiegenden Gründen durchaus frei sprechen. Er ließ alle Mörder hinstechen, nur Alexander, des Aropos Sohn, welcher ihm zuerst zur Thronbesteigung Glück gewünscht und sich leb-

haft für ihn erklärt hatte, sand Gnade; des Attalus und der Kleopatra grausamer Untergang war das Werk der Olympias*).

2 Cap. Schwer war für den zwanzigjährigen Jüngling der Anfang seiner Regierung. Hellas gedachte der Freiheit, alle neubewungenen barbarischen Völker hofften das Joch abzuschütteln und die Macedonier selbst waren der Anstrengungen überdrüssig. Deshalb riefen selbst die angesehensten Männer ihrem Könige, er möge Hellas ganz aufgeben und sich gegen die Barbaren milde zeigen; jener aber entgegnete: „dadurch würden Alle muthig, und Macedonien eine Beute seiner Nachbarn werden.“ Alexanders Anrede an das Volk wirkte, wie einst die seines Vaters; er gewann gegen alle Erwartung die Gemüther. Streng ward von ihm hierauf der Kriegsdienst verlangt, manche Abgabe aber erlassen, wofür die Meisten gern jene zahlreichen Übungen ertrugen. Eine Aufforderung, welche gleichzeitig an die Hellenen erging, sie möchten in der bisherigen Uneinigkeit beharren, blieb nicht ohne Erfolg, weil das macedonische Heer schlagfertig in der Nähe stand und jene auf einen Wechsel der Verhältnisse gar nicht vorbereitet waren. Mithin behielt Alexander freie Hand, zuerst gegen die oberhalb Macedonien wohnenden Völker zu wirken.

Leicht beruhigte er die Myrer und Triballer, und zog dann den Thraciern, von Amphipolis aus, bis an den Hämus entgegen. Von einer steilen Anhöhe herab stürzten hier die feindlichen Streitwagen unter die Macedonier; schnell öffneten diese aber ihre Glieder oder warfen sich zu Boden und deckten sich mit den verschränkten Schilden. Mithin verursachten jene Wagen keinen Schaden, die Thracier wurden geschlagen und zählten 1500 Tode. Darüber erschreckt dachten die Triballer von Neuem auf Krieg; aber ehe sie es erwarteten, stand Alexander in ihrem Lande, und während sich ihr König Syrmus mit einem Theile seines Heeres auf eine Insel der Donau rettete, wurden die übrigen leicht von der macedonischen Phalanx besiegt. Alexander versuchte hierauf, mit Hilfe einiger byzantischen Schiffe, auch jene Insel zu nehmen, allein der Strom war zu gewaltig und am andern Ufer standen die Geten mit 4000 Reitern und 10,000 Fußgängern. Diese Schwierigkeiten besuerten den König, anstatt ihn abzuschrecken; er ließ alle Röhne aus der ganzen Gegend zusammen bringen, die zu Zelten bestimmten Häute mit Spreu und andern leichten Dingen anfüllen, und setzte nun unbemerkt in der Nacht mit 1500 Reitern und 4000 Fußgängern über den Fluß. Erstaunt über diese Kühnheit hielten die Geten nicht Stand, sondern zogen sich in ihre Wüsten zurück; Alexander aber zerstörte ihre Stadt, kehrte dann über den Ister zurück, und befahl, Zeus dem Retter, dem Herakles und dem Ströme selbst große Opfer zu bringen.

Nach diesen Ereignissen suchten die benachbarten Völker des Königs Gunst; auch von den Kelten, welche angeblich im Norden des

* Olympias ließ sie auf einer glühenden Platte hin und her ziehn.

adriatischen Meeres wohnten, erschienen Gesandte. „Was fürchtet ihr am Meisten?“ sprach Alexander zu ihnen, vielleicht in der Hoffnung, daß sie antworten würden: „Dich.“ Jene aber, der Entfernung und Unzugänglichkeit ihres Landes vertrauend und von den anberweitigten Plänen des Königs unterrichtet, sagten: „wir fürchten, daß der Himmel einfalle.“ — „Die Kelten sind prahlerisch,“ meinte der König, doch schloß er mit ihnen einen Vertrag.

3 Cap. Nach glücklicher Beseitigung dieser Feinden mit barbarischen Völkern richteten sich die Blicke wieder auf das wichtigere Griechenland.

Demosthenes hatte hier mit dem vollkommensten Rechte behauptet, Philipps Tod biete den Hellenen eine Gelegenheit dar, ihre Unabhängigkeit wieder zu gewinnen — wer kann verlangen, daß er in dem zwanzigjährigen Jünglinge einen künftigen Welteroberer habe erkennen sollen? Ja, wäre nur in den Hellenen die Einheit des Entschlusses und die Schnelligkeit der Ausführung gewesen, auf welche Demosthenes drang, hätte man Alexandern nicht Zeit gelassen, ruhig alle die erzählten Thaten auszuführen, hätte man nicht, indem man die Zeit verlor, Alles verlohren; so möchten leicht die Begebenheiten sich so gewandt haben, daß kein Eroberer Äthens aufgestanden wäre. — Die Akarnaner riefen die von Philippos Verwiesenen zurück, die Ambracioten verjagten die macedonische Besatzung, die Arkader hatten den König nie für den Oberbefehlshaber von Hellas anerkannt, Argos, Elis und Sparta wollten zum wenigsten unabhängig bleiben, in Athen war das Andenken größerer Zeiten noch nicht ganz erloschen, die Thebaner stelen auf die falsche Nachricht von Alexanders Tode in Äthrien offenbar ab und belagerten die Macedonier in der Burg Kadmeia: was ließ sich in solchen Verhältnissen nicht hoffen, was nicht wirken?

Aber Niemand wirkte außer Demosthenes; denn ehe sich die Athener oder Lacedämonier entschließen konnten, den vereinzelt von ihnen auf arge Weise verlassenen Thebanern ein Hülfsheer zu schicken, oder vielmehr, was ohne Zweifel das Beste gewesen wäre, Angriffsweise zu verfahren, war Alexander schon mit äußerster Schnelligkeit durch die Thermopylen vorgebrungen und lagerte bei Orchestus in Böotien. Den Thebanern ließ er Bedenkzeit; dem Demosthenes aber, welcher ihn zuerst einen Knaben, dann einen Jüngling genannt habe, werde er unter den Mauern Athens zeigen, daß er ein Mann sey. Noch immer glaubte das Volk in Theben, ein anderer Alexander, von der Nebenlinie des macedonischen Königsstammes, führe statt des getödteten ächten Alexander nebst Antipater das Heer; und obgleich diese Täuschung endlich verschwand, behielt die kriegerische Partei dennoch die Oberhand.

Man forderte öffentlich und wiederholt alle Hellenen zur Vertheidigung der Freiheit auf; allein sie berechneten igt zwischen Furcht und Hoffnung den möglichen Erfolg, sie handelten nicht, wie einst bei Marathon und Salamis; und ehe des Demosthenes Schreiben an Darius Hülfe bewirken konnte, war in Hellas schon alles ent-

schieden. Denn obgleich die Thebaner in der nicht länger zu vermeidenden Schlacht mit der höchsten Tapferkeit fochten, auch den Perdikkas verwundeten und zurücktrieben, so wurden sie doch besiegt und ihre Stadt im Sturm erobert, als Alexander mit der Phalanx vordrang und gleichzeitig die macedonische Besatzung aus der Kadmeia sie im Rücken angriff. Des Königs Zorn gegen die Thebaner war vor Allem dadurch erhöht worden, daß sie von hohen Thürmen ausrufen ließen, der König von Persien werde Hellas befreien und den neuen Tyrannen stürzen. Demungeachtet wollte er den Vorwurf einer strengen Bestrafung von sich abwenden, und überließ deshalb seinen Bundesgenossen zu entscheiden, was mit der eroberten Stadt anzufangen sey: und da zeigten Phocier, Platäer, Orchomenier und Thespier mehr Grausamkeit, als wahrscheinlich der Sieger gezeigt hätte. Die Kadmeia blieb besetzt, die Bürger wurden geplündert, nur mit Ausnahme der Priester, der macedonischen Gastfreunde, der früher gegen den Krieg Stimmenden und der Nachkommen Pinbars, die Häuser wurden geschleift, viele Tausende der Bewohner zu Sklaven verkauft, und das Land unter die Bundesgenossen vertheilt.

So ward Theben ausgeplündert acht und zwanzig Jahre nach dem Helldentode des Spaminondas, damals Schiedsrichterin gegen Mitternacht und Mittag, und nach so wenigen Jahren in Nichts versunken! Schrecken und Wehmuth ergriff alle Hellenen — es war zu spät. Manche trösteten sich indessen und meinten, jeden Vorwurf durch Erinnerung an alte Weissagungen und an alte Verschuldungen der Thebaner von sich ablehnen zu können; sie gedachten z. B. des medischen Krieges, Plataäas, des Stimmens für die gänzliche Verwüstung Athens, u. s. w.

4 Cap. Die Eleer nahmen igt nach Alexanders Weisung ihre Vertriebenen wieder auf, die Atoles baten wegen angefangener Unruhen um Verzeihung, die Arkader verurtheilten sogar die zum Tode, welche den Thebanern Hülfe geleistet hatten; die Athener endlich, darin größer als die Übrigen, nahmen die thebanischen Flüchtlinge milde auf, schickten aber, von den Verhältnissen bebrängt, zugleich Gesandte an Alexander, um zu dem Erfolg in Äthrien und Böotien Glück zu wünschen. Dieser antwortete freundlich; verlangte aber die Auslieferung mehrerer Redner und insbesondere des Demosthenes, als des Urhebers aller ältern und neuen Bewegungen gegen Philippos und Alexander.

Phocion stimmte für die Auslieferung dieser Männer und tabelte, etwas sonderbar, ihre Feigheit, weil sie sich nicht für das Wohl des Vaterlandes aufopfern wollten. Demosthenes dagegen behauptete, daß jene Auslieferung nur die allgemeine Feigheit beweisen würde, er erzählte den Athenern eine Fabel von Schaaßen, welche die sie beschützenden Hunde Preis gegeben hätten; er erinnerte sie endlich, wie man mit einer Probe alles Getraide zu verkaufen pflege. Phocion Unwillen vertrieb hierauf das Volk den Phocion vom Markt, und Demades, welcher für Geld eine neue Gesandtschaft an den Kö-

nig übernahm, rettete die Medner. Mit Auszeichnung empfing indessen Alexander allein den jener Gesandtschaft zugesellten Phocion, welcher ihm rieth dem Kriege ein Ende zu machen, im Fall er nach Ruhe strebe, wenn er dieses aber für tabelnswerth halte, seine Macht nicht gegen die Hellenen, sondern gegen die Barbaren zu wenden. Der König erwiderte, die Athener sollten auf alle Ereignisse aufmerksam seyn, denn im Fall er sterbe, würden sie die Leitung aller gemeinschaftlichen Angelegenheiten von Hellas übernehmen müssen. Zu jener Milde und zu dieser Höflichkeit ward Alexander theils aus Achtung gegen die hochberühmte in ihrer Art einzige Stadt bewogen, theils durch die Betrachtung, daß er bei Unternehmung größerer Dinge in Hellas nicht zu heftigen Haß gegen sich erzeugen und zurück lassen dürfe.

Daß die Allgemeine Versammlung der Griechen auf der Landenge von Corinth nach Alexanders Willen den Krieg gegen Persien beschließen und ihm den Oberbefehl bestätigen müsse, litt keinen Zweifel; nur die Spartaner antworteten mit altem Sinn, aber ohne alte Kraft, sie wären gewohnt Andere zu führen, nicht sich führen zu lassen. Jesho eilte Alexander nach Delphi, um das Orakel zu befragen; die Pythia wollte aber, weil es ein unglücklicher Tag sey, den Dreifuß nicht besteigen. Da führte sie der König mit Gewalt zum Tempelsitz, so daß sie ausrief: „mein Sohn, du bist unwidderstehlich!“ — „Mir genügt dies Orakel,“ erwiderte Alexander, kehrte nach Macedonien zurück, brachte Zeus dem Olympier bedeutende Opfer, hielt große Spiele und Musenkämpfe, und bereitete alles zum Zuge gegen Persien vor. Antipater, so klug als gemäßigt, ward Statthalter von Macedonien und befehligte 12,000 Fußgänger und 1500 Reiter, um Hellas und alle Nachbarn in Ordnung zu erhalten.

Die Größe des Heeres, welches Alexander nach Asien führte, wird verschieden angegeben. Plutarchs höchste Zahlen sind 34,000 Fußgänger und 4000 Reiter, die geringsten lauten einstimmig mit Arrian auf 30,000 Fußgänger und 5000 Reiter. Justinus hat 32,000 Fußgänger, 4500 Reiter und 182 Schiffe. Der Geldvorrath betrug nach Aristobol nur siebenzig Talente, die Schulden dagegen laut Onesikritus zweihundert Talente; Lebensmittel waren nur auf dreißig Tage vorhanden. Aus dem Allen geht so viel mit Gewißheit hervor, daß Alexanders äußere Hülfsmittel sehr beschränkt waren; dennoch war er des Erfolgs so sicher, daß er alle eigene Güter in Europa vertheilte, und auf des Perdiklas Frage, was ihm dann bleibe, zur Antwort gab: „die Hoffnung!“ Antipater und Parmenion verlangten, er solle erst heirathen und einen Thronerben zeugen, aber er sprach: „schimpflich wäre es, solch ein Heer anzuführen, ja aller Hellenen Feldherr zu seyn, und die Zeit mit Hochzeitmachen zu verbringen!“

5 Cap. Binnen zwanzig Tagen zog er, im Jahre 334 vor Christus, über Amphipolis, Abdera, den Hebrus und Melas zum Hellespont; in Claios opferte er dem Protefilaos, als dem ersten Helle-

nen, welcher nach Asien ging, damit ihm ein glücklicheres Schicksal zu Theil werde. Auf 160 Dreiruderern und vielen kleinen Schiffen setzte das Heer über den Hellespont; der König fuhr nach dem sigäischen Vorgebirge, stieg zuerst ans Land und rief aus: „Asien werde nicht verheert, es ist mein Land, ich nehme es als erobert in Besitz!“ In Ilium opferte er dem Poseidon, der Athene und dem Priamos; diesem, damit sein Born von dem Geschlechte des Neoptolemos abgewendet werde. Einige alte heilige Waffen nahm der König hinweg, und ließ sie sich vortragen; dagegen hing er die Seinigen im Tempel auf. Nicht des Paris Leier wollte er sehen, sondern die des Achill; auch bekränzte er Achills, so wie Hephästion des Patroklos Grabmahl. Der Wunsch, welchen Alexander äußerte, wie Achill einen Freund zu finden, ward ihm gewährt; der Wunsch, einen Homer zu finden der seine Thaten verewige, blieb dagegen unerfüllt.

6 Cap. Bei Lampisakus sammelte sich das macedonische Heer und rückte ungehindert bis zum Flusse Granikus vor; hier aber zeigte sich am andern Ufer das persische Heer in Schlachordnung. Memnon, ein Rhodier, also auch ein Hellene, der lange schon in persischen Diensten stand, rieth, man möge keine Schlacht wagen, sondern sich zurückziehen und das Land verwüsten, damit Alexanders Heer durch den Mangel zu Grunde gehe. Arsites und andere Perser dagegen, neidisch auf Memmons Ansehen und voll kühnen Muthes, behaupteten, auch nicht ein Haus der eigenen Unterthanen dürfe man anzünden, das hellenische Heer sey schwächer an Zahl und nicht vorzüglich in Hinsicht des Muthes und des Kriegsgeschicks. Nach der sichersten Angabe Arrians hatten die Perser 20,000 Reiter in langer Reihe am Flusse, und 20,000 Fußgänger hinter denselben aufgestellt; andere Schriftsteller nennen weit größere aber unwahrscheinlichere Zahlen.

Auch bei den Macedoniern waren die Meinungen getheilt, ob man die Schlacht annehmen müsse oder nicht. Zuerst sollte der halbreligiöse Grund, daß die Könige von Macedonien in diesem Monate keine Schlacht zu liefern pflegten, Alexandern abhalten; er aber sprach: „so möge der Monat anders heißen.“ Erheblicher war die Meinung Parmenions, des ersten erfahrenen siegreichen Feldherrn Philipps, man solle ein Lager aufschlagen und ruhig bleiben, bis sich die Feinde von dem jenseitigen hohen Ufer zurückzögen, dann habe der Übergang keine Schwierigkeit, ist aber sey er wegen der Unmöglichkeit, den Feinden mit der ganzen Macht auf einmal entgegen zu treten, für die Vereinzelten, welche nach und nach durch den Strom setzen müßten, äußerst gefährlich. „Dies ist wahr, entgegnete der König, wir aber, die wir leicht über den Hellespont gegangen sind, dürfen uns vor solch einem Vach nicht fürchten; jede Bögerung ist meiner, und meines Heeres unwürdig; die Perser müssen sogleich erfahren, daß sie geringer sind als die Macedonier.“ Er stellte diese in Schlachordnung, in der Mitte das Fußvolk und auf den Seiten die Reiterei; Kraterus befehligte das Mitteltreffen, Parmenion den linken, Alexander den rechten Flügel.

Beide Heere standen still und schweigend am Ufer. Die Perser warteten, daß die Macedonier in den Fluß gehen sollten, und verstärkten ihren linken Flügel, weil sie diesem gegenüber Alexandern prächtig gerüstet und mit zahlreicher Umgebung erblickten. Einige Schaaren macedonischer Reiter drangen igt vorwärts, aber die Wurfspieße und Pfeile, welche die Perser von der Höhe auf sie herabwarfen, der Nachtheil des schlüpfrigen Bodens, Memmons und seiner Söhne Anstrengungen und die Überzahl der Feinde brachten sie zum Weichen. Mit dreizehn Abtheilungen der Reiterei folgte Alexander rasch in schräger Ordnung durch den Fluß, und stürzte sich in die dichteste Schaar der Feinde, einem persischen Heerführer entgegen. Seine Lanze brach während dieses Kampfes, und in dem Augenblicke, wo er eine zweite erhielt, führte Mithridates, des Darius Schwiegersohn, frische Mannschaft herzu. Sogleich wandte sich der König, stürzte den neuen Feind zu Boden, ward aber gleichzeitig von Nösates in den Helm getroffen, jedoch nur so leicht, daß auch dieser von ihm durchbohrt ward, ehe er sich decken konnte; dem Spitridates, welcher jezo versuchte den König von hinten zu verwunden, ward durch Klitus der Arm abgehauen. Während dieser Gefechte kamen immer mehr macedonische Reiter, endlich auch die Phalanx herbei, und der neue Kampf mit Lanzen war igt den Persern so gefährlich, als der mit Pfeilen früher den Hellenen. Zuerst wichen diejenigen Perser, welche dem Könige gegenüber standen, bald nachher ihre ganze Reiterei; endlich ward auch das Fußvolk, nunmehr von größerer Macht bedrängt, gänzlich geschlagen.

Groß erschien der persische, weit geringer der macedonische Verlust, und dieser ward bei den Maafregeln und dem Benehmen des Königs leicht ganz verschmerzt. Er ließ die Bildsäulen von fünf und zwanzig Kampfgenossen, welche gleich im Anfange der Schlacht geblieben waren, durch Xsippus in Erz gießen und zu Dium aufstellen; er besuchte die Vermundeten, welche ihm einzeln von ihren Thaten erzählten, und befreite die Nachkommen der Getödteten von allen Abgaben. Den griechischen Miethsvölkern, welche am tapfersten im persischen Heere gefochten hatten, ward zu Folge einer Nachricht die Lebensstrafe zuerkannt; was jedoch mit einer glaubwürdigen Angabe unverträglich ist, wonach man die lebendig Gefangenen nach Macedonien in die Arbeitshäuser schickte, weil sie gegen den Beschluß der Hellenen für die Barbaren gekämpft hatten. Manche Kostbarkeit sandte Alexander seiner Mutter, dreihundert vollständige persische Rüstungen aber nach Athen mit der Inschrift: „Alexander, Philipps Sohn, und die Hellenen, außer den Lacedämoniern, von den Barbaren, welche Asien bewohnen.“

7 Cap. Sardes, die Stadt, ja selbst die Burg, welche sich sehr gut hätte vertheidigen können, übergab man dem Könige, und die Befehlshaber, nebst den vornehmsten Einwohnern, kamen ihm demüthig entgegen. Er setzte hierauf Statthalter, befahl die Abgaben nur in seine Klassen zu zahlen, erlaubte aber übrigens den Xthern nach ihren Gesezen zu leben. In Ephesus überließ er die Steuern der Diana,

und duldete nicht, daß das Volk aus Rache und Gewinnsucht gegen die Anhänger der Perser grausam verfare. Sowohl hier als in den übrigen befreiten Städten Koliens und Joniens wurden die Vertriebenen zurückberufen, die alten Geseze und die demokratischen Verfassungen wieder eingeführt. Dadurch gewann und beschäftigte der König die größere Zahl der Einwohner und hatte von den nunmehr gleich Gestellten weniger zu befürchten als von einzelnen ehrgeizigen Häuptern.

Die Vorstädte von Milet fand man von den Persern bereits verlassen; hundert und sechzig hellenische Schiffe ankerten in der Nähe dieser Stadt bei der Insel Lade, vierhundert persische Schiffe ankerten dagegen bei Mykale. Parmenion rieth zu einer Seeschlacht, weil der Gewinn im Siege groß und der Verlust bei einer Niederlage gering sey, weil die Hellenen tapferer wären als die Perser, und ein Adler sich als Siegeswahrzeichen am Ufer bei den hellenischen Schiffen habe sehen lassen. Der König aber widersprach, denn die Feinde wären zu zahlreich, und die Phönicier im Seedienst geübter als die Hellenen. Dem unsicheren Element müsse man sich überhaupt nicht anvertrauen, eine Niederlage dürfte den Hellenen leicht Veranlassung zu Unruhen geben und raube auf jeden Fall das Größte, nämlich den Ruhm. Der Adler endlich siße auf dem Lande, und deute auf Landfleg; damit sey auch die Herrschaft des Meeres gewonnen und die Flotte unnütz gemacht.

Die Milesier erböten sich jezo, gegen Aufhebung der Belagerung Hafen und Stadt den Macedoniern und Persern gleichmäßig einzuräumen; dieser unzeitige Einsall ward aber mit Recht zurückgewiesen, der Hafen von den Hellenen gesperrt, die Mauern durch Kriegszug erschüttert, und die Stadt ungeachtet Memmons tapferer Vertheidigung endlich eingenommen. Viele kamen um, Andere retteten sich auf benachbarte Inseln, die griechischen Miethsvölker suchten Dienste in Alexanders Heere. Milet ward für frei erklärt, und fast alle asiatischen Hellenen traten nunmehr auf des Königs Seite. Die persische Flotte, welche man am Wasserholen hinderte, segelte gen Samos, und kehrte dann schnell noch einmal nach Milet zurück, ohne jedoch etwas anzurichten. Um dieselbe Zeit entschloß sich Alexander, seine Flotte ganz auseinander gehen zu lassen, denn er durste ihr, weil sie bloß mit Hellenen besetzt war, nicht ganz trauen, hatte kein Geld, die Matrosen zu bezahlen, und meinte, nach der Einnahme aller Seestädte könne ihm die feindliche Seemacht nicht mehr schädlich werden.

8 Cap. Zu Kelänä in Phrygien sammelte Alexander sein ganzes Heer, die Neugeworbenen trafen aus Macedonien ein, und ein freudiges Anzeichen belebte den Muth Aller. Demjenigen verkündete nämlich eine alte Weissagung die Herrschaft Asiens, welcher den gordischen Knoten löse, und Alexander lösete ihn, sey es mit dem Schwerte oder durch Geschick — denn die Nachrichten lauten verschieden. Gewiß eroberte er Asien nicht bloß durch das Schwert, wie die Dsingiden und Timuriden, sondern die Überlegenheit seines

Geistes, ja des hellenischen Geistes überhaupt, entschied gegen die Asiaten. Aber fast eben so viel Griechen waren wider ihn, als mit ihm, daher wies er das Gesuch der Athener, ihre am Granikus gefangenen Mitbürger zu entlassen, mit dem Bedenken zurück, erst wenn der Krieg einen ganz entscheidenden Ausgang genommen, könne er ohne Gefahr jene Bitte bewilligen. Diese Vorsicht war um so mehr an der Zeit, da Memnon, im Vertrauen auf die Überlegenheit der persischen Seemacht und auf den Haß der Hellenen gegen die Macedonier, vor dem Hannibal einen Plan Hannibals hegte und den Krieg nach Griechenland verlegen, hier Alexanders Macht untergraben und stürzen wollte. Schon war Chios und Lesbos, schon Mithilene erobert, da starb Memnon der einzige würdige Gegner Alexanders; denn keiner der persischen Feldherrn war ihm an Einsicht und Kraft zu vergleichen, und des Darius Sache schien mit seinem Hinscheiden rettungslos verloren.

Einige Besorgnisse erregte es indessen, wie man Cilicien gewinnen solle, denn von dieser Seite führte nur ein schmaler fast unangreifbarer Paß in das Land und überaus hohe unersteigliche Berge zeigten sich auf allen Seiten — da verließ Arsames, der persische Feldherr, in thörichter Feigheit jenen Paß und Cilicien, und Alexander erreichte unbehindert Tarsus. Hier erkrankte er — eine Folge der zu großen Anstrengung oder des Badens in den kalten Gewässern des Cydnus — und zwar so sehr, daß alle Ärzte ihn aufgaben, nur nicht Philippos, der Karner. Der König war im Begriff, die von ihm verordnete Arznei auszutrinken, als ein Schreiben Parmenions anlangte, Philippos sey vom Darius zur Vergiftung Alexanders bestochen worden. Alle erschrafen, nur nicht der König. Er gab dem Arzte das Schreiben und trank zu gleicher Zeit; unfähig eines Verdachts gegen seine Freunde, verdiente er wahre Freundschaft. Die Arznei wirkte zwar Anfangs heftig, aber sie stellte ihn wieder her.

9 Cap. Unterdessen hatte Ptolemäus den Drontobazes besiegt und den noch übrigen Theil von Karien bezwungen; Parmenion besetzte die syrischen Pässe und Alexander eroberte unter mehrern cilicischen Städten auch Soli und Magarsus. Als er bei Mallus lagerte, traf die Nachricht ein: „zwei Tagereisen jenseits der syrischen Pässe stehe König Darius, sein Heer sey zahlreich und besonders trefflich die Reiterei.“ Um diese Übermacht, diese Vorzüge benutzen zu können, beschloß Darius nach des Griechen Amintas Rath, er wolle den macedonischen Angriff auf einer großen Ebene erwarten. Aber einige Zögerungen Alexanders, welche durch seine Krankheit oder aus kriegsräthlichen Rücksichten entstanden, gaben Gelegenheit den Darius zu überreden, jener werde aus Furcht nicht angreifen. Thöricht verließen hierauf die Perser ihre günstige Stellung und drangen durch die amantischen Pässe in die engen Gegenden Ciliciens vor, wo Überzahl und Reiterei nicht allein unnütz, sondern sogar hinderlich wurde.

Alexander war ihnen mittlerweile schon durch die syrischen Pässe entzogen, und wollte Anfangs der Nachricht gar nicht glauben, daß Darius ihm im Rücken, bei Issus am Flusse Pinarus,

stehe. Kaum aber erhielt er durch zurückkehrende Kundschafter die Bestätigung, als er freudig ausrief, Darius sey in seinen Händen. Er machte die eiligst versammelten Anführer auf die nachtheilige Stellung der Perser aufmerksam, erinnerte an die Thaten der Macedonier und die Verwechslung der Perser, verglich Xenophons geringe Hülfsmittel mit den feintigen und stellte ganz Asien als den unausbleiblichen Lohn des Sieges auf. Alle zeigten hohen Muth und reichten dem Könige die rechte Hand als Zeichen des festen Entschlusses zu siegen oder zu sterben; das Heer zog zurück durch die syrischen Pässe, den Feinden entgegen.

10 Cap. In örtlicher Hinsicht hatte Darius durch Wahl eines ihm nachtheiligen Schlachtfeldes gewiß gefehlt, aber wahrscheinlich hoffte er durch die Mehrzahl jene Nachtheile auszugleichen; daß dagegen Alexander in strategischer Hinsicht umgangen und in einer üblen Lage war, dürfte nicht zu läugnen seyn. Er stand mit dem Gesicht nach dem vordern, mit dem Rücken nach dem innern Asien, alle Verbindung mit seinen frühern Eroberungen war ihm gänzlich abgeschnitten, und im Fall einer Niederlage blieb ihm bloß die Flucht nach Syrien frei, wo man leicht die Geschwächten ganz vernichten konnte. Aber schon hier zeigte sich, was man bei der Lehre vom Umgehen nur zu oft überfiehet, daß nämlich der Umgehende allemal auch umgangen ist, und erst die Schlacht entscheidet, für welchen Theil die durch jene Maßregel allerdings gesteigerte Gefahr in völliger Verderben übergeht.

Der rechte Flügel des Darius reichte bis zum Meere, der Pinarus deckte die Vorderseite; aber selbst morgemwärts dieses Flusses stand eine bedeutende Abtheilung des persischen Heeres, um entweder Alexandern so lange abzuhalten, bis Jegliches geordnet sey, oder um die Schlacht überhaupt allmählig auf das linke Ufer des Pinarus hinüber zu spielen und die Macedonier auf dem engen Raume, zwischen Bergen, Fluß und Meere, zu erdrücken. Alexander dagegen beschloß, der linke Flügel, welchen Parmenion führte, solle mehr vertheidigungsweise gegen die diesseit des Pinarus stehende Mannschaft verfahren; mit dem rechten Flügel aber, an dessen Spitze er selbst stand, wollte er den Ausschlag geben.

Schon war eine persische Abtheilung im Begriff, oberhalb seines rechten Flügels über den Strom zu setzen, um ihn auch von dieser Seite einzuschließen, als er ihr durch eine rasche Bewegung zuvorkam. Allein durch diesen Marsch rechts ab war in der Mitte eine Lücke entstanden, und durch einen tapfern Angriff der in persischen Diensten stehenden Miethsvölker kamen die Macedonier in die höchste Gefahr, durchbrochen und gänzlich getrennt zu werden. Mittlerweile aber hatte Alexander den linken Flügel des Darius angegriffen und ihn auf das Mitteltreffen geworfen, wodurch die hier in unnäher Tiefe aufgestellten großen Massen der Barbaren in Unordnung gerieten; und ehe jene auf dem linken Ufer des Pinarus aufgestellten Abtheilungen über den Fluß zurück gehen und zu Hülfe kommen konnten, war die Niederlage allgemein. Von 600,000 sollen 100,000

Fußgänger und 10,000 Reiter umgekommen seyn; die Verfolgung dauerte bis in die Nacht.

Alexander, der überall vorkämpfte, ward in der Hälte verwundet. Darius floh Anfangs auf einem Wagen, dann in unwegsamer Gegend zu Pferde; jener Wagen, sein Schild und sein königlicher Mantel fiel den Siegern in die Hände. Syssigambis, die Mutter des Königs, und seine Gemahlin und mehre Kinder wurden gefangen; sie brachen in laute Wehklage aus, weil sie glaubten, Darius sey getödtet. Aber Alexander ließ sie durch Leonnatus beruhigen und trösten, und statt harter oder ungeziemender Behandlung, welche sie befürchteten, behielten sie ihren Hofstaat und genossen überhaupt die größten Auszeichnungen. Als später Darius hievon zu seinem Erstaunen glaubhafte Nachricht erhielt, bat er die Götter ihm das Reich zu erhalten, um sich dankbar bezeigen zu können, oder, wenn den Persern der Untergang bevorstehe, keinen Andern als den König von Macedonien herrschen zu lassen. Den in der Schlacht Gebliebenen wurde jetzt ein feierliches Leichenbegängniß gehalten. Alexander setzte Statthalter in den eroberten Landschaften, ernannte neue Leibwächter an die Stelle der Getödteten, und befahl, dem Zeus, dem Herkules und der Athene Dankaltäre zu errichten.

Diese entscheidende Schlacht bei Issus ward von Alexander gewonnen im drei und zwanzigsten Jahre seines Alters, etwa siebzehn Monate nach der Schlacht am Granicus, im Monat November des Jahres 333 vor Christus.

11 Cap. Zu Marathus in Phönicien fanden Gesandte des Darius den König und stellten vor, schon Philippos handelte dadurch feindlich gegen Persien, daß er den Parmenion mit Heeresmacht nach Asien schickte; ohne Grund und Ankündigung begann jeso Alexander selbst den Krieg. Weil indessen die Schlacht, nach der Götter Willen, für ihn entschieden habe, so möge er Asien bis an den Halys und große Summen nehmen, dem Darius Weib, Kinder und Mutter zurückgeben, mit ihm ein Freundschaftsbündniß errichten und bedenken, welche Macht den Persern noch übrig bleibe. Alexander erwiderte: „Die Vorfahren der Perser sind ohne Grund in Hellas eingefallen, und ich will, als Heerführer der Griechen, dies rächen. Die Perser sandten den Thraciern Hülfe gegen Philippos und standen den Perinthiern bei; sie reizten die Hellenen zum Kriege gegen Macedonien und gaben Geld zur Bestreitung der Kosten, sie rühmten sich endlich, die Mörder Philipps angestellt zu haben — also sind sie die Urheber des Krieges, nicht ich. Darius selbst hat kein Anrecht auf den persischen Thron, er nahm ihn widerrechtlich mit Hülfe des Bagoas in Besitz. Das Land, welches die Macedonier erobert haben, gehört ihnen durch die Götter ohne weitere Abtretung, sie sind Herren von Asien. Will Darius zu mir kommen und das Reich abtreten, so soll er mehr zurückempfangen, als er erwartet; will er kämpfen, so werde ich ihm überall entgegen gehen.“

Bei so verschiedenen Ansichten war an keinen Frieden zu denken, vielmehr eroberten die Macedonier zunächst Damascus mit Hülfe von

Berräthern; viele Schätze, vornehme Perser und die Gesandten der Hellenen an Darius geriethen in ihre Hände. Den thebanischen Gesandten verzieh Alexander denn bei dem überschwenglichen Unglück ihrer Stadt sey es ihnen nicht zu verdenken, wenn sie aller Orten Hülfe suchten; der Sohn des Iphikrates ward aus Achtung für seinen Vater und für Athen frei gelassen; die Spartaner sollten dagegen in der Gefangenschaft bleiben, bis der König überzeugt werde, daß ihre Vaterstadt den Neuerungen ganz entsagt habe. In Damascus fand Alexander Barsinen, die Wittve Memmons, eine gebildete Griechin.

12 Cap. Über Byblus und Sidon erreichten die Macedonier Tyrus, dessen Bewohner durch Gesandte höflich erklärten, sie wären bereit den Befehlen Alexanders zu genügen. Dieser erwiderte, ihr Entschluß sey löblich und er verlange nur in der Stadt dem tyrischen Herkules zu opfern. Da fürchteten die Tyrier bei näherer Überlegung, dies möge nur ein Vorwand seyn um sie leicht und gänzlich zu unterjochen; es schien ihnen übereilt, bei dem noch zweifelhaften Ausgange des Krieges, die Perser ganz zu verlassen, von denen sie mit Achtung behandelt wurden und unter deren Führung sie so oft gegen die Hellenen gekämpft hatten. Diese Gründe, und das Vertrauen, welches sie in ihre wirklich erhebliche Macht setzten, vermochte sie zu der Antwort, daß um keine Partei zu beleidigen weder Perser noch Macedonier in die Stadt aufgenommen werden könnten. Darüber erzürnte Alexander außerordentlich und erklärte in einer Rede an alle Befehlshaber, wenn Tyrus im Rücken liegen bleibe, sey der Weg nach Babylon unsicher; leicht möchten die Perser mit ihrer und der tyrischen Flotte die Seestädte wieder erobern, und dann den Krieg nach Griechenland spielen, wo Sparta fast in offener Fehde und Athen nur durch Furcht willig sey. Mit der Eroberung von Tyrus komme dagegen der Handel in ihre Hände, die Perser würden vom Meere und von Hellas abgeschnitten, die Flotten, von allen Küsten des festen Landes ausgeschlossen, müßten sich ergeben, und keine Störung sey auf dem Zuge nach Agypten zu besorgen. Alle stimmten bei, und die Belagerung begann.

Mit Hülfe der benachbarten Einwohner schafften die Macedonier Steine, Holz, Pfähle, kurz alle nur irgend brauchbaren Gegenstände herzu, um vom festen Lande aus einen Damm nach der Stadt zu schütten; denn Tyrus lag auf einer Insel. Anfangs rückte die Arbeit vor, weil das Wasser flach war, und die Bewohner dies ihrer Überzeugung nach unausführbare Beginnen nicht störten; bald aber zeigte sich das Meer tiefer, und die Arbeiter wurden von den Mauern und den nahestehenden Schiffen beschossen. Zur Sicherung stellten die Macedonier Thürme mit Wurfzeug auf das Ende des Dammes; allein Brandter, welche vom Winde begünstigt herzutrieben, zündeten alle Werkzeuge an und gaben den Tyriern Muße, einen größern Theil des Dammes zu zerstören.

Alexander sah, daß ohne Seemacht der Erfolg nur langsam und unsicher seyn könne, und zu dieser Seemacht kam er schneller und

leichter, als er wohl selbst gehofft hatte. Die cyprischen und fast alle phöniciſchen Schiffe verließen nämlich die Partei der Perſer und ergaben ſich ihm in Sidon. Seitdem konnten die Tyrier keine Seeſchlacht mehr wagen, ſondern mußten ſich auf die Sperrung ihres Hafens beſchränken. Auch war mittlerweile das neue Kriegszeug fertig geworden, welches die Macedonier der Mauer näherten, die 150 Fuß hoch und verhältnißmäßig breit war.

Dagegen errichteten die Tyrier auf der Mauer hölzerne Thürme, ſchoſſen aus denſelben brennende Pfeile, warfen glühenden Sand auf die Belagerer, verſenkten große Steine in das Meer und behinderten dadurch die Macedonier mit Sicherheit heranzufegeln; ja ſie wagten ſich in bedeckten Schiffen ſogar bis zur feindlichen Mähe und hieben die Ankertau ab. Schon glaubte Alexander dieſe letzte Gefahr durch Aufſtellung einer hinreichenden Macht gehoben zu haben, als kühne Taucher unbemerkt herzuſchwammen und dennoch jenen Zweck erreichten. Statt der Ankertau gebrauchten die Macedonier iſt eiferne Ketten, und es gelang ihnen Stride um die den Schiffen nachtheiligen Steine zu ſchlingen und ſie gegen den Damm hinzuziehen oder in tiefere Stellen des Meeres zu verſenken. Nun ſegelten ſie endlich bis zur Mauer. Die Tyrier aber überſtieten um dieſe Zeit die cyprischen Schiffe auf der ſidonischen Seite, und richteten großen Schaden an, bis Alexander zur Hülfe herbeieilte, und die Feinde iſt mit noch größerem Verluſte zurückſchlug. Vergeblich ließ er indeſſen die Mauern beſchießen: nur an dem nach Agypten gerichteten Theile zeigten ſich geringe Beſchädigungen, und der Verſuch hievon Vortheil zu ziehen mißlang, weil die angreifenden Macedonier von den günſtiger geſtellten Tyriern leicht zurückgeworfen wurden.

Um den durch ſolche Zögerungen und Ereignisse ſchon ſinkenden Muth der Belagerer zu beleben, weiſſagte iſt Ariſtander, des Königs erſter angeſehener Wahrsager, Tyrus werde noch in dem laufenden Monate erobert werden. Darüber entſtand ein großes Gelächter, denn der letzte Tag des Monats war ſchon angebrochen; Alexander aber, um das Götterwort zu ehren und raſch in Erfüllung zu ſetzen, beſahl einen allgemeinen Sturm. Rings auf der Mauer und auch mit der Flotte wurden die Tyrier angegriffen, nirgends war für ſie Ruhe. Beide Hafen kamen in die Gewalt der Macedonier, und Alexander und Armetus, welche kühn vorkämpften, betraten von einem Schiffe aus zuerſt die Mauer. Groß war das Blutbad, wie es bei gewaltsamen Einnahmen und heftigem Widerſtande nicht zu vermeiden iſt; dazu kam außerdem, daß die Macedonier über die langen Zögerungen, und noch weit mehr darüber aufgebracht waren, daß die Tyrier grauſam mehre Gefangene erſt an den Mauern aufgehangen und dann ins Meer geſtürzt, ja ſogar die Geſandten nicht verſchont hatten. Diejenigen, welche in den Tempel des Herkules geflüchtet waren, ferner die Geſandten der Karthager und viele Andere erhielten Verzeihung, aber demungeachtet ſollen 8000 umgekommen und 13,000, ja nach einer andern Angabe gar 30,000, Bürger und Fremde verlaugt worden ſeyn. Sidon und andere phöniciſche Städte iſt-

feten die Meisten; eine große Zahl hatte ſich auf ſidonischen Schiffen verborgen und gerettet.

Die Einnahme von Tyrus fällt auf den Monat Juni des Jahres 332 vor Chriſtus. Von frühern ähnlichen Unglücksfällen hatte ſich die Stadt leicht erholt, auch dieſes Mal ſehn wir ſie von Neuem im Stande, ſchon den unmittelbaren Nachfolgern Alexanders großen Widerſtand zu thun, allein die Anlage von Alexandrien mußte die Bedeutsamkeit der phöniciſchen Küſtenſtädte zwar nur allmählig, aber deſto ſicherer untergraben.

13 Cap. Der König opferte iſt dem Herkules, ſtellte prachtvolle Siegeszüge an und empfing eine neue Geſandtschaft, welche Darius, wahrſcheinlich auf die Nachricht von der Eroberung von Tyrus, abgeſchickt hatte. Der Perſer wollte alles Land zwiſchen dem Euphrat und dem griechiſchen Meere abtreten, 10,000 Talente für die Befreiung ſeiner Mutter und der übrigen vornehmen Gefangenen zahlen, Alexandern die Töchter zur Ehe geben und ein Freundschaftsbündniß errichten. So vortheilhaft erſchienen dieſe Bedingungen, daß Parmenion ausrief: „wahrlich, wenn ich Alexander wäre, ſo würde ich die Anträge annehmen!“ — „Und ich, erwiderte der König, würde es thun, wenn ich Parmenion wäre.“ — Er gab den Geſandten zur Antwort: „Geld brauche er nicht; da das Ganze ihm gehöre, ſo ſey die Abtretung eines Theils unnütz; wenn er die Töchter heirathen wolle, ſo könne er es aus eigener Macht thun; Darius ſolle zu ihm kommen, und die würdigſte und freundschaftlichſte Aufnahme finden.“

Nach dieſer Alexanders Plane beſtimmten ausſprechenden Antwort zogen die Macedonier, ohne Widerſtand zu finden, bis Gaza; dieſen Ort aber vertheidigte Batis heldenmüthig zwei Monate lang. Man warf einen Schutt um die Mauer auf und legte Minen an; dennoch ergab ſich die Stadt erſt beim vierten Sturm, nachdem faſt alle Männer ſechtend umgekommen waren. Nur Weiber und Kinder ſielen in die Hände der Macedonier und wurden verkauft.

Um dieſe Zeit ſandte Alexander ſeinem Hofmeiſter Leonides eine große Menge Weihrauch und Myrrhen, damit er nicht bei den Opfern geizig; denn dieſer hatte ihm, da er noch Kind war, zu reichliche Spenden mit den Worten verwieſen, ſo viel dürfe er erſt dann verwenden, wenn er das Gewürzland beherrſche. — Hieher würde ferner die Erzählung des Joſephus von Alexanders Anweſenheit in Jeruſalem gehören, wenn ſie nicht bei dem Stillſchweigen aller andern Geſchichtſchreiber durchaus zweifelhaft wäre.

Ohne Hinderniß kam iſt das Landheer und die Flotte bis Beluſum, aber zweifacher Widerſtand war in Agypten zu befürchten, erſtens von der perſiſchen Macht, dann von den Agyptern ſelbſt. Mazakes indeſſen, der perſiſche Statthalter, wohl unterrichtet von Alexanders Siegen, verſuchte auch nicht einmal die Macedonier abzuhalten, und die Agypter gewann der König dadurch, daß er in Memphis dem Apis opferte und für die alten Sitten und Gebräuche große Ak-

tung bewies, welches die Perser bisher mit Vorsatz, aber zu ihrem eigenen Schaden vernachlässigt hatten.

Nach der Unterwerfung des Landes eilte Alexander zur kanopischen Mündung des Nils und legte den Grundstein zu einer neuen Stadt; er bezeichnete den Umfang, die Marktplätze, die Tempelzahl für die griechischen und für die ägyptischen Götter. Jene Umfangslinie bestreute man beim Mangel anderer leicht bemerkbaren Dinge mit Mehl; Vögel flogen herzu um dies zu fressen, und daran knüpfte man die Weissagung von dem künftigen Reichthum und der Größe Alexandriens. Sicherer ruhte diese Hoffnung auf der meisterhaften Wahl der Stelle. Wenn Tyrus durch Verbindung mit dem Mittelmeere und durch mühseligen Landhandel nach Asien schon so mächtig geworden war, was ließ sich nicht da erwarten, wo neben jenen Vorzügen ein großer Strom, ein fruchtbares Land, ein Wasserweg nach Afrika, Arabien und Indien offen stand, wo naturgemäß ein Stapelort für alle Waaren der Welt zu seyn schien. Selbst Karthago, das die Rettung von Tyrus veräußert hatte, erschrak und sandte den Hamilkar ab, um den König auf seinen fernern Zügen zu begleiten und darüber Bericht nach der Heimath zu erstatten.

14 Cap. Westlich von Aegypten, im Sandmeere, lag Ammonium auf einer fruchtbaren mit Palmen und Oliven reich versehenen rings von Felsen eingeschlossenen wohlbewässerten Oase. Schon Perseus und Herkules befragten, der Sage nach, das Orakel des Jupiter Ammon, und es hatte seinen Ruf hoher Weisheit und Unbestechlichkeit noch bis in diese Zeit zu erhalten gemusst, während die hellenischen, und selbst das zu Delphi, so sehr in der allgemeinen Achtung gesunken waren. Jene Sage von der Anwesenheit vergötterter Helden in Ammonium, jenes ungeschmälerte Vertrauen bestimmte den König, unwiderrustlich nach Ammonium zu ziehen. Ohne Beschwerde erreichte man dem Meere entlang Paraitonium, und wandte sich dann links in das Innere des Landes. Hier, in diesen ungeheuern beweglichen Sandwüsten, verloren aber selbst die Führer den Weg, Wassermangel brach ein, und es zeigten sich Hindernisse der mannichfaltigsten Art. Da leiteten zwei Raben das Heer bis zum bewohnten Nahrungsmittel bietenden Ammonium; allen erschien dies als göttliches Wahrzeichen.

Über die Befragung des Orakels durch den König sind sehr abweichende Berichte vorhanden; nach dem einen verlangte er zu wissen, ob alle Mörder seines Vaters bestraft wären, und erhielt die Antwort, er möge vorsichtiger sprechen, da er keinen sterblichen Vater habe. Die Fragen, ob alle Mörder Philipps bestraft wären, ob er alle Völker beherrschen werde, wurden besagt, und vom Könige hierauf der Sitte gemäß reiche Geschenke bewilligt. Der Olympias soll er, so lautet eine unbestimmte Nachricht, geschrieben haben, einige Orakelsprüche sey er nur mündlich mitzutheilen im Stande; — und daran hat man die bekannte Fabel von dem Drachen geknüpft. Einer andern nicht unwahrscheinlichen Erzählung zu Folge wollte

der im hellenischen nicht sehr geübte Priester den König παιδιον, Sohn, anreden, sagte aber fehlerhaft πατρίδιος, Sohn des Zeus, und Alexander ergriff, so rasch als einst bei der Pythia, dies Wahrzeichen und ließ sich daran genügen.

Allgemein, wenn auch nicht aus gleichen Gründen, ist Alexander deshalb getadelt worden. Einige verachteten seinen Aberglauben, Andere fanden die Gottlosigkeit, Andere den wahnwitzigen Stolz, Andere die Heuchelei verwerflich. Zuförderst kann nicht unbemerkt bleiben, daß diese Vorwürfe nicht aufeinander gehäuft werden können, da sie sich untereinander ausschließen: heuchelte Alexander zum Beispiel, so war er nicht abergläubig; glaubte er dem Gott, so schwindet die Gottlosigkeit; war sein Stolz wahnwitzig, so konnte er nicht selbst über seine Götterschaft scherzen. Wenn er bei einer Vermuthung lächelnd sagte: „das ist nicht Schor, wie er den seligen Göttern entfliehet;“ wenn er äußerte, Jupiter sey Vater aller Götter und durch Kindesannahme aller tüchtigen Menschen; so hat er dadurch den Standpunkt seiner eigenen Ansicht wohl zur Genüge bezeichnet. So bliebe also nur die Frage, ob es nicht außer aller Zeit, ob es nicht tausend Jahre zu spät und unerhört war, sich den gebildeten Hellenen gegenüber als Halbgott aufstellen zu wollen, und darauf entgegen wir Zweifaches: erstens, daß das Beginnen nicht so ganz unerhört war, indem man dem Brasidas, dem Lyfander Altäre errichtet hatte, und Philippos seine Bildsäule mit denen der übrigen Götter umhertragen ließ; zweitens, daß Alexander den Ruf göttlichen Ursprungs Vorzugsweise nur gegen die Barbaren, zu leichterer Unterwerfung, mit großem Erfolge gelten machte. In Athen brachte Demades Alexanders Vergötterung in Vorschlag, ward aber dafür in Strafe genommen. Spottend entgegnete er: „hüllet Euch, nicht die Erde zu verlieren, indem Ihr den Himmel so wohl verwahrt.“

Von Ammonium kehrte Alexander auf demselben Wege oder, wie Ptolemäus bezeugt, quer durch die Wüste nach Memphis zurück, und ernannte, weil es zu gefährlich schien Aegypten Einem anzuvertrauen, mehre Statthalter für das Land. Er erhielt die Nachricht, daß sich Lesbos und Tenedos nach Auflösung der persischen Flotte den Macedoniern ergeben hätten, daß alle Versuche persisch Gesinnter in Paphlagonien und Kappadocien mißglückt wären, daß Neugeworbene, von Antipater gesandt, aus Hellas heranzögen, und eilte nunmehr nach Tyrus zurück. Im Frühjahr 331 vor Christus gab er hier große musikalische und theatralische Spiele, bei denen cyprische Könige Chorführer waren. Jezo erhielten die Athener ihre am Granikus gefangenen Landsleute zurück, er wollte sie gewinnen; phöniciſche Schiffe segelten zum Peloponnesos, er wollte die Spartaner schrecken.

15 Cap. Wie sicher mußte Alexander des Sieges, wie zerstreut und aufgelöst mußten die Kräfte, wie mangelhaft und unzusammenhängend die Maasregeln im persischen Reiche seyn, daß jener Tyrus so lange belagern, Aegypten erobern, dem Weltthandel eine neue Bahn vorschreiben, Ammonium besuchen, den langen Weg zu-

rückkehren und Thapsakus am Euphrat erreichen konnte, ohne die geringste Störung von seinen Feinden zu erleiden. Selbst der Euphrat ward nicht vertheidigt; Mazäus zog die Besatzung vom andern Ufer zurück und verwüsthete hinter sich das Land. Alexander folgte ihm nicht gen Babylon, sondern eilte auf die Nachricht, daß Darius mit einem großen Heere am Tigris stehe, diesem entgegen. Er fand aber weder Darius noch eine Bedeckung des Stroms; und nicht die Feinde, sondern allein die reisende Fluth, erschwerten das Übersetzen des Heeres. Eine Mondfinsterniß deuteten die glücklichen Sieger leicht den Persern zum Verderben und opferten der Sonne, der Erde und dem Monde.

Nach viertägigem Vorrücken erreichten die Macedonier Arbela und erblickten zuerst in dieser Gegend tausend feindliche Reiter, die entfliehen wollten aber eingeholt und zu einem Gefechte gezwungen wurden, welches einigen das Leben, andern die Freiheit kostete. Diese Gefangenen sagten aus, Darius stehe mit seinem Heere bei Gaugamela auf einer weiten durchaus geebneten Gegend und erwarte den Angriff Alexanders. Anstatt ängstlich oder kriegskünstlerisch die Perser durch geschickte Bewegungen aus dieser ihnen scheinbar sehr günstigen Stellung herauszulocken, zog ihnen der König gerade entgegen, schlug ein Lager auf, befestigte es mit Wall und Graben, und ließ sein Heer daselbst vier Tage lang ausruhen. In der Nacht zum fünften Tage brach er nebst allen Wehrhaften auf (Kranke und Gepäck blieben im Lager) und rückte dreißig Stadien weit vorwärts. Mit dem Anbruche des Tages erreichten sie die Gipfel einiger Anhöhen: sie erblickten das persische Heer.

Parmenion rieth jezo, man solle keineswegs sogleich angreifen, sondern auskundschaften, ob durch Hinterhalt, Pfähle, Gräben, u. d. gl. irgendwo Gefahr drohe, und dieser Rath ward befolgt. Er rieth ferner dem Könige zu einem nächtlichen Überfall, aber dieser antwortete als Ritter und als Feldherr, er wolle den Sieg nicht stehen, sondern öffentlich und ohne Hinterlist gewinnen. Weil ihm die Gegend unbekannt und die Überzahl der Feinde leider zu gewiß war, so durfte er nichts vom Zufall, er mußte Alles von der nur am Tage wirklichen Leitung und von der Tapferkeit erwarten, welche keiner Schutz der Nacht bedarf. Darius aber fürchtete einen solchen Überfall, und ließ deshalb sein Heer während der Nacht in Schlachtordnung stehen, wodurch Ermattung, und mit der Ermattung Furcht entstand. Die Macedonier dagegen ruhten; ja Alexander versiel in so tiefen Schlaf, daß Parmenion ihn endlich wecken mußte und äußerte, er schlafe, als habe er gesiegt, nicht als stehe der größte Kampf noch bevor. „Und hätten wir nicht schon gesiegt, entgegnete Alexander, da wir den Darius nicht mehr zu suchen brauchen, sondern ihn endlich erreicht haben?“

Auf dem linken Flügel der Perser standen Baktrier, scythische Reiter, Daher, Arachoter, persische Fußgänger und Reiter, Susianer, Kaduster; in der Mitte griechische Söldner, Darius mit seinen Verwandten und der Leibwache, nochmals griechische Söldner, Indier,

Karer, Marder; hinter diesen, als Rückenhalt, Arier, Babylonier, Erithräer, Sitacener; auf dem rechten Flügel Albaner, Sacessiner, Tapurer, Hyrtaner, Saker, Parthiäer, Meber, Syrer, Armenier, Kappadocier. Vor dem linken Flügel standen hundert, vor dem rechten fünfzig Streitwagen, vor dem Mitteltreffen fünfzig Streitwagen und fünfzehn Elephanten. Seit Xerxes waren so viele Völkerschaften nicht in einem Heere vereint gewesen; daß man aber dennoch den griechischen Söldnern am Meisten vertraute, zeigt ihre Stellung neben Darius.

Justinus giebt die Stärke des persischen Heeres auf 100,000 Reiter und 400,000 Fußgänger an, Plutarch spricht von einer Million, Diodor hat 200,000 Reiter und 800,000 Fußgänger, Arrian 40,000 Reiter und eine Million Fußgänger. Wie sollte Alexander, dem der letzte Schriftsteller, nach so mancher Werbung in Europa und Asien vielleicht zu gering, nur 7000 Reiter und 40,000 Fußgänger giebt, einer solchen Masse widerstehen? Vor Allem war ein gänzlichcs Umringen und Einschließen zu befürchten, weshalb Alexander auf den Flügeln der Hauptlinie, welche den Feinden zugekehrt war, rückwärts gebogen besondere Abtheilungen aufstellte, und mit diesen eine zweite Linie in Verbindung brachte, welche der ersten den Rücken zulehrte, so daß also die Schlachtordnung gewissermaßen ein hohles Viereck bildete, und insbesondere die Phalanx gegen einen Angriff auf ihre hintere schwächere Seite gesichert war.

Die Bewegungen der Perser ließen vermuten, daß sie den rechten Flügel der Macedonier, welchen Alexander selbst anführte, umgehen wollten. Hierauf befahl dieser seinem Heere schräg rechts hin anzurücken, wodurch der rechte Flügel der Perser unnütz und dem linken die Seite abgewonnen ward. Auch die Sichelwagen, welche man sehr fürchtete, verloren ihre Wirksamkeit, theils durch enges Aneinanderschließen der Schilde, theils durch Töbten der Führer oder durch Abhauen der Stränge und durch geschicktes Öffnen der Glieder. Bei jenem Rechtsziehen des macedonischen Heeres war aber eine Lücke in der Linie des linken Flügels entstanden; hier brachen die Perser durch und drangen bis zum macedonischen Lager. Parmenion sandte Eilboten an Alexander und verlangte um so mehr Unterstützung, da die Gefangenen mit den Feinden gemeinsame Sache machten; der König aber gab zur Antwort: „den Siegern gehört Alles, die Besiegten müssen an einen ehrenvollen Tod denken.“ Er selbst hatte unterdessen den linken Flügel der Perser geschlagen und wollte dem Parmenion zu Hülfe eilen, als er zufällig nochmals an die persische Reiterei gerieth, welche den Rückweg suchte. Der neue Kampf war heftig, und ehe der König nun seinen linken Flügel erreichte, hatte auch Parmenion, besonders mit Hülfe der thessalischen Reiter, die Feinde besiegt. Das persische Lager ward erbeutet, und in demselben zum zweitenmal ein Wagen und ein Schild des Darius. — Diese Schlacht fällt auf den Herbst des Jahres 331 vor Christus.

16 Cap. Alexander zog nunmehr nach Babylon, brachte

große Opfer und stellte — jegliche Art der Verehrung der Gottheit achtend, keine verfolgend — den von Xerxes zerstörten Tempel des Delus wieder her. Er vertheilte große Geldsummen unter das Heer, ordnete die Verwaltung der eroberten Länder und ernannte, mit weiser Sonderung der Geschäfte, in jeder Landschaft einen Statthalter für die bürgerlichen Angelegenheiten, einen Befehlshaber der Kriegsmacht und einen Aufseher des Steuerwesens. In Susa, welches die Macedonier schon nach zwanzig Tagen erreichten, fanden sie ungeheuere Geldsummen, große Kostbarkeiten und (den Hellenen das Erfreulichste) die von Xerxes erbeuteten ehernen Bildsäulen des Parmenius und Aristogeiton, welche Alexander nach Athen zurücksandte.

Ein Theil der Urier, welcher den Persern schon früher unterworfen war, ergab sich ihm freiwillig; der andere, in Bergen wohnende, bisher unabhängige Theil verlangte dagegen von den Macedoniern eben die Abgabe, welche die Perser bisher nicht verweigert hätten; Alexander aber umging ihre Pässe, siegte und machte sie zinsbar. Er fand hierauf die sogenannten persischen Thore, fast unersteigliche enge Bergpfade, besetzt und ward Anfangs zurückgetrieben; da zeigten ihm Gefangene, wie einst Verräther dem Xerxes bei den Thermopylen, einen andern Weg zu noch größeren Anhöhen. Die Perser wurden geschlagen, und die Macedonier zogen in Pasargada ein, dem Stamm- und Königssitze der Perser.

Nun erst nannte sich Alexander mit Recht König von Asien; erst mit der Zerstörung der Königsburg, des Volksheligthums der Perser, schien der Sieg vollkommen und unzweifelhaft zu seyn. Abweichend aber sind die Nachrichten über das Schicksal dieses Pallastes. — Thais, die Athenerin, so erzählen Einige, wünschte bei einem Gelage, daß die Götter ihr, einem schwachen Weibe, gewähren möchten, an Xerxes für die Verbrennung von Athen durch Verbrennung seines Pallastes eine größere Rache zu nehmen, als bis ihm allen Feldherrn gelungen sey: und so habe man denn im Taumel der Siegesfreude, jedoch unter feierlich angeordneten Gesängen und Aufzügen, das Gebäude angezündet. Nach Andern wünschten die Macedonier die Zerstörung als ein Anzeichen der bevorstehenden nahen Rückkehr. Endlich, nach den genauesten Berichten, behauptete Parmenion bei einer förmlichen Berathung, es sey unschädlich das Seine zu zerstören, und die Astaten würden glauben, Alexander wolle nur verwüstend durchziehen, nicht einen dauernden Besitz gründen, worauf ihm dieser aber entgegenete, die Frevel, welche die Perser in Hellas, besonders an den Heligthümern der Götter verübt hätten, müsse er wenigstens an dem Pallaste des Königs rächen. Auch mochte der Umstand, daß man hier viele hundert gefangene Griechen fand, welche die Perser grausam verstümmelt, und ihnen Füße, Hände, Nase oder Ohren abgeschnitten hatten, zu einer strengern Vergeltung auffordern.

Daß aber die Zerstörung nicht vollständig gewesen sey, bezeugen sowohl die Schriftsteller als auch die Überbleibsel, welche nach mehr

denn 2000 Jahren noch vorhanden sind. Wir können Alexanders Verfahren, selbst bei dem religiösen Vorwande, keineswegs billigen, aber die zu strengen Tadel, welche vor der Barbarei jener alten Zeiten zurückschauern, erinnern wir Beispielsweise an die Verwüstung im Schlosse zu Hubertsburg, für die Verwüstungen im Schlosse zu Charlottenburg; wir stellen Alexander, den heidnischen Hero, welcher um seine Götter zu rächen den Theil eines Pallastes anzündete, Ludwig dem vierzehnten, dem christlichen Könige, gegenüber, welcher alle Städte und Dörfer eines ganzen Landes ohne eine solche Veranlassung niederbrennen ließ.

17 Cap. Darius war nach der Schlacht bei Gaugamela gen Ekbatana in Medien geflohen, verließ aber diese Stadt bei der Annäherung Alexanders und kam glücklich durch die kaspischen Thore, ehe ihn die rasch verfolgenden Feinde einholen und sie sich ihnen widersetzenden Paraitaler besiegen konnten. Aber sein Unglück erzeugte ihm neue Feinde, und Viele meinten, es biete nicht bloß Gelegenheit, sondern sogar genügenden Vorwand zum Abfall. Bessus, der Statthalter Baktriens, ließ im Einverständniß mit Nabarzanes und Barsaentes den König gefangen nehmen, entschlossen, die höchste Gewalt mit den Waffen zu behaupten oder, im Fall Alexander umkehre und ihn hart bedränge, durch Auslieferung des Darius für sich günstige Bedingungen zu gewinnen. In Eilmärschen folgend, legte Alexander binnen elf Tagen zwei und achtzig Meilen zurück, und gelangte endlich an einen Ort, wo Tages zuvor Bessus mit dem gefangenen Könige gelagert hatte. Zwei Wege standen den Macedoniern offen, ein längerer, der durch fruchtbare Gegenden, ein kürzerer, der durch wasserlose Wüsten führte; diesen wählte Alexander, in Begleitung von 600 Auserlesenen, jenen schlug das übrige Heer ein. Solchen Durst aber mußten die ersten unterwegs erleiden, daß sie fast ver schwächeten, und ein wenig trübes Wasser, welches ein Soldat dem Könige in seinem Helme überreichte, für ein köstliches Geschenk galt. Den allgemeinen Mangel wollte indessen der König mit Allen gleich ertragen, er goß das Wasser aus, und erhöhte dadurch in Jedem die Anhänglichkeit und den Muth.

Endlich, mit dem Anbruche des Tages, erblickte man die ungeordneten Feinde, sie gedachten nicht des Widerstandes, sondern der Flucht; aber auch in dieser sahen Barsaentes und Nabarzanes keine genügende Sicherheit mehr, sie verwundeten den Darius tödtlich, und hofften nun sich leichter zu verbergen. Ein gewisser Polystratus reichte dem Könige Wasser zur Erquickung, und dieser klagte sterbend, es sey sein größtes Unglück, daß er nur Wohlthaten empfangen müsse, sie aber nicht erweisen könne; Alexander möge ihn dafür belohnen. Als dieser herzukam, war Darius schon gestorben; er bedeckte ihn mit seinem Mantel, und sandte den Leichnam nach Persopolis, um in den königlichen Gräbern beigesetzt zu werden. Nicht dieses Verfahren Alexanders scheint uns großes Lobes würdig, denn das Gegentheil wäre bloße Barbarei gewesen; wohl aber bewies er dadurch richtigen und hohen Sinn, daß er diejenigen ehrte,

welche dem Darius treu geblieben waren, und auch Persern bedeutende Ämter anvertraute.

Um diese Zeit erhielten die Soldaten große Geschenke, um sie weitem Unternehmungen geneigt zu machen, und darauf wurden zunächst die Hyrtaner besetzt, welche in der Gegend des kaspischen Meeres wohnten; sie gaben, als Alexander mit den härtesten Strafen drohte, erschreckt den in ihre Hände gefallenen Bucephalus wieder zurück. — Funfzehnhundert griechische Söldner mußten sich dem Könige in derselben Gegend auf Gnade und Ungnade unterwerfen, weil er mit Leuten, welche gegen den Schluß der Hellenen für die Barbaren gefochten hatten, keinen Vergleich eingehen wollte; doch erhielten sie später Verzeihung und wurden in dem Heere vertheilt.

18 Cap. Um dieselbe Zeit entstand aber auch für Alexandern zum erstenmale eine ernstliche Gefahr, durch einen Verrath umzukommen. Philotas, der Sohn Parmenions, von Natur stolz und hochfahrend, hatte in Damascus eine Griechin Antigone erbeutet und in ihrer Gegenwart seine und seines Vaters Thaten erhoben, die des Alexander dagegen herabgesetzt und ihn einen unerfahrenen jungen Menschen genannt. Antigone erzählte dies einem Bekannten, der Bekannte an Kraterus, Kraterus zur Zeit des Aufenthalts in Aegypten an den König. Dieser aber schwieg, der Treue Parmenions vertrauend und mehr Beweise erwartend. Ist nun schienen sich solche Beweise zu finden; Timnos nämlich machte einen Anschlag auf das Leben Alexanders, konnte jedoch seinen Vertrauten Nischomachos nicht für den Plan gewinnen, ja Rebalinos, des letzten Bruder, eilte, vom Geheimnisse unterrichtet, zum Zelte des Königs und verlangte ihn wegen hochwichtiger Dinge zu sprechen. Mehre Male wies ihn hier Philotas ganz zurück, dann hörte er ihn zwar, gab aber dem Könige keine Nachricht von der Verschwörung, worüber dieser, als ihm von andern Seiten her die Kunde zukam, natürlich sehr zürnte und auf die Versicherung Vieler, daß ein solcher Plan gewiß nicht ohne die Theilnahme hochangesehener Personen entworfen sey, befahl, daß Philotas vor den Macedoniern angeklagt werde. Er vertheidigte sich nachdrücklich, allein seine Ankläger bewiesen, daß er von Unternehmungen gegen Alexander wirklich gewußt, und geschwiegen habe; nach so geführtem Beweise ward er von den Macedoniern erschossen.

Einige behaupten, auf den Grund genügender Anzeigen sey gleichmäßig über Parmenion das Verdammungsurtheil ausgesprochen worden; nach Andern scheint man dagegen dessen Theilnahme nur vermuthet zu haben. Auf jeden Fall blieb sein Ansehn und seine Größe nach dem Tode des Philotas Alexandern so verdächtig, daß er sich entschloß, auch ihn tödten zu lassen.

Dadurch sorgte er in dessen mehr für seine Sicherheit und sein Ansehn, als für seinen Ruhm. Denn wenn wir auch ohne vollen Beweis annehmen, daß das Verfahren eben so gerecht als klug gewesen sey, so fehlt ihm immer der Charakter der Großmuth und Dankbarkeit, und von Alexander müssen wir niemals das bloß Ge-

wöhnliche verlangen. Außerdem konnte wohl die Gefahr größerer Meutereien nicht bedeutend seyn, da der König alle Unzufriedenen, anstatt sie zu trennen, in eine Abtheilung, sey es zur Schande oder zu leichterer Aufsicht, zusammenstellen durfte. Darin erkennt man jedoch Alexandern wieder, daß er nicht allein den Amyntas frei sprach, welcher mit seinen Brüdern wegen der Freundschaft für Philotas angeklagt ward, sondern auch das unbillige Gesetz ganz aufhob, welches die Verwandten strafbarer Verräther verdamnte. Die Hetairen, der schönste und tapferste Theil der Reiterei, erhielten von jetzt an zwei Befehlshaber, Pephästion und Klitus, damit deren Macht getheilt und nie gefährlich werde; Ptolemäus, der Sohn des Lagus, trat in die Reihe der Leibwächter.

19 Cap. Den Ariaspen, zu welchen sich Alexander igt wandte, ließ er nicht allein die Freiheit, sondern schenkte ihnen noch Land dazu, weil sie gestirbt und nicht wie Barbaren lebten. Die Nachricht dagegen, Bessus habe das Land vermißt und sich dann über den Oxus zurückgezogen, erschien dem Könige so wichtig, daß er sich nördlich wandte und trotz aller Hindernisse auf einer Brücke von zugenähten mit trockenem Gestrüpp angefüllten Häuten über den sehr großen und reißenden Strom setzte. Erschreckt erboten sich jetzt Spithamenes und Datafernes den Bessus auszuliefern, und Ptolemäus ward zur Vollführung dieses Plans mit einem Theile des Heeres in höchster Eil vorausgeschickt. Obgleich er fand, daß es jenen mit ihrem Anerbieten keineswegs Ernst gewesen sey, gelang es ihm, den Bessus in einem Dorfe einzuschließen und die Bewohner zur Gefangennehmung desselben zu bewegen. Nacht und gefesselt ward er am Wege hingestellt, wo Alexander und das Heer vorüberzogen. Der König fragte ihn, warum er seinen Herrn, seinen Verwandten und seinen Wohlthäter verrathen habe, und Bessus antwortete, er und seine Genossen hätten es gethan, damit sie sich retten und bei Alexander in Gunst setzen möchten. Dieser aber befahl ihn zu geißeln, nachmals zu tödten.

20 Cap. Um diese Zeit wurden des Königs Thaten von Einigen, bei einem Gastmahle, über die Thaten des Kastor und Polux und über die des Herkules erhoben; Behauptungen, denen der Geschichtschreiber allerdings beitreten muß, sobald er von jenen den alten religiösen Glanz hinwegnimmt. Klitus widersprach, und als man igt Alexandern höher setzte als Philippos, ward er noch heftiger und erhob den Vater weit über den Sohn. Der König zürnte darüber, und Klitus ward, wahrscheinlich um bößern Austritten vorzubeugen, von seinen Freunden entfernt. Thöricht aber kehrte er in der Trunkenheit zurück und rief aus: „diese Hand hat dich, Alexander, am Granikus gerettet!“ Da sprang der König, ebenfalls vom Weine erhitzt, auf; vergeblich hielten ihn Einige, Gewaltthaten sühnend, zurück, er rief nach den Wächtern und schlug laut, es gehe ihm wie Darius mit Bessus, kaum bleibe ihm der Name eines Königs. Mit Gewalt sich losreisend, ergriff er ein Schwert und tödtete den Klitus! Kaum aber kehrte die Besinnung zurück, so ward sein Schmerz unermeßlich; drei

Tage lang enthielt er sich aller Nahrung und sagte, nach des Freundes Ermordung könne er nicht länger leben. Erst als man ihn ernstlich an seine Herrscherpflichten erinnerte, und als Anaxarch ihm zu beweisen suchte, ohne höhere Fügung habe sich dieser Unfall, so wie überhaupt Nichts, ereignen können, ward er allmählig beruhigt.

Wir sind weit entfernt das strenge Urtheil, welches Alexander für diese schwere Übereilung gegen sich selbst aussprach, zu mildern, müssen aber bemerken, daß auch der ruhige Darius den Athener Charidemios hinrichten ließ, weil er ihm vor der Schlacht bei Issus einen unangenehmen zur Selbsterkenntniß führenden Rath gab; wir dürfen nicht übersehen, daß zwischen einer solchen Übereilung und besonnener Tyrannei noch ein himmelweiter Unterschied ist. Anderer Seits darf das Betragen des Alitus gegen einen ursprünglich und verfassungsmäßig beschränkten König nicht nach heutigem Hofgebrauch abgeschätzt werden; und endlich wüßten sich die alten Griechen und Römer sehr wundern, wenn die, welche heut zu Tage Alexandern so bitter für die fast bewußtlose Tödtung des ihn schwer reizenden Freundes verdammen, es oft als Ehrenpflicht aufstellen, wegen noch geringerer Beleidigungen einen Freund mit kalter Besonnenheit im Zweikampfe zu ermorden.

Wenn es den macedonischen Großen schwer fiel, sich im Umgange mit dem König von slavischer Untwürdigkeit und demokratischer Anmaaßung gleich fern zu halten, so scheinen sie, bei wachsender Macht und wachsenden Ansprüchen, noch weniger untereinander immer einig gewesen zu seyn. Besonders geriethen Hephästion und Kraterus mehre Male in Zwist, und zwar nicht minder zum Nachtheil der Geschäfte als zum Verdruß Alexanders, ihres gemeinsamen Freundes, welcher jenen den Freund Alexanders, diesen den Freund des Königs nannte. Oft söhnte er sie aus, immer entstand neuer Haber; da schwur er endlich, Niemanden liebe er inniger als sie, aber den Urheber eines neuen Streits werde er tödten lassen. Hierauf vertrugen sich beide.

Auch unter den Philosophen, die den König begleiteten, zeigte sich Parteilung. Anaxarch war so sehr Höfling, daß er oft seiner Würde vergaß, und Kallisthenes, ein Schüler des Aristoteles, welcher Anfangs die Meinung der Abstammung des Königs vom Jupiter Ammon hatte vertheidigen helfen, ward, als er seinen Einfluß verlor, der Vertheidiger strenger Sitten und freibürgerlicher Ansichten. Eitelkeit ließ ihn glauben, Alexanders Ruhm regle und richte sich nach seinem Urtheil, und er allein könne ihn auf die Nachwelt bringen. Aber das Gute, was er in der That hätte stiften können, ging durch sein ungeschicktes eckiges Benehmen verloren, und die bittere Art, seine Meinungen darzulegen, war keineswegs geeignet, auf einen Welteroberer irgend vortheilhaften Eindruck zu machen.

Bei einem Streite über das Klima eines Ortes behauptete Kallisthenes zuerst, es müsse unbezweifelt in Hellas wärmer gewesen seyn, weil dem Anaxarch dort ein Mantel genügt habe, hier dagegen auf

keine Weise genüge. Beleidigt verband sich igt Anaxarch mit den übrigen Sophisten gegen Kallisthenes, der schon früher zu Philotas gesagt haben sollte, Niemand werde mehr geehrt als ein Tyrannenmörder. Hat Kallisthenes wirklich damit zu Alexanders Mord anreizen wollen, so lag bei ihm wohl die täuschende ungeschichtliche Hoffnung zum Grunde, als könne unter Alexanders Nachfolgern alte hellenische Freiheit neu aufblühen. Einst hielt er eine Rede auf die Macedonier, und Alexander bemerkte, dies sey kein schweres Unternehmen, er möge das Gegentheil versuchen. Kallisthenes that es und leitete die macedonische Größe von dem Zwist und dem Verrath der Griechen und von den unedlen Mitteln, welche Philippos angewandt, auf eine so bittere Weise ab, daß der König es übel nahm.

Lebhafter war der Zwist, als Anaxarch, weil es sich in Asien so gebühre, den Vorschlag machte, die morgenländische Kniebeugung einzuführen. Kallisthenes widersprach: „wolle man göttliches und menschliches Recht vermischen? wolle man auch Hellenen dieser Demüthigung unterwerfen? auch Macedonier oder nur die Morgenländer? und wie diese von jenen sondern? Die hellenische Sitte stehe höher als jede barbarische, und der ganze Zug sey ja nur unternommen, um hellenische Herrschaft und Sitte zu verbreiten. Den persischen Königen habe die Kniebeugung Nichts geholfen, weder dem Cyrus und Darius Hystaspes gegen die Scythen, noch dem Xerxes gegen die Hellenen; wohl aber habe Alexander den Darius besiegt, ehe Jemand vor ihm niedergefallen sey.“ Der König befahl, es solle in Hinsicht auf Macedonier und Hellenen von der Kniebeugung nicht mehr die Rede seyn, worüber Alle sehr erfreut waren; die Perser dagegen blieben ihrer alten Sitte getreu.

Nach einer andern Erzählung reichte Alexander einst beim Gastmahl der Reihe nach den Becher herum, der Empfangende beugte das Knie, trank, und ward dann vom Könige geküßt. Kallisthenes nun soll das Knie nicht gebeugt, und der König, welcher darauf aufmerksam gemacht ward, ihn nicht geküßt, jener aber endlich spätelnd gesagt haben: „so gehe ich denn um einen Fuß ärmer hinweg!“

Hieran reihte sich bald nachher ein wichtigeres Ereigniß. Schon Philippos hatte die Sitte eingeführt, daß Söhne vornehmer Macedonier an den Hof genommen, unterrichtet und gleichsam als Edelknaben des Königs erzogen wurden, wodurch dieser sich nicht allein gegen die Anschläge der Väter sicherte, sondern auch eine tüchtige Pflanzschule von Kriegern und Staatsbeamten bildete. Einer derselben, Hermolaos, erschloß aus Übereilung oder Anmaaßung vor Alexander auf der Jagd ein Schwein, und ward dafür bestraft. Nachsichtig zettelte er igt mit seinen Genossen eine Verschwörung an, und schon war die Nacht bestimmt, in welcher sie — die Wächter des Königs — ihn ermorden wollten. An dem Abend vor dieser Nacht ging Alexander aus einer Gesellschaft nach Hause, begegnete aber einer Syrerin, die ihn auf seinen Jüngen begleitete, und die er früher verlacht hatte, igt aber ehrte, weil viele ihrer Weissagungen eingetroffen waren. Sie rieth ihm in die Gesellschaft zurückzukehren,

und er befolgte ihren Rath als einen Wink der Gottheit. Dadurch ward jener Anschlag vereitelt; denn am andern Tage erhielt Ptolemäus davon Nachricht, und alle Theilnehmer wurden gefangen genommen. Hermolaos vertheidigte sein Unternehmen damit, daß nach dem Tode des Philotas und Parmenion, nach Begünstigung asiatischer Sitten, kein freier Mensch mehr unter Alexander leben könne; aber die Macedonier bestrafte den versuchten Königsmord durch die Steinigung.

Auch gegen Kallisthenes entstand dringender Verdacht der Theilnahme; zuvörderst seiner zweideutigen Reden und seiner Freundschaft für Hermolaos halber, dann weil es überhaupt zweifelhaft erschien, daß die Knaben den Plan ganz ohne Zuziehung oder Anreizung von erwachsenen Personen sollten entworfen haben. Ob nun gleich volle Beweise jenes Verdachts fehlten, ward Kallisthenes dennoch, entweder auf den Grund eines durch die Folter erpreßten Bekenntnisses gekreuzigt, oder im Gefängniß gehalten, bis er bald nachher starb. Plutarch's Vermuthung, Aristoteles habe von den Unternehmungen seines Schülers gegen den König gewußt, ist unbegründet.

21 Cap. Anerbietungen der Scythen, daß sich Alexander und seine Feldherrn mit ihrem Königshause verschwägern sollten, Anerbietungen der Chorasmier, die Macedonier zum Pontus zu führen, wurden um diese Zeit höflich zurückgewiesen. Ein Feldzug weiter gegen Norden oder Nordosten erschien unräthlich, denn jenseit des Jaxartes steigen die Gebirge gewaltig auf, und in der Höhe liegen kalte wüste Flächen, wo sich selbst Karavannen nur mit Mühe durchhelfen können. Erst nach monatlangem Wandern kommt man wieder zu fruchtbaren bevölkerten Gegenden im äußersten Osten. Ferner hielt man damals irrig das kaspische Meer bald für den Pontus, bald für einen Busen des Nordmeers; man hielt den Jaxartes für den Tanais, und den Paropamisus für den Kaukasus — Irrthümer, welche mehr als ein Jahrtausend hindurch die richtigen Nachrichten Herobots verdrängten*).

22 Cap. Noch immer fand der König in diesen Gegenden an Spithamenes einen so klugen als thätigen Gegner; aber freilich kam dessen Wirksamkeit zu spät, und konnte eine schon ganz gebrochene Macht nicht wieder herstellen. Während Alexander den Aufstand einiger Städte am Oxus in Sogbiana dämpfte, eilte jener an der Spitze vieler Massageten gegen Baktra und machte große Beute, ward dann zurückgetrieben, siegte durch raschen Überfall noch vollständiger, und würbe, ungeachtet der neuen von Kraterus und Rönus erfochtenen Vortheile, den Macedoniern noch manche Unruhe erregt

*) Dies gänzliche Verschwinden von so merkwürdigen einst vorhandenen geographischen Kenntnissen mag uns hier nur daran erinnern, wie wenig wir die Umschiffung Africas durch die Händler, welche Herobot so genau erzählt, deshalb läugnen dürfen, weil sie nachher vergessen worden ist.

haben, wenn ihn die Scythen nicht aus Furcht vor dem Könige getödtet, und diesem sein Haupt übersandt hätten.

Von dem Zuge gegen Spithamenes zurückkehrend, vereinten sich Rönus und Kraterus mit Alexander bei Nautaka, und man begann die Belagerung einer Felsenburg in Sogbiana, welche dem Dryartes gehörte. So steil und unzugänglich war diese Bergfeste, so reich mit Lebensmitteln und Wasser versehen, daß sich nicht allein sehr Viele dahin gesüßelt hatten, sondern Dryartes, auf das Erbiten Alexanders, ihnen freien Abzug zu gestatten, höhrend antworten konnte, er möge erst geflügelte Soldaten zur Einnahme herbeischaffen. Der König setzte igt große Belohnungen auf die Erstiegung, und in der Nacht gelang es dreihundert Männern, mit Hülfe von Nägeln, welche sie in den Felsen besetzten, unbemerkt die Spitze von der steilsten Seite her zu erklimmen; dreißig von ihnen stürzten jedoch hinab und so tief in den Schnee, daß sie nicht einmal aufzufinden waren. Am andern Morgen ließ Alexander die Burg zur Übergabe auffordern, denn die geflügelten Soldaten hätten sich schon gefunden. Dryartes sah erschreckt die von der macedonischen Mannschaft mit leinernen Tüchern auf der Höhe gegebenen Zeichen, und ergab sich mit den Seinen; Alexander aber nahm ihn nicht allein freundlich auf, sondern gewann auch dessen Tochter Roxane so lieb, daß er sie mit ihrer freien Bestimmung heirathete.

23 Cap. Entschlossen, über den Indus zu gehen, sandte der König den Hephästion und Perdikkas voraus, um eine Brücke zu bauen; und so groß war in diesem Augenblicke noch der Eifer für die Unternehmung, daß er zuerst seine und seiner Freunde, dann sogar des Heeres Gepäck und überflüssige Beute verbrennen durfte, daß er einen zur Besatzung eines Orts angewiesenen dem Zurückbleiben ungeziemend widersprechenden Hauptmann hart bestrafen mußte. Manche sahen ein, wie schwer ein reiches Heer tapfer, ein unbewegliches siegreich seyn könne; Andere hofften bald mehr wieder zu gewinnen, als sie verloren hatten. Die Macedonier erreichten Myra, welches, zu Folge einer Sage, Dionysos gebaut und nach seiner Amme benannt haben sollte; sie waren stolz, nunmehr noch weiter vorzubringen, als selbst der Gott vermochte. Alexander verlangte, daß die Stadt dreihundert Reiter gestelle und hundert Männer aus dem dreihundert starken Rathe als Geißeln überliefere. Wir wollen, entgegenete Akuphis, welcher an der Spitze der Gesandtschaft stand, dir lieber die doppelte Zahl schlechter Männer senden; denn wie soll die Stadt nach dem Verluste von hundert ihrer trefflichsten Mitbürger noch tüchtig regiert werden? Darauf erließ der König diese zweite Forderung.

Das Heer setzte igt nördlich von Attok über den Indus und betrat das Land der spätern Seits, der Maratten, der Kriegerkaste; es erreichte die große Stadt Taxila. Der König Taxiles brachte ansehnliche Geschenke, dabei bemerkend, es gebühre dem Größern Wohlthaten zu erzeugen, dem Geringern Wohlthaten zu empfangen, worauf ihn Alexander auch so überreichlich belohnte, daß manche Macedonier

darin weder Großmuth noch Klugheit erblicken wollten, sondern zum Neid aufgeregt wurden.

24 Cap. Einige Beherrscher des benachbarten Landes versuchten ist ihr Glück in einzelnen Gefechten, Andere dagegen schickten Gesandtschaften, um ihre Unterwürfigkeit zu bezeugen; Alexander selbst ließ die zurückgebliebenen Schiffe auseinander nehmen und auf Wagen vom Indus zum Hydaspes (Dschilum) bringen. Hier fand er aber erheblichen Widerstand, denn Porus, der König der Inder, deckte mit einem großen Heere das jenseitige Ufer, und ein gewaltfamer Übergang erschien durch die Größe des reißenden Stromes, die Zahl der Feinde und die Furcht der Pferde vor den Elephanten mit den äußersten Gefahren verknüpft. Auch erklärte Alexander, er wolle den Winter abwarten und den Abfluß der jetzt angeschwollenen Gewässer; heimlich aber bereitete er Jegliches zu baldigen Versuchen.

Zuförderst änderten die Macedonier mehre Male ihr Lager und ihre Stellung und erhoben in der Nacht oft Schlachtgeschrei, weshalb Porus anfänglich sein Heer ausrücken und nachfolgen ließ, sich aber bald überzeugte, daß es ihm unmöglich sey Alles zu decken. Er begnügte sich überall Rundschäfter aufzustellen, damit er sogleich von jedem erheblichen Unternehmen Nachricht erhalte. Etwa hundert und fünfzig Stadien vom macedonischen Lager machte der Strom eine große Krümmung, in deren Mitte eine unbewohnte gleich den Ufern dicht mit Bäumen bewachsene Insel lag. Von dieser Stelle aus, welche jedes Unternehmen verbarg, beschloß Alexander über den Hydaspes zu gehen; Kraterus aber, der mit einem Theile des Heeres im Lager blieb, sollte den Porus gleichzeitig bedrohen oder, wenn dieser mit seiner ganzen Macht gegen Alexander zöge, wirklich versuchen das andere Ufer zu gewinnen und jenem in den Rücken zu kommen.

Eine finstere Nacht, Plagregen und Gewitter deckten Alexanders Zug, und schon war er der Insel vorbeigefegelt, als es die Rundschäfter des Porus erst wahrten. Man landete mit Anbruch des Tages. Zu ihrem großen Schrecken bemerkten aber gleich nachher die Macedonier, daß sie noch nicht das jenseitige Ufer, sondern erst eine zweite sich lang hinstretchende Insel betreten hatten, welche durch einen schmalen Arm des Stromes vom festen Lande getrennt war. Schiffe hatte man nicht zur Hand; das Wasser wuchs durch den nächtlichen Regen; man durfte keine Zeit verlieren. In dieser Verlegenheit rief Alexander: „O, Ihr Athener, würdet Ihr glauben, welchen Gefahren ich mich unterziehe, um von Euch gepriesen zu werden!“ Endlich fand man eine Furth, aber dennoch ging den Soldaten das Wasser bis zur Brust, und kaum hatte Alexander die Seinen, etwa 6000 Fußgänger und 500 Reiter in Schlachtordnung gestellt, so zeigte sich der Sohn des Porus mit einer Abtheilung des feindlichen Heeres, deren Stärke man nicht übersehen konnte. Die Macedonier griffen demungeachtet an, siegten und tödteten den Feldherrn.

Auf diese Nachricht ließ Porus nur wenige Elephanten und geringe Mannschaft im Lager; mit 300 Streitwagen, 200 Elephanten, 30,000 Fußgängern und 4000 Reitern eilte er vorwärts und stellte die Reiter auf die Flügel und vor ihnen die Streitwagen, das Fußvolk in die Mitte und vor demselben die Elephanten. Alexander dagegen umgab seine dichtgestellte Phalanx vorn und auf beiden Seiten mit Reitern, damit sie sich von den Anstrengungen erst erhole; dann brach er mit der Reiterei, welche vor der Linie und zur Rechten stand, gegen den linken Flügel der Feinde auf. Sogleich sandten die Inder die Reiterei ihres rechten Flügels zu Hilfe, aber Könus kam dieser mit der Abtheilung, welche zur Linken der macedonischen Phalanx stand, in den Rücken, so daß sie sich hinter die Elephanten zurückziehen mußte, zu deren Vorgehen Porus igt Befehl gegeben hatte. Ungeachtet nun die Macedonier manche Führer dieser Thiere herabschossen, wurden dennoch die dichten Reihen der Phalanx durch die unwiderstehliche Gewalt derselben durchbrochen, und erst als Alexander, dessen sämmtliche Reiterei sich igt auf seinem rechten Flügel befand, die feindliche nochmals warf, als er dem linken Flügel der Inder in die Seite fiel und ihn in Unordnung brachte, als endlich Kraterus über den Strom setzte und jenen in den Rücken kam, ward der Sieg der Macedonier vollkommen. Sie tödteten 2000 Reiter, 20,000 Fußgänger, zwei Söhne des Porus; sie erbeuteten alle Streitwagen und nahmen alle lebendig gebliebenen Elephanten.

Die Schlacht ward gefochten im Juni des Jahres 327 vor Christus, sieben Jahre nach der Schlacht am Granikus, und ist den übrigen Schlachten Alexanders ähnlich, das heißt, der rechte Flügel, welchen der König jedesmal befehligte, war bestimmt, die Entscheidung herbeizuführen, während der linke gewissermaßen immer versagt wurde. Daraus entstand eine Durchbrechung der feindlichen Linie mit verstärkter Kraft; es entstanden Flügelangriffe und ein Aufrollen der Gegner von ihrer linken bis zu ihrer rechten Seite. Alexanders Plane waren immer auf vollständige Vernichtung angelegt, so wie die Plane Hannibals, Cäsars, Marlboroughs, Napoleons.

Porus selbst hatte mit heldenmüthiger Tapferkeit gefochten und seinen Elephanten erst umgewandt, als Nichts mehr zu retten war. Dieser Elephant vertheidigte ihn Anfangs, legte sich dann auf die Knie, setzte den Verwundeten vorsichtig ab, und soll ihm sogar mit dem Küssel den Pfeil aus der Wunde gezogen haben. Alexander sandte Taxiles zu Porus, der aber diesen Verräther der Inder getödtet hätte, wenn er nicht entflohen wäre; der zweite Bote, Merdes, fand dagegen den König von Wunden und Durst so erschöpft, daß er sich ergab und zu Alexander geführt ward. Dieser ging ihm entgegen, verwunderte sich über seine Größe, Schönheit, sein edles Benehmen, und fragte, wie er behandelt seyn wolle. Porus erwiderte: „Königlich.“ Dies, entgegnete Alexander, müsse er schon um sein selbst willen thun; was er aber sonst verlange. Porus antwortete: „jenes begreift Alles schon in sich!“ — und sein

Verlangen ward in so hohem Maaße erfüllt, daß Alexander ihm nicht allein alle frühern Besitzungen ließ, sondern auch noch neue hinzufügte.

Aristobulus überreichte dem Könige eine Beschreibung der Schlacht gegen den Porus; da sie aber nicht ganz der Wahrheit gemäß abgefaßt war, so warf sie Alexander zornig in den Fluß und sagte, dem Schmeichler gebühre die gleiche Strafe, und die Nachwelt urtheile anders, als die nach Belohnungen trachtenden und löbernden Augenbiener.

Um diese Zeit starb Bucephalus vor Alter und Ermattung, und Alexander benannte ihm zu Ehren eine neuerrichtete Stadt Bucephala.

25 Cap. Die Völker bis zum Acesines (Dschénab) ergaben sich freiwillig; am Hydraotes (Nawi) fand man keinen Widerstand, da ein zweiter Porus, welcher Anfangs den Macedoniern günstig war, dann wegen der Erhebung des ersten Porus zürnte, sich schnell zurückgezogen hatte. Erst jenseits des Hydraotes mußten die Kähner aus einer dreifachen Wagenburg heraus geschlagen und ihre Hauptstadt Sangala mit Gewalt erobert werden. Erschreckt flohen hierauf alle benachbarten Bewohner des Landes, und das Heer erreichte den Hypphasis (Besah). Jenseits desselben, so lauteten die Nachrichten, wohnen gestittete, gut regierte, tapfere, mächtige Völker (und diese Nachrichten waren wohl nicht ungegründet, wenn anders Sandrakottus, ein König jener Gegenden, dem Seleukus 600 Elephanten schenken und 600,000 Soldaten ins Feld stellen konnte). Da entstand Mißvergnügen, ja Furcht unter den Macedoniern; sie klagten, daß Anstrengungen aus Anstrengungen, Gefahren aus Gefahren hervorzüßsen. Dievon benachrichtiget, berief Alexander eine Versammlung und sprach:

„Ich habe von den Ansichten und Bedenken gehört, welche Ihr über den bevorstehenden Feldzug hegt, und komme, um Euch für meine Überzeugung zu gewinnen oder um mich von Euch beden zu lassen. Zuförderst hoffe ich, daß Ihr mit meiner Führung zufrieden seyd und freudig bedenkt, wie gering ursprünglich unser Reich war und zu welcher beispiellosen Größe wir es erhoben haben. Nur noch Weniges ist zu thun übrig, bald erreichen wir den Ganges und das indische Meer, und dann ist in diesen Gegenden Alles erobert und gesichert. Fügen wir nächst dem Libyen bis zu den Säulen des Herkules unserem Reiche hinzu, so wird es die Gränzen haben, welche Gott der Erde gesetzt hat; lassen wir aber etwas unvollendet zurück, so folgen Empörungen, Angriffe, und daraus doppelte Anstrengungen. Jeder frühere Sieg erleichtert den folgenden, immer furchtsamer werden die noch übrigen Feinde; wie unrühmlich dagegen, wenn wir ruhig in Macedonien verweilt hätten, wie unrühmlich, wenn wir nicht das Wenige dem Vielen hinzufügen wollten! Auch Herkules, auch Dionysos verschmähten die Ruhe der Heimath, und uns muß kein Ziel unerreichbar erscheinen, da wir über Nyssa hinaus vorgebrungen sind,

„da wir Hornes eroberten, welches Herkules zu nehmen nicht im Stande war. Ich habe alle Gefahr, allen Gewinn mit Euch getheilt, von daher könnt Ihr keinen Grund zur Klage hernehmen. Es hat der Erfolg bis jetzt die höchsten Erwartungen übertroffen; dennoch verspreche ich diejenigen, welche nach der Heimath verlangen, zurückzuschicken oder zurückzuführen, die Ausdauernden aber zu belohnen, daß jeder Entfernte sie beneiden soll. Ein tapferer Mann hat kein anderes Ziel als die Anstrengungen selbst, welche schöne Thaten mit sich führen; nur dadurch wird uns das Leben süß, nur dadurch bleibt uns, wenn wir sterben, unsterblicher Ruhm!“

Dieser Anrede folgte eine lange Stille, und als der König wiederholt zum Sprechen aufforderte, trat endlich Könius hervor und sagte:

„Die ertheilte Erlaubniß entschuldigt den Inhalt meiner Worte; ungeziemende Nebengründe wird, bei meinem Ansehn, Alter und dem Ruf unbestrittener Tapferkeit, Niemand vermuthen. Ich rathe zur Rückkehr, denn die Thaten sind groß und zahlreich genug; von den Griechen und Macedoniern blieben nicht Viele mehr übrig, die meisten erlügen dem ungewohnten Himmelsstrich und den Feinden, oder wurden als Ausgediente in Städten angestelt, ja die Thessaler zogen schon, von Baktra aus, in ihre Heimath. Alle fühlen Sehnsucht nach Ältern, Weibern, Kindern, Vaterland, und diese Sehnsucht wächst in dem Maaße, als man Ehre, Ruhm und Erfahrung erwirbt. Unwillige sind ungeschickt zu großen Thaten; lehre deshalb, o, König! zu Deiner Mutter, zur Anordnung der hellenischen Angelegenheiten zurück, und beginne dann, wenn es anders Dir gut dünkt, einen neuen Zug mit kräftigern Soldaten, welche der Kriegsnoth unkundig sind und dem Ruhm und der Ehre um so lieber und begieriger folgen. Unter Deiner Führung dürfen wir zwar von den Feinden Nichts besorgen, aber durch ein göttliches Geschick widerfährt oft den Menschen was sie am wenigsten erwarten, was sie am wenigsten glauben abwehren zu müssen, und so wie überall, so soll uns auch im Glück Besonnenheit und Mäßigung leiten.“

Ein Gemümel erhob sich, Manche weinten; da sah Alexander, daß die Stimmung seiner Ansicht nicht günstig war, und entließ unwillig die Versammlung.

Am folgenden Tage erklärte er den wiederum Berufenen, er werde weiter gehen, und es würden sich genug finden, die ihn begleiteten; wer nicht wolle, möge umkehren und zu Hause verkränken, wie der König von ihnen mitten unter den Feinden verlassen worden sey. — Drei Tage lang verschloß er sich in sein Zelt und hoffte eine Änderung jener Ansichten; die tiefe Stille war aber ein Zeichen, daß des Königs Zorn die Macedonier zwar schmerze, ihr Sinn aber unverändert bleibe. Dennoch opferte Alexander für den Übergang über den Strom, als aber auch hier die Zeichen ungünstig stelen, erklärte er

seinen Entschluß, er wolle umkehren — und allgemein äußerte man darüber lebhaftere Freude.

(26 Cap. Es giebt wenig Zeitpunkte in der Weltgeschichte, wo die entgegengesetzten Grundtriebe der menschlichen Natur so bestimmt und schön heraustreten; Grundtriebe, welche im Großen wie im Geringsen, in der Geschichte der Reiche wie des kleinsten häuslichen Kreises, unentbehrlich sind, und wo der Eine das nothwendige Gegenstück und Gegengewicht, die nothwendige und nützliche Gegentriebsfeder des Andern bildet. Dort zeigt sich die natürliche Sehnsucht nach Ruhe, Friede, Heimath und den angestammten Kreis der Umgebungen und Sitten; nur daran könne man sich fest und aufrecht halten, das Andere sey zwar rastlose, aber nichts fördernde Thätigkeit, sey loses Treiben. Es müsse doch ein Ziel des Sehens, Eroberns, Entdeckens geben; dies Alles könne doch nur als Mittel gelten, um einen ersten höchsten Zweck desto sicherer zu erreichen. Viele verstehen diese Ansicht; Wenigere verstehen die entgegengesetzte, welche dem Streben Alexanders zum Grunde lag; oder was kann man dem Einwande entgegensetzen — er habe ja genug gehabt — als, daß er auch in Macedonien schon genug hatte, genug, wenn er, wie Diogenes, in der Tonne zu leben verstand? Wenig mehr ist erklärt, wenn wir ihm eine Berechnung der Handelsvortheile, eine Sehnsucht nach Gold und Gewürz, kurz wieder nur ein größeres handgreifliches Habenwollen unterschieben.)

(Mit welcher Theilnahme begleiten wir Kolumbus auf seiner Reise, welche Spannung, Hoffnung, Furcht fühlen wir mit ihm, wie ergreift uns die Besorgniß, jene unbekannte wundervolle Welt werde durch die furchtsame Rässigkeit seiner Matrosen ihm verborgen bleiben, die große Bahn werde ihm zerrissen werden — und wir sollten Alexanders, bis auf Kolumbus in dieser Beziehung nicht wiedergekehrte, in der Weltgeschichte nun nie wiederkehrende Lage anders beurtheilen? Die ganze Erde schien vor ihm offen zu liegen, und aus dieser Laufbahn ward er — welcher ein Schmerz — gewaltsam herausgeworfen! Ist es nicht begreiflich, daß nur nach und nach die Ruhe und die Ueberzeugung wiederkehrte, seiner Kraft und Thätigkeit werde es nie an Gegenständen der Übung und Einwirkung mangeln! Manche, die uns vielleicht bis hieher beistimmen, wollen neben dem Entdecken nicht das Beherrschen dulden. Mit Recht — wenn, wie so oft, der Wunsch des Herrschens eigentlich nur ein Wunsch des Habens ist, bei innerer Leere, Schlechtigkeit und Dummheit; wem aber ein Übergewicht, die Welt zu regieren, von Gott wahrhaft eingepflanzt ist, wird und soll herrschen, und ihn begeistert das höchste Gefühl, welches seinen edlen Widerschein in dem Gemüthe des Dichters und Geschichtschreibers findet, die von jenen innern Offenbarungen weissagen.)

27 Cap. Alexander errichtete zwölf Altäre, an Höhe den erhabensten Thürmen nicht nachgebend, aber von weit größerem Umfange. Nach mannigfaltigen prachtvollen Spielen und feierlichen Opfern wandte sich das Heer zum Hydrantes, Acesines, Hydaspes zu-

rück; dem Porus verblieb das Land bis zum Ghyphasis. — Um diese Zeit starb König und ward ehrenvoll begraben, doch äußerte Alexander: „um so weniger Tage willen habe er so lange Reden gehalten, als werde er allein Macedonien wieder sehen!“

Kraterus stellte sich beim weitem Zuge mit einem Theile der Mannschaft auf das rechte, Gephästion mit einem zweiten auf das linke Ufer des Hydaspes; die dritte Abtheilung, vom Könige geführt, bestieg die Schiffe, deren achtzig Dreiruderer und an 2000 anderer Art vorhanden waren. Nachdem man dem Herkules, dem Jupiter Ammon, den andern Göttern und den indischen Flüssen Opfer gebracht, nachdem Alexander aus goldener Schale die Spende dargeboten hatte, brachen Alle auf in prachtvoller vorgeschriebener Ordnung. Der Chorgesang der Schiffenden hallte zwischen den felsigen waldbewachsenen Ufern in ungeheurem Echo zurück, vom Lande her erklangen die Antworten der übrigen Macedonier und der Indier, dann trafen Alle zusammen in gleichem Lobliebe. Welch ein Triumphzug, welcher ein plötzliches herrliches Leben in diesen Wäldern, Gewässern und Felsen! Mehr als zweitausend Jahre sind seitdem verfloßen, und jene Ufer haben nie wieder hellenische Gesänge gehört; das Echo ist stumm geblieben bis auf den heutigen Tag, es erklingt nur in unsern Herzen mit freundiger Behmuth.

Am fünften Tage der Fahrt verengte sich das Strombette, man hörte erst Rauschen in der Ferne, dann ward es immer stärker und stärker, das Wasser wirbelte und schäumte, man nahte dem Zusammenfluß des Hydaspes und Acesines. Die runden Schiffe, welche flach gingen, wurden leicht gerettet, aber an den langen zerbrach manche Ruderreihe, einige gingen sogar unter. Alexander landete deshalb auf dem rechten Ufer und ließ jegliches herstellen; das Heer traf hier wieder zusammen, Gephästion führte den Vortrab, Ptolemäus den Nachzug. So gelangte man durch eine wasserlose Wüste in das Land der Maller, das heutige Multan, überraschte und schlug einen Theil der Bewohner, und ging dann trotz alles Widerstandes über den Hydrantes. Bei dem Nachsetzen der Fliehenden gerieth aber Alexander, weil sich die Maller unerwartet zu einem neuen Kampfe umwandten, in große Gefahr und konnte kaum durch geschickte Bewegungen Zeit gewinnen, bis das Fußvolk zur Unterstützung und glücklichen Entscheidung herbeizueilen im Stande war.

28 Cap. Man umlagerte hierauf die Hauptstadt der Maller, welche sich aber in ihre feste Burg zurückzogen und so heftigen Widerstand leisteten, daß die Macedonier beim Tragen der Sturmleitern zu zögern begannen. Rasch ergriff Alexander deshalb die eine und stieg, vom Schilde gedeckt, die Mauer hinan; Peucestes, Abreas und Leonnatus folgten. Ehe aber Mehre gleich diesen den Gipfel erreichten, brach die Leiter, und von allen Seiten beschossen nun die Indier den König, welchen seine Kühnheit und prachtvolle Ausrüstung auszeichnete. Es war unmöglich nach Außen zurück zu springen, nur die höchste Tapferkeit konnte vielleicht retten; deshalb sprang Alexander von der Mauer hinab in die Stadt. Einen

indischen Anführer hieb er mit dem Schwerte nieder, zwei andere tödtete er mit Steinkwürfen, einen vierten wiederum mit dem Schwerte, so daß keiner mehr zu nahen wagte; aber desto gefährlicher wurden die unzähligen Angriffe aus der Ferne. Abreas, Peucestes und Leonnatus standen zwar dem Könige treulich bei, allein der erste fiel schwer verwundet, Alexander selbst sank von einem Geschos in der Brust getroffen darnieder, und Peucestes, welcher ihn Anfangs mit dem Schilde aus Nium deckte, ward dann ebenfals mit Leonnatus verwundet.

Aus Mangel an Werkzeugen und Leitern hatten die Macedonier dem Könige nicht sogleich folgen können, aber in diesem Augenblick der allerhöchsten Noth gelang es ihnen an Nägeln, die sie in die Mauer schlugen, emporzuklimmen und durch die äußerste Anstrengung ein Thor zu sprengen. Furchtbar ward igt der Kampf, alle Mäler, selbst ihre Weiber und Kinder, wurden von den zürnenden Siegern getödtet. Kritolaos von Kos bemühte sich unterdessen den Pfeil aus der Brust des Königs herauszuziehen, aber Perdikkas mußte, der Wiberhaken halber, mit dem Schwerte erst die Wunde erweitern, wobei von Neuem ein großer Blutverlust Statt fand. Besinnungslos ward Alexander auf dem Schilde hinweg getragen. Da erhoben die Macedonier unermessliche Wehklage; wer könne ihn ersetzen, wer sie zurückführen, wer die Feinde bestegen, allseitige Empörungen unterdrücken? Ohne den König schien ihnen Alles rettungslos verloren.

Die Nachricht, daß er lebe, gab zwar schon großen Trost; allein man war der Herstellung doch noch nicht ganz sicher, und insbesondere hegte die größere Abtheilung des Heeres, welche am Zusammenfluß des Hydraotes und Acesines zurückgeblieben war, ängstliche Zweifel über die Wahrheit der Botschaften. Sobald es sein Zustand irgend erlaubte, segelte deshalb Alexander auf einem Schiffe zu diesem größern Heere; das Zelt, was ihn verdeckte, ward nach der Ankunft plötzlich vom Vordertheile hinweggenommen, frei stand er da und streckte die Hände nach den Seinen aus. Jubelgeschrei erhob sich, daß die Felsen wiederhallten; man wollte ihn hinwegtragen, er aber eilte ans Land, stieg zu Pferde, ritt durch die Reihen, ging vor den Zelten umher; ein Jeder wollte seine Knie umfassen, sein Kleid berühren, von allen Seiten streute man ihm Blumen und Bänder, und keiner konnte die Thränen der Freunde zurückhalten — so mächtig ist die Herrschaft eines großen Gemüths.

Die Mäler und Drydraker und mehre indische Völker ergaben sich jeso ohne Widerstand, stellten Soldaten und erhielten Statthalter; nur der König Musikanus, welchem Alexander Anfangs mitleid sein Land gelassen hatte, ward bei einer neuen Empörung besiegt, gefangen und mit mehren Bramanen, den wahrscheinlichen Urhebern des Abfalls, getödtet. Andere Gymnosophisten, oder Weisen, ließ Alexander zu sich kommen, und legte ihnen Fragen vor, welche sie, wenn auch nicht tief sinnig, doch mit einer gewissen Gegenwart des

Geistes beantworteten. Nur Kalanus, einer derselben, blieb bei den Macedoniern; die übrigen erklärten dagegen, Alexander könne ihnen weder helfen noch schaden, sie erinnerten ihn sogar, wie wenig Erde zum Grabe nöthig sey. Der König that ihnen keine Gewalt, sondern wußte die Eigenthümlichkeit ihrer Gesinnung zu schätzen; er mochte fühlen, daß Grab und Tod für Alle zwar gleich ist, gleich dieser Durchgangspunkt, aber unermesslich verschieden das Wichtigere — das Leben vor dem Tode.

29 Cap. Kraterus zog igt mit einem Theile des Heeres rechts nach Karamanien, Alexander segelte den Indus hinab, Pephästion begleitete zu Lande die Flotte. Da, wo der Strom sich in zwei große Arme theilt und ein Delta bildet, ward ein Schiffslager errichtet, und die Bewohner, welche furchtsam geflohen waren, kehrten zurück, als der König verkünden ließ, daß Keinem ein Leid geschehen solle. Auf dem rechten Arme des Indus schiffte Alexander weiter, aber ein Sturm verhinderte den Gebrauch der Ruder und beschädigte einige Fahrzeuge; noch größer war der Schrecken, als das Wasser schnell abnahm und die Schiffe auf dem Trocknen fest saßen. Es war die den Macedoniern unbekante Ebbe. Mit der Fluth hoben sich also die Schiffe wieder, man erreichte das Meer und brachte feierliche Opfer. Anfangs gedachte der König, seiner Neigung für ungewöhnliche Unternehmungen gemäß, eine Entdeckungsreise zu wagen und zum persischen Meerbusen zu segeln; dann hielt ihn Wichtigeres ab, und lange wollte, aus Furcht oder Weichlichkeit, Keiner den Oberbefehl der Flotte übernehmen, bis sich endlich Nearchos, Alexanders Freund, dazu erbot, und das Schiffsvolk, im Vertrauen auf ihn und das Glück des Königs, freudig die Fahrt begann. Mit musterhafter Genauigkeit ist das Tagebuch über diese Reise abgefaßt, selbst nach zwei Jahrtausenden bestätigt sich jede Bemerkung.

Alexanders Landzug durch Gedrosien war nicht minder eine Entdeckungsreise, als die des Nearchos, ja sie war noch gefährlicher, und die Gefahren unerwarteter. Anfangs erreichte man glücklich den Fluß Arabius (Niment); auch die Dreiten ergaben sich; dann aber ward das Land allmählig immer öder, und wenn man auch Narden, Myrrhen und Vorbeerbäume fand, so fehlte doch das Unentbehrlichste, Wasser und Lebensmittel. Der König traf alle nur erdenkliche Maaßregeln zur Abhelfung dieses Mangels, allein sie blieben unzureichend, und die entseglliche Hitze und der tiefe Sand vermehrten das Übel so sehr, daß man, bei der nothwendigen Eile des Zugs und weil die Lastthiere theils umgekommen theils verzehrt waren, viele Ermattete und Kranke hülflos am Wege zurücklassen mußte.

Eines Tages lagerte das Heer an einem fast ausgetrockneten Bache, in der Nacht aber schwoß er durch Regengüsse und Bergfluthen so plötzlich an, daß das königliche Feldgeräth verloren ging, Viele im Wasser untkamen und nicht Wenigere an den Folgen des zu raschen Trinkens starben. Bald nachher erneute sich der Wassermangel, und Leichtbewaffnete eilten voraus um Quellen zu suchen. Sie

brachten dem Könige, der alle Anstrengungen theilend vor dem Heere zu Fuß herging, in einem Helme aus dem gesundenen dürftigen Vorrathe ein wenig Wasser, er aber goß es aus und trank nicht. Endlich verloren die Wegweiser den Weg ganz und gar im Sande, und Alexander behauptete allein gegen alle Übrigen, man müsse links ziehen; er suchte und fand auch, nur von Fünfen begleitet, das Meeresufer und reiche süße Quellen. Hier ruhet das Heer, wandte sich dann wieder landeinwärts, erreichte endlich Karamanien und vereinigte sich mit Kraterus. Wenn auch die Nachricht wohl übertrieben ist, daß von 120,000 Fußgängern und 15,000 Reitern nur der vierte Theil übrig geblieben sey, so stimmen die Berichte doch darin überein, daß gegen die Schwierigkeiten dieses Zuges alle Anstrengungen aller Feldzüge nur gering erschienen.

Man hat den König wegen dieser ganzen Unternehmung hart getadelt und hinzugefügt, es möge eine Sage, daß Semiramis und Cyrus auf einem Zuge durch Gedrosien ihr Heer verloren hätten, bei seiner Eitelkeit und Ruhmbegehrde wahrscheinlich Hauptbestimmungsgrund der Nachahmung geworden seyn. Außer Stande zu entscheiden, ob eine solche Sage vorhanden war und wie sie wirkte, bemerken wir das näher Liegende, nämlich, daß man das Land und dessen Unfruchtbarkeit nicht kannte, daß man dem Meere und Nearchos nahe bleiben wollte, daß endlich gar kein anderer Weg gegen Abend offen stand, sondern Alexander diesen einschlagen oder stromaufwärts an 150 Meilen gen Mitternacht zurückschiffen mußte.

30 Cap. Dankbar für die Rettung und die indischen Siege, zog das Heer prachtvoll geordnet einher, mannichfache Spiele wurden gegeben, und dabei wahrscheinlich an des Dionysos indische Siegszüge erinnert. Große den Göttern gebrachte Opfer bewiesen, daß in der Erinnerung und Vergleichung noch keine Gleichstellung liegen sollte; ist aber Jemand so ernst gesinnt, daß ihm die Vermischung des Krieges mit Festen, Aufzügen, Hochzeiten und andern Ergötzlichungen nicht anspricht, der bedenke, daß die Welt damals jugendlicher war als jetzt, und schon bei den Römern alles Ähnliche finsterner und schreckhafter heraustritt. Fast Niemand hatte erwartet, daß Alexander je aus Indien zurückkehren werde, und deshalb fand er große Frevel der Statthalter zu bestrafen; es geschah mit ernster gewissenhafter Strenge. Orzines ward von den Persern, Kleander und Sitalces von den Medern des Eigennuzes und der Gemalthaten überführt; dem Herakon ward bewiesen, daß er den Tempel in Susa beraubt habe; sie erlitten sämmtlich die Todesstrafe, und Peucestes übernahm die Statthalterschaft von Persis.

Während Hephästion igt den größten Theil des Heeres durch Karamanien dem Meere entlang nach Persis führte, ging Alexander nach Pasargada. Hier war, zu Folge einer nur mühsam mit frühern Berichten zu vereinigenden Erzählung, das reiche prachtvolle Grabmal des Cyrus in Alexanders Abwesenheit geplündert, Theile des Sarges beschädigt, und der Leichnam herausgeworfen wor-

den. Man erwähnt einer Inschrift des Inhalts: „Mensch, wer du auch seyst und woher du kommst — denn, daß du kommen wirst, weiß ich — ich bin Cyrus, der den Persern die Herrschaft erwarb. Mißgönne mir nicht die wenige Erde, welche meinen Leichnam bedeckt.“ Wie viel oder wie wenig aber auch hievon wahr seyn mag, so ist doch gewiß, das Alexander die Uelthäter aufzufinden suchte und die Gräber der persischen Könige mit Sorgfalt und Ehrerbietung behandelte.

31 Cap. Hier in Persis erkrankte Kalanus, der Inder, und beschloß sich zu verbrennen. Als der König ihn von diesem Vorsatz nicht abbringen konnte, so trug er wenigstens dazu bei, daß die Handlung mit höchster Feierlichkeit begangen werde. Das Heer versammelte sich, Kalanus ward zum Holzstoß hingetragen, man sang Hymnen und Musik ertönte. Nachdem die feierlichen Gebete beendet, die Opferpenden dargebracht waren, und nachdem Kalanus für die Macedonier Segen erfleht hatte, loderte das Feuer empor, und der Inder blieb unbeweglich in den Flammen, bis man ihn nicht mehr sah. Für den Menschen, bemerkt Arrian bei dieser Veranlassung, ist Nichts nutzlos, woraus sich erkennen läßt, daß ein starkes und unbewegliches Gemüth Alles vollbringen kann, was es nur will — und damit wären einseitige Betrachtungen über Kalanus zurückgewiesen. Auf daß aber andere ängstliche Gemüther von hier aus nicht übereilte Folgerungen gegen Alexander ziehen, stehe hier schützend das treffende Wort unseres ersten Dichters:

Als Diogenes still in seiner Lonne sich sonnte,
Und Kalanus mit Lust stieg in das flammende Grab;
Welche herrliche Lehre dem raschen Sohn des Philippos,
Wäre der Herrscher der Welt nicht auch der Lehre zu groß.

32 Cap. Damit das Morgenland und das Abendland, Persien und Hellas verschmolzen würden, feierte Alexander in Susa mit seinen Feldherren und seinem Heere die prachtvollsten feierlichsten und zahlreichsten Hochzeiten, deren die Geschichte Erwähnung thut. Er selbst heirathete Statira, die älteste Tochter des Darius, und Parysatis, die jüngste Tochter des Darius; Hephästion heirathete Dräpetis, die Tochter des Darius, Kraterus Amastrinen, die Nichte des Königs; es heiratheten Perdikkas und Ptolemäus und Eumenes und Seleukus und Nearchos, an achtzig Anführer, an 10,000 Macedonier. Alle erhielten vom Könige Geschenke und Heirathsgut. Nicht minder großmüthig wollte er auch die Schulden der Soldaten bezahlen, aber anfänglich wagten nur wenige sich zu melden, weil sie glaubten, es sey bloß ein Versuch, die Unlustigen und die schlechten Wirthe zu entdecken. Auf Alexanders wiederholte unwillige Aufregungen, ein König müsse stets wahr reden, nie listig täuschen, erhöhte sich indessen das Zutrauen, und gewaltige Summen wurden igt ausgezahlt. Die Großen erhielten außerdem Belohnungen und die Leibwächter goldene Kränze, ein Ordenszeichen der alten Welt.

Bald nachher beschloß Alexander, die Alten und Verwundeten nach Hause zu entlassen, welches die Macedonier aber unwillig dahin

mißdeuteten, als wolle er sie sämmtlich entfernen. Sie spotteten deshalb über Ammons Sohn, zeigten Meid und Eifersucht auf die geehrten Perser und auf die zahlreichen macedonisch erzogenen und im Heere ist aufgenommenen Kinder der Perser; sie steigerten so ihre Widerfehllichkeit bis zur offenbaren Meuterei. Alexander wollte von der Bühne herab zu ihnen reden, aber der Lärm dauerte fort; da sprang er entschlossen herab, bezeichnete dreizehn der heftigsten Aufwiegler und ließ sie zum Tode abführen. Dieser Muth erschreckte, Alle schwiegen, und er stellte ihnen nachdrücklichst vor, wie sie sonst in Thierfelle gelleibete Hirten ohne Bildung und in steter Furcht vor den Myrren und Triballern gewesen wären, und was aus ihnen durch Philippos und durch ihn geworden sey. Jeder Soldat bestze ist mehr, als er selbst in jener Zeit, wo er gewagt den persischen Krieg mit Schulden zu beginnen. Wer habe mehr Anstrengungen ertragen, wer sich tapferer bewiesen, wer mehr Wunden erhalten? Mit Gelde, mit Bildsäulen, mit Kränzen, mit Befreiung von allen heimischen Diensten und Zahlungen wären sie belohnt worden, und dennoch undankbar. Sie möchten nach Hause gehen, wenn sie wollten, und verkünden, daß sie solch einen König den besiegten Feinden zu bewachen gelassen hätten, oder sie möchten sich einen Feldherrn wählen, und er wolle sich an die Spitze der Perser stellen und ihnen zeigen, durch wen der Sieg herbeigeführt sey, wem sie zu gehorchen verpflichtet wären!

Nach entfernte sich ist Alexander in sein Zelt; zwei Tage lang zeigte er sich den Macedoniern nicht, am dritten aber berief er die vornehmsten Perser, theilte hohe Würden unter sie aus und bildete eine Leibwache persischer Silberschildner. Da wurden die Macedonier rathlos und reuig, stehend und weinend umringten sie sein Zelt. Er trat hervor, und Kallines, ein Anführer der Reiterei, äußerte, die Macedonier wären betrübt, weil er die Perser seine Verwandten, seines Stammes nenne, und sie lässe. — „Ihr seyd alle meine Verwandten!“ entgegnete der König, indem er Kallines küßte. Große Opfer wurden ist dargebracht und ein allgemeines Versöhnungsfest gefeiert, an welchem alle Völkerschaften Theil nahmen und wo man unter andern eine Gesundheit auf die Einigkeit und die gemeinsame Herrschaft der Perser und Macedonier ausbrachte. Die Becher, die Gefänge, die Opferspenden, ja die Gemüther waren ist einig, und dieser Augenblick höherer Stimmung war wiederum bloß durch Alexanders Überlegenheit herbeigeführt: seine Nachfolger vermochten nicht Erscheinungen dieser Art zu erzeugen.

Zehntausend Ausgediente wurden von Kraterus und Polyperchon ist nach Macedonien zurückgeführt; jeder erhielt vollen Sold bis zur Ankunft, ein Talent Silber und Auszeichnungen in der Heimath, unter andern den Vorsitz in den Schauspielen. Dagegen blieben die Kinder von persischen Weibern bei Alexander, damit in Macedonien nicht Zwist mit denen aus früheren Ehen entstehe; sie wurden sorgfältig und macedonisch erzogen. Antipater erhielt den Auftrag, die Neugeworbenen zum Könige zu führen; denn obgleich Hellas und Ma-

cedonien von Menschen erschöpft war, so fanden sich doch bei Alexanders Ruhm und Großmuth jezo freiwillig mehr Soldaten, als früher beim Zwange.

33 Cap. Um diese Zeit traf Alexandern das erste große Unglück; sein Freund Hephästion starb an einem Fieber. Drei Tage lang war des Königs Schmerz so heftig, daß er keine Nahrung zu sich nahm; dann that er alles Mögliche, um das Andenken Hephästions zu ehren und zu erhalten. Die Abtheilung des Heeres, welche er geführt hatte, sollte auch künftig nach ihm benannt werden, sein Scheiterhaufen war prächtig über alle Maassen, 3000 Kämpfer traten bei den Todtenspielen auf, und in Alexandrien ward ihm ein Helbentempel (Heroum) errichtet, ja an allen Orten des Reichs sollte man ihn als Helben verehren.

Nachdem Alexander seines Schmerzes wieder einigermaßen Herr geworden, besiegte er im Winter trotz aller Schwierigkeiten die Kosäer, ein räuberisches Bergvolk, schenkte den glückwünschenden Hellenen alle von den Persern wieder gewonnene griechische Beute und empfang die Gesandtschaften der Lybier, Karthager, Iberer, Bruttier, Athiopen, Lukaner, der europäischen Scythen u. s. w., ja nach dem jedoch ganz einzeln stehenden Zeugniß des Ariston auch eine Gesandtschaft der Römer. Dies Schweigen aller andern Schriftsteller, die Entfernung der Römer, ihre Abneigung gegen Könige macht es unwahrscheinlich, daß sie Furcht oder Hoffnung halber sich an Alexander gewandt haben sollten; anderer Seits mochte er ihnen aber doch schwerlich ganz unbekannt geblieben seyn, da sie mit seinem Vetter, Alexander von Epirus, einen Vertrag schlossen, und endlich konnte man auch wohl die Gesandtschaft eines damals noch nicht wichtigen Volkes leicht übersehen haben.*)

34 Cap. Alexander nachte Babylon; da warnten ihn die Chaldäer, er möge die Stadt nicht betreten, weil der Gott Belus eröffnet habe, dies werde ihm zum Unheil gereichen. Der König aber vermuthete, daß sie seine Entfernung aus Eigennuz und Nebenabsichten wünschten, und lehrte sich nicht an ihre Weisung. Bald nachher verließ er die Stadt, und äußerte, jene Weissagung zeige sich trügerisch, da ihn in Babylon nichts Böses betroffen habe. Als er aber zu den Sumpfen in Euphrat fuhr, wo die Grabmäher der alten assyrischen Könige seyn sollten, warf ihm der Sturm den königlichen Kopfschmuck und die Stirnbinde herab; diese blieb am Rohre hängen, jener sank in die Tiefe und ward durch Seleukus von einem Grabmahle herauf geholt.

*) Livius meint, Alexander würde die Römer, im Fall er sich gegen sie gewendet hätte, nicht besiegt haben; aber sein Beweis ist einseitig. Wenn die Samniter sie um diese Zeit in den laubnischen Pfaffen dem Untergange nahe brachten, so würde die Macht mehr als eines Welttheils, vom größten Feldherrn geführt, von zahlreichen Flotten und wahrscheinlich in Italien von neuen Bundesgenossen unterstützt, sie gewiß wenigstens für den Augenblick erdrückt haben.

Man kam nach Babylon zurück, wo ihn Peucestes mit einem Heere anlangte, das aus Persern und andern Völkern bestand; auch aus Karien, Lydien, u. s. w. nahen Verstärkungen, und bei einer neuen Vertheilung und Vermischung der Soldaten gefellte man stets zu vier befehlenden Macedoniern zwölf Perser oder Männer unhele-nischen Stammes. Die Wehre, welche die Perser angeblich aus Abneigung gegen Seemacht und Handel und aus Furcht vor An-fällen vom Meere her im Tigris angelegt hatten, waren auf Alex-anders Befehl hinweg geschafft und der Palakopas neu aufgegraben worden. Des Nearchs Flotte lag bereit und ward noch verstärkt; man wollte, nach solchen Vorbereitungen des Sieges gewiß, vom persischen Meerbusen aus Arabien angreifen, welches für größer und reicher als Indien galt — da erkrankte Alexander in Babylon.

Das merkwürdige sehr genaue Tagebuch über diese Krankheit beweiset unwidersprechlich, daß ihn ein Fieber ergriffen hatte, dessen Stärke von Tage zu Tage anwuchs. Bis zum siebenten konnte er haben, bis zum zehnten opfern, auf den eilften Tag war noch eine Versammlung der Feldherrn angesetzt, aber schon versagte ihm die Sprache. Den zwölften und dreizehnten dauerte das Fieber Tag und Nacht, weshalb die Feldherrn fürchteten, er sey gestorben und man verhehle ihnen seinen Tod. Sie drangen zu ihm, er reichte ihnen die Hände, hob den Kopf etwas in die Höhe und sah sie an: „ich ahne, sprach er, es werden nach meinem Tode große Kampf-spiele gegeben werden.“ Man fragte, wen er zum Nachfolger be-stimme; er antwortete: „den Tüchtigsten!“ — und verschied.

35 Cap. So ward das reichste Leben in seiner Blüthe ge-brochen; alle Pläne fielen dahin; und diese waren sämmtlich groß, das darf man selbst bei unvollständigen Nachrichten voraussetzen. Babylon sollte Hauptstadt des Reichs, mithin der Welt werden; durch Verwandtschaft, Sitten, Handel und Einheit der Regierung das Morgenland und das Abendland verschmelzen, damit sich hieraus eine höhere Form der Menschheit entwickele; Entdeckungstreifen und Eroberungszüge sollten den Gesichtskreis immer mehr erweitern und die ganze Erde kennen lehren. So wie das Sildmeer, wollte Alex-ander auch das kaspiische Meer untersuchen lassen — in Jahrhunderten haben die Römer in dieser Beziehung nicht so viel gethan und versucht, als er. Die Gründung von Städten, die Erbauung von Tempeln stand mit diesen Plänen in Verbindung, und wie tiefe Ein-sicht hatte Alexander nicht bereits hierin bewiesen, wie glücklich wußte er kriegerische Zwecke mit Bildungs- und Handelszwecken zu vereinigen!

36 Cap. Er würde Nichts mehr beenden haben, hören wir ein-wenden, denn er war ein Ausgearteter, ein Schwelger. Darauf ant-wortet zufrörderst Arrian aus den glaubhaftesten Quellen: „Alexan-der war in Hinsicht aller Ausgaben, die sein Vergnügen betrafen, äußerst sparsam, er beherrschte sich in Hinsicht aller körperlichen Er-götzungen sehr streng, und wenn er lange bei Gelagen verweilte, so geschah dies nicht um des Weines willen, wovon er wenig trank, sondern der Gesellschaft und der Freunde halber.“ Anekdoten für

und gegen die Selbstbeherrschung Alexanders bei Plutarch können nicht viel beweisen, da dieser Schriftsteller nur zu häufig entgegen-gesetzte in sich widersprechende Züge aus verschiedenen Quellen mit gleicher Zuversicht aufnimmt; mehr aber als durch einzelne Bemerkungen und Zeugnisse widerlegt sich die Ansicht von der gänzlischen Ausartung des Königs durch sein ganzes Leben. Wer bis zum zwei und dreißigsten Jahre seines Alters mehr als jemals ein Sterblicher gethan hatte, konnte unmöglich ein unthätiger Schwelger seyn; und diese Thätigkeit, Selbstbeherrschung und Tapferkeit zeigte er noch bei den Mäthern, in Gedrosien, ja auf dem Todtenbette. Niemand wird behaupten, daß sein beispielloses Glück nirgendts auf ihn nachtheilig gewirkt habe, er blieb ein Mensch; aber welchen Eroberer hat es weniger verderbt, wessen Fehler schwinden mehr bei unbefangener genauer Prüfung der Zeugnisse?

15. Bruchstücke. Zweite Sammlung.

1. Die Gestirne. Wie ein an sich selber stärkerer und mächtigerer Laut dem Ohre durch einen schwächeren, zugleich aber näheren, unhörbar gemacht und entzogen wird, so bemerkt auch das Auge am Tage, wenn das an sich vielleicht schwächere aber Millio-nen mal nähere Licht der Sonne seine Strahlen über Berg und Thal hinwegbreitet, die ganze unermeßliche Lichtwelt der Gestirne nicht. Ein aus dem Kesselthale des Däster-Sees, bei Bergen in Norwegen, oder aus einer anderen engen Tiefe in den blauen Him-mel blickendes Auge bemerkt aber mit Staunen, selbst mitten am Tage, das von ihm nicht geahndete Zugegenseyn jener Gestirne, welche gleich einer höheren Geisterwelt immer, wenn auch meinem Auge nicht sichtbar, auf mich herabstrahlen.)

2. Höhlen. Bemerkenswerth sind die sogenannten Kolumbhöh-len, aus denen im Sommer eine so heftig kalte Luft hervorströmt, daß sie das Wasser gefrieren macht, und durch ihre Kälte, wie man glaubt, ihren Ursprung aus fernen unterirdischen Eisbehältnissen, oder ihre Verbindung durch Klüfte mit ferngelegenen oberirdischen Glet-schern verräth, oder, was wahrscheinlicher ist, ein merkwürdiges Zeug-niß für die Wirkung der Ausdünstung dieser sehr nassen Höhlen giebt. Am bekanntesten ist die bei Scelize in Ungarn, jene bei Besan-çon und die bei Dole. Die erstere hat im Winter gar kein Eis, und ist dann wahrscheinlich so warm wie alle andre gleich kalte Höhlen; in den Hundstagen hat sie aber so viel Eis, daß 600 vier-spännige Wagen nicht im Stande wären, es in einer Woche fort zu schaffen.

3. Das Silber ist nicht so allgemein verbreitet als Gold, nicht zerstreut auf den Ebenen oder an den Ufern der Flüsse und Bäche zu finden als jenes, sondern nur in Gängen (ursprünglich Bergspalten) und folglich nur in Gebirgen. Aber dort findet es sich oft gebiegen und zuweilen in großen Massen, so daß es die Aufmerk-samkeit der Menschen leicht erregen konnte. Auch gehen die Gänge

zu Tage aus, und man brauchte daher nicht tief zu graben, um es zu finden. Die Nachrichten, wie man in Südamerika die Silbergruben zuerst entdeckte, lehren uns, wie dieses vormals in der alten Welt geschehen seyn mag. Die Mine von Potosi, einer noch immer ergiebigen Silbermine, erhob sich, wie Acosta sagt, gleich einem Kanime über den Berg hervor, in einer Länge von 103 Fuß, einer Breite von 13 und einer Höhe von beinahe 9 Fuß (Lanzenhöhe). Im Jahre 1713 entdeckte man in Peru auf dem Berge von Ucutaga eine große Masse, gleichsam eine Rinne des Ganges, von gegiegenem Silber, welche große Reichthümer einbrachte.

4. Der Apfelbaum war auch den Alten seit den frühesten Zeiten wohl bekannt. Birnbäume und Apfelbäume mit glänzenden Früchten werden schon in der Odyssee als Frucht bäume in den Gärten des Alcinous angeführt. Auch war die Obstzucht bei den Alten schon zu einer bedeutenden Höhe gekommen, wie sich aus der Menge von Abarten schließen läßt, deren ihre Schriftsteller über die Landwirtschaft erwähnen. Man glaubt gewöhnlich, der wilde Apfelbaum, nicht selten in unsern Wäldern, sei die Stammart des Apfelbaums in unsern Gärten, weil man sich des erstern sehr oft bedient, um darauf den letztern zu pfeופן. Aber dieses beweist die Gleichheit der Art keinesweges.

Der wilde Apfelbaum zeigt wesentliche Unterschiede von dem Apfelbaume unserer Gärten. Das Blatt des wilden Apfelbaums ist klein, fast rund, auf beiden Seiten glatt und oben glänzend; das Blatt des zahmen ist größer, eiförmig, oben etwas, unten stark filzig; der Kelch des wilden ist fast glatt, des zahmen filzig; die Blumenblätter des erstern sind größer als die des zweiten. Hier sind alle Veränderungen der wilden in die zahmen Pflanzen die umgekehrten der gewöhnlichen. Daß eine in Gärten gezogene Pflanze größere Blumen bekommt, ist in der Regel, nicht aber, daß die wilde größere Blumen trägt als die zahme; daß eine gezogene Pflanze in einem guten Boden den Filz abwirft, ist ebenfalls die regelmäßige Veränderung, nicht aber, daß sie filzig wird, und besonders ist die Erzeugung des Filzes auf der obern Blattfläche ohne Beispiel. Auch bekommen niemals die aus Kernen gezogenen Stämme das Ansehen vom wilden Apfelbaume, wie man an den Zweigen, welche unter der Pfropfstelle hervorschießen, sehen kann. Ich zweifle also nicht, daß der wilde Apfelbaum eine besondere den nordischen Ländern eigenthümliche Gewächsart sei.

Wo nun der gebauete Apfelbaum ursprünglich wild wachse, ist darum schwer zu sagen, weil die botanischen Schriftsteller darauf nicht geachtet haben, sondern gradezu den Holzapfelbaum für die wilde Stammart halten. Nur ein botanischer Schriftsteller giebt eine nicht zu verwerfende Nachricht von der Heimath des Apfelbaums. Als Tournefort von Karz in Armenien nach Teflis in Georgien reiste und die Gränze betreten hatte, fand er ein Land, wovon er sagt: „Das Land ist erfüllt mit natürlichen Weinbergen und Obstgärten, wo Nußbäume, Aprikosenbäume, Pfirsichbäume, Birnbäume und

Apfelbäume von selbst wachsen.“ Er setzt hinzu: „man kann nicht zweifeln, daß hier einer von den Theilen Georgiens ist, wo nach Strabo alle Arten von Früchten in Überfluß sind, welche die Erde ohne Cultur hervorbringt.“ Tournefort war nicht allein ein geschickter Pflanzkennner, welcher diese Bäume von ähnlichen wohl unterscheiden konnte, sondern es ist hierin ihm auch mehr zu trauen als anderen Pflanzkennern, weil er aus jeder geringen Abänderung eine besondere Art machte.

5. Die Perser. Rasch und durch die gewaltige Kraft eines großentheils nomadisirenden Volkes hatte sich das persische Reich vom Indus bis zum südlichen Meere und vom Indus bis nach Agypten ausgebreitet. Solche Bildungsart erzeugt aber nicht Früchte, wie man sie bei langsamern Wuchse und vielfacher inneren Wirkung und Gegenwirkung zu bewundern Veranlassung erhält, nicht Verfassungen mit mannigfachen Rechten und Verpflichtungen, nicht eine vielseitige und dennoch auf sich selbst ruhende Bildung und Selbständigkeit der Bürger; sondern die Sitten und die Religion der besiegten und gebildeteren Völker werden bald ohne Kraftanstrengung nachgeahmt und angenommen.

In dem Könige, welcher die Masse der Sieger und Besiegten allein lenken und benutzen sollte, sah man den Hebel, den Mittelpunkt des ganzen Staats- und Volkslebens. Der König war Herr über Alles im Reiche; ihm gehörten alle Güter, und den Eigenthümern verstattete er den Besitz nur aus Gnaden und auf so lange, als es ihm beliebte. Das Leben jedes Menschen lag in seiner Hand, denn er allein galt für die Quelle der Gesetze, er allein war höchster Richter nach den Gesetzen, von ihm allein ging alle vollziehende Gewalt aus. Niemand durfte unangemeldet vor dem Könige erscheinen. Der Vorgelassene wickelte die Hände ins Gewand (man fürchtete Dolche und Schwerter), warf sich nieder zur Erde und wünschte ihm ewiges Leben und ewige Regierung. Alle Fremden unterwarfen sich dieser Sitte, nur die Hellenen verweigerten beharrlich, was ihnen als unwürdig erschien. Wer sich, sey's auch nur aus Versehen oder Leichtsinne, auf den königlichen Thron setzte, war des Todes schuldig; die Andeutung erschien so strafbar, als die That. Selten zeigte sich der König dem Volke, damit der Eindruck desto größer bleibe, und wenn er auch den angesehensten unter seinen Dienern bisweilen Hoffeste gab, so saß er doch mit seiner Gemahlinn und seinen Kindern getrennt von den Übrigen.

Ausgesucht waren die Speisen; nur Weizen aus Aelien, nur Salz von Ammonium, nur Wasser aus dem Choaspe, nur Wein von Chalybon in Syrien kam auf den königlichen Tisch; aber der Mundschmuck mußte vorher kosten, damit die Besorgniß der Vergiftung entfernt werde. Unermesslich erscheint, besonders in späterer Zeit, die Zahl der Hoffbedienten, Küche, Kellermänner, Mundschmuck, Bettmacher, Salber, Kränzflechter u. s. w.; einem Heere gleich ihr Zug, wenn sie den König von einem seiner Wohnstze zum andern begleit-

teten. Deren gab es mehre, Susa für den Winter, das kühlere Eghatana für den Sommer; doch auch Babylon, auch Sabä im obern Theile von Persien, auch Ota an der Seefüste, auch Persopolis wurden bisweilen dieser Gnade gewürdigt. Mannigfache Anstalten zu Vergnügungen befanden sich an jenen Orten, insbesondere große Thiergärten; Niemand durfte indessen auf der Jagd vor dem Könige schießen.

Nirgends finden sich so mannigfache Auszeichnungen verbienter Männer durch königliche Gnade als in Persien: Speisen vom königlichen Tische, Hals- und Armbänder, Ohrgehänge, geschmückte Kleider, Pferde, Schwerter, ja ganze Städte und Landschaften, wegen von Lorbeerzweigen und Triumphzügen, zugetheilt nach der Anerkenntniß und dem Beschlusse eines ganzen Volkes, nicht die Rede seyn konnte. Daher waren die Perfer vielmehr treffliche Unterthanen als treffliche Bürger: sie verehrten den König über Alles, sie vollzogen willig jeden seiner Befehle und keine Gewalt hätte sie (in ihrer bessern Zeit) vermocht, ihm zum Nachtheil auch nur ein Wort zu verrathen. Des Königs Geburtstag war das größte Fest, sein Tod erschien als das größte Unglück für eine halbe Welt. Jede seiner Handlungen, seiner Reden, hielt man der Aufbewahrung würdig; daraus bildeten die Schreiber, welche ihn fast immer umgaben, die gerühmten aber verlohrnen Jahrbücher des persischen Reichs. Sie enthielten Geschichte des Königs und des Hofes; von dem Volke war wohl nur die Rede, in so fern es von jenem gebraucht wurde.

Der älteste Sohn des Königs sollte in der Regel den Thron besteigen, allein mit jeder Regierung aus dem Weiberhause ist eine feste Erbfolge und eine tüchtige Erziehung unverträglich. Bei der Weihe in Pasargada fanden mehre sinnbildliche Gebräuche Statt, z. B. das Trinken saurer Milch, das Essen von Feigen und Terebinthen; hierauf die Bekleidung mit dem Kleide des ersten Cyrus, die Krönung mit der Tiare und der Cibaris. Die königliche Tiare stand gerade aufrecht in die Höhe, die aller übrigen Perfer war geneigt; die Cibaris, aus purpurnen und weißen Bändern zusammengefeßt, ward als Stirnbinde ums Haupt gewunden. Auf dem purpurfarbnen Obergewande des Königs waren mannigfache Gestalten, Thiere, Vögel, u. s. w. gestickt oder gewebt.

Nach Herodot hatten die Perfer keine Tempel und Bildsäulen. Sie verehrten überhaupt die Gottheit nicht in menschlicher Gestalt, sondern opferten auf hohen Bergen der Sonne, dem Monde, dem ganzen Himmelskreise, dem Wasser und den Winden, als reinen Wesen oder Sinnbildern des Ormuzd. Dabei ward weder Feuer gebraucht noch Musik angewandt. Kein Perfer sollte etwas für sich selbst bitten; bete er für den König und für alle Perfer, so sey er darunter mit begriffen.

6. Legio fulminea. Nach einer seit dem Anfang des dritten Jahrhunderts unter den Christen verbreiteten Sage wurde der Kaiser M. Aurel durch eine wunderbare Begebenheit zu einem

andern Verfahren gegen die Christen bewogen. In dem Kriege gegen die Marcomannen und Quaden, im J. 174, gerieth er mit seinem Heere in große Noth, da die brennende Sonne seinen Soldaten in's Gesicht schien und der heftigste Durst sie quälte, während daß in dieser ungünstigen Lage ein Überfall der feindlichen Macht sie bedrohte. In dieser Noth fiel die zwölfte Legion, die aus lauter Christen bestand, auf die Kniee. Auf ihr Gebet kam ein Regen, der den Durst der römischen Soldaten löschte, und ein Gewitter, das die Barbaren schreckte. Das römische Heer erhielt den Sieg, und der Kaiser gab zum Andenken an diese Begebenheit jener Legion den Beinamen der fulminea. Er hörte auf die Christen zu verfolgen, und obgleich er nicht geradezu das Christenthum in die Klasse der religiones licitas aufnahm, so erließ er doch harte Strafgeseze gegen diejenigen, welche die Christen bloß wegen ihrer Religion anklagen würden.

In dieser Erzählung ist Wahres und Falsches mit einander vermischt. Der Kaiser kann erstlich nicht durch eine Begebenheit dieser Zeit veranlaßt worden seyn, die Verfolgung gegen die Christen aufzuheben, denn die blutige Verfolgung zu Lyon ereignete sich ja noch drei Jahre später. Sodann führte die legio fulminea, oder die zwölfte unter den römischen Legionen, schon seit dem Kaiser Augustus diesen Namen. Die zum Grunde liegende Thatsache, daß das römische Heer damals durch eine solche merkwürdige Fügung aus der drohenden Gefahr gerettet wurde, ist unläugbar. Auch die Heiden erkannten darin ein Werk des Himmels. Nur schrieben sie es nicht dem Gott der Christen, und nicht dem Gebete derselben zu, sondern ihren Göttern, ihrem Jupiter, und dem Gebet des Kaisers oder des heidnischen Heeres. Man sagt, der Kaiser habe bestend seine Hände zum Zeus emporgehoben, indem er gesagt; „diese Hand, die noch keines Menschen Blut vergossen — das Blut der Götterfeinde wurde wohl nicht gerechnet — hebe ich zu Dir empor.“ Es gab Bilder, worin er betend und das Heer mit den Helmen Regen auffangend dargestellt war. Der Kaiser selbst spricht diese Überzeugung aus auf einer Münze, wo Jupiter seinen Blitz auf die zu Boden gestreckten Barbaren herabschleudern dargestellt wird, und vielleicht am Schlusse des ersten Buches seiner Monologen, wo er zuletzt unter dem, was er nicht sich selbst, sondern den Göttern und dem Glück verdanke, das was unter den Quaden geschehn sey nennt.

Es ist also gewiß, daß diese merkwürdige Begebenheit auf die Gesinnung des Kaisers gegen die Christen keinen Einfluß gehabt haben kann. Aber darum dürfen wir diese keiner Dichtung beschuldigen. Die Sache erklärt sich sehr natürlich: es können in der Legio fulminea manche, vielleicht viele Christen gewesen seyn, denn es ist gewiß, daß nur eine Parthei unter denselben den Soldatenstand verdammt; und wenn es auch schwer war, daß Christen überhaupt, und zumal unter einem so gekunten Kaiser, sich im römischen Heere der Theilnahme an den heidnischen Ceremonien entzogen, so konnte es ihnen doch unter besondern Umständen gelingen. Die christlichen

Soldaten nahmen nun, wie immer, auch in dieser Noth ihre Zuflucht zum Gebet; die Rettung sahen sie als Erhöhrung ihres Gebets an, und sie erzählten davon bei der Heimkehr ihren Glaubensgenossen. Diese unterließen natürlich nicht, die Heiden zu erinnern, wie viel sie dem Gebete der von ihnen so verfolgten Christen verdankten. Claudius Apollinaris, Bischof von Hierapolis in Phrygien, mochte es, bald nach der Begebenheit selbst, aus dem Munde von christlichen Soldaten dieser Legion, die in's Winterquartier nach Cappadocien zurückkehrten, vernommen haben, und er benutzte es in einer an diesen Kaiser gerichteten Apologie oder in seinen andern apologetischen Werken.

Wenn Tertullian sich auf einen Brief dieses Kaisers, wahrscheinlich an den römischen Senat, beruft, in welchem der Erstere die Rettung den christlichen Soldaten verbankt, so müßte dies freilich, wenn dies wörtlich darin stand, nach den obigen Bemerkungen ein untergeschobener oder interpolirter Brief gewesen seyn. Aber es fragt sich, ob dies so wörtlich darin stand, ob nicht der Kaiser bloß von Soldaten sprach, Tertullian aber, nach seiner Überzeugung, dies von christlichen Soldaten erklärte. Er drückt sich wenigstens etwas zweifelhaft aus. Wie die Christen aus ihrem eigenen Glauben heraus — und nicht ohne Grund, denn sie wußten ja, wer der unbekante Gott sey, den die Heiden unter dem Namen eines Zeus verehrten — die religiösen Äußerungen der Heiden auslegen konnten, das wird uns durch eine andere Erwähnung dieser Begebenheit bei dem Tertullian anschaulich gemacht. Es sind diese Worte: „Mark Aurel erhielt auch auf dem deutschen Feldzuge durch die Gebete der Christen zu Gott Regen bei jenem Durst. Wann ist nicht durch unser Kniebeugen und Fasten Dürre des Landes abgewandt worden? In solchen Fällen gab auch das Volk, wenn es ausrief: dem Gott der Götter, dem allein Mächtigen! unter dem Namen des Zeus unserm Gott die Ehre.“

7. Belagerung Leydens. Der gesamte Freiheitskrieg der Niederländer ist mehr durch Belagerungen als durch Schlachten ausgezeichnet; dazu führte schon die Natur der Landschaften. Wie das Triumvirat Wilhelm, Egmont und Hoorne, so leuchtet in unserm Glanze die Vertheidigung dreier Festungen, Leyden, Antwerpen und Ostende. Nur bei der ersten wurde übermenschliches Thun und Leiden durch glücklichen Erfolg belohnt. Ein spanisches Heer erschien vor Leyden 29 Mai 1574. Der Vorrath von Lebensmitteln in der Stadt war gering; groß und herrlich der des Muthes. Die lockenden Verheißungen des spanischen Feldherrn Baldez beantworteten die Bürger mit einem lateinischen Verse: *Fistula dulces canit, volucrum dum decipit auceps*. Bald zehrte nagenber Hunger an der Kraft der heldenmüthigen Bewohner; Baldez mahnte zur Übergabe; die Leydener antworteten, wenn das Hund- und Ragenfleisch aufgezehrt sey, habe Jeder von ihnen einen linken Arm, den wollten sie zuvor essen und mit dem rechten Mauer und

Wall vertheidigen. Die Rede der Weiber war nicht anders als die der Männer.

Als nun aber Baumblätter und zerhacktes gesottenes Leber schon eine Zeitlang tägliche Nahrung gewesen war, abgenagte Knochen aus dem Cassenkebricht gesucht und wieder benagt wurden, als selbst das Trinkwasser abnahm und man zu den Pfützen gehen mußte, als Krankheit zum Hunger kam, und mancher Bürger, vom Wachdienste heimkehrend, Weib und Kind als Leichen fand, die Bürger selbst zu Hunderten und Tausenden hingestorben waren, da beehrte eine Schaar gemeinen Volks vom Burgemeister Arians Übergabe der Stadt. Wohl an, sprach dieser, mein Tod ist gewiß, von Freund oder Feind; also zerhaut meinen Leib und vertheilt die Stücke unter euch, so ihr glaubt, daß euch das Hülfle schaffe; meinen Eid aber breche ich nicht. Das beschämte die Verzweifelnden.

Endlich kam Hülfle. Zur Rettung Leydens wurden die Deiche zwischen der Maas und Offel durchstochen, der Schaden, sieben Tonnen Goldes, geringer geachtet als der Verlust des Heldenstüzes; die Meeresfluthen überkamen das spanische Belagerungsheer, tausend Mann ertranken, mit Mühe rettete sich der Rest; den Leydnern wurden Lebensmittel durch eine niederländische Flotte zugebracht. Die geringe noch übrige Heldenchaar frohlockte über die Rettung unter Thränen und Jammer über den Verlust von sechsstaufend braven Kampf- und Leidensgenossen. Als nun ihnen freigestellt wurde, zum Lohn für ihre Wackerheit zwischen mehrjähriger Befreiung von allen Zöllen und Errichtung einer Universität zu wählen, erkaten sie sich das Letztere. Wann und wo ist aus solcher menschlichen Noth solche Frucht für die Wissenschaft erwachsen! Welche Universität kann sich eines solchen Stammbaums rühmen! Am 6 Januar 1575 wurde die Universität eingeweiht; ihr Ruhm in der Wissenschaft hat dem der Bürger im Waffenthum nachgeeifert.

8. Sachsen im J. 1813. Waffenstillstände gewähren gewöhnlich nicht nur den Kriegern sondern auch den Gegenden des Kriegsschauplatzes Erholungen. Bei Sachsen war dies nicht der Fall; denn nicht allein, daß noch während desselben kriegerische Scenen vorkamen, wie der nie zu rechtfertigende Überfall der lithowschen schwarzen Reiterei, die im vertragsmäßigen Rückzug nach der Elbe begriffen war, bei Rügen, zwischen Pegau und Lügen, am 17 Junius durch die Wirtemberger unter Norrmann, oder des Herzogs von Padua eigenmächtige Erklärung Leipzigs in den Belagerungszustand (21 Jun. bis 17 Jul.); so häufte sich nun die Kriegslast über dem armen Sachsen durch die fortwährend nachströmenden französischen Ersatzmannschaften, durch die Expressionen und Bedrückungen der Franzosen, durch die entstehende Theuerung und Hungersnoth, durch die höchst gefährlichen Krankheiten, durch die Aushebung immer neuer Mannschaften, nach und nach bis auf einen wahrhaft fürchtbaren Grad. Darus bekanntes zu den pommerschen Deputirten in Berlin gesprochenes Wort, „ah, vous n'avez pas d'idée, combien un peuple peut souffrir,“ hallte schrecklich in Sachsen nach, und selbst der fran-

jössische Gesandte Serra beklagte sich bitter über Darus eisernen Sinn, ohne welchen der Kaiser die furchtbare Ausplünderung des rechten Elbusers so nicht angeordnet haben würde.

Bedeutende Anstalten, wie die sächsischen Stammeschäfereien, deren spanische Zuchtchase wie jeder andere Schöps abgeschlachtet wurden, die meißner Porcellanfabrik, das sonnensteiner Irrenhaus, gingen fast ganz zu Grunde; in manchen Gegenden fehlte der Viehstand völlig. Zum Theil mußte der Soldat plündern, weil er nicht satt zu essen oder nur einen Theil der Löhnung bekam. Die Verpflegung in den Lazarethen war durch den Eigennuß der damit Beauftragten wahrhaft furchtbar; aber von Allem erfuhr Napoleon das Wenigste. Höchstens daß der freimüthige Coulaincourt ein Wort sprach; aber es war ein undurchbringliches Gewebe von Gaunerei. Kreisenden Weibern, Sterbenden wurden die Betten und Lächer weggerissen; wenn auch Jemand ein Stück Vieh wiedererzeugt erhielt, er verkaufte es sogleich um ein Spottgeld. „Es geht ja dem Könige selbst nicht besser,“ sagte ein Pillniher; „wir haben es mit unsern Sünden verdient.“ Das ist gewiß sehr loyal und fromm, meinten Einige; „mais c'est bien bête“, sagten die Franzosen dazu, „et qui se fait brebis, le loup le mange.“

Versteckte Kirchenschätze verriethen gewöhnlich die Juden, die sie um Spottgeld einhandelten. Eine Judensteuer nach dem Kriege würde die billigste gewesen sein. Poniatowski ließ 30 von der alten Garde mit Bürenmilch, die er plündernd traf, tüchtig durchsuchteln und, als sie mit Beschwerde bei dem Kaiser drohten, die vollzogene Strafe in ihre Ordonnanzbücher eintragen. Selbst die Gensd'armie d'élite plünderte, und auf dem Wege von Dresden nach Leipzig steckte das Gefolge des Kaisers Silbergeschirr in Meissen ein. Am wenigsten hörte man über die Polen und nach ihnen über die Preußen klagen. Manche Asiaten aber in den russischen Heeren schienen recht eigentlich am Begräbniß der Menschlichkeit zu arbeiten. Nur allein in der Lausitz waren schon 41 Dörfer abgebrannt.

9. Ueberreste Babylons. Nirgends hat sich die Vergänglichkeit aller Menschenwerke so schmerzlich benährt, als an den drei Königsstädten Ninive, Ecbatana und Babylon. Die erste ist so verschwunden, daß man sich über den Ort streitet, wo sie gestanden habe; ohne die eigenthümliche unveränderte Gestalt der Anhöhen und einzelne uralte Inschriften würde man Ecbatana nicht mit Sicherheit in die Gegend von Hamadan setzen, und was von Babylon noch aufzufinden ist, genügt bloß, die Größe des Untergangenen anzudeuten. Die ganze Gegend ist wüste und baumlos, und nur die Unzahl von Backsteinen, Scherben u. s. w., womit der Boden besät ist, bezeugen, daß man an der Stelle der alten Wunderstadt stehe.

Jene Ziegel sind theils gebrannt, theils ungebrannt und mit Kalk, Mürtel oder Erdharz verbunden. Die beiden ersten Bindungsmittel trogen der Zerstörung, dieses hat sich abgelöst und

ist über die ganze Fläche zerstreut; auf den gebrannten Ziegeln findet man Buchstaben, Zeichen und Abbildungen mannigfacher Art, sie zeigen den schönsten Firniß und die lebhaftesten Farben. Marmorblöcke sind dagegen nur wenig vorhanden; entweder weil sie schon zu andern Gebäuden hinweggeführt wurden, oder die Babylonier sich wenig der natürlichen Steinarten bedienten, was allerdings zur geringern Dauerhaftigkeit ihrer Gebäude beitrug. Diese, welche nach ihrem Einsturz allmählig von der Erde bedeckt wurden, gleichen Erdhügeln und liefern den jetzigen Bewohnern der Gegend noch immer ganze Schiffsloadungen voll Ziegel.

Von Stadtmauern und künstlichen Bogen, von kunstreicher Vollendung der Zierrathen u. s. w., ist keine Spur. Eben so wenig vollkommen sind die an Persepolis erinnernden halb erhabenen Arbeiten, geschnittenen Steine, u. s. w. Nur der Umfang des Zerstückten macht hier Eindruck, nicht die Schönheit. Die größten Trümmer gehören höchst wahrscheinlich zum babylonischen Thurne, das heißt zum Tempel Bel, des Sonnengottes. Am Schutthügel umher sind Höhlen für Löwen und wilde Thiere, Löcher für Eulen, Lager von Knochengerippen; fragt man erstaunt den Araber: „wie ist das Alles so zerstückt worden?“ so antwortet er ohne Aufschub: „durch die Sündfluth!“ Und er hat Recht, denn geschah es nicht durch die physische, so geschah es durch eine moralische Sündfluth.

10. Athenischer Handel. Man würde sehr irren, wenn man glaubte, in dem demokratischen Athen habe ein unbedingt freier Handel stattgefunden, denn der Staat sorgte nicht etwa bloß für richtiges Maaß und Gewicht, oder für die Anstellung häßreicher Handelsbeamten, sondern nahm auch manche Handelszweige für sich in Beschlag oder verlieh sie Einzelnen zu ausschließlicher Betreibung. Die Ausfuhr von Getraide, Bauholz, Theer, Tainwerk und von andern für die Flotte nöthigen Gegenständen war fast immer verboten; und außerdem finden sich Einfuhrverbote, um dem Handel Anderer zu schaden, und allgemeinere Handelsperren, um die Seeherrschaft zu erweitern.

Athen wollte sich zum Stapelplatz aller Waaren erheben, weshalb man nach einem Schiffsahrtsgesetze jener Zeit Niemandem Geld auf ein Schiff oder dessen Ladung leihen durfte, was nach einem andern Hafen als dem Piräus segelte. Es ward über Forderungen dieser Art gar kein gerichtliches Verfahren gestattet. Am wenigsten sollte ein athenischer Kaufmann Getraide nach irgend einem anderen Orte als nach Athen versahren lassen; und dennoch war nicht allein der Auslauf des Getraides daselbst außerordentlich beschränkt, sondern der Staat nahm sich auch wohl heraus, dem Getraidehändler einen Verkaufspreis und einen höchsten Satz des Gewinns vorzuschreiben. Kein Fremder durfte mehr als ein Drittel von dem einmal im Piräus gelandeten Getraide weiter versühren. Wehl und Brot hatte gesetzlichen Preis und Gewicht. Es gab öffentliche Getraidemiederlagen, aus welchen man zu wohlfeilern Preisen an die Armen verkaufte und den Ausfall durch Zu-

schuß aus den Staatseinkünften oder durch freiwillige Beiträge deckte. Bewaffnete Schiffe begleiteten im Kriege die athenischen Handels-, insbesondere die Getraideflotten.

11. Schiffsbaukunst der Alten. Ptolemäus Philadelphus, der die ganze Zeit seiner Regierung auf die Verbesserung der innern Einrichtungen seines Reichs, auf Anlage von Gebäuden und Anstalten verwendete, brachte auch eine zahlreiche Flotte zusammen, baute Schiffe von ungewöhnlicher Größe, und Hiero II von Syrakus, der treue Freund der Römer, glaubte ihm seine Aufmerksamkeit und Freundschaft nicht besser beweisen zu können, als durch Übersendung eines ungeheuern Schiffs mit zwanzig Ruderbänken, das er sehr prächtig verzieren ließ. Der Baumeister desselben, der Korinther Argias, übertraf die Agyptischen Schiffsbaumeister durch mehrere sinnreiche Einrichtungen, die er am Schiffe anbrachte, und besonders auch durch die größere Beweglichkeit, die er der ungeheuern Maschine zu geben mußte. Das Schiff gelangte glücklich aus Syrakus nach Agypten und ward auf dem Nil als Prachtsschiff gebraucht. Da man die Einrichtung unserer Decken nicht kannte, und die Schiffe nicht vom Stapel ließ, wie wir zu thun pflegen, so baute man von diesem ungeheuern Schiff erst die eine Hälfte, brachte diese erst ins Meer, und fügte dann die andere Hälfte hinzu. Zum Fortschaffen der einen Hälfte erfand Archimedes, wie es heißt, die Schraube ohne Ende, deren Gebrauch seit dieser Zeit für die gewöhnlichsten Geschäfte des Lebens so häufig geworden ist.

Da das Schiff nicht bloß unter dem Verdeck Prachtzimmer, Bibliothek, Badezimmer, Ambulatorien, Gemäldegalerie, Pferdeställe, ungeheure Vorrathskammern, Fischbehälter, Küchen, Öfen, Mühlen, sondern über dem Verdeck auch kriegerische Einrichtungen haben sollte, so mußte auch dabei Archimedes seine mechanische Erfindsamkeit anwenden. Er baute für das Schiff, das rund herum eine mit einer Brustwehr versehene Mauer hatte, eine Wurfmaschine, welche Balken von zwanzig Fuß Länge und Steine von hundert und fünf und zwanzig Pfund in eine Entfernung von hundert und fünf und zwanzig Schritt warf. Auch bei der Pumpe ward Archimedes wieder gebraucht.

Es waren auf dem Schiff acht Thürme, die zu der ungeheuern Masse des Schiffs selbst verhältnißmäßig waren; zwey standen auf dem Vordertheil und eben so viele auf dem Hintertheile des Schiffs, die andern auf dem mittlern Raum. An jedem der Thürme waren nach beiden Seiten hin zwey vorlaufende balconartige Vorsprünge, auf denen Öffnungen für die Wurfmaschinen angebracht waren, aus welchen Steine auf die vorüberfahrenden Schiffe der Feinde geworfen wurden. Ganz oben auf jedem Thurm standen vier ganz gepanzerte Jünglinge und zwey Bogenschützen; der ganze innere Raum der Thürme war voll von Steinen und Wurfspießen. Außerdem waren an jedem der drey ungeheuern Mastbäume zwey hervorlaufende Räume angebracht, aus denen Entershaken und bleierne

viereckte Platten auf die Angreifenden geworfen wurden. Rund um das Schiff lief eine eiserne Einfassung gegen die, welche etwa das Schiff zu ersteigen versuchen möchten; ferner waren rund um das Schiff eiserne Balken mit Widerhaken befestigt, welche durch mechanische Kunst in Bewegung gesetzt wurden, um die Schiffe der Feinde zu ergreifen und zum Gesicht näher herbeizuziehen. Auf jeder der Wände standen sechzig Jünglinge in völliger Rüstung, eine gleiche Zahl stand an den Mastbäumen. In den Mastkörben, welche aus eisernen Stangen gemacht waren, standen in den untern drey Männer, in den folgenden immer einer weniger. Diese Männer wurden durch Knaben mit Steinen und Wurfspießen versehen, welche diese mit einer Schneckenwinde in geflochtenen Körben in die Gerüste, welche in der Gegend des Hauptsegels errichtet waren, hinauf winden sollten.

12. Studien zu Paris im 13. Jahrh. In Rücksicht der Studieneinrichtung sehen wir aus den Predigten Roberts, der um die Zeiten Ludwigs des IX das berühmte Collegium der Sorbonne stiftete, daß, wenn auch der Natur der Sache nach das Ganze eine Mönchsordnung hatte, wo Schläge und Einsperren etwas Gewöhnliches waren, und auf das Auswendiglernen Alles ankam, doch in Paris eine bei weitem größere Sorge getragen wurde, durch äußere Ordnung die Studien ihrem Zwecke zuzuwenden, als in Bologna. Nur einige Beispiele aus denselben Predigten.

So zahlreich die Studirenden waren, mußte doch der Professor oder dessen Famulus Acht haben, wie die Vorlesungen besucht wurden, und wie oft versäumt ward. Wer gar keine besuchte, durfte auch nicht an dem Orte bleiben; auch wer nicht wenigstens zwei Mal in der Woche den Vorlesungen beiwohnte, galt für keinen Studirenden, u. s. w. In den sogenannten transitorischen Lectiōnen wurden die Studirenden über die ordentlichen Lectiōnen geprüft, und mußten besonders auswendig hersagen können, was gelehrt war; wer das nicht konnte, kam ins Carcer (castellum). Die niedern Anstalten standen aber mit den höhern in einer Art Verbindung, und jeden Sonnabend ward die Schule von dem Professor, mit dessen Collegium sie in Verbindung gesetzt war, besucht, und die Schüler sowohl als die Lehrer geprüft.

Auch an Aufmunterungen fehlte es nicht, da nicht allein Jeder, der unter die Bessern der Zeit gezählt seyn wollte, alle Schulstudien und nicht bloß eine oberflächliche Kenntniß der schönen Literatur sich mußte zu eigen gemacht haben, sondern jeder Regent, der einige Ehre bei der Nachwelt hoffte, einen unmittelbaren und persönlichen Antheil an Schul- und Studienwesen nahm. Die Art, mit welcher sich Friedrich II um die Zeit, von der wir reden, der Anstalten in Neapel annahm, ist bekannt genug. Ludwig der Heilige kam sehr oft in die öffentlichen Vorträge, freilich hauptsächlich zu seinen Mönchen, litt dann nicht einmal, daß die Mönche aufstanden oder von ihren Sitzen gingen, sondern setzte sich auf das

Stroh, mit welchem nach der Sitte der Zeit der Boden überstreut war.

Die Buchhändler waren eigentlich nur die Mäkler zwischen den Copisten oder Autoren und den Käufern der Bücher, und waren zu Paris im Dienste der Universität, wie alle Andere, die mit gelehrten Sachen zu thun hatten; dafür hatten sie auch als geschworne Diener der Universität das Recht, Andern, die sich ohne förmlich aufgenommen zu seyn mit Kauf und Verkauf abgaben, das Handwerk zu verwehren. Aus diesen Buchhändlern wurden jährlich vier zu Taxatoren gewählt, welche den Preis des zum Verkaufe angebotenen Buchs festsetzten; fand sich ein Käufer, so durfte der Buchhändler das Buch nicht eher abliefern, bis er dem Verkäufer Nachricht gegeben hatte, damit dieser sich erkundigen könne, ob er nicht etwa mehr erhalten habe, als er ihm verrechne. Der Buchhändler mußte das Buch sogleich zum Verkauf aufstellen; er versteckte es aber zuweilen und unterdrückte es eine Zeitlang, um es hernach theurer zu verkaufen; dieß, so wie die üble Sitte, daß sie neben dem Verkaufspreis noch ein Trinkgeld (de vino recipiendo) ausbedangen, ward im folgenden Jahrhundert strenge verboten. Sie erhielten beim Verkauf von Einheimischen 4 Sous vom Livre (und zwar bloß vom Käufer), von Auswärtigen 6 Sous. Über die Taxe durften sie, nach einer ausdrücklichen Verordnung des folgenden Jahrhunderts, in ihren Forderungen nicht gehen; mußten auch auf ein Blatt Pergament mit großer leserlicher Schrift ein Verzeichniß aller bei ihnen zu habenden Werke aufhängen, und zwar alle einzelnen Exemplare darauf setzen, mit dem Taxationspreis eines jeden.

In Rücksicht der für jede Facultät zu den Vorlesungen unentbehrlichen Bücher mußten sie Anstalt treffen, daß eine hinreichende Anzahl Exemplarien vorhanden sey; neue Exemplare durften sie nicht aufstellen, bis die Universität sie hatte durchsehen lassen; auch durften sie aus der Masse der vorhandenen Exemplare keine auswärts verkaufen ohne besondere Einwilligung der Universität. Daß ein starker Handel mit Büchern getrieben wurde, scheint schon daraus hervorzugehen, daß in einer Acte von 1342 eine Anzahl von sieben und zwanzig geschwornen Buchhändlern erwähnt wird.

13. Burgundische Pracht. Philipp der Gütige war zu sehr Verschwender, um Schätze zu sammeln; dennoch fand Karl der Kühne in seiner Verlassenschaft an Tafelgeschirre, Juwelen, Büchern, Tapeten und Leinwand einen größern Vorrath aufgehäuft, als drei reiche Fürstenthümer damals zusammen besaßen, und noch überdies einen Schatz von dreimal hundert tausend Thalern an baarem Gelde. Der Reichthum dieses Fürsten und des burgundischen Volkes lag auf den Schlachtfeldern bei Granson, Murten und Nancy ausgedeckt. Hier zog ein schweizerischer Soldat Karl dem Kühnen den berühmten Diamanten vom Finger, der lange Zeit für den größten von Europa galt, der noch jetzt als der zweite in der französischen Krone prangt, und den der unwissende FINDER

für einen Gulden verkaufte. Die Schweizer verhandelten das gefundene Silber für Zinn und das Gold gegen Kupfer, und rissen die kostbaren Gezelte von Goldstoff in Stücke; der Werth der Beute, die man an Silber, Gold und Edelsteinen machte, wird auf drei Millionen geschätzt. Karl und sein Heer waren nicht wie Feinde, die schlagen wollen, sondern wie Überwinder, die nach dem Siege sich schmücken, zum Treffen gezogen.

14. Fischereien. Der besondere Umstand, daß im Atlantischen Meere in einiger Entfernung von den Küsten von Neufundland und Cap Breton verschiedene Untiefen liegen, deren schlammiger Sandboden dem Laiche gewisser Seefische eine sichere und zum Ausschließen vortheilhafte Stätte gewährt, hat zu einem der blühendsten Handelszweige die erste Veranlassung gegeben. Eine zweite lag besonders darin, daß ein sehr beträchtlicher Theil des christlichen Europa es sich zur Pflicht machte, in einer Jahreszeit, wo die Säfte am meisten zur Auflösung und Stodung geneigt sind, den gesunden Genuß des frischen Fleisches gegen eine höchst unverdauliche und die Fäulniß befördernde Nahrung von gedörrten oder gesalznen Fischen zu vertauschen. Die Thunfischerey im Mittelländischen Meere und der Heringsfang in der Nordsee waren nicht hinreichend, das religiöse Bedürfniß des südlichen Europa zu befriedigen; man entdeckte die unerschöpflichen Vorrathskammern der Natur auf jenen Bänken im Norden von Amerika, und seit der Zeit hat man sich nur darum gestritten, welchem glücklichen Volke der Besitz dieses Reichthums ausschließlich gehören sollte.

Die Ansprüche der Portugiesen und Spanier, die zuerst daselbst fischten, gingen zugleich mit ihrer Thätigkeit bei dem überhandnehmenden kirchlichen und weltlichen Despotismus in beyden Ländern verloren. Der freyen Englischen Betriebsamkeit gelang es, alle Mitbewerber zu entfernen, bis ihre Macht und ihr Übermuth an der Unterjochung der Kolonien scheiterte, und sie sich genöthigt sahen, im Frieden von 1783, sowohl an die vereinigten Staaten als an Frankreich einen Theil dieser einträglichen Fischereien wieder abzutreten. Man rechnet, daß sich achtzehntausend Engländer jährlich mit dem Stockfischfang auf den Untiefen von Neufundland allein beschäftigen, von denen jedoch die Meisten dort überwintern. Die Ausfuhr in englischen Schiffen beträgt zuweilen 700,000 Centner.

Die Fischerey auf den Bänken um Neuschottland beschäftigt ebenfalls zehntausend Menschen, und die Amerikanischen Kolonien verkaufen schon lange vor ihrer Independenz, im Jahr 1771, mehr als 300,000 Centner Stockfisch, nebst 36,000 Fässern gesalzener Fische nach den Westindischen Inseln. Seit der Anerkennung ihrer Unabhängigkeit hat dieser Zweig ihres Handels und ihrer Betriebsamkeit, wie fast jeder andere, unglaubliche Fortschritte gemacht; und da bekanntlich ihre Mäßigkeit, ihr geduldiger Fleiß und ihr unternehmender Muth sie in Stand setzen, dieselbe Waare wohlfeiler als andere Nationen zu verkaufen, so läßt sich leicht ab-

nehmen, welche eine gefährliche Rivalität für England aus ihrer Theilnahme an dieser Fischerei entstehen wird.

15. Volksfänger in Italien. Wer in Italien gewesen ist, oder auch das Land aus Reisebeschreibungen kennen gelernt hat, weiß, daß auf den Plätzen und Straßen der Städte und Flecken, namentlich auf dem Marcuspiaze zu Venedig und auf dem Hafendamme zu Neapel, sich das neugierige Volk haufenweise um einen Erzähler oder Sänger abenteuerlicher Historien versammelt und sich für ein Kupferstückchen von alten Helden und Heldinnen unterhalten läßt. Der Mann unterstützt seine einübige Declamation mit einer leichten Citharbegleitung, die seinem Vortrage Haltung und Tact gibt, ohne eine vollständige Melodie durchzuführen. Nachdem der Sänger sich erhitzt oder heiser fühlt, bricht er plötzlich in der interessantesten Geschichte ab, trinkt einmal und läßt den Keller herumgehen, nachdem er sich den Zuhörern höflichst empfohlen und ihnen Gottes Segen gewünscht hat. Der Schlaue hat aber seinen Schluß so zu wählen verstanden, daß die Neugier alle seine Zuhörer festhält, und er den Keller zum zweiten Male durch dasselbe Publicum wandern lassen kann; denn das Glück gut ist, wohl noch öfter.

16. Parysatis. Nach der Schlacht bei Runaxa wünschte Artaxerxes Mnemon eitel für den Mörder seines Bruders Cyrus gehalten zu werden und bemühte sich, Jeden, der in dieser Hinsicht ein näheres Recht oder Verdienst zu haben meinte, dadurch zu beschwichtigen, daß er ihm große Geschenke für seine dabei geleisteten Dienste sandte; welche aber, nach den vom Könige gebrauchten Worten, immer nur Nebendinge, nie die Hauptsache, nie die eigentliche Tödtung betrafen. Diese wirklichen oder erdichteten Haupt- oder Nebengehilfen schwiegen aber, aus gleicher Eitelkeit, keineswegs bescheiden still, und Parysatis strebte nun mit wilder Grausamkeit Jeden zu verderben, der sich als Feind ihres Lieblingssohnes Cyrus gezeigt hatte. In arge Parteinungen zerfiel darüber der persische Hof, und jene Königin setzte ihre rachsüchtigen Pläne selbst mit oder gegen den siegenden Artaxerxes durch.

Zuförderst rühmte sich ein Karer jenes Wortes, und der König befahl, dadurch beleidigt, ihm den Kopf abzuschlagen; aber Parysatis erbat sich den Mann zur Bestrafung, ließ ihn zehn Tage lang martern, die Augen ausstechen und geschmolzenes Erz in die Ohren gießen. Mithridates, ein edler Perser, ward hierauf verleitet, beim Trunke vielleicht der Wahrheit gemäß laut zu behaupten, daß er nicht bloß, wie der König bei Bewilligung eines Geschenkes äußerte, den Sattel des Cyrus aufgefunden, sondern diesen wirklich getödtet habe. Ein Verschnittener hinterbrachte dies der Parysatis, welche den Artaxerxes bewegte, Mithridates im Troge tödten zu lassen. Dieser mit einem genau passenden Deckel versehene Trog umschloß den Leib des Mannes; Haupt, Arme und Füße reichten frei und ohne Stütze, zur schrecklichsten Ermüdung, heraus. Doch war dies nur das geringere Leiden, denn durch Stechen in die Augen zwang man den Unglücklichen zum übermäßigen Essen, damit desto mehr

Unrath entstehe; und in diesem Unrath lag jener, bis sich Würmer erzeugten und ihn lebendig auffraßen.

Megabates, den Verschnittenen, welcher nach des Königs Befehl dem Cyrus Hand und Kopf abschlagen mußte, gewann Parysatis im Spiele. Zuerst nämlich verlor sie tausend Dariken an den König, spielte dann mit ihm um einen Verschnittenen, wählte den Megabates, ließ ihn lebendig schinden, und einzelne Theile seines Leibes und seiner Haut an mehrere Kreuze schlagen. Zwar jürnte Artaxerxes hierüber, beruhigte sich aber bald, als ihm seine Mutter erwiderte: „was er doch um eines elenden Verschnittenen willen für Aufsehen mache; habe sie sich doch nicht über den Verlust der tausend Dariken beklagt!“

Nur Statira, des Königs Gemahlin, stand der Parysatis noch überall im Wege, weshalb diese die eine Seite des Messers vergiftete, womit Geflügel vorge schnitten wurde; sie behielt das unschädliche und gab Statiren das vergiftete Stück, welche daran unter schrecklichen Schmerzen starb und laut behauptete, daß die Schwiegermutter die Urheberin ihres Todes sei. Gigis, eine Theilnehmerin, bekannte die Frevelthat auf der Folter. Man legte dieser nunmehr einen Stein auf den Kopf, und schlug so lange mit einem zweiten darauf, bis Haupt und Gesicht ganz platt und hinweggedrückt waren. Parysatis ward zwar nach Babylon verwiesen, kehrte aber bald zurück, und wußte ihren Einfluß dadurch zu vermehren, daß sie ihre Enkelinnen Atossa und Amestris für ihren Sohn Artaxerxes kuppelte und dabei äußerte, der König sey Urheber der Gesetze und brauche sich deshalb um Sitte und Gesetz nicht zu kümmern.

17. Herzog Ludwig von Baiern hatte Marien geheirathet, die Tochter Herzog Heinrichs von Brabant, die Enkelin des von dem Wittelsbacher ermordeten Königs Philipp. Sie lebte in jealichem ihres Standes und ihres Geschlechts würdig, der erste Schmutz eines Hofes, an dem sich so manche ehrenwerthe Männer versammelten. Unter diesen zeichnete sich durch Tapferkeit und durch Gewandttheit in Worten und im Umgange Ritter Ruch von Ottingen aus. Mehre Male spielte die Herzogin Schach mit ihm, was sein Zutrauen so erhöhte, daß er bat, sie möge ihn gleich andern ihrer nähern Diener künftighin buzen und nicht mehr ihrzen, oder mit ihr anreden. Die Herzogin aber schwieg und ließ es beim Alten. Bald nachher zog ihr Gemahl ins Feld gen Augsburg, und setzte sich so vielen Gefahren aus, daß Marie ihn, obgleich vergeblich, warnte. Da schrieb sie zu demselben Zwecke ein zweites Mal an den Herzog, und gleichzeitig an jenen Ritter, „er möge mit Fleiß dahin wirken, daß ihr Gemahl das Feld verlasse; dann „wolle sie ihm auch die Bitte gewähren, um welche er sie so oft „gebeten habe.“

Statt des ersten kam durch Verwechslung dieser letzte Brief in die Hände Ludwigs, welcher die ihm unklaren Worte sogleich aufs ärgste mißdeutete, in sinnloser Wuth den Boten niederstieß, und Tag und Nacht reisend unerwartet am Abend des 18ten Januars

1256 in Donauwerth anlangte, wo sich seine Gemahlinn und seine Schwester, die Königin Elisabeth, aufhielten. Beide empfingen ihn mit ungeheurer Freude, er aber rief seiner Gemahlinn entgegen, sie sey eine Ehebrecherinn und müsse sterben! Diese, fast betäubt von Schreck und Schmerz, bat, wo nicht um Beweise so schwerer Anklage, doch um Frist, damit sie ihre Unschuld darthun könne. Allein weder ihre Bitten noch die bringende Fürsprache der Königin Elisabeth konnten den Herzog erweichen oder auch nur zur Besinnung bringen. Das Fräulein Cilika von Brennborg durchbohrte er — denn sie wisse um den Verrath — mit einem Messer; eine andere ließ er von der Mauer des Thurms hinabstürzen, daß sie starb.

Jetzt kam die Reihe an seine Gemahlinn. Ungerührt durch die steigende Wehklage, durch ihr und der übrigen lautes Flehen, durch die Schönheit der Unschuld, durch die sonst jedes schlafende Gewissen aufweckenden Mordthaten, beharrte er bei der satanischen Verstocktheit, welche er Gerechtigkeit nannte: Maria mußte niederknien, und ein Wächter sie enthaupten! Noch in dieser Nacht der Gräuel und des Jammers, so erzählt man, erhielt der Herzog überzeugende Beweise von der Unschuld seiner Gemahlinn — da brach seine angebliche Kraft zusammen, und Mark und Bein wurden ihm durch Gewissensangst so fürchtbar erschüttert, daß der erst siebenundzwanzigjährige braungelockte Mann am andern Morgen, zum neuen Entsetzen aller, mit ganz ergrautem Haupthaare hervorging. Ritter Kuchjo war unterdeß der ihm zugeachteten Rache entkommen, und machte aller Welt seine und Mariens Unschuld glaubhaft bekannt. Als Zeichen der Reue erbaute Herzog Ludwig hierauf das Kloster Fürstfeld; aber so viel dergleichen Handlungen in jener Zeit auch galten, Liebe und Vertrauen konnten sie nicht erzeugen.

18. Giftmischerinnen. Im Jahre 1659, unter der Regierung des Papsts Alexander VII., bemerkte man in Rom, daß viele junge Weiber Wittwen wurden und Männer bald wegstarben, wenn sie ihren Frauen unangenehm zu werden anfingen; zugleich meldeten die Geistlichen, daß seit einiger Zeit viele Leute Vergiftungen beichteten. Als die Obrigkeit alle Aufmerksamkeit anwendete, die Giftmischerinnen zu entdecken, ward eine Gesellschaft junger Weiber verdächtig, deren Präsidentinn ein altes Weib zu seyn schien, welches sich mit Wahrsagen abgab und oft sehr richtig den Tod mancher Personen denen voraus sagte, die ihn zu wünschen Ursache hatten. Um sie des Verbrechens, welches man argwöhnte, überführen zu können, schickte man eine listige Frau, der man das Ansehen einer Person von vornehmerm Stande gab, zu ihr, welche ihre Vertraulichkeit zu gewinnen und von ihr Tropfen für ihren vorgeblich tyrannischen Ehemann zu erhalten wußte. Da ward denn die ganze Gesellschaft eingezogen; alle bekannten halb, nur die Wahrsagerinn, Hieronyma Spara, erst vor der Folter. „Wo sind nun, rief sie aus, die Römischen Fürsten, Ritter, Barone, die mir bei so vielen Gelegenheiten ihren Schutz versprochen haben! wo sind die Damen, die mich ihrer

Gunst versicherten! Wo sind meine Kinder, die ich in so glänzende Umstände versetzt habe!“

Um Furcht wider dieses Verbrechen zu erregen, wurden mit vielen schreckhaften Anstalten, in Gegenwart unzählbarer Zuschauer, gehenkt: Gratiola, Handlangerinn der Spara, eine Fleischerinn, eine Färberinn, eine Flecken-Auszieherinn und die halbstarrige Spara, welche noch bis zuletzt Hilfe hoffte. Einige Monate nachher wurden noch mehrere Weiber gehenket, viele gestäubt, viele des Landes verwiesen. Ungeachtet dieser Strenge hat man dennoch von Zeit zu Zeit Wirkungen dieses fortdauernden Lasters bemerkt.

19. Die neue Welt. Die Welt wird in die alte und neue getheilt, und zwar ist der Name der neuen daher gekommen, weil Amerika und Australien uns so spät bekannt geworden sind. Aber diese Welttheile sind nicht nur relativ neu, sondern absolut, wegen ihrer ganz veränderten physischen und geistigen Beschaffenheit: das Inselmeer zwischen Südamerika und Asien zeigt eine physische Unreise, der größte Theil der Inseln ist so beschaffen, daß sie gleichsam nur eine Erdbedeckung für Felsen sind, die aus der bodenlosen Tiefe heraustrachen und den Charakter eines spät Entstandenen tragen. Eine nicht mindere geographische Unreise zeigt Neuholland; denn wenn man hier von den Besitzungen der Engländer aus tiefer ins Land geht, so entdeckt man ungeheure Ströme, die noch nicht dazu gekommen sind, sich ein Bett zu graben, sondern in Schilfebene ausgehen. Von Amerika und seiner Kultur, namentlich in Mexiko und Peru, haben wir zwar Nachrichten, aber bloß die, daß dieselbe eine ganz natürliche war, die untergehen mußte, sowie der Geist sich ihr näherte.

Physisch und geistig ohnmächtig hat sich Amerika immer gezeigt, und zeigt sich noch so. Löwen, Tiger, Krokodille werden zwar erzeugt, aber ganz schwach, klein, schwächlich und kraftlos. Daß die Hausthiere nicht so nährend seyen, wie in der alten Welt, ist oft bestätigt worden, und es gilt an manchen Orten für einen Leckerbissen, europäisches Fleisch zu essen. Auf jeden Fall steht das amerikanische Thierleben gegen das afrikanische und asiatische zurück. Zur Thierwelt gehört auch das Menschengeschlecht, welches gleichfalls schwach ist. Denn die Eingeborenen sind, nachdem die Europäer in Amerika landeten, allmählig an dem Hauche der europäischen Thätigkeit untergegangen. In den nordamerikanischen Freistaaten sind alle Bürger europäische Abkömmlinge, mit denen sich die alten Einwohner nicht vermischen konnten, sondern zurückgedrängt wurden. Einige Künste haben die Eingebornen allerdings von den Europäern angenommen, unter anderen die des Branntweintrinkens, die eine zerstörende Wirkung auf sie hervorbrachte.

Im Süden wurden die Eingebornen viel gewalthätiger behandelt und zu harten Diensten verwendet, denen ihre Kräfte wenig gewachsen waren. Sanftmuth und Trieblosigkeit, Demuth und kriechende Unterwürfigkeit gegen einen Kreolen und mehr noch gegen einen Europäer sind der Hauptcharakter der Amerikaner, und es

wird noch lange dauern, bis die Europäer dahin kommen, einiges Selbstgefühl in sie zu legen. Die Inferiorität dieser Individuen in jeder Rücksicht, selbst in Hinsicht der Größe, giebt sich in Allem zu erkennen; nur die ganz südlichen Stämme in Patagonien sind kräftigere Naturen, aber noch ganz in dem natürlichen Zustande der Reinheit und Wildheit. Als die Jesuiten und die katholische Geistlichkeit die Indianer an europäische Kultur und Sitten gewöhnen wollten (und bekanntlich haben sie einen Staat in Paraguay, Klöster in Mexiko und Kalifornien gehabt), begaben sie sich unter sie und schrieben ihnen, wie Unmündigen, die Geschäfte des Tages vor, die sie sich auch, wie träge sie auch sonst waren, von der Autorität der Väter gefallen ließen. Diese Vorschriften haben ganz richtig zunächst zur Erweckung von Bedürfnissen geführt, den Triebfeder der Thätigkeit des Menschen überhaupt.

Die Schwäche des amerikanischen Naturells war ein Hauptgrund dazu, die Neger nach Amerika zu bringen, um durch deren Kräfte die Arbeiten verrichten zu lassen; denn die Neger sind weit empfänglicher für europäische Kultur, als die Indianer, und ein englischer Reisender hat Beispiele angeführt, daß Neger geschickte Geistliche, Ärzte, u. s. w. geworden sind (ein Neger hat zuerst die Anwendung der Chinarinde gefunden), während ihm nur ein einziger Eingeborner bekannt ist, der es dahin brachte, zu studieren, aber bald am Übergenuße des Branntweins gestorben war. Zu der Schwäche der amerikanischen Menschenorganisation gesellt sich dann noch der Mangel der absoluten Organe, wodurch eine gegründete Macht herbeizuführen ist, der Mangel nämlich des Pferdes und des Eisens, Mittel, wodurch besonders die Amerikaner besiegt wurden.

20. Die D-Waihier sind wenig und unregelmäßig tatuirt. Es ist merkwürdig, daß jetzt diese volksthümliche Verzierung ausländische Muster entlehnt. Ziegen, Flinten, auch wohl Buchstaben, Name und Geburtsort werden häufig längs dem Arme tatuirt. Die Männer scheeren sich den Bart und verschneiden ihr Haar in die Gestalt eines Helmes, dessen Kamm öfters blond oder weißlich gebeizt wird. Die Frauen tragen es kurzgeschoren und nur um die Stirn einen Rand längerer mit ungelöschtem Kalk weißgebrannter korstenartig aufstarrender Haare. Dit wird auch mitten auf der Stirne eine feine lange Locke ausgepart, die violett gebeizt und nach hinten gekämmt wird. Den Europäern zu gefallen, lassen etliche ihr Haar wachsen und binden es hinten in einen Zopf gleich dem, der 1800 im preussischen Heer vorschrittmäßig war.

Die D-Waihier sind im allgemeinen ihrer volksthümlichen Tracht wie ihrer Lebensart weidlich treu geblieben. Ihre Fürsten erschienen nur uns zu Ehren in feinen englischen Kleidern, aufs sauberste angethan. Sie sind sonst daheim heimisch gekleidet, und nur ihr fremder Gast wird in Porcellan und Silber bedient. Die Mode herrscht auch auf D-Waihi mit wechselnden Faunen, besonders über die Frauen. Der Schmuck, den die Königinnen und Vornehmen tragen, steigt alsbald außerordentlich in Werth. Alle tragen jetzt Spiegel

und Pfeifentopf in einem europäischen Tuch um den Hals gebunden. Die Europäer gehen europäisch gekleidet, und entblößen sich vor denen nicht, deren Rang diese Ehrfurchtsbezeugung sonst heischt.

21. Die Nordamerikaner werden von keinem Volke, selbst nicht von den Engländern, in der Emsigkeit, Bemühung und Ausdauer bei Handelsunternehmungen erreicht. Auf allen Meeren, selbst in den unbesuchtesten Gegenden, findet man ihre Schiffe. Überall wissen sie sich Vortheile zu machen und verschmähen es nicht, selbst aus den geringfügigsten Artikeln Nutzen zu ziehen. So liefert ihnen das Meer um Cap Horn und die da herum liegenden Inseln Wallfische und Felle von verschiedenen Seethieren. An der Nordwestküste von Amerika stehen sie mit den Wilden in genauer Verbindung und handeln von ihnen für Kleinigkeiten die schönen Seeotterfelle ein, welche sie in China mit ungeheurem Gewinn verkaufen. Sehr viele von ihren Schiffen nehmen auf den Inseln der Südsee Ladungen von Sandelholz ein, die sie gleichfalls nach China bringen, wo es in hohem Preise steht, und andere stellen dem Spermacetsisch nach, von dem der Wallrath kommt, mit welchem ein bedeutender Handel getrieben wird.

Am 16 April 1825 lief ein zweimastiges Schiff in den Hafen von Neu-Archangel ein, das gerades Weges, ohne irgendwo anzulegen, von Boston kam, das Cap Horn umschiffte und 166 Tage auf der Reise zugebracht hatte. Der Capitain, welcher zugleich Eigenthümer des Schiffes und der ganzen Ladung war, hieß Blanchard. Auf ein bloßes Gerücht, daß die Colonie an einigen Artikeln Mangel leide, hatte er sein ganzes Vermögen zusammengerafft, es in diese vermeintlichen Bedürfnisse des Ziels seiner Reise verwandelt, und bot sie nun feil, erfuhr aber mit Schrecken, daß Neu-Archangel noch mit Allem hinlänglich versehen war, und außerdem ein Schiff mit allerlei Waaren aus Petersburg erwartet wurde. Da er sich indessen billig finden ließ, so wurden ihm Schiff und Ladung für 21,000 Seelagen- (nicht Ottern-) Felle abgekauft, wobei er sich vorbehielt, mit seiner Mannschaft und seinen Fellen nach den Sandwischinseln transportirt zu werden, von wo aus er Gelegenheit zu haben hoffte, sie nach Kanton zu bringen, und dort einen guten Handel zu machen. In der That wird ein solches Fell in China gewöhnlich mit zwei spanischen Thalern bezahlt.

Bei der Ankunft des Schiffes im Hafen war die ganze Besatzung, Herr Blanchard selbst nicht ausgenommen, betrunken, und es schien fast ein bloßer Glücksfall zu sein, daß sie den vielen Klippen und Untiefen entgangen waren; aber die Nordamerikaner sind so geschickte Seeleute, daß sie sich selbst im Rausche überall zu helfen wissen. Vermuthlich hatten sie auf der Fahrt mächtiger gelebt, und nur in der Freude, das Ziel ihrer Reise zu erblicken, den Flaschen stärker zugesprochen. Bei meinem Besuche auf dem Schiffe hatte ich Gelegenheit zu bewundern, wie Alles mit der größten Oeconomie eingerichtet war. Unter andern befand sich kein anderer Spiegel auf demselben, als der zur Messung der Winkel am Ser-

tanten befindliche. Dieser mußte daher auch, so klein wie er war, der ganzen Mannschafft beim Mastren dienen.

22. Die Tagfliege, das Gast (Ephemera), hat einen langen weichen in 2 — 3 gegliederte Borsten endigenden Leib, einen vorspringenden Vorderkopf, der den kleinen Mund bedeckt, beim Männchen am Hinterleib 2 gegliederte Klauen. Wenn die Zeit der Verwandlung erscheint, verlassen die Nymphen an einem schönen Sommer- oder Herbsttage gegen Sonnenuntergang in großer Menge das Wasser, häuten sich außen im Trocknen, sind nun geflügelt, häuten sich aber dann noch einmal vor der Begattung. Hierbei kreisen sie in so ungeheuren und unermesslichen Schaaren in der Luft, daß sie diese wie der dichteste fallende Schnee mit ihren Floden erfüllen, und daß, wenn im Juny die gemeinen Gaste des Flusses Raz in Krain erscheinen, jeder anwohnende Landmann viele Fuder der zurückbleibenden Körper als Dünger auf seine Felder fährt, und daß die Fischer der Seine, wenn die Gaste hier gegen Mitte des Augusts 3 Abende hinter einander schwärmen, ihre ins Wasser fallenden Millionen ein niederfallendes Manna nennen. Die Lebenszeit des geflügelten Insekts ist auf wenige Stunden beschränkt, dann legt das Weibchen seine Eier auf einmal in einem Klumpen ins Wasser.

23. Der Kletterfisch, *Anabas scansor*, ist eines der merkwürdigsten Thiere seiner ganzen Klasse. Denn mittelst der scharfen Zähne, die er am Unteraugenrand, Kiemendeckel, Unter- und Zwischentriemendeckel hat, und mittelst der sächlichen Flossen klettert er an den Rindenspalten der Bäume, die am Ufer stehen, hinauf, und wird deßhalb oft in dem Wasser gefunden, das sich zwischen der Basis der Palmenblätter ansammelt; auch kriecht er auf dem Sande fort, und kann über vier Stunden außer dem Wasser leben. Hierbei dient ihm sehr eine Art von Tasche, die aus Querhäutchen besteht, an der Wurzel der Kiemen liegt, und die das aufgenommene Wasser zurückhalten kann. Findet sich in Tranquebar. Die Zähne der Kiemendeckel werden von den Einwohnern für giftig gehalten.

24. Daß man lebendige Kröten und einige andere Amphibien mitten in soliden Stein- und Marmorblöcken gefunden hat, ist eine unlängbare Thatsache. Es könnte also unnütz scheinen, dieses noch mit neueren Beobachtungen zu belegen. Allein die Beobachtung unsers Herrn Dr. Murhard's ist zu schön, um ihrer nicht bey dieser Gelegenheit Erwähnung zu thun. Herr Hofr. Kästner, der sich bereits im Jahr 1750, in seiner Vorrede zum 3ten Bande der schwed. Abhandlungen, über diese sonderbaren Erscheinungen erklärt, hat jene daher auch für werth geachtet, eine kurze Nachricht davon dem 43sten Stück unserer gelehrten Anzeigen für 1796 einzuverleiben.

Herr Dr. M. fand nämlich am 26 Dec. 1795, als in einem Steinbruche bey Cassel ein großer solider Stein getheilt wurde, in der Mitte desselben drey lebendige Kröten, die in einer elliptischen inwendig mit einer gelblich braunen Materie lackirten Höhlung beisammen lagen, zwey große und eine kleine. Sonst war keine sichtbare Höhlung in diesem Steine, auch war nicht die mindeste sicht-

bare Spur von einer Verbindung dieser Belle mit der äußeren Luft, und der Stein nahe um sie her eben so hart als an den übrigen Stellen. Als es für sie Licht ward, wollten sie nicht heraus, und es kostete Mühe sie heraus zu bringen; wenn man sie heraus hatte, sprangen sie immer wieder hinein. Endlich wurden sie genöthigt auf das benachbarte Gras zu springen, wo sie sehr munter umher hüpfen, so daß sie schwer behsammen zu halten waren. Nach Verlauf einer halben Stunde waren sie alle todt, die armen Geschöpfe.

Hierüber verbreiten vielleicht Herrn Townson's, eines Engländer's und kürzlich noch unsers gelehrten Mitbürgers, Versuche einiges Licht.

Die Kröte, ob sie gleich nie trinkt, wenigstens mit dem Maule nicht, kann schlechterdings ohne etwas Feuchtigkeit nicht leben. Sie trinkt durch die Haut. Um bey ihren Reisen über Land Borrath davon zu haben, sammelt sich ein Theil dieses Wassers in einer besondern Blase, die man sonst fälschlich für ihre Urinblase und deren wässerigen Inhalt für Gift gehalten hat. Es ist aber das reinste Wasser. Hr. Townson hat es nicht allein chemisch geprüft, sondern auch gekostet, denn er war bey seinem hiesigen Aufenthalt so vertraut mit diesen Geschöpfen, daß er ihnen auf seinem Tische herum zu kriechen und den Zucker aus seiner Zuckerdose zu stehlen verstattete. Würde man sie an der trocknen Luft liegen lassen, so würden sie gewiß bald sterben; aber setzt man sie nur auf feuchtes Pöschpapier, oder bestreicht sie zuweilen mit einem nassen Pinsel, so befinden sie sich wohl; ihr Gewicht nimmt zu und die Blase füllt sich mit Borrath. Nun lassen gewiß alle die Steine, in denen sie sich finden, Feuchtigkeit zu und behalten sie wenigstens so lange sie in einiger Tiefe unter der Erde liegen. Die größere Weichheit dieser Steine bey'm Herausnehmen aus dem Bruche, die sich bald bey'm Zutritt des Lichts und der freyen Luft verliert, beweist dieses offenbar. Warum sollte also ein Licht- und freye Luft scheues Thier, das aber ohne Feuchtigkeit nicht bestehen kann, sich nicht in einem Raume entwickeln und vegetiren können, der ihm Feuchtigkeit verstattet und selbst Luft zuführen kann, so bald durch Besezung derselben Mangel entsteht?

(25. Die Vögel. Unter allen lebendigen Wesen unsrer sichtbaren Welt erscheinen die Vögel am meisten als Sinnbild der Freiheit, der Munterkeit und des fröhlichen Genießens. Dieses leichte Volk kennet nicht die beschränkenden Gränzen, welche als Bergfels und jäher Abgrund, als Meer und über kräuterloser Sand, selbst den Lauf der schnellen Gazelle hemmen; sein rascher Fittig spottet des träge heranahenden Winters und entweicht diesem jauchzend, dem Frühlinge nachziehend, von einem Lande ins andere.

Bei keiner andern Thierklasse findet sich, im Allgemeinen wenigstens, der untere Theil des Leibes, der Rumpf, so deutlich, so vollkommen und symmetrisch nach der Richtung der beiden Seiten abgetheilt und entwickelt, als bei den Vögeln. Die Brust, die sich

bei dem Säugethiere nach vornen und unten kahnförmig verengert, ist bei dem Vogel zu einem Gewölbe erweitert; die Vorderfüße, an denen man fast alle Theile, die sich an jenen der Säugethiere finden, unterscheidet, sind zu gewaltigen Flügeln geworden. Bei vielen Landvögeln findet sich am Anfange des Darmkanals, als Erweiterung des Schlundes, der Kropf, aus dessen Drüsen sich, besonders zur Zeit des Ägens der Jungen, viele Säfte absondern; außer diesem ein Vormagen, dessen Zellengewebe eine Menge von Drüsen enthält; endlich der eigentliche Magen oder Fleischmagen, welcher, bei sehr vielen Vögeln, zu den Seiten zwei starke durch sehnigte Bänder verbundene Muskeln und innerlich eine mit fester Knorpelhaut bekleidete Höhle hat, in welcher, besonders mit Hilfe der mit der Nahrung verschluckten Steinchen, die Speise zerrieben wird.

Der Leib der Vögel ist mit Federn bedeckt, welche wenigstens einmal, bei einer sehr großen und vielleicht der größeren Zahl aber zweimal im Jahre, durch das Mansern abgestoßen und durch neue ersetzt werden. Bemerkenswerth scheint es, daß die Zahl der Federn, die sich an der „Hand“ des Vogelstügels befinden und die hier die erste Reihe bilden, immer zehn ist; die Federn des Vorderarms dagegen, welche die zweite Reihe bilden, sind in ihrer Zahl veränderlich. Die Zahl der Schwanzfedern beträgt von zehn bis zwanzig, am gewöhnlichsten jedoch ist sie zwölf, bei den Fühnerarten achtzehn. Das Männchen ist bei den meisten schöner gefärbt und größer, und nur bei den Raubvögeln zeigt sich die merkwürdige Ausnahme, daß das Weibchen meistens, wenigstens um ein Drittheil, größer ist als das Männchen.)

(26. Die Wiederkäuer haben im Innern vier Mägen, mit deren 3 ersten die Speiseröhre mündet, welche das beim Fressen nur grob zerstückelte Gras und Heu in den ersten Magen, den Pansen, schlingt, der bei älteren Thieren der größte und innen mit platten Zäpfchen besetzt ist. Aus dem ersten Magen geht das Futter in den kuglich runden innen mit Zellenfächern besetzten 2ten, die Haube, wo es erweicht, dann durch den Schlund herauf nach dem Mund gebrückt und hier wieder gekäuet wird. Das zum 2ten Male gekaute Futter geht durch den Schlund, dessen Kinnelappen sich hierbei, wo sie durch die Mägen gehen, schließen, in den 3ten Magen, den Psalter, Pöser, der in seinem Innern beim Schaaf 40, beim Ochsen gegen 100 blattartige Hautduplicaturen hat. Der 4te Magen, oder Laab, gleicht dem Magen der anderen Thiere und ist nächst dem Pansen der größte. So lange das Thier noch saugt, geht die Muttermilch größtentheils gleich in den 3ten Magen.)

27. Der Tod des Perikles ist ein Wendepunkt in der griechischen Geschichte. Maaß und Würde und Ordnung weichen seitdem; das Volk erscheint aller Zucht ungebulbig, und Demagogen, welche, wie der Gerber Kleon, durch Schmeicheleien und niedrige Künste dem schlechtesten Theile desselben zu gefallen strebten, mußten es immer mehr verderben. Kleon war von niedriger Herkunft, ohne

Erziehung und aller attischen Feinheit fremd und abhold. Auf der Rednerbühne fehlte ihm aller Anstand; lautes Geschrei und heftige Bewegungen des Körpers sollten, beim Mangel an innerer Haltung, den Schein der Kraft erzeugen. Aber nicht bloß in solchen Außerslichkeiten und leeren Pöffen zeigte sich die Gemeinheit seines Gemüths, sondern auch in sträflichem Eigennutz und wilder Grausamkeit. Um sich zu erheben, suchte er üggenhaft die größern Verdienste anderer Staatsmänner herabzusetzen; jedes Mittel war ihm recht, wenn es seinen persönlichen Zwecken oder seinen Leidenschaften diente, und er hatte keine Ahnung, daß es darüber hinaus eine Steigerung der Triebfedern und der Zwecke geben solle. Freilich erkannten die Wohlgeantanten, wie viel besser es unter Perikles gewesen sei, sie lehnten sich nach dessen wahrhafter durch ächte Milde geläuterter Geistesgröße zurück. Vergeblich, an ihm konnte kein Kleon ein Vorbild erkennen.

28. Hannibal. Wenn man uns fragte, in welchen Zeiten seines Lebens Hannibal größer erschienen sey: als er Spanien unterwarf, als er durch Gallien auf einem ungebahnten Wege durch das Land unbekannter Völker zog, oder als er über die Alpen ging, welche damals auch im Frieden selbst für die nahe wohnenden Völker schwer zu übersteigen waren, durch Italien drang und Rom selbst bedrohte; oder vielmehr, als er, von Allen verlassen, sich in einem Winkel Italiens behauptete, den Untergang seines Bruders fast mit eigenen Augen erblickte, endlich aber in einem Augenblick bey Zama den ganzen Erfolg aller Arbeiten seines Lebens vernichtet sah: so würden wir ohne Bedenken für das Letzte entscheiden. Der große Mann im Glück, so wie die Größe und der Glanz seiner Thaten, ist der Gottheit Eigenthum, wie er ihr Bild ist, sie allein führt alles menschliche Streben zum Ziele des Ruhms; aber der große Mann, der im Unglück nie erliegt, der, wenn des Schicksals Würfel im Spiele des Lebens oder des blutigen Kampfs stets gegen ihn fallen, fest bis ans Ende besteht oder frei das Leben verläßt, der zeigt uns die höchste Vollendung der Menschheit.

Die Gründe, welche Hasdrubal bewogen, seinen ältern Bruder in Italien aufzusuchen, während der jüngere, Mago, in den entfernteren Theilen Spaniens ein neues Heer zu vereinigen suchte, hat Livius in ein vorgebliches Resultat der Berathschlagungen beider Brüder zusammengefaßt. Hasdrubal machte unglücklicher Weise bey seinem Einmarsch in die Lombardey einen unverzeihlichen Fehler; er zog, statt unmittelbar nach Etrurien vorzurücken, erst gegen die Römische Colonie Placentia, die er um so weniger im ersten Anlauf zu nehmen hoffen durfte, als sich vor eifß Jahren Hannibal nach dem Siege am Trebia vergebens gegen sie versucht, und aus Klugheit einem ernstlichen Angriffe sogleich entsagt hatte.

Sobald die Römer die Ankunft Hasdrubals erfahren hatten, schickten sie den einen Consul gegen ihn aus, während der andere Hannibal von der Verbindung mit seinem Bruder abhalten sollte. Das Letzte wäre schwerlich gelungen, wenn nicht Hannibal bey der

Nachricht, daß sein Bruder Placentia belagere, den Voratz, schnell nach Oberitalien vorzurücken, einstweilen aufgeschoben hätte und aus dem Tarentinischen Gebiet weiter südlich gezogen wäre. Hasdrubal hatte indessen die Belagerung von Placentia aufgegeben; er hatte sich in Bewegung gesetzt und Gallier und Numidier mit Briefen an seinen Bruder abgeschickt. Diese Boten waren glücklich durch ganz Italien gekommen, am Ziel ihrer Reise wurden sie auf Tarentinischem Gebiet von Römern entdeckt und ihrer Briefe beraubt. Durch diesen Unfall kam die Nachricht von der Annäherung Hasdrubal's früher an den römischen Consul als an Hannibal selbst, und Claudius erhielt Gelegenheit, den Karthagern die List, die sie gegen ihn in Spanien geübt hatten, durch eine gleiche zu vergelten. Dies entschied in Italien das Schicksal der beiden kriegsführenden Staaten; in Spanien dagegen retteten die Karthager, als sie Claudius täuschten, nur ihr Heer aus den Engen, wo er es eingeschlossen gehalten hatte.

In Umbrien, hatte Hasdrubal geschrieben, wolle er mit seinem Bruder zusammentreffen; ihn aufzuhalten war das consularische Heer, das ihm entgegenstand, völlig hinreichend, der Senat und der Consul Livius waren daher auch sehr unwillig, als sie erfuhren, daß Claudius Nero den Entschluß gefaßt habe, mit den Auserlesenen des Heers sein Lager bey Canusium zu verlassen und seinen Kollegen zu verstärken, um mit ihm vereinigt den einen Bruder zu schlagen, ehe der andere Nachricht von seiner Annäherung erhalten hätte. Weber Nero's Klugheit noch die Tapferkeit der Römer gab indessen eigentlich den Ausschlag; das Glück, welches Rom erheben und Karthago stürzen wollte, zerbrach, um mit Achylus zu reden, den Wageballen und machte die Schaale Roms sinken; sonst wäre unmöglich Hannibal vierzehn Tage lang in seinem Lager ruhig geblieben, während Livius von Casilinum nach Sena und von dort zurück nach Casilinum zog.

Nero hatte nur siebentausend Mann auf diesem durch alle Mittel, durch aufgebotene Pferde und Wagen und Lebensmittel, beschleunigten Zuge mit sich genommen, diese waren aber aus den Römern und aus der gesammten Macht der Bundesgenossen ausgefucht. Hasdrubal ward nicht getäuscht, so vorsichtig auch Nero zur Nachtzeit in das Lager seines Kollegen einzog, so sorgfältig man seine Ankunft dadurch verbarg, daß kein einziges neues Gezelt aufgeschlagen, sondern die siebentausend Mann im ganzen Lager vertheilt wurden. Der karthagische General wußte von Spanien her, daß, wo zwey Oberbefehlshaber mit gleichem Commando in einem römischen Lager seyen, zweymal der Abendmarsch geblasen werde; daraus errieth er Nero's Ankunft. Gerade dies war aber sein Unglück. Er hätte sich leicht einige Tage in seinem Lager halten können, während der Zeit hätte Hannibal eine Bewegung gemacht; er konnte sich aber die Ankunft des andern Consuls nur daraus erklären, daß Hannibal geschlagen sey, und wollte daher durch einen eiligen Rückzug sein Heer zu

retten suchen. Die Römer eilten ihm nach, und es ward ihm unmöglich, ein Treffen zu vermeiden.

Leider hat sich von Polybius eifstem Buch nur ein unbedeutendes Fragment erhalten; dieses Buch handelte genau von der Ankunft Hasdrubal's in Italien, von seinem Charakter im Allgemeinen und von der Schlacht, die er am Metaurus in den Gegenden von Sena, oder nach neuerer Art zu reden an dem Flüsschen, welches unweit Fossombrone, nicht weit von Fano, nach Sinigaglia zu ins Adriatische Meer fällt, den beiden Consuln lieferte. Indessen ist Livius, wie aus dem Fragmente hervorgeht, dem Polybius genau gefolgt. Beide sind einstimmig im Lobe Hasdrubal's, beide gehen, daß seine Stellung vortrefflich war, und daß er den Sieg in Händen hatte, bis Claudius eine ganz ungewöhnliche Bewegung machte, sich mit einem Theile des rechten Flügels hinter die Seinigen herzog und alsdann den linken feindlichen Flügel umging. Hasdrubal selbst blieb im Treffen, nachdem er alle Pflichten eines guten Anführers erfüllt; sein Heer wurde in der Schlacht oder doch gleich nachher vernichtet. Claudius begann in der Nacht unmittelbar nach der Schlacht seinen Rückweg ins vorige Lager, und machte die zweyhundert siebzig Römische, also etwa fünf und vierzig deutsche Meilen innerhalb sechs Tagen, also in noch kürzerer Zeit, als er vorher von Casilinum nach Sena gekommen war.

Mag man von der Anekdote, daß Claudius Hasdrubal's Kopf dem Hannibal auf Neuseeländische Weise zugesandt, und dieser ausgerufen habe, „er erkenne in diesem Haupte Karthago's Schicksal,“ halten was man will, so wird man doch zugeben, daß nach dem Verluft von Sicilien und Spanien die Vernichtung eines so bedeutenden Heers alle Hoffnungen Hannibal's niederschlagen mußte. Um desto mehr ist es zu verwundern, daß er, auf Bruttien beschränkt, sich in Italien unbesezt zu erhalten verstand, sein Heer recrutirte, und was uns noch mehr in Erstaunen setzt, es in einer an Getraide nicht eben sehr reichen Gegend mit Lebensmitteln versorgte. Die Unmöglichkeit, in den gebirgigen Theilen von Lucanien und Bruttien Heere zu ernähren, scheint auch die Römer abgehalten zu haben, Hannibal mit vereinigten Kräften zuzusetzen.

29. Attila. Die Hunnen, welche die teutschen Völker theilt und in beständigem Kampfe mit den Römern sahen, welche dagegen Nichts in den Römern erblickten als Verlegenheit und Noth, Nichts als Schwäche, List und Verdorbenheit, mußten auf den Gedanken neuer Unternehmungen kommen. Das römische Reich schien ihnen nicht entgehen zu können. Nur war ein Mann nöthig, der die Horden zu vereinigen, die Könige der unterworfenen Völker um sich zu versammeln, die Teutschen in der Nähe und in der Ferne zu unterwerfen oder mit sich zu verbinden verstand. Und ein solcher Mann, der die Lösung dieser Aufgabe theils bewirkte, theils mit Nachdruck versuchte, ging aus den Verhältnissen hervor. Es war Attila, Munduch's Sohn, wie Priscus sagt, oder Munduc's, wie es bei Jornandes heißt.

Von dem Leben und den Thaten dieses Fürsten sind uns nur sehr wenige Nachrichten aufbehalten. Die Geschichte zeigt ihn auf einer Höhe von Ansehen und Macht, auf welcher er die Ehrfurcht der Seinigen war und der Schrecken fremder Völker; aber sie läßt nur vermuthen, auf welche Art er diese Höhe erreicht hatte. Jornandes nennt ihn den Herrn aller Hunnen, fast den einzigen Regierer von ganz Scythien, wunderbar berühmt unter allen Völkern der Welt. Wie Attila auf dieser Höhe stand, mit welchem Wesen und in welcher Weise, darüber ist uns von Priscus, dem Sophisten, ein schönes Zeugniß überliefert, welches die Aufmerksamkeit nur vermehren kann. Priscus nämlich begleitete eine Gesandtschaft des Kaisers Theodosius II an Attila. Er begab sich mit dieser Gesandtschaft nach dem zerstörten Naissus und weiter über die Donau. Er fand den König nicht fern von diesem Strom. Alldann folgte er demselben fünfzehn Tagereisen weit über mehrere schiffbare Flüsse hinweg, zu seinem königlichen Palaste. Diesen Palast, aus starkem geglättetem und getäfeltem Holze, vielleicht von griechischen Baumeistern, erbauet, mit großen Hallen und Höfen, hat Priscus gesehen, betrachtet, untersucht. Er ist auf den kostbaren Teppichen gewandelt, mit welchen der Fußboden bedeckt war. Er hat Theil genommen an den prachtvollen Gastmahlen des Königs und hat köstlichen Wein aus goldenen Bechern auf sein Wohl getrunken. Und was er unter solchen Umständen erlebt und gesehen hat, das ist von ihm aufgezeichnet worden.

Wenn man nun erwäget, daß Priscus ohne Zweifel mit den Augen eines Griechen sah, daß auch ihm der Dünkel nicht fremd sein konnte, der Griechen und Römern gegen Barbaren eigen war, daß er vielleicht mit den ärgsten Vorurtheilen zu dem Könige der Hunnen ging, der großes Bedrängniß über die Römer gebracht hatte und mit noch größerem drohete; so ist es unmöglich ohne Bewunderung und Erstaunen zu lesen, was von ihm erzählt ist. Attila erscheint als ein außerordentlicher Mann. In seinem ganzen Benehmen ist Ernst und Würde. Einfach in seiner Art zu sein und zu leben, und mäßig in seinen Genüssen, steht er weniger gefürchtet als verehrt in seiner Umgebung. Feierlich wird er von Frauen und Jungfrauen empfangen, freudig unter Lobgesängen begrüßet. Seinem Richterstuhle nahen sich mit Vertrauen die streitenden Parteien, und empfangen aus seinem Munde den Schiedspruch der Billigkeit. Die Freude seines Hofes nicht störend, hat er seine Seele großen Gedanken zugekehret. Seine Anwesenheit erhält nur den Anstand und die Würde der Gesellschaft. Selbst Scherz und Pöffen mißgönnt er den Seinigen nicht; aber er sorget dafür, daß in der Lust des Gelages die Thaten der Hunnen durch Gesang und Saitenspiel in das Gedächtniß der Theilnehmer zurück gerufen werden, damit den Alten eine freudige Erinnerung bleibe und die Jugend einen scharfen Sporn erhalte zur Racheiferung der Väter.

Seine Frauen leben freundlich und frei, und beweisen sich gegen die Fremden, in gesitteter Weise, unbefangen und gefällig.

Seine älteren Söhne zeichnet er aus nach Gebühr, und den Kleinsten liebkost er mit väterlicher Freude auf seinen Knien. Gegen die Gesandten fremder Mächte zeigt er Vorsicht und Mißtrauen, und bemühet sich, ihnen die Macht seines Geistes und seiner Waffen fühlbar zu machen; aber die Gesetze des Völkerrechtes werden geachtet, und an zuvorkommender Artigkeit fehlt es nicht. Und wie hart er sein mag gegen den Ungehorsam seiner Untergebenen, selbst einem meuchelmörderischen Anschlag, der in Constantinopel wider sein Leben angesponnen war, tritt er mit verachtender Großmuth entgegen.

Spätere Zeiten haben Attila's Bild, wie es von Priscus entworfen ist, entsetlet; sie haben an seinen Namen einen Schauer gehängt, von welchem der menschliche Blick sich gern hinweg wendet; denn die Größe eines Eroberers wird nur dann verziehen, wenn sie Bestand und Dauer hat. Sage und Dichtkunst haben sich seiner um so lieber bemächtigt, je ungewisser seine Geschichte, je unbekannter seine Thaten waren. Der Augenzeuge jedoch steht unbestritten da, und vor seiner Aussage fällt zusammen, was von der Mähr geboren, vom Gerücht erzogen und von der Kunst gestaltet ist.

30. König Knut errichtete eine Kriegerschaar von 3000 oder 6000 Mann, die nicht aus dem Aufgebote der Landwehr oder Seefahrer, also dem Gemeinwesen, hervorging, sondern wie einst die germanischen Gesolge nur der Person des Führers pflichtig war — die Einglied oder Fustlarie, welche von Knut aus den Begüterten seiner sämtlichen Landschaften zusammengestellt, theils in England, theils in Dänemark gelagert waren, mit vergoldeten Streitärten und Schwertgriffen prangten, dem Hofgesinde, Hirde-männ, zugezählt und auch durch ein eigenes Zuchtgesetz von der Volksmasse geschieden wurden. Sie wurden die Pflanzschule des Lehnsadels, und das ihnen gegebene Gesetz, Witherlagsrett, zwischen 1020 — 1035 von den Seeländern Oppo und Eskild aufgezeichnet, späterhin allgemeines Adelsgesetz.

Dies Witherlagsrett ist das älteste Denkmal echt historischer Gesetzgebung in der dänischen Geschichte, leider aber nicht in seiner ursprünglichen Gestalt auf uns gekommen. Die uns erhaltenen Angaben aus demselben oder über dasselbe jedoch erkennen, daß es bloße Zucht- und Friedensordnung war; allerdings tritt darin Straffagung bestimmter als im bürgerlichen Rechte jener Zeit hervor. Wer die Treue brach, verwirkte das Leben; wer einen Waffengenossen schlug oder verwundete, fiel, Nithing benannt, in Acht, jeder Witherlagsmann war verpflichtet ihn anzugreifen, wenn er ihm begegnete und ein Geschloß mehr als jener hatte; that er's nicht, verlor er seine Ehre und ward ebenfalls Nithing. Wer des Waffengenossen Noß eigenmächtig gebrauchte oder bei der Fütterung dem eigenen Ahren, jenem nur Stroh gab, bekam an dem gemeinsamen Speisetisch einen niedern Platz; wer drei Mal geküßt hatte, ohne sich zu bessern, den untersten und durfte von allen

Eisgenossen mit Knochen geworfen werden. Der gemeinsamen Zuchtordnung war Knut selbst unterworfen, und als er zuerst durch Mord eines Hufkarl sie brach, hielt die Gesamtheit Rath, ob sie ihn tödten wollten; es blieb dabei, daß Knut in ihrer Mitte auf ein Polster niederkniete und so den Spruch vernahm, der ihn von der Strafe entband; er selbst aber legte sich eine Buße von 360 Mark auf.

Man hat in den Hufkarlen eine Gilde erkennen wollen; jedenfalls ist die Gegenseitigkeit der Friedensverbürgung gildenartig, und wahrscheinlich, daß durch Knut zuerst Schutzgilden aus England nach Dänemark verpflanzt wurden. Knuts Freund Ork stiftete 1024 eine Gilde Gott und St. Peter zu Ehren; sie wurde Muster der nachherigen dänischen Gilden.

31. Friedrich I war mittlerer Größe und wohlgebaut, sein Haar blond, kurz abgeschnitten und nur auf der Stirn gekräuselt, seine Haut weiß, seine Wangen roth und sein Bart rüthlich, weshalb ihn die Italiener Barbarossa nannten. Er hatte schöne Zähne, seine Lippen, blaue Augen, einen heiteren, aber durchbringenden und der inneren Kraft sich gleichsam bewußten Blick. Sein Gang war fest, die Stimme rein, der Anstand männlich und würdevoll, die Kleidung weder gesucht noch nachlässig. Keinem stand er auf der Jagd und in Leibesübungen nach, keinem an Heiterkeit bei Festen; nie aber durfte der Aufwand in übermäßige Pracht, nie die gesellige Lust in Völlerei ausarten. Seine Kenntnisse konnten in jener Zeit und bei der mehr weltlichen Richtung seines Lebens nicht umfassend sein; doch verstand er Lateinisch und las gern und fleißig die römischen Schriftsteller.

Ungeachtet großen Feldherrntalents sah er im Kriege immer nur ein Mittel für den höhern Zweck, den Frieden. Furchtbar und streng zeigte er sich gegen Widerstrebende, versöhnlich gegen Reuige, herablassend gegen die Feinden; doch verlor er weder in der Freude noch im Schmerze jemals Würde und Haltung. Selten trog ihn sein Urtheil, fast nie sein Gedächtniß. Gern hörte er Rath; die Entscheidung aber kam, wie es dem Herrscher gebührt, stets von ihm selbst. Andacht an heiliger Stätte, Ehrfurcht gegen Geistliche, als Verkünder des göttlichen Wortes, möchte man Eigenschaften des Zeitalters überhaupt nennen; wenige verstanden jedoch, so wie er, die übertriebenen Forderungen der Kirche davon zu sondern und ihnen mit Nachdruck entgegenzutreten. Rücksichtslos die Geseze vollziehen hielt er für die erste Pflicht des Fürsten, ihnen unbedingt gehorsamen für die erste des Unterthans. Überall stärkte er seinen Willen und seine Kraft dadurch, daß er nur das unternahm, was nach seiner Überzeugung dem Rechte und den Gesezen gemäß war, und daß er auf große Vorbilder früherer Zeiten mit der Begeisterung hinblickte, welche selbst ein Zeichen der Tüchtigkeit ist.

Insbefondere hatte er Karl den Großen zum Muster genommen und erklärte, ihm nachstrebend müsse man das Recht der Kirchen,

das Wohl des Staates, die Unverletzlichkeit der Geseze im ganzen Reiche zu gründen und herzustellen suchen. Aber selbst in späteren Jahren, wo er dem würdigen ihm verwandten Geschichtschreiber Otto von Freisingen Nachrichten über seine wahrlich nicht unbedeutenden Thaten mittheilte, fügte er, von eitler Selbstliebe keiner Seelen weit entfernt und fast wehmüthig, hinzu: „im Vergleich mit dem, was jene herrlichsten Männer der Vorzeit leisteten, sind dies vielmehr Schatten als Thaten!“

32. Heinrich der Löwe. Während Heinrich VI in Italien und Deutschland auf jede Weise seine Macht zu mehren suchte, hatte Heinrich der Löwe zwar auch mit Fleiß für die Verwaltung seiner jetzt im Frieden schön aufblühenden Besitzungen gesorgt, aber sich allmählich doch immer mehr vom Weltlichen abgewandt. Einsam und lange von seinen Söhnen getrennt — denn Heinrich war mit dem Kaiser nach Apulien gezogen und Wilhelm und Otto lebten theils als Geiseln für ihren Oheim Richard in Osterreich theils in England — beschäftigte sich der bejahrte Herzog mit der Geschichte von Deutschland. Er ließ die alten Zeitbücher sammeln, abschreiben, ordnen, und ergözte sich so sehr an deren Inhalt, daß er oft ohne Ermüdung ganze Nächte hindurch sich daraus vorlesen ließ. Keiner, dem es Ernst ist mit seinen Thaten, kann gleichgültig seyn gegen die Vergangenheit, und je mehr das Alter diesem Leben ein Ende zu machen droht, desto mehr sehnt sich ein Held nach der durch den Geschichtschreiber vermittelten Unsterblichkeit.

Doch baute Heinrich mit Recht seine Hoffnung nicht ausschließlich auf diesen irdischen Nachruhm, sondern das Christenthum trat ihn tröstend näher und erhielt seinen Muth auch in der letzten Krankheit. Er fühlte, daß es die letzte sein würde, und berief deshalb seinen aus Italien zurückgekehrten Sohn und den Bischof von Magdeburg, damit sie bei seinem Ende zugegen seyn möchten. Ein unerwarteter schrecklicher Donnerschlag zündete igt das Gebäude an, in welchem er daniederlag, aber in der allgemeinen Angst blieb er allein gefaßt, bis das Feuer durch die Thätigkeit der Feinde und den starken Regen gelöscht war. Niemand hörte in der schmerzhaften Krankheit eine Klage von dem sonst so Ungebuldigen. „Herr, sey mir armen Sünder gnädig“, waren seine letzten Worte. Er starb zu Braunschweig am sechsten August 1195, im sechs und sechszigsten Jahre seines Alters, und liegt in der von ihm erbauten Klosterkirche des heiligen Blasius neben seiner Gemahlinn begraben. Des Löwen Feinde und manche nur auf Wechsel Begierie freuten sich über dessen Tod, bald nachher aber wünschten sie den Tapfern, den Selbennüthigen zurück.

Selten würdigt das lebende Geschlecht die großen Männer der eigenen Zeit ohne Vorliebe und Haß, und nicht immer gelingt es, die Geschichte von den entstellenden Zusätzen parteiischer Berichterstatte zu reinigen und zu läutern; ja in dem vorliegenden Falle haben sich, bis auf die neuesten Zeiten, fast alle Geschichtsforscher nur bestrebt, dem noch fortblühenden Geschlecht der Welfen jeden

Borwurf abzunehmen, das untergegangene Geschlecht der Hohenstaufen hingegen jedes Schmuckes zu berauben und ihm jede Schuld aufzubürden. Dies Verfahren ist um so tadelnswerther, da beide Geschlechter zwar nicht von Fehlern und Irrthümern frei sind, aber auch in beiden sich Männer von solcher Geisteskraft und Charaktergröße finden, daß wir sie vor menschlichen Richtersthühlen lossprechen und denen beizählen müssen, auf welche spätere Nachkommen zurückblicken können, um sich selbst zu kräftigen und zu erheben.

33. Saladin ward im Jahre 1137 zu Takrit, einer mesopotamischen Stadt, geboren. Sein Vater Ghub, von dem dieser Herrscherstamm den Namen Ghubiden erhielt, und sein Oheim Schirkuh zogen zum Chalifen nach Bagdad, und dienten ihm mit Auszeichnung, bis Schirkuh in heftigem Zorne einen von dessen Beamten erschlug. Beide Brüder wandten sich hierauf nach Mosul, und gewannen zuerst bei Jenki, dann bei Nureddin das größte Ansehen. Saladin verlebte einen Theil seiner Jugend in der prachtvollen Ghub's Leitung anvertrauten Stadt Balbel, und hatte, bei seiner heitern fröhlichen Natur, eine Abneigung vor Staatsgeschäften, bis sich ihm bei seiner zweiten Anwesenheit in Ägypten die Möglichkeit darbot, Herrschaft zu gewinnen. Sein Benehmen gegen die Erben Nureddins unterliegt nach abenländisch-christlichen Ansichten gerechtem Tadel; nach morgenländischem Standpunkte war aber der Sturz eines zweideutig oder gar feindlich gesinnten Beziers etwas ganz gewöhnliches, und der Gedanke eines gesetzlich unwandelbaren (legitimen) Erbrechtes der Herrscherstämme nie aufgestellt, viel weniger anerkannt und befolgt worden.

Von dem Augenblicke, wo Saladin seine Herrscherlaufbahn betrat, zeigte er männlichen Ernst und große Thätigkeit, ohne daß diese in Kleinigkeitsucht, oder jener in finstere Strenge ausgeartet wäre. Alle Gebote des Islam befolgte er genau und kannte selbst die wissenschaftlichen Ansichten und Streitigkeiten über diese Lehre; so wenig er sich aber, Gott und seiner eigenen Kraft vertrauend, von Spitzfindigkeiten, Sterndeuterei und Aberglauben übermannen ließ, so wenig mochte er Freiberter und Neuerer leiden. Bei diesen Gesinnungen mußte ihm der Krieg gegen die Christen politisch und religiös von der höchsten Wichtigkeit seyn; auch verfolgte er den Plan der Eroberung Syriens beharrlich und trotz aller Hindernisse. Zweimal in der Woche wohnte er in der Regel den Gerichten bei, wo man selbst wider des Sultans nächste Verwandte mit Erfolg klagen konnte, ja er stellte sich persönlich, wenn gegen ihn Streit erhoben ward, und unterwarf sich dem Spruche.

Einst saß er vor seinem Zelte, und sagte, als ihn jemand eine Bittschrift überreichte: „das Schreibzeug fehlt, ich kann nicht sogleich Bescheid ertheilen“; jener aber erwiderte: „es steht im Zelte“, und Saladin holte es und schrieb. — Das Maulthier Bohadin's, seines Geschichtschreibers, der neben ihm ritt, bespritzte ihn sehr mit Roth; er scherzte darüber und erlaubte jenem nicht, sich deshalb zu entfernen. — Einem Christenweibe war ihre Tochter

geraubt worden; dem Kufe vertrauend suchte sie Hülfe bei Saladin; dieser erforschte, wer das Mädchen gekauft hatte, und gab es der Mutter zurück. — Züge solcher Art zeigen freilich in gewissem Sinne nur das Natürliche und Gewöhnliche; allein bei Sultanen ist leider zu oft die gräulichste Unnatur das Gewöhnlichste, und selbst die Franken erhoben sich damals nicht zu der Redlichkeit, Gerechtigkeit, Großmuth und Milde Saladins.

Ungeachtet dieser herablassenden Milde des Sultans und der Gewandtheit, für jeden sogleich einen angenehmen Gegenstand des Gespräches aufzufinden, fehlte doch nie der gebührende Anstand in seiner Gesellschaft, nie wurden zweideutige Reden gehört. Wissenschaftliche Beschäftigungen galten ihm für Erholung, kein Gelehrter ward von ihm abgewiesen, keiner entlassen ohne ein Geschenk empfangen zu haben. Oft ließ er sich geistliche oder weltliche Geschichten vorlesen, und die Darstellung großer gewaltiger Thaten bewegte ihn nicht minder zu Thränen, als Erzählungen von einfachen die Theilnahme ansprechenden Begebenheiten. Ohne Ziererei verstattete er seinen Gefühlen freien Lauf; selten aber übermannte ihn der Zorn, nie verließ ihn in unglücklichen Lagen die Heiterkeit und Fassung, nie in Krankheiten die Geduld. Nur Verleumdungen konnten ihn heftiger aufreizen. Sein Geist zeigte sich weit erhaben über die bloße Leidenschaft des Besitzes, und größer selbst als die Unbescheidenheit der Fordernden war seine Neigung zum Bewilligen. Er wußte, daß die Quellen reichlich flossen und gab nicht minder bei geleerter als bei gefüllter Schatzkammer, weshalb die Schatzmeister oft heimlich Summen zu außerordentlichen Ausgaben zurücklegten. Betrogen ihn jene, so verloren sie zwar ihre Stellen, erlitten aber keine weitere Strafe, denn Geldgier erschien dem Sultans so allgemein als gemein.

Am 4ten März 1193 starb Saladin im siebenundsunzigsten Jahre seines Alters an einem heftigen Fieber. „Nimm dies Kleid, sprach er auf dem Krankenlager zu seinem Fahnenträger, zeige es als „Tobtenfahne und verkünde, daß der Beherrscher des ganzen Morgenlandes nichts mit sich zu nehmen vermag; nur ein einziges Kleid begleitet ihn in das Grab!“ Auch hinterließ Saladin weder Haus und Garten noch Landgut, und überhaupt kein Eigenthum, ausgenommen siebenundvierzig nagaritische Silberlinge und ein tyrisches Goldstück. Zu seinem Sohne Asfal sagte Saladin beim Abschiede: „verehre das höchste Wesen und befolge seine Gebote, denn es ist die Wurzel alles Guten und in ihm ruht alles Heil. Vergieße kein Blut, denn es schläft nicht, sondern kommt auf dein Haupt. Erhalte dir die Herzen deiner Unterthanen durch Liebe und Sorgsamkeit, denn sie sind dir von Gott durch mich übergeben. Begünstige die Edeln, denn nur durch Milde bin ich zu irdischer Gräße gelangt. Beleidige Niemand, denn erst nach geübter Rache pflegen sich die Menschen wieder zu veröhnen. Hasses niemand, denn allen steht der gleiche Tod bevor. Hast du gegen Gott gesündigt, so sey reinig; er ist barmherzig.“

34. Katharina, Gräfin von Schwarzburg. Eine

teutsche Dame aus einem Hause, das schon ehemals durch Heldenmuth gegläntzt, und dem teutschen Reiche einen Kaiser gegeben hat, war es, die den fürchterlichen Herzog von Alba durch ihr entschlossenes Betragen beynahe zum Zittern gebracht hätte. Als Kaiser Karl V im Jahr 1547, nach der Schlacht bey Mühlberg, auf seinem Zuge nach Franken und Schwaben auch durch Thüringen kam, wirkte die verwittwete Gräfin Katharina von Schwarzburg, eine geborne Fürstin von Henneberg, einen Saube-Garde-Brief bey ihm aus, daß ihre Unterthanen von der durchziehenden spanischen Armee nichts zu leiden haben sollten. Dagegen verband sie sich, Brod, Bier und andere Lebensmittel gegen billige Bezahlung aus Rudolstadt an die Saalbrücke schaffen zu lassen, um die spanischen Truppen, die dort übersetzen würden, zu versorgen. Doch gebrauchte sie dabey die Vorsicht, die Brücke, welche dicht bey der Stadt war, in der Geschwindigkeit abbrechen und in einer größern Entfernung über das Wasser schlagen zu lassen, damit die allzugroße Nähe der Stadt ihre raublustigen Gäste nicht in Versuchung führte. Zugleich wurde den Einwohnern aller Dörfschaften, durch welche der Zug gieng, vergönnt, ihre besten Habeligkeiten auf das Rudolstädter Schloß zu flüchten.

Mittlerweile näherte sich der spanische General, vom Herzog Heinrich von Braunschweig und dessen Söhnen begleitet, der Stadt und bat sich durch einen Boten, den er voranschickte, bei der Gräfin von Schwarzburg auf ein Morgenbrod zu Gast. Eine so bescheidene Bitte, an der Spitze eines Kriegsheers gethan, konnte nicht wohl abge schlagen werden. Man würde geben, was das Haus vermöchte, war die Antwort; seine Excellenz möchte kommen und vorlieb nehmen. Zugleich unterließ man nicht, der Saube-Garde noch einmal zu gedenken und dem spanischen General die gewissenhafte Beobachtung derselben ans Herz zu legen.

Ein freundlicher Empfang und eine gut besetzte Tafel erwarteten den Herzog auf dem Schlosse. Er muß gestehen, daß die thüringischen Damen eine sehr gute Küche führen und auf die Ehre des Gastrechts halten. Noch hat man sich kaum niedergesetzt, als ein Eilbote die Gräfin aus dem Saal ruft. Es wird ihr gemeldet, daß in einigen Dörfern unterwegs die spanischen Soldaten Gewalt gebraucht und den Bauern das Vieh weggetrieben hätten. Katharina war eine Mutter ihres Volks; was dem Armlen ihrer Unterthanen widersuhr, war ihr selbst zugestossen. Aufs Äußerste über diese Wortbrüchigkeit entkräftet, doch von ihrer Geistesgegenwart nicht verlassen, befiehlt sie ihrer ganzen Dienerschaft, sich in aller Geschwindigkeit und Stille zu bewaffnen und die Schloßpforten wohl zu verriegeln; sie selbst begiebt sich wieder nach dem Saale, wo die Fürsten noch bey Tische sitzen. Hier klagt sie ihnen in den beweglichsten Ausdrücken, was ihr eben hinterbracht worden und wie schlecht man das gegebene Kaiserwort gehalten. Man erwiedert ihr mit Lachen, daß dies nun einmal Kriegsgebrauch sey und daß bey einem Durchmarsch von Soldaten dergleichen kleine Unfälle nicht zu verhüten ständen. „Das wollen wir doch sehen,“ antwortete sie aufgebracht.

„Meinen armen Unterthanen muß das Ihrige wieder werden, oder, bey Gott!“ — indem sie drohend ihre Stimme anstregte — „Fürstenblut für Ochsenblut!“ Mit dieser kühnen Erklärung verließ sie das Zimmer, das in wenigen Augenblicken von Bewaffneten erfüllt war, die sich, das Schwert in der Hand, doch mit vieler Ehrerbietigkeit, hinter die Stühle der Fürsten pflanzten und das Frühstück bedienten.

Beim Eintritt dieser kampflustigen Schaar veränderte Herzog Alba die Farbe; stumm und betreten sah man einander an. Abgeschnitten von der Armee, von einer überlegenen handfesten Menge umgeben, was blieb ihm übrig, als sich in Geduld zu fassen und, auf welche Bedingung es auch sey, die beleidigte Dame zu versöhnen? Heinrich von Braunschweig faßte sich zuerst und brach in ein lautes Gelächter aus. Er griff den vernünftigen Ausweg, den ganzen Vorgang ins Lustige zu kehren, und hielt der Gräfin eine Lobrede über ihre landesmütterliche Sorgfalt und den entschlossenen Muth, den sie bewiesen. Er bat sie, sich ruhig zu verhalten, und nahm es auf sich, den Herzog von Alba zu Allem was billig sey, zu vermögen. Auch brachte er es bey dem Letztern wirklich dahin, daß er auf der Stelle einen Befehl an die Armee ausfertigte, das geraubte Vieh den Eigenthümern ohne Verzug wieder auszuliefern. Sobald die Gräfin von Schwarzburg der Zurückgabe gewiß war, bedankte sie sich aufs Schönste bei ihren Gästen, die sehr höflich von ihr Abschied nahmen.

Ohne Zweifel war es diese Begebenheit, die der Gräfin Katharina von Schwarzburg den Beynahmen der Heldenmüthigen erworben. Man rühmt noch ihre standhafte Thätigkeit, die Reformation in ihrem Lande zu befördern, die schon durch ihren Gemahl, Graf Heinrich XXXVII darinn eingeführt worden, das Mönchswesen abzuschaffen und den Schulunterricht zu verbessern. Vielen protestantischen Predigern, die um der Religion willen Verfolgungen auszustehen hatten, ließ sie Schutz und Unterstützung angedeihen. Unter diesen war ein gewisser Caspar Aquila, Pfarrer zu Saalfeld, der in jüngern Jahren der Armee des Kaisers als Feldprediger nach den Niederlanden gefolgt war und, weil er sich dort geweigert hatte eine Kanonenkugel zu taufen, von den ausgelassenen Soldaten in einen Feuermörser geladen wurde, um in die Luft geschossen zu werden; ein Schicksal, dem er noch glücklich entkam, weil das Pulver nicht zünden wollte. Jetzt war er zum zweitemal in Lebensgefahr, und ein Preis von 5000 Gulden stand auf seinem Kopfe, weil der Kaiser auf ihn zürnte, dessen Interim er auf der Kanzel schmählich angegriffen hatte. Katharina ließ ihn, auf die Bitte der Saalfelder, heimlich zu sich auf ihr Schloß bringen, wo sie ihn viele Monate verborgen hielt, und mit der edelsten Menschenliebe seiner pflegte, bis er sich ohne Gefahr wieder sehen lassen durfte.

Sie starb, allgemein verehrt und betrauert, im 58sten Jahr ihres Lebens und im 29sten ihrer Regierung. Die Kirche zu Rudolstadt verwahrt ihre Gebeine.

35. Carl IX und Christian IV. Der thätige Carl IX in

Schweden, „ein großer König, ein schlechter Bürger, ein vollkommener Staatsmann, hart, tyrannisch und grausam, aber stets das Wohl und die Ehre des Staates vor Augen,“ hatte schon bald nach Antritt seiner Regierung den norwegischen Beherrschern unwiederbringlich die alte Gränze entwandt, welche sonst an die Bottnische Bucht ja bis Uleoborg sich erstreckte, und die unter den gemeinschaftlichen Königen nach der Calmarschen Union in diesen Wäldnissen schon durchaus schwankend geworden war. Denn Carl IX. vertheilte zuerst die ganze Ausdehnung des Schwedischen Lapplands in Pastorate, schickte den Lappen Missionarien und Prediger und baute Kirchen bis in die äußersten Wüsten. Der Besitz entschied für die Gränze, und die Norweger hatten keine Niederlassungen diesseits des Gebirges. In der That konnte man auch diese Gegenden für Norwegen als verloren ansehen, seitdem Schweden, nicht Normänner, in der Mitte des 14ten Jahrhunderts die Mündungen der großen Ströme von Piteo, Luleo und Torneo besetzt hatten; denn nun fielen die Vortheile des oberhalb der Ströme liegenden Lapplands in Schwedische Hände, und die Produkte der Jagd wurden den leichteren Weg, die Flüsse herunter, und nicht mehr über das Gebirge an des Oceans Küsten geführt.

Carl IX. verband diese Gegenden noch fester mit Schweden, da er auch die weltliche Gerichtsbarkeit dort einführte, Häräds-höfvinger bestellte und Fögde herausschickte, um Schatzungen zu fordern. Aber sein Ehrgeiz begnügte sich mit diesen inneren Eroberungen noch nicht. Er kannte den Werth der Fischereien an der Seeküste, und diese Küste unter Schwedische Oberherrschaft zu bringen ward ihm nun ein lange anhaltend und beharrlich verfolgter Gedanke. Deshalb ließ er sich schon durch einen öffentlichen Artikel in dem Frieden mit den Russen zu Teusfn bei Narva am 18 Mai 1595 alle Gegenden abtreten, welche zwischen Ostbottn und dem Barangerfjord liegen; — allein ein geheimer Artikel erstreckte diese Abtretungen noch unendlich viel weiter. Der Czar entsagte darinnen zu Gunsten Schwedens allen seinen Ansprüchen an Finmarken und einen großen Theil von Nordland; wahrscheinlich so weit einst die Russen als Räuber die Küste befahren hatten, oder vielleicht noch mehr, so weit Carl die Gränze dieser Abtretung bestimmte.

Dem Könige Christian IV. von Dänemark wären diese schwedischen Plane lange verborgen geblieben, hätte sie ihm nicht ein Zufall verrathen. Denn als er sich von Antwerpen die Charten hatte verschreiben lassen, welche die bekannten Geographen Ortelius und Hondius damals herausgaben, so fand er zu seinem Erstaunen auf einer neuen Charte der nordischen Reiche Finmarken und einen Theil von Nordland bis zum Lysfjord durch eine starke Gränzlinie von Norwegen getrennt und mit derselben Farbe, wie Schweden bezeichnet. Er läßt an Ortelius schreiben und ihn über die Ursache einer so sonderbaren Begränzung befragen. Der Geograph antwortet, er habe hierinnen ganz dem Bericht eines französischen Capitains gefolgt, der in dem letzten Kriege der Russen und Schweden dem

Feldherrn Jacob de la Garbie gefolgt, und bei dem Frieden gebraucht worden sey, und der nach seiner Rückkehr über den ganzen Krieg einen französischen Bericht in Rochelle herausgegeben habe. In diesem Buche wird unter den Artikeln des Friedens ausdrücklich angeführt, daß der Großfürst die Schweden auf keine Art verhindern wolle, von allen Lappen Schatzungen einzutreiben, welche bis zum Malangerfjord hin wohnen.

Der König von Schweden blieb bei leeren Worten nicht stehen; er suchte sogleich die vermeinten Abtretungen zu benutzen, und hätte er in Christian IV. einen weniger thätigen und durchschauenden Widersacher gefunden, wahrscheinlich hätte er ganz Nordland auf immer mit Schweden vereinigt. Aber Christian hatte durch seine Reise nach Wardöhus einen Theil dieser Gegenden selbst kennen gelernt, und, hatte er auch die Russen nicht mehr von Cola vertreiben können, so glückte es ihm doch besser, dort Schwedische Niederlassungen zu verhindern.

Seine Klagen bewirkten schon 1603 einen Congreß zu Flatebeck in Blekingen; doch dieser fruchtete noch wenig; denn schon 1604 beschwerten sich die Lappen im Innern der Fjorde, daß die Schwedischen Fögde in der ganzen Länge von Wardö bis Malanger herunter Schatzungen von ihnen erhoben hätten; und mit Gothenburgs Privilegien, welche dieser Stadt das Recht erteilten, im Barangerfjord und in anderen Häfen von Finmarken zu fischen, wagte es endlich Carl öffentlich seine Absichten auf die nordischen Küsten zu erklären. Fast zu derselben Zeit, am 4ten Juli 1610, ward Stellan Wörner als Schwedischer Commissair mit einem Gefolge nach Lysfjord in Lövdingens Prästegjeldt geschickt und ihm besonders angedeutet, sich nicht mit der Hälfte der Schatzungen zu begnügen, welche ihm vielleicht von den Dänischen Beamten könnte angeboten werden. Lars Larsson sollte als Fögde alle diese Lappen, bis gegen Finmarken hin, nach Schwedischen Gesetzen regieren. Und sonderbar genug, in des Königs Instruction für den Fögde sind alle kleine Fjorde und Meerbusen der ganzen Küste so genau und vollständig aufgeführt und so richtig benannt, wie man sie auch seitdem noch nie in einer Beschreibung dieser Gegenden findet, oder auf irgend einer Charte, selbst nicht auf der neuesten und besten, die man Pontoppidans Fleiße verdankt. Beweis genug, wie sehr der König diese Küste hatte untersuchen lassen, und wie sehr es ihm am Herzen liegen mochte, hier die Schwedischen Fahnen zu pflanzen.

Christians Aufmerksamkeit zerstörte seine weitaussehende Plane. Der Calmarsche Krieg sollte über Nordlands Oberherrschaft entscheiden; er war unglücklich für Schweden. Carl IX. starb, und Gustav Adolph, mit anderen Planen beschäftigt, entsagte leicht 1613 im Frieden von Sjöreb allen diesen vermeinten Ansprüchen und den Entwürfen des Vaters, und seitdem ward stets das Niblengebirge als die Gränze Schwedens betrachtet.

36. Armand Jean du Pleßis, nachmaliger Cardinal und Herzog von Richelieu, geboren in Paris den 5ten September 1585,

war der dritte Sohn seiner Eltern, und von ihnen Anfangs zum Kriegsdienste bestimmt. Als ihm aber Heinrich IV., nachdem sein älterer Bruder, der Bischof von Luçon, in ein Kloster gegangen war, die Anwartschaft auf dieses Bisthum gab, bereitete er sich sorgfältig zum geistlichen Stande vor, ward Doctor der Theologie, erhielt 1607 in Rom die Weihe, predigte später mehre Male in Paris mit großem Erfolge und erfüllte die Pflichten seines bischöflichen Amtes mit löblichem Eifer.

Der Versuch, gleich nach Heinrichs IV. Tode eine bedeutende Anstellung im Staatsdienste zu erhalten, mißlang, bis er, vom übermächtigen Marschall Ancre begünstigt, 1615 Staatsrath und 1616 Staatssecretair ward. Nach dessen Tode entging er zwar der Haft, es sey, daß er sich einige Tage vorher über die Anmaassung des Emporkömmlings beklagt, oder die ihm zur Kunde gekommenen Pläne des Königs verschwiegen hatte; doch verlor er seine Stelle und ward von Blois, wohin er die Königin Mutter begleitet hatte, erst nach Luçon und im April 1618 nach Avignon verwiesen. Hier schrieb er zwei theologische Bücher, einen Unterricht für die Christen und eine Vertheidigung der Glaubensartikel, wirkte dann unter Beistimmung des Königs für die Abschließung des Friedens mit seiner Mutter und ward auf deren Vorwort Cardinal. Einer größeren Theilnahme an den Staatsangelegenheiten widersehten sich nicht nur die andern seine Überlegenheit und seinen Ehrgeiz fürchtenden Minister, sondern selbst der König, welcher jetzt äußerte: „dieser Mann möchte gern Zutritt zu meinem Staatsrathe haben, aber nach dem Allem, was er gegen mich gethan, kann ich mich nicht dazu entschließen.“

Dennoch geschah dies endlich, über welchen Hergang und die damalige üble Lage der Dinge Richelieu selbst im Wesentlichen Folgendes berichtet:

„Meine Gegner suchten mich auf alle Weise von dem Staatsrath auszuschließen, denn sie wußten, daß in mir einige Kraft des Urtheils und Verstandes war, und fürchteten, der König werde mir, sobald er mich näher kennen lerne, die Leitung der Geschäfte anvertrauen. Als indes Vieuville, der diese Leitung gewissermaßen übernommen hatte, meinen Eintritt in den Staatsrath endlich nicht mehr hindern konnte, suchte er mich so zu stellen und solchen Bedingungen zu unterwerfen, daß ich nur ein Mittel für seine Zwecke gewesen wäre und bei großer Verantwortlichkeit nichts Erhebliches hätte durchsetzen können. Deshalb entschuldigte ich Anfangs meine geringe Theilnahme an den Geschäften mit schwacher Gesundheit; bald aber mußte Vieuville, dessen Mißgriffe sich täglich mehrten, jene Beschränkung obgleich ungern aufheben, und der König erklärte mir seinen Entschluß, ihn zu entfernen. Ich sagte hierauf, er habe so oft ohne Nutzen seine Minister gewechselt und einen Unfähigen dem andern folgen lassen, daß sich vor Allem frage, wen er an Vieuvilles Stelle setzen wolle? Als der König hierauf meine Meinung zu wissen verlangte, nannte ich ihm nur taugliche

Leute, z. B. den Marschall Schomberg, fügte aber dann hinzu, wenn er noch einmal fehlgreife, sey alles verloren.“

Diese Gründe, gleichwie die Gewalt der Umstände selbst, machten auf den König so großen Eindruck, daß Richelieu am 29sten April 1624 in den Staatsrath eingeführt, Vieuville hingegen am 4ten October entlassen und zur Untersuchung gezogen ward. Man konnte ihn keiner Verbrechen überführen, wohl aber ergab sich von Neuem, wie unfähig er war, statt des Königs mit Verstand und Nachdruck zu herrschen. Bereits nach wenig Monaten lösete Richelieu diese Aufgabe mit einer solchen Kraft, daß ein Schriftsteller sagt: der Cardinal machte Alles, ohne ihn verordneten die Behörden nichts, ohne seine Bestimmung athmeten König und Königin nicht.

„Als ich die Geschäfte übernahm, schreibt Richelieu, theilten die Huguenotten das Reich mit dem Könige, die Großen benahmen sich, als wären sie keine Unterthanen, und die Befehlshaber in den Landschaften, als wären sie unabhängige Herren. Jeder maach seine Verdienste nach seiner Kühnheit, niemand begnügte sich mit dem, was ihm zukam, die Unternehmendsten galten für die Weisesten und waren oft die Glücklichsten. Auswärtige Verhältnisse und Bündnisse wurden vernachlässigt, das öffentliche Wohl überall dem persönlichen Vortheile nachgesetzt und die königliche Gewalt überall verachtet.“

Man könnte glauben, dies Gemälde sey von Richelieu, um seine eigenen Verdienste in ein helleres Licht zu stellen, übermäßig dunkel gehalten; allein unlängbare Thatfachen und Äußerungen unparteiischer Beobachter bestätigen es in allen Theilen. So macht z. B. der pfälzische Gesandte Kusdorf eine höchst klägliche Beschreibung von den französischen Verhältnissen, wo da herrschten Neid, Ränke, Eigennuß, Bestechlichkeit, Erpressungen, Betrug, Verläumdung, Unzucht, u. s. w.

Während nun selbst die Gegner Richelieus zugeben müssen, daß er viele dieser Übel ausgetilgt, oder doch zum Bessern gewandt, sprechen sie mit Bezug auf bestimmte Thatfachen andere noch härtere Anklagen aus. Bevor wir jedoch durch unparteiische Erzählung derselben ein richtiges Urtheil über den oft einseitig geschilderten Mann zu begründen suchen, ist es so rathsam als anziehend, aus seinen Denkwürdigkeiten und seinem, gewiß ächten, politischen Testamente die Grundsätze auszuheben, welche ihn während seiner neunzehnjährigen Verwaltung leiteten. Überall zeigt sich in diesen Werken der praktische Mann von festem Charakter und großem Überblick. Nirgends entschieden bei ihm bloß allgemeine abstracte Regeln ohne Leben und Beweglichkeit; und wenn er gleich in einigen Punkten durch die Zeit besungen, und in andern seine Handlungsweise durch seine Persönlichkeit bedingt war, so führte ihn doch beides nie bis zur Wandelbarkeit über die höchsten Grundsätze, und er war gleich weit entfernt von dem Starrsinne, wie von dem Leichtsinne vieler Staatsmänner.

37. Gustav Adolf, von ungewöhnlicher Größe und edlen

Gesichtszügen, wirkte schon durch sein Äußeres wie ein König und brauchte nicht durch Sonderbarkeit erst Eindruck und Bedeutung herbeizukünsteln. Er sprach latein, deutsch, schwedisch, niederländisch, französisch und italienisch, verstand spanisch und englisch und wußte etwas polnisch und russisch. Wohl unterrichtet, besonders über Geschichte, bewies er zu einer Zeit, wo sich Alles zur Barbarei hinneigte, daß Liebe zu den Wissenschaften mit Feldherrngröße, wie bei dem ersten der Cäsaren, wohl vereinbar sey. Unzählige Kriege waren seit diesem, seit 1600 Jahren, geführt worden, von hergestellter Kriegskunst darf man jedoch erst wieder seit den Oranien und Gustav Adolf sprechen; seine Gegner lernten höchstens, was der letzte Brauch vorschrieb, er allein erscheint durch die Kraft seines überlegenen Geistes als Erfinder.

Während er die strengste Mannszucht übte, ehrten ihn die Soldaten (so berichtet ein katholischer Gegner) nicht wie einen König, sondern gleichsam wie einen Gott. Die Lebhaftigkeit seines Geistes trieb ihn bisweilen zu rasch vorwärts, doch beherrschte er sich so gleich wieder, und wie seinem Luther Melancthon, so stand ihm Axel Orenstierna zur Seite. „Du bist, sagte Gustav Adolf diesem, zu kalt und hemmst den Laufenden in allen Geschäften.“ „Aber wenn ich, antwortete Orenstierna, dein Feuer nicht bisweilen löschte, wärest du schon ganz verbrannt!“ Leicht entwirrt Gustav Adolfs Scharfsinn das Verwickelteste, Schwierigkeiten schienen seinen Geist und seine Kraft nur zu erhöhen, und Nichts konnte ihm die großartige unverwundliche Feiterkeit rauben, welche schwächeren Seelen unbegreiflich, ja geringhaltig erscheint, aber die beglückendste Eigenschaft der edelsten Gemüther ist.

Freilich wird, wie in Kunst und Wissenschaft, so auch oft im Leben und in der Geschichte das Übertriebene, Manierirte, Erkünstele, Frähenhafte höher gesetzt, als Maaß, Natur, Schönheit und Tugend, und manchem erschien Wallenstein als eine noch vornehmere wunderbarere Natur, denn der König, während eine schärfere Vergleichung beider eben unsere Ansicht bestätigt. Durch Schweigen, Ernst und Unzugänglichkeit wollte Jener Ehrfurcht erzeugen, und sich von der ihm gegenüberstehenden Menge wie ein höheres Wesen scharf absondern; Gustav Adolf hingegen war Jedem zugänglich, stand Jedem Rebe in Ernst und Scherz und erwies ohne Vorfaß seine edlere Natur, indem er sich Keinem voranstellte, während Alle bald fühlten, er sey ihnen weit überlegen. Der Stolz des Einen führte nicht so weit wie die Herablassung des Andern, und während Wallenstein überall das Ungemäßigte, auch im Belohnen und Strafen, hervor suchte, konnte er wohl Bewunderung, Ehrgeiz, Habsucht, Furcht erwecken, aber nicht wie Gustav Adolf durch ein ganz entgegengesetztes Benehmen Liebe, Treue und ächten Selbdenmuth. Dieser war im ächten Sinne ein Vater und König seiner Krieger; Wallenstein und sein Heer betrachteten sich dagegen wechselseitig nur als Mittel zu ihren eigenen Zwecken.

Die widerwärtige Leidenschaftlichkeit der kirchlichen Parteien

hatte den Herzog über den Inhalt aller Bekenntnisse gleichgültig gemacht und ihn, weil solche Geister nie den zu einer höhern Welt hinleitenden Faden ganz entbehren können, Erfaß in astrologischem Aberglauben finden lassen; Gustav Adolf hingegen wußte mit eigener fester Überzeugung die Duldung Adergesinnter zu vereinen, und wenn Einige tabelnd hierin nur Staatsklugheit sehen wollten, so vergaßen sie, daß der höchste Standpunkt der letzten hier mit dem wahrhaft christlichen zusammenfällt, was leider Ferdinand II nie einsehen konnte und wollte. So waren beide, Wallenstein und der Kaiser, obgleich unter einander sehr verschieden, doch nur Erzeugnisse einer kranken Zeit und Beförderer dieser Krankheit; Gustav Adolf aber ein Heil, der da höher stand und berufen schien, sie zu heilen.

Alle katholischen Schriftsteller bezeugen einstimmig und in den lebhaftesten Ausdrücken, daß Gustav Adolf einerseits durch Herablassung und Milde, andererseits durch strenge Mannszucht die allgemeinste Liebe erworben; daß hingegen beim kaiserlichen Heere arge Unordnung, Raubsucht, Ungehorsam, u. dgl. zu Hause gewesen sey. Niemand, sagt Rhevenhiller, litt Beschwerden von Gustav Adolfs Heere. Wer Geld hatte, bezahlte, wer keins hatte, nahm mit dem vorlieb, was er bekam; daher die Einwohner sie heftig liebten, die kaiserlichen aber haßten, verfolgten und, wenn sie ihrer mächtig werden konnten, selbst nieder machten. Gustav Adolfs Soldaten, berichtet Durgus an verschiedenen Stellen, sind geduldig und ausdauernd im Unglück, tapfer und unermüdetlich in der Schlacht, gegen Wirthe und Einwohner bescheiden und umgänglich; die unsern dagegen zu Anstrengungen ungeduldig, lässig in der Schlacht, frech und unerträglich gegen die Einwohner. Gustav Adolf hielt eine strenge musterhafte bewundernswürthe Mannszucht und sorgte, daß Müßiggang und Weichlichkeit Keinen verderbe. Dasselbe bezeugt Wassenberg mit dem Zusätze, Huren und Säuser sehen nicht geduldet worden. Pappus endlich erzählt: die Einwohner des Landes, die von Haus und Hof vertrieben waren und nichts mehr zu verlieren hatten, flohen in das schwedische Lager wie zu Schutzgöttern.

38. Mazarin hatte allmählig ein ungeheures Vermögen, zum Theil wohl durch ungebürliche Mittel, erworben. Denn mag es auch zweifelhaft bleiben, ob er, wie Einige behaupten, gegen ihn gerichtete Schmähchriften wegnehmen und dann der Franzosen spottend für seine Rechnung verkaufen ließ, so wußte er doch gewiß den Verkauf von Ämtern, die Ertheilung von Würden, u. dgl. zu seinem Vortheil zu benutzen. Er hätte, sagt ein Schriftsteller, indem er die daran sich reichende Erniedrigung des Adels rügt, lieber zehn Herzöge und Pairs gemacht, als 100 Thaler ausgegeben. Einen ansehnlichen Theil seines Vermögens verwandte er auf großartige Weise für Schauspiele, Feste, Sammlungen von Gemälden, Bildsäulen, Büchern und Kunstwerken aller Art; in mancher andern Beziehung (so beim Kartenspiele) zeigte er sich dagegen geizig.

Als ihm sein Arzt Guenaud versichert hatte, er werde nur noch etwa zwei Monate leben, ging er durch seine Gemäldesammlung und

sagte: Alles dies muß ich verlassen! Mit welcher Mühe habe ich es zusammengebracht; ich kann mich ohne Schmerz nicht davon trennen! Da, wo ich hingehle, werde ich dies Alles nicht mehr sehen! — Sie sind, antwortete ihm ein angesehenener Beamte, Brienne der jüngere, Sie sind nicht so krank, wie Sie meinen, da Sie Ihre Gemälde noch so lieben. Auch wünscht Niemand Ihren Tod, sondern Jeder betet für Ihre Genesung. — Ist es wahr, stel Mazarin eig, wünscht Niemand meinen Tod? Ja, Sie wissen nicht Alles; Einer wünscht ihn, und ich muß sterben, lieber heut als morgen!

Als ihn die Königin Anna mit ihren Damen in seiner letzten Krankheit besuchte, streckte er ein Bein zum Bette heraus und zeigte dessen kläglichen Zustand. — In seinem Zimmer spielte ein Anderer für ihn und meldete, daß er gewinne. Ich verliere, gab Mazarin zur Antwort, unterdeß im Bette weit mehr, als ich dort am Tische gewinne. Große Schmerzen drückten seinen Geist nicht nieder, und bei der höchsten Lebenslust verlor er wachend nie Fassung oder Besonnenheit, nie zeigte er Todesfurcht. Nur im Schlafe hörte man ihn mehre Male ausrufen: Guenaud hat es gesagt! Wenige Tage vor seinem Tode ließ er sich reich ankleiden, seinen Bart ordnen, nach damaliger Weise Roth auf Wangen und Lippen legen, und im Garten umhertragen. Es mag zweifelhaft bleiben, ob er sich, ob er Andere täuschen, oder nur noch einmal mit aller Lebendigkeit in frühere Zeiten versehen wollte. Gewiß griff ihn dies Unternehmen an, und er sagte: Lehren wir um, mir ist nicht wohl; worauf Graf Rogent bitter erwiederte: ich glaube es, denn Euer Eminenz sind sehr roth; und sein Kammerdiener Bernouin sprach: habe ich es Ihnen nicht vorhergesagt; wozu diese Mummerei? Er ließ jetzt seine gesammte Dienerschaft kommen, sprach ernsthaft und würdig mit Allen und bat sie wegen etwa angethanen Unrechts um Verzeihung. — Als man mit Bezug auf ihn erzählte, es zeige sich ein Komet, sagte er: der Komet erweist mir zu viel Ehre.

Er starb am 9ten März 1661 im neunundfunfzigsten Jahre seines Lebens mit der höchsten Standhaftigkeit. Mehr indeß ging diese wohl hervor aus dem festen Willen, sich nicht schwach zu zeigen, als aus christlicher Ergebung und einer von dieser Welt abgewendeten Gemüthsstimmung. Doch ist der Schmerz bei der Trennung von Kunst und Wissenschaft, von Freunden und Bekannten, dies letzte Aufblicken innerhalb irdischer Kreise, nicht unbedingt tadelnswerth oder bloß lächerlich und abgeschmackt; vielmehr erscheint es bei einem Manne von solcher Wirksamkeit und Bedeutung, wie Mazarin, lehrreich und tragisch. Sehr ansehnliche Vermächtnisse für neue Bauten, z. B. zu Anlegung des Palastes für die schönen Künste, so wie seine schon erwähnten Kunstsammlungen haben Mazarins Namen, abgesehen von seiner politischen Laufbahn, verewigt; den größten Theil seines ungeheuren auf 40 Millionen Livres abgeschätzten Vermögens aber erhielt sein nächster Verwandter, ein Frömmeling ohne Geist und Geschmack, der Alles binnen kurzer Frist auf thörichte Weise vergeudete. Den Theatinerin hinterließ Mazarin 400,000 Livres,

worüber die Jesuiten Klagen geäußert haben sollen, sie würden ihm für die halbe Summe ins Paradies geholfen haben.

Man war aufs höchste gespannt, wer, so wie seit sechzig Jahren so auch fernerhin, statt eines Königs Frankreich beherrschen werde; da erklärte Ludwig, er wolle von jetzan selbst regieren, und die Minister würden ihm ihre Rathschläge nur zukommen lassen, wenn er sie verlange. Kaum irgend Einer glaubte indeß, der vergnügungs-süchtige und arbeitsscheue König werde diesen von jungen Fürsten so oft erfolglos ausgesprochenen Vorsatz in Ausübung bringen; nur Mazarin hatte tiefer in dessen Gemüth geblickt, als er bedeutungsvoll sagte: Einer wünscht meinen Tod, ich muß sterben; lieber heut als morgen!

39. Friedrich III. Als der Graf Hannibal von Sehestedt im Jahre 1666 in Paris war, suchte man von ihm Nachrichten über alle und jede Verhältnisse Dänemarks zu bekommen, und es scheint, daß Colbert die Ergebnisse seiner Gespräche zusammenstellen ließ. Wenigstens findet sich im eilften Bande der Melanges de Colbert ein langer davon handelnder Aufsatz, aus dem ich folgendes entnehme:

König Friedrich III ist ein sehr verständiger Mann, der alle Gründe für und wider eine Sache wohl zu entwickeln weiß, dadurch aber bisweilen veranlaßt wird, die Sachen lange hinzuhalten, bevor er einen Beschluß faßt. In Bezug auf seine Ehre ist er ungemein empfindlich, und würde eher Alles leiden und wagen, als heucheln oder etwas dulden, was ihm seiner Würde nicht angemessen erscheint. In Bezug auf edle Grundsätze kann man ihn leicht zu etwas bringen, keineswegs aber durch niedrigere Gründe, oder in Hinsicht auf Geld, obgleich er dessen wohl bedarf. Er ist unterrichtet, gefällt sich in Gesprächen mit geschickten und gelehrten Leuten, zeigt sich mäßig und gemäßigt, gleichmüthig in Glück und Unglück, standhaft und tapfer, ein Feind der Gewalt, ein Freund der Gerechtigkeit, wo er sie irgend erkennt, ungemein verschwiegen, so daß er von seinen Angelegenheiten selbst der Königin und dem Prinzen, seinem Sohne, wenig mittheilt.

Der angesehenste seiner Minister, und zugleich Statthalter von Kopenhagen, ist Christoph von Gabel. Er diente dem Könige schon vor fünfundsiebzig Jahren, wo dieser als ein Nachgeborener sich mit dem Erzbisthume Bremen begnügen mußte. Gabel liebt die Vergnügungen und als Deutscher die Lebensweise seines Vaterlandes; aber er ist sehr klug, verschwiegen und ein rascher Arbeiter. Von den auswärtigen Angelegenheiten ist er mittelmäßig unterrichtet und den Holländern geneigt. Er weiß mit Erfolg die Neigungen des Königs zu erforschen und sich ihnen anzuschließen. Auch hört ihn dieser gern und liebt ihn zärtlich, folgt aber doch lieber seiner eigenen Ansicht als der seines Ministers. Stehen die Sachen im Gleichgewicht und ist der König unentschlossen, weiß indeß Gabel den Ausschlag zu ertheilen. Bisweilen ladet dieser die Geschäfte gern Andern auf, ist für Ehre, die man ihm und den Seinen er-

zeigt, sehr empfindlich, und ungefähr in der Art französisch gesinnt, wie der König. Bei der Königin und dem Prinzen steht er nicht in großer Gunst.

Der Bischof Swaning von Seeland steht in großem Ansehn bei der Geistlichkeit, und wird deshalb vom Könige gefürchtet, andererseits aber auch geliebt, weil er viel zur Änderung der Regierung beigetragen hat. Er ist ein eifriger Lutheraner, und ohne ihn würde der König den Katholiken nicht bloß Gewissensfreiheit, sondern zur Wehrung des Handels in einigen Städten auch freien Gottesdienst bewilligt haben. Swaning ist gelehrt, von gutem Urtheil, kühn, sparsam, mittelmäßig über die auswärtigen Angelegenheiten unterrichtet und einer von denen, die am meisten das Bündniß mit Frankreich billigen. Man könnte ihn gewinnen.

Der Präsident Rantzen ist ein Mann ohne wissenschaftliche Bildung, sehr geliebt von den Bürgern Kopenhagens, sehr gehaßt vom Adel als ein Haupturheber der letzten Staatsveränderungen. Kühn, von viel gesundem Verstande, den Holländern und Franzosen geneigt, obgleich ohne eigentliche Kenntnisse der auswärtigen Angelegenheiten.

40. So viel wir wissen, war Ktesias der erste Grieche, der eine etwas ausführlichere Beschreibung des Elephanten aus eigener Ansicht gab. Aber freylich überhaupt wegen seiner Lügen übel berufen, hat er sie auch an dem fremden Wunderthiere nicht gespart. Aristoteles widerlegt seinen Bericht hierüber einigemal mit Nennung seines Namens: einmal erwähnt er bloß die alte Sage, aber so, daß diese Bezeichnung nur auf den Ktesias gehen kann, dessen Schriften, nicht viel über ein halbes Jahrhundert zuvor geschrieben, doch das älteste waren, was die Griechen über diese Gegenstände hätten.

Ktesias war ein Lieblings-Schriftsteller seiner Landsleute wegen seiner anmuthigen Schreibart und vielleicht auch wegen seiner Lügenhaftigkeit. Denn die Griechen hatten eine liebenswürdige Neigung, den Irrthum aufzufassen, wenn er von irgend einer Seite der Einbildungskraft schmeichelte, und ließen ihn sehr ungern wieder fahren, die nüchternere Wahrheit mochte ihnen auch noch so bestimmt dargelegt worden seyn. Ich glaube, es giebt kein anderes Beispiel von einem so geistreichen Volke, das sich so viel Abgeschmacktes hätte aufbinden lassen. Deswegen haben sich die häufig wiederholten Erzählungen des Ktesias bis auf eine späte Nachwelt fortgepflanzt, wiewohl seine Schriften verloren gegangen sind. Insbesondere ist sein Buch über Indien die große Schatzkammer von Märchen für alle folgenden Fabelreisen geworden. Da waren die hundsköpfigen Menschen zu Hause, die Kopflosen mit dem Gesicht auf der Brust (beide zwar erborgt, vermuthlich aus dem Reisebericht des Samiers Kolläus, und vom westlichen Libyen nach Indien versetzt), die einbeinigen behenden Läufer, die Plattfüße, die sich auf den Rücken legten und die Beine emporstreckten, um ihre großen Füße als Sonnenschirme zu gebrauchen, und vieles andre, was nachher theil-

weise in den falschen Kalkithenes, in die Legende vom heil. Brandanus, in die Reisen des Sindbad und Maundemille, und bey uns in die Abenteuer des Herzogs Ernst übergegangen ist.

Neben dieser mäßigen Behörnung der Einbildungskraft, welche Ktesias mittelbar auch bey solchen Lesern bewirkt hat, die seinen Namen niemals vernommen hatten, haben seine Schriften einen ersten Einfluß auf die Weltgeschichte gehabt, denn ohne allen Zweifel ist durch deren Lesung im Gemülthe Alexanders des Großen jener unüberstehliche Trieb entzündet worden, bis zu dem Wunderlande hindurchzubringen und es zu erobern; und wiewohl der stüchtig erworbene Besitz einiger Landschaften an der Gränze bald wieder verloren ging, so war sein Indischer Feldzug dennoch äußerst folgereich. Ob Ktesias wirklich selbst nach Indien gekommen und wie weit, ist eine Frage, die eine eigne erschöpfende Untersuchung verdient. Unter den wenigen Bruchstücken seines Berichtes ist manches recht dazu geeignet, die Wirklichkeit seiner Reise verdächtig zu machen; ich meyne nicht eben das unverhohlene Unglaubliche, sondern ganz einfache naturgeschichtliche Bemerkungen, wobey Ktesias zwischen der Wahrheit und der Lüge unparteyisch hätte wählen können.

41. Platon. Man vergesse nie, daß nach dem Zeugniß des Demosthenes aus der Schule Platons die edelsten Staatsmänner hervorgingen, und kein Mensch so mit größerem Rechte als er den Beinamen des Böttlichen erhalten hat! Es kommt nicht jedem zu, im ganzen Sinne des Wortes ein Platoniker zu seyn, aber wer kann seine Werke lesen, ohne, um mit der Bibel zu reden, den alten Adam auszuziehen, ohne von allen den kleinlichen und engen Schranken und Verhältnissen, die täglich aufhalten und ermatten, erlöset, ohne von leerem Scheine und anmaaßlichen Täuschungen befreit zu werden und seinen Blick zu neuen herrlichen Welten zu erheben. Am schönsten erklärt sich Platon selbst über solche Verwandlungen aus einem frühern verpuppten Zustande:

In einer finstern Höhle, die jedoch an einer andern Seite zum Lichte Ausgang hat, sind Menschen durch Fesseln am Haupte und an allen Gliedern gezwungen, unwandelbar nach einer gegenüberstehenden Felswand hinzublicken. Hinter ihnen zieht sich ein Damm, auf welchem allerhand Kunstwerke, Bildnisse von Menschen und Thieren, erst still stehn, dann auch von Leuten hin und her getragen werden, welche hinter jenem Damme vorborgen stnd, und bald sprechen bald schweigen. Ein fernes Feuer bestrahlt jene Kunstwerke, die Schatten fallen auf die Felswand. Nur diese Schatten sehn sie Gefesselten, sie kennen Nichts als diese Schatten und halten sie deshalb für das Wesenhafte, wähen, daß sie reden, gehen u. s. w.; nie erschien ihnen etwas Wahrhafteres. Zeht löset man sie plötzlich von den Banden, zeigt den Umgewendeten die Kunstwerke selbst, sagt ihnen, wie sie bisher nur Schattenbilder sahen und in lauter Täuschung verstrickt waren. Sie aber, geblendet vom Glanze des Feuers, werden nur in dem früher Erkannten Wahrheit und Wohlfinden suchen und die Belehrenden thöricht nennen, bis sie, all-

mählig daran gewöhnt, glauben zum Wesenhaften gedrungen zu seyn. Von Neuem ergreift sie indessen ein Führer und bringt sie durch die Windungen der Höhle zum Lichte, zeigt ihnen zuerst im Wasser Bilder lebendiger Menschen, endlich die Menschen selbst, die Sonne, den Himmel. Schmerzlich wird solche Erleuchtung wirken, Sehnsucht entstehn nach der vorigen Finsterniß; Wenige nur bleiben eingeweiht, Kinder des Lichts.

So schwer ist also selbst ein allmählicher Übergang zur wahren Erkenntniß, so gewöhnlich verschmähen die in tiefer Unwissenheit Befangenen das Licht, so groß erscheint bei schnellerem Übergang die Unfähigkeit, irgend etwas von dem unendlich Schönen und Guten zu erblicken.

42. Philosophie der Römer. Während die Schriften des Plato, und nunmehr auch die des Aristoteles, mit Liebe und Eifer gelesen, im Urtext und in Übersetzungen bearbeitet, erwogen und durchdacht werden, scheinen die philosophischen Bücher der Römer mit Rälte und Ungunst behandelt zu werden; und wer möchte sie jenen gleichstellen, oder die Beschäftigung mit ihnen für gleich förderlich und wichtig halten? Aber vergessen wir nicht, daß sie Seiten und Richtungen des philosophirenden Geistes darstellen, die ohne sie im Alterthum für uns überhaupt nicht oder sehr unvollkommen repräsentirt seyn würden. Nicht mit jenen Helden des philosophischen Alterthums dürfen wir Lucretius, Cicero, Kaiser Antoninus und Seneca vergleichen, sondern mit griechischen Stoikern, Epikureern und Akademikern; und soweit wir diese Vergleichung im Einzelnen durchzuführen im Stande sind, möchte sie zum Vortheil der Römer, wenigstens der drei zuerst genannten ausfallen.

Frische und Lebendigkeit in Auffassung und Darstellung fand sich bey ihren Vorbildern schwerlich in dem Maß, wie bey ihnen; sie waren sichtbar von innerem Drange getrieben, wo jene an Fragen und Problemen sich versuchten, die sie wenigstens zum guten Theil aus eignem Triebe nicht aufgeworfen haben würden. Wie sehr man auch bedauern mag, daß Lucretius sein wundervolles Talent zur Ausschmückung an einer in sich dürren und ärmlichen Weltanschauung verschwendet, er hat ohngleich mehr als Epikur selber aus ihr zu machen gemußt, vielleicht sogar die Gliederung und den inneren Zusammenhang ihrer einzelnen Theile besser begriffen. Antoninus Selbstgespräche aber möchten auch wohl ein gedeichtlicherer Spreß aus der Wurzel Stoischer Lehre und Gesinnung gewesen seyn, wie der bey weitem größte Theil griechischer Schriften der Stoa. Und Cicero — ja auch Cicero würde aller Wahrscheinlichkeit nach durch Vergleichung mit den Büchern, die er im römischen Gewande, aber zugleich mit römischem Sinne und Geiste, wiederzugeben bemüht war, nur gewinnen können. Allerdings wird die Vergleichung bey solchem Mangel an griechischen Vorbildern immer ungenügend bleiben, doch vielleicht dafür hier und da mehr geschehn können, als bisher geschehn ist.

43. Roger Bacon, geboren 1214 in Sommersetshire, später

Witzlieb des Franziskanerordens, war einer der ausgezeichnetsten Männer seiner Zeit, ja er erhob sich in sehr vieler Hinsicht über seine Zeit. Unbegnügt mit der so beschränkten Schulweisheit, war er zugleich bewandert in der Theologie, Rechtsgelehrtheit und Arzneiwissenschaft, kundig mehrer Sprachen und wohl unterrichtet in der Geschichte. Vor Allem aber legte er sich auf Mathematik und die damals vernachlässigte Beobachtung der Natur, und machte dabei so glückliche Entdeckungen und zog so scharfsinnige Folgerungen, daß manche ihn für einen Zauberer hielten, ja selbst sein Orden ihn verurtheilte und lange in gefänglicher Haft hielt.

Grade das, worin Bacon irrte, sein Glaube an Astrologie und den Stein der Weisen, ward in jener mitirrenden Zeit nicht gerügt, die Aundeutungen und Erfindungen, womit er der Entwicklung der Wissenschaften vorausgriff, aber unbeachtet gelassen oder mißverstanden. Am anstößigsten mochte es erscheinen, daß er dem ganzen Studiren eine andere inhaltsreichere Bahn vorschreiben wollte; doch stand ihm, bei aller Begeisterung für die Natur, die höchste Sittlichkeit so als Zweck alles Strebens vor Augen, daß er jede theoretische Wissenschaft, welche damit in keine Verbindung trete, für nutzlos erklärte.

(44. Unter den Scheichen, denen sonst das beschauliche Leben mehr gilt als das schriftstellerische, hinterließen zwei Brüder Werke. Der eine, Mohammed, umfaßte in einem großen türkischen Lehrgedichte die Dogmatik und zum Theil auch die Mystik des Islams. Er lebte zu Kallipolis und starb dort in wunderthätigem Rufe. Der zweite, Ahmed Bischan, ebenfalls wie sein Bruder, zu Kallipolis geboren und begraben, schrieb die Lichter der Liebenden, eine türkische Übersetzung eines arabischen Werkes seines Bruders, beyde sehr schätzbar, nicht sowohl des Inhalts als der Sprache wegen, welche schon so früh wissenschaftlich gebildet, aber von ihrer ältern Schwester, der Uigurinn, dem sogenannten Alt-Türkischen, sehr verschieden, von arabischer und persischer Vermischung noch ziemlich rein ist.

Diese beyden Brüder waren Derwische aus dem Orden der Beiraniye, und aus demselben war auch der Scheich Albit, d. i. der weiße Schnurbart, der zu Brusa in der Nähe der großen Moschee begraben liegt, wo an seinem Grabe später eine Moschee gebaut ward. Weil ihm einmahl, als er zu seinem Scheich ging, der Derwischenbund, welchen sie Krone nennen, vom Haupte fiel, sah er darin den Wink, sein Leben lang bloßköpfig zu gehen, eine Gewohnheit, in der ihm sein Sohn und seine Jünger folgten.

Seid Nattaa, d. i. der Mattenflechter, war aus Bagdad geboren, und vom großen Scheich Emir Sultan, als er nach Rum ging, mitgenommen worden. Als der Meister des Sultans Schwester zur Frau erhielt, ward seinem Jünger, dem Mattenflechter, die Tochter Ischal-Pascha's zu Theil, und als dem Emir Sultan zu Brusa der Sultan Moschee und Kloster bauen ließ, ließ auch der Pascha seinem Schwiegersohne, dem Mattenflechter, eine Moschee und eine Zelle bauen. Als die Tataren unter Timur einbrachen, wurde der

Mattenflechter mit seinem Meister, Emir Sultan, gefangen und in der Folge wieder frey gelassen. Er war vom Sultan Bajesid als Oberhaupt der Seide oder Emire, d. i. der Verwandten des Propheten, bestellt worden. Bey dem Feste, welches Sultan Murad zur feyerlichen Beschneidung seines Sohnes Mohammed gab, breitete der Seid Mattenflechter zum ersten Malh unter die Eßtafel Matten, ein bis dorthin von den Osmanen noch nicht gekannter Luxus.)

45. Raphael, der vielleicht Platon und Aristoteles nicht las, hat ihre Naturen richtiger als viele Philosophen erkannt und in seiner Schule von Athen dargestellt. Milde zeigt der alte erhabene Lehrer oben hinauf, denn dort nur findet man die Lösung aller der Zweifel und Verwirrungen, die uns am Boden umstricken und festhalten; streng und feurig weist der Schüler jeden voreiligen Versuch zum Fliegen von sich, er will erst den Boden reinigen, die Erde begreifen und hier ein festes Reich gründen. Wahrlich, es ist eine tiefere Einheit in beiden, als man wähnt, und wer wagt es, die eine oder die andere Richtung unbedingt zu verwerfen. Jenseits, wo der Garten der Philosophie nicht mehr ein bloßer Garten der Speculation ist, werden die Weisen Hand in Hand einhergehen und ihre streitlustigen Schüler zum Frieden anhalten.

46. Ich habe den alten braven Holberg einmal wieder vorgenommen. Seine meisten Stücke sind Charakterstücke in der moralischen Manier seines Zeitalters und wider Laster und Thorheiten, die wahrscheinlich damals am meisten im Schwange waren. Dennoch wird er nie rührend oder predigend, wie unsere heutigen so disant-Komiker. Es herrscht vielmehr durch und durch eine ganz heitere und äußerst gemüthliche nordische Laune, auch durch keinen bitteren Gedanken getrübt. Dies scheint mir vorzüglich der Zauber zu seyn, der uns bey ihm in der heiteren Stimmung erhält, welche fast an die grenzt, die nur der göttliche Cervantes bereitet. Die Charaktere selbst sind meistens sehr richtig aufgefaßt und sehr vollständig und kräftig dargestellt. Es ist das freie und dreiste Werk eines wadern Mannes, dessen Selbständigkeit uns ein glücklicher Anblick ist. Die Intrigue ist immer ganz dieser Darstellung angemessen gewählt; der Wit weder zugespitzt und schmeichelnd wie der französische, noch so humoristisch wie der englische, aber gewiß nicht weniger überraschend und treffend. Sein Hauptcharakter ist Derbheit, und dieser nähert sich sogar zuweilen einem Cynismus, der oft den nordischen Völkern ihrer Natur nach wohl ansteht. Einzelne Kühnheiten und Verhöhnungen der Regel und des Geschmacksvorurtheils erheben ihn zuweilen zu einer bewundernswürdigen Stufe der Kraft und Selbständigkeit.

Unter diesen Charakterstücken ist eines der kräftigsten und launigsten Dramarbas, ja es ist mein Liebling darunter, vollgedrängt von jenen dreisten Willkürlichkeiten und allenthalben mit einem Überfluß von Laune ausgestattet. Da fast alle Personen des Stückes ausgemachte Narren sind, so sagen sie eine ungeheure Menge von vortrefflichem Unsinn, und dies ist nicht das schwächste Fach dieses Dichters. Besonders die gänzliche Albernheit der Bedienten, die

jedesmal einen Sparren zu wenig, wenn ihre Herren einen zu viel haben, weiß er unverbesserlich darzustellen.

Don Ranudo de Colibrados, den Rozebue sehr verdünnt auf unser Theater gebracht hat, ist ebenfalls voll der glücklichsten Züge und fast noch mehr Caricatur, als die andern, welches sein Lob vergrößert. Der politische Kannengießer ist ein äußerst glücklich gewählter Gegenstand und vortrefflich durchgeführt. Er hat auf der deutschen Bühne seit kurzem Glück gemacht, wiewohl man allenthalben auf ihn schimpft. Unsere Leute von Geschmack gestehn es sich selbst nicht, aber wenn noch ein guter Funke in ihnen lebt, so werden sie unwillkürlich zu diesem Stücke gezogen. Von den übrigen will ich hier nur noch der Wochenstube erwähnen. Sie ist nicht so unterhaltend wie die andern, aber ich glaube, sie würde herrlich seyn, wenn man sie dargestellt sähe. Es ist eigentlich eine Reihe von Charaktergemälden, durch nichts anders verbunden als durch die Klatschbude, worin sie sich zeigen; eine sehr natürliche und gute Idee.

Aber der bewundernswürdige Gipfel von Holbergs Laune und gleichsam die Blüthe seines komischen Talents ist ohne Zweifel Ulysses von Ithaka. Schon der Zusatz zum Titel: „nach dem alten verdorbenen Geschmack eingerichtet,“ ist von der muthwilligsten Laune und vielleicht auch schon ein satyrischer Hieb auf seine Zeitgenossen. Wir könnten diesen Zusatz für die unfrigen dem Titel seiner gesammten Komödien befügen. Die reine Üppigkeit und frohe Willkür dieser fähnen Komödie ist unerreichbar und gewährt das herrlichste Vergnügen. Man könnte es aristophanisch nennen, wenn es auch so scharf geißelte. Aber von dieser Seite ist es zahmer und hat den allgemeinen wohlthuenenden Zug von Gutmüthigkeit der übrigen Stücke auch. Eine ganz vortreffliche und den Alten völlig unbekannt Person ist Chilian, ein Mittelwesen zwischen Zuschauer und Person des Schauspiels, der zwar im Stücke mitspielt, aber auf seine eigne Hand das Ganze wieder ironisirt. Der alte Holberg soll leben!

47. Klopstock. Der große Sänger des Erlösers der Welt und des Befreiers unsers Vaterlandes ist den 2 Juli 1724 in der Mittagstunde zu Quedlinburg geboren worden. Das Haus seines Vaters, welcher damals die Stelle eines Commissionsrathes im Dienste der fürstlichen Abtiffin von Quedlinburg bekleidete, steht auf dem Plage unter dem Schlosse, der Treppe, welche von der Höhe desselben herunterführt, fast gerade gegenüber. Es ist ein zweistöckiges schmales Haus, mit einem hervorstehenden von zwei Pfeilern getragenen Erker, unter welchem die Hausthür sich befindet, und gehört jetzt einem Lohgerbermeister, Namens Doffe. Man zeigt darin auch die kleine hinten heraus gelegene Stube, in welcher der Sänger das Licht des Lebens erblickte, und in dem Garten wird manche Stätte bemerlich gemacht, welche zu den Lieblingsplätzen des Knaben gehört haben soll.

Die Stadtsage weiß noch diese und jene Anekdote zu erzählen, welche die Biographen Klopstock's nicht kennen. So hörte ich z. B. folgende: der wilde Knabe hing sich einst, als er vor der Thür des

Hauses spielte, an den Schweif eines Stiers, welcher vorbeilief, und ließ sich so eine lange Strecke fortreißen, angelockt von der edeln Gestalt des Thieres und der fliegenden Bewegung desselben. Die Geschichte klingt wie übertrieben; indessen wissen wir, daß Klopstock ein überaus lebhaftes und wildes Kind war, und daß er im Klettern, Klettern, Springen und Laufen unter seinen Gespielen seines Gleichen nicht hatte. Übrigens ist bekannt, daß der Dichter nur die ersten Jahre seines Lebens in Queblinburg zugebracht hat. Sein Vater wurde, ich glaube im siebenten oder achten Jahre nach der Geburt dieses seines ältesten Sohnes, auf eine Zeit lang Pächter des Amtes Friedeburg im brandenburgischen Antheile der Grafschaft Mansfeld, und kehrte, nachdem die Pachtzeit abgelaufen war, mit seiner Familie nach Queblinburg zurück. Unser Klopstock war damals dreizehn Jahr alt und besuchte auf einige Zeit das queblinburger Gynnasium, welches er nachher mit der Fürstenschule von Pforta vertauschte.

48. Dänen in Paris. Professor Gail schrieb mir eines Tages ein Billet, worin er mir meldete, zwei deutsche Gelehrte, welche in Paris angekommen wären, wollten am folgenden Tage seiner Vorlesung über den Thuchydides beiwohnen; er bat mich, ich möchte mich auch dabei einfinden. Ich begab mich zur bestimmten Stunde ins Collège de France. Statt zweier Fremden fand ich drei, nämlich Bredow, Professor zu Helmstädt, und die jungen dänischen Gelehrten Koes und Bröndsted; Ersterer wollte zu Paris Handschriften zu seiner Ausgabe der sogenannten kleinen Geographen vergleichen; die beiden Letztern, Freunde wie Orestes und Pylades und tüchtige Philologen, bearbeiteten den Plato und bereiteten sich zu einer Reise nach Griechenland vor. Bredow, ein äußerst freundlicher und wohlgesinnter Mann, freute sich, hier einen Landsmann zu finden, und bat mich, ihn zu besuchen; ich ging oft zu ihm, und da er ein Zimmer neben dem der beiden Freunde bewohnte, so sah ich sie auch manchmal. Ich sah bei ihm den dänischen Dichter Baggesen, einen Mann, der sehr geistreich sprach, aber immer so schläfrig und träge aussah und so widerlich lachte, daß ich kein Gefallen an ihm haben konnte.

Am Ende des Sommers 1807 wollte Bredow wieder nach Helmstädt zurückkehren, nachdem er seinen Freunden noch ein Abendfest gegeben hatte. Es war interessant hier Baggesen und Ohlenschläger, welche damals noch gute Freunde waren, beisammenzusehen; sie überboten einander an Scherz und Wit und belustigten die Versammlung fast ganz allein. Baggesen besonders, der immer zum Scherzen bereit war, sang einige seiner lustigen Lieder und erzählte Mehres aus seinen Reisebegebenheiten. Als Bredow fort war, besuchte ich die beiden dänischen Gelehrten, besonders Bröndsted, welcher mir mit vieler Freundschaft begegnete und mit mir von seinen Studien sprach. Er hatte damals außer seinen griechischen Arbeiten Nachforschungen in der Handschriftensammlung über die Geschichte der Normannen unternommen; wir sprachen oft über diese Geschichte,

und ich bekam dadurch zuerst Neigung zu weitem Forschungen über dieselbe, behielt auch den Vorsatz, einmal diesen Gegenstand zu behandeln. Als daher lange Zeit hernach die Akademie der Inschriften eine Preisfrage über denselben aufgab, war ich sehr erfreut darüber, wußte auch schon, wo die Materialien zu meiner Arbeit zu suchen waren, und begann somit eine Reihe von akademischen Abhandlungen von denen ich späterhin sprechen werde.

Durch Bröndsted machte ich Bekanntschaft mit mehren Dänen, welche sich in Paris aufhielten. Einige wurden meine Schüler im Französischen, unter Andern Ohlenschläger, den ich jedoch nicht als Denjenigen bezeichnen kann, welcher die meisten Fortschritte in dieser Sprache machte. Für einen Naturdichter wie ihn war jedes Studium ein Zwang; ein so poetischer Kopf mußte seiner Phantasie folgen und sich seinen Empfindungen überlassen. Ohlenschläger, damals in seinem blühendsten Alter, war ein schöngebildeter Mann mit einer ganz italienischen Physiognomie. In unsern Lehrstunden war er oft der Unterweisende und ich der Zuhörer. Einmal hatte er eine pathetische Stelle aus einem der besten Trauerspiele Racine's wörtlich ins Deutsche übersetzt und las sie mir ironisch vor, was sich sehr komisch ausnahm. Ein anderes Mal hatte er eben Frau von Staëls „Corinna“ gelesen, war ganz begeistert von der Dichtung und übersetzte die poetischen Ergießungen der italienischen Improvisatrice in deutsche Verse. Zuweilen ging die Stunde damit hin, daß mir Ohlenschläger zu beweisen suchte, das Französische sei eine ungereimte Sprache. Der Leser kann denken, ob es bei solcher Bewandniß möglich war, aus dem dänischen Dichter einen gewandten Gallizirenden zu machen. Als er fortreiste, konnte ich wie jener Alte ausrufen: „Oleum et operam perdidit!“ Aber das kindliche Gemüth, das feurige Auge, der schöne Kopf des Dichters von der Ostsee sind mir immer lebhaft im Gedächtnisse geblieben.

Überhaupt habe ich in meinem häufigen Verkehre mit den Dänen in Paris, welche freilich fast Alle sehr gebildete Leute und, eben weil sie Männer von hoher Fähigkeit waren, meistens auf Kosten der Regierung nach der Hauptstadt Frankreichs gesandt wurden, um sich hier zu vervollkommen, diese Nation in einem sehr vortheilhaften Lichte kennen gelernt. Alle waren rechtschaffene und biedere Menschen, wogegen ich unter den vielen Deutschen, die freilich in größerer Anzahl und manchmal auf gut Glück, oder weil sie in ihrem Vaterlande nur allzu wohlbekannt sind, nach Frankreich kommen, manchen Abenteuerer, manchen Bettler, manchen Glücksritter angetroffen habe.

49. Kurz darauf, nachdem Goethe seinen Werther geschrieben hatte, erzählte mir der alte ehrwürdige Gleim, kam ich nach Weimar, und wollte ihn gern kennen lernen. Ich war Abends zu einer Gesellschaft bei der Herzogin Amalie geladen, wo es hieß, daß Goethe späterhin auch kommen würde. Als literarische Neuigkeit hatte ich den neuesten göttinger Musenalmanach mitgebracht, aus dem ich Eins und das Andere der Gesellschaft mittheilte. Indem ich noch

las, hatte sich auch ein junger Mann, auf den ich kaum gemerkt, mit Stiefeln und Sporen und einem kurzen grünen aufgeschlagenen Jagdrocke, unter die übrigen Zuhörer gemischt. Er saß mir gegenüber und hörte sehr aufmerksam zu. Außer einem Paar schwarzglänzenden italienischen Augen, die er im Kopfe hatte, wußte ich sonst nichts, das mir besonders an ihm aufgefallen wäre. Allein es war dafür gesorgt, ich sollte ihn schon näher kennen lernen.

Während einer kleinen Pause nämlich, wo einige Herrn und Damen über dies oder jenes Stück ihr Urtheil abgaben, eins lobten, das andere tadelten, erhob sich jener seine Jägermann — denn dafür hatte ich ihn anfänglich gehalten — vom Stuhle, nahm das Wort und erbot sich in demselben Augenblicke, wo er sich auf eine verbindliche Weise gegen mich verneigte, daß er, wofern es mir so beliebt, im Vorlesen, damit ich nicht allzu sehr ermüdete, von Zeit zu Zeit mit mir abwechseln wollte. Ich konnte nicht umhin diesen höflichen Vorschlag anzunehmen und reichte ihm auf der Stelle das Buch. Aber Apollo und die neun Mufen, die drei Grazien nicht zu vergessen, was habe ich da zuletzt hören müssen! Anfangs ging es zwar ganz leidlich:

Die Zephyrn lauschten,
Die Bäche rauschten,
Die Sonne
Verbreitet ihr Licht mit Bönne.

Auch die etwas kräftigere Kost von Bof, Leopold Stolberg, Bürger, wurde so vorgetragen, daß sich keiner darüber zu beschweren hatte. Auf einmal war es, als ob den Vorleser der Satan des Übermuthes beim Schopfe nehme, und ich glaubte den wilden Jäger in leidenschaftiger Gestalt vor mir zu sehen. Er las Gedichte, die gar nicht im Almanach standen; er wich in alle nur möglichen Tonarten und Weisen aus. Hexameter, Jamben, Knittelverse und wie es nur immer gehen wollte, Alles unter- und durcheinander, wie wenn er es nur so herausschüttelte.

Was hat er nicht Alles mit seinem Humor an diesem Abend zusammenphantasirt! Mitunter kamen so prächtige, wiewohl nur ebenso flüchtig hingeworfene als abgerissene Gedanken, daß die Autoren, denen er sie unterlegte, Gott auf den Knien dafür hätten danken müssen, wenn sie ihnen vor ihrem Schreibepulte eingefallen wären. Sobald man hinter den Scherz kam, verbreitete sich eine allgemeine Fröhlichkeit durch den Saal. Er versetzte allen Anwesenden irgend etwas. Auch meiner Mäcenschaft, die ich von jeher gegen junge Gelehrte, Dichter und Künstler für eine Pflicht gehalten habe — so sehr er sie auf der einen Seite belobte, so vergaß er doch nicht auf der andern Seite mir einen kleinen Stich dafür beizubringen, daß ich mich zuweilen in den Individuen, denen ich diese Unterstützung zu Theil werden ließ, vergriffe. Deshalb verglich er mich wichtig genug in einer kleinen in Knittelversen gedichteten Fabel mit einem frommen und dabei über die Massen geduldigen Truthahn,

der eigene und fremde Eier in großer Menge und mit großer Geduld besetzt und ausbrütet, dem es aber en passant wohl auch einmal begegnet, und der es nicht übelnimmt, wenn man ihm ein Ei von Kreide statt eines wirklichen unterlegt.

„Das ist entweder Goethe oder der Teufel!“ rief ich Wieland zu, der mir gegenüber am Tische saß. — „Beides,“ gab mir dieser zur Antwort; „er hat einmal heute wider den Teufel im Leibe; da ist er wie ein muthiges Füllen, das vorn und hinten ausschlägt, und man thut wohl, ihm nicht allzu nahe zu kommen.“

Gleim ergezte sich ausnehmend über diesen Schwank; ebenso Wieland, aus dessen Munde ich ebenfalls die bedeutamern Züge, wie sie hier vorkommen, zum öftern gehört und gesammelt habe.

50. Graf. Keineswegs verstand man zu verschiedenen Zeiten unter einem Grafen immer dasselbe, sondern Begriff, Rechte, Pflichten änderten sich, während die Benennung dieselbe blieb. In der ältesten Zeit waren wohl die Grafen erwählte Stamm-Kreis-Orts-Obrigkeiten, denen die Rechtspflege und, damit verbunden, auch die Oberanführung im Kriege zustand. Mit der Gründung des Königthums in den deutschen Reichen mußten sie in ein bestimmteres Verhältniß zu den Königen treten; obgleich dabei nicht bloß nach Zeiträumen, sondern auch nach Völkern und Ländern Verschiedenheiten statt fanden. Der römische comes und der fränkische Graf war und blieb nicht dasselbe, und bei den Burgundern besaß der comes die höchste regelmäßige Würde unter dem Könige in den einzelnen Theilen des Landes.

Durch die überall durchgreifende Gesetzgebung Karls des Großen bekam auch das Verhältniß des Grafen mehr Bestimmtheit. Sie erhielten die Verwaltung in einem gewissen Bezirke, mit Ausschluß der meisten Kriegsangelegenheiten, wurden von den ihnen gegenübergestellten Bischöfen in vielfacher Hinsicht kontrollirt, und waren der Aufsicht der umherreisenden Minister, der missi dominici, unterworfen. Nach dem Tode Karls des Großen nahm die letzte Oberaufsicht ganz ein Ende, und jene Kontrolle und Wechselwirkung wurde mehr störend und feindlich als fördernd. Die königlichen Beamten gewannen eine Stellung, wo das Amt als solches fast verschwand, während sie aus eigener Macht Rechte verlangten und übten. Weil aber dieses Streben überall hervortrat, bei Prälaten, Grafen, Herzögen u. a., so konnte Streit und Zwist nicht ausbleiben, welchen tüchtige Könige benutzten, um ihre Rechte und Forderungen im Sinne der Karolinger geltend zu machen. Dennoch konnten sie die allgemeine Bewegung nicht hemmen. Die Grafschaften wurden nach und nach erblich, und es mußte noch für Gewinn gelten, das als ein Mannlehn darzustellen, was früher ein persönliches Amt gewesen war.

Noch im dreizehnten Jahrhunderte hielt man die Rechtspflege für das eigentliche und wichtigste Geschäft des Grafen. Graf heiße Richter, und Grafschaft Gerichtsbezirk; und insofern als der König das Gericht, den Rechtsbann, erst verleihen mußte, blüht noch der

Schein des alten Amtes hindurch. In diesem Sinne sollte jeder dem Grafen innerhalb seines Sprengels zu Gericht stehen, oder seinen von Amtswegen erfolgenden Labungen Gehör leisten. Allein aus gar mannigfachen Gründen verlor sich die Einrichtung fast ganz. Die Rechtspflege kam in gar verschiedene Hände, und in vielen Gegenden gab es keine Grafen mehr. Wo sie sich aber erhalten hatten, wo sie allen jenen Gefahren entgangen waren, standen sie höher als in den frühern Zeiten des Amtsverhältnisses; und wenn sie auch den eigentlichen Fürsten nicht gleich gestellt wurden, so wußten sie doch jede Abhängigkeit von ihnen aufzulösen oder bei dem Zersplittern größerer Fürstenthümer zu gewinnen.

51. Herzog. Das Amt des Herzogs war in der ältesten Zeit keine stehende Würde, sondern ein Auftrag für die Zeit des Kriegs, doch erhoben sich solche zeitliche Anführer in manchen Landschaften dergestalt, daß sie lebenslängliche, ja Erbherzöge ganzer Völkerschaften wurden. Karl der Große brachte aber alles auf den Begriff und Wirkungskreis des Kriegsamtes zurück. Der Herzog hatte die Aufsicht über Waffen, Aufgebot, Musterung, Lagerung u. dergl.; jeder war ihm innerhalb seines Herzogthums in diesen Beziehungen unterworfen, und Grafen führten oft die Schaaren ihrer kleinern Bezirke seinem größeren Heere zu; wogegen er in Hinsicht der Rechtspflege diesen nichts zu befehlen hatte. Gleich nach dem Tode Karls des Großen änderten sich aber diese amtlichen Verhältnisse sowohl in Hinsicht der Grafen als der Prälaten und Könige.

Erstens hielt niemand mehr mit der frühern Strenge auf die Trennung der Verwaltung und Rechtspflege von der Kriegsgewalt. Manchem Herzoge verlieh man die Grafschaft, oder er wußte von dem Punkte aus, daß er den Frieden erhalten, und gegen Widerspenstige Hilfe zur Vollziehung der Rechtspflege leisten sollte, bald seinen Wirkungskreis zu erweitern. Auch war in der Hand des Herzogs in der Regel weit größere Macht als in der des Grafen, weshalb jene sich mehr und schneller hoben, als diese. Doch blieb es Regel, daß der Herzog als solcher keine Rechtspflege übe, und der Graf als solcher nicht von ihm abhängig sey.

Zweitens: die Erzbischöfe und Bischöfe standen, sofern sie von ihren Besitzungen Kriegsdienste zu leisten hatten, unter den Herzögen und wurden auch von ihnen zu landschaftlichen Versammlungen eingeladen. Gern verglichen sich die Herzöge mit den Erzbischöfen und meinten, die Grafen müßten ihnen, so wie die Bischöfe jenen, unterworfen seyn. Bei dem Anwachs der Geistlichen Macht entstanden aber halb Klagen über die Abhängigkeit der Prälaten von dem Herzoge, und sie wurde erst durch einzelne Freibriefe, dann durch Einrichtungen allgemeiner Art aufgehoben. Oder wo königliche Bewilligungen fehlten, wo herzogliche Übermacht zu fürchten war, traten gütliche Auseinandersetzungen ein, wobei man an das Reich und an Reichsrechte in der Regel nicht dachte.

Drittens: mehre Geschäfte, welche früher den umherreisenden

Ministern, den *missis dominicis*, obgelegen hatten, kamen an die Herzöge, und diese verwandelten ihr eigenes Amt allmählich in ein Lehn, mit immerwachsenden Erbansprüchen, bis in der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts über Amt, Würde und Lehn durch Kauf, Tausch, Testament, u. s. w. wie über volles Eigenthum verfügt wurde. Ja schon im 11ten Jahrhunderte brachten es die Großen zu dem Grundsatz, der König müsse alle eröffneter und heimgefallene Grafschaften wieder ausleihen, dürfe aber selbst eigentlich kein Herzogthum besitzen. Solange man das Herzogthum als ein königliches Amt betrachtete, war es nicht unnatürlich, daß der König nicht sein eigener Beamter seyn solle: jetzt sprach sich in jenem Grundsatz nur die Furcht vor einem mächtigen, der Wunsch nach einem ohnmächtigen Herrscher aus.

52. Mönche. Daß das gesammte Mönchswesen sehr vielen gar nicht befragen konnte, versteht sich von selbst. Durch alle Jahrhunderte hindurch finden wir Tadel und Vorwürfe, bald mehr den irdlichen und zeitlichen Verhältnissen angepaßt, bald allgemeineren Ansichten entnommen. Schon Jostinus sagt: Klöster sind zahlreiche Gesellschaften von Leuten, die weder zum Kriege noch zu einem andern Zwecke im Staate taugen. Nur in einem beharren sie auf gleichem Wege, nämlich unter dem Vorwande, mit den Armen alles zu theilen, sich alles zuzueignen, und so alle verarmen zu lassen. Ihre Demuth, äußerten andere, ist nur scheinbar, ihre Tugenden sind werthlos, bei innerem Hochmuth und der Neigung, sie anderer Zwecke halber zur Schau zu tragen. Der Mönch ist für diese Welt ein tochter Mensch; und doch will er überall seine Hände haben, seinen Mund aufthun, predigen, taufen, u. s. w. Was Klöster besitzen, wäre besser in andern Händen, was Mönche thun, bliebe besser ungethan. Zum Himmel kommt man nicht dadurch, daß man die Erde verachtet und unter dem Vorwand eines höhern nirgends vorgeschriebenen Berufs sich allen Pflichten entzieht, welche Gott den Menschen in mannigfachen Verhältnissen auferlegt hat. — So und noch viel heftiger und mannigfaltiger lautete der Tadel; allgemeiner jedoch und anerkannter war in jenen Zeiten das Lob.

Ins Kloster gehn, so sagte man, heißt Gott dienen; Gott dienen ist das ächte Herrschen. Die Klöster sind die Sitze der Frömmigkeit und des Fleißes, Zufluchtsörter für die Verfolgten, Ruhestätten für die Ermüdeten. In ihnen ward die Wissenschaft erhalten, durch sie sind unzählige Schulen gestiftet worden. Wästen, Sümpfe und Moräste haben sie urbar gemacht und die errettende Lehre des Christenthums mit Standhaftigkeit und Aufopferung unter wilde verlassene Völker verbreitet. Nie schämten sich die Mönche des niedrigsten Berufs, sie standen dem Höchsten mit Muth und Tugend vor, wenn Gott sie zu bischöflichem, ja zu päpstlichem Stuhle berief. Zeugt ihre Selbstherrschung nicht von Kraft? Ihr tadelst sie nur, weil ihr deren nicht fähig seyd! Allem entlagend, haben sie über alles obgesiegt, und durch den Glauben an die Heiligkeit und Ewigkeit ihres Standes Dinge vollbracht, welche andern bei

unzähligen Hülfsmitteln und äußerlichen Verbindungen mißlungen sind. Weiber und Kinder haben sie entbehrt, aber eine tiefere himmlische Liebe erfüllte ihr Herz. Gott offenbarte sich ihnen vor allem in der Schrift, sie erkannten ihn aber auch in der Natur. Seht die Anlagen der meisten Klöster in einsamen Thälern, auf schroffen Bergen, unter dem Sturze der Felsenquellen! Es war in den Bewohnern dieser heilig erhabenen Stellen, in dem lebenslänglichen Versenken in solche zu Gott führende Welt, ein tieferes Gefühl, als was sich jetzt im Vorbeigehn mit einigen flüchtigen Worten ausdrückt.

Ihr scheltet die Einseitigkeit jener Zeit; und was ist euch denn für eine Richtung geblieben? welche hat in euern Augen noch Werth, als die kriegerische und äußerlich weltliche? Ihr leugnet die Möglichkeit, daß solche beschauliche klösterliche Naturen vorhanden seyn können, und meint dennoch hierdurch etwas für die Vielseitigkeit der menschlichen Natur beigebracht zu haben! Alles ist beweglich, vergänglich, hinfällig geworden; in jenem unwandelbaren Willen, jenen Entschlüssen für ein ganzes Leben, jenen unantastbaren über alle Willkür erhabenen Regeln und Institutionen ist das großartigste Bild der Ewigkeit gegeben, das eure verblendeten Augen nicht mehr zu erblicken im Stande sind.

53. Poesie. Nebst der Vervollkommnung der nützlichen Künste gibt es noch eines, was über die mindere oder höhere Bildung der alten einfacheren Völker entscheidet: die Poesie. Was ist und was enthält sie nicht alles für solche der Natur noch näher lebende Stämme? Ihre Geschichte, ihren Glauben, den Inbegriff ihrer beschränkten Kenntnisse, die ganze Ansicht von dieser und jener Welt. Sie ist die Freude und Seele des Lebens, der gemeinschaftliche Geist eines ganzen Zeitalters. Es ist daher als ein großer Fortschritt in der Kenntniß der Geschichte anzusehn, daß man in neuern Zeiten angefangen hat, die Erforschung der dichterischen Denkmale, besonders in den ältern dem Heldenalter nähern Zeiten, durchaus mit der geschichtlichen Untersuchung zu verbinden, die Poesie als eine Quelle für die Kenntniß der Zeiten und der Völker zu betrachten.

Wie wichtig die Dichtkunst für die Frage von der Bildung eines Volkes sey, wird ein nahe liegendes Beispiel am besten erläutern können. Wir erfreuen uns noch jetzt an der lieblichen Einfachheit und hohen Schönheit der homerischen Gedichte. Wenn wir uns nun die Frage aufwerfen, wie damals, als diese Gesänge gedichtet wurden, die Griechen beschaffen waren, und die andern Völker, mit denen sie am meisten in Verbindung standen, so werden wir leicht bemerken können, daß die Phönicier z. B. in der Schifffahrt, im Handel, in den nützlichen Künsten, überhaupt in allem städtischen Gewerbe den Griechen weit überlegen waren, die Griechen, in allen diesen Rücksichten gegen die Phönicier noch sehr zurück standen. Werden wir aber darum die damaligen Griechen, die solche schöne Gesänge hervorzubringen, sich daran zu erfreuen im Stande waren, gegen die Phönicier unbedingt herabsetzen wollen?

Gewiß nicht! Was ist überhaupt Bildung, als Geist, Regsamkeit, Thätigkeit und Entfaltung des Geistes und aller geistigen Kräfte? Die nützlichen Künste sind etwas Vortreffliches, etwas Großes, wenn sie von dem Geiste gelenkt und zu edlen Zwecken angewandt werden. Bey einem geistlosen Gebrauch aller dieser körperlichen Künste aber könnte man leicht in Zweifel gerathen, ob sie mehr zum Nutzen oder zum Schaden des menschlichen Geschlechts gereichen. Der Geist ist das Erste, und den schildert uns die Poesie eines Volks am besten.

54. Geschichte. Einem Geschichtschreiber können etwa sieben wesentliche Mängel vorgeworfen werden, an welchen sein Wert leiden mag. Zuerst Mangel an Fleiß, an Forschung in den Quellen und an Kenntniß des Gegenstandes, den er bearbeitet hat; alsdann Mangel an Verstand, Scharfsinn und Einsicht in alle Verhältnisse des Lebens, welches er beschrieben; hiernächst Mangel an Erkenntniß der menschlichen Natur, des menschlichen Geistes, des menschlichen Herzens und menschlicher Leidenschaften; ferner Mangel an Einbildungskraft, Combination und Reproduction der Welt, die er in seinen Quellen vorfindet; weiter Mangel an geläuterten Grundsätzen über alle Verhältnisse der Völker, der Staaten, des gesellschaftlichen Lebens; überdies Mangel an einer sichtenreichen Gesinnung, an Begeisterung für Wahrheit und Vaterland, für Freiheit und Recht, für Religion und Tugend, für alles Menschliche und Große, alles Gute und Schöne; endlich Mangel an Ordnung, Übersicht, Sprachgewandtheit und Darstellungsgabe.

Ein Werk, welches an allen diesen Mängeln leidet, ist armselig und verdient nur in so fern Beachtung, als es etwa Quelle ist und neue Thatsachen enthält. Ein Werk, dem nur einer oder einige dieser Mängel anhaften, verdient mehr oder weniger Aufmerksamkeit. Ist aber das Werk, nicht eben in allen Fällen — denn der Mensch hat schwache Stunden, und bei einer langen und schweren Arbeit werden einzelne Mißgriffe niemals fehlen! — sondern im Allgemeinen von allen diesen Mängeln frei; so kann der Verfasser dasselbe seinem Schicksale mit einiger Ruhe überlassen. Wenn er in gelübrender Bescheidenheit mit der Lessing'schen Frage auftritt: „Leser wie gefall' ich Dir?“ so darf er wohl auch, ohne unbescheiden zu werden, die andere Hälfte dieser Frage hinzusetzen: „Leser, wie gefällst Du mir?“ Es giebt der Weisen mancherlei. Anders hat Herodot Geschichte geschrieben und anders Thucydides, anders Livius und anders Tacitus: Jeder vortrefflich. Wer möchte dem Einen den Vorzug geben vor dem Andern?

55. Christenthum. Unter allen Veränderungen, deren die Weltgeschichte Erwähnung thut, ist die Ausbreitung des Christenthums die wichtigste, folgenreichste und heilsamste. Denn was sich auch lächerliches, tadelnswerthes, ja frevelhaftes unter dem Vorwande, es sey christlich, einsand und entwickelte; an dem Evangelium war ein unwandelbarer Prüfstein gegeben, die Wahrheit wiederum vom Irrthume zu scheiden. Das Evangelium blieb ein Mittel, den

hülfslosen Menschen auf so befeligende Weise mit Gott zu verbinden, wie es die Vorzeit kaum zu ahnen wagte. Welche Ansicht unter den Christen verschiedener Bekenntnisse über Christus selbst auch vorwalten mag: darin sind alle einig, daß er in einer Zeit auftrat, wo die müde Welt einer Stärkung und Erneuerung, die ausgeartete einer Heiligung bedurfte, und daß jeder Versuch, das Heidenthum herzustellen (Julians Bestreben keineswegs ausgenommen), nicht etwa durch Zufall, sondern darum scheitern mußte, weil das Bessere nicht durch das Schlechtere besetzt werden konnte.

56. Philosophie. In dem Munde englischer Staatsmänner, in Beziehung auf die allgemeinen staatswirthschaftlichen Grundsätze, kommt der Ausdruck philosophischer Grundsätze häufig vor, auch in öffentlichen Vorträgen. In der Parlamentsflung von 1825 (2 Febr.) drückt sich Brougham bei Gelegenheit der Adresse, mit der die Rede vom Throne beantwortet werden sollte, so aus: „die eines Staatsmanns würdigen und philosophischen Grundsätze vom freien Handel — denn zweifelsohne sind sie philosophisch — über deren Annahme Se. Majestät heute dem Parlamente Glück gewünscht hat.“ Nicht aber nur dieses Oppositionsmitglied, sondern bei dem jährlichen Gastmahl, das (in demselben Monat) die Schiffseigner-Gesellschaft unter Vorsitz des ersten Ministers Earl Liverpool, zu seinen Seiten den Staatssecretär Canning und den General-Zahlmeister der Armee, Sir Charles Long, abhielt, sagte der Staatssecretär Canning in der Erwiederung auf die ihm gebrachte Gesundheit: „Eine Periode hat kürzlich begonnen, in der die Minister es in ihrer Gewalt hatten, auf die Staatsverwaltung dieses Landes die richtigen Maximen tiefer Philosophie anzuwenden.“ — Wie auch englische Philosophie von deutscher unterschieden seyn möge, wenn anderwärts der Name Philosophie nur als ein Übername und Hohn oder als etwas Gehässiges gebraucht wird, so ist es immer erfreulich, ihn noch in dem Munde englischer Staatsminister geehrt zu sehen.

19. Bildung und Sitten des 12ten und 13ten Jahrhunderts.

1. Von abergläubischen Ansichten.

Wenn der Aberglaube in dem Maaße abnimmt, als die Kenntnisse zunehmen, so mußte er sich während des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts verringert haben. Indeß war die Unwissenheit, z. B. hinsichtlich der Naturwissenschaft, keineswegs verschwunden, und mancherlei Aberglaube scheint mit einer hohen Bildung verträglich, ja er nimmt dann sogar eine wissenschaftliche Form an. Der Kanzler Konrad, welcher mit Heinrich VI nach Italien ging und sonst ein sehr tüchtiger Mann war, erzählte, daß solange eine vom Virgil auf das Thor von Neapel hingesehete Fliege unversehrt bleibe, keine Fliege in die Stadt komme. Gervasius von Tilbury, obgleich ein für seine Zeit sehr unterrichteter Mann, berichtet dennoch in seinem Otto IV gewidmeten Werke, kaiserliche Erholungen genannt, die allerwunderlichsten und unglaublichsten Fabeln, z. B. von Weibern, die sieben Fuß hoch, überall rauch wie ein Kameel wären, Zähne wie Ziegen und hinten einen Ochenschwanz hätten. Nach einem andern Zeitbuchsreiber, Rigordus, bekamen die Kinder in Palästina, seitdem Saladin das heilige Kreuz eroberte, nicht mehr 30 oder 32, sondern nur 20 bis 22 Zähne.

Die Furcht, daß die Welt mit dem Jahre 1000 nach Christi Geburt untergehen werde, war damals groß und allgemein, fehlte aber auch in spätern Zeitpunkten nicht ganz. So schrieb ein Sternkundiger aus Toledo nach allen Gegenden, laut übereinstimmender Ermittlungen christlicher, jüdischer und heidnischer Weisen werde der Widerchrist im September 1185 erscheinen und die Welt unter schrecklichen Unfällen ein Ende nehmen. Man stellte hierauf feierliche Umzüge an und hielt Vestunden; andere machten sich, ungewiß nach welcher sonderbaren Ansicht, unterirdische Wohnungen, u. s. f. Statt des Unterganges der Welt, sagt der ehrliche Erzähler, war um die bestimmte Zeit vielmehr das schönste Wetter.

2. Spiele, Feste, Ergänzungen.

Am mannigfaltigsten und heitersten scheinen die Spiele und Feste in Italien gewesen zu seyn, denn obgleich die kriegerischen Übungen und Turniere ebenfalls dahin kamen, behielt doch die Lust an prachtvollen Aufzügen und scherzhaften Ergötzlichkeiten die Oberhand. In Viterbo entstand die sogenannte Gesellschaft der Fröhlichen, welche 1209 in Gegenwart Innocenz des dritten einen Baum der Fortuna errichtete und den besten Kletterern Preise zubilligte. Siena stiftete 1260 zum Andenken des über die Florentiner erfolgten Sieges Wettkämpfe, wo ein gerüsteter Mann, den heiligen

Georg vorstellend, einen andern bezwang, der als Drache verkleidet war und die Feinde der Stadt bedeutete.

Im Jahre 1214 erbaute man in Padua eine Burg und besetzte sie mit Frauen, Jungfrauen und Dienerinnen, welche ohne Hilfe irgend eines Mannes die Vertheidigung übernahmen. Statt der Rüstung diente Schmuck von Gold und Edelsteinen, und als Schutzmittel waren rings umher aufgespannt und aufgehängt einfarbige und bunte Zeuge, Zindel, Purpur, Sammt und Hermeline. Der gewaltige Angriff auf diese starken Befestigungen erfolgte durch das Wurfgeschütz der Äpfel, Birnen, Quitten, Datteln, Muskaternüsse und kleinen Torten; man stürmte, bewaffnet mit allen Arten von glänzenden Blumen; man übergoss die tapfern Vertheidigerinnen nicht mit Pech und kochendem Schwefel, sondern mit Rosenwasser und dem duftenden Geiste von Ambra, Zimmt und Gewürznelken. Zuletzt siegten zwar die Männer, aber die Frauen und Mädchen schrieben dennoch die Bedingungen vor, womit beide Theile zufrieden waren, bis zum Verdruss der paduanischen Männer heraus kam, daß die theilnehmenden Venetianer auch Dukaten und andere kostbare Dinge in die Festung geworfen und sich dadurch gar zu sehr bei den Frauen in Gunst gesetzt hatten. Ja, dieser Umstand wurde Veranlassung eines spätern Krieges.

Drei Tage dauerten in Pavia die jährlichen Scherzkämpfe, wo die ganze Stadt sich in zwei Theile theilte und mit hölzernen Waffen gegen einander socht. Selbst die heiligen Aufzüge, welche die Obrigkeit und die Zünfte anführten, hatten ihre erheiternde Seite. So trugen die Vogelsteller einen Baum, in dessen Zweigen unzählige Vögel hingen, die Gastwirth ein Haus von Backwerk; beides wurde der Jugend vor der Kirche preis gegeben. Auf den roth gefärbten Wachskerzen waren die Abzeichen der Zünfte, ihre Wappen, u. a. m. zierlich gemalt, oder diese wurden auch wohl selbst, reichlich geschmückt, vorausgetragen. Am Johannistage grub man auf beiden Seiten der Hauptstraße sehr viele Bäume ein, zündete sie an, und die Bürger zogen mit Muth durch diese Freudenfeuer hindurch nach einer Anhöhe, wo der Podesta, oder die erste obrigkeitliche Person, eine Rede zum Lobe Pavias hielt. Am Pfingstfeste warf man von den Dächern mehrerer Kirchen, besonders der Hauptkirche, in das Innere derselben Rosen, Früchte, Kuchen, u. dergl. hinab, die an sehr leichten brennend umher fliegenden Spänen befestigt waren und um welche die Jugend sich jagte. In dem Augenblicke aber, wo sie dieser oder jener Deute sicher zu seyn glaubte, ließ man plötzlich von allen Seiten angezündetes Werg auf die Köpfe hinabfliegen, wodurch der lustige Lärm und die scherzhafte Verwirrung auf den höchsten Gipfel getrieben wurde.

Das Schachspiel wurde seiner Künstlichkeit und Bedeutung wegen sehr geehrt; doch gerieth einst der Graf Ferrand von Flandern, weil ihn seine Frau matt gemacht hatte, in solchen Zorn, daß er sie prügelte, was nebst andern Gründen einen Krieg mit dem Könige Philipp August herbeiführte. Im Jahre 1265 kam ein Saracene

Vorzaga nach Florenz und spielte in Gegenwart vieler Vornehmen zu gleicher Zeit mit drei der besten Schachspieler in der Stadt. Nur das eine Spiel sah er, zwei Spiele hingegen spielte er aus dem Kopfe, ohne das Spiel vor Augen zu haben; und dennoch machte er binnen einer Stunde zwei seiner Gegner matt, und das dritte Spiel blieb unentschieden.

3. Von der Armenpflege.

Zu keiner Zeit ist die Sorgfalt und Milthätigkeit für Arme, Kranke, Wittwen, kurz für Hülfbedürftige aller Art, wohl so groß gewesen, als in jenen Jahrhunderten. Es war ein allgemein ausgesprochenes und meist geglaubter Grundsatz, daß Almosen hundertfältige Frucht trügen und die Sünden auslöschen, wie Wasser das Feuer. Umgekehrt belegte man die, welche das den Armen überwiesene Gut verkümmerten, mit den ärgsten Flüchen: „sie sollen Genossen des Verräthers Judas seyn, die Erde sie verschlingen wie Sodom und Gomorra; es sollen sie verfluchen alle Engel, Erzengel und Heiligen des Herrn.“ Klöster, Stifter, Prälaten, Päpste, Fürsten, Könige, Stände, alle wetteiferten und überboten sich in Austheilung von Speisen und Kleidern, in Anlegung von Armenhäusern, Krankenhäusern und milden Stiftungen aller Art. Die Zahl der letzten wurde mit so großer Freigebigkeit vermehrt und man sorgte so verständlich für ihre innere Einrichtung, daß es in der That Erstaunen und Bewunderung erregt. Gewöhnlich suchte man die Aufscher und Wärter, nachdem sie eine Zeitlang zur Probe gedient hatten, durch geistliche Gelübde zu binden und ihrem Beruf einen heiligern und höhern Charakter zu geben; bloß die Verwaltung mancher Güter blieb in den Händen laiblicher Laien. Für mehrmalige Untersuchung und Rechnungsabnahme durch bürgerliche oder geistliche Obere war gesorgt.

Nur selten finden wir Beispiele, daß die für Hülfbedürftige bei Klöstern und Stiftern ausgesetzten Summen nicht gewissenhaft, sondern partiell vertheilt, oder gar zu andern Zwecken verwandt wurden; welchen Umständen aber Kirchenversammlungen und geistliche Obere sogleich ein Ende zu machen suchten. Eher möchte man bezweifeln, ob die Art und Weise der Unterstützung immer die rechte gewesen sey und nicht zur Bettelerei geführt habe, statt sie zu vertilgen. Auf jeden Fall ging es den Bettlern oft besser, als man dem äußern Ansehn nach vermuthen könnte. So ließ Ezelin einst alle aus der Gegend zusammenkommen und kleidete sie neu. Als man aber ihre alten Lumpen, schon der Keulichkeit wegen, verbrennen wollte, weigerten sie sich dessen, obgleich vergeblich. Es fand sich in der Asche soviel Gold und Silber, daß Ezelins Auslage für die neuen Kleider mehr als ersetzt wurde. Selten scheint man die Armen zur Arbeit angehalten und ihnen Beschäftigung nachgewiesen zu haben.

Wisweilen führte die Milthätigkeit zu strafbaren Auswegen,

oder doch zu frähenhaften Übertreibungen. So stahl Thetmar, ein Priester, Getreide für die Armen, und Sybille, die Tochter König Fulkos von Jerusalem, reinigte nicht bloß Aussägige und mit Geschwüren Behaftete, sondern nahm auch (wenn es ihr zuwider ward), um sich anzuseuern, Wasser aus deren Badewannen in den Mund.

4. Die Herberge im Kloster.

Jedem Kloster lag die Pflicht der Gastfreundschaft ob, und viele übten dieselbe auf sehr rühmliche Weise, während wohl nur einzelne aus Sparsamkeit hinter ihren Kräften zurückblieben. An der Pforte saß gewöhnlich ein besonders strenger und frommer Bruder, welcher alle Pilger, Arme und Reisende aufnahm und sie erst ins Gebetzimmer führte, dann ins Gastzimmer, wo man ihnen die Hilfe wusch und Nahrung reichte. Minder strenge Orden ließen auch Weiber bis ins Oratorium führen, nicht aber in die Zellen; strengere Orden ließen ihnen durch mehre Brüder den Bedarf an einem mit leichtem Dache gegen Regen geschützten Platz vor das Kloster bringen. Einsiedlern, die abgelegen in Hütten oder Höhlen wohnten und nur alle Sonntage zu gemeinsamem Gottesdienst ins Kloster kamen, wurde das Essen gewöhnlich auf die ganze Woche hinausgeschickt oder mitgegeben; nicht selten lebten solche Männer, in Thierhäute gekleidet, fast nur von Gras und Wurzeln.

Personen aus Klöstern und Stiftern, mit denen man in engerer Verbindung stand, hatten natürlich doppelte Anrechte auf gastfreundliche Behandlung; damit sich aber Unberechtigte nicht unter diesem Vorgeben einschleichen möchten, mußte sich jeder über seine Stellung durch schriftliche Zeugnisse seiner Obern ausweisen. Bisweilen aber brauchte man nicht List sondern Gewalt, um in Klöstern aufgenommen zu werden, so daß diese sich königliche und kaiserliche Freibriefe geben ließen, um gegen willkürliche Einlagerung und Behandlung von Beamten, Adlichen und Prälaten geschützt zu seyn; und über Nahrung und Wohnung hinaus verlangten manche Übermüthige auch Kleider, Pferde, Lastthiere, Reisegeld, u. dergl. Wenn die Könige selbst so verfahren, wenn sie nicht bloß sich, sondern auch gleich den Adlichen ihre Pferde, Hunde und Jagdvogel in die Kost gaben, dann halfen freilich weltliche Schutzmittel nicht mehr aus, und man griff zu den oft wirksamern geistlichen Strafen.

Die Ankunft so vieler Gäste vertrug sich oft nicht mit dem beharrlichen Stillschweigen, welches manche Regel verlangte; man hatte aber die Zeichensprache durch die umständlichsten Vorschriften und fleißige Übung auf einen hohen Grad der Vollkommenheit gebracht. So gab es Zeichen (meist durch Hände und Finger) für alle Gewaaren, Getränke, Kleidungsstücke, u. dergl. Ein Finger unters Auge gelegt bedeutete z. B. Kirshen; der kleine Finger an die Lippen gelegt bedeutete (im Angedenken an saugende Kinder)

Milch; ein Finger gegen den etwas geöffneten Mund ausgestreckt bedeutete (in Erinnerung an übeln Geruch) Knoblauch oder Kettig.

5. Von polizeilichen Vorschriften.

Feuersbrünste waren sehr häufig, da die Lössanstalten noch nicht die spätere Vollkommenheit erreicht hatten und die Strohdächer sehr zur Verbreitung jedes Brandes beitrugen. Daher verbot man in mehren italienischen Städten den fernern Gebrauch derselben. Noch mehr trat man in Lübeck und Breslau der Feuergefähr entgegen und befahl, nach bitterm Erfahrungen, die Häuser aus natürlichen oder gebrannten Steinen zu errichten. So wenig als der Feuersbrünste, konnte man der Viehseuchen Herr werden; wir finden sie häufig und weit verbreitet. Auch Theuerung, Hungersnoth und daraus entstehende große Sterblichkeit werden nur zu oft erwähnt, und die dagegen ergriffenen Maaßregeln reichten nicht aus. Sonst fehlt es nicht an allen Vorschriften für die Gesundheitspolizei. In Verona z. B. durfte man kein schlechtes oder krankes Fleisch verkaufen, nichts schädliches in die Gäßchen werfen, kein Kaltwasser hineinlaufen lassen, in den Stadtgräben kein Leder gerben oder Abtritte darüber bauen. Friedrich II gebot, Flachs oder Hanf weit von menschlichen Wohnungen zu rüsten, todtet Vieh entfernt zu verscharren, und jeden Leichnam tief zu vergraben.

Wahrscheinlich der Verschönerung halber verbot die Obrigkeit in Köln an den Häusern des Marktes irgend etwas weithervorspringendes anzubringen. In schwäbisch-Hall gerieth aber der Magistrat mit den Eigenthümern in großen Streit, als er die häßlichen und nachtheilig langen Kellerhälse von den Straßen wegschaffen wollte.

6. Kleidung.

Zu jeder Zeit war die Kleidung eines der wichtigsten Bedürfnisse des Menschen; zugleich aber, sobald die Stufe völliger Rohheit überstiegen ward, ein Gegenstand des ausschmückenden Kunstsinnes oder auch der Eitelkeit. Gegen die letzte Richtung eiferten im Mittelalter die weltlichen und noch weit mehr die kirchlichen Vorgesetzten; ihren Einreden, Ermahnungen und Verböten, so wie der damit übereinstimmenden Betrachtungsweise einiger Schriftsteller, verdanken wir die meisten hierüber auf uns gekommenen Nachrichten. So schnell wie in neuern Zeiten wechselten die Trachten gewiß nicht; aber sie blieben deshalb keineswegs unverändert, und wenn die Vornehmen mit einer Neuerung vorangingen, so folgten (oft zum Verdrusse jener) selbst die Bürger und Bauern nach. Dies muß besonders in Hinsicht des Schnittes der Haare statt gefunden haben; wenigstens bekümmerte sich die Kirche um keinen Theil des Leibes so genau wie um Kopf und Füße.

Gegen das Ende des elften Jahrhunderts trug man einen geschornen Bart und kurz abgeschchnittene Haare; auch beschreibt Anna Komnena den Boemund und andere Häupter der Kreuzfahrer

auf diese Weise. Als aber Knechte und Bauern diesem Brauche nachfolgten, veränderte er sich, und schon dreißig Jahre nachher, zur Zeit Kaiser Lothars, trugen Männer und Weiber lange Haare, welche höchst arge Gewohnheit erst abgekommen sey, als Gott im Zorne mehren die Köpfe abgesengt habe. Wie dem auch sey; die Kirche stellte den Grundsatz auf, daß kurz abgeschnittene Haare für ein äußeres Zeichen der Gottesfurcht gälten, und Schlässe von Kirchenversammlungen lauteten dahin: „Kein Mensch lasse sein Haar wachsen, sondern sey so geschoren, wie es sich für einen Christen schickt, daß nämlich die Augen nicht bedeckt sind und die Ohrzipfel hervorguden. Den Ungehorsamen wird das Abendmahl nicht gereicht, der Priester hält inne, wenn sie die Kirche betreten, und sagt ihnen, daß sie gegen Gottes Willen und zu ihrer eignen Verdammniß die heiligen Stätten besuchen. Kein Geistlicher wohnt ihrem Begräbniß bei.“ Derselben Ansicht folgend befahl der ernste Senat Venedigs im Jahre 1102 alle langen Härte abzuschneiden; aber wenige Jahre nachher trugen nicht bloß Mädchen und Weiber, sondern auch die Männer in Augsburg lange gewundene Haarzöpfe als Schmuck. Der heilige Einsiedler Gerlach rührte einem solchen Langhaarigen das Gewissen und schnitt ihm den Überfluß hinweg; auch wuchsen, ein höheres Zeichen, die Haare seitdem nie über dies gottgefällige Maas! Die Frauen dachten aber hierein gar nicht wie die Kirche, und die lustige Leonore von Aquitanien lachte ihren Gemahl, König Ludwig VII von Frankreich, gewaltig aus, als er sich auf die Vorstellungen des großen Gottesgelehrten Peter von der Bombardei kahl scheren ließ.

Die Kleidungsweise der Frauen unterlag indeß noch heftigern Vorwürfen. Leonorens Zeitgenosse, der heilige Bernhard, schalt, daß sie lange und kostbare Fransen und Schleppen hinter sich herzögen und dicke Staubwolken erregten; und der Bischof von Terouanne sagte: „wenn es, ihr Frauen, eure Bestimmung wäre, die Straßen zu fegen, würde euch die Natur schon ein Hülfsmittel anerschaffen haben, womit es sätlich geschehen könnte.“ Die Regierung in Venedig setzte im Jahre 1154 den Werth fest, welchen ein weiblicher Kopfpuz höchstens haben dürfe; an vielen Orten verbot man Schleppen und durchbrochene Ärmel; in Parma strafte man die Schneider, welche Kleider zu lang schnitten.

Ums Jahr 1066 schmückten sich viele Männer in England mit goldenen Armbändern und tätowirten sich bunte Zeichnungen in die Haut. Von dem Grafen Fulko von Anjou, der übel gebaute Füße hatte, und von einigen leichtfertigen Hofleuten am Hofe Wilhelms des rothen gingen die bis zwei Fuß langen mit Berg angefüllten Schnabelschuhe aus. Sie richteten sich, sagt ein Schriftsteller, wie Schlangenschwänze oder Skorpionen in die Höhe, oder winnten sich wie Widderhörner hin und her, welche Umgestaltung der göttlichen Werke für eine Lästerung zu achten ist. Auch die Röcke der Männer schleppen igt nach, die Ärmel sind so lang und weit, daß sie die Hände bedecken, und ein mit diesem Überflüssigen Belasteter

weber schnell gehen noch überhaupt etwas arbeiten kann. Vorn ist der Kopf dieser Eiteln kahl geschoren, wie bei den Spitzbuben; hinten lassen sie dagegen die Haare wachsen, wie die Huren, und kräufeln sie mit dem Brenneisen.

Nicht mindern Anstoß mußten die vielen Schmutzmittel geben, deren sich die Weiber bedienten. Wir finden während des dreizehnten Jahrhunderts in Italien bereits erwähnt: gekochtes und dann abgekühltes Wasser, von Lilien, Bohnen, u. dergl. abgezogenes Waschwasser, Zahnpulver, weiße und rothe Schminke, Mittel gegen Narben, Sommersprossen und andere Flecke, Mittel, die Haare blond oder braun zu machen und die grauen umzufärben. Nach einer Spottschrift verklagten sich die Mönche und Weiber vor dem Throne Gottes. „Alles ist verloren, sagten jene, indem ihr die „Malerei, welche nur für uns erfunden ward, in Beschlag nehmt „und euch so roth färbt, daß ihr alle Gemälde in unsern Kapellen „überglänzt.“ — „Wir waren, antworten die Frauen, im Bestize „der Malerei, ehe eure Bildlein erfunden wurden; und ich, fährt „eine der eifrigern fort, nehme euch nichts, wenn ich mir die Run- „zeln unter den Augen verstreiche, um diejenigen noch stolz behan- „deln zu können, die sich in mich vernarren.“ — Hierauf wendet sich Gott an die Mönche und spricht: „wenn ihr es für gut fin- „det, will ich den über fünfundzwanzig Jahre alten Frauen erlau- „ben, sich zwanzig Jahre lang zu bemalen; seyd aber großmüthiger „als ich und gebt dreißig Jahre.“ — „Das lassen wir wohl bleiben, „antworten die Mönche, nur zehn wollen wir ihnen bewilligen, und „bloß aus Gefälligkeit für euch.“ — So dauert der Streit fort, bis S. Peter und S. Laurentius als Vermittler auftreten und die Parteien dahin vergleichen, daß sich die Weiber fünfzehn Jahre lang bemalen möchten.

7. Feldzeichen.

Zu keiner Zeit konnte man der Vereinigungszeichen für einzelne Abtheilungen der Heere entbehren, und so finden wir auch Fahnen und Feldzeichen im zwölften und dreizehnten Jahrhundert, mit mancherlei Abzeichen und Abbildungen versehen; größer, eigentümlicher, bedeutamer war aber das Rarrocio, der Fahnenwagen, welchen der Erzbischof Aribert von Mailand ums Jahr 1138 erfunden haben soll. Diese hauptsächlich in den italienischen Städten gebräuchlichen Fahnenwagen waren untereinander im wesentlichen ähnlich, und nur in Nebendingen verschieden. Sie ruhten auf vier Rädern und wurden von vier weißen oder rothen Ochsen gezogen, welche man gleich dem Wagen mit weißem oder rothem Tuche behing. In der Mitte dieses noch auf andere Weise reich geschmückten Wagens stand ein nach allen Seiten mit Stricken wohlbefestigter leicht aufzurichtender und niederzulegender Mastbaum, an dessen Spitze ein Kreuz, ein Heiligenbild, oder die Stadtfahne befestigt war. Außer dem prachtvoll gekleideten Stierführer gehörte zum Rarrocio eine

auserwählte Schaar tapferer Vertheidiger, eine bestimmte Zahl von Trompetern und Musikanten, einige Feldscheerer, endlich ein Priester zur Abhaltung des Gottesdienstes. Theils umgaben diese Personen den Wagen, theils hatten sie auf demselben hinreichend Platz.

Jedes Karrocio ward vor seinem Gebrauche feierlich eingeseget, und diente nicht bloß als Hauptfahne des Heeres, welche bis zum Tode zu vertheidigen Pflicht sey, sondern war auch in gewissem Sinne das Hauptquartier, von wo aus alle Befehle ergingen und alle Kriegszeichen gegeben wurden. Außerdem nahm man oft eine Kriegsglocke (martinella) mit ins Feld, welche entweder am Karrocio angebracht, oder auf einem eigenen Wagen nebenher gefahren und ebenfalls zu mancherlei Zeichen gebraucht wurde.

Im Heere Kaiser Friedrich II befanden sich Elephanten, mit Thurm und Fahne nach Art des Karrocio geschmückt. Kaiser Otto IV hatte in der Schlacht bei Bouvines einen Fahnenwagen, über dessen Mastbaume ein auf bezwungenem Drachen sitzender goldener Adler besetzt war. König Richards Fahnenwagen glich dem mairländischen.

8. Vom Ritterwesen.

Die in jenen Jahrhunderten überwiegende ist nur zu sehr in den Hintergrund tretende Neigung für genossenschaftliches Verband zeigt sich auch bei dem Ritterwesen. Wir finden, gleichwie bei den Handwerfern ja bei den Gelehrten, eine Stufenfolge von Würden und eine Vereinigung zu engerer und geschlossener Gesellschaft. Von der ersten Stufe des Edelknaben, welcher an kaiserlichen und königlichen Höfen, behufs trefflicher Ausbildung, gern angenommen wurde, ging man, nicht ohne religiöse und andere Feierlichkeiten, in die des Knappen über, welcher durch Darreichung eines Schwertes wehrhaft gemacht und zu mannigfachen Geschäften gebraucht wurde (so zu dem Aufwarten bei Tische, Ueberreichung des Waschwassers an hohe Gäste, Führen der Handrosse); und auf diese Weise stieg man allmählig bis zu den freien Übungen der Ritter hinan.

In der Regel wurde der Knappe im einundzwanzigsten Lebensjahre durch den Ritterschlag zum Ritter erhoben; doch finden wir auch mehrere Beispiele von frühern und spätern Verleihungen. Der Sohn des Fürsten von Antiochien, den Ludwig IX im Morgenlande zum Ritter schlug, war sechszehn Jahre alt; Philipp August hingegen ward erst Ritter an seinem Hochzeitstage, Konrad IV nach dem Tode seines Vaters, Wilhelm von Holland, nachdem man ihn zum König erwählt hatte. Dieser stellte sich vor dem päpstlichen Gesandten und antwortete ihm auf die Frage, was ein Ritter seyn müsse: freigebig, tapfer, höflich, standhaft im Unglück, u. s. w. Hierauf theilte man dem Könige die Geseze des Ritterstandes mit: er solle täglich Messe hören, für die Kirche kämpfen, Wittwen, Waisen und Unmündige beschützen, ungerechten Krieg vermeiden, bösen Sold zurückweisen, für die Befreiung jedes Unschuldigen den Kampf

übernehmen, Turniere nur der bloßen Übung halber besuchen, dem Kaiser und seinen Bevollmächtigten in weltlichen Dingen gehorchen, den Staat unverlezt erhalten, kein Reichslehn veräußern und tabellos vor Gott und Menschen leben. Wilhelm beschwor diese Geseze, indem er seine Hände auf das Messbuch legte, und der König von Böhmen nahm ihn nunmehr durch einen Schlag an den Hals zum Ritter auf, indem er erinnerte, daß Christus geschlagen, gezeißelt und gekreuzigt worden, und es Pflicht sey, für ihn jegliches zu dulden. Dreimal rannte igt Wilhelm zur Darlegung seiner Geschiedlichkeit mit dem Sohne des Königs von Böhmen auf Lanzen, dann folgte ein Schwertkampf, endlich Weisallgeschrei, Musik und dreitägige Gastereien.

Man sieht leicht, daß diese Feierlichkeiten bloß in außerordentlichen Fällen stattfinden konnten und einiges nur für einen newählten König Sinn hat; doch wählte man zu dem Ritterschlage, welcher oft vielen auf einmal ertheilt wurde, gewöhnlich feierliche Gelegenheiten, Festtage, Krönungstage u. dergl., und ließ Fasten, Beichte und Gottesdienst vorhergehn; bisweilen erfolgte der Ritterschlag aber auch ohne alle Vorkehrungen mit flachem Degen auf die Schulter, wobei erinnert wurde, dieser Schlag sey die letzte Beleidigung, welche man geduldig ertragen müsse. Amalrich, der Sohn des Grafen Simon von Montfort, wurde von seinen Ältern zum Altare geführt und durch die Bischöfe von Orleans und Autun mit der ritterlichen Binde umgürtet. Dies Verfahren wird aber als merkwürdige Ausnahme erzählt, weil der Jüngling die Bestimmung hatte, wider die Albigenser zu sechten; in der Regel mußte der die Ritterwürde Ertheilende selbst ein Ritter seyn. Natürlich empfing man dieselbe am liebsten von Königen und Fürsten, welche dabei Geschenke austheilten, während man in andern Fällen die sonst sehr gesuchte Würde ablehnte, nicht bloß um Pflichten zu entgehn, sondern auch um Ausgaben zu sparen.

Der Ritter trug einen Panzer, und unter demselben ein ledernes Koller, oder ein mit Flachs, Hanf, u. dgl. gefüttertes Wamms; über demselben einen glänzenden mit seinem Wappen bezeichneten Waffenrock. Statt des eisernen Panzers finden wir bisweilen einen Maschenpanzer, oder ein Panzerhemde. Der eiserne Helm war inwendig, um den Druck zu mildern, stark gefüttert. Die Waffen bestanden aus Lanze, Schwert, Kelben, Streithammer oder Streitart, und in einem Schilde, das gewöhnlich von Holz, aber mit einem eisernen Reifen und einem meist ledernen Überzuge versehen war. Auch die Pferde waren mehr oder weniger geharnischt, und über die Sättel oft eine große geschmückte Pferdebede gehangen.

Am ergößlichsten trat das Ritterthum in den zahlreichen Turnieren hervor, deren Ursprung man in jeder frühern Leibesübung, jedem Kampfspele auffuchen kann, die aber erst im zwölften Jahrhundert eine bestimmte Gestalt annahmen und bald in allen Theilen des Abendlandes großen Beifall fanden. Durch feierliche Ausschreiben und Berufungen wurden die Ritter eingeladen, und

schon am Abende vor dem eigentlichen Beginnen des Kampfspieles fanden Vorkämpfe, Gefechte, besonders unter den Knappen, statt, welche ihre Meisterschaft am folgenden Tage darthun und Ritter werden wollten. Gewisse Ehrengesetze wurden streng beobachtet: z. B. man durfte sich nicht an den Sattel festbinden lassen, keine scharfen Lanzen, und nur die Schneide, nicht die Spitze des Schwertes gebrauchen; man sollte das Pferd des Gegners nie verwunden und den Kampf enden, sobald er den Helm abnahm, u. s. f. Jeder strebte sich durch die Pracht seiner Rüstung und Kleidung, die Stärke und Schönheit seines Pferdes auszuzeichnen, und Sammt, Seide, Hermelin, Zobel, Zindel, Silber, Gold, u. dergl. wird häufig erwähnt.

Die ausgesetzten Preise waren sehr verschieden. So ließ Markgraf Heinrich der Erlauchte von Meissen zu einem Turnier nach Nordhausen einladen, wo ein Baum mit goldenen und silbernen Blättern errichtet sey; wer die Lanze seines Gegners breche, erhalte ein silbernes, wer ihn aus dem Sattel hebe, ein goldenes Blatt. Auf dem 1225 in Siena gehaltenen Turniere war der erste Preis ein schönes ganz mit Seide und einer stählernen Rüstung bedecktes Pferd; der zweite ein Helm, mit dem Wappen Siennas geziert; der dritte ein Paar Stahlhandschuh.

Man kämpfte entweder Mann gegen Mann oder man buhurdte in ganzen Schaaren. Beide Weifen hatten ihren eigenen Reiz und wurden laut gepriesen; während Widersacher der Turniere behaupteten, daß gar viele Ritter dabei nutzlos und thöricht Leben und Gesundheit einbüßten, Unruhen und Verschwörungen angezettelt würden und Feuersbrünste entstanden, welche als bestimmte Strafen des Himmels zu betrachten wären. Im Jahre 1177 kamen in Sachsen sechzehn Ritter, und im Jahre 1241 auf einem einzigen Turniere zu Nuss bei Köln sechzig Ritter ums Leben. Bisweilen starben einzelne nicht an Wunden, sondern erstickten vor Hitze in ihrer schweren Rüstung, oder es entstand aus Eifersucht ein ernstlicher Kampf. So zeigte die Gräfinn von Clermont auf einem Turniere im Jahre 1234 Vorliebe für den Grafen Florenz von Holland; ihr Gemal griff diesen an, sie tödteten sich wechselseitig, und die Gräfinn starb bald nachher an Gram und Krankheit.

Deshalb verboten die Päpste auf mehren Kirchensammlungen alle Turniere, und ihre Gesandten oder große Kirchenlehrer, wie Bernhard von Clairvaux, wiederholten und bestärkten ihre Befehle in allen Ländern, den Kampf gegen die Ungläubigen im Morgenlande als das höhere Ziel ritterlicher Tapferkeit darstellend. Schon 1130 lautet das Verbot der unter Innocenz II gehaltenen lateranischen Versammlung: „wir untersagen jene verabscheuungswürdigen Zusammenkünfte und Feste, wo die Ritter sich auf ergangene Ladung einfinden und kämpfen, um prahlerisch ihre Kräfte und verwegen ihre Kühnheit zu zeigen, woraus Todschlag für Menschen und Gefahr für die Seelen entsteht.“ — Keim im Turnier Umgekommener erhielt Begräbniß in geweihter Erde, so daß

Frauen wohl nach Rom pilgerten, um vom Papste Aufhebung dieses Gesetzes zu ersehen. Als im Jahre 1175 der Bruder des Markgrafen von Meissen an den Folgen einer im Turnier erhaltenen Wunde starb, bannte der Erzbischof Wichmann von Magdeburg alle Theilnehmer und verstatete nicht, daß der Leichnam begraben werde. Vielmehr mußten seine Brüder flehentlich für ihn bitten und durch einen Priester beschwören lassen, daß er vor seinem Tode gebeichtet und die Losprechung erhalten habe; sie mußten schwören, keinem Turniere mehr beizuwohnen und keines in ihren Besitzungen zu gestatten; sie mußten durch einen Ritter des Papstes Erlaubniß zur Beerdigung aus Rom holen lassen.

Desungeachtet konnte die Kirche mit ihren Vorschriften nicht durchdringen; selbst Äbte besuchten die Turniere, und zur Zeit Innocenz III wollten die gebannten Ritter weder das Kreuz nehmen noch Geld zum Kreuzzuge zahlen, wenn man ihnen ihr Lieblingsvergnügen unterlasse. Der Papst befahl hierauf, nachsichtiger und den Umständen angemessen zu verfahren. Wenn die Pilger sogar in Palästina Turniere wiederfanden, wie hätte man sie in Europa austrotten können!

Noch strenger als Turniere verbot die Kirche Zweikämpfe; aber auch hier trat bald der Gerichtsbrauch, bald die Neigung der Laien entgegen. Als indeß Ludwig VI im Jahre 1110 den König von England herausforderte, antwortete dieser nur mit einem Scherze. Besonders lebhaft erklärte sich Bernhard von Clairvaux wider jenen Mißbrauch, und vielleicht auf seine Veranlassung befahl Graf Theobald von Champagne, Übertretern des ergangnen Verbotes die Augen auszustechen. Freunde und Bekannte vermieden nicht allein Zweikämpfe, sondern auch bei Turnieren zu entgegengesetzten Schaaren geordnet zu werden; und als dies einst dennoch dem Grafen Gerwilt von Bolmuntstein und dem Markgrafen Theobald von Bohburg widerfuhr, so nahmen sie andere Waffen und Abzeichen, um sich nicht zu treffen. Dennoch verwundete Gerwilt Theobalden durch einen unglücklichen Zufall gar schwer; worauf jener reuevoll in ein Kloster ging und dieser, durch Ehe und Amt von einem ähnlichen Schritte abgehalten, ein Kloster gründete.

Ein Hauptunterscheidungszeichen der Familien und Ritter wurden die Wappen, welche seit dem Anfange der Kreuzzüge immer häufiger gebraucht worden. Verwandt damit sind die Abzeichen, welche Städte, Stadtviertel, Parteien, Heeresabtheilungen, Schiffe, u. a. m. sich beilegten oder beilegen ließen. So erhielt z. B. 1250 in Florenz jedes Stadtviertel ein Wappen. Ward jemand in den Adelsstand oder zu einer höhern Würde erhoben, so pflegte man ihm ein Wappen beizulegen. So erhielt einer, der zur Zeit Friedrichs I allen voran durch die Abba schwamm, ein weißes Schild mit einer quer hindurch gehenden den Fluß andeutenden Linie; ein anderer, welcher zuerst die Mauer Mailands erstieg, eine goldene Leiter in gelblichem Felde.

Allmählich wuchsen jedoch ohne Zweifel die Mängel. Zuwörderst

verlor die Ritterwürde an Bedeutung, seitdem man sie als Nebensache, den Besitz von Grundvermögen aber als die Hauptsache betrachtete. Statt des persönlichen Abels blieb fast nur Grundadel übrig; und sobald endlich für Lohndienste Geld gegeben, oder noch öfter die Steuerfreiheit durchgesetzt wurde, sank der Adel von dem Gipfel seiner Stellung bis auf den Boden und setzte sein Wesen darin, daß er weder kriege noch zähle. Auch in den geselligen Verhältnissen hob man seitdem die ständischen Sonderungen schroffer hervor; schon vor Ezelins Herrschaft wagte in Padua kein Adlicher ohne Zustimmung der Edel Frauen seine bürgerliche Geliebte in Gesellschaft zu bringen, und auf den Ballen der Vornehmen erfuhren Bürgerliche leicht Beleidigungen und Mißhandlungen. Und doch erhob sich in dieser Zeit der Bürgerstand mächtiger als je; denn die Ritter, so klagt ein alter Schriftsteller, bewaffnen und beschweren sich nicht mit Eisen sondern mit Wein, nicht mit Lanzen sondern mit Speisen, nicht mit Schwertern sondern mit Schläuchen, nicht mit Speißen sondern mit Bratspießen. Schlachten und Rittergefechte lassen sie auf Sätteln und Schilden abmalen, damit sich ihre Einbildungskraft an den Bildern von dem ergöße, was sie weder zu sehen noch zu thun wagen. Die Herren, sagt ein anderer, sitzen mit den Hunden und halten es für eine große Ehre, daß sie nur von den Hunden reden und andere Weisheit verachten.

Wisweilen aber traten von Seiten der zu Landesherrn aufsteigenden Fürsten strenge Bestrafung adlicher Unbilden ein. Landgraf Ludwig IV von Thüringen, so wird uns berichtet, war ein sehr gütiger und milder Mann, weshalb ihn viele Hochmüthige im Lande wenig achteten und äußerten, er taue nicht zu einem Fürsten und halte sich nicht herrlich. Man nannte ihn Landgraf Meise und die ärgsten Unbilden nahmen überhand. Als er aber unerkannt von einem Schmiede in Kuhl hörte, wie man von ihm spreche und was geschehe, so nahm er sich zusammen und änderte sein Verfahren. Niemand aber wollte ihm gehorchen; es kam zu offener Fehde und mehre der ungetreuen Vasallen fielen in seine Hände. Da sprach er zu ihnen: „wollte ich euch nach Verdienst bestrafen, so möchte man mir vorwerfen, ich tödtete meine eignen Leute; wollte ich euch schagen, so müchtet ihr nicht mehr dienen können; lasse ich euch ungestraft ziehen, so achtet ihr meines Zornes nicht.“ Deshalb führte er sie auf einen Acker, spannte je vier und vier an einen Pflug und trieb sie mit einer scharfen Geißel, bis einige zu Boden stürzten. Seitdem hieß dieser Acker der Edeln Acker und der Landgraf der eiserne Landgraf. Manche tabelten dessen Strenge, manche die Trebel der Edeln, andere, daß sie sich jener Schmach unterworfen hatten; aber Zucht und Ordnung wuchs im Lande.

20. Bajesid Zildirim und Timur.

Die Regierung Bajesid Zildirims, d. i. des Wetterstrahls, beginnt wie die Weltgeschichte mit einem Brudermorde. Kaum hatte

sein Vater den Geist ausgehaucht, so ließ Bajesid seinen einzigen Bruder Jakub hinrichten, „in Erwägung — sind des Reichshistoriographen Worte — des Ausspruchs des Korans, daß Unruh ärger als Hinrichtung, in Erwägung des von seinem Bruder Sandtschi gegebenen üblen Beyspiels der Verschwörung und Empörung, wovon die Möglichkeit der Nachahmung aus dem Weg zu räumen, und in Erwägung des nachzuahmenden Beyspiels Gottes, der allein und ohne Nebenbuhler sey, und wornach denn auch Gottes Schatten auf Erden, der Herrscher der Rechtgläubigen, gleich Gott einzig auf dem Thron, von aller Nebenbuhlerschaft enthoben herrschen müsse.“ Diese bewegenden Gründe fand die Politik der nachfolgenden Sultane so gewichtig, daß die Nachahmung dieses Beyspiels denselben zum Gesetze, und in der Folge, durch Sultan Mohammed's des Eroberers Satzungen, der Brudermord bey jeder Thronbesteigung sogar zum öffentlich ausgesprochenen Reichsgesetze ward.

Osmantische Historiographen, denen der Brudermord, ungeachtet der auch von ihnen als politisch erachteten Nothwendigkeit doch einen Flecken auf die Menschlichkeit ihres Helben zu werfen schien, lassen die Hinrichtung Jakub's ohne Vorwissen Zildirim's auf gemeinsamen Entschluß der Bege geschehen; europäische Geschichtschreiber, denen Übertreibung der Gräuel Zweck ist, wie den osmanischen Übertreibung des Lobes, vervielfältigen die Hinrichtung Jakub's in die von sieben Brüdern, wiewohl Bajesid nie mehr als zwey und bey der Thronbesteigung nur einen einzigen hatte.

Die Bulgarey war theils vor theils nach der Schlacht von Kossowa türkischer Bothmäßigkeit unterworfen worden. Sistow und Widin, Nikopolis und Silistria, die festesten Plätze derselben an der Donau, leisteten noch einige Zeit Widerstand. Leicht hätte Sisman, der Kral, zu Nikopolis eingeschlossen, noch länger der Macht der Türken trogen können, die in der Belagerungskunst noch unerfahren waren; aber er und sein Sohn erschienen vor Ali Pascha, dem Belagerer, mit dem Leichentuch um den Hals, um die Schonung ihres Lebens flehend. Sisman wurde nach Philippolis ins Gefängniß gebracht, in dem er sogleich getödtet oder bis zu seinem natürlichen Tode bewahrt ward. Sein Sohn, ebenfalls Sisman genannt, rettete sich das Leben als Meskim, und erhielt als solcher die Statthalterschaft des in Asien neu eroberten Samsun (Amisus). Widin ergab sich gegen Versprechung freyen Abzugs der Besatzung; dieselbe wurde aber dennoch auf Befehl Ferisbeg's zusammengehauen. Silistria und Nikopolis sollen durch dieselbe List verkappter Kaufleute eingenommen worden seyn, welche die Karamanen bey der Eroberung Ermenak's mit so glücklichem Erfolge angewandt. Die ungarische Gesandtschaft, welche König Sigismund an Bajesid sandte, wurde von ihm in einem mit bulgarischen Waffen und Trophäen ausgeschmückten Saale empfangen. Zur Antwort zeigte Bajesid dem Gesandten die Bogen und Pfeile an der Wand als die Titel seines Besitzes der Bulgarey.

Sigmund schloß sich nun an nächste und entfernte Bundesgenossen an, um der Übermacht Bajesids Widerstand zu leisten. Durch seinen Gesandten Nicolaus von Kanisa beehrte er vom König von Frankreich Beystand. Mit Myrtische, dem Woiwoden der Wallachey, dem Vasallen des ungarischen Reichs, der aber seit ein Paar Jahren an die Pforte Tribut gezahlt hatte, schloß er ein neues Bündniß, führte das Heer über die Donau, und nahm nach hartnäckiger Belagerung Klein-Nikopolis wieder ein.

Schon in diesem Feldzuge fochten mit Sigmund fünf bis sechshundert französische Reiter unter dem Befehle des Connetable von Frankreich, des Grafen d'Eu. Da aber diese Hülfe nicht zu reichend, erschien im folgenden Jahre ein Heer von tausend französischen Rittern, eben so vielen Knappen und sechstausend Söldnern, angeführt von dem Grafen Nevers, dem kriegesmuthigen Sohne des Herzogs von Burgund, Herrn von Flandern und Oheims Karls des VI, von Bourbon, Grafen de la Marche, Heinrich und Philipp de Bar, alle drey Vettern des Königs, von Philippe d'Artois, Grafen d'Eu, Prinz von Geblikt, Connetable, von Jean de Bienne, Admiral, vom Marschalle Boucicault, der auf seiner Rückreise aus dem Orient durch Ungarn den Muth König Ludwig's zu neuen Unternehmungen wider die Türken aufgefrischt, und vom Herrn von Couch, einem der besten und ältesten Feldherrn der Christenheit, von Guy de la Tremouille, von den Herren von Roze, Saint Paul, Monturel und Sampi. Mit dieser Hülfe französischer Ritterschaft vereinigte sich auf dem Wege durch Deutschland Friedrich Graf von Hohenzollern, Großprior in Deutschland, an der Spitze deutscher Herren, und von Rhodos kam ins Lager zu Sigmund Philibert von Mailac, der Großmeister, mit einer großen Zahl von Johannitern. Außer den französischen Hülfsstruppen und denen der Ritterorden stießen zu Ludwig's Heere bairische Ritter, unter der Anführung des Churfürsten von der Pfalz, des Grafen von Mülpelgard, Burgvogtes von Nürnberg, stehermärkische, unter dem Befehle Hermanns II, Grafen von Cilli, und wallachische Truppen, von Myrtische, dem Fürsten der Wallachey, befehligt.

Am Pfingsten war eine Zusammenretung zu Wien, von wo siebzig große Schiffe, mit Wein, Mehl und Paser befrachtet, die Donau hinabzogen. Das ungarische Heer bezeichnete seinen Weg durch Servien mit Plünderungen, das der französischen Hülfsstruppen nahm den seinigen über Siebenbürgen und die Wallachey. König Sigmund zog durch den Paß des eisernen Thores und besetzte Widin und Orsova, jenes mit drehundert, dieses mit zweyhundert Mann. Das erste hatte sich frehwillig ergeben, das zweite fünf Tage lang gewehrt, worauf die christlichen Einwohner die türkische Besatzung mit Gewalt vertrieben. Raco wurde berennt, und die Besatzung, nachdem sie sich ergeben, niedergesäbelt.

Das gesammte verbündete Heer, an sechzigtausend Mann stark, vereinte sich zu Nikopolis, das zu Wasser und Lande sechs Tage lang belagert ward. Loghanbeg vertheidigte sich hartnäckig, des nahen

ankündenden Entsatzes gewiß. Die Verblindeten, vorzüglich die Franzosen, auf ihre Macht pochend, überließen sich zügellos dem Trunke und den Duhlerinnen, die sie mit sich führten. Sie sprachen von Bajesid nur mit der größten Verachtung, bezweifelten, daß er Muth haben werde, über den Bosporus zu setzen, und wollten, selbst als Streifer die Nachricht einbrachten, daß das türkische Heer nur sechs Stunden mehr entfernt sey, nicht daran glauben. Der Marschall Boucicault drohte den Bothen, die ihm die Nachricht gebracht, als falschen Lärmachern die Ohren abschneiden zu lassen. Die Ritter waren so tollgemuth, daß sie sich des Wortes vermaßen, „wenn der Himmel einstürzte, würden sie denselben mit ihren Speeren aufhalten.“ Weniger vermessen war Bajesid's auf seine Übermacht gestützte Drohung, „nächstens sein Pferd auf dem Hochaltare der Peterkirche zu Rom Paser fressen zu lassen.“

Als die ersten türkischen Streifer, die Asaben, die Ebene bedeckten, forberte des Grafen von Nevers auffiedender Übermuth sogleich den Ehrenposten des Angriffs für die französische Reiterey. König Sigmund, des Kriegs mit den Türken und ihrer Art denselben zu führen wohlkundig, stellte ihm vor, daß diesem schlecht gewaffneten Gesindel nur leichte Truppen entgegen zu setzen, der Kern des Heeres aber wider den des türkischen, wider die Janitscharen und Sipahis, aufzuspahren sey. Der Herr von Couch und der Admiral Jean de Bienne traten der Meinung des Königs bey, aber der Connetable und der Marschall von Frankreich, in ihrer Eitelkeit beleidigt, weil Sigmund und den Admiral und den Herrn von Couch vor ihnen um ihre Meinung gefragt, ergriffen hitzig die entgegengesetzte und äußerten sich, daß französische Reiterey unmöglich ungarischem Fußvolke nachsehen könne, daß Franzosen der Ehrenplatz des Treffens gebühre. Diesem Ausspruche tobte die ganze französische Jugend lauten Beyfall zu, und die Tollheit ihres Übermuths ging in wilde Barbarey über, indem sie die auf Treu und Wort übernommenen türkischen Gefangenen im Lager niedermezelten.

Nach so blutigem tragischen Vorspiel begann die blutige Schlacht, deren Ende so tragisch. Der türkische Vortrab, die Asaben, widerstanden der Festigkeit der französischen Reiterey nicht, selbst die Janitscharen wurden geworfen, und nachdem zehntausend derselben das Schlachtfeld bedeckt, retteten sich die Übrigen hinter die Sipahis. Mit unaufhaltbarer Kraft stürmten die französischen Ritter auf die türkischen Reiter ein, von denen fünftausend fielen. Der Sieg war der Franzosen, wenn sie der Meinung des Herrn von Couch und des Admirals gefolgt, Halt gemacht, ihre Geschwader frisch geordnet, und das ungarische Fußvolk erwartet hätten. Aber in der Hitze tollkühnen Muthes sprengten sie, die fliehenden Sipahis verfolgend, eine Anhöhe hinan, wo sie dem Reste des türkischen Heeres den Garaus zu machen hofften. Wie groß war ihr Erstaunen, als ihnen dort der Kern von Bajesid's Macht, seine Pforte, ein Wald von vierzigtausend Lanzen, entgegen starrte. Dem ersten Erstaunen folgte ein panischer Schrecken, und dem tollsten Übermuth die vollste Ent-

muthigung. Alles floh und zerstreute sich; doch Bajesid's Reiterrey verrannte ihnen die Wege der Flucht. Der Admiral Jean de Bienne hatte schon rückgängige Bewegung gemacht, als er, der Ehre eingedenk, den zwölf Rittern, die ihn umgaben, zurief: „Gott sey dafür, daß wir unser Leben auf Kosten unserer Ehre erkaufen sollten; hier heißt es Vertheidigung wagen oder auf dem Bette der Ehre sterben.“ Sie stürzten sich in die Lanzen der Feinde und fielen als französische Ritter. Der Herzog und vier und zwanzig der vornehmsten seiner Waffengefährten wurden gefangen, darunter der Prinz Henry de Bar, de Couch und de la Tremouille.

Nur tausend Schritte hinter den Franzosen war das ungarische Heer geschart, auf dem rechten Flügel die Ungarn, von Stephan Lazkovich, auf dem linken die Wallachen, von ihrem Fürsten Myrtische befehligt; in dem Mittelpunkte Hermann von Cilli mit den Steyermärkern und Baiern, der Palatin Gara und Sigmund selbst. Sobald die Tollkühnheit der Franzosen an dem Kern von Bajesid's Heer abgeprallt, machten sich auch der rechte und linke Flügel von Ludwig's Heer durch die Flucht los. Nur der Mittelpunkt der Treuen des Königs unter Gara, die Steyermärker unter Hermann von Cilli und die Baiern unter dem Churfürsten von der Pfalz nahmen die französischen Hülftlinge auf, und rückten zwölftausend Mann stark den Türken entgegen.

Schon hatten sie die Janitscharen zurückschlagen, schon waren sie im Begriffe die Sipahis zu werfen, als der Despot von Serbien, der als Bundesgenosse Bajesid's focht, mit fünftausend seiner Tapfern ihm zu Hülfe eilend, für ihn den Sieg entschied. Ludwig's Panier ward geworfen; es fielen in Vertheidigung desselben die steyermärkischen und bayerischen Ritter, die letzten insgesammt. Hermann von Cilli und der Burggraf von Nürnberg nahmen den König in ihre Mitte und zogen ihn aus der Schlacht auf ein Schiff, das er mit dem Erzbischof von Gran bestieg. In einem andern folgten Hermann von Cilli und Niclas von Gara, der Palatin. Sie erreichten mit dem Großmeister der Johanniter glücklich die vereinigte venetianische und rhodische Flotte der Kreuzfahrer, welche an der Mündung des Isters lag und dieselben über Constantinopel und Rhodos nach Dalmatien rettete.

Nach entschiedenem Siege lagerte sich Bajesid vor Nikopolis, und kehrte dann wieder auf das Schlachtfeld zurück. Als er die Menge der Erschlagenen seines Heeres sah, deren Zahl sich auf sechzigtausend belaufen haben soll, weinte er Thränen der Wuth und der Rache und schwur, den Martyrthod der Moslimen, den sie in der Schlacht und vorher durch Gefangenemord im französischen Lager erlitten, an den Giauren zu rächen. Es erging der strengste Befehl, daß am folgenden Morgen alle Gefangene vor den Sultan gebracht werden sollten. Es wurden deren zehntausend an Stricken herbeigeschleppt, darunter der bayerische Lanzenknecht oder Knappe Schiltberger, ein noch nicht sechzehnjähriger Jüngling, der die Gräuelt des Gefangenemordes, denen er so glücklich entronnen,

und die Leiden vierunddreißigjähriger Slavery bei seiner Rückkehr ins Vaterland treuherzig beschrieb. Der Sultan rief den Grafen von Nevers vor, zum Augenzeugen der schrecklichen Rache, die er nun für sein erschlagenes Volk an dem der Christen nehmen wolle. Der Prinz erbat sich und einigen Wenigen das Leben, das ihm und vierundzwanzig der vornehmsten Ritter zugestanden ward. Nun erging der Blutbefehl zum allgemeinen Morde der Gefangenen, von denen jeder Soldat die seinigen schlachten, oder dieselben von hierzu bestimmten Henkern köpfen, oder mit Keulen todt schlagen sehen mußte.

Als die Reihe an Schiltberger kam, vor dessen Augen die Köpfe dreier seiner Waffengespanne gefallen waren, machte Bajesid's Sohn den Vater auf die Jugend des Slaven aufmerksam, weil seiner, der unter zwanzig Jahren, hingerichtet werden sollte. Er ward begnadigt den andern Knaben zugeschart. Vor seinen Augen wurden fünf bayerische Herren und Landstände, darunter Johann Greif, an einem Seile herbeigeschleppt. Dieser rief mit lauter Stimme: „Gehabt euch wohl, wir vergießen unser Blut christlichen Glaubens wegen und werden noch heute, so Gott will, Kinder des Himmels.“ Sogleich ward er mit seinen vier Waffengefährten enthauptet.

Das Gemetzel dauerte ununterbrochen von Sonnenaufgang bis vier Uhr Nachmittags fort, da fielen dem Sultan seine Großen zu Füßen und bathen um Einhalt des Schlachtens. Des Tyrannen Machedurst war durch das Blut von zehntausend gemordeten Christen für jetzt gestillt, er sprach die übrigen Gefangenen denen, die sie erbeutet hatten, zu, nachdem er sich das ihm gehörige Fünftel ausgewählt, darunter Schiltbergern. Diese wurden mit dem Herzoge von Burgund und den vier und zwanzig Rittern im Thurme von Radipolis eingesperrt. Während sie dort in Ketten lagen, fuhr König Ludwig auf den Schiffen der Rhodiser, von Constantinopel kommend, vorbei. Die Türken, deren kleine Fahrzeuge der Flotte der Kreuzfahrer außer unbedeutendem Gefechte Nichts anhaben konnten, stellten die Gefangenen am Ufer des Meeres zur Schau aus und riefen dem Könige spottend zu, er möge sie auslösen. Es beburkte dieses Hohnes der Feinde nicht, um Ludwig's Ehrgefühl zur Auslösung der Ritter seiner Verbündeten anzufachen. Sobald mit dem neuen Jahre die ihm Kraft des mit Venedig abgeschlossenen Subsidien-Vertrags jährlich zu entrichtenden siebentausend Ducaten fällig waren, wies er dieselben zur Auslösung der französischen Ritter an.

Mit dem Könige von Ungarn vereinten sich die von Frankreich und Cypern durch Botschaften mit Geschenken zur Auslösung der Gefangenen. Lufignan sandte ein goldnes Salzfaß von künstlicher Arbeit und zehn tausend Ducaten. Carl der Sechste sandte über Ungarn einen Flug norwegischer Falken, sechs Pferdeladungen Scharlach, feine Leinwand von Rheims und Tapeten von Arras, welche die Schlachten Alexanders des Großen vorstellten. Die Freigebung ward endlich zu Brusa, wo die französischen Ritter hart an des Sultans Palast verwahrt wurden, gegen Entrichtung von

zweymal hundert tausend Ducaten bewilligt; der Admiral von Frankreich war in der Schlacht geblieben, der Connetable und der Herr von Couch im Gefängniß zu Brusa gestorben, aber der Marschall Boucicault und Guy de la Tremouille waren unter den überlebenden Befrehten. Als das Lösegeld erlegt worden, entließ der Sultan den Grafen von Nevers mit den Worten: „Ich enthebe dich deines Schwures, nicht mehr die Waffen wider mich zu führen; hast du Ehrgefühl, so beschwöre ich dich vielmehr, dieselben wider mich je eher je lieber zu ergreifen und die Streitmacht der ganzen Christenheit wider mich zu versammeln, du kannst mir keinen größeren Gefallen thun, als indem du mir neue Gelegenheit, Ruhm zu erwerben, gewährst.“

Vor der Abreise der Ausgelösten gab ihnen Bajestd, ein leidenschaftlicher Liebhaber der Jagden, eine Falkenjagd, und erstaunte sie mit der Pracht seines Jagdstaates, der aus sieben tausend Falkenjägern und sechs tausend Hundswärtern bestand. Die Falkeniere blieben so fort die Masse der sultanischen Jägerey, welche aus den vier Classen der Falkenjäger, der Weihejäger, der Geyerjäger und der Sperberjäger besteht, während die Hundswärter, in der Folge den Janitscharen einverleibt, drey und dreyßig Regimenter derselben bildeten außer den dreyen der Doggenwärter, der Spürhundwärter und der Kranichwärter. Ihre vier Obersten sind noch heute zugleich die vier Generallieutenante des Agas der Janitscharen. Ihre höheren Officiere sind durch Benennungen der Jagd, so wie die übrigen durch die der Küche, nach unseren Begriffen militärisch entadelt, nach den ältesten Begriffen des Morgenlandes aber geadelt, weil die Lebensmittel der Nerve des Krieges, und die Jagd das edelste Vorpiel desselben.

Timur, d. i. das Eisen, insgemein Timurlent, d. i. der lahme Timur, und daher verstümmelt in Europa Tamerlan genannt, war mit diesem körperlichen Gebrechen nicht von Natur aus behaftet, sondern erst bey der Belagerung der Hauptstadt von Sistan, unmittelbar ehe er zum Reich gelangt, durch eine Wunde verstümmelt worden. Sonst von hoher Statur, besonders großem Kopfe, weiter offener Stirne, schöner weißer und rother Gesichtsfarbe und von langen und von Geburt aus weißen Haaren, wie Sam, der berühmte Held der persischen Geschichte. An den beyden durchlöchernten Ohrläppchen trug er zwey Perlen von großem Werthe als Ohrgehänge. Ernst und finster, war er allem Scherze und Spiele feind, noch mehr aber der Lüge, die er so sehr haßte, und die Wahrheit so sehr liebte, daß ihm eine unangenehme Wahrheit stets lieber als angenehme Lüge. Ein großer Liebhaber des Schachspiels, in welchem es ihm Keiner zuvorthat. Kriegsgeschichten und Lebensbeschreibungen von Kriegern und großen Männern waren seine Lieblingsbücher, die weder in Kriegs- noch in Friedenszeit von seiner Seite kamen. Seine Gelehrsamkeit beschränkte sich auf Lesen und Schreiben, wiewohl sein Gedächtniß so außerordentlich, daß er

Alles, was er einmal gehört oder gelesen, sicher behielt; desungeachtet sprach er nur drey Sprachen, persisch, türkisch und mongolisch, während das Arabische ihm fremd blieb.

Die Tora, d. i. das Gesetzbuch Dschengischans, ergänzte und vervollkommnete er durch sein eigenes Gesetzbuch, Tufukat, welches vor allem die Einrichtung des Heeres, die Abstufung der Hof- und Staatsämter und die innere Verwaltung der Gerechtigkeit und Finanzen umfaßt. Die Stärke seiner Regierungskunst sowohl als Heeresführung lag vorzüglich in der vortrefflichen Einrichtung des Kundschaftswesens, welches er durch Reisende unter allen Gestalten, besonders aber durch Derwische, auf so hohen Grad vervollkommnete, daß er von der Stärke sowohl als den Anschlägen seiner Feinde, von den Begebenheiten ihrer Hölle und der Einrichtung ihrer Städte immer auf das genaueste unterrichtet war. Was er durch seine Geschäftsleute und Reisende von der Staatsmacht und der Drücklichkeit fremder Länder erfahren, ließ er in ausführliche Register und Karten zusammentragen, die beständig unter seinen Augen. Die wilde Grausamkeit seiner aus allen Völkern zusammengerafften Soldaten suchte er durch Richter und Gelehrte, durch Musiker und Esotisten zu mildern, welche beym Heere sich in Schaaren einfanden und mit demselben Asten durchzogen.

Des Heeres Liebe und Anhänglichkeit zu Timur war so unbegrenzt, daß sie nicht nur mit Freuden ihr Leben, sondern, was den raubgierigen Soldaten meist theurer, selbst die Beute und ihre Habe im Falle der Noth mit Vergnügen opferten, ihre Unterwerfung so blind unbedingt, daß es ihm nur einen Tagesbefehl gekostet haben würde, sich, statt als Kaiser, als Prophet der Tataren auszurufen.

Schon war der Frühling da, als Timur noch in der Ebene von Karabagh weilte und sich oft die Zeit durch Gespräche mit seinen Emiren über den vermuthlichen türkischen Krieg und über den Ausschlag desselben kürzte. Zwey glückliche Erscheinungen bestärkten ihn ungemein in der vorgefaßten Meinung vom günstigen Ausgange dieser Unternehmung gegen Rum; die eine die Geburt eines Enkels, eine Begebenheit, welche das Heer mit Freuden füllte und den Hof mit Festen belebte, wobey die Frauen des Harems nach hergebrachter Sitte über das theure Haupt des Vaters und Großvaters Goldstücke und Perlen austreuten; die zweyte das Aufgehen eines außerordentlich großen hellen und feurigen Kometen im Westen, dessen Strahlen dem Auge über vier Ellen lang wie eine Lanze gegen Osten flammten, und der drey Monate lang die ganze Nacht die Erde beleuchtete, das Licht aller Sterne überstrahlend. Alle Völker vom Indus und Ganges bis an den Rhein und Tagus sahen denselben, und die Griechen nannten ihn Lampadias, d. i. Lampenträger; denselben galt er als schrecklichste Vorbedeutung blutiger Schlachten im Osten, den sternkundigen Begleitern und

Vertrauten Timur's als die günstigste Vorbedeutung gewisser Siege im Westen.

Timur brach von Karabagh auf, und verweilte zu Awenik, die Zurückkunft der Botthschafter zwey Monathe lang erwartend. Endlich setzte er seinen Marsch über Siwas nach Klein-Asien fort. Zu Siwas erschien der Botthschafter Tschempai mit den Botthschaftern Bajesid's, Überbringern eines anmaßenden Schreibens und einer hochmüthigen Antwort; Bajesid forderte den Welteroberer auf, vor ihm zu erscheinen, und wenn nicht, so sollten Timur's Gemahlinnen dreymahl von ihm geschieden seyn, käme er aber, und fände ihn nicht im Schlachtfelde, so wolle er, Bajesid selbst, dreymahl geschieden seyn von seinem Hareme. Die Beleidigung in dieser Bottschaft war durch die Verletzung der diplomatischen Formen des Schreibens noch erhöht. Timur hatte dieselben in dem seinigen auf dem Fuße der Gleichheit von Herrscher zu Herrscher beobachtet, indem er in der Überschrift seinen Nahmen zwar vor dem Bajesid's aber in einer und derselben Linie setzte. In Bajesid's Schreiben war der Nahme Timur's unter dem Bajesid's, und dieser mit Gold, jener nur schwarz geschrieben.

Timur ergrimmte über solche Beleidigung durch Verletzung hergebrachter Sitte in Wort und Schrift. „Der Sohn Murad's ist rasend,“ sprach er, als er die verletzten Curialien des Schreibens erblickte; als er aber in der Lesung auf die Stelle kam von der Ehescheidung seiner Gemahlinnen, kannte sein Zorn keine Grenzen mehr, indem solche Erwähnung des Harems, den kein Mann gegen den andern zu nennen das Recht hat, der größte persönliche Schimpf. Er stieß die Geschenke, welche ihm die Botthschafter in zehn Pferden (die tatarische Neunzahl verlegend) und mehreren Jagdthieren darbringen wollten, zurück, sagte im ersten Anfälle des Zornes zum türkischen Botthschafter, daß, wenn die Person des Gesandten nicht unverletzt wäre, er ihm sogleich den Kopf vor die Füße würde haben legen lassen, und setzte dann, nachdem sich sein Zorn etwas abgekühlt, hinzu, daß Bajesid ohne Glauben und Treue sein Loos selbst entschieden, daß er nun zum Empfange seines siegreichen Heeres bereit seyn möge.

Timur hielt über das Heer feyerliche Schau, welcher die osmanischen Botthschafter zu Pferde beymohnten. Die Inhaber der Regimente brachten, vor demselben kniend, mit dem Zügel ihres Pferdes in den Händen, die gewöhnlichen Glückwünschungen und Segensformeln dar, und Timur pries die Vollzähligkeit und gute Haltung ihrer Truppe, vorzüglich aber die des Heeres, welches der Prinz Wahammed Sultan ganz frisch aus Samarkand herbegeführt, und welches sich durch eine neue Erfindung einfarbiger Farbe der einzelnen Regimente auszeichnete; die erste Spur ordentlicher Uniformirung und Montur. Einige Geschwader hatten rothe Standarten, rothe Fahnen, rothe Helme, rothe Panzer, rothe Sättel, Schabracken, Lanzen, Schilde und Keulen, bey anderen waren alle diese Waffen gelb, bey anderen weiß, u. s. w.; auch waren zwey

Regimenter ganz mit Kürassen bedeckt, die ältesten Kürasser-Regimenter, deren die Kriegsgeschichte erwähnt.

Die Heerschau dauerte von Tagesanbruch bis Nachmittag, wo die Heermusik das Zeichen zum Gebethe gab, und Timur dasselbe verrichtete. Er ließ die türkischen Botthschafter zu Pferde durch alle Reihen führen, und fertigte sie dann mit dem letzten Worte ab, daß er noch zum Frieden erbötig, wenn Bajesid das gefangene Gefolge Taherten's herausgeben und ihm einen seiner Söhne schicken wolle, der auf das beste behandelt werden sollte; nur unter diesen Bedingungen könne er sich noch ferners der ruhigen und sicheren Herrschaft Klein-Asiens erfreuen. Mit diesen Botthschaftern, Herolden des öffentlichen Kaiserworts, schickte Timur aber auch geheime Geschäftsführer an die tatarischen Truppen ab, deren eine große Zahl im Heere Bajesid's, um sie durch die Erinnerung an Stammverwandtschaft und an die entehrende Herrschaft der osmanischen Turmanen, deren Gründer ein Freigelassener der Seltschuken gewesen sey, zum Abfall von denselben und zum Übergange zu ihren stammverwandten Vettern zu bewegen. —

Die Einstreuungen Timur's begünstigte ein in Bajesid's Heer durch seine strenge Behandlung und unregelmäßige Bezahlung des Soldes herrschender Geist von Unzufriedenheit. Umsonst hatten der Westir Ali-Pascha und sein Sohn Ibrahim im Kriegsrath, welcher zu Pferde gehalten der Fuß-Diwan heißt, durch Vorstellungen Bajesid's Tollkühnheit und Sparsamkeit zu mildern versucht; umsonst hatten sie ihm vorgestellt, daß des Feindes Überzahl keine offene Feldschlacht, sondern vielmehr den kleinen Krieg in Schluchten und waldigen Gegenden erwünscht mache; umsonst bathen sie ihn, wenigstens seine Schätze zu öffnen und durch die Vertheilung derselben den Muth der unzufriedenen Truppen zu befeuern. Er blieb unerschütterlich auf seinem Entschlusse, den feindlichen Tataren in offenem Felde entgegen zu gehen und den in seinem Heere Dienenden den Schatz zu verschließen. Da soll einer der Generale gesagt haben: „Wahrscheinlich trägt Bajesid's Geld schon Timur's Gepräge, weil er sich nicht traut, dasselbe unter die Soldaten zu vertheilen.“

Die Soldaten, von dem Geiste ihrer Offiziere befeelt, machten Vorstellungen in demselben Sinne, nicht im Kriegsrath, wo sie keine Stimme haben, sondern durch die des Symbols, unter dessen Larve sich die Wahrheit asiatischen Thronen so oft ungestraft nahen darf. Bajesid hatte Nachts reinen Honig begehrt. Es war kein reiner zu finden, weil Nachts Bienen und Hummeln denselben verunreinigen. Die Sipahi's sandten ihm einen Teller solchen Honigs mit einem erklärenden Zettel: Honig ist ungenießbar bey Nacht, weil von Bienen und Hummeln verunreinigt; eben so wenig nützt Geld, aufgespart bis auf die schwarze Stunde des Unheils.“ Bajesid, taub gegen die Vorstellungen der Generale und Soldaten, zog mit seinem Heere von einmahlundert zwanzig tausend Mann, worunter achtzehntausend Tataren und zehn tausend Mann serbische Hülfstruppen

unter Lazar's Befehl, gegen das dem seinigen siebenmahl überlegene Heer Timur's.

Bajesid, in der Verblendung des Übermuths, um zu zeigen, wie wenig er die Macht Timur's achte, zog mit seinem Lager sich nördlich und stellte auf dem wasserlosen Hochlande eine Jagd an. Seine Soldaten verschmachteten aus Hitze und Wassermangel und fünftausend derselben hauchten auf dem Marsche den Geist aus. Als er nach drey Tagen die Stelle seines alten Lagers beziehen wollte, fand er dasselbe nicht nur vom Heere Timur's besetzt, sondern auch die einzige Quelle, die dort sein Heer tränken konnte, durch Timur's Soldaten, der dieselben Nachts zu diesem Zwecke hingefant, vermisset und verunreinigt. Nordöstlich von Angora, in der Ebene von Tschibükabad, d. i. Rohrbau, in denselben Feldern, wo am Fuße des Berges Stella Pompeius den Mithridates geschlagen, stellten sich die beyden Heere in Schlachtordnung.

Um sechs Uhr Morgens begann die Schlacht mit dem Geschmetter tartarischer Schlachttrompeten und dem Feldgeschrey Sürün (fährt an!) auf der einen, unter dem Getöse der türkischen Trommel und dem Schlachtruf Allah auf der andern Seite. Timur, von einem Derwische ermahnt, stieg vom Pferde, sein Gebeth zu verrichten, und gab den Befehl zum Angriff. Mirsa Ebubekr, der den Vortrab des rechten Flügels führte, griff den Rücken der Osmanen an, auf welchem die Servier wie Löwen fechtend die Kühnheit des Angriffs züchtigten. Da kniete Mirsa Mohammed Sultan, der Befehlshaber des mittlern Treffens, vor Timur nieder, um Erlaubniß bittend, dem linken gefährdeten Flügel zu Hülfe eilen zu dürfen. Die europäischen Truppen fochten mit außerordentlicher Tapferkeit und unüberwindlichem Muth; doch, während die Servier auf dem linken Flügel Wunder der Tapferkeit thaten, gingen auf dem rechten die Truppen von Aidin, welche ihren vorigen Fürsten in den Reihen der Feinde erblickt, zu denselben über, und ihnen folgten die durch Timur's geheime Sendung zum Abfall verleiteten Tataren. Schon waren die Servier von Bajesid abgeschnitten, als sich ihr tapferer Feldherr, mit seinen gepanzerten Rittern durch die Feinde mit großem Verlust derselben durchschlagend, seinem Schwäher, dem Sultan, die Flucht anrieth. Als Timur den Heldenmuth der Servier sah, rief er aus: „Die Derwische haben es an nichts erlangen lassen.“

Der Sultan, von seinen Haus- und Hülfsstruppen, von seinen Westren und Emiren, von seinen Paschen und Söhnen verlassen, harrete mit seinen noch obendrein durch brennenden Durst zu Tode gequälten Janitscharen den ganzen langen Tag auf der besetzten Anhöhe aus. Erst als die Nacht einbrach, versuchte Bajesid auf Minnetbegs' dringendes Zureden zu entfliehen, allein sein Pferd stürzte, und er ward von Mahmudchan, dem Abkömmlinge Dschengiskan's, gefangen.

Nach dem byzantinischen Geschichtschreiber Ducas soll Timur,

als Bajesid gefangen ihm ins Zelt gebracht worden, mit seinem Sohne Schahroch Schah gespielt und, als der Sultan gefangen an der Schwelle des Zeltes erschien, eben seinen Schah mit dem Thurne verwechselt haben, von welchem merkwürdigen Augenblick, in welchem der Schah der Osmanen den Thron mit dem Thurn des Gefängnisses verwechselte, dem Sohne der Beynahme geblieben seyn soll. Persische, türkische und griechische Geschichtschreiber aber stimmen darin überein, daß der erste Empfang des bestegten und gefangenen Sultans von Timur's Seite großmüthig und edel. Da er ihn, von der Hitze des Tages und der Schlacht ausgezehrt, bestaubt und verbrannt, vor sich stehen sah, redete er ihn huldreich an, ließ ihn neben sich niedersitzen, und wies ihm drey stattliche Zelte an, ihm mit Schwüren ketheuernd, daß er für sein Leben Nichts zu fürchten habe.

Die milde Art, womit Timur seinen Gefangenen Bajesid behandelte, wurde durch einen Versuch desselben zur Flucht in strengere Gewarhsam verwandelt. Mohammed, der dritte seiner Söhne, die sich aus der Schlacht durch die Flucht gerettet, wagte den Versuch, die des wenig bewachten Vaters möglich zu machen. Türkische Minengräber schlichen sich Nachts ins Lager und stiegen an aus einem benachbarten Zelte das, worin Bajesid sich befand, zu untergraben, um ihn durch einen Ausweg unter der Erde ins Freye zu bringen. Schon waren sie glücklich bis in die Mitte des Zeltes Bajesid's gekommen, als die Kotte, welche bey Tagesanbruch die Wache abzulösen kam, die unterirdische Arbeit entdeckte. Sie fanden Bajesid und Firusbeg, den Oberst-Verschnittenen, im Zelte wach und stehend. Die Minengräber entflohen glücklich. Timur überhäufte seinen Gefangenen mit Vorwürfen, ließ dem treuen Diener Firus, als dem Begünstigter des Unternehmens, den Kopf abschlagen, und hielt dessen Herrn sofort unter strengerer Aufsicht, so daß er des Tages von verstärkter Wache umgeben, Nachts aber gefesselt ward.

Aus dieser verschärften Obhut und aus dem Mißverstände des türkischen Wortes Kafes ist das Märchen des eisernen Kästchens entstanden, welches lange Zeit hindurch alle europäischen Geschichtschreiber nach dem Byzantiner Phranzes und dem Syrer Arabschah wiederholt haben. Der älteste Geschichtschreiber der Osmanen, Aschikpashafade, erzählt aus dem Munde eines Augenzeugen, der damals in der Leibwache Bajesid's und hernach als Befehlshaber zu Amasia stand, daß Bajesid in einer Sänfte, die wie ein Kästch vergittert war, zwischen zwey Pferden getragen wurde. Einstimmig mit demselben sind Reschri's folgende Worte: „Timur ließ eine Sänfte machen, in der man ihn (Bajesid) wie in einem Kafes zwischen zwey Pferden trug.“ In dieser mißverstandenen Stelle liegt das bisher unbekannt gebliebene Quellenhaupt der ganzen Fabel des Kästchens, welche, in dem Laufe der Zeit immer und immer vergrößert, zuletzt so vielmundig in den Ocean der Geschichte ausgeströmt. Kafes heißt nicht nur ein Kästch, sondern auch noch heute jedes

vergitterte Frauengemach und selbst die Wohnung der osmanischen Prinzen im Serai zu Constantinopel. Kafes heißen die vergitterten Sänften, in welchen der Harem reiset, und in einer solchen wurde Bajesid zwischen zwey Pferden getragen.

Diese vergitterte Tragesänfte verwandelten spätere osmanische Anekdotenschreiber ohne Rahmen auf des reimenden Syrrers Glaubens in einen eisernen Käfig, aber kein einziger der als glaubwürdige Quellen angesehenen osmanischen Geschichtschreiber meldet hievon ein Wort, und mit dem folgenden spricht sich der mit Recht hochgeschätzte Reichs-Historiograph Seadeddin in seiner Krone der Geschichten hierüber aus: „Was in einigen türkischen Geschichten Märchenerzähler von der Einsperrung in einen Käfig melden, ist erdichtet. Hätte eine ähnliche Behandlung wirklich Statt gefunden, so würde Scherefeddin, als Timur's Lobredner, dieselbe mit vieler Mühe prahlend gepriesen haben. Da der ihm (Bajesid) verhaßte Anblick der Tataren seinen Eifer aufregte, so wählte er in einer Sänfte zu ziehen. Wer sich in seine Lage setzen kann, wird verstehen, daß er wirklich auf diese Art gereiset sey, und wird fühlen, daß es seinem Eifer unmöglich gewesen, den Anblick der Feinde alle Tage zu ertragen. Diejenigen, welche die Sänfte von dem Käfige nicht zu unterscheiden wissen, gehören zu dem Haufen der Einsichtlosen, welche Himmel und Schimmel mit einander zu verwechseln im Stande sind.“

Zu Affchehr starb Bajesid, vom Schlage gerührt; und weil das Schicksal oft den Tod eines Feindes mit dem eines Freundes aufwiegt, so starb schon am vierten Tage darnach Timur's geliebtester Enkel, der durch seine Kriegsthaten rühmlichst ausgezeichnete neunzehnjährige Prinz Mohammed Sultan. Die Trauer über seinen Tod war allgemein im Heere, die Prinzen und Großen zogen schwarze und blaue Kleider mit silbernen Krügen an; die Frauen warfen sich zur Erde und füllten den Busen mit Steinen. Timur sprach, als er die Nachricht vom Tode seines Enkels vernommen, Nichts als dieselben Worte des Korans, die er bey der Kunde von Bajesid's Tod gesprochen: „Wir sind Gottes, und wir kehren zu Ihm zurück.“ In der Folge wurde das gewöhnliche Todtenmahl angestellt; Leser des Korans lasen Stellen aus demselben; die große türkische Lodestrommel lärmte in Einem fort mitten unter dem Klageschrey der Weiber, und als die Lodestrommel ausgelärm, wurde sie nach altmongolischem Gebrauche zerbrochen, wie der Held, der in der Welt solchen Lärm gemacht, durch den Tod zerbrochen worden.

Der Sarg wurde, von zweyhundert Reitern und sieben Emiren begleitet, ins Land jenseits des Drus ins Familienbegräbniß Timur's abgeführt; dergleichen erlaubte Timur dem osmanischen Prinzen Musa seines Vaters Leichnam, der unterdessen zu Affchehr beigesetzt worden war, nach Drusa abzuführen; ihm selbst gab er Ehrenkleid, Gürtel, Säbel und Köcher, mit Edelsteinen besetzt, und ein Diplom, mit seiner rothgefärbten Hand gefertigt. So vollendete

Bajesid der Wetterstrahl, der vierzehn Jahre lang Europa und Asien erobernd durchzuckt hatte, seine flammende Laufbahn.

21. Reise in Afrika.

1. Im Kordofan läßt man die Pferde bis in das vierte Jahr Kuhmilch nach Belieben saufen. Auch bekommen sie außer dem trockenen Gras noch täglich eine Portion Durra zu fressen und bestanden sich fortwährend in freier Luft. Alles dieses vereinigt scheint den Pferden ihre große Kraft zu geben, die sie wirklich auszeichnet. Die guten Kordofaner Pferde erreichen in jeder Jahreszeit die Giraffen und meistens sogar die Straußen. Diese Kenner werden aber auch ganz besonders geschätzt, und man erzählt von Weispielen, daß solche Pferde bis zu einem Werth von fünfhundert Speciesthalern per Stück vertauscht wurden. Ich vermute, mein Berichterstatter muß hier bei der ehemals gegen ein sehr schönes Pferd vertauschten Anzahl Sklaven den jetzigen Preis in Anschlag gebracht haben; ehemals war ein männlicher Sklave in Kordofan acht Thaler werth; jetzt nimmt ihn die Regierung zu fünf und zwanzig bis dreißig Thaler an. Der Preis von fünfhundert Thaler dürfte sich also auf das Drittel reduciren.

Die Bakara-Araber sind es, welche auf die Elephanten regelmäßig Jagd machen. Diese Thiere sollen sich in den von diesen Arabern bewohnten Distrikten während der Regenzeit in großen Heerden einfinden. Folgendermaßen ward mir die Elephantenjagd dieser Araber beschrieben: Einige Reiter jeder mit mehreren Lanzen versehen, suchen einen Elephanten auf, der sich von der Herde vereinzelt hat; man theilt sich nun in zwey Parthieen, und während ein Theil der Reiter die Aufmerksamkeit des Elephanten von vorn zu beschäftigen sucht, streben die Andern von hinten das Thier mit einem kräftigen Lanzenwurf an den Sehnen des Tarsus zu verwunden; der angeworfene Elephant wendet sich wüthend gegen seine Angreifer, die in eiliger Flucht sich retten, während die andere Reiterparthie dem Thiere folgt und strebt es gleichfalls an der nämlichen Stelle zu verwunden. Geschah dieses glücklich, so wendet sich gegen diese wiederum der Elephant, und so abwechselnd, bis nach und nach die Wunde dem Thiere einen solchen Schmerz und Blutverlust verursacht, daß es sich niederlegen muß. Eine nun durch ein scharfes Schwert gemachte größere Wunde befördert die Verblutung.

Die Haut des Elephanten ist wegen ihrer Dicke und Schwere von wenig Nutzen, höchstens verbraucht man sie zu Schildern; aber das Fleisch dieser Thiere ist beliebt und hält sich, gehörig getrocknet, lange Zeit. Am schätzbarsten sind die Zähne, derentwegen eigentlich auch bloß die Jagd gemacht wird, und die von den Handelsleuten in Obeid zu niedern Preisen aufgekauft werden. Manche Zähne sind so kolossal, daß zwei Stück eine schwere Kameelladung ausmachen.

In dem Kriege bewaffnen sich die hiesigen Araber mit eisernen halbsphärischen Sturmhauben, Panzerhemden und Armschienen, sämmtlich in Egypten und Sennar verfertigt, welche ihnen durch die Karavanen zugeführt werden. Einige Häuptlinge haben selbst Stirnschienen und Panzerdecken für ihre Pferde aus gleicher Gegend mit jenen Rüstungen eingeführt; zuweilen überdeckt man die Pferde mit einem dicken selbstgefertigten Stoffe von gesteppter Baumwolle. Der Sage nach sprengen die so gewaffneten Helden mit einem Schwert in jeder Hand, die Zügel des Pferdes im Munde festhaltend, mitten unter die Feinde, überall Tod und Verwüstung verbreitend.

Der Wadenwurm (*Vena medinensis*) ist bei den Negern des Kordofan während der Regenzeit sehr gemein, besonders in den jüngern Jahren; er entwickelt sich vorzugsweise in der Fleischmasse der Füße; so lange er sich nur zwischen den Muskelfasern durchwindet, leidet der Kranke nur durch ein schmerzhaftes Spannen der angegriffenen Muskeln; aber zu einer gewissen Lebensperiode sucht sich der Wurm einen Weg nach außen zu öffnen, und dieses verursacht schmerzliche Entzündungen, die sich nur dann legen, wenn der Kopf des Wurmes die Epidermis durchbohrt hat, und nun aus der Wundöffnung abwechselnd mit dem Kopfe herauschnellt; man sucht dann den Wurm mit einem Haarknoten zu fassen, und windet das ganze Thier nach und nach aus der Muskelmasse mit großer Behutsamkeit und Geduld heraus. Wricht das Ende ab, so entschlüpft der Wurm in den Körper; es erzeugt sich höchst wahrscheinlich ein zweiter Kopf, und das Thier wühlt abermals eine Zeit lang zwischen den Muskeln des Körpers herum, bis es sich einen neuen Weg nach außen zu durch die Haut bahnt. Zuweilen stirbt das abgebrochene Wurmsstück in dem menschlichen Körper, und verursacht durch die Eiterung der heterogenen Masse heftige Schmerzen.

Tödtlich ist die Krankheit nie, aber zuweilen hindert sie lange am Gebrauch der einzelnen Glieder, und wenn sich die Würmer in einem Individuum ganz besonders zahlreich entwickeln, so folgt großer Kräfteverlust. Ich kenne einen Europäer, der die Wundnarben von sechs und zwanzig Filarien auf sich trägt, von denen öfters mehrere gleichzeitig belebt waren. Bei den Bewohnern von Wadi Naghele (Obeid) herrscht der Glaube allgemein, daß der Wurm ansteckend ist, das heißt, wenn man in einem Zimmer wohnt, in dem sich einer dieser Kranken befindet, und häufig barfuß einhergeht, man gewöhnlich auch an den Füßen von diesem Wurme erkrankt. So viel ist gewiß, daß in dem Militärlager von Kailub bei Cairo, wo viele Neger und ägyptische Bauern zusammengehäuft leben, nicht allein an einigen Individuen der letzteren sich die *Vena medinensis* entwickelte, sondern auch bei einigen der daselbst angestellten Türken. Ein anderes Beispiel über die ansteckende Mittheilung des Wurms lieferte Herr Dusap, ein dormalen in Cairo lebender französischer Arzt, an sich selbst. Im Lager von Assuan im Jahr 1822 angestellt, als die ersten Negertransporte dorthen von Sennaar anlangten, hatte

er viele Patienten mit dieser Krankheit zur Behandlung, und nach kurzer Zeit entwickelte sich an seiner rechten Hand eine Filaria, wovon er mir selbst die Narbe zeigte.

Nach diesen Daten bin ich geneigt anzunehmen, daß sich dieser Wurm bei den Bewohnern der tropischen Gegenden unter günstigen Verhältnissen, wie jede andere Entozoe, von selbst in dem Körper erzeugt, aber auch von außen her durch die Haut mikroskopische Individuen der Species in den Körper einbringen können. Die Eier, welche die erwachsenen Würmer erzeugen, dürften sich durch die Mundöffnung ausmünden, und wenn solche zur Reise gelangen, so mag wohl ein eigener Naturtrieb den Wurm anreizen, sich einen Weg nach außen zu durch die Körperhaut zu bahnen. Ist dieses richtig, so dürfte dieser Wurm schwerlich zu den andern Filarien gerechnet werden. Ich selbst besitze keinen einzigen dieser Entozoen, und ward deshalb mit leeren Versprechungen von den im Lager von Kailub angestellten europäischen Ärzten abgefertigt, die eine treffliche Gelegenheit haben, über diese Krankheit wichtige Beobachtungen anzustellen. Die Neger vertilgen diesen Wurm durch Einsehung eines glühenden Eisenrahts in die Körperstelle, wo er vegetirt; auch rühmen sie als nützlich die Moschuspomade der Zibethkatze. Die europäischen Ärzte des türkischen Lagers gebrauchen als ein bewährtes Mittel die Merkurialsalbe.

2. Eine eigenthümliche Rasse bilden in der Provinz Dongola die Fischer und Hippopotamusjäger; man nennt sie in der berberischen Sprache Hauait; sie verfertigen sich aus einem ausgehöhlten Baumstamme einen etwa 10 Fuß langen Kahn, der zwei, höchstens drei Menschen tragen kann. Zum Fischfang bedienen sie sich eines langen vier Schuh hohen Stelleges von Baumwollengarn, mit welchem sie einen großen Distrikt des Nils in der Nähe der Sandinseln einschließen; man verengt allmählig den eingeschlossenen Raum durch Anziehen des Netzes, ein Paar Fischer gehen außerhalb des Netzes im Wasser und schlagen mit Rutzeln nach den Fischen, welche durch Springen sich aus der Umzäunung zu retten suchen, die übrigen verwickeln sich in dem Gewebe der Maschen. Dieses einfache Verfahren giebt gewöhnlich eine ergiebige Ausbeute, und die Nachtzeit ist am günstigsten dazu. Man bedient sich auch der Angelhaken; da es aber in der Provinz Dongola viele sehr große Fische gibt (ich sah *Heterobranchus didorsalis* von 10 Fuß Länge), welche die stärksten Angelhaken zu zerbrechen pflegen, so zieht man den Fang mit Netzen vor.

Diese Hauait machen ferner auf die Krokodile Jagd; die günstigste Jahreszeit hierzu ist der Winter, wo das Thier gewöhnlich auf sandigen Strecken in der Sonne schläft, oder der Frühling, nach der Begattungzeit, wenn das Weibchen regelmäßig die Sandinseln bewacht, wo es seine Eier eingeschart hat. Der Hauait merkt sich den Ort; auf der Südseite desselben, das heißt unter dem Winde, gräbt er sich ein Loch in den Sand, mit einem Erdaufwurf nach der Seite, wo man das Krokodil erwartet; der Jäger verbirgt sich

dort; bleibt er unbemerkt, so kömmt das Krokodil an seinen gewöhnlichen Lagerplatz, wo es bald bei der Wärme der Sonnenstrahlen einschlüft. Nun wirft der Jäger mit kraftvollem Arm das Thier mit einer Harpune an; das Eisen muß, um den Zweck zu erreichen, wenigstens vier Zoll tief eindringen, damit der Widerhaken gehörig fassen kann. Das angeworfene Krokodil eilt in das Wasser und der Jäger nach seinem Kahn, mit welchem ihm ein Gehülfe zuellt. Ein an der Harpune durch ein langes Seil befestigtes Holz schwimmt auf dem Wasser und zeigt den Weg, welchen das Krokodil geht; man faßt den Strick und zieht das Thier an die Wasseroberfläche, wo es bald ein zweiter Wurfspeer verwindet.

Die Geschicklichkeit bei dieser Jagd besteht darin, der Lanze die gehörige Kraft zu geben, um die harte Panzerhaut zu durchbohren. Das verwundete Krokodil bleibt unterdeß nicht müßig, es gibt verbe Schläge mit seinem Schwanz und sucht den Strick der Harpune zu zerbeißen. Um letzterem vorzubeugen, besteht dieser Strick aus etwa 30 neben einander liegenden einzelnen Strickchen, die alle zwei Schuh lang zusammen gebunden sind; die dünnen Stricke fügen sich im Rachen des Thieres in die Lücken der Zähne. Sehr oft reißen die Harpunen beim Ausziehen aus der Fleischmasse, und das Krokodil entweicht. Hätte ich es nicht mit eigenen Augen gesehen, so würde es mir unglaublich vorkommen, daß zwei Menschen ein vierzehn Fuß langes Krokodil aus dem Wasser schleifen, ihm dann zuerst die Schnauze zubinden, dann die Füße über dem Rücken zusammen knebeln, endlich mit einem scharfen Eisen in den Rachen des Thieres stoßen und es durch die Theilung des Nervenstranges der Wirbelsäule tödten.

Die zur Krokodiljagd übliche Eisenharpune ist spannelang, nach der Spitze zu ist sie scalpellensförmig, am Ende und an der einen Seite zugespitzt; ein starker Widerhaken ist gleich hinter der Schneide, und am andern Ende ist ein Vorsprung zur Befestigung des Seils. Dieses Eisen steckt man an eine acht Fuß lange hölzerne Wurflanze. Das Fleisch und Fett der Krokodile wird von den Berbern gegessen und gilt selbst für einen Lederbissen; beides hat immer einen moschusartigen Geruch. So oft ich dieses Fleisch kostete, habe ich es immer von mir brechen müssen, vermuthlich wegen des ungewöhnlichen Geruchs. Die vier Moschusdrüsen des Krokodils sind mit ein Hauptgewinn bei dieser Jagd. Zwei öfnen sich am Unterkiefer zu Seiten des Zungenbeins, und zwei an der Mündung der Kloafe. Die Berber unter sich bezahlen für diese vier Drüsen oft zwei Speiesthaler und bedienen sich derselben zur wohlriechenden Einreibung für das Haupthaar. — Die Harpune, womit die Hanaut die Hippopotami anwerfen, sind etwas von denen der Krokodiljagd verschieden; das Eisen endet in einer ovalen Fläche, wie bei einem Radiermesser; die äußeren Dreiviertel des ovalen Randes sind vorzüglich zugespitzt. Am obern Vorsprung der Harpune ist ein starker langer Strick befestiget, und an dessen anderem Ende ein dicker

Klotz von leichtem Holze, um das bei Nacht angeworfene Thier bei Tag leichter wieder aufzufinden.

Die Hippopotamus-Jäger werfen ihr Wild bei Tag und bei Nacht an; der ersteren Zeit geben sie immer den Vorzug, weil sie besser den mühenben Anfallen des gereizten Feindes entgegen können. Einen Theil des Strickes, nebst dem Holzstock der Harpune, nimmt der Jäger in die rechte Hand, in der linken trägt er das übrige Seil und das Holzklötz; so nähert er sich behutsam seinem Wilde, wenn es bei Tag auf einer kleinen Insel schläft, oder er lauert des Nachts an der Uferstelle, wo er hofft, daß das Thier herauskommen dürfte, um in den Saatsfeldern zu weiden. Ist er bis auf die gewünschte Entfernung genahet (etwa 7 Schritte), so wirft er kraftvoll die Lanze auf seinen Feind, deren Harpune, wenn geschickt geschleudert, bis hinter den Widerhaken durch die dicke Haut in die Fleischmasse eindringen muß. Das verwundete Thier stüchzet sich gewöhnlich nach dem Wasser und verbirgt sich in den Fluthen; die Holzlanze fällt ab, aber das an dem Harpuneisen gebundene Klotz schwimmt und bezeichnet die Richtung, in welcher der Hippopotamus geht.

Große Gefahr beim Anwerfen des Thieres ist dann, wenn der Jäger von demselben bemerkt wird, ehe der Wurf geschehen ist; zuweilen dringt dann die Bestie mit Wuth auf ihren Gegner los und zermalmt ihn mit einem Male in dem weit offenen Rachen, ein Vorfall, der während unseres Aufenthalts bei Schendi statt hatte. Oft reizen ganz harmlose Gegenstände den Zorn des Thieres; so zerknirschte in der Gegend von Amara ein Hippopotamus mehrere Stück Rindvieh, die bei einem Wasserrad angebunden waren.

Sobald das Thier glücklich angeworfen ist, eilen die Jäger in ihre kleinen Kähne und nähern sich behutsam dem schwimmenden Holzklötz, an welches sie ein starkes langes Seil befestigen; mit dessen anderem Ende fahren sie nach der herbeieilenden großen Barke, auf welcher sich ihre Gehülfen befinden. Jetzt zieht man mit dem Strick das Thier an; der durch den Widerhaken verursachte Schmerz reizt seine Wuth, und kaum hat es die Barke erblickt, so dringt es auf sie los, faßt das Fahrzeug mit den Zähnen, und zuweilen gelingt es ihm solches zu zertrümmern oder umzuschlagen. Die Jäger bleiben unterdessen nicht müßig; vier bis sechs andere Harpunen werfen sie ihm ein, und mit der Anstrengung aller Kraft nöthigen sie durch die Seile derselben das Thier, sich dicht an die Barke anzulehnen, um so einen Theil seiner Stärke zu lähmen. Mit einem scharfen langen Eisen sucht man dann das Ligamentum jugi zu spalten oder den Schädel einzustößen, und so tödten die Eingeborenen das Thier.

Da die Fleischmasse eines ausgewachsenen Hippopotamus so groß ist, um ohne eine namhafte Zahl Menschen aus dem Wasser geschafft zu werden, so zerhacken sie gewöhnlich das getödtete Thier im Wasser und ziehen die einzelnen Stücke auf das Land. Man tödtet gewöhnlich in der ganzen türkischen Provinz Dongola nur 1 bis 2 Hippopotami jährlich (in den Jahren 1821 bis 1823 einschließlich) wurden deren 9 Stück erlegt, wovon 4 durch unsere Hände).

Das Fleisch des jungen Thieres ist sehr schmackhaft; ausgewachsene Individuen pflegen sehr fett zu seyn, und ihre Fleischmasse schätzt man gleich 4 bis 5 Stück Ochsen. Die Haut wird einzig und allein zu vortrefflichen Peitschen (Kurbatsch) verarbeitet; eine Haut giebt von 350 bis 500 solcher Peitschen; die Zähne werden nicht benutzt.

Einer der von uns erlegten Hippopotami, ein ganz altes Männchen, schien seine größten Körperdimensionen erreicht zu haben. Es maß von der Schnauze bis an das Schwanzende $13\frac{1}{2}$ franz. Fuß, und seine Eckzähne von der Wurzel bis zur Spitze längs der äußern Krümmung, 26 fr. Zoll. Um es zu erlegen, kämpften wir mit ihm vier Stunden lang, und zwar des Nachts; wenig fehlte, daß die Bestie unsere große Barke und mit ihr vielleicht uns alle vernichtet hätte. Als das angeworfene Thier die Jäger in dem kleinen Kahn erblickte, welche den langen Strick an das Holzloß der Harpune anbinden sollten, schleuderte es sich mit einem Satz auf dieselben, riß den Kahn mit sich unter das Wasser und zerschmetterte ihn; die beiden Jäger entkamen mit Noth dieser großen Gefahr. Von den 25 Flintenkugeln, in einer Entfernung von etwa 5 Fuß auf den Kopf des Anthiers geschossen, hatte nur eine die Haut und den Knochen bei der Nase durchbohrt; bei jeglichem Schnauben spritzte nun das Thier reichliche Blutströme auf die Barke; alle andern Kugeln waren in der Dicke der Haut stecken geblieben. Wir bedienten uns endlich eines Standrohrs, dessen Gebrauch in so kleiner Entfernung wir überschüssig glaubten; aber nur nachdem fünf seiner Kugeln, in einer Entfernung von wenig Fuß gefeuert, die schrecklichste Verwüstung in dem Kopf und Körper des Thiers angerichtet hatten, gab der Koloß seinen Geist auf.

Die Dunkelheit der Nacht vermehrte das Schauerliche des Zweikampfs; dieser riesige Hippopotamus schleifte nach Belieben unsere große Barke in jeder Richtung des Stroms, und in einem sehr glücklichen Augenblick für uns unterlag das Thier, indem es eben das Fahrzeug in ein Labyrinth von Klippen geschleift hatte, die um so gefährlicher werden konnten, da wegen der großen Verwirrung, worin die ganze Schiffsgesellschaft war, Niemand solche bemerkte.

Diese Thiere sind hinsichtlich ihrer Gefräßigkeit eine wahre Landplage; die Bewohner haben kein Mittel, sie für immer von ihren Pflanzungen abzuhalten; alles, was sie thun, ist in der Nacht mit einer kleinen Trommel zu lärmern und stellenweise Feuer zu unterhalten. An einigen Orten sind die Hippopotami so kühn, daß sie nur dann ihren Weideplatz räumen, wenn eine große Anzahl von Menschen mit Stöcken schreiend auf sie zukommt.

3. Alle in der Provinz Dongola lebenden Beduinen-Araberstämme sind mehr oder weniger auf ihre Abkunft aus Hebras stolz, obgleich sie gar nichts mehr von der Zeitperiode oder der Gegend wissen, wo ein jeglicher Stamm hergewandert ist; sie sprechen ausschließlich die arabische Sprache und viele verstehen nicht einmal den Dialekt der um sie wohnenden Barabra. Eheliche Verbindungen zwischen beiden Nationen haben nicht statt, und obgleich im Übrigen

nach unsern Begriffen nicht stolz, betitelt doch der freie Araber mit einer gewissen Verachtung den Dongolawi mit seinem wahrscheinlichen Urvolksnamen „Nuba“. Die Araber pflegen ihr gewöhnlich ungelocktes Haupthaar in 8 bis 10 dicke Zöpfe zu flechten, die von der Stirn über die Scheitel nach dem Nacken hängen. Einige ihrer Weiber tragen einen dicken Haarzopf, diademartig über die Stirn gelegt, welchen sie mit Korallenschmüren durchflechten, ein Kopfsputz, der sie sehr gut kleidet.

Hier zu Lande stehen die Männer im Rufe, daß man nicht viel auf ihr gegebenes Wort rechnen darf; Convenienz mobelt jede ihrer Handlungen. Die Weiber sind wegen ihrer Schönheit berühmt und um ihrer lockern Sitten willen berüchtigt. Unter den verschiedenen Stämmen herrschte ehemals immer ein gewisses feindseliges Mißtrauen; die Verwaltung der Justiz und anderer vorkommenden Regierungsangelegenheiten stand in den Händen selbstgewählter Scheiks, deren Würde in den Familien erblich war; Ansehen und Macht dieser Häuptlinge waren ganz unbedeutend, und feste Einkünfte hatten sie eben nicht. Die türkischen Statthalter zahlten ihnen jetzt kleine Besoldungen aus, und haben sich das Recht angemacht, sie nach Gutdünken zu ändern, wenn die auf ihre Stämme gelegten Kriegssteuern nicht zeitig entrichtet werden.

Die Hauptbeschäftigung und der einzige Reichtum der verschiedenen Araberstämme ist Viehzucht; mit ihren Heerden zerstreuen sie sich nach dem Anfang der Regenzeit auf den Weideplätzen um die Brunnen der Wüsteppe von Beheda, wo sie sechs bis acht Monate lang gelagert bleiben. Wenn gegen Ende Februar Wasser und Futter hier abnehmen, nähern sie sich mit ihrem Vieh dem Nil oder einigen Hauptbrunnen, wie Gedub, Gummer, u. s. w. Immer wohnen sie unter Zelten von selbstverfertigtem didem Stoff von Kameel- oder Ziegenhaaren. Ihre Heerden bestehen meistens nur aus Ziegen und Schafen; letztere bilden eine eigenthümliche Race, die sich durch ein parabolisches Kopfprofil, hängende Ohren, unter den Augen geöffnete Thränenfäden, einen kurzhaarigen Balg und verhältnißmäßig hohe Beine charakterisiren; nur die Männchen haben kleine schmale Hörner.

Das herumziehende Nomadenleben in einem Lande, wo keine feste Ansiedelungen sind, hat bei allen Beduinen-Arabern, in welcher Gegend sie auch seyn mögen, die Gastfreundschaft gegen Reisende eingeführt; dieses ist aber auch die einzige Tugend, zu deren Ausübung der Araber, durch Ehrgeiz bewogen, sich verpflichtet fühlt. Vielleicht ist es Folge des jetzigen allgemeinen dürftigen Zustandes aller Nomaden in Egypten und an dessen Grenzen, daß bei ihnen der Gebrauch aufgekommen ist, von dem europäischen Reisenden nicht allein ein der Bewirthung angemessenes Geschenk zu erwarten, sondern ihm auch solches, obgleich glimpflich, zu verstehen zu geben. Die Araber, welche mich auf dem Wege von Kenne nach Corseir begleiteten, beklagten sich sehr über die Kniderei mehrerer aus Indien gekommener Europäer, deren Bewirthung sie in wirkliche

Gelbauelage verfezt habe; die Araber von Tor rühmten mir dagegen die großmüthige Freigebigkeit anderer früher bei ihnen gewesen Reisenden. Beides geschah offenbar, um sich ein besseres Geschenk von mir zuzusichern; man stellt sich zwar immer bei der Annahme, als ob man sich dessen schäme (und gibt man Geld, so sprechen sie zuweilen von beleidigtem Ehrgefühl), doch bedarf es keiner großen Veredtfamkeit, um alle Strupel zu beseitigen.

Unter dem Vorwande dieser landesgebräuchlichen Gastfreundschaft wird übrigens sehr oft der Araber dem reisenden Europäer sehr lästig, denn man wird mit Besuchen überhäuft, bei welchen der Araber stillschweigend sich berechtigt glaubt, den Mahlzeiten als Gast teilzuwohnen. Am besten kommt der Reisende in dem Fastenmonate Ramadan durch, den die Araber hiesiger Gegend allgemein beobachten; dieses ist aber auch die einzige Religions-Ceremonie, die sie ausüben, denn die gesellig vorgeschriebenen Gebete verrichten sie nie; es genügt ihnen, bei jeder zu verrichtenden Handlung die Formel „im Namen Gottes“ (Bismillah) auszusprechen.

Ihre Pferde benutzen die Araber vorzüglich in den heißen Monaten Mai und Juni zur Jagd des Wildes in den Wüsteppen, namentlich bei Straußen und großen Antilopen. Folgendes sind die näheren Umstände einer solchen Parforcejagd. An einem windstillen recht heißen Tag reiten gemöhnlich zwei Jäger zusammen aus und suchen frische Spuren des Wildes auf; sie sind jeder mit einer kurzen Lanze bewaffnet und mit einer Riemenpeitsche versehen. Zwei andere auf Kameelen reitende Araber folgen ihnen; sie haben einen kleinen Wasservorrath geladen. Ist man auf frische Wildspur gestoßen, so gibt man den Pferden zu laufen. Hat man bei Verfolgung der Spur die Antilope erblickt, so heßt man das Thier in starkem Galopp. Weinake immer sind mehrere Antilopen beisammen, aber die verschiedenen Arten auf abgeordneten Weideplätzen. Das gejagte Thier galoppirt im Fliehen bogensörmige Krümmungen. Der Vortheil der Jäger besteht darin, daß der eine dem Wild auf der Spur nachseht, während es der andere durch die Secante des Bogens einholt; die Antilopen haben in dieser Jahreszeit meistens seit sechs Monaten kein Wasser gefunden; die große Anstrengung in der Hitze entkräftet sie daher bald; keuchend stürzen sie zusammen, und der verfolgende Jäger hat öfters nicht einmal nöthig seine Waffe zu gebrauchen.

Man schlachtet nun das Thier auf die herkömmliche Art; unter dessen sind die Kameele auf der Pferde spur nachgeeilt; ein Theil ihrer Wasserladung dient, die Pferde zu erquicken; den Rest benutzt man, bis zu fernerm Gebrauch, als Gegengewicht bei Heimschaffung des Wildes. Das Fleisch der großen Antilopen wird in Stücken gespalten und an der Luft getrocknet; man verkauft es regelmäßig auf den Wochenmärkten in Ambukol. Die Haut des Männchens der Antilope Leucorix ist auf dem Rücken beinahe zoll dick; man verfertigt aus ihr Schilder, die, wenn gut gearbeitet, mit 3 Speciesthalern bezahlt werden. Die übrigen Häute gerbt

man und verarbeitet sie zu Schläuchen und Sandalen. Vorzüglich geschätzt für Lederarbeit sind die Häute der Giraffen.

Jeder Araberstamm besitzt eine geringe Anzahl Pferde. Die hier zu Lande gebräuchlichen Sättel haben vorn einen ziemlich hohen schnabelörmigen Vorsprung und hinten eine parabolische Lehne, mit einem zugespitzten Knopf verziert, und ähneln vollkommen denjenigen, welche Denham als bei den Arabern im Sudan gebräuchlich abbildet. Die Steigbügel sind wie bei uns in Europa geformt.

Die Strauße weiden immer paarweise; sie werden auch auf vorbeschriebene Art gehezt, aber bei einigem Wind ist es selbst für das beste Pferd fruchtlos, sie zu verfolgen; in der schwülen Hitze werden sie dagegen selbst von stüchtigen Dromedaren eingeholt. Für die Giraffenjagd bedarf es in jeder Jahreszeit der ausgesuchtesten Rennpferde. Von den männlichen Straußen bewahrt man die Federn zum Verkauf. Die eines jeden Individuums bleiben besonders; man bindet sie in kleine Büschel von fünf bis sechs Federn und bewahrt sie in der umgekehrten Haut des Vogels auf. Jede Straußenhaut gibt etwa drei Rahriner Pfund schwarze und $\frac{1}{2}$ Pfund weiße Federn. Die Araber verkaufen diese Waare hantweise an die egyptischen Kaufleute, und zwar zu 3 bis 6 Speciesthalern per Haut. Welch einen ungeheuren Gewinn gibt daher nicht dieser Handelsartikel, wenn die Mode solchen in Europa vertheuert! Das Gefieder eines weiblichen Strauße bezahlt man in der Provinz Dongola höchstens mit $\frac{1}{2}$ Speciesthalern. Man benutz ferner von beiden Geschlechtern Fett und Fleisch, das die Araber als einen Leckerbissen schätzen; es hat einen eigenthümlichen Geruch, der mir dessen Genuß unangenehm machte.

Luxe, kleine Leoparden, wilde Hunde werden gleichfalls mit Pferden gehezt. Diese Thiere scheuen die Hitze des durch die Sonnenstrahlen erwärmten Sandbodens; verfolgt, fliehen sie von einem Baumschatten zum andern, bis sie keuchend unterliegen. Affen, wilde Schafe und Stachelschweine jagt man mit Hunden; doch ist ihr Einfangen sehr schwierig, weil sie zu viele Mittel haben, sich zu entziehen, nämlich der Affe auf die Bäume, das Schaf auf die Felsespitzen, und das Stachelschwein in Erdhöhlen. Hyänen werden mit Schlingen gefangen; ihr Fett ist bei den Arabern beliebt, die übrigens auch die Leoparden und Luxe verzehren; nur das Fleisch der Affen und wilden Hunde verschmähen sie.

Den Löwen weichen die Araber aus, denn ihre Jagd kostet gewöhnlich das Leben einiger Pferde und Menschen. Man erzählte mir von einem Araber, der einmal ganz allein einen Löwen erlegt hatte, und zwar nach seiner Aussage auf folgende Art: Mit einer Schleuder und einem Säckchen Steine versehen, suchte er zu Pferd das unter einem Baumschatten ruhende Thier auf; mit großer Geschwindigkeit schleuderte er aus der Ferne Steine nach dem Löwen, dann mit stüchtiger Behendigkeit seinem Grimm entweichend. Die Bodenhitze trieb immer wieder schnell den Löwen unter einen nahen Baumschatten, wo der Araber so lange seinen Angriff mit

geschleuderten Steinen wiederholte, bis ein glücklicher Wurf auf den Kopf das Thier tödtete.

(Die kleineren Gazellenarten fängt man mit Schlingen, und zwar auf folgende Art: Eine acht Zoll große kreisförmige Flechte, mit durchlöcherter Mitte und halbsteifen convergirenden Rippen, verbirgt man in nahmbarer Anzahl über spanntiefe Sandgruben, da wo die Gazellen ihren gewöhnlichen Pfad haben; eine Strickfchlinge mit daran befestigtem dicken Knüppel liegt darüber. Tritt das sorglos einhergehende Thier auf eine der Flechten, so befestigen selbe die halbsteifen Rippen an dem einsinkenden Fuß, und beim Aufheben zieht sich die darüber liegende Schleife der Schlinge zu; das davoneilende erschrockene Thier zerflücht sich mit dem Knüppel selbst die Beine und wird nun von den Hunden ereilt.)

22. Die unüberwindliche Flotte.

Seit Jahren war England in Mißverhältnissen zu Spanien. Philipp leistete, wo er nur konnte, den Feinden Elisabeths Beistand und sah in ihr die Hauptstütze des verdammlichen Protestantismus. Elisabeth hingegen fürchtete das Anwachsen der spanischen Macht, unterstützte die Niederländer in ihrem Aufstande wider Philipps Tyrannie und verstattete, den offenen Krieg als unvermeidlich erkennend, daß Franz Drake im April 1587 eine ansehnliche Flotte in Cadix zerstörte. Auch Philipp hatte zeither nur aus Klugheitsgründen den Krieg nicht erklärt, aber im Stillen desto eifrigere und umfassendere Vorbereitungen dazu getroffen. Bei einer jezo in Madrid angestellten Berathung stimmten alle Befragten für den Angriff, und in der That sind sehr viele Kriege aus unerheblichen Ursachen begonnen worden; wollte man auch gar kein Gewicht darauf legen, daß Philipp es für seine Pflicht hielt, die Hinrichtung einer Königin zu rächen, und Elisabeth, der grausamen Verfolgung ihrer Glaubensgenossen in den Niederlanden ein Ziel zu setzen.

Darüber jedoch, wie der Krieg zu führen sey, waren die spanischen Råthe sehr uneinig. Der Vorschlag, man möge sich mit den Franzosen verbinden und ihnen den Hauptschlag überlassen, ward aus Furcht verworfen, sie möchten in England und Schotland zu große Fortschritte machen und Spaniens dann wenig gedenken. Auf den Einwand, das Unternehmen sey für diese Macht allein zu schwer, oder bei günstigem Erfolge werde sich Frankreich einer Eroberung Englands durch die Spanier gewiß widersehen, gab man zur Antwort: Portugal und Ostindien sind gewonnen, die Niederlande geschwächt, Amerika giebt täglich mehr Ausbeute, so daß es bei dergestalt überwiegender Macht Freigiebt wäre, England (welches Andere zeither ungestraft verletzete) länger zu schonen. Mit seinem Fall ist der Hauptstüz der Kegerie gestürzt, die Aussicht auf die Herstellung der allein seligmachenden Kirche gewonnen und die Unterwerfung der Niederlande außer Zweifel. Elisabeth ist unge-

rüftet, ihr Land überall offen, unbekannt, wohin sich die spanische Macht wenden und mit einem entscheidenden Schlage alles zu Boden werfen wird, ehe Frankreich und Deutschland Hülfe leisten können. Dazu kommt, daß Schotland unfehlbar auf unsere Seite tritt und die zahlreichen Katholiken in England unsere Absichten auf alle Weise unterstützen.

Vergeblich stellten der Herzog von Parma, der Admiral Santa Croce und der kaiserliche Gesandte Graf Rhevenhiller vor, man müsse erst die Niederlande bezwingen, oder wenigstens große und sichere Häfen gewinnen, von wo aus der Angriff geschehen und wohin die Flotte bei Sturm und Ungewitter sich zurückziehen könne. Die Übermüthigen blieben bei ihrer Meinung, hätte man das Haupt, so stelen die übrigen Glieder von selbst, und Abgeneigte bemerkten, Parma's Gutachten beruhe nur darauf, daß er sich wichtig machen und den Oberbefehl lange behalten wolle; ja der Herzog von Savoyen hielt den glücklichen Erfolg für so unzweifelhaft, daß er seine italienischen Besitzungen dem Könige von Spanien für England anbot. Einhundertundfünfzig Schiffe, mit 2620 Kanonen, 8000 Seeleute, 20,000 Soldaten, kleinere Schiffe und deren Besatzung ungerechnet, waren in Lissabon versammelt; für Lebensmittel, Kriegskbedarf, Kleidung, kurz für Alles reichlich gesorgt, und selbst eine Schaar Mönche und Geistliche, meist Portugiesen, die Philipp entfernen wollte, nicht vergessen, um in England sogleich den rechten Glauben neu zu gründen. Gleich thätig stärkte Parma in den Niederlanden See- und Landmacht, und von allen Seiten strömten verworbene und freiwillige Soldaten herbei, um unter einem so hochberühmten Feldherrn für eine als heilig bezeichnete Sache zu kämpfen.

Niemand konnte, so wenig sich auch Philipp öffentlich auesprach, über den Zweck dieser ungeheuren Küftung zweifelhaft seyn, und Theilnehmende wie Abgeneigte waren überzeugt, vor dieser unüberwindlichen Flotte, wie man sie nannte, werde England als eine leichte Beute daniederstürzen. Auch Sixtus V hatte Elisabeth nochmals abgesetzt und verflucht, Philipp die Eroberung Englands übertragen, ihm Geldhülfe zugesichert und Jedem aufgefodert, die Königin lebend oder todt in seine Hände zu liefern*). Gleichzeitig ward diese in Schmähschriften und Gedichten der wildesten Grausamkeit und der ärgsten Unzucht angeklagt.

Elisabeth erkannte die Größe der sie und England bedrohenden Gefahr. In kühnen Heldenliedern sprach sie ihr Gefühl und den Vorsatz aus, lieber mit dem Schwerte in der Hand zu sterben als Schmach zu erleiden; sie ließ in einer Schrift ihr Volk umständlich belehren, daß Philipps Plan dahin gehe, England in niedrige Sklaverei zu stürzen; und Katholiken wie Protestanten beschloffen hierauf gleichmäßig, für das Daseyn und die Freiheit ihres Vater-

*) Sixtus versprach eine halbe Million Gold, sobald die spanische Flotte in einem englischen Hafen gelandet, und die zweite Hälfte, sobald der Herzog von Parma in offener Feldschlacht gesiegt und London erobert habe.

landes Alles zu wagen. Den Vorschlag Leidenschaftlicher, man solle alle Katholiken von Bedeutung aus dem Wege räumen, wies Elisabeth mit Abscheu zurück; auch fehlte, nachdem Marie gefallen war (das zeigte sich jetzt augenscheinlich), den Mißvergnügten so sehr ein Vereinigungspunkt, daß es genügte Wenige zur Vorsicht ins Innere des Landes zu bringen. Die übrigen Katholiken wurden selbst von Kriegsstellen nicht ausgeschlossen und zeigten sich des ihnen bewiesenen Vertrauens würdig; sie fühlten, eine protestantische Königin, wie Elisabeth, sey einem katholischen Könige wie Philipp vorzuziehen, und das Glück jener mit dem ihrigen unzertrennlich verwachsen.

So wie die Hoffnung der Spanier auf Parteiungen unter den Engländern fehlschlug, so auch die auf französischen und schottischen Beistand. Heinrich III war eifersüchtig auf die spanische Macht, lehnte unter allerhand Vorwänden jede Mitwirkung ab und konnte sich in der That der einheimischen Feinde nicht erwehren. Jakob zürnte zwar Anfangs sehr über die Hinrichtung seiner Mutter, allein es fehlte ihm an Macht, Krieg zu erheben, und die Schotten theilten keineswegs seinen Schmerz. Daher gab er Elisabeths Entschuldigungen Gehör und überzeugte sich, daß, wenn Philipp England besetzte, auch Schottland in drückende Abhängigkeit gerathe, und umgekehrt, wenn dessen Pläne mißlängen, Elisabeth die Schotten für etwa gezeigte Feindschaft bekriegen oder doch ohne Zweifel Jakobs Erbansprüche auf England vernichten werde.

Hier betrieb man die Rüstungen mit größter Umsicht und Thätigkeit. Rath und Bürgerschaft von London erklärten sich bereit, an Schiffen und Mannschaft das Doppelte dessen zu stellen, was man ihnen zugemuthet hatte: und dieselbe Begeisterung ergriff alle Einwohner des ganzen Reichs. Ehe man es für möglich hielt, waren 200 Schiffe mit 15,700 Matrosen ausgerüstet; Lord Howard, John Hawkins, Forbisher und Franz Drake, Männer, durch Muth, Sachkenntniß und Thätigkeit gleich ausgezeichnet, verdienten und erhielten den Oberbefehl. An allen Küsten wurden Vorkehrungen für den Fall einer Landung getroffen und gemessene Befehle ertheilt, wie man die Wege verderben, Lebensmittel hinwegbringen, Mannschaften in allen inneren Gegenden sammeln und bereit halten sollte, nach jeder Richtung hin wirksam zu werden. In jeder Grafschaft leitete ein ausgezeichnete Mann Alles, was auf Krieg und Landwehr Bezug hatte. 25,000 Mann waren zur Deckung der Südküste, 23,000 unter Leicester bei Tilbury zur Deckung der Themse versammelt, 26,000 unter Hundson schützten und begleiteten die Königin. Es standen 76,000 Fußgänger und 3,000 Reiter (für jene Zeit eine unglaublich große Zahl) völlig gerüstet in Reich und Gliedern; und Jeder wußte, wo und wie er für den Augenblick der Gefahr als Landwehrmann thätig seyn sollte.

Elisabeth begab sich in das Lager von Tilbury. Auf edlem

Streitrosse, in prachtvollem Anzuge und glänzendem Harnisch, ritt sie unter dem Zujuchzen Aller durch die Reihen, und sprach, nachdem die Stille hergestellt war, zu den Versammelten:

„Mein geliebtes Volk! Zwar haben mich Eiliche, die für meine Sicherheit Sorge tragen, aus Furcht vor Verrath gewarnt, mich unter eine bewaffnete Macht zu begeben, aber ich versichere Euch, ich mag nicht leben, wenn ich meinem treuen und geliebten Volke mißtrauen soll. Tyrannen mögen sich fürchten, ich dagegen habe mich stets so benommen, daß ich, nächst Gott, meine größte Stärke und Sicherheit in die loyalen Herzen und den guten Willen meiner Unterthanen setze. Deshalb finde ich mich unter Euch ein, nicht zur Erholung und Zeitvertreib, sondern entschlossen, in Kampf und Schlacht mit Euch zu leben und zu sterben, und für Gott, mein Reich und mein Volk Krone und Blut zu opfern. Ich weiß, daß ich zwar nur den Leib eines schwachen und ohnmächtigen Weibes habe; aber ich habe auch das Herz und den Muth eines Königs von England und biete trotz dem Spanier und Parma und jedem Fürsten Europas, der es wagen sollte, die Gränzen meines Reichs anzufallen. Ehe daß Schande über mich käme, ergreife ich die Waffen und will Euer Feldherr, Richter und Belohner jeder Eurer Kriegsthaten seyn. Schon durch die gezeigte Bereitwilligkeit habt Ihr Belohnungen und Ehren verdient, und, bei dem Worte eines Fürsten, sie sollen Euch zu Theil werden; denn durch Gehorsam gegen die Anführer, Einigkeit im Lager und Tapferkeit im Felde werden wir binnen kurzem einen glorreichen Sieg ersiechten über diese Feinde Gottes, meines Reichs und meines Volks.“

Während sich in England so Alles einträchtiger und großartiger gestaltete, als Philipp erwartet hatte, lief seine Flotte am 30sten Mai 1588 von Lissabon aus, litt aber, ehe sie Corunna erreichte, durch Sturm so beträchtlichen Schaden, daß in England für einen Augenblick die täuschende Hoffnung entstand, die Gefahr wäre ganz beseitigt. Philipp aber erklärte, seine Macht sei noch immer die größere, seine Sache gerecht, England jetzt aller fremden Hülfe beraubt, mithin auf keinen Fall zu säumen oder das Unternehmen aufzugeben. Am 12ten Julius lichtete die Flotte in Corunna die Anker, und erreichte am 19ten den Kanal. Medina Sidonia, der an die Stelle des verstorbenen großen Admirals St. Croce den Oberbefehl erhalten hatte, wunderte sich, als er vernahm, daß König Jakob die schottischen Küsten besetzt und Schiffe wider spanische Anfälle ausgerüstet hatte; er erschrak noch weit mehr, daß Parma, ohne den er nichts Wesentliches unternehmen sollte, aller Anstrengungen ungeachtet, weder die Land- noch Seemacht zu völliger Mitwirkung bereit hatte, und die letzte Überdieß durch Maßregeln der Holländer am Auslaufen gehindert ward.

Parmas Hoffnung, die Engländer durch Friedensunterhandlungen zu täuschen, welche bis zum Anfange der Feindseligkeiten

fortbauerten, schlugen fehl, und Medina Sidonia wagte jetzt eben so wenig, im Widerspruch mit Philipps Befehle, gerade gegen London zu segeln, als auf offenem Meere eine Schlacht zu suchen. Desto rascher eilten aber die Engländer von allen Seiten mit ihren leichten gewandten Schiffen herzu, griffen an und wichen zurück, benutzten jeden Wind, schnitten jedes sich vereinzelnde Schiff ab und schossen vom niedrigeren Borde aus weit sicherer und mit größerer Wirkung. Nach sieben Tagen, von denen nur drei ohne lebhaftes Gefechte vergingen, war die unüberwindliche Flotte, ohne anders Unglück zu erleiden, lediglich durch die Geschicklichkeit und Tapferkeit der Britten so elend zugerichtet, daß sie auf der Rhebe von Calais Sicherheit suchte. Allein Brand, welche Howard in der Nacht gegen sie ausandte, zerstörte mehre Schiffe, und alle geriethen in solche Angst und Verwirrung, daß der hiedurch entstehende Schade noch viel größer ward. Masten und Segel, so berichten selbst spanisch Gesinnte, waren beschädigt und zerschossen, Anker und Tauwerk zerrissen oder verloren, Lebensmittel und Kriegsbedarf fast erschöpft, und unmöglich, den Mangel irgendwoher zu ersetzen.

In verzweifelter Lage entschloß sich Medina Sidonia, damit er nicht den Engländern nochmals in die Hände falle, über Schottland herum nach Spanien zu segeln; aber fürchtbare Stürme zerstreuten die Flotte so, daß manche Schiffe nach Norwegen, andere nach Irland getrieben wurden, wo man die Mannschaft schonungslos erschlug, während die Schotten sich milder und menschlicher zeigten. Über die Zahl der verlorenen Schiffe und Menschen lauten die Nachrichten verschieden, auf jeden Fall war der Sieg der Engländer vollkommen und von entscheidender Wichtigkeit. Dies wußten und fühlten Alle. Im ganzen Lande wurden Dankfeste gefeiert und am 29sten November hielt Elisabeth unter unglaublichem Jubel einen Triumphzug in London. Die Bildnisse der britischen Feldherrn wurden vorgetragen, die Siegeszeichen in der Paulskirche aufgehangen und der Anrede der Königin und Preisvertheilungen an die Krieger und Seeleute folgte ein feierlicher Gottesdienst.

Für jene glorreiche Zeit von der Begeisterung des Dichters und Geschichtschreibers zugleich ergriffen, spricht Tied in Shakespeares Namen: „welch Gefühl wehte und rauschte damals durch das Land, in den Ebenen, Wäldern und Bergen! Welche Wünsche und Gebete! Jung und alt drängten sich wohlgemuth und mit Herz klopfen in die tapferen Reihen, um zu fallen oder zu siegen. Damals, damals fühlten wir es wohl, ohne der Worte zu bedürfen, welch ein edles Gut, welch ein Kleinod, höher als alle irdische Schätzung, unser Vaterland sey. Und wie nun unsere hohe Königin im Glanze ihrer Majestät, mit Liebe und Huld, selbst gewappnet, sich zu Ross den jauchzenden Schaaren der Landesvertheidiger darstellte und ihr Mund von der gemeinsamen Noth sprach, von dem fürchtbaren Feinde, den nur der Himmel und die Eintracht begeisterter Söhne des Vaterlandes schlagen könnten, — wer, der diese höchsten Augenblicke des Daseyns erlebt hat,

kann sie jemals vergessen? Und dennoch schienen wir verloren, so hoch uns das unsterbliche Gefühl auch erhob, wenn nicht der Himmel unmittelbar zu unserer Rettung mitgewirkt hätte. Aber Elisabeth, Howard, Drake, Raleigh und alle jene Namen, die an den verhängnißvollen Tagen herrschten und schlugen, müssen mit Dankbarkeit genannt werden, so lange noch ein englischer Laut auf dieser glückseligen Insel erklingt!“

Als Philipp durch Don Balthasar von Juniga die erste Nachricht von dem gränzenlosen Unglücke bekam, verlor er die Fassung keineswegs, sondern untersügte die Kranken, Verwundeten und Verwaiseten und sprach: „ich habe die Flotte wider England, nicht wider des Meeres Ungeklüm ausgerüstet, und unterwerfe mich den Fügungen Gottes.“ Die Untersuchung der Frage, ob Parma oder Medina Sidonia oder wer sonst an dem Unglücke mit Schuld habe, führte zu Nichts; doch erhielt der letzte den Befehl, er möge sich vom Hofe fern halten. Die spanische Geistlichkeit, welche den unfehlbar glücklichen Ausgang des Kreuzzuges geweissagt hatte, gerieth in Verlegenheit, schob aber endlich die Unfälle darauf, daß Ungläubige in Spanien geduldet wurden.

Alle protestantischen Mächte freuten sich über das Mißlingen der Unternehmung, denn nach Englands Fall hätten sie schwerlich auf die Dauer widerstanden; aber selbst den katholischen Mächten (denn auch sie fürchteten Philipps herrschen Einfluss) war der Ausgang nicht ganz unwillkommen. Heinrich dem vierten von Frankreich brachte es unmittelbaren Vortheil, und die Unabhängigkeit der Holländer war damit so gut als entschieden. Deshalb theilten sie vor Allen die Freude der Britten und schlugen Denkschriften auf den Untergang der unüberwindlichen Flotte, mit der Inschrift: venit, ivit, fuit. Nie hat seitdem Spanien auf die europäischen Angelegenheiten wieder entscheidenden Einfluss gewonnen; einzelne Augenblicke lebhafter Thätigkeit und kühner Begeisterung haben das beklagenswerthe Sinken von Staat und Volk nicht aufhalten können.

23. Predigt

am dritten Countage nach der Erscheinung Christi.

Heil dem Gerechten! wie steht er so freudig und sicher! Der Schreden
Stränket ihm nimmer das Paar, noch bleichet Angst ihm die Wangen,
Seine Thaten lagern sich um ihn, ein schirmendes Kriessheer,
Furchtlos tritt er auf, und eine eberne Mauer
Ist ihm der starke Gedank: Ich wollte das Rechte und that es.
Kosgarten.

Daß das Böse leif' austritt und das Unrecht die Finsterniß
liebt, ist natürlich. Denn das Böse ist Unnatur an dem Wesen
nach dem Bilde Gottes geschaffen, und das Unrecht löset die na-
türlichen Bande zwischen Gott und dem Menschen, zwischen Men-
schen und Menschen. Zwar tritt es zuweilen frech hervor, doch
nur als Lüge und Verleugnung seiner selbst, indem es einen fal-

ſchen Erlaubniſſchein vorzeigt oder den falſchen Stempel der Tugend trägt. Gewöhnlich deckt es ſich mit dem Mantel der Liſt, mit dem Schleier der Nacht, forſcht und ſpäht, ob es auch bemerkt werde, denn jeder verfolgt es mit Gewalt oder tiefer Verachtung.

Aber daß das Gute mit Scheu auftritt und das Rechte ſich verbergen will, das iſt unnatürlich. Götlich iſt das Gute und das Rechte iſt die ewige Regel, nach der vernünftige Weſen einhergehen, die unabweiſliche Richtſchnur ihres Verkehrs unter einander. Zwar ſtehen Einige da im hohen Bewußtſeyn ihrer Unſchuld, unerſchrocken bey den liſtigen Anläufen ihrer Widerſacher, unbeweglich im ſtürmenden Drange ſchlechteſtunter Gegner, und gehen ihren Weg unbedrückert. Doch Wenige nur; Viele, Viele ſind deren, die ſich ſcheuen, recht zu thun, als ob's Sünde und Schande wäre, die, wenn ſie auch ihre Trägheit überwunden, ihre Neigung bezähmt, ihre Gewinnſucht verleugnet haben, dann aus Menſchenfurcht unterlaſſen, recht zu thun. O der traurigen Mittelmäßigkeit meines Geſchlechts! Groß im Böſen zu ſeyn, dazu biſt du zu gut, aber im Guten ernt' und groß zu ſeyn, ſchon zu ſchlecht und zu ſchwach. Welche Thaten bringſt du ans Licht? Sehet, ſeht an, Brüder, die Thaten unſers Geſchlechts! Wie genau halten ſie die Mitte zwiſchen Recht und Unrecht! Das wollen die Menſchen ſchon recht heißen, was bloß nicht unrecht iſt: nicht tödten ſoll recht ſeyn, nicht die Ehe brechen ſoll recht ſeyn, nicht lügen ſoll recht ſeyn, nicht ſtehlen ſoll recht ſeyn, da dieß alles bloß — nicht unrecht iſt. Auf die'e Weiſe machen die Menſchen ſich aus Nichts Etwas, aus dem Nichtthun ein Rechtthun. Aber die Sache iſt eitel und der Rahme hohl, das fühlen ſie, und rechnen deswegen dahin, legen hinein, was ſie wirklich thun, als da etwa iſt: kleine Gefälligkeiten erzeigen, kleine Beſchwerden übernehmen, kleine Almosen geben — das giebt denn auch eine kleine Rechtschaffenheit, eine Rechtschaffenheit ohne Werth und Würde, ohne Kraft und Krone. Alles iſt dabei wie gewöhnlich und geht wie gewöhnlich. Allein wer wollte auch das Ungewöhnliche thun? Das würde Aufſehen machen. Wer wollte wieder die Sitte handeln? Das würde bittere Urtheile veranlaſſen. Wer wollte am Alten ändern? Das würde Widerſtand und Feindſchaft erregen — und doch nicht beſſern. Ey, thue es nur, wenn — wohl- bemerkt — es recht iſt, und die Pflicht es von dir verlangt. Thue recht und ſcheue niemand.

Text. 1 Petr. 3—13.

Wer iſt, der euch Schaden könnte, ſo ihr dem Guten nachkommet?

Antworten wir auf unſere fragenden Textesworte, ſo heißt es: Niemand kann uns ſchaden, wenn wir dem Guten nachkommen. Und wenn euch niemand ſchaden kann, wen fürchtet ihr alldann noch? Niemand. Das laſſet uns heute näher, in

ſeinem genauen Zusammenhange, betrachten und tiefer zu Herzen nehmen. Ich will dieß Thema aufſtellen in dem bekannten Sprüchwort:

Thue recht und ſcheue niemand,

und werde zu zeigen ſuchen, daß dieſes Sprüchwort ſey

- I. ein Wort zur Lehre,
- II. ein Wort voll Kraft,
- III. ein Wort zum Troſt,

oder kürzer, daß es ſey: ein Denkspruch, ein Kraftſpruch, ein Troſtſpruch.

I.

Es ſteht ein Jüngling vor der Welt,
Bereit, hindurch zu wandern,
Sieht hie ſteht da, was nicht gefällt,
Will's machen wie die andern;
Da ſpricht ſein Freund das ernſte Wort:
Thu recht und ſcheue niemand dort.

Alſo gebe ich allen jungen Leuten das Sprüchwort zu einer Lehre, zu einem Denkspruch. Junge Freunde und Freundinnen in dieſer Verſammlung, kennet ihr auch euren Stand? wißt ihr auch, daß ihr am Scheidewege ſteht? Ihr ſollt wandern. Und wahrlich, wie ihr in die Welt gekommen, ſollt und könnt ihr nicht durch dieſelbe. Die Natur legte euch in den Schooß der Liebe, am Mutterbusen wuſchet ihr auf, an Vaterhand inget ihr die Blumenpfade der Kindheit und erſten Jugend. Nun ſind ſie dahin, die Tage der Unſchuld und Freude. Das Spiel wird ernt', das Leben erhält ſeine Bedeutung, klar wird euch das Verlangen nach Brod und Weib, nach Haus und einem Freund, damit ihr etwas ſeyd und gethet in der Welt. Vater und Mutter wollt ihr verlaſſen, das Vaterhaus wollt ihr verlaſſen, wohin dann, ihr Lieben? Die Welt iſt groß und weit, und Viele haben ſich wieder zurückgekehrt nach der kleinen Hütte, in welcher ſie geboren, nach den beiden Einzigen darin. Aber ihr ſollt nun einmal hinaus. Da laufen durch die große weite Welt zwey Wege. Sie fangen von Einer Stelle an und laufen rechts und links immer weiter aus einander, und ihr Ende iſt nicht abzusehen, denn ſie führen in die Ewigkeit. Auf der Stelle nun, wo die Wege ſich ſcheiden, ſtehet ihr jezt. O, daß ihr dieß erkenntet! Daß eure Augen wacker wären vom Schlafe der Kindheit und eure Gedanken frey von den jugendlichen Träumen! Denn wahrlich ſchreitet ihr blindlings zu, ſo werden euch einſt mit Schweden die Augen aufgehen. Treſſen läßt ſich der rechte Weg nicht, er muß gewährt werden.

Unentſchloſſen ſteht ihr am Scheidewege, ſeht hiehin, ſeht dahin, horcht hiehin, horcht dahin. Dahin wandern ſo Viele, luſtig in die Welt hinein, ſcherzend und lachend, — weiter ſeht ihr nicht. Hiehin haben ſich Wenige gekehrt, gehen ſtille, geraden Schritts,

mit ernster Miene, — weiter seht ihr nicht. Nur das etwa wird noch von euch wahrgenommen, daß das Wesen dieser letztern nicht gefällt, daß ihr Fortkommen erschwert wird, daß der eine die Achseln zuckt über sie und der andere sie verachtet. Arme Seelen, wenn euch Menschenurtheil wichtiger gemacht worden ist als Gottes Recht und Gericht, so werdet ihr absehen von dem kleinen verachteten Häuflein, werdet wandern wie die andern, damit ihr nur nicht in das Urtheil der Menschen fallt. Arme Seelen, habt ihr denn keinen Freund in der Welt, der euch am Scheidewege zuriefe: Thut recht und scheut niemand! Wollt ihr mich hören, so bin ich euer Freund, so rufe ich euch zu: Thut recht und scheuet niemand. Thue recht, Jüngling, und achte des Mannes nicht, der dir drohet, im Fall du die Wahrheit sagst, der eine Übelthat mit Silberlingen von dir erkaufen will. Ha! wenn du recht thust, so bist du reicher als er, denn er reicht mit seinem Gelde nicht an deine Rechtschaffenheit. Thue recht, Jungfrau, und achte des Mannes nicht, der deiner Tugend nachstellt, und ob er tödtlich dich ins Gerede brächte, so acht' auch des Geredes nicht. Denn sprich, was ist besser vor Gott und deinem Gewissen? Schande tragen und nicht geschändet seyn — oder geschändet seyn ohne Schande? — Thue Recht, Jüngling, und scheue die Leute nicht, die über deine Unschuld und Redlichkeit lachen. Sie lachen auf ihre eigenen Kosten, und einst, vielleicht bald, könntest du lachen über ihre Schändlichkeit, die an den Tag gekommen, über das Elend, welches sie sich bereitet, wenn du darüber lachen möchtest. Thue recht, Jungfrau, und scheu die Leute nicht, die über deine Eingezogenheit und Ehrbarkeit spotten. Du dienest treu und sparest. Laß dich nicht blenden die breiten Bänder und den modischen Anzug! Ein schmales Band und eine simple Tracht führen, wenn auch nicht schneller, doch sicherer zu Ehren.

Thut recht, und scheuet niemand. Aber recht sey, was du thust, Jüngling, wie du gelernt hast aus Gottes Wort, wie es dich lehret dein Gewissen. Brause nicht auf mit Ungeßüm und halte die Aufwallungen deines Eifers nicht für Eingebungen Gottes; das Recht thut sich kund in der Stille des Gemüths. Fahre nicht hin in deiner Hitze; die rechte Weise wird nur bey kaltem Blute erkannt. — Thue recht; aber recht sey, Jungfrau, was du thust, wie du es gelernt hast aus Gottes Wort, wie es dich lehret dein Gewissen. Laß dich nicht verleiten die Zärtlichkeit, als wär' es recht, geliebten Personen auch mit Unrecht zu dienen; nein, der nothleidenden Mutter darfst du keinen entwandten Heller zubringen, auch den kranken Vater mit keinem schändlichen Verdienst erquicken. Laß dich nicht verleiten deine Offenheit und Vertraulichkeit; niemand bist du zu sagen schuldig, was du zu sagen für unrecht hältst. Recht sey, was ihr thut, so braucht ihr niemand zu fürchten, keines Menschen Urtheil zu fürchten. Nur Gottes Gericht fürchtet allezeit, das künftige dort, das gegenwärtige hier. In dieser Furcht, jungen Leute, gesellet euch zu den wenigen

Redlichen, in dieser Furcht betretet den schmalen Weg. Lasset still die andern jene breite Straße wandern. Seht nicht seitwärts nach ihnen, sondern blickt voraus — „Gott vor Augen und mein Ziel.“ Wirds euch auch schwer, so haltet euch dennoch recht, denn solchen wird es zuletzt wohl gehen, und freuen wirds euch, daß ihr die Bahn des Rechtes betreten habt.

II.

Es steht ein Mann vor seiner That —
Man wird ihn darum hassen,
Es lärmet schon, der Anruhr nahe —
Er will sie liegen lassen;
Doch sein Gewissen kräftig spricht:
Thu recht und scheu die Menschen nicht.

Also gebe ich allen Christen im Hausstande, im Gewerbe und Amte das Sprüchwort als einen Kraftspruch. Wohl bedürfen wir, Freunde, der Kräftigung. Der Jüngling rüstet sich, wir sollen fertig seyn, fertig zu treiben das Werk, welches jedem von uns aufgegeben ist. Oder findet einer nichts zu thun, nichts in seinem Hausstande? nichts in seinem Gewerbe? nichts in seinem Amte? Solches meine ich nicht einmal, dessen Ausführung recht wäre, sondern deren Unterlassung unrecht ist. O, soll ich schelten die Blindheit vieler, welche offensbare Mißbräuche nicht bemerken? soll ich schelten die Taubheit vieler, welche schreihendes Unrecht nicht hören? Daß sie wirklich so blind und taub wären! so fehlten sie doch aus Unkunde, und behüteten das Unrecht in Unschuld. Doch nein, sie sehens wol, sie hörens wol, aber sie fürchten den Widerstand und scheuen jemand. Wen scheuest du, Hausvater, daß du die Unordnung duldest in deinem Hause und die Ordnung nicht gründest mit schweren Worten? Recht ist, was du vorhast, so scheue auch niemand. Es schweige, wer nicht reden darf! es weiche, wer nicht bleiben kann. Wen scheuest du, Hausvater, daß du durch unnötige Ausgaben Sorge machst, und belästigenden Aufwand nicht einziehest durch dringende Vorstellung? Recht ist, was du vorhast, so scheue auch niemand. Antworte auf die Gegenrede, widerlege die Einwürfe und handle für deine Person wenigstens — recht! Wen scheuest du, Vater deiner Söhne, daß du sie verzärteln, verzieren und verkaufen lässest und sie nicht zum Bessern mit Ernst und Nachdruck anhältst? Recht ist, was du vorhast, so scheue auch niemand, wer es auch sey, der dir widersteht. Das zeitliche und vielleicht gar das ewige Wohl deiner Söhne ist nicht zu theuer erkauf mit dem Unfrieden einiger Stunden oder Tage. Wen scheuest du, Mutter deiner Töchter, daß du dieselben sich kleiden lässest nach ihrer Eitelkeit und laufen lässest nach ihrer Leichtfertigkeit? Recht ist, was du vorhast, darum säume nicht länger; früh gewinnt die Tochter Gewalt und Herrschaft über die Mutter.

„Thue recht und scheue niemand!“ spricht nicht dein Gewissen

also zu dir, der du ein Amt bekleidest, wie groß oder gering dasselbe auch sey? — Dir ist gegeben, das Recht und die Ordnung zu behüten; wolltest du fürchten den Mächtigen, dem du Einhalt thun sollst, und nachlassen? wolltest du scheuen den Freund, dem du wehe thun sollst, und schonen? O, Menschenfeindschaft ist hier Gottesfreundschaft; wer recht thut, braucht sich nicht zu scheuen; du findest nur menschlichen Widerstand und erfährst göttlichen Beystand. Dir ist gegeben, für das Wohl eines Orts, einer Commune zu sorgen, wolltest du fürchten den Einzelnen, der beyhm Gemeinwohl litte, und schweigen? wolltest du scheuen den Nachbar, den Verwandten, und eine Einrichtung nicht befördern, die ihnen besonders zwar nachtheilig, aber dem Ganzen vortheilhaft wäre? O, Menschenfeindschaft ist Gottes Freundschaft; wer recht thut, braucht sich nicht zu scheuen; du findest nur menschlichen Widerstand und erfährst göttlichen Beystand.

Dir sind vertraut die Unmündigen, für sie sollst du sprechen, für sie sollst du handeln: und du könntest dazu schweigen, daß sie außs Feld geschickt werden statt in die Schule? daß sie hinter dem Vieh laufen oder dem Spiel nachlaufen, statt hinter dem Buch zu sitzen, wenns Zeit ist? Fürchtest du Gegerede und Widerstand? Ehre recht und scheue niemand, so ist Gott, der Waisen Vater, dein Beystand. Auf dich sehen die Armen als auf ihren Freund und Pfleger. Schiebs nicht von dir, schiebs nicht von dir das Geschäft, bey dessen ernsthafter Betreibung du dir leicht Feinde zuziehst. Schiebs nicht von dir auf Andere, bevor du deines Theils vullführet was recht ist! Hast du deinen Mund aufgethan? Hast du deine Hand angelegt? Menschenfeindschaft ist Gottes Freundschaft; in welcher bist du ruhiger, froher, glücklicher? Dir ist der Unterricht der Jugend in den Wahrheiten des ewigen Heils und die Anleitung derselben zu gemeinnützigen Kenntnissen anvertraut; dabey sollen die Kinder auch Zucht lernen. Widmest du Allen deinen Fleiß, den Kindern der Armen wie den Kindern der Reichen? sind deine Vermahnungen gleich scharf, bey den Vornehmen wie bey den Geringen? trifft deine Ruthe gleich hart, die Angesehenen wie die Niedrigen? Wolltest du fürchten den Trug der Angesehenen, den Undank der Vornehmen, die Abkürzung der Reichen? fürchten, indem und darum, daß du recht thust? Sagt dein Gewissen dir nicht: „Thue recht und scheue niemand?“

Von dieser Stelle sollen die Lehren des christlichen Glaubens und Wandels vorgetragen und ans Herz gelegt, von dieser Stelle soll der Gemeinde ein Spiegel ihrer selbst und ihrer Sitten vorgehalten werden. Mir selbst sagt mein Gewissen: Thue recht und scheue niemand,

sollst nicht den blinden Feuchlern heucheln,
nicht sittemlosen Grozen schmeicheln,
für Beyfall, Ehr', Geschenk und Lohn:
Was Großes krächst du dann davon!
Sollst die nicht Kinder Gottes nennen,

die Gott, Gericht und Recht nicht kennen
und für die Freuden dieser Zeit
dahin thun Seel' und Seligkeit.
Ey, sollt' mein Gott mich nicht beschützen,
wenn sie auch wüthend auf mich blühen?
Wird seine Macht und Huld allein
mir nicht die schönste Lustucht seyn?

Freunde, laßt uns recht thun! wir haben dabey niemand zu scheuen. Freyhlich bringt es nicht viel ein in der Welt, aber wir sollen ja auch nichts aus der Welt herausbringen als ein gutes Gewissen. Doch giebt die Rechtschaffenheit auch ein ziemlich sichres Brod, das sicherer wenigstens ist, wenn auch kleiner, als welches Schmeicheley und Ränke dir geben. So spricht ein Erfahrner in der alten Zeit: Ich bin jung gewesen und alt worden und habe noch nie gesehen den Gerechten verlassen und seinen Samen nach Brod gehen. Ps. 37, 25. Freyhlich führt es nicht geradezu auf Ehrenstellen hinauf, zuweilen sogar herunter, doch wir lieben die Ehre mehr, die weder an der Stelle noch am Kleide haftet und uns nicht verläßt, wenn wir beides verlieren, d. h. unsre eigne Ehre, die an unserer Rechtschaffenheit haftet. Laßt uns bleiben und beharren im Rechtthun. Unsrer Kräfte mögen schwinden, unser Vorsatz schwinde nie; unser Feuer möge verlöschen, aber unser Wunsch und Wille soll nicht ersterben, eh' wir sterben. Immer klar bleibe die Erkenntniß des Rechts, dann lassen wir uns nicht vom rechten Werk wegscheuchen.

III.

Es blüht ein Greis mit Wehmuth an
Die Trümmer seiner Werke;
Sie waren alle wohlgethan:
„Hilf Gott, du Gott der Stärke!
„Zur ewigen Feier ruft du bald ein,
„Recht will ich thun und niemand mehr scheun.“

Also gebe ich unsern Alten das Sprüchwort zu einem Trostspruch. — Wenige Worte, wie es dem Jüngern geziemt, will ich an euch richten, würdige Greise in dieser Versammlung. — Euch ist wol manches Werk zu Grunde gerichtet. Die Menschen stören und verderben gern und schonen auch das Gute nicht. Ihr hattet vielleicht Kinder, die ihr erzogt in der Zucht und Vermahnung zum Herrn, zum Fleiß in guten Werken; allein Verführer ledten sie an sich und vernichteten das Gute, welches ihr gestiftet hattet. Es gelang euch vielleicht einmal, einen wüsten jungen Menschen zur Arbeit und zu einem regelmäßigen Leben zu bringen; allein böse Menschen zogen ihn von euch wieder ab, in seine vorige Lebensart wieder hinein, bey welcher sie ihre Rechnung fanden. Ihr stiftetet einmal Frieden in einem Hause und stellet gutes Vernehmen her unter Nachbarn; allein gewisse Leute, welche die Keime der Zwietracht umhertragen, brachten sie auch dahin, und ihr vermochtet nicht die wuchernde Pflanze auszurotten. Ihr brachtet einmal ein gemeinnütziges Werk

zu Stande, gründetet eine neue bessere Einrichtung und wachtet sorgfältig darüber; allein es kam ein Mächtigerer darüber her und besserte zum Schlimmern. Das mußtet ihr ansehen, und seht es vielleicht noch an. — Doch, ihr habt ja das süße Bewußtseyn und den herrlichen Trost, daß ihr recht gethan und niemand gescheuet habt. Nun seyd ihr müde. Die Einsicht eures Alters habt ihr mit dem Verlust eurer Mannkraft erworben, und zum Wirken gehört zunächst Kraft. Zwar wirkt ihr noch allezeit nach Vermögen und scheuet noch die nicht, welche ihr niemals gescheuet habt; aber kleiner sind die Werke, langsamer werden sie ausgeführt. Auch hat der Tag sich schon tief geneiget. Heil euch, die ihr fleißig gewesen seyd und den Lohn der Rechtchaffenheit verdienet habt! Der Herr ruft seine treuen Knechte zum Feierabend. Hört ihr schon seine freundliche Stimme? seht ihr ihn winken auf Lohn und Ruhe? „Wer wird wohnen im Hause Gottes? Wer ohne Wandel einher ging und recht that!“ Gehet ein in die Wohnung der Ruh' und des Friedens. Wir folgen eurer Spur, in Arbeit und Schweiß. Wir gönnen euch die Ruhe, aber die Ehre nicht, daß ihr mehr gethan. Darum wollen wir erst den edlen Kampf kämpfen. Brüder, laßt uns darum kämpfen! Wir können ein Mal fallen, ja sieben Mal kann der Gerechte fallen und stehet wieder auf. Muthig gekämpft, bis der Gedanke stockt, die Zung' erstarrt und das Herz still steht!

24. Das dritte Jubiläum der Reformation in Dänemark.

Feierlichkeiten solcher Art, als das am 30. und 31. Oktober wie auch am 1. November vollbrachte Jubelfest der Einführung der Reformation und des evangelischen Lehrbegriffs in Dänemark, werden von weisen Staats- und Kirchen-Regierungen veranstaltet, um dem ewigen Lenker aller Schicksale der Staaten und Völker für eine solche folgenreiche und unaussprechlich segensvolle Wohlthat zu danken und die Erinnerung daran, mit dem Verlauf von Jahrhunderten verknüpft, aufs neue dem ganzen Volke zum Bewußtseyn zu bringen. Der in dieser Hinsicht für Dänemark entscheidende Zeitpunkt war durch König Christian's des Dritten Frömmigkeit und Energie und durch den Reichstag zu Kopenhagen vom Jahre 1536 herbeigeführt worden.

Durch eine den Geist der Weisheit und Frömmigkeit athmende Verfügung vom März hatte Se. Majestät der König von Dänemark eine allgemeine dreitägige Feier dieses Festes angeordnet und zugleich die Texte ausgeschrieben, über welche am ersten und dritten Festtage gepredigt werden sollte. Der Bischof von Seeland, Dr. Wynnser, hatte durch eine in gedrängter Kürze verfaßte gehaltvolle Schrift die Geschichte der großen Begebenheit, welche der Gegenstand des Festes seyn sollte, dargestellt und Jedermann in den

richtigen Gesichtspunkt zur Betrachtung und Miteifer desselben versetzt. Zugleich waren in dieser Schrift die allgemeinen Gebete und Kollekten für die beiden kirchlichen Festtage ausgeschrieben. Der zeitige Dean der theologischen Fakultät, Dr. Clausen, wirkte auf das nämliche Ziel hin durch eine Reihe mündlicher Vorträge, wozu, im Geiste des gegenseitigen Wohlwollens und der geistig bereits vorhandenen Union, mitten in diesem lutherischen Lande die reformirte Kirche in Kopenhagen eingeräumt worden war, in der man bei stets gedrängter Versammlung nur schwer noch einen Platz erhalten konnte.

Die Universität in Kopenhagen, im vollen Gefühl dessen, was die Wissenschaft an Geist und neuem Leben diesem tiefen Umschwung aller Gedanken zur Erkenntniß der göttlichen Wahrheit verdankt, hatte alle benachbarten Universitäten eingeladen, an dem bevorstehenden Feste Theil zu nehmen. Welche nicht Abgeordnete schicken konnten, erklärten durch glückwünschende Schreiben ihre theilnehmende Freude. In persönlicher Deputation erschienen von Kiel die Professoren Dr. Köster und Scherk, von Greifswalde Professor Dr. Schömann, von Berlin, mit Genehmigung Sr. Maj. des Königs, der zeitige Rector der Universität, Geheime Ober-Revisions-Rath und Professor Dr. Hestter und der Senior der theologischen Fakultät, Ober-Konistorialrath und Professor Dr. Marheinecke. Noch vor dem Beginn der auf das Fest sich beziehenden Feierlichkeiten war am 13. Oktbr. das neuerbaute Universitätsgebäude durch eine in Musik gesetzte Cantate von Pflenschläger, wie auch durch eine feierliche Rede des Rectors in persönlicher Gegenwart Sr. Maj. des Königs und des ganzen Hofes zu seiner Bestimmung eingeweiht worden. Dieses geräumige Haus zeichnet sich nicht nur durch schöne Corridors und geräumige Hörsäle, durch Heizung mit Röhren, sondern auch besonders durch einen Solennitätsaal aus, der von außerordentlicher Höhe das Licht nicht nur ganz allein von oben, sondern auch verdeckt durch herumlaufende Gallerien zu ganz eigenthümlicher Beleuchtung herabfallen läßt.

Von dieser Zeit an erfolgten täglich die das Fest vorbereitenden lateinischen Disputationen derjenigen, welche durch Vertheidigung der von ihnen geschriebenen Dissertationen sich zu Doctoren in den verschiedenen Fakultäten und zu feierlicher Promotion an dem für die Universität bestimmten Festtage qualificiren wollten. Unter diesen Dissertationen sind mehrere von bleibendem Werth für die Wissenschaft. Manche der Disputationen dauerten einen ganzen Tag, von Morgen 10 Uhr an bis zum Abend hin.

Es erschien ferner in Druck ein ausführliches Reglement vom Ober-Hofmarschallamt über die Art und Weise, in welcher nach unmittelbarem Befehl Sr. Majestät des Königs von Dänemark die Feierlichkeit der Prozeßion und Ordnung des Zuges von Seiten des Hofes vor sich gehen sollte. Acht Tage zuvor, am Sonntag den 23. Oktober, wurde das Fest nicht nur in allen Kirchen

und Predigten, sondern auch von Mittags 1 Uhr an von zwei prachtvoll gekleideten Herolben, begleitet von einer Schwadron der Königl. Leibgarde mit Pauken und Trompeten an den belebtesten Punkten der Stadt durch Ablegung der Königl. Verordnung verkündigt. Am Sonnabend vor dem Feste hörte man um 5 Uhr Abends das Geläute aller Glocken, am folgenden Morgen mit Aufgang der Sonne eine namhafte Zahl starker den Anbruch des festlichen Tages verkündigenden Kanonenschüsse, gleichwie auch eben damit am dritten Tage des Abends das Fest beschlossen ward. Es war in den letzten Tagen der Woche das schlechteste Wetter eingetreten; doch am Morgen des Festes selbst heiterte sich plötzlich der Himmel zum schönsten Tage auf, so daß, auch gerate nur in den drei Tagen des Festes, die Heiterkeit der Witterung mit der frommen Heiterkeit in allen Gemüthern in der schönsten Übereinstimmung stand, und besonders auch der prachtvoll feierliche Zug des frommen Königs von der Amalienburg bis zur Frauenkirche und am folgenden Tage nach der Universität, wie auch am dritten Tage nach der Schloßkirche auf der Christiansburg, hin und zurück vom allerschönsten Wetter begünstigt war.

Am ersten Feiertage versammelte man sich um 11 Uhr in der Frauenkirche, welche mit den bewunderten Statuen des Heilandes am Altar und den Aposteln auf beiden Seiten des Schiffes, von Thorwaldsen gearbeitet, ausgeschmückt ist; den Deputirten waren der Kanzel gegenüber bei den Professoren der Universität, den hohen und höchsten Staatsbeamten in der Länge der ganzen Kirche in dem Mittelgang ihre Plätze angewiesen; durch diesen bewegte sich der Zug, der um 12 Uhr bei der Kirche angekommen war, der König, die königliche Familie und der Hof, voran der Bischof von Seeland im höchsten Ornat mit einem Gewande von Brocade auf Goldgrund und begleitet vom Stifts-Probst, dem ersten Professor der Theologie und der übrigen Geistlichkeit. Nachdem diese den König bis an seine Loge begleitet und sich auf demselben Wege durch die Kirche zurückbegeben hatte, hielt der Stifts-Probst Clausen, am Altar erst mit dem weißen Ueberzug und dem Messgewand angethan, nach einem kurzen Gesang der Versammlung die Liturgie. Eine herzerhebende zu diesem Fest gedichtete und komponirte Cantate wurde durch die vorzüglichsten Sänger ausgeführt, worauf der Bischof, mit dem zwei Tage zuvor erhaltenen Stern des Danebrog-Ordens geschmückt, die Kanzel bestieg und durch seinen so gedankenreichen als beredten Vortrag, der erste Geistliche und der erste Redner Dänemarks, alle Gemüther zur höchsten Andacht stimmte.

Der ambrosianische Lobgesang, von einem trefflichen Sängerkhor, und der Segen des Herrn, am Altar von dem Stifts-Probst gesungen, beschloßen die Feier dieses Tages Nachmittags 3 Uhr, wo der Bischof mit der Geistlichkeit sich in derselben Ordnung durch die Kirche begab, um den König in derselben Weise wie zuvor zurückzubegleiten.

Am folgenden Tage, da die Feierlichkeit bei der Universität war, wurden die Deputirten zunächst vor dem Anfang derselben in den Senats-Saal (Konfistorium) eingeladen, um hier dem Rektor der Universität in der Umgebung aller ordentlichen Professoren ihre Glückwünsche schriftlich und mündlich darzubringen. Zuerst übergab der Rektor der Universität zu Berlin, Geh. Ober-Revisions-Rath Dr. Hefster, das allgemein mit großer Anerkennung aufgenommene Gratulations Schreiben der Universität und hielt bei der Übergabe eine lateinische Rede, worin er auf die Verbrüderung der Völker durch die evangelische Lehre überhaupt, selbst ohne eine gemeinschaftliche Kirchen-Regierung, auf das damit zusammenhängende freie Aufblühen aller Kunst und Wissenschaft, sodann auf die Verwandtschaft der Deutschen und Dänischen evangelischen Kirche durch den Entwicklungsgang der Kirchenverbesserung im 16ten Jahrhundert, endlich auf das gemeinsame Glück der Preussischen und Dänischen Kirche, durch fromme gleichgesinnte Könige befestigt zu seyn und noch geführt zu werden, hinwies. Hierauf übergab der Professor Schömann in einer lateinischen Anrede ein gedrucktes Programm mit einem Schreiben der Universität zu Greifswalde, wodurch zugleich die Erinnerung an die früheren Zeiten des Zusammenhangs von Pommern mit Dänemark in wissenschaftlicher Beziehung erneuert ward. Zuletzt nahm in Namen der Universität zu Kiel der Professor Köster das Wort. Jede dieser lateinischen Reden wurde von dem Rektor der Universität zu Kopenhagen lateinisch beantwortet.

Man begab sich sodann in den Solennitäts-Saal, um den König zu erwarten, der in gleich feierlichem und langsamem Zuge wie am Tage zuvor, begleitet von den Prinzen Christian und Ferdinand königliche Hoheit und dem Prinzen Wilhelm von Hessen-Philippsthal Hoheit und empfangen von dem Rektor und den übrigen Professoren, um 12 Uhr erschien. Nach musikalischem Vortrag einer Cantate, von Ohlenschläger gedichtet, hielt der Dekan der theologischen Fakultät, Prof. Dr. Clausen, die Festrede in Dänischer Sprache, worauf nach Absingung eines kurzen Liedes die feierliche Promotion der 33 Doktoren aller Fakultäten in lateinischer Sprache und mit den herkömmlichen Gebräuchen des verschlossenen und geöffneten Buches, des angefederten Doktorringes und aufgesetzten Doktorhutes, nach den verschiedenen Fakultäten von verschiedener Farbe, durch die betreffenden Dekane erfolgte. In der alterthümlichen Sitte befestigt und mit Würde und Feierlichkeit durchgeführt, hatte bei dieser ziemlich lang dauernden Ceremonie dennoch Niemand das Gefühl des Ermüthenden.

Der dritte Tag war abermals einem allgemeinen Gottesdienste gewidmet, welchem der König in der Christiansburgs-Schloßkirche beiwohnte, wo, nach einem Eingangsliede, in der Melodie: Ein feste Burg ist unser Gott, und einem Lobgesang, vom Chor allein gesungen, der Bischof von Seeland eine Predigt hielt, welche allgemein noch höher gestellt wurde, als die am ersten Tage gehalten

tene. Es ist die Hoffnung vorhanden, daß beide Predigten auch in Deutscher Sprache erscheinen werden. Den Gottesdienst beschloß die musikalische Wiederholung der Cantate vom ersten Festtage.

Um 4 Uhr war große Tafel bei Hofe, vor deren Beginnen wie nach deren Aufhebung der König und die Königin, die Prinzen und Prinzessinnen sich aufs huldvollste und herablassendste auch mit den fremden Deputirten unterhielten, welche an die Tafel des Königs gezogen waren. Alle Gäste aber in den verschiedenen Sälen fanden unter ihren Couverts zwei schwere silberne äußerst schön gearbeitete Medaillen, die eine mit dem Bildniß Christian's des Dritten, auf der Rückseite die Allegorie der Religion und Wahrheit, sich einander die Hand reichend, die andere mit dem Bildniß des jetzt regierenden Königs und auf der Rückseite die allegorische Darstellung der Religion, von drei in der Höhe schwebenden Kränzen, mit den Jahreszahlen 1636 und 1736, den dritten mit der Jahreszahl 1836 der Geschichte darreichend. Bei der Tafel herrschte ein Glanz und eine Pracht, deren die ältesten unter den Anwesenden sich nur als selten in solcher Weise vorgekommen zu erinnern wußten. Man sah, es war dem edlen durch eine lange Lebenserfahrung tiefbewegten Könige darum zu thun, in jeder ihm zu Gebote stehenden Weise den hohen Werth auszudrücken, den er, im Geiste mit seinem frommen Volk identiscirt, auf die unschätzbare Wohlthat des reinen evangelischen Glaubens legte. Aus dem nämlichen Grunde war auch die so bestimmt erklärte Theilnahme Sr. Maj. des Königs von Preußen an dem Wohl der Dänischen Kirche überall hoch aufgenommen, und war, als Befestigung des gemeinsamen Glaubensverbandes angesehen, in allen Kreisen der Gegenstand inniger Freude und Dankbarkeit.

Das Wohlwollen gegen die Deputirten war so ehrend und rührend, daß ihnen zu Liebe noch am Tage nach dem Feste ein großes Gastmahl von der Universität gegeben wurde, bei welchem mehr denn zweihundert Personen, auch der Bischof von Seeland und mehrere hohe Staatsbeamte, zugegen waren. Da erfolgten der Trinksprüche und Gesundheit viele, zunächst von dem Rektor, dem Bischof, der Universitäts-Direktion u. A. ausgebracht und von dem Rektor der Universität zu Berlin und den andern Gästen erwidert. Hierauf erhob sich noch mit allen Anwesenden der Ober-Konfistorialrath Dr. Marheineke und hielt eine Rede in Lateinischer Sprache, in der er Abschied nahm, für alle die zahlreichen unvergeßlichen Beweise der Liebe dankte und für die Erhaltung Ihrer Majestäten des Königs von Preußen und des Königs von Dänemark, als der erhabenen Beschützer des gemeinsamen evangelischen Glaubens und aller damit verknüpften theuren Güter, betete, worauf eine allgemeine Begeisterung entstand, welche unter heiteren Gesprächen und frohen Erinnerungen spät am Abend das schöne Fest beschloß.

25. Die Römer des 19ten Jahrhunderts.

I.

Es giebt wohl keine Stadt in der Welt, die dem Fremden so viele Ehren, Vorrechte und Gefälligkeiten zu bieten weiß, als Rom. Der Name Forestiere ist dort ein Ehrentitel, ein Rang, der sich von dem Audienzzimmer des Papstes bis zum Cassenbuben geltend macht. Überall ist der Fremde, als solcher, empfohlen; zu öffentlichen Festlichkeiten stehen ihm die besten Plätze offen; die Behörden, mit denen er in Berührung kommt, sind zuvorkommend und höflich und erleichtern ihm die Melbungen und Visitationen; die Museen und Gallerieen in den päpstlichen Pallästen, die Sammlungen der Privathäuser und was sonst in Kirchen, Villen und Bingen seine Aufmerksamkeit an sich zieht, alles wird ihm mit der größten Liberalität zu jeder Zeit geöffnet, oder ist seines Besuches an bestimmten Tagen gewärtig; ohne Umstände werden dem Zeichner und Maler die Gegenstände näher gerückt, herabgehoben und in das gehörige Licht gesetzt; der arme Winzer verläßt seinen Spaten, wenn der Fremdling an seine Pforte klopft, um diese oder jene Antiquität zu beschauen, die sein Garten einschleift; im Gedränge giebt man uns freie Bahn; haben wir uns verirrt, so weist man uns nicht einsilbig rechts oder links, wir werden begleitet, ein Führer übergiebt uns dem andern, bis wir an Ort und Stelle sind.

Nun möchte vielleicht ein Widersprecher behaupten, daß Rom ohne Fremde nicht bestehen könne, daß ein großer Theil seiner Bevölkerung darauf angewiesen sei, von dem Gelde der Fremden zu leben, und daß somit die gepriesene Fremdenliebe zu einem kleinlichen Eigennutze herabsinke. Wir wollen dieses Auffuchen der schlechtesten Motive, die sich freilich für alle Tugenden und Wohlthaten finden lassen, an und für sich nicht bestreiten. Aber das müssen wir anführen, daß, wenn auch die Politik auf das Verfahren der Regierung, der Eigennutze auf das Betragen des gemeinen Volkes Einfluß haben kann, der freie Signore doch auf keine Weise in Wechselpflicht mit dem Fremdlinge lebt; und dennoch zeigt gerade dieser die in Rede stehende Tugend von der glänzendsten Seite.

Wie oft ist es mir in und um Rom begegnet, daß der Hausherr sein Familienzimmer oder sein Schlafcabinet verließ, um meiner Neugierde Platz zu machen, wobei dem Führer ausdrücklich eingeschärft wurde, er möchte nicht leiden, daß ich mich aus Rücksichten auf das Lokal übersteile. Die reichen Willengärten theilt der Besizer, selbst in der Zeit des Landlebens, mit jedem wohlgekleideten Fremdling. Die meisten sind öffentliche Spaziergänge, ohne Schloß und Kiegel, und keine Warnungstafel, die von Geldstrafen und Zuchthäusern spricht, oder gar aufgehängte Stöcke, als Prügelsymbole, verschrecken den unbefangenen Genuß. Die Inschrift der Villa Borgheze unter dem Monte Pincio mag hier als Muster aller Warnungstafeln stehen:

„Ich, der borgheffischen Villa unter dem Monte. Pincio Hüter und Wächter, mache folgendes bekannt. Wer du auch sein magst, wenn nur ein freier Mann, fürchte hier nicht die Fesseln des Gesetzes; gehe wohin du willst, pflücke was du willst, gehe wieder wann du willst. Mehr für Fremde, als für den Herrn, ist diese Anlage gemacht worden. In dem goldenen Zeitalter, wo die Sicherheit Alles zu Gold gemacht hat, will der Herr keine eiserne Gesetze anschlagen. Dem Gaste sey hier ein edler Wille Gesetz. Wenn aber Einer mit böser Laune, vorsätzlich, wissentlich, die goldenen Gesetze der Anständigkeit zerbricht, so hüte er sich, daß nicht der erzürnte Aufseher ihm das Pfand der Freundschaft zerbrochen vor die Füße werfe.“

Diese Liberalität der römischen Herren ist nicht etwa als ein besonderer Charakterzug dieses und jenes Individuums zu betrachten; sie ist vielmehr zur Sitte, ja fast zum Standesgesetz geworden, so daß eine Ausnahme davon allgemeine Mißbilligung erregt, zum Stadtgespräche dient und in den Reisebüchern als Merkwürdigkeit angeführt wird. Als ich in Rom war, wurden Lucian Bonaparte und der Prinz Ludovisi von Piombino in allen Zirkeln gescholten, weil jener seine Gallerie, dieser seine Villa verschlossen hielt. Die Unverschämtheit einiger Engländer hatte die sonst gefälligen Herren zu dieser Maßregel bewogen. Lucian war am empfindlichsten gekränkt worden. Seine kleine aber ausgesuchte Gemäldesammlung ist durch seine Wohnzimmer vertheilt und er pflegte jedem Besuche Platz zu machen, ohne daß es einer andern Anzeige bedurfte, als daß ein Fremder die Gallerie zu sehen wünschte. So war er einst von einem angefangenen Briefe aufgestanden und hatte sein Bureau offen gelassen. Eine Gesellschaft englischer Kunstliebhaber benutzte nun diese Gelegenheit, den Brief des Prinzen zu lesen, der Galleriedienere verrieth es, und der Prinz sah sich genöthigt, den Eintritt in seine Zimmer zu beschränken. Dennoch bedurfte es nur einer kleinen Bittschrift, um die Erlaubniß zu erhalten, die auf eine so empörende Weise gemißbraucht worden war.

Nicht viel mehr Schwierigkeiten und Weitläufigkeiten hemmten den Besuch der Villa Ludovisi. Der Besitzer, ein mürrischer Greis, war durch den Lärm entzückter englischer Damen in seiner Mittagsruhe gestört worden, und so kam es, daß Niemand mehr ohne seine eigenhändige Erlaubnißkarte die Villa betreten durfte. Man will wissen, sie wären über die Natürlichkeit der Krampfhast in die Höhe gekrämmten großen Zehe der geraubten Proserpina in der Verninischen Gruppe in so laute Entzückung gerathen. Ich verbürge es nicht. Da man weiß, wie die Engländer ihre Kunstarmuth in den Landhäusern zu begraben pflegen, so mußte ihr Eifer gegen diese Herren um so befremdender erscheinen. Überhaupt schimpfen und klagen die Britten jetzt am lautesten gegen die Römer, ja sogar über Ungastlichkeit. Die Konversationen besuchen Wenige, weil die Römer nicht Englisch lernen wollen und die Römerinnen

keinen Moschus riechen können; deswegen bilden sie kleine Klubs unter einander, trinken Grog und sprechen von London.

Daß die Fremdenliebe in der Natur des Römers begründet sei und nicht bloß durch gegenseitige Verhältnisse herbeigeführt werde, davon kann auch der Gegensatz anderer italienischer Städte, namentlich Neapels, einen mittelbaren Beweis liefern. Die Vortheile, welche Rom und Neapel von Fremden genießen, werden sich wohl die Wage halten; in Rom bleibt der Gast länger, in Neapel wird in kurzer Zeit viel verschwendet, und der eigentliche Prasser und Rüstling macht die üppige Königsstadt zu seinem Ruhepunkte, während der wißbegierige Künstler und Kunstfreund seinen Aufenthalt in Italien durch römische Mäßigkeit fristet. Dennoch findet der Fremde in Neapel wenig Auszeichnung und Freundslichkeit und manche königliche Schlösser und Gärten sind ihm nur durch hohe Verwendungen zugänglich, viele Privatbesitzthümer nicht anders als durch Bedientenbestechung und ähnliche Schleichwege. Auch stört ein gar zu merkliches Mißtrauen jeden erlaubten Genuß; rechts und links drängen die Aufseher sich heran, alle Blicke bewachend, jedem Schritte folgend. Am lästigsten wird Einem die Begleitung in Pompeji, wo man so gern, sich selbst überlassen, still und langsam durch die alte Welt wandern möchte und solch ein uniformirter Kommentator gleich jedem Gedanken und jeder Entzückung auf den Fersen sitzt, und zwar recht eigentlich mit höchstem Rechte, so daß man Geld über Geld bieten muß, daß er nur schweige und einige Schritte zurückbleibe, denn er ist an seinem Posten als königliche Fremdenschildwacht.

Bei allen kirchlichen Festlichkeiten in Rom hat der fremde Keger vor dem einheimischen Rechtgläubigen das Vorrecht des Eintritts. Am auffallendsten erscheint diese Toleranz vor den Pforten der Sixtinischen Kapelle, an den Abenden der Aufführung des berühmten Miserere; hier gilt in dem Drange durch Schweizerlanzen und wälsche Patentdegen eine englische und deutsche Physiognomie mehr als römische Sterne, und es ist dies nicht etwa eine Gefälligkeit oder Bestechlichkeit der Wächter, sondern ihr ausdrücklicher Befehl. Die fremden Damen erhalten durch die Gesandtschaften ohne alle Umstände Eintrittskarten zu den geschlossenen Siben, welche den Römerinnen sehr erschwert werden. So kam es denn, daß die Engländerinnen mehr als zwei Drittheile des weiblichen Publikums in allen Zeremonien der päpstlichen Kapellen und in dem Verschlage der Peterskirche ausmachten. Es ist ein Pasquill auf diese Sitte erschienen. Pasquino fragt den Marforio: Wo willst du hin, Bruder, in dem schwarzen Kleide und mit dem Patentdegen?

Marforio. Ich gehe nach der Sixtinischen Kapelle, um das Miserere zu hören.

Pasquino. Du gehst vergebens. Die Schweizer werden dich stoßen und die päpstlichen Kavaliere dich abweisen.

Marforio. Sei für mich unbesorgt. Ich werde wohl hincinkommen, denn ich bin gestern ein Kexer geworden.

Wer in Italien die unaufhörlichen Bettelgeien, die unverschämten Forderungen, die unerfülllichen Ansprüche der Platzbedienten, Kellner, Kammerdiener, Stiefelpußer, Rodausklopper, Thürsteher, Facchine, der Herausheber und Hineinhelfer, der Stallknechte und der Kabschmierer und was sonst noch für Titel zum Fuhrwesen gehören, endlich der Postillone und Veiturine, der Bottegas in den Kaffeehäusern, der Logenschließer in den Theatern — wer die Ansprüche aller dieser Leute einigermaßen von sich abhalten will und sie befriedigen, ohne sich von ihnen ausplündern zu lassen, der behauptet nur in Allem, was er verspricht und giebt, ein festes sicheres Vertrauen, als wisse er genau, was jedem zukomme und was nicht. Von einem solchen Fremdling nimmt der Italiener auch das Geringsste mit Dank an und denkt: der hat sein Lehrgeld schon bezahlt! Ich muß bekennen, daß ich in Italien immer gern gegeben habe, wenn ich auch einsah, daß ich unnütz oder zu viel gab. Es ist kein liebenswürdigeres Geschöpf zu finden, als ein Italiener, der mehr bekommt, als er verdient und erwartet, und ein solcher weiß auch die freigebigste Hand mit Dienstfertigkeiten und Höflichkeiten zu überbieten.

In Deutschland sind die Diener der Gasthöfe und die Kutscher freilich etwas weniger begehrt, aber auch desto gröber, verdrossener und fauler. Wie oft habe ich mir die vielen offenen aber auch dienstfertigen Hände eines italienischen Wirthshauses herbei gewünscht, wenn ich am hellen Tage Viertelstunden lang vor einer verschlossenen Schenke halten mußte, bis endlich ein alter Hausknecht, ohne seine Pelzstücke zu verrücken, zu einem kleinen Fenster heraus rief: Wer ist denn da? Ich bin mit italienischen Veiturinen von Wien bis Pästum und zurück bis Dresden gefahren, ohne erhebliche Ursachen zu Beschwerden gefunden zu haben; und den ersten Leipziger Kutscher, den ich von Dresden bis nach Dessau gemiethet hatte, mußte ich auf halbem Wege wegen Wortbrüchigkeit und Grobheit verklagen. Aber die Berichte wollten sich nicht in diese Angelegenheit mischen. In Italien wäre er augenblicklich eingesteckt worden.

II. Bruchstücke aus meinem römischen Tagebuche.

— Den 25ten Januar 1818. Das große Rom hat mancherlei Kleinstädtisches in sich. Am liebsten bemerke ich das ehrbare bescheidene Bürgerleben, die strenge Zünftigkeit der Gewerke, die nahe Bekanntschaftlichkeit unter den Einwohnern. Den Corso ausgenommen weiß ich keine Straße, in der man ein großstädtisches Leben wahr nähme. Da sucht man vergebens nach eleganten Puzläden, Galanteriehandlungen und Restaurationen. Der Metzger steht mit aufgestreiften Hemdsärmeln bei seinen aufgehängten Vratn; daneben sitzen die Gäste eines Kaffeehauses, aus dem der Küchengurch bis auf die Straße zieht; dann folgt eine Kunsthandlung, die ihre Herr-

lichkeiten vor der Thüre auf Bänken und über das Seitenpflaster ausgebreitet hat; dann ein grüner Baum vor einer gewölbten Halle, mit langen breiteren Tafeln umher, woran in bunter Reihe rothmiederige Frauen und manchestergriine Männer sitzen: das ist eine römische Osterie! Die großen prächtigen Palläste stehen dazwischen mit glänzenden Säulen, Obelisken und Fontainen, und die ehrwürdigen Ruinen schauen noch fremdartiger darüber hin.

Des Abends sitzt die ganze Bewohnerschaft eines Hauses in traulichem Kreise vor der Thür, spinnst und klatscht oder erzählt Geschichten und Märchen. Selten verschneucht eine schnelle Kutsche die spielenden Kinder von dem Straßenpflaster; es rollen nicht viel Käder in Rom, und diese halten sich im Corso oder auf dem Monte Pincio zusammen. Die Staatskarossen der Großen sind groß und goldig, aber mitunter alt und geschmacklos, und fahren in langsamer Würde daher.

Ein großer Theil der Einwohner der Stadt besteht aus Landbauern, Gärtnern und Winzern, deren Pachtungen oder Besitzungen sich über die Hügel und die Ruinenfelder hinter dem Kapitole ausbreiten. Diese zeichnen sich in keinem Stücke vor eigentlichen Landleuten aus. Einige Handwerker gehören ausschließlich dem echten Römerstamme, namentlich Messgerei, Lohgerberei und Seilspinnerei. Diese Klasse, die mit dem Fremden wenig in Verührung kommt, ist die kräftigste und eigenthümlichste der Stadt. Dagegen findet man unter Bedern, Tischlern und den feineren Werkleuten viele Fremde, auch Deutsche. Der vornehme Arbeitsstand der französischen Hauptstädte gedeiht hier nicht. Ich will nicht entscheiden, wie viel Theil die geistliche Regierung, wie viel der Charakter des Volkes an der kleinstädtischen Traulichkeit des römischen Lebens habe. Sie thut wohl und sesselt. Ihre Unbequemlichkeiten empfindet wenigstens der Fremde nicht, aber auch der Einheimische lebt krank und frei, und es giebt sicher keine Stadt, in der so wenig Philisterei herrscht, als in Rom.

— Den 18ten Februar. Wenn ich Abends durch die Gassen wandre, hör' ich lustige Ständchen vor den erleuchteten Madonnenbildern spielen; zwei, drei und vier Musikanten mit Schalmeien, Flöten und Dudelsäcken ziehen durch die Stadt und bringen den steinernen, hölzernen und wächsernen Marien ihre schreiende Huldigung dar. Es sind Kalabreser Landleute, die mit dem Anfange der Fastenzeit zu diesem Geschäfte nach Rom kommen, und bis gegen Ostern musizieren. Sie tragen ihren spitzen Hut unter dem Arme, auf dem Kopfe haben sie eine enge runde Mütze, meist von rother Farbe, ihr Mantel geht bis an die Kniee und ist von braunröthlicher Farbe, unter die Füße haben sie Sandalen gebunden. Hinterdrein strömen Andächtige und Musikkiebhaber, von deren Almosen, und der Gastfreiheit der Klöster, die Fremdlinge sich unterhalten. In den Abenden kommen sie wieder nach Rom.

Ich glaube, es ist ein Ausspruch der Frau von Staël: Wenn die Springbrunnen in Rom verstopft, würde die Stadt ein Grab

sehn. Mir ist die Wahrheit dieses Gedankens heute recht anschaulich und überraschend in den Sinn gedrungen, als ich über den Petersplatz gieng und die beiden reichen Fontänen in der Kunde des Portikus ohne Wasser waren. Die Gegend schien wüste und öde ohne ihr Rauschen und Plätschern, die Kirche und der Portikus in Wochentracht ohne ihre Silberfäulen und siebenfarbig schillernden Bogen.

Man erzählt von Kaiser Joseph folgende Anekdote. Als er zum ersten Mal über den Petersplatz fuhr, meinte er, man lasse die Fontänen ihm zu Ehren springen, und wollte der rauschenden Wassererschwendung Einhalt thun, indem er dem ihn begleitenden Kardinal dankte und den Fontänen zuwinkte, wie die Offiziere den Soldaten, die nicht ins Gewehr treten sollen. Die Anekdote mag erfunden sehn, aber sie trägt ein lebendiges Bild des Eindrucks in sich, den jeder Fremdling auf dieser Stelle einmal empfunden hat. Bekanntlich verbankt Rom seine unzähligen Springbrunnen den alten Wasserleitungen. Auf allen Plätzen, in allen Straßen sprudelt das silberklare Wasser in zierlichen Bogen und Bogen aus Tritonenhörnern, Löwenrachen, Nymphenbrüsten, von zackigen Felsen schäumend, in glatten Becken schwimmend, und dabei steht Neptun mit dem Dreizack und Moses mit dem Wunderstabe und die Flußgötter liegen in segnender Ruhe auf ihren vollen Krügen.

— Den 23ten März. Die Festlichkeiten der heiligen Woche sind von vielen Reisenden beschrieben worden. Mir ist aber unglücklicher Weise so viel Unfestliches in diesen Tagen durch den Weg gelaufen, daß ich, weil dieses neuer und unbeachteter ist, zuerst davon schreiben muß. Nachdem am Donnerstage der Segen von der Loggia der Peterskirche herab über das Volk ausgesprochen worden war, welches unter Geläute und Kanonendonner geschieht, so verstummten mit dem letzten Worte des Papstes alle Glocken und Schlaguhren und die hundert Lampen über dem Grabe des heiligen Petrus wurden ausgelöscht. Damit nun aber die Lebensordnung durch den gänzlichen Mangel der Stundenschläge nicht gar zu verwirrt und richtungslos werde, so haben die Buben die Sitte eingeführt, mit großen Klappern auf den Straßen umherzulaufen und durch diese Instrumente den Gang der Zeit anzuzeigen. Die Straßen wimmeln zuweilen von solchen laufenden Schlaguhren, die aber, wie es aus dem Übermuth der Knaben und aus der Natur des Instrumentes leicht zu erachten ist, viel größeren und unfeierlicheren Lärm verursachen, als die Glocken.

In der Tracht des Volkes bemerkt man weder Trauer noch Festlichkeit, und der Charfreitag ist in Rom ein ordentlicher Arbeitstag, den besonders die Bizzikarole benutzen, um ihre Buben neu aufzuputzen, da das Ende der Fasten herannahet. Am Abend des Charfreitags findet man die Läden illuminiert und mit allerhand Bergoldungen und Kränzen geschmückt, wobei denn ein Lämmchen, eine Madonna und einige Heilige zwischen Butter, Käse, Wurst und Federvieh nicht fehlen dürfen. Nur die Soldaten erinnern durch die umgekehrte Gewehrtragung an einen Trauertag, und die

vielen Pilger, die sich mit ihren langen Stäben und ihren Wachtuchtragen von einer Kirche in die andere schleppen, an ein hohes Fest.

Die Glockenferien dauern bis zur Mittagsstunde des Sonnabends: dann giebt die große Glocke von S. Peter das Signal, und unverzüglich tönen die Glocken aller Thürme nach. Zu gleicher Zeit brennt das Volk Kateten und kleine Mörser auf den Straßen und Plätzen ab, aus den Fenstern und von den Dächern fallen Schüsse auf Schüsse; wohl eine halbe Stunde lang dauert das abschauliche Knallen und Knattern.

— Den 27ten Juni. Als ich diesen Nachmittag nach der Piazza Navona kam, fand ich den ganzen Markt wie zu einem Schauspiel mit Menschen angefüllt. Ich drängte mich vorwärts und erreichte den Gegenstand des Auflaufes. Ein Mann, wie es an der Kleidung schien, aus dem Mittelstande, saß mit zwanghaft aufgerichtetem Haupte und niedergeschlagenen Blickes auf einer kleinen Bretterbühne. Seine Zunge war vermittelt einer Klammer aus dem Munde herausgezogen und die Hände hatte man ihm auf dem Rücken zusammengebunden. Das Volk äußerte Wuth und graufame Lust, es schrie, schimpfte, jubelte. Mit Mühe gelang es mir, ein altes Weib zu einer zusammenhängenden Erklärung zu bringen. Die verfluchte Zunge, die Sie da aus dem Munde hervorgucken sehen, hub sie an, hat auf die gute Madonna geschmähet und geschimpft. Aber glücklicher Weise hörte es ein braver Mann und meldete den Frevler. Nun empfängt der Abscheuliche seine gerechte Strafe. Ja, er hat eine noch viel härtere verdient. Die gute Madonna! Sie, die keinem Menschen etwas zu Leide thut, sondern vielmehr die Armen erquickt und die Kranken heilt und für die Sünder bei ihrem Sohne bittet! Ja, wenn er sonst etwas verbrochen hätte, aus Noth oder im Zorne, und sollte es auch Mord und Strafenraub sehn — denn dazu kann jeder gute Christ kommen. Aber so von freien Stücken und so gräßlich auf die liebe, liebe Madonna zu fluchen!

Diese Stimmung schien die allgemeine zu sehn. Der Römer hat von Natur außerordentlich viel Gutmüthigkeit und Mitleid. Er vergiebt jedes Verbrechen, das sich durch irgend eine Leidenschaft oder durch den Drang der Umstände entschuldigen läßt, besonders wenn es zugleich ein Wagestück ist, dessen Ausführung Muth und Kraft erfordert. Aber tödtlicher Muthwille und feige Lasterhaftigkeit werden von Jedermann verachtet und verfolgt. So zeigt sich das Verbrechen in Rom fast immer großartig und natürlich; von kleinen Diebereien, die in Neapel zu Hause sind, hört man hier fast nichts, aber desto mehr von Mord und Raub. Der reuige Thäter wird von dem Volke in Schutz genommen, versteckt, fortgeschafft, und es ist hier eine gängige Redensart zu sagen: der arme Mann, er hat einen Menschen ermordet. Dagegen sagen wir: der arme Mann, er ist ermordet worden!

III. Briefe.

Albano, den 17ten Juli.

— Zwei Bursche stehen in Fechterstellung einander gegenüber, mit offenem Munde und blitzenden Augen. Aber statt der Waffen strecken sie die Fingerspitzen aus, und einer guckt wild und gierig nach des Andern Händen und schreit eine Zahl aus. Zuschauer haben einen Kreis um sie geschlossen. Das Spiel, das unser Paar treibt, heißt *la mora* oder *la morra* und wird von dem Volke in Rom und auf dem Lande mit Leidenschaft gespielt. Es hat folgende Regeln. Die Spieler strecken gleichzeitig eine beliebige Anzahl Finger gegen einander aus, und wer ihre gesammte Anzahl zuerst richtig ausruft, gewinnt; ohne Aufenthalt geht es dann weiter, Schlag auf Schlag, immer schneller und schneller, immer lauter und lauter. Der Vortheil ist der, daß man stets die Zahl der eigenen Finger wohl im Kopfe habe und sie nicht ohne sicheren Willen in das Blaue hinausstrecke, so daß man nur auf die Hände des Gegners zu sehen braucht und dessen Finger hinzu zu zählen. Freilich aber erlaubt die rasche Folge kein Bedenken, und es giebt kein Spiel, das eine größere Geisteschnelligkeit erfordert, als die *morra*. Daher ist sie dem Italiener eigenthümlich, und kein Nordländer mag es darin mit ihm aufnehmen.

Die Ausführlichkeit, mit der ich dieses Spiel beschreibe, mag ihre Entschuldigung in ihrem klassischen Alterthume finden. Schon Varro kennt es unter dem Namen *micare*, und beim Cicero ist bereits ein Sprichwort von demselben zu lesen: ein grundehrlicher Mann heißt *dignus*, quicum in tenebris micos (Cic. Off. III. 18). Denn dieses Spiel wurde nicht allein zum Zeitvertreibe geübt, sondern auch als Loos gebraucht, besonders zur Entscheidung von Handelsuneinigkeiten. Kaiser Augustus ließ zwei Schuldige, Vater und Sohn, durch die *micatio* um Tod und Leben lösen.

Rom, den 18ten August.

Seit vier Tagen in Rom, eile ich Dir zu schreiben, mein werthter Freund, damit die heilige Stadt nicht unschuldiger Weise in den Argwohn falle, meinen Briefeifer zu hemmen. Auch schauen die Höhen von Albano schon so lockend aus blauer Ferne daher, daß ich bei längerem Aufschube, wie der horazische Vorwurf befürchten läßt (Ich meine Serm. II. 7. v. 28 oder Ep. I. 8. v. 12), in der Stadt das Land preisen müßte, wie ich bereits auf dem Lande die Stadt gepriesen habe. Also rasch an die Beschreibung der drei Augustfeste, die mich zunächst aus meiner kühlen Einsamkeit in die städtische Hitze zurückgetrieben haben. Die Illuminationen und Feuerwerke auf dem Mausoleum des Augustus beginnen schon am ersten Sonntage nach dem Petersfeste und nehmen sofort die Abende aller Sonntage bis zum Schlusse des Augustus ein. An den vier letzten wird der Platz Navona überschwemmt, und an jedem darauf folgenden Montage ist Stiergefecht, ebenfalls auf dem Mausoleum des Augustus.

Ich gieng vorgestern zuerst nach der Piazza Navona. Es war

um die Zeit der Luftfahrt, gegen 5 Uhr nach unserer Rechnung, wo die Häuser schon so breite Schatten werfen, daß wenigstens der überschwemmte Theil des Platzes damit bedeckt wird. In der Mitte des fast eirunden Raumes erhebt sich eine große Fontäne, mit einem ägyptischen Obeliskten und vier kolossalen Statuen, die auf der Felsenmaße, die jenem zur Basis dient, sitzen und lagern. Sie stellen die Hauptströme der Welt vor und sind, wie die Anlage des ganzen Springbrunnens, von der Erfindung des Bernini. Von einer dieser Statuen, welche die Hände gegen die Kirche S. Agnese ausstreckt, erzählt man die Anekdote, es habe Bernini durch diese Stellung den schlechten verhältnißlosen Bau dieser Kirche ausböhnen wollen, so daß kein Koloss die einstürzende Fassade auffangen solle. Der Einfall ist nicht übel, und läßt den Ungeschmack des eigenen Bauwerks einiger Massen übersehen. Aus den Urnen dieser Flußgötter wird der unmerklich vertiefte Umkreis der Fontäne, etwa ein Drittel des Platzes, bis zu einer Höhe von zwei Fuß überschwemmt. Montags wird das Wasser durch Röhren wieder abgeleitet und der Platz bleibt frei bis zum nächsten Sonnabend, wo nach geschlossenem Markte die Urnen abermals überzufließen beginnen.

Das trockene Pflaster rings um den See ist mit Buben, Spaziergängern und Zuschauern angefüllt, die sich zum Theil auf Stühlen und Bänken ausruhen, theils die breite Treppe vor der Kirche S. Agnese zu ihren Sitzen gewählt haben. Auch die Fenster und Balkone sind bunt mit Köpfen besetzt, und für eine kleine Erkenntlichkeit kann jeder Fremde sich ihrer bedienen. Unter den Buben zeichnen sich die hohen Gestelle der Wassermelonenverkäufer aus, die fast wie rothe Thürme anzusehen sind, wenn die geschnittenen Früchte sich bis zum Gipfel bedecken. Aber alle Augen sind auf den See gerichtet. Dieser wimmelt und schäumt von glänzenden Staatskarossen, leichten Kaleschen, Leiterwagen, Reitern, Handpferden und Eseln. Der Marchese fährt mit seiner Dame in langsamer Parade um die Fontäne, das Wasser geht bis an die Aren und darüber und die Kasse wiehern vor Lust in dem frischen Fußbade. Daneben treibt der Bauer sein mildes Vieh in die Schwemme, und ein anderer Signore reitet mit kurzen Steigbügeln hinterdrein. Aber der reiche Landmann hat seine ganze Familie in festlichem Puge auf einen großen Heuwagen geladen, und so läßt er sie mitten unter Prinzen und Marchesen der vornehmen Kühlung genießen. Die Buben streifen sich die weiten Hosen über die Kniee und plätschern am Rande umher, ihre Gespielen besprühend, bis sie etwa einem Erwachsenen zu nahe kommen, der sie dann herausjagt. Die Kutscher hingegen fahren sehr behutsam, besonders wenn sie herauslenken, damit die Umstehenden sich nicht zu beklagen haben, denn das Wasser ist vom Staube schmutzig geworden. So treibt man sich im Nassen und im Trockenen bis gegen Sonnenuntergang auf dem Platze umher; der Corso ist heute öde und leer

und auf dem Monte Pincio wird man höchstens einem schwermüthigen Engländer begegnen.

Was meinst Du zu diesem Feste? Die antiken Herren vergegenwärtigen sich durch dasselbe eine Naumachie. Glück zu! Ich will es nehmen, wie es ist, und nächsten Sonntag mit meinen Freunden einen Wagen mietzen, um es auch von innen kennen zu lernen.

Sobald die Finsterniß es erlaubt, werden die Lampen auf dem Mausoleum des Augustus angezündet. Dieses Gebäude liegt in einer engen Seitengasse des Corso, unfern der Porta del Popolo, ganz mit Häusern und Ställen umbauet. Aber auf seiner hohen Decke steigt ein Amphitheater über die Nachbargebäude empor; es umschließt eine kreisförmige Arena von mäßigem Umfange, hat zu unterst seine Wehrmauer, die von den Pforten der Thiergefängnisse durchbrochen ist, darüber vier Reihen steinerne Sitze nach antiker Art, über diesen eine moderne Vogenordnung, und verliert sich durch eine unbedeckte Gallerie mit eisernem Geländer in die freie Luft.

Überraschend groß war der Anblick, als ich aus den engen finstern Gassen in die weite hellerleuchtete von gepußten Menschen wimmelnde Runde eintrat. Kronleuchter an Seilen aufgehängt, hohe Wachskerzen und bunte Lampen wetteiferten in Licht und Glanz gegen die schwarze Nacht, die sich mit ihren matten Sternen wie eine Kuppel über den schimmernden Kreis gebreitet hat. In der Arena wogte es hunt durch einander, die Logen und Bänke sind noch wenig besetzt. Zwei Musikchöre lösen sich wechselseitig ab; das eine läßt sich in Märschen mit Janitschareninstrumenten vernehmen, das andre giebt Symphonien und Duvertüren.

Aber nach und nach werden die Lichter und Lampen ausgelöscht, Jeder sucht sich einen Platz und die Arena wird leer. Welch ein festlich herrlicher Anblick! Ich konnte nicht müde werden, das volle Amphitheater anzustarren, so daß ich der Seiltänzersprünge, die über meinem Haupte vor sich giengen, nicht eher gewahr wurde, bis das Volk sie beklaschte. Gleich darauf brannten die ersten Feuerräder in der Arena ab, dann spie die Erde goldene Quellen aus, Sterne in grünem und rothem Flimmer wandelten durch die Finsterniß und zu guter Letzt mußte die Krone und der Schlüssel des heiligen Petrus figuriren. Das Volk schien mit den heutigen Feuerkünsten nicht eben befriedigt zu seyn; das vorige Mal, erzählte man mir, habe eine Chinesische Stadt gebrannt, mit goldenen Glöckchen und Sonne, Mond und Sternen. Das hätte ich sehn sollen!

Das gestrige Stiergefecht hat meinen Erwartungen wenig entsprochen; es war eine Thierquälerei und konnte keine Theilnahme erwecken, weil der Kampf auf der einen Seite gefahrlos und auf der andern unfreiwillig schien. Die Giostra (Gefechte mit Ochsen, Stieren und Büffeln) begann gegen zwei und zwanzig Uhr, also zwei Stunden vor Ave Maria, und dauerte bis dahin. Das Amphitheater war gedrängt voll, Janitscharenmusik schallte

mir entgegen. In der Arena schritten vier Giostratori, junge starke Männer, meist Metzgergesellen, auf und ab. Sie waren in weiße Leinwand knapp gekleidet, hatten eine rothe Schärpe um den Leib gebunden, und jeder hielt einen kurzen Stab und ein rothes Tuch in der Hand. In der Mitte des Kampfesplatzes standen einige hohe Sonnen, und ein ausgestopfter Balg, von der Figur und Tracht der Fescher, hing an einem Seile fast bis zur Erde herab. Auch bemerkte ich mehrere Öffnungen in dem Boden, die mit Brettern zugeschoben wurden, und aus denen Du während des Kampfes allerlei Medbilder wirst aufsteigen sehen, was ich Dir vorher sage, mein Freund, damit Du nicht in der Beschreibung mehr überrascht werdest, als ich in der Vorstellung.

Einige Trompetenstücke verkündeten den Anfang des Kampfes, die Giostratori verneigten sich rings umher und ordneten sich in der Runde. Jetzt öffnete sich das erste Thor und heraus sprang ein großer weißer Ochse, von der Kampagnenrace, mit langen weitausgespreizten Hörnern. Wild verwundert schaute er rechts und links umher auf die bunte jubelnde Menge, auf die schmetternde Musik, auf die Kämpfer mit den rothen Tüchern, und nun ließ er seine Wuth gegen den aufgehängten Balg, die Fässer und die aufsteigenden Figuren einige Augenblicke toben. Nachdem er sich also ein wenig ermüdet hatte, traten die Kämpfer allmählig näher, die rothen Tücher seitwärts über den Stab aufgehängt. Sobald das Thier diese in das Gesicht faßt, stößt es darauf los und in die Luft; denn der Giostrator zieht das Tuch zurück oder hebt es etwas, und wo es auch von den Hörnern getroffen wird, können es diese doch nicht aufspießen, da es weder straf noch dünn ist. Zuweilen verwickelt es sich um die Hörner, und dann läßt der Kämpfer es im Stiche und rettet sich auf die Wehrmauer.

Die Streitlust des Ochsen hielt nicht lange an, so hitzig sie auch anfänglich geschienen hatte; nachdem die Kämpfer ihn zehn bis zwölf Mal gegen die rothe Täuschung hatte anrennen lassen, war er des Spieles müde und gieng ihm aus dem Wege. Hierauf ward ihm eine Strangschleife von fern aus um ein Horn geworfen, und vielleicht wäre er auch ungezogen und ungestoßen vom Kampfesplatze abgetreten, hätte nicht der Anblick seines offenen Gefängnisses ihn an die Qualen und Martern erinnert, welche dort vor wenigen Minuten seine friedliche Natur in kriegerische Wuth umgeschaffen hatten.

Nach ihm erschien ein Büffel, der noch schneller kampfwüthig ward, dann wieder ein Ochse, der gar nur ein Horn hatte. Dennoch jagte er alle vier Kämpfer nicht selten aus der Arena; sie sprangen auf die Wehrmauer und das Thier stieß gegen die Steine. Oft aber hätte es einen Kämpfer erreichen und sein Bein an die Wand spießen können, wäre es nicht selbst in seiner Wuth so verständig gewesen zu bedenken, wie das ganze Gefecht nur ein belustigender Spaß seyn sollte. Ein Kämpfer ließ sich, ich glaube von dem Büffel, den er an den Hörnern festhalten wollte, in den Staub werfen, wahrscheinlich um dem Spiele einen ernstern An-

strich zu geben; da sprangen die andern zu Hülfe, banden das Thier, und somit blieb es mit dieser Heldenthat bei einem beschmutzten Kleide. Ganz ohne Furcht waren indessen die Glotstratori doch nicht immer, und besonders übte sich Einer in schnellen Sägen über die Wehrmauer, wobei er oft sein rothes Tuch fallen ließ, das alsdann von dem Thiere auf das Grausamste zugerichtet wurde.

Es erschienen auch zwei Stiere, ein Büffelstier und der andere von der Kampagnenrace, herrliche Thiere und wild von Natur. Aber gegen diese wagten die Glotstratori nicht aufzutreten. Man ließ zwei große Metzgerhunde los, welche die Stiere ohne langen Kampf in die Ohren faßten, worauf diese mit fürchterlichem Gebrülle in der Runde umher raunten, die eingebissenen Hunde mit sich schleifend, bis der Schmerz sie zum Stehen brachte. Die Paare erndteten den lautesten Beifall und mit Recht. Die Kämpfer aber wurden dieses Mal öfter ausgepiffen als belächelt.

Das Volk nahm den lebhaftesten Antheil an dem Spiele und reichte mittheilend, besonders nach einem muthigen Streiche, Wein und Erfrischungen in die Arena hinab. Nicht ergözte vor Allem die gymnastische Form des Spieles; man hätte fast jede Kampfgruppe in Marmor hauen können, so ausgesprochen, sicher und schön waren alle Stellungen und Bewegungen der Glotstratori. Wie ärmlich erschienen mir hier unsre mimisch-plastischen Kunstquälereien! ein römischer Metzgerbursche rennt sie alle über den Haufen mit ihren Schablen und Sandalen.

Die lustigste Tragedie aller Thiergefechte ist das Schweinespiel (giuoco al porco), eine Unterhaltung des Landvolks. Der Franzose Castellan, dem ich die folgende Beschreibung verdanke, sah es auf einem Plage von Tiboli spielen. Die Zuschauer haben einen Kreis geschlossen. Darin sieht man ein Schwein, mit Bändern geschmückt, bunt bemalt, und an seinem Halse hängt eine Schelle. Es soll gehascht, niedergeworfen und festgehalten werden, welches keine leichte Aufgabe für die Jäger ist. Denn jeder ist in einem engen Sad von dicker undurchsichtiger Leinwand eingeschlossen, der ihm über dem Kopfe zusammengebunden wird, so daß die Verschlingung eine Art von Polster bildet, welches ihn gegen die Schläge verwahrt, denen er ausgesetzt ist. Der Sad hat nur zwei Löcher, durch die der Jäger die Arme steckt, um sie frei bewegen zu können. In dieser wunderlichen Vermummung stehen, oder liegen vielmehr, die Jäger zu einem Kreise umher geordnet und jeder hält einen Stod in der Hand.

Jetzt wird das Schwein losgelassen, die Schelle klingt, die Säcke werden lebendig und tappen dem Klange nach. Das kleinste Hinderniß, der schwächste Stoß wirft sie um; sie fassen sich Einer den Andern, das Schwein springt über die Verwickelten hinweg und galoppirt im Zickzack, klingelnd und grunzend, im Kreise umher. Die Zuschauer schreien Bravo, lachen, zischen, pfeifen und stoßen das Thier zurück, wenn es ihre Runde durchbrechen will. Der Klang der Schelle zieht die Jäger immer nach, sie hupfen mit ihren zusammenge-

preßten Füßen hinderein, schlagen mit den Stöcken um sich, treten den Kompagnon oder dessen Stod, und Andere sechten mit der Luft und stürzen mit jedem Fehlschlage zu Boden. Wer endlich das Thier erhascht und es festhält, dem gehört es als Siegespreis. Der großmüthige Sieger begnügt sich meistentheils mit der Ehre und ladet seine Mitkämpfer und die Kampfrichter zu einer Mahlzeit ein, deren Zierde das bezwungene Thier zu seyn pflegt.

Um mit den Spielen fortzufahren, so fallen mir deren mehrere in den Sinn, die das römische Volk seiner klassischen Vorzeit verdankt. Der steinerne Diskus wird auf den Plätzen und Straßen, namentlich auf dem Campo Vaccino, fleißig geworfen und heißt la ruzzioa. Das allbeliebte Spiel mit dem großen luftgefüllten Lederballe, welcher von Panzerhandschuhen aufgefangen und in die Höhe geschmeißt wird, ist nicht jünger; die Griechen haben sich schon damit ergötzt, und die Alten nannten es follis pugillatorius (S. Plaut. Rud. III. 4, 16. Martial. XIV. 47).

Bei uns treiben die Kinder solche Spiele, zur Übung der Kraft und Geschicklichkeit des Leibes, hier werden sie als schöne Künste behandelt. Die Ballspieler, die sich seit vier Wochen im Hofe des Palastes Barberini sehen lassen, haben mehr Zulauf und Beifall, als Theater und Seiltanz, und sind neulich sogar in den zierlichsten Sonnetten besungen worden. Die jungen Signori nehmen Unterricht bei ihnen und fordern sich untereinander ritterlich auf den Ball heraus. In den Villen ist ein grüner schattiger Zirkus, mit Rasensitzen umher, für dieses Spiel bestimmt. Die Damen schauen aufmerksam zu und entflammen den Ehrgeiz der Ballschläger, die in engen dünnem der natürlichen Form des Leibes angeschmiegeten Kleidern, schwebend und schwankehend, sinkend und steigend, fast in antiker Tanzbewegung, den plastischen Reichthum ihrer Glieder verschwenderisch entfalten. In der Stadt wird der nächste beste Platz zum Spielraum gewählt, wenn ein bequemer Hofraum fehlt, und der ungeladene Zulauf giebt nicht den geringsten Anstoß. Warum? würden die Römer fragen; spielen wir denn so schlecht, daß wir uns vor Zuschauern zu scheuen haben?

Dieser angeborne Sinn für schöne gymnastische Kunst, verbunden mit den glücklichsten Anlagen und Mitteln zu ihrer Ausübung, ist ein Erbtheil aus der nackten antiken Welt. Es wäre unwichtig, dir noch mehrere einzelne Spiele anzuführen, deren Ursprung sich aus dem Alterthume ableiten läßt; wichtig ist, daß in Rom jede Leibesübung sich auch unwillkürlich zu einem Kunstwerke gestaltet. Eine Palgerei von Trasteverinern kann Motive und Formen zu Heroenkämpfen geben. Der römische Nationaltanz, Saltarello, hat ebenfalls eine ganz antike Bewegung, und die Melodie desselben gehört der neueren Welt auch nicht an. Die Männer werfen ihren langen weiten Mantel von hinten über die Schulter, schlagen einen Arm hinein und lassen den andern bis gegen den Ellenbogen herausgucken; wenn sie so auf dem Markte stehen und reden, sollte

man da nicht glauben, sie hätten es einem marmornen Konful abgesehen?

den 22sten August.

— Die päpstliche Regierung hat wieder angefangen, mit den Räubern in den sabiniſchen, äquiſchen und volſtiſchen Gebirgen zu unterhandeln, und bietet Pardon über Pardon aus. Ihre Proklamationen, in den väterlichſten und liebeichſten Ausdrücken abgefaßt, kleben an allen Palläſten und Straßenecken und rufen die Verirrten aus den wilden Gebirgen in den Schoß des Friedens und der Gnade herab. Aber Wenige kommen, und die Römer meinen, die Regierung habe es mit den Räubern verdorben und gegen Einige, die ſich in Vertrauen auf die verheißene Gnade ergaben, nicht nach Wort und Recht gehandelt. Nunmehr traue man dem Pardon nicht ganz. Die Wahrheit dieſes Vorwurfs muß hier unentſchieden bleiben. Doch läßt ſich für die päpstliche Regierung anführen, daß dieſe Wortbrüchigkeit ganz gegen ihren Charakter und Grundſatz ſeyn würde. Vielmehr bedient ſie ſich der begnadigten Straßenräuber zu Polizeibeamten und Gensdarmen, um durch ſie in die Pläne und Schlupfwinkel ihrer ehemaligen Genossen einzubringen, und dieſe zu vereiteln und zu zerſtören. Oft wird die Überlieferung einer beſtimmten Anzahl von Genossen ſogar zur Bedingung der Gnade gemacht, und der künftige Rang in der Polizei oder Gensdarmarie nach der Größe und Wichtigkeit des geleisteten Verraths beſtimmt.

So ſchwankt die päpstliche Regierung in ihrer Sorge für die öffentliche Sicherheit auf eine höchſt unwürdige Weiſe zwiſchen Strenge und Milde, iſt in keiner Maßregel durchgreifend und beſtändig, untergräbt die Moral der Bürger durch Zweideutigkeit ihres Verfahrens und entehrt ihre eigene Polizei durch angeſtellten Räuberauswurf. Die Räuber ſelbſt macht die ſich nicht lange treu bleibende Milde keines Weges zur Buße geneigt, ſondern vielmehr übermüthig, weil ſie ſich für gefürchtet, für unbezwinglich halten; bricht aber die Strenge wiederum gegen ſie loß, ſo meinen ſie, man thue ihnen zu viel, und werden ſtarrſinnig wie Unterdrückte; ſehen ſie nun gar, wie die heilige Statthalterſchaft mit den Verräthern, mit den ſchlechteſten ihrer Genossen unterhandelt und zu Ränken und Liſt zuſammentritt, ſo verliert die öffentliche Gerechtigkeit allen Glauben und alle Ehre bei ihnen, und ſie meinen nun recht eigentlich die Verfechter des Menſchenrechts und Heroen der Freiheit zu ſeyn.

Eine ſolche romantiſche Verblendung, die jedoch nicht ohne wirkliche innere Erhebung bleiben kann, findet ſich in dem Charakter faſt aller bedeutenden Straßenräuber Italiens. Aus ihr erklärt ſich ein gewiſſer Stolz und eine Eitelkeit in Namen (ſie nennen ſich z. B. Bergfürſten, Flurkönige, u. ſ. w.), Kleibern und auch in der Handlungsweiſe, die nach Großmüth ſtrebt, Gefahren ſucht und kleine kampfloſe Beute verſchmäh't. Ein berühmter Räuberhauptmann in den Abruzzen, deſſen Namen ich vergeſſen habe, ſoll ſich für den ſchönſten Mann in Italien halten und aus Übermüth der

Eitelkeit neulich dem Papſte ſein Porträt geſchickt haben, obgleich er wohl einſehen mußte, wie nachtheilig dieſer Scherz ihm werden könnte. Macht ſich nun zuweilen die niedrige Raubgier in ſolchen Naturen geltend, ſo giebt dieſe die wunderlichſten Kontraste.

Ich ſpreche hier nur von den ſtehenden Straßenräuberbanden, nicht von den gelegentlichen Räubern, welche die Noth und der Hunger auf die Landſtraße treibt, den Reiſenden aufzulauern und ſie zu plündern. Noth bricht Eiſen überall und Hunger thut weh auch im Kirchenſtaate. Deſwegen dürfen wir dieſe in einem römiſchen Sittengemälde ganz überſehen. Die Räuber von Stand und Namen treiben ſich in größeren und kleineren Banden, vornehmlich in den ſabiniſchen und volſtiſchen Gebirgen und in den Abruzzen umher, bis an die neapolitaniſchen Gränzen, ſo daß ihnen, wenn von einer Seite eine Verfolgung drängt, das Nachbarland als Zufluchtsort offen ſteht. Seit dem letzten Gouvernement der Öſterreicher hat man in Neapel angefangen, ernſte und beſtändige Maßregeln für die Sicherheit des Landes zu treffen; man hat die Landſtraßen mit Soldaten beſetzt, Wachthäuser von Meile zu Meile errichtet und größere Garniſonen in die Gebirgsſtädte gelegt. Dadurch ſind viele Räuber in das römiſche Gebiet getrieben worden, die vordem um die Gränzen ſchwärmten, und durch ihre Ausbreitung iſt ſelbſt das Albanergebirge bis nach Frascati unſicher geworden.

Eine Zeitlang wagte kein Fremder ohne Eskorte nach Tivoli zu fahren, weil ſchon auf halbem Wege einige reiche Landeigentümer aufgefangen worden waren, die mit dem ſchwerſten Löſegelde ihre Freiheit und ihr Leben von den Räubern erkaufen mußten. Der Prinz von Canino, Lucian Bonaparte, wurde in der Nacht auf ſeinem Landhauſe bei Frascati von der Bande des De Ceſaris überfallen und ſein Sekretär ſtatt ſeiner in der Dunkelheit entführt. Es ſcheint, daß dieſes Einfangen reicher einheimiſcher Signori den Räubern jetzt für ehrenvoller und einträglicher gilt, als das Ausplündern der Reiſenden. Wenigſtens hört man ſeit einiger Zeit ſeltener von Straßenraub ſprechen, als von ſolcher Kaperei. Der Gefangene wird gezwungen, an ſeine Familie oder an einen Geſchäftsführer zu ſchreiben und das auferlegte Löſegeld auf das dringendſte zu fordern, daß es in voller Summe zu einer beſtimmten Stunde an einen beſtimmten Ort geſchafft werde. Dabei wird das gewiſſenhaſteſte Stillſchweigen eingeführt und die pünktlichſte Befolgung aller Aufträge. Denn das Leben des Schreibers mußte für jede Verletzung und Verſpätung haften.

Die Räuberhelden des Tages ſind Barbone und De Ceſaris, beide die Hauptleute großer Banden. Erſterer beunruhigte beſonders die Gegenden von Terracina bis in das neapolitaniſche Gebiet und gieng durch den Mund des Volks als ein edler großmüthiger wegehälſiger Mann von unbeſchreiblicher Schönheit. Und in der That hat ein wohlhabendes Mädchen aus Terracina ihm Begnadigung in Rom ausgewirkt und ihn bewogen, ſich zu ergeben. An einem und demſelben Tage hat er ſich ausgeliefert und die Hochzeit mit ſeiner

Erretterin gefeiert. So höre ich die Römer erzählen, aber es ist der Sage nicht zu trauen, die auf neue Lieblingshelden gern die Tugenden und Großthaten andrer Zeiten und Personen überträgt; und es ist merkwürdig, wie sehr die Römer ihre Räuberhauptleute in Ehren halten und von ihnen eingenommen sind, ja sich fast breit mit diesen Landsleuten machen.

Die Neigung spricht sich so unverhohlen aus, daß man es wagt, Szenen aus dem Leben des Barbone und De Cesaris auf die Volksbühne zu bringen, natürlich mit veränderten Namen und Lokalitäten. Ein solches Stück sah ich neulich auf dem Teatro della Pace mit dem ungetheiltesten Beifall darstellen. Der Räuberhauptmann trat als Märtyrer auf, als ein Opfer verblendeter Gerechtigkeit, und hielt in langen Monologen die prächtigsten moralischen Vorlesungen. In die Handlung aber waren viele Anekdoten eingewebt, die das Volk sich von den genannten Tageshelden erzählt, und in den Schlachten, die das Militär gegen die Bande lieferte, triumphirte diese stets, und die Soldaten wurden gefangen oder dergestalt in die Flucht gejagt, daß sie Gewehre und Patronentaschen auf der Bühne zurücklassen mußten. Die lustige Maske, der Harlekin, war ein Polizeibeamter, der durch die wunderlichen Spiele des Schicksals bis zu den Füßen des Räuberhauptmanns geführt wurde, der ihn gnädiger Weise zu seinem Geheimschreiber ernannte. Der Lärm endigte mit einem öffentlichen Pardon und einer Hochzeit, gerade wie in der eben erzählten Geschichte des Barbone. — Wie kann die Regierung solche Schauspiele dulden?

Ein Nachtrag.

Eine der neuesten römischen Räubergeschichten, die auch in Deutschland genau bekannt geworden ist, weil einige Deutsche darin verwickelt waren, ist der Überfall der Villa des Barons von Rumohr bei Nolevano, am 16ten Juni 1819. Der Plan war darauf angelegt gewesen, den Baron zu fangen, der als wohlhabend bekannt war, und für den man also ein bedeutendes Lösegeld erwarten durfte. Doch entging dieser durch seine Besonnenheit der Gefahr, und die Räuber schleppten zur Entschädigung einen jungen Landschaftsmaler, der eben zum Besuche bei dem Baron war, und den Sohn des Hauswirthes aus Nolevano mit sich. Für diese forderten die Räuber anfänglich 10,000 Stubi, ließen sich aber nachmals mit 1350 für den Nolevaner abfinden. Den Maler entließen sie ohne Lösegeld, mit Händedruck und Ruß.

Das Augustheft der Zeitung für die elegante Welt enthält eine ausführliche Erzählung dieser Begebenheit, aus dem Munde des gefangenen Malers mitgetheilt. Ich entlehne daraus einige wenige charakteristische Züge des Räuberlebens und besonders solche, die für die oben gegebenen Umrisse erklärend und ausführend sind.

Das Aussehen des Hauptmanns wird folgendermaßen beschrieben: „Er trug einen runden spitzen Hut mit hohem Knaufe, geschmückt mit rothen Bändern und bunten Blumen; er hatte einen

starken schwarzen Schnurrbart, gewaltigen Backenbart und neben den Ohren zwei schwarze Locken, übrigens den Kopf geschoren, schwere Ohrringe von Gold, nackten Hals und Brust, letztere stark behaart; um den Hals Korallenschüre und eine von Perlen, woran ein Kreuzifix hing, von schwarzem Ebenholz mit einem Christus von Gold; die Weste, die kurze Jacke und kurzen Weinkleider von grünem Sammet, erstere mit silbernen Knöpfchen in drei Reihen besetzt. Im ledernen Gurt steckten ringsum die Patronen, vorn der Dolch, das Heft von schwarzem Horn, mit Silber eingelegt. Am Gurt bemerkte ich auf der messingenen Schließe das Wappen des Papstes. So zierten auch seine Brust eine Anzahl Amulette und Heiligengilder, und es ist nicht undenkbar, daß er unter Anrufung derselben sein schreckliches Tagewerk beginnt. Über die Schulter hing die Kugelbüchse und ein lederner Riemen, mit grüner Seide gestickt, in welchem ein silberner Löffel und eine Gabel steckten. Statt der Schuhe trug er Sandalen, mit Schnüren befestigt, welche sich bis ans Knie hinaufwanden. Er mochte ein Mann von 35 Jahren seyn, und die Andern nannten ihn Nicola.“

Von der Lebensweise der Räuber wird unter Andern berichtet: „Zum Nachtlager ward eine muldenförmige Einsenkung der Berge ausersehn. Das erste war, daß die Einen Feuer anmachten, die Andern von einer nicht fern von da weidenden Heerde ein Kalb holten und abzogen, um es zu braten. Damit wurde es aber kurzweg so gehalten. Man legte die Fleischstücke ins Feuer, und wenn sie auf der einen Seite gar schienen, so wendete man sie um. Nach einigen Stunden kam ein Schäfer, welcher etwas Wein und einige Pagnotten (kleine Brote) brachte. Die Räuber schienen überall ihre Bekannten und Vertrauten zu haben, Spione, Zuträger, Verträbler und andere Halbspitzbuben, durch welche sie mit der civilisirten Welt in Rapport blieben. Nun ging es ans Essen, und ich muß es der Wahrheit zur Steuer anführen, daß ich meinen rechten Theil und zwar immer zuerst bekam.“

„Der Räuberhauptmann bemerkte während des Essens bei dem Schäfer ein Gebetbuch, Santa Croce betitelt; er ließ es sich geben und sagte zu mir: Du kannst lesen, bet' uns einmal daraus vor. Ich that seinen Willen und las ein Gebet. Die Gauner nahmen ihre Hülfe ab und bezeugten, besonders der Hauptmann, viel Andacht; er seufzte häufig und küßte einmal über das andere das Kreuzifix, das er vorn an der Brust hängen hatte, ja, er war so erbaut durch mein Vorlesen, daß er fünf solcher Gebetbücher von den Einwohnern von Nolevano requiriren ließ. Er saß die meiste Zeit in sich gekehrt, finster da, seufzte zuweilen tief, während die übrigen sich munter und lustig gebedeten, und sprach wenig. Es war überhaupt sichtbar, daß er ihnen imponirte. Dabei ersahen er mir als der Wachsamste und Thätigste unter ihnen, der auch namentlich die Hut wie jeder Andere verrichtete, wenn ihn die Reihe traf.“

„Es mochte Nachts 9 Uhr seyn, als zwei Bauern von Nolevano

auf einem Pferde Schinken, Brot und Käse, nebst einem Fäßchen Wein, brachten. Nun gieng an ein Zechen. Das Kalb wurde vollends gebraten, diesmal jedoch mit mehr Geschick. Sie steckten nämlich die Stücke an die eisernen Ladestöcke und drehten sie so über dem Feuer herum. Auch ich wurde als Bratenwender angestellt, dagegen aber auch mit Auszeichnung bewirthet, indem mir immer der erste Trunk und der beste Bissen dargereicht wurde. Die Bauern mußten die Nacht über da bleiben. Es ward auf dieser Höhe nach dem anhaltenden Regen ziemlich kalt. Auf dem nassen Boden an ein Feuer gelagert, das uns nur theilweise erwärmte, fühlten wir alle Frost. Die Räuber suchten sich mit Springen und Tanzen zu erwärmen, auch mich ergriffen sie bei den Händen und sagten: Es macht frisch, Federico, komm, laß uns tanzen! Ich Armer mußte nun tanzen, so wenig ich auch dazu gestimmt war. Indessen war es nicht mehr weit von Mitternacht, die Wache war ausgestellt, die Andern hatten sich wieder um das Feuer gelagert, um zu schlafen. Ein junger Gefelle von etwa zwanzig Jahren, ein schöner kräftiger Bursche, lag neben mir. Er suchte mich zu ermuntern: Fürchte dich nicht, Friedrich, sagte er, wir thun dir nichts zu Leide, wir lassen dich wieder fort! Dann mußte ich ihm von meinem Vaterlande, vom Kriege, von der Artillerie erzählen. Auf einmal unterbrach er mich mit der Frage: Höre, Federico, hast du wirklich kein Geld mehr? Gewiß, antwortete ich, ich habe nichts mehr als diese zwei Studi und etwas kleine Münze, wenn du diese willst, so kannst du sie nehmen. Nein, ich will sie nicht, sagte er, behalte sie immer, du kannst damit nach Rom zehren.

„Am Morgen zog der Hauptmann sein langes blankes Messer hervor und wandte sich mit den Worten an mich: Sonderbar, daß die Kostflecken vom Menschenblut nicht herausgehen. Du bist Soldat gewesen, wie macht ihrs doch, daß ihr euer Zeug immer so blank erhaltet? Ich sagte ihm, wir puzten unsre Waffen gewöhnlich mit Ziegelmehl und Essig. Ich wills mir merken, erwiderte er, wog das Messer ganz behaglich in der Hand, und fuhr dann, während er mir damit gegen den Unterleib manövrirte, als wenn er einen Stoß machen wollte, mit Vanditenlust fort: Ha, wie es gut in der Hand liegt! Dies Messer fehlt nicht, hat noch nie gefehlt; damit habe ich schon Manchen blaß gemacht.“

„Er spielte noch lange mit seinem Mordstahl, betrachtete ihn mit Behaglichkeit, sagte ihn dann an der Spitze, warf ihn in die Höhe, daß er in der Luft umschlug, und fing ihn mit großem Geschick am Besten wieder auf. Er gestel sich dabei und forderte, ich sollt' es ihm nachmachen. Ich lehnte es ab, produzirte dagegen ein anderes Kunststück, wo auf die eine Seite der Messerklinge ein kleines Papierchen geklebt wird, und dann durch schnelles Wenden des Besten, aus Täuschung, bald auf beiden Seiten eines zu kleben scheint, bald auf keiner. Den Gefellen gefiel diese Spielerei und sie begriffen Anfangs nicht, wie es damit zugehe. Dem Hauptmann

verrieth ich das Geheimniß, er machte es nach und hatte seine Freude daran.“

„So kam es nach und nach zu einiger Vertraulichkeit unter uns. Besonders schloß sich der schon erwähnte junge Räuber an mich an, sprach mir tröstliche Worte zu und versicherte mich, nur der Wirthssohn werde die Zechen bezahlen müssen. Auch der sonst flustere Räuberhauptmann ließ sich einmal heraus: Friedrich, du bist mir wirklich ins Herz gewachsen! Auf solchen Sonnenschein verfinsterte es sich aber halb nur um so stärker. Als nämlich die Kunde kam, daß sich von unten her Soldaten blicken ließen, wurden wir Beide mit Stricken gebunden, auf den Boden gelegt und bedroht: Euer Leben haftet uns für das unsrige! Wenn uns die Soldaten angreifen, so seyd ihr verloren. Wir bringen euch um!“

„Die Räuber bekamen Lust, Proben meiner Kunst zu sehen, sie verlangten also, von mir gezeichnet zu werden. Ich nahm ein Stückchen Kohle vom Boden, spitzte es zu und fing an, auf einige Blättchen weißes Papier, das ich noch bei mir hatte, die Umrisse derselben, so gut sichs thun ließ, zu zeichnen. Mit einigen der Skizzen waren die Räuber zufrieden und steckten sie zu sich, eine der Zeichnungen gaben sie aber mit der Ausstellung zurück, sie sey schief und verzerrt, wie auch wirklich nicht zu läugnen war.“

„Die Bande sprach mir zu, mit ihnen zu kommen und bei ihnen zu bleiben. Ich sollte ein gutes Leben haben. Sie besäßen auch schöne Gemälde, die sie reichen Engländern auf der Straße abgenommen. Einmal, erzählten sie, hätten sie einen Engländer, mit einer bildschönen Dame, auf der Landstraße aufgelesen und mit sich fort geführt. Von Baumästen hätten sie ihr einen Tisch und eine Bank gemacht und überhaupt alles Mögliche gethan, sie zu erheitern, denn die Frau sey gar zu schön und artig gewesen; aber sie habe doch nie lustig werden wollen. Wir gehen nur auf die Straße, fuhren sie fort, wenn wir keine bessere Geschäfte zu machen wissen. Es giebt wenig aus, 300 bis 400 Studi, Ringe, Dosen, Uhren und dergl. ist Alles was wir erwerben.“

„Was ich noch weiter aus ihrer Unterhaltung erfuhr, war, daß ihre Bande 50 Mann stark ist, welche sich alle drei Monate versammeln, um sich gemeinsam zu erlustigen. Die Hauptzusammenkunft sey aber am Neujahrstage, da gehe es hoch her, es fänden sich auch Weiber und Mädchen ein, es werde getanzt und gezecht, und dies Leben daure acht Tage.“

Orvieto, den 5ten September.

Um den christlichen Aberglauben in Rom zu betrachten, muß ich mich meines Protestantismus entäußern, damit ich nicht etwa einen Glauben, statt eines Aberglaubens, angreife. Es sollen auch hier nicht priesterliche Mißbräuche aufgedeckt werden, sondern die Berirrungen des wunderthätigen Volkes, welche die Kirche weder unmittelbar erregt noch unterstützt. Oftmals hemmt und straft die geistliche Regierung die unwürdigen Ausbrüche des Volksaberglaubens, wovon ich nur Ein Beispiel anführen will.

Ich gieng eines Abends durch die enge Gasse der Sabina. Eine Menge Volks hatte sich in einem Winkel versammelt und war in heftiger Bewegung. Dazwischen schritten päpstliche Gensdarmen auf und nieder, die Vorübergehenden abweisend und die Versammelten zerstreugend und beobachtend. Ich wandte mich mit meiner Reugierde an einen Zuschauer und erfuhr Folgendes. In diesem Winkel hängt ein unscheinbares Madonnenbild mit zwei Herzen, vor dem die meisten Leute vorübergehen ohne einmal den Hut abzunehmen. Heute Abend plauderten zwei Frauen vor dem Bilde, und als dabei ihre Blicke auf das Gesicht der Madonna fielen, sahen sie, wie die Hochheilige die Augen schmerzlich um und um drehete und bald gen Himmel, bald auf sie herab schauete. Da sanken die Frauen auf die Knie und schrieten Mirakel, und alsbald strömte die Nachbarschaft aus den Häusern, die Vorübergehenden wurden festgehalten und die Wundersage flog durch die Stadt. Aber es dauerte nicht lange, da schickte die Inquisition diese Gensdarmen mit dem Befehle, die Lichter an dem Bilde auszulassen und das Volk zu zerstreuen.

Die Legende von dem Muttergottesbilde in Pantheon mag hier als Seitenstück Platz finden. Die Wunderstatue der Maria della Rotonda war vor nicht langer Zeit unbeachtet und unthätig; nur eine kargliche Lampe brannte an ihrem Altare, der jetzt von unzähligen Kerzen schimmert, und kein Weihbildchen hing an ihrem Leibe, der jetzt mit Herzen und Kronen und Armspangen und Halsbändern über und über bedeckt ist. Eines Tages hatte der Kustos der Kirche vergessen, den trockenen Docht der Lampe mit Öl anzufeuern, und gegen Abend, als die Thüren verschlossen waren, erlosch die heilige Flamme. Da hörte das Volk auf dem Plage eine laute klägliche Stimme aus der Kirche rufen: oglio! oglio! Man ließ die Thüre des Heiligthums öffnen und erkannte das Wunder. Der Kustos wurde fast gemißhandelt, und noch in derselben Nacht brannten Kerzen vor dem beleidigten Bilde. Seit dieser Zeit heilt es Kranke, vergiebt Sünden und vollbringt Mirakel aller Art.

Auch ein Priesterankedötchen, und ein wahres! Eine gute Frau in Rom, die als Wirthin und Gasthalterin mehrere deutsche und englische Kezer als ehrsame und tugendhafte Leute kennen gelernt hatte, fragte neulich ihren Beichtvater, ob es denn wahr sey, daß alle diese armen Fremdlinge dereinst in den ewigen Flammen brennen würden. Sie könne das kaum begreifen und habe oft ihr stilles Wunder über das sittsame und christliche Leben der Kezer, das manchem Römer wohl zum Beispiele dienen dürfe. Der Priester verwies ihr solchen Aberglauben und sprach: Der Kezer ist schon in der Mutter Leibe ein unbefreitbares Eigenthum des Teufels, daher kömmt es denn, daß er weniger von dem Feinde heimgesucht und gequält wird, als wir Christen, deren Seelen erst durch Missethaten und Gottlosigkeiten der himmlischen Glückseligkeit verlustig gemacht werden müssen. Freue dich also nicht der guten Thaten und Sitten der Kezer — sie sind eben die sichersten Pfänder ihrer unwiderrüflichen Verdammung —

und ärgere dich auch nicht an den Auserwählten, die da oft straucheln und fallen im Kampfe mit dem Versucher. Die sind die Lieblinge Gottes, die der Teufel am eifrigsten verfolgt; die Kezer greift er höchstens einmal aus Muthwillen und Zeitvertreib an, ihre Seelen sind ihm gewiß genug.

Die Furcht vor Wettermachern ist unter dem Landvolke, besonders in den Gebirgen, allgemein verbreitet. Ein dänischer Botaniker, der ohne Begleitung eine Reise zu Esel durch die Abruzzen macht, meldete vor Kurzem seinen Freunden einige gefährliche Abenteuer, die ihm dieser Volksglaube zugezogen hat. Das Landvolk hatte ihm zugehört; wie er in einsamen Schluchten und Klippen Pflanzen und Steine sammelte, und Verwunderung darüber ausgedrückt. Bald darauf wütheten Gewitter und Stürme in derselben Gegend. Da liefen die Leute zusammen, griffen den Reisenden mit Steinwürfen an und verfluchten ihn als einen wettermachenden Zauberer. Er betheuerte seine Unschuld nach Möglichkeit, aber das aufgebrachte Volk bemächtigte sich seiner Sammlungen und untersuchte sie auf das genaueste. Dadurch milderte sich die Wuth der Menge, denn man fand keine Wurzeln, sondern nur unschuldige Blätter und Blüthen. Doch zweifelten Einige, ob er seine Wurzeln nicht eben in den vorigen Tagen verbraucht hätte, und so entließ man den Pilger mit der Drohung, daß es ihm das Leben kosten werde, wenn er eine einzige Wurzel aus der Erde ziehen werde.

Oftmals genügt eine abentheuerliche Kleidung, ein finsterner Blick, eine ungewöhnliche Gestalt, einem Fremdlinge in den römischen Gebirgen den Namen eines Zauberers und Schatzgräbers zu geben. Ich habe es erlebt, daß die schwarze deutsche Tracht, mit langen hinten herabhängenden Haaren und ungestutztem Barte, die Veranlassung solches Argwohns wurde.

Die neapolitanischen Schiffer nehmen ein Kästchen voll kleiner Heiligenpuppen zu jeder Fahrt mit sich. Es sind theils ererbte Schutzheilige, theils solche, deren Tüchtigkeit sie selbst gelegentlich erprobt haben. Kommt nun ein Sturm, so lassen die Schiffer ihre Ruder sinken und holen das Heiligenkästchen hervor. Der erste Patron wird aufgestellt und mit Wuth um Hilfe angeschrien. Der Sturm wächst, man wirft den ohnmächtigen oder verstockten Heiligen an die Erde und beschimpft ihn; ein anderer wird an seine Stelle gesetzt und bald ebenfalls gemißhandelt, bis endlich der Himmel oder auch ihre eigene Arbeit dem eben angebeteten günstig ist, der alsdann weiter empfohlen und nach glücklicher Heimkehr mit Gebeten geehrt wird. Bei der Landung läßt man eine kleine Büchse in dem Kreise der Passagiere umhergehen und sammelt Almosen zu Gebeten für die Seelen im Fegefeuer, die nacht und dürr, mit hochausgestreckten Händen in lodernnden Flammen brennend, auf der Büchse abgebildet sind.

26. Briefe. Erste Sammlung.

F. v. Raumer.

Lyon, den 22sten September 30.

Endlich finde ich Ruhe und Muße (obgleich zum Theil aufgezwingene), um über unsere Abenteuer zu berichten. Ich folge inbezug der geschichtlichen Zeitrechnung und verschmähe mich episch in medias res zu versetzen, um größere Wirkung hervorzubringen. Drei Männer, für welche ich Briefe hatte, der Abt Castellan, der Bibliothekar Dioulouset und der Professor Jauffret, waren nicht in Aix, sondern auf dem Lande. Endlich fand ich den Unterbibliothekar Rouard, an welchen mich Schönberg empfahl, der Däne, den wir in Neapel kennen lernten, und den ich in Montpellier, aus Algier zurückkehrend, wiedersand. Hr Rouard (der gleiche Neben wie der Cerberus in Montpellier hätte führen können) war äußerst gefällig, und es lag nicht an ihm sondern an meiner nothwendigen Eil, daß ich aus den Handschriften der Bibliothek nicht mehr mitnahm. Doch ergriff ich glücklicherweise Briefe der Königin Maria Stuart, meines Wissens ungedruckt, mir wenigstens unbekannt. Während ich las, schrieb H., und so habe ich einige interessante Züge über ihre Lebensweise während der Gefangenschaft u. s. w. erbeutet, die sich meinen pariser Auszügen lehrreich anschließen. Von der Bibliothek führte uns Hr. Rouard in die Kunstsammlung des Hrn. Sallier; einige gute Gemälde und Alterthümer, verhältnismäßig reich an ägyptischen Sachen, sehr reich überhaupt für einen Privatmann. Ausgezeichnet schön ein antiker Jupiter, etwa ein und einen halben Fuß hoch.

Wir aßen nach der Karte bei Hrn. Coste, auf römische Weise, das heißt ohne Tischuch, wanderten durch Staub und Asche um die Stadt, gingen früh zu Bett, und fuhren den 17ten Morgens durch Wästen gen Gap. Ich sage durch Wästen; denn von zwei Reisegefährten bezeugte der eine aus Aegypten und Syrien zurückkehrende Italiener, so sähen jene Länder aus; und der zweite, der eben aus Algier ankam, versicherte, die afrikanische Küste sei dagegen grün und anmuthig. Ich wenigstens habe dergleichen widerwärtige unordentliche erstorbene Ufer nie gesehen, als die der Durance, und Mirebeau, wo man auf einer Fähre überseht, sollte Mirelaid heißen. Schattenreiche Bäume (daran war ich gewohnt) und grünes Gras giebt's nun einmal nicht im südlichen Frankreich; aber hier, am frischen Wasser, auch nicht einen Grassalm zu finden, erwies, daß dies belebende Element ohne Kraft bleibt, wenn der Boden ganz todt ist.

In Manosque aßen wir Mittagsbrod und kamen mit Einbruch der Nacht in Pernes an, wo H. und einige Andere abstiegen, um einen Berg hinanzugehen. Ich blieb mit dem Officier aus Algier im Coupé sitzen, welches wir seit Toulouse immer gewählt haben. Plötzlich werde ich aus dem Schlafe durch das entsetzliche Geschrei aufgeschreckt, das ich je gehört habe. Ein Landmann berichtet, soeben

sey sein Bruder, ein Hirt, wenige hundert Schritte hinter dem Wagen von Räubern angefallen und ermordet worden. Ich frage nach H. und erhalte vom Condukteur die Antwort, er sey mit dem Italiener voraus gegangen. Schnell fahrend würden wir sie bald einholen. Aber wir fahren und fahren, ich sehe mir bald die Augen aus; vergeblich. Ich behaupte immer heftiger, jene wären zurückgeblieben, es sey unmöglich, daß sie so schnell und so weit hätten gehen können. Man vertröstet mich aufs nächste Dorf; niemand ist da; keiner zweifelt mehr, daß ich leider Recht hätte. Pferde oder Maulthiere sind nicht zu bekommen, doch verspricht mir ein Mann, wo möglich eins aufzutreiben und nachzusenden. Ich, begleitet von einem theilnehmenden Reisegefährten, eile mehr als im Geschwindigkeit zurück; aber Sehen, Rufen, Schreien bleibt vergebens, erst nach einer in Todesangst verbrachten Stunde finden wir die Vermissten! Unbegreiflicher Weise hatten beide, ohne zu fragen oder ein Wort zu sagen, sich vom Hauptwege entfernt, um über die Berge einen Nichtweg aufzusuchen. Sie hatten gerufen, um Wegweiser zu finden, ein Hirt hatte geantwortet, und der hafensüchtige Lumpenkerl legte dies dreifache Geschrei so aus, daß er die Mordgeschichte selbst glaubte und davon lief, statt seinem Bruder beizustehen.

Die größte Angst war vorüber, unsere Lage aber dennoch sehr mißlich. Die Dunkelheit der Nacht wuchs durch heranziehende Wolken mit jedem Augenblick; Bliz, Donner, Regen; für vier Personen nur ein Regenschirm, und im nächsten Dorfe kein Wagen mehr zu finden. Es blieb keine Wahl, wir mußten uns entschließen, bis zu dem eine starke Meile entfernten Siteron zu gehen.

Nach dem mühseligsten Marsche glaubten wir Mauern und Häuser zu erkennen, konnten aber lange das zur Seite des großen Weges liegende Thor nicht finden. Endlich betraten wir die stockfinstere Stadt und schrien so lange, bis ein Mann ans Fenster trat und uns anwies, immer links zu gehen. Wir gehorchten, ich voraus; als ich aber auf einen Haufen Chausseesteine fiel, ergab sich handgreiflich, daß wir wieder zur Stadt hinaus gerathen waren. Umkehrend glaubten wir im Festungsgraben zu sehn, und als mir ein Wasserstrom auf den Kopf traf, wußte ich anfangs nicht, obs ein Minnstein oder reineres Wasser sey. Also ward da capo und fortissimo geschrien, und einige dadurch aufgeweckte Weiber (es war gegen drei Uhr) gaben etwas deutlichere Anweisungen. Nachdem ich noch einmal über eine Thürbank gefallen war, erblickten wir endlich unsere Diligence.

An Warten oder Umziehen war nicht zu denken, H. froh in seinen Mantel, ich in meinen Pelz; vorwärts. Mit Anbruch des Tages kamen wir nach Kourebeau. Aus dem Wagen steigend, fiel der Italiener in Ohnmacht und in heftige Krämpfe. Gleiches für H. fürchtend, erneute sich meine Angst; er aber blieb wohl, der Italiener erholte sich, und wir erreichten endlich Gap, wo wir uns durch Essen stärkten und diesmal sehr froh waren, daß der Aufent-

halt der Diligence uns erlaubte einige Stunden zu schlafen; Wir erwachten unter einem gewaltigen Ungewitter, und fuhren mit Einbruch der Nacht die Berge hinan. Etwa bis Mitternacht gieng, dann meldete der Führer, der Regen habe so große Steine auf den Weg hinabgestürzt, daß wir alle aussteigen und den Weg zu Fuße suchen müßten. Rechts hohe Berge, links tiefe Abgründe. Im ärgsten Regen durch tiefes Wasser umhertappend, waten; bis endlich der Weg wieder fahrbar erschien. Naß in den Wagen, einen Sack um die Hüfte gewickelt, ohne Kaff gen Grenoble. Ich hat nach all diesen Strapazen nur einen augenblicklichen Anfall von Kolik gehabt; mir waren, besonders in Folge der Angst, die Nerven so angegriffen, daß ich im Wagen kaum ausdauern oder ein Glied still halten konnte. Drauf ist mir die rechte Wade geschwollen, doch hoffe ich, Übel und Schmerz sollen bald Abschied nehmen.

Das wäre also die Schattenseite unserer Reise, wozu leider noch kommt, daß es gestern und heut so unheuer regnet, daß man kaum die Stube verlassen kann. — Jetzt zur Lichtseite der Reise. Während all der Noth und Angst waren wir glücklicherweise aus der langweiligen Provence heraus, in ein besseres Land gekommen; selbst die Durance und anderes Wüste nahm mehr den Charakter, ich möchte sagen, des Selbständigen und Eigenwilligen an; es erschien nicht mehr als bloße Folge der Ohnmacht und Kraftlosigkeit. Bald ward die Gegend fruchtbarer, der Anbau mannigfaltiger, der Weinstock stand vom Boden auf, Rußbäume, groß und reichbelaubt, ersetzten die kurzlichen verminderten Oelbäume, und selbst die Menschen, Männer und Frauen, bekamen ein besseres Ansehen. Obgleich Regen und Nebel uns das Nahe trübten und das Entfernte verdeckten, hatten wir doch die größte Freude an dem schönen Thal von Vizille und den Seen, welche, die Schweiz vorbildend, sich zwischen den Bergen zeigten. Endlich Grenoble.

Diese eine Stadt mit ihren nächsten Umgebungen ist annuthiger, mannigfaltiger, schöner, erhabener als alles zusammengekommen, was wir in Südfrankreich von Toulouse und Perpignan bis Aix sahen. Avignon, das ich lobte, verschwindet dagegen. Es fehlt auch gar nichts, was man zur vollkommenen Schönheit einer Gegend rechnen oder fordern könnte. Stadt und Land, Ebene, Hügel und Berge, Landbau und Gartenbau, wildes Gebüsch und große gepflanzte Baumgänge, das alles durchzogen von Bächen und Flüssen. Aus einem Thal strömt der Drac gerade herzu, aus dem zweiten, sich vielfach hin und her windend, die Isere; beide vereinigen sich unterhalb Grenoble, durch das dritte Thal weiter eilend. Diese drei Thäler übersteht man von der auf hohem Berge liegenden Citadelle, zu welcher ein Schlangenweg hinaufführt; jeder Schritt gewährt einen neuen trefflichen Anblick. In den Füßen liegt auf linkem Ufer der Isere die Stadt; drüber hinaus sieht man große Aleen von schönen Rußbäumen und Platanen, mit

denen die Hauptstraßen, so wie ringsum die Stadt selbst, bepflanzt sind. Das weite Thal zerfällt in unzählige grün eingefasste Gärten von der mannigfaltigen Gestalt; zwischendurch auch Felder und Weinhügel. Jede Handvoll Erde ist benützt, jeder Berg mit hellerem oder dunklerem Grün bedeckt, und so steigen vier bis fünf Reihen von Hügeln hintereinander aufwärts, bis die letzten Berge mit ihren Schneegipfeln in weitem Kreise alle überragen.

Wir haben in Frankreich nichts Ähnliches gesehen; denn die Pyrenäen zeigen nur Abhänge des großen Bergrückens, jedesmal ein hoch eingefasstes Thal; hier dagegen Erscheinungen und Reichthum eines Berglandes. Wenige Gegenden in der Schweiz, Italien oder Deutschland können Grenoble gleichgestellt werden, und gern hätten wir länger verweilt und Ausflüge gemacht, wäre das böse Regengewetter nicht von Neuem eingetreten.

Börne.

Paris, den 21sten Februar 1831.

Von welchem erhabenen Schauspielere lehre ich eben zurück! und welche eine Stadt ist dieses Paris, wo Götter Markt halten und alltäglich ihre Wunder feil bieten! Ich kam bis an die Grenze des menschlichen Gebietes, da wo die Herrschaft der Götter beginnt — ich habe eine Seeschlacht gesehen! Der Himmel war blau, wie an Feiertagen, und mit der schönsten Sonne geschmückt, das Meer schlummerte und athmete sanft und ward nur von Zeit zu Zeit vom Donner des Geschützes aufgeschreckt. Es war ein Tag zu lieben und nicht zu morden.

Es muß weit seyn vom Himmel bis zur Erde; denn könnte die Sonne die Gräuel der Menschen sehen, sie flöhe entsetzt davon und lehrte nie zurück! Eine Schlacht auf dem Lande ist ein Liebespiel gegen eine Schlacht auf dem See. Dort stirbt der Mensch nur einmal und findet dann Ruhe in seiner mütterlichen Erde; hier stirbt er alle Elemente durch, und seine Blume blühet auf seinem Grabe. Dort trinkt die Erde warm das verschüttete Blut; hier auf dem dürren Boden der Schiffe stehet es hoch, dick, kalt. Die Menschen werden zerquetscht, zerrissen; nicht Käber, die man schlachtet, wurden so grausam zugerichtet.

Das französische Linienschiff der Scipion, auf dem ich mich befand, war in einer schrecklichen Lage; wir waren von Feuer und Rauch umgeben. Ein feindlicher Brander hatte sich angehängt und jede Minute brachte uns dem Untergange näher. Wir erwarteten, in die Luft gesprengt zu werden. Die ganze Mannschaft eilte nach dem Verdeck und bemühte sich durch Seile das Schiff vom Brander los zu machen. Drei Böte stachen in die See und suchten durch Seile den Brander ab und ins Wasser zu ziehen. Auf dem Schiffe und in den Böten standen Offiziere, hoch aufrecht, als fürchteten sie eine Kanonenkugel zu verfehlen, und kommandirten so ruhig, wie der Kapellmeister im Orchester kommandirt. Und jetzt rund umher, nah und fern in einem weiten Kreise, die französische, englische und russische Flotte, und diesen gegenüber die türkische. Aus

den Mündungen der Kanonen stürzten Feuerströme hervor. Das Schiff des Admirals Cobrington, halb in Trümmern, mit zerrissenen Segeln, hat so eben ein türkisches Linienschiff in den Grund geböhrt. Es sinkt, es ist schon halb gesunken, die ganze Besatzung geht zu Grunde. Die Türken, mit ihren rothen Mützen, rothen Kleidern und mit ihren blutenden Wunden, gewähren einen schauerhaften Anblick; man weiß nicht, was Farbe, was Blut ist. Viele stürzen sich in das Meer, sich durch Schwimmen zu retten. Andere rudern Bäte umher und fischen Todte und Verwundete auf. Mehrere Schiffe fliegen in die Luft. Himmel und Erde lächeln zu diesen Schrecken, wie zu einem unschuldigen Kinderspiele!

Rechts stehet man auf einer Anhöhe Stadt und Citadelle von Navarin, und eine Wasserleitung, die über den Berg hinziehet, erinnert an die altgriechische Zeit. Das war ein Anblick! Ich werde ihn nie vergessen. Man schwebt zwischen Himmel und Erde, man wird zwischen Schrecken und Bewunderung, zwischen Abscheu und Liebe gegen die Menschen hin und her geworfen. Und wie die Leute sagen, ist dieses alles nur gemalt; es ist das Panorama von der Schlacht bei Navarin. Ich mußte es wohl glauben, denn man kann nicht von dem Schiffe herunter, um Alles mit den Händen zu betasten. Aber das Schiff, auf dem man sich befindet, das gestehet man ein, ist nicht gemalt, sondern von Holz und Eisen. Es ist ein Kriegsschiff von der natürlichen Größe und in allen seinen Theilen genau eingerichtet wie der Scipion, der in der Schlacht von Navarin mitgekämpft.

Man tritt in das Gebäude des Panoramas und gelangt über einen schmalen dunklen Gang an eine Treppe. Diese steigt man hinauf und kommt in ein großes Zimmer, das zwar mit allen Möbeln häuslicher Bequemlichkeit, aber auch mit Beilen, Pistolen, Flinten, Fernröhren, Compassen und Schiffsgeräthschaften aller Art versehen ist. Das ist das Zimmer der Offiziere. Die bretterne Wand, welche dieses Zimmer von einer Batterie trennt, ist, da die Schlacht begonnen, weggenommen. Man siehet eine Reihe von Kanonen und im Hintergrunde Matrosen, beschäftigt, einen verwundeten Kameraden vom Verdeck in den untern Schiffsraum herabzulassen. Dann gehet man die zweite Treppe hinauf und gelangt in die Wohnung des Commandanten, Speisezimmer, Gallerie, Schlafzimmer, Küche. Das bisherige müssen sie sich denken als die zwei untern Stockwerke des Schiffsgebäudes. Endlich führt eine dritte Treppe zum Verdeck des Schiffes, und von dort oben stehet man das Meer, die Schlacht und was ich Ihnen beschrieb. Die Zuschauer siehen auf dem Hintertheile des Schiffes, der leer ist, weil die ganze Mannschaft wegen des Branders sich nach dem Bordtheile gedrängt.

Neulich hatte der König mit seiner Familie das Panorama von Navarin besucht und war von den Admiralen Cobrington und Rigny, die in jener Schlacht kommandirt hatten, begleitet. Wer dabei hätte seyn können, wie die Admirale dem König alles

erklärten, der hätte eine recht genaue Vorstellung von der Schlacht bekommen. Lebhaft ist das Schauspiel auch ohne Erklärung.

Solger an eine Freundin.

Berlin den 8ten März 1813.

Ich brauche nicht zu fragen, ob ihnen das Herz nicht aufgegangen ist bei unsern Kriegserklärungen. Der allgemeine Eifer und gute Wille ist schon an sich ruhmwürdig. Möge die oberste Leitung alles zum Ruhm und Glück hinausführen. Es ist herzerhebend die hiesigen freiwilligen Anerbietungen mit den französischen zu vergleichen. Vieles kann man tabeln bei unserm Verfahren, vieles für die Zukunft fürchten; aber mich dünkt, dadurch kann und darf das Gefühl, welches diese edle Gesinnung des ganzen Volkes erregen muß, nicht getrübt werden. Wir gehen in einen Kampf auf Leben und Tod, auf Freiheit und Vernichtung, und für die größte Wohlthat achte ich, daß wir eben dies noch einmal so rein und thätig thun können, daß wir wieder frei unser Haupt erheben, und sprechen dürfen, wie wir es meinen. Dies allein ist schon alles werth. Und mich dünkt doch auch, wo eine ganze Nation sich so mit sich selbst verständigt und öffentlich erscheint, da müsse es fast nicht möglich seyn, ihren Willen, wenn er irgend ausdauernd ist, zu bezwingen.

Unsere Studenten sind größtentheils abgegangen, so daß die meisten Collegia vernichtet sind. Ich las drei und kann davon nur eins fortsetzen, welches ich der geringen übrigen Anzahl wegen in meiner Studirstube thue. Es ganz aufzugeben, schien mir gegen die übrig gebliebenen Ausländer nicht pflichtmäßig gehandelt. Ob wir im Sommer Zuhörer haben werden, steht dahin. Wenn es nicht wäre, so könnte man wohl lieber selbst die Waffen ergreifen. Mir ist dieser Gedanke überhaupt einige Tage im Kopfe herumgegangen, und Steffens, wie sie wohl wissen werden, hat ihn ausgeführt. Alles aber wohl erwogen, habe ich es für richtiger gehalten, diese Aufwallung zu unterdrücken. Hände sind fürs Erste wohl genug da, und weiter könnte ich, beim Mangel militairischer Kenntnisse und Übung, nichts bringen. Dagegen müßte ich meine wissenschaftlichen Entwürfe vielleicht auf Jahre in der Mitte unterbrechen und so meinem eigentlichen Berufe, der mir heilig und dem mein ganzes Leben geweiht seyn soll, in welchem auch nicht, wie in manchem andern ein Stellvertreter möglich ist, vielleicht auf eine unheilbare Weise Eintrag thun. Ich hoffe, daß diese Gründe von selbst Anerkennung finden werden. Ihnen theile ich sie mit, weil ich mich überhaupt gern über die meisten Dinge mit Ihnen berathe. Mein Platz, glaube ich, ist bei dem Landsturm, der hoffentlich für den Fall der Noth organisiert werden wird.

Es ist doch Schade, daß Sie die barbarischen Völker nicht gesehen haben, die hier durchzogen, Kosaken und besonders Baschiren und Kalmuken. Ich habe sie ordentlich gemustert und eine

recht interessante Unterhaltung daran gefunden. Körperlich unterschieden sich die Kalmücken am meisten; durch Tracht und wunderliche Sitten aber die Baschkiren. Ihre besten Sänger hörte ich auf dem Hofe des Prinzen Radziwill, dem sie Tischernischeff geschickt hatte, zu den dumpfen Schlägen einer kleinen Pauke und einer Pfeife ihre trübren barbarischen Melodien singen. Das Allegro war mir fast noch trübseliger als das Choralmäßige; eine so dumpfe einförmige Behaglichkeit drückte sich darin aus.

Einem jungen Freunde.

vom 10ten Oktober 1813.

— Als wir Sie während des Waffenstillstandes hier sahen, habe ich mich sehr über Sie gefreut. Der Krieg hat gewiß zu Ihrem Wohl schon jetzt recht viel beigetragen, und er wird es ohne Zweifel noch mehr. Lassen Sie mich offen zu Ihnen sprechen, wie ich so gern thue, weil ich wahrhaften Antheil an Ihrem Wohl nehme. Sie sind männlicher und ernster und einfacher geworden, und Gott geleite Sie weiter auf diesem Wege. — Hüten Sie sich vor zweierlei immer mehr, was diese Zeit verpestet, vor Eitelkeit und Spiel mit Ideen und Gefühlen. Beides war Ihnen gefährlich, und mag es Ihnen zum Theil noch seyn. Beides kommt aus einer Quelle, und viel darüber zu sagen ist nicht nöthig, da, wenn Sie mich je gefannt und verstanden haben, unser ganzer Umgang, sowohl im Auditorium als privatim, das Wesentliche davon enthielt.

Wahrlich, wahrlich ich sage Ihnen, es glänzt vieles und ist allgemein im Preise, was nicht Gold ist und durch keine schönen Worte werden kann. Was wir auch uns selbst in unserem Innern noch so fein weiß machen, ist und bleibt erlogen, und das halb Erlogene ist noch schlimmer als das Ganze. Darum, lieber —, nehmen Sie meine Worte nie für Worte, die klingen und pugen sollen, sondern für wahrhaft, und was Sie manchmal für höher halten mögen, weil es mehr glänzt, sehn Sie es scharf an und tödten Sie dabei alle Eitelkeit in Ihrem Herzen und es wird Ihnen viel geringer vorkommen.

Ich habe keine besondere Gelegenheit, Ihnen dies und dergleichen vorzustellen, es scheint mir nur so nöthig, es immer wieder einzuschärfen. Wenn Sie erst recht viel erlebt und erfahren haben werden, d. h. es tief durchdacht und durchgeföhlt ohne Neben und Schwebeln, dann werden Sie vielleicht noch einmal gestehen, daß ich immer die reine Wahrheit gesagt habe, was Sie vielleicht, sich scharf prüfend, jetzt nicht immer recht einsehen mögen. Ich rechne darauf, daß einst noch das Vertrauen zwischen uns vollständiger werden wird, wenn die Schranken, die jugendliche Unerfahrenheit noch ziehen mag, gefallen sind. Besser als hierdurch glaube ich Ihnen nicht meine wahre Liebe und Achtung ausdrücken zu können.

Nun gehen Sie mit Gott (keine bloße Floskel) Ihren Weg munter und mannhaft fort, und behalten Sie lieb

Ihren
Freund Solger.

W. v. Humboldt und F. v. Schiller.

1.

Anleben den 12 Septbr. 1792.

Sie verzeihen es wohl, theuerster Freund, wenn ich Ihnen mit einem kleinen Antrag beschwerlich zu fallen wage, der mir aber jetzt gerade sehr wichtig ist und wegen dessen ich mich an sonst Niemand zu wenden weiß.

Ich wollte meine Abhandlung über die Grenzen der Wirksamkeit des Staats, die Sie in Manuscript bei sich haben, in Berlin drucken lassen, und würde auch ohne Anstand einen Verleger gefunden haben. Allein manche Schwierigkeit erregte mir die Censur. Der eine Censor verweigerte sein imprimatur ganz, der andere hat es zwar ertheilt, allein nicht ohne Besorgniß, daß er deshalb noch künftig in Anspruch genommen werden könne. Da ich nun alle Weitläufigkeiten dieser Art in den Tod hasse, so bin ich entschlossen, die Schrift außerhalb drucken zu lassen. Da nun aber kenne ich Niemanden, an den ich mich etwa wenden könnte, als Göschen. Da die Abhandlung politischen Inhalts ist, woran das Publikum jetzt vorzüglich Interesse zu finden scheint, und die Bogenzahl so gering ist, daß die Auslagen dabei nur unbedeutend seyn können, so zweifle ich nicht, daß Göschen den Verlag übernehme. Ich würde ihm nun geradezu selbst geschrieben haben, allein ich fürchte, daß, im Fall er mir eine abschlägliche Antwort geben möchte, dieß ihn geradezu gegen mich gerichte, und vielleicht um so mehr, als er meine Frau persönlich kennt.

Meine ganze Bitte an Sie, theuerster Freund, bestände also allein darin, daß Sie bloß Göschen die Sache schrieben (doch so, daß der Censuranstand in Berlin nicht weiter bekannt würde), ihm, wenn Sie es für nöthig hielten, das Manuscript mitschickten und ihn ersuchten, sich bestimmt zu erklären, ob er den Verlag zur Ostermesse 1793 übernehmen wolle. Da Sie gewiß Ihrer eigenen Angelegenheiten wegen oft an Göschen schreiben, so denke ich, macht Ihnen die Besorgung dieses kleinen Auftrages keine Mühe, und mir erweisen Sie in der That eine überaus große Gefälligkeit dadurch. Nur muß ich Sie bitten, wenn es Ihnen möglich ist, bald an Göschen zu schreiben und mich auch seine Antwort so bald Sie können wissen zu lassen. Denn ich kam mich nicht eher bestimmt in Berlin erklären, welches doch nothwendig ist. Die Correctur könnte ich, wenn Göschen in Leipzig und Erfurt drucken ließe, durch Bekannte und an letzterem Ort auch zum Theil selbst besorgen.

Caroline schreibt uns noch, daß einige Ideen meiner Abhandlung
Storrs Lybste Kasebog.

lung Sie nicht ohne Interesse gelassen haben und daß Sie selbst sich jetzt mehr mit diesen Gegenständen beschäftigen. Sie selbst versprochen mir schon einmal halb und halb die Mittheilung einiger Ihrer Ideen. Welch ein angenehmes Geschenk würden Sie mir damit machen! Wie wäre es aber, wenn Sie in Gestalt einer Vorrede, oder eines Anhangs, oder wie Sie sonst wollten, mit oder ohne Ihren Namen, meiner Abhandlung beifügten? Es versteht sich, daß dieß nur ein hingeworfener Einfall ist. Aber es scheint mir zu interessant, wenn ein Mann von Ihrem Geiste ohne vorhergehendes eigentliches Studium dieser Materien, und also von ganz anderen neuen und originelleren Gesichtspuncten ausgehend, diesen Gegenstand behandelte; und der Kreis Ihrer schriftstellerischen Arbeiten bietet Ihnen sonst nicht leicht, wenn Sie nicht Lust hätten, Ihre Ideen zu einer eigenen Schrift auszuspinnen, eine bequemere Gelegenheit dar, sie gelegentlich einzuwoben.

Meine Frau und mein Kind, das täglich hübscher wird, sind wohl, und wir leben ein einsames aber unendlich glückliches Leben. Wir umarmen Sie und Lottchen aufs herzlichste. Leben Sie recht wohl, und sagen Sie mir bald ein Wort. Ewig Ihr

D.

2.

Auloben, den 7. December 1792.

Endlich, theurer Freund, habe ich Antwort von Nießer und die Abschrift meines Manuscripts zurückerhalten. Er sagt mir, daß er, außer dem 5ten Abschnitt über den Krieg, noch den 8ten über Sittenverbesserung und den 6ten über öffentliche Erziehung abdrucken lassen. Es thut mir leid, daß es so viel geworden ist, allein ich erfuhr zu spät, daß Sie mir einen Platz in Ihrer Thalia vergönnten wollten, und er versichert, er habe es nicht mehr abändern können. Da ich nun das Manuscript wieder zurück habe, so bin ich bereit, die neue Durchsicht und die Änderungen, die mir noch nothwendig scheinen, nun anzufangen, ob ich gleich noch selbst nicht bestimmen kann, ob ich viel abändern werde. Indes mache ich mich doch an die Arbeit, sobald ich nun von ihnen, liebster Freund, Antwort erhalten habe. Um diese ersuche ich Sie aber jetzt recht herzlich, und sollten Sie selbst nicht Zeit haben, so bitten Sie ja wohl Lottchen, mir sie mit einigen Zeilen zu schreiben. Verzeihen Sie meine zudringliche Bitte. Aber Sie haben sich einmal so gültig für die Abhandlung interessirt.

Caroline schreibt mir, daß Sie Lust zu einer Reise nach Paris haben. Wenn es Friede ist und Sie uns mitnehmen wollen, so sind wir augenblicklich von der Partie. Ich wünsche auch sehr Paris wieder zu sehen, um zu bemerken, wie sich die Nation seit dem Anfange der Revolution verändert hat, und die Reisekosten verminderten sich für uns beide, wenn wir gemeinschaftlich reisten. Mein Wagen wäre auch recht bequem dazu.

Ich habe vor einigen Tagen Ihren Kalender dieses Jahres erhalten und zum Theil gelesen. Die Schilderung der Schlacht bei

Plügen hat mich hingerissen. Sie ist unmachbarlich dargestellt. Lina umarmt Sie und Lottchen herzlich. Unsere Kleine ist wohl und verspricht sich auf der Pariser Reise recht artig und still aufzuföhren. Leben Sie recht wohl, theurer Freund, und vergessen Sie nicht Ihren

Humboldt.

3.

Rom, 27. August 1803.

Ich schreibe Ihnen, lieber Freund, mit wehmüthigem Herzen. Ich kann sagen, daß mich, seit ich lebe, jetzt das erste Unglück betroffen hat. Aber der erste Schlag ist auch fast der härteste, der mich je hätte treffen können. Mein ältester Knabe Wilhelm, dessen Sie sich vielleicht dunkel erinnern, ist uns plötzlich an einem bößartigen Fieber gestorben. Das arme Kind war kaum einige Tage krank. Auf einige leichte Fieberanfalle folgte plötzlich ein heftiges Nasenbluten. Wir waren auf dem Lande in Pariccia, aber zufälligerweise hatten wir und haben noch einen deutschen Arzt bei uns, einen trefflichen Menschen, von außerordentlicher Kenntniß und Erfahrung, dem theilnehmendsten Gemüth und doch der größtesten Besonnenheit und Ruhe. Dieser — er heißt Kohtrausch und ist ein Hannoveraner — that was er konnte; aber die Gewalt des Übels war zu heftig, und in kaum 36 Stunden lebte er nicht mehr. Sein Tod war sanft, sehr sanft, er hatte fröhliche Phantasien, litt nichts und ahnte nichts. Er liegt jetzt bei der Pyramide des Caius Cestius, von der Ihnen Göthe erzählen kann. Ich habe mit diesem Kinde unendlich viel verloren. Unter allen, die ich habe, war er am liebsten um mich, er verließ mich fast nie; vorzüglich in den letzten Monaten beschäftigte ich mich regelmäßig mit ihm, er ging immer mit mir spazieren, er fragte nach Allem, er kannte die meisten Orte, die meisten Ruinen, er war bei Jedermann beliebt, weil er mit jedem und jetzt schon recht gut Italienisch sprach.

Das ist nun Alles dahin und dahin gegangen! Dieser Tod hat mir auf der einen Seite alle Sicherheit des Lebens genommen. Ich vertraue nicht meinem Glücke, nicht dem Schicksal, nicht der Kraft der Dinge mehr. Wenn dies rasche blühende kraftvolle Leben so auf einmal untergehen konnte, was ist dann noch gewiß? Und auf der andern habe ich wieder auf einmal so eine unendliche Sicherheit mehr gewonnen. Ich habe den Tod nie gefürchtet und nie kindisch am Leben gehangen; aber wenn man ein Wesen tobt hat, das man liebt, so ist die Empfindung doch durchaus verschieden. Man glaubt sich einheimisch in zwei Welten. Mit Meyers Freund, Smelin, der ein unendlich braver Mensch ist, war der verstorbene Wilhelm besonders vertraut. Er ging alle Woche einigemal zu ihm, und Smelin liebte ihn sehr.

Ich habe keine Stimmung, heute mehr zu schreiben, mein theurer lieber Freund. Leben Sie herzlich wohl, und bedauern Sie Ihren armen Freund. Meine Frau grüßt Sie und alle die Ihrigen innigst; Sie können denken, was sie leidet, aber sie hat sich mit

aufserordentlicher Stärke, Ruhe und Geistesgegenwart benommen. Theodor hat auch ein unangenehmes Nervenfieber. Aber er ist außer Gefahr und in der Besserung. Noch einmal Adieu! und schreiben Sie mir recht bald.

S.

4.

Weimar, den 12. Septbr. 1803.

Ihr schmerzlicher Verlust, mein theurer Freund, dessen ganze Größe wir recht wohl empfinden, da wir das liebe Kind vor zwei Jahren so hoffnungsvoll sich entwickeln gesehen, hat uns beide aufs innigste betrübt, und ich gestehe gern, daß ich keinen Trost dagegen weiß, als den die Zeit, die alle Wunden endlich heilt, herbeiführen wird. Jetzt kann ich nur mit Ihnen darüber klagen und Ihren ganzen Kummer mit Ihnen theilen. Sie waren berechtigt zu den schönsten Hoffnungen; wirklich vereinigte sich Alles, diesem Kinde ein glückliches Loos zu versprechen, und nun muß jede Hoffnung so gewaltsam gestört werden. Auch mich hat, wie Sie, bis jetzt noch kein harter Schlag getroffen, und ich kann mich nicht erwehren, bei dieser Gelegenheit auch in meinen eigenen Busen zu greifen und mir den möglichen Verlust dessen, was mir theurer ist, zu denken. Bei meiner schwachen Gesundheit hatte sich die feste Überzeugung in mir gebildet, daß ich nicht in diesen Fall kommen werde, aber Ihr Verlust, mein theurer Freund, überflüht mich, daß alle Berechnungen trügen.

Wenn das italiensische Klima doch vielleicht zu angreifend für Ihre Kinder und die gute Caroline wäre oder werden könnte, so wäre es doch vielleicht besser alle jene Verhältnisse aufzugeben, da Sie doch einmal Herr Ihres Schicksals sind. Es haben so viele Deutsche schon ein frühes Grab dort gefunden. Ich habe mich über Fernows Aussehen, der seit acht Tagen hier angekommen ist, wirklich erschrocken, so veraltert erschien er mir, und hat vor seinem vierzigsten Jahre schon graue Haare. Freilich brachte er ein Fieber mit, aber man sah doch, wie sehr das Fieber ihm muß zugesetzt haben.

Mögen diese Zeilen Sie und die liebe Caroline in einer ruhigen Fassung finden! Aber wir wünschen sehr bald ein Wort von Carolinens Hand, um uns zu überzeugen, daß sie sich über diesen schweren Schlag erhoben habe. Eine starke Seele bei aller feinen zarten Fühlbarkeit ist doch das glücklichste Geschenk des Himmels; es ist ihr verliehen, und so wird sie das Unabänderliche zu ertragen wissen.

Geben Sie uns, wo möglich, bald wieder Nachricht; warum müssen wir jetzt so weit von einander sein, unser herzlichster Antheil würde Ihnen Ihren Kummer erleichtern! Erhalten Sie Ihre Gesundheit. Ewig der Ihrige.

Sch.

Göthe und Schiller.

1.

Leipzig, den 17. Januar 1797.

Ehe ich von hier weggehe, muß ich noch ein Lebenszeichen von mir geben und kürzlich meine Geschichte melden. Nachdem wir am 28sten December uns durch die Windwehen auf dem Ettersberge durchgewirgt hatten und auf Buttstedt gekommen waren, fanden wir recht leidliche Bahn und übernachteten in Rippach. Am 29sten früh um 11 Uhr waren wir in Leipzig, und haben der Zeit eine Menge Menschen gesehen, waren meist Mittag und Abend zu Tische geladen, und ich entwich mit Noth der einen Hälfte dieser Wohlthat. Einige recht interessante Menschen haben sich unter der Menge gefunden, alte Freunde und Bekannte habe ich auch wieder gesehen, so wie einige vorzügliche Kunstwerke, die mir die Augen wieder ausgewaschen haben. Nun ist noch heute ein saurer Neujahrstag zu überstehen, indem früh Morgens ein Cabinet besetzt wird, Mittags ein großes Gastmahl genossen, Abends das Concert besucht wird, und ein langes Abendessen darauf gleichfalls unvermeidlich ist. Wenn wir nun so um 1 Uhr nach Hause kommen, steht uns, nach einem kurzen Schlaf, die Reise nach Dessau bevor, die wegen des eingefallenen starken Thauwetters einigermaßen bedenklich ist; doch wird auch das glücklich vorübergehen.

So sehr ich mich freue, nach dieser Zerstreuung bald zu Ihnen in die Jenaische Einsamkeit zurückzukehren, so lieb ist mir's, daß ich einmal wieder so eine große Menschenmasse sehe, zu der ich eigentlich gar kein Verhältniß habe.

Leben Sie recht wohl. Da wir schon Morgen nach Dessau gehen, so scheint es, daß die Reise überhaupt nicht gar zu lange dauern wird. Sagen Sie Herrn von Humboldt, daß ich Doctor Fischern gesehen habe und daß er mir recht wohl gefallen hat. Die Kürze der Tage und das äußerst böse Thauwetter hindern mich übrigens meinen Aufenthalt so gut zu nutzen, wie ich wohl wünschte; doch findet man zufällig manches, was man sonst vergebens sucht. Leben Sie nochmals wohl, vergnügt und fleißig.

G.

2.

Da Sie jetzt mit Farben beschäftigt sind, so will ich Ihnen doch eine Beobachtung mittheilen, die ich heute mit einem gelben Glase gemacht. Ich betrachtete damit die Gegenstände vor meinem Fenster und hielt es so weit horizontal vor das Auge, daß es mir zu gleicher Zeit die Gegenstände unter demselben zeigte und auf seiner Fläche den blauen Himmel abspiegelte, und so erschienen mir an den hochgelb gefärbten Gegenständen alle die Stellen hellpurpurfarbig, auf welche zugleich das Bild des blauen Himmels fiel, so daß es schien, als wenn die hochgelbe Farbe, mit der blauen des

Himmels vermischt, jene Purpurfarbe hervorgebracht hätte. Nach der gewöhnlichen Erfahrung hätte aus dieser Mischung Grün entstehen sollen, und so sah auch der Himmel aus, sobald ich ihn durch das Glas betrachtete und nicht bloß darin abspiegelte. Daß aber in dem letztern Fall Purpur erschien, erklärte ich mir daraus, daß ich bei der horizontalen Lage des Glases durch die Breite desselben, also den dickern Theil sah, der schon ins Röthliche fiel. Denn ich durfte bloß das Glas von der einen Seite zuhalten und die Gegenstände als wie in einen Spiegel hinein fallen lassen, so war da ein reines Roth, wo vorher gelb gewesen.

Ich sage Ihnen mit meiner Bemerkung schwerlich was Neues, indessen wünschte ich zu wissen, ob ich mir das Phänomen recht erkläre. Dinge es wirklich nur von der größeren oder geringeren Verdichtung des Gelben ab, um mit dem Blauen bald Purpur bald Grün hervorzubringen, so wäre die Reciprocität dieser zwey letzten Farben noch interessanter.

Leben Sie recht wohl. Ich wünsche, daß Sie bald, von allen lästigen Geschäften frei, zur Muse zurückkehren möchten.

Sch.

3.

Sonntag den 29. Januar 1787.

Wenigstens soll heute Abend Ihnen ein eilfertiges Blatt gewidmet sein, damit Sie doch im Allgemeinen erfahren, wie es mit mir steht. Ich habe diese Woche einige bedeutende Contracte zu Stande gebracht. Erstlich habe ich Dem. Jagemann für den hiesigen Hof und das Theater gewonnen; sie ist als Hoffängerin angenommen und wird in den Opern manchmal singen, wodurch denn unsere Bühne ein ganz anderes Leben erhält. Ferner habe ich auch mein episches Gedicht verhandelt, wobei sich einige artige Begebenheiten ereignet haben. Daß bei solchen Umständen an keine ästhetische Stimmung zu denken ist, läßt sich leicht begreifen; indessen schließen sich die Farbentafeln immer besser aneinander, und in Betrachtung organischer Naturen bin ich auch nicht müßig gewesen; es leuchten mir in diesen langen Nächten ganz sonderbare Lichter; ich hoffe, es sollen keine Irwische sein.

Ihre Farbenbetrachtung mit dem gelben Glase ist sehr artig; ich glaube, daß ich diesen Fall unter ein mir schon bekanntes Phänomen subsummiren kann, doch bin ich neugierig, bei Ihnen gerade den Punkt zu sehen, auf welchem es beobachtet worden.

Grüßen Sie doch Humboldt vielmals und bitten um Vergebung, daß ich die auf Italien sich beziehenden Bücher noch nicht geschickt, Mittwoch soll es kommen.

Leben Sie recht wohl; grüßen Sie, was Sie umgibt, und halten Sie sich zum Wallenstein, so viel nur immer möglich ist.

G.

4.

Jena den 11. December 1798

Es ist eine rechte Gottesgabe um einen weisen und sorgfältigen Freund, das habe ich bei dieser Gelegenheit aufs neue erfahren. Ihre Bemerkungen sind vollkommen richtig und Ihre Gründe überzeugend. Ich weiß nicht, welcher böse Genius über mir gewaltet, daß ich das astrologische Motiv im Wallenstein nie recht ernsthaft anfassen wollte, da doch eigentlich meine Natur die Sachen lieber von der ernsthaften als leichten Seite nimmt. Die Eigenschaften des Stoffes müssen mich Anfangs zurückgeschreckt haben. Ich sehe aber jetzt vollkommen ein, daß ich noch etwas Bedeutendes für diese Materie thun muß, und es wird auch wohl gehen, ob es gleich die Arbeit wieder verlängert.

Leider fällt diese für mich so dringende Epoche des Fertigwerdens in eine sehr ungünstige Zeit. Ich kann jetzt gewöhnlich über die andere Nacht nicht schlafen und muß viel Kraft anwenden, mich in der nöthigen Klarheit der Stimmung zu erhalten. Könnte ich nicht durch meinen Willen etwas mehr, als andere in ähnlichen Fällen können, so würde ich jetzt ganz und gar pausiren müssen. Indessen hoffe ich Ihnen doch die Piccolomini zum Christgeschenk noch schicken zu können.

Möchten nur auch Sie die nächsten schlimmen Wochen heiter und froh durchleben, und dann im Januar wieder munter zu uns und Ihren hiesigen Geschäften zurückkehren. Leben Sie recht wohl. Ich erhalte einen Abendbesuch von meinem Hausherrn, der mich hindert, mehr zu sagen.

Die Frau grüßt herzlich, Meyern viele Grüße.

Sch.

Göthe und Karl August.

1.

Weimar den 22. März 1822.

Erzeige mir den Gefallen, dem Professor Sprengel zu antworten und ihm zu schreiben, daß ich Dir übertragen hätte, ihm zu versichern, daß es mir sehr angenehm gewesen wäre, seine persönliche Bekanntschaft gemacht zu haben, daß ich ihm für sein Buch, botanische Entdeckungen, und für die nähern Bestimmungen der Casuarinen in Belvedere bestens danke. Was seine Wünsche wegen der Benutzung der hiesigen Bibliothek beträfe, so hätte ich ihn an Dich gewiesen, Du würdest schon Sorge tragen, daß ihm alle Gefälligkeiten erzeigt würden.

In Belvedere blüht jetzt eine *Protea speciosa nigra*, dessen oberer Theil vollkommen schwarz ist, ein wirkliches Dintenschwarz, welches keine Nuance von Roth ist. Lebe wohl.

Carl August.

2.

Sw. Königl. Hoheit entschuldigen gnädigst in Betracht eines vierwöchentlichen höchst lästigen Catarrhal-Zustandes einige verzögerte Geschäfte, die aber doch deshalb nicht stocken geblieben.

1) das mir anvertraute Edelstein-Kabinet werde noch vor den Feiertagen an Rath Selbig übergeben, wünsche meiner geringen Bemühung höchste Zufriedenheit und glückliche Vermehrung der schönen Grundlage.

2) Die *Protea speciosa* in Belvedere nicht selbst besuchen zu können, thut mir sehr leid; vielleicht befehlen Sw. Königl. Hoheit, daß nach dem Verblühen einige von den schwarzen Blumenblättern an mich gelangen und wenn auch schon trockene, ich wäre neugierig, sie den chemischen Reagentien zu unterwerfen, um zu sehen, was für Resultate hervortreten.

3) Der Brief an Professor Sprengel geht mit der morgenden Post ab.

Weimar den 24. März 1822.

Göthe.

3.

Fabian Sebastian 1822.

Nöthig ist es wirklich, daß Du Hrn. N. ernstlich ins Gewissen darest und meine ihm von mir gegebene Lection fortsetzest. Er ist gar zu leichtsinnig und copirt stockschlechte Vorbilder so viel wie gute, ohne alle Rücksicht. So brachte er mir neulich das Bild vom & S., das dergestalt schlecht gezeichnet war, daß wirklich der Menschenverstand drinnen fehlte; zum Beispiel steht das Kinn ganz außer der Mittellinie des Kopfs, ganz nach der linken Seite hin, und zwischen Waden und Nase ist ein breiter schwarzer Schmitz, der wie ein Scalp aussteht, als wenn aus diesem ausgeschnittenen Stück Haut eine Nase wäre gemacht worden. Ich warf ihm diese groben Fehler vor, er gestand sie ein, entschuldigte sich aber damit, daß er die Zeichnung treu copirt habe. Ich erwiderte, daß das in der Chinesischen Kleidermacher-Manier sei, die neue Kleider gestickt darstellten, wenn die Originale, nach denen sie arbeiteten, gestückt und gestickt wären, und daß er sich schämen sollte, nach solchen schlechten Vorzeichnungen zu arbeiten; er dürfe nichts Schlechtes darstellen, wenn er geehrt seyn wolle. Wenn ihm nicht dieses Ehrgefühl ordentlich eingeprägt wird, so ist Hopfen und Malz an ihm verloren.

Carl August.

Südwind seit vorigen Sonnabend und allerhand Witterung dabei! der Barometer stand p. p. auf dem Mittelern.

Western 1645 Hasen geschossen.

3.

Sw. Königl. Hoheit gnädigstem Befehl gemäß ward sogleich dem Professor Sprengel zu Halle ein Verzeichniß übersandt, was zur botanischen Werken vergangenes Jahr durch höchste Vorsorge von Bibliothek gekommen. Er hat sich daraus einige ausgewählt

und sich selbst einen Termin zur Rückgabe festgesetzt. Die Absendung wird nun sogleich erfolgen. Doch wollte gebeten haben, es möge Sw. Königl. Hoheit gefallen, beiliegenden Schein selbst zu autorisiren, weil eine solche Mittheilung über die Befugnisse hinausgeht, welche bisher der Leitfaden meiner Verwilligung gewesen, und mir der Sache gemäß scheint, Sw. Königl. Hoheit in Kenntniß gesetzt zu sehen, wo solche kostbare Werke sich der Zeit befinden.

Ich ergreife die Gelegenheit, Höchstnenselben für die Ansicht der wunderbaren *Bromelia* verpflichtet zu danken; es ist mir nicht leicht eine merkwürdigere Bildung vorgekommen. Die kräftige Gedrängtheit eines stiellosen Zustandes, die größte Mannigfaltigkeit der Gestalt zusammengezogener und ausgehnter Organe muß man mit Augen sehen, um sich davon einen Begriff zu bilden.

Einiges Andre nicht unbedeutende für das Nächste versparend,
Weimar, den 20. April 1822.

unterthänigst
Göthe.

5.

Ich weiß nicht recht, ob ich Dich von der bevorstehenden Ankunft des Kopfs, der Haut und der Knochen des selig verblichenen Mufflons in Wilhelmsthal avertirt habe. Sie sollen von Eisenach an Dich gesendet werden; schicke sie nur an Kenner. Der Mufflon ist eigentlich ein corsischer Schaafbock, der aber dem Rehe sehr ähnelt und kurze Haare hat. Er hat sich mit Fettschwanz-Schaafen und auch mit inländischen begattet. Die Lämmer sind sehr fett und tragen kurze Seide unter langer Wolle.

In der Kumpellammer in Jena, wo ich die Karte fand, ist auch das Portrait von Iustus Lipsius erschnobert worden; auf diesem aber ist er sehr blond.

Hier ist eine Raupe von sonderbarem Gespinnste, auf dem Kirchhofe gefunden. Die Raupe soll grau gewesen seyn, mit einem weißen Striche auf dem Rücken. Man glaubt, es sey die des Todtenkopf-Schmetterlings.

Carl August.

6.

3. Januar 1825.

Jetzt ist der junge Hase aus Eisenach in Berlin und lithographirt dort mit immer mehr heranwachsender Auszeichnung. Ich glaube deswegen, daß wir wohlthun werden, noch ein Weilchen N.'s Wunsch unerfüllt zu lassen, um zu sehen, wie sich das Ding in Berlin machen möchte. In München ist's gar betrübt, wenn man junge Leute hinschickt; sie werden zwar recht gütig aufgenommen, niemand bekümmert sich aber weiter um ihre Studien.

Den Jena'schen Catalog der Incunabeln hebe doch derweilen auf, bis er vermehrt seyn wird.

Schicke mir ein hübsch Exemplar für D. und schreibe ihm etwas dazu; es wird den alten Kerl sehr freuen. Anno 14 in Paris war er im Jardin des Plantes und fiel in den Verschluß, wo der

Elephant hauste, der faste ihn aufs Korn und drückte ihn dergestalt an die mit eisernen Spizen versehenen Planken, daß er lange krank davon war. Er hat viel über diesen Unfall leiden müssen, weil man behauptete, der Elephant sey neidisch gewesen, so eine Masse neben sich zu sehen. Du kannst dieser Geschichte mit erwähnen.

Carl August.

7.

Sehr werthgeschätzter Herr Geheimer Rath und Staatsminister!

Gewiß betrachte ich mit allem Rechte den Tag, wo Sie, Meiner Einladung folgend, in Weimar eintrafen, als den Tag des wirklichen Eintritts in Meinen Dienst, da sie von jenem Zeitpunkte an nicht aufgehört haben, Mir die erfreulichsten Beweise der treuesten Anhänglichkeit und Freundschaft durch Widmung Ihrer seltenen Talente zu geben. Die funfzigste Wiederkehr dieses Tages erkenne ich sonach mit dem lebhaftesten Vergnügen als das Dienstjubelfest Meines ersten Staatsdieners, des Jugendfreundes, der mit unveränderter Treue, Neigung und Beständigkeit Mich bisher in allen Wechselfällen des Lebens begleitet hat, dessen umsichtigen Rath, dessen lebendiger Theilnahme und stets wohlgefälligen Dienstleistung Ich den glücklichsten Erfolg der wichtigsten Unternehmungen verdanke, und den für immer gewonnen zu haben Ich als einer der höchsten Zierden Meiner Regierung achte. Des heutigen Jubelfestes frohe Veranlassung gern benutzend, um Ihnen diese Gefinnungen auszudrücken, bitte ich der Unveränderlichkeit derselben sich überzeugt zu halten.

Weimar, den 7. November 1825.

Carl August.

Nachschrift.

Auch ein minder vergängliches Zeichen soll, sehr werthgeschätzter Herr Geheimer Rath und Staatsminister, das seltene und mir besonders erfreuliche Jubelfest der Mit- und Nachwelt verkündigen; in solcher Absicht ist, mit Einverständnis meiner Gemahlinn, die vorliegende Denkmünze geprägt worden. Empfangen Sie durch deren Widmung ein dauerndes Andenken Unserer Gefinnung und gleichzeitig die wiederholten aufrichtigsten Wünsche für die Fortdauer Ihres Wohlbestehens.

Carl August.

8.

24. Septbr. 1827.

Hier einige Autographa für die Sammlung.

Es wird so verschiedentlich über die Aufbewahrung der Schillerschen Reliquien, seines Kopfes und Skelets, auf hiesiger Bibliothek hin und her geurtheilt, und meistens wohl mißbilligend, daß ich es für rathsam halten möchte, selbige in dem Kasten, in welchem sie liegen, incl. des Hauptes, von welchem vorher noch ein Abguss zu nehmen wäre, in die Familiengruft setzen und aufheben zu lassen, welche ich für mein Geschlecht auf dem hiesigen neuen Friedhofe habe bauen lassen. So Du hiermit einstimmt, so werde ich dem Hofmarschall-Amte die Anweisung geben, Schillers Überbleibsel unter seinen Vertheilung, bei meinen Ahnen, zu nehmen.

Carl August.

27. Unterirdische Merkwürdigkeiten Bremens.

Der Blehkeller ist ein großes Gewölbe unter dem Chor des Doms. In alten Zeiten wurde das Bleh, womit ein Theil des Dachs gedeckt war, darin gegessen. Daher der Name. Man hatte schon seit Jahrhundertten den Gebrauch, vornehme Personen, die zufällig auf der Reise in Bremen starben, bis auf weitere Order darin beizusetzen, und machte wahrscheinlich eben so zufällig die Entdeckung, daß sie, statt zu verwesen, eintrockneten und in eine Art von Mumien verwandelt würden. So sieht man hier eine englische Gräfin Stanhope bereits über 200 Jahre, einen schwedischen General nebst seinem Adjutanten und eine schwedische Gräfin, sämmtlich aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges, die Überreste eines verunglückten Dachdeckers, daneben ähnliche Mumien von todtten Katzen, Vögeln, u. s. w. Die Erscheinung ist gewiß häufiger als man glaubt und wohl eben so oft aus der Beschaffenheit der Körper als der Trockenheit und dem scharfen Luftzug der Gewölbe erklärbar. Viele unberühmte Gewölbe würden wenigstens einzelne ähnliche Beispiele liefern können. Der erste Anblick der an den Wänden aufgestellten unverwesten Körper in einem ganz ähnlichen Keller zu Toulouse mag freilich schauerhafter seyn und selbst durch den gerühmten Reiz, welcher der schönsten Jungfrau ihrer Zeit, der heil. Paula, auch im Tode geblieben seyn soll, nicht anziehender werden. Tadeln ließe sich jedoch in Bremen das Durcheinanderstehn der Särge und anderer Geräthschaften, ohne Symmetrie, ohne irgend eine Spur einer sorgenden und ordnenden Aufsicht, die in vielbesuchten Orten nie fehlen sollte.

Übrigens kann der Besuch der Wohnungen des Todes nur durch die historische Merkwürdigkeit der Bestatteten und vorzüglich durch den Contrast dessen, was sie einst, auch bloß körperlich betrachtet, waren und was sie nun geworden sind, ein eigenthümliches Interesse gewinnen. Jenen so viel besuchten Bremer Mumien fehlt durchaus diese historische Wichtigkeit. Wie ganz anders ist der Fall in der Schlosskirche zu Duedlinburg! Wenn man da in die Gruft der Stiftsdamen hinabsteigt, und hier den — nach fast hundert Jahren noch bey weitem besser erhaltenen und die Hauptbildung des Geschichts nicht unkenntlich darstellenden — Leichnam einer Aurerka von Königsmark, Mutter des berühmten Marschalls von Sachsen, erblickt; welche Empfindungen, welche Betrachtungen knüpfen sich da an die Erinnerung an alle die wechselnden Scenen ihres Lebens, das in Unschuld begann, dann, der Verführung zur Beute geworden, zwar Anfangs von dem höchsten Glanz und von Huldigungen umgeben ward, die mehr noch der schönsten geistreichsten und liebenswürdigsten Frau, als der erklärten Geliebten des in Pracht und Wohlust schwelgenden August von Pohlen, dargebracht wurden, sich aber nur zu bald in den bittersten Gefühlen der Zurücksetzung

und der Verfolgung jener von Haß und Neid glühenden Damen des Stiffts, worin sie Pröbstin war, verzehret!

„Wer könnte, sagt einer ihrer Biographen, an dem Sarge dieser Frau stehen und ihr Schicksal überblicken, ohne sich einer tiefen und ernsten Rührung zu überlassen? Wenige waren in einem so hohen Grade fähig, glücklich zu seyn und glücklich zu machen, als diese, und wie wenig wurde ihr dieß zu Theil. Selten ist wohl der Wollust eines Fürsten ein Opfer gebracht, das dieses an Werth überwoog. Unbefangene Unschuld, hohe Geistesbildung, ein gefühvolles Herz, ein reiner Sinn für alles Schöne und Gute, völlige Entfremdung von jeder niedrigen und unreinen Leidenschaft, seltene Fertigkeit in allen neueren Sprachen und jedem Kunsttalent, geeignet für die Gewährung des Genusses der edelsten Geselligkeit, und dabei Schönheit und Liebreiz in einem so hohen Grade! Und alles dieß wurde dem sinnlichen Genuß eines Fürsten hingegeben, der nur diese kannte und diesem alles zu opfern nicht einen Augenblick Bedenken trug! Wenige Jahre — und der Kaufsch war vorüber. So verlor sie fast ganz ein Leben, was für sie der Inbegriff des schönsten und reinsten weiblichen und mütterlichen Daseyns, Wirkens und Genusses hätte werden können und bey der Erhaltung ihrer Unschuld auch gewiß geworden wäre.“

Aus jenen freudenlosen Grüften, wo selbst die langsamere Zersörung des einst belebten das Bild des Todes nur noch gräßlicher macht, gingen wir unmittelbar in die mit Recht weit und breit gepriesenen unterirdischen Gemölde, über welchen sich das Rathhaus und die Börse erhebt. Welch ein Contrast! Dort die Stille des Todes, hier das muntre Leben der Freude und des Genusses. Wenn das Geschäft des Tages vollbracht ist, versammeln sich die Bürger der Stadt, gruppiren sich dann in kleineren und größeren bequem angelegten Logen, worin auch zuweilen Mahlzeiten gegeben werden, zu vertraulichem Gespräch und vergessen bey dem mit dem Saft der edelsten Reben gefüllten Becher, wenigstens stundenlang, ihrer Sorgen und Mühen. Dabey freut sich denn auch der patriotische Bremer des Anblicks der uralten Gefäße,

„deren Rücken mehr als ein Jahrhundert trägt.“

als einer reichen Verlassenschaft seiner Väter, freut sich ihrer igt doppelt, je näher die Gefahr war, das schöne Vermächtniß einer glücklichen Vorzeit zum öffentlichen Verkauf ausgeboten zu sehen, wenn nicht gerade zu rechter Zeit das Jahr der Erlösung von der fremden Herrschaft erschienen wäre. Auch der Arzt, wenn er kein Mittel mehr hat das verlöschende Leben noch eine, wär's auch nur kurze, Zeit zu fristen, wendet sich zum innersten Heiligthum, der Rose oder den zwölf Aposteln, die den Kranken eine Gabe des köstlichsten zu Lebensösl veredelten Labeweins nicht versagen. Reicht man doch selbst dem Fremden, wenn es ihm wie mir vergönnt ist, diese Schätze im Geleit eines wohlwollenden Senators zu besuchen, Proben des Kostbarsten, und schwerlich kann er irgendwo besser verstehen lernen, was Klopstock dem vaterländischen Weine nachrühmt:

„Du duftest Balsam, wie mit der Abendluft
Der Würze Blume an dem Gestabe dampft.
Du bist es würdig, daß du den deutlichen Geist
Nachahmst! Bist glühend, nicht aufstammend.
Larmellos, stark und von leichtem Schaum leer.“

„Es enthält, sagt Koller in der Geschichte der Stadt Bremen (1799), der Rath's-Weinkeller eine große Menge Stückfässer und hat seines Gleichen nicht in ganz Deutschland. Der Theil, den man von einem daran befindlichen Gemälde die Rose nennt, verwahrt den ältesten Wein. Hierauf folgen zwölf Stückfässer, denen man den Namen der Apostel gegeben hat und unter denen hier Judas Ischariath obenan steht. Man hat versucht auszurechnen, wie hoch der Werth einer Flasche zu bestimmen seyn würde, wenn man die jährliche Füllung jedes Stückfasses zu zehn Procent des Einkaufspreises anschlagen und Zinsen auf Zinsen hinzufügen wollte. Doch hat die Lösung der Aufgabe große Schwierigkeit. Auf jeden Fall würde die wahre Summe selbst dem reichsten Schmecker zu hoch seyn.“

28. Die Christen unter Diocletian.

Es waren bisher viele Christen in hohen und niedern Militairwürden, und sie waren nicht genöthigt worden, etwas wider ihr Gewissen zu thun. Dieß erhellt außer aus dem, was Eusebius berichtet, auch aus einem einzelnen merkwürdigen Beispiele, das, wie wir nach der Angabe des Consuls in dem von Augenzeugen aufgesetzten Berichte mit Sicherheit bestimmen können, im J. 295 sich ereignet hatte, eines von jenen Beispielen der Abneigung einer Parthei der Christen gegen den Soldatendienst, als einen an und für sich mit ihrer Religion unvereinbaren; welcherlei Beispiele, obgleich durch viele andere vom Gegentheil entkräftet, freilich auch von den Feinden des Christenthums gebraucht werden konnten, um jene laufende Beschuldigung, daß das Christenthum nicht für die Staaten tauglich, zu unterstützen.

Zu Sebasta in Numidien wird ein Jüngling, Maximilian, als dienstpflchtig vor den Proconsul geführt; er erklärt, wie er hereintritt und gemessen werden soll, ob er das zum Soldatendienst erforderliche Maas habe, gleich von Anfang an: „Ich kann kein Soldat seyn, ich kann nichts Böses thun, ich bin ein Christ.“ Der Proconsul nimmt auf seine Vorstellung gar keine Rücksicht, sondern gebietet ganz kalt, daß er gemessen werde; und da er das rechte Maas hat, spricht der Proconsul zu ihm: „Laß dir die Insignien des Militairdienstes um den Hals hängen und werde Soldat!“ ohne daß er auf sein Bekenntniß des Christenthums weiter Rücksicht nahm. Der Jüngling spricht: „Ich nehme kein solches Zeichen an, ich trage schon das Zeichen Christi, meines Gottes.“ Der Proconsul, ein Heide, sarkastisch drohend: „Ich werde dich gleich zu deinem Christus schicken.“ Der Jüngling: „Wäthet ihr das thun, das wäre mir die rechte Ehre.“

Ohne sich weiter einzulassen gebietet der Proconsul, daß man ihm das bleierne Soldatenzeichen um den Hals hänge. Der Jüngling sträubt sich dagegen und spricht, nun freilich in seinem jugendlichen Glaubensfeuer der rechten Demuth und Besonnenheit ermangelnd: „Ich nehme das Zeichen des Weltdienstes nicht an, und wenn es mir umgehängt wird, zerbreche ich es, weil es nichts gelten kann. Ich kann dies Blei nicht um den Hals tragen, nachdem ich einmal das heilbringende Zeichen meines Herrn Jesu Christi, von dem ihr nichts wißt, der für unser Heil gelitten hat, angenommen habe.“ Der Proconsul, obgleich kalter heidnischer Staatsmann, zeigt doch Menschenliebe, indem er dem Jüngling wohlwollend zuredet; er selbst sucht ihn vorzustellen, daß er ohne Schaden seines Christenthums Soldat seyn könne, daß ja doch in der Leibwache aller vier Kaiser, des Diocletian, des Maximianus, des Constantius Chlorus und des Galerius, sich Christen befänden, welche ohne Bedenken den Kriegsdienst verrichteten. Da aber der ein und zwanzigjährige Jüngling seine eigene Überzeugung dem Beispiele Anderer nicht unterordnen will, wird er zum Tode verurtheilt, doch in dem Todesurtheil von seinem Christenthum nichts erwähnt, nur sein Ungehorsam gegen die Militairpflichtung als Grund angeführt.

Hier also ein deutlicher Beweis, daß auch die Soldaten ihr Christenthum noch unverhohlen bekennen konnten, und daß, wenn sie ihre übrigen Dienstpflichten nur erfüllten, ihnen nicht zugemuthet wurde, heidnische Ceremonien mitzumachen. Aber wenige Jahre nach diesem Ereignisse wurde es schon anders.

Religiöse und politische Gründe bestimmten den Galerius, aus dem Heere erst diejenigen zu entfernen, welche nicht opfern wollten. Er konnte leicht einen Befehl an das Heer auswirken, daß alle Soldaten an den Opfern Theil nehmen sollten. Vielleicht wurde die Feier des funfzehnten Jahres, die Ernennung des Augustus Maximianus Herkulius zum Cäsar, dies natalis Caesaris im J. 298, dazu ausersehen, einen solchen Befehl im Heere zu erlassen; denn dieser Zeitpunkt war auch dazu besonders angemessen, da zur Feier des Festes Opfer und Opfermahlzeiten gehalten wurden, an denen nun alle Soldaten Theil nehmen sollten. Viele gaben, wie Eusebius L. VIII, c. 4. erzählt, ihre Militairwürden hin, Hohe und Niedere verließen den Kriegsdienst, um ihrem Glauben treu zu bleiben. Nur wenige wurden zum Tode verurtheilt, vermuthlich nur, wenn noch mehr besondere Umstände hinzukamen, so daß man wenigstens eine scheinbare Veranlassung finden konnte, sie nicht bloß als Christen aus dem Dienste zu entlassen, sondern sie auch als Majestätsverbrecher zu strafen. Leicht konnte man bei Soldaten, welche in dem frommen Unwillen über die ihnen geschehene Zumuthung ihre Worte und Handlungsweise nicht zu mäßigen wußten, solche Veranlassung finden, sie nach den Militairgesetzen als strafbare Aufrehrer darzustellen. Ein Beispiel giebt uns der Centurio Marcellus zu Tingis in Afrika (jetzt Tanger).

Als jenes Fest zu Ehren des Kaisers von der Legion auf heidnische Weise mit Opfern und Schmausereien begangen wurde, stand von der Soldatentafel der Centurio Marcellus auf und erklärte, indem er den Centurionsstab, Gürtel und Waffen hinwarf: „Von diesem Augenblicke an höre ich auf als Soldat euren Imperatoren zu dienen. Ich verachte es, eure hölzernen und steinernen Götter, welche taube und stumme Götzen sind, anzubeten. Wenn das der Soldatenstand mit sich bringt, daß man den Göttern und den Kaisern opfern solle, so werfe ich Stab und Gürtel hin, so entsage ich den Fahnen, und ich bin kein Soldat mehr.“ Es wurde nun Alles zusammengenommen, daß Marcellus die Militairinsignien öffentlich weggeworfen und daß er gegen die Götter und gegen den Kaiser vor dem ganzen Volke vieles Lästerliche gesprochen, und er wurde zum Tode verurtheilt.

Das waren die ersten Vorzeichen der Verfolgung; Diocletian konnte mehrere Jahre hindurch nicht dazu bewogen werden, mehr als dies zu thun. Da aber Galerius mit seinem alten kranken Schwiegervater, der schon mit dem Plane umging, die Regierung bald niederzulegen, im Winter des Jahres 303 zu Nikomedien in Bithynien zusammenkam, wandte er, unterstützt von manchen eifrigen Heiden unter den angesehenen Staatsbeamten, alle seine Beredsamkeit an, um eine Verfolgung gegen die Christen überhaupt zu veranlassen. Diocletian gab endlich nach und ein Hauptfest der Heiden, die Terminalia, am drei und zwanzigsten Februar, wurde zum Anfangspunkt ausersehen.

Mit dem ersten Tageslicht wurde in die prächtige Kirche dieser Stadt eingebrochen, die darin vorgefundenen Exemplare der Bibel wurden verbrannt, die ganze Kirche wurde der Plünderung preis gegeben und darauf zerstört. Am folgenden Tage wurde ein Edikt des Inhalts angeschlagen: „Die gottesdienstlichen Versammlungen der Christen sollten verboten seyn, die christlichen Kirchen sollten niedergehauen, alle Handschriften der Bibel verbrannt werden, diejenigen, welche Ehrenstellen und Würden besaßen, sollten dieselben verlieren, wenn sie nicht verläugnen wollten, gegen alle Christen, von welchem Stande sie auch seyen, sollte bei gerichtlichen Untersuchungen die Folter angewandt werden können, die Christen von niedrigerem Privatstande sollten des Genusses ihrer Rechte als Bürger und als freie Männer beraubt seyn, die christlichen Sklaven sollten, so lange sie Christen blieben, nie frei gelassen werden können.“ In wie weit die Christen von niedrigem Stande den Genuß ihrer Rechte als Freigeborne verlieren sollten, war hier wohl nicht genau bestimmt, sondern hier der Anwendung auf einzelne Fälle freier Spielraum gelassen. Es ist aus dem Edikt, durch welches nachher der Kaiser Constantinus alle Folgen jener Verfolgung im Orient aufhob, gewiß, daß zuweilen freigeborne Christen zu Sklaven gemacht und zu den niedrigsten schimpflichsten ihnen nach ihrer früheren Lebensweise ungemohntesten Sklavenarbeiten verurtheilt wurden.

Ein Christ von ansehnlichem Stande ließ sich von einem nicht

wohl überlegten Eifer fortreißen, die durch das Evangelium vorgeschriebene Achtung vor der Obrigkeit zu verletzen; er riß das Edikt öffentlich ab und zerriß es, indem er spöttisch sagte: „Da sehen wieder Siege über die Gothen und Sarmaten angeschlagen, der Kaiser behandle die Christen, seine eigenen Untertanen, nicht anders, als wie wenn es die besiegten Gothen und Sarmaten wären.“ Willkommner war dieser Grund, ihn nicht als Christen sondern als Veleidiger der kaiserlichen Majestät zum Tode zu verurtheilen.

Dies Edikt mußte desto schrecklicheren Eindruck machen, da es in vielen Provinzen gerade in der Nähe des Osterfestes, in manchen Gegenden gerade am Osterfeste selbst bekannt gemacht wurde. Wenn man durch Verbrennung aller Handschriften der Bibel das Christenthum für immer mit seiner Quelle vernichten wollte, so war dies allerdings ein Mittel, das mehr wirken konnte, als die Vertilgung der lebendigen Glaubenszeugen unter den Menschen, deren Beispiel nur desto mehrere Nachfolger erweckte. Gelang es hingegen, alle Exemplare der Bibel zu vernichten, so hatte man dadurch die Quelle selbst unterdrückt, aus der das wahre Christenthum und das Leben der Kirche unverfleglich immer von Neuem wieder hervorging. Mochte man noch so viele Verkündiger des Evangeliums, Bischöfe und Geistliche hinrichten, so half es doch nichts, so lange den Christen dieses Buch blieb, das immer neue Lehrer bilden konnte. Zwar war die Überlieferung des Christenthums nicht an und für sich nothwendig an einen Buchstaben der Schrift gebunden. Eingeschrieben nicht den Tafeln von Stein sondern den lebendigen Tafeln des Herzens, konnte die göttliche Lehre, einmal in den Gemüthern vorhanden, durch ihre eigene göttliche Kraft sich erhalten und fortpflanzen. Aber wie die menschliche Natur jetzt ist, würde, nach dem Zeugnisse der Geschichte, das Christenthum ohne die Quelle der Schrift, aus der es stets wieder in seiner Reinheit hergestellt werden konnte, durch Verfälschung und Verderbniß bald unterdrückt und unkenntlich geworden seyn.

Nach menschlicher Berechnung war also in der That das Mittel gut gewählt; wenn nur menschliche Willkür der göttlichen Allmacht, welche den Schatz des göttlichen Wortes, als das höchste Gut der Menschheit, erhalten wollte, hätte trohen und ihre fein erdachten Pläne hätte durchsetzen können! Aber wie ließ es sich auch nach gewöhnlicher menschlicher Berechnung für thöulich halten, daß durch menschliche Gewalt die nicht allein in den Kirchen niedergelegten sondern auch in so vielen Privathäusern vorhandenen Exemplare der Schrift alle sollten aufgefunden und vernichtet werden können. Gleich bleibt sich hier stets die verblendete Politik des Reichs der Lüge, indem sie meint, daß ihren Nachforschungen nichts entgehn, daß sie durch Feuer und Schwert vernichten könne, was durch eine höhere Macht geschützt wird.

Der blinde Eifer für die Erhaltung der alten Religion ging bei Manchen so weit, daß sie mit den heiligen Schriften der Christen gern auch manche der herrlichsten Denkmäler ihrer eigenen alten

Literatur verbrannt gesehen hätten, in welchen Zeugnisse gegen den Aberglauben der Volksreligion vorkamen, die von den Christen bei der Bekämpfung des Heidenthums häufig benutzt wurden; gern hätten sie einen ganzen index librorum prohibitorum und expurgatorium entwerfen lassen. Es läßt sich leicht denken, daß, wo sich Leute von solcher Sinnesart oder Solche, welche um sich die kaiserliche Gnade zu erwerben lieber zu viel als zu wenig thaten, unter den Statthaltern und Provinzial-Behörden befanden, schon durch die Vollziehung jenes ersten Ediktes, welches Auslieferung der heiligen Schriften und Einstellung der Gemeindeversammlungen gebot, mancherlei Gewaltthaten und Grausamkeiten gegen die Christen veranlaßt werden konnten, zumal, da durch dasselbe Edikt Christen von allen Ständen der Folter bei gerichtlichen Untersuchungen preis gegeben waren.

Aber manche Beamte, welche von diesem Fanatismus und diesem Geiste niedriger alle höhere Rücksichten aufopfernder Schmeichelei frei waren, welche mehr menschliches Gefühl hatten, suchten diese Maßregeln so viel als nur möglich zu mildern, und verfuhrten dabei so lan, als sie nur ohne offenbare Verletzung des kaiserlichen Ediktes verfahren konnten. Sie ließen sich gern durch die Christen täuschen oder gaben ihnen selbst Mittel an die Hand, wie sie nur zum Schein die Forderungen des Ediktes erfüllen könnten. Der Bischof Mensurius von Carthago gebrauchte die Vorsicht, alle Handschriften der Bibel aus der Kirche zu Carthago nach seinem Hause zu bringen, um sie dort zu verwahren, in der Kirche ließ er nur Schriften der Häretiker zurück. Als die Nachsuchenden kamen, nahmen sie diese Schriften und verlangten nichts weiter. Es waren ja auch Religionschriften der Christen, — und in dem Edikt war nicht gesagt, welche heilige Schriften und von welcher Parthei unter den Christen. Aber einige Senatoren zu Carthago entdeckten dem Proconsul Annulinus die Täuschung und forberten ihn auf, in dem Hause des Bischofs nachsuchen zu lassen, da werde er Alles finden. Der Proconsul aber, der also gern getäuscht seyn wollte, ging nicht darauf ein.

Da ein numidischer Bischof Secundus sich weigerte, die heiligen Schriften auszuliefern, sagten die Nachsuchenden zu ihm, ob er ihnen denn nicht einige sonst nicht brauchbare Stücke oder sonst etwas geben könne. Eine solche Absicht mochte auch wohl der Bevollmächtigte des Proconsuls haben, der dem numidischen Bischofe Felix mehrere Mal die Frage vorlegte: „Warum übergebt ihr denn nicht die überflüssigen Schriften?“ So auch die Frage des Praefectus praetorio an den afrikanischen Bischof Felix: „Warum überleerst du die heiligen Schriften nicht? Oder verleiht hast du keine.“ Man steht wohl, er wollte ihm das letzte zu sagen in den Mund legen.

29. Friedrich der Zweite, Römischer Kaiser, König von Deutschland, Sicilien und Jerusalem.

Friedrich war nicht groß, aber fest gebaut, blond, und in allen körperlichen Übungen, in allen mechanischen Künsten sehr geschickt. An die schöne Stirn schloß sich die fast antik gebildete Nase auf seine Weise an; der Mund war wohl gestaltet, das rundliche Kinn keineswegs schwach abfallend, und das Auge drückte in der Regel die freundliche Heiterkeit, die erste Veranlassung aber auch Ernst und Strenge aus. Merkwürdig ist überhaupt, um sogleich von dem Äußern auf das Innere überzugehen, die fast beispiellose Verbindung des höchsten Ernstes, der größten Strenge und Folgerechtigkeit, mit der natürlichsten Heiterkeit und einem zu Lust und Scherz aller Art fähigen überall geistreichen Gemüthe. Wenn auch die bitteren Erfahrungen eines langen Lebens allmählich im Alter die erste Seite vielleicht mehr hervorgehoben haben, so verschwand doch nie der Glanz, welcher von der zweiten ausging; und wenn auch die zweite bis an Gefahren und Abwege führte, so richtete doch die ernste Kraft ihn bald wiederum in die Höhe, und seine durch ein halbes Jahrhundert ununterbrochen rastlose Regierungsthätigkeit widerlegt am besten die Anschuldigung, als sey der Kaiser oft in Lüsten untergegangen.

Selbst seine größten Feinde können ihm ihr Lob nicht versagen, sondern gestehen: „er war ein kühner, tapferer, edelgesinnter Mann, von den größten natürlichen Anlagen, freigebig aber doch nicht verschwenderisch, voller Kenntnisse; er verstand griechisch, lateinisch, italienisch, deutsch, französisch und arabisch. Er gab nicht bloß die Gesetze sondern ließ auch genau untersuchen, ob sie gehalten wurden, und strafte die untanglichen Beamten so streng, daß sie von Unbilden möglichst abgeschreckt wurden. Die Geringsten durften gegen ihn klagen und jeder übernahm ohne Furcht deren Vertheidigung, u. s. w.“

Von dem Vorwurf der Irreligiosität, welcher dem Kaiser gemacht wurde, muß in der weitern Geschichtserzählung mit mehrern die Rede seyn. Hier genüge die Bemerkung, daß er allerdings kein Christ war in dem Sinne, wie es der Pabst von ihm verlangte, daß aber ein Kaiser, der durch Widerstand gereizt, durch Erfahrungen belehrt, durch Untersuchungen aufgeklärt, und dadurch wir möchten sagen Protestant geworden war, im höheren Sinne immer noch Christ blieb, und um des Verwerfens einzelner kirchlichen Formen willen keineswegs dem Judenthum oder dem Muhamedanismus näher stand, oder gar in einen geistlos gleichgültigen Unglauben hineingeriet. Vielmehr würden ihm manche, nach spätern Ansichten, Vorwürfe wegen seines Aberglaubens machen können, weil er Todtenmessen für seine Vorfahren halten ließ, den Klöstern und Kirchen Schenkungen machte, und überhaupt, unter dem Vorbehalt, daß man dem Kaiser gebe, was des Kaisers ist, die christliche Kirche für höchst wichtig und schlechtthin unentbehrlich hielt.

Sogar der Glaube an Wunder wird ihm, sonderbar genug, neben seinem Unglauben zugeschrieben. Als er nämlich das ungehorfame Catania strafen wollte, stand des Morgens Agatha, die Schutzheilige der Stadt, auf seinem Gebetbuche und sagte ihm: „beleidige mein Vaterland nicht, denn ich räche die Unbilden!“ worauf Friedrich von seinem Vorhaben abstand. Diese Erzählung ist indeß erfunden, und es liegen andere Gründe zur Hand, warum der Kaiser seine eigene Stadt nicht zerstörte.

Dagegen hat es keinen Zweifel, daß er nach damaliger Sitte Sterndeuter hielt und auch befragte. Ihren Ausdruck fürchtend, daß er unter Blumen sterben werde, habe er Florenz nicht betreten, und wie es wohl zu gehen pflegt, scheint Spott über solche Weissagungen und eine dunkle Vorsicht erzeugende Besorgniß zugleich obgewaltet zu haben. Im Jahre 1227 gab ihm sein Sterndeuter, wahrscheinlich auf Veranlassung spöttischer Zweifel, in Vicenza einen versiegelten Zettel, worin stand, zu welchem Thore er hinausgehen werde. Friedrich ließ, damit dieser Ausdruck zu Schanden werde, ein Loch in die Mauer brechen und ging hindurch; aber siehe, im Zettel hieß es: „der Kaiser wird durch ein neues Thor hinausgehen!“ Ob schon ein anderes Thor das neue hieß, ob der Kaiser Kenntniß, Zufall oder Betrug darin sah, ist schwer zu entscheiden. Überhaupt erhielt an Friedrichs Hofe der Sterndeuter nie die große Bedeutung und verleitete nie zu so finstern Schritten, wie etwa bei Ezelin von Romano. Vielmehr trieb der Kaiser seinen Sterndeuter Michael Stotus zu mehrseitigem ächten Erforschen der Natur und zum Übersetzen der Thiergeschichte des Aristoteles.

Doch nicht Stotus, sondern Friedrich selbst war der Meister in diesem Fache. Wir besitzen von ihm ein Werk über die Kunst, mit Vögeln zu jagen, welches nicht etwa bloß dadurch eine oberflächliche Merkwürdigkeit erhält, daß es ein Kaiser schrieb, und eben so wenig ein Jagdbuch ist, wie es viele Ritter damals hätten schreiben können, wenn sie überhaupt der Feder mächtig gewesen wären. Jenes Werk enthält vielmehr neben einer in der That sehr scharfsinnigen Anweisung zum Behalten der Jagdvögel und zur edelsten aller Jagdarten, zur Falkenjagd, in seinem wichtigern Theile so erstaunlich genaue und gründliche Forschungen über die Natur der Vögel, daß Sachverständige selbst in unsern Tagen behaupten, der Kaiser verdiene deshalb den größten Männern in diesem Fache beigesellt zu werden. Er handelt von der Vögel Lebensweise, Nahrung, Nesterbau, Zeugung, Jungenspflege, von ihren Krankheiten und den Heilmitteln derselben, von ihren Zügen, wann, weshalb und woher sie kommen, wohin sie gehen, von Angriff und Vertheidigung, von allen äußern und innern Theilen ihres Leibes, Augen, Ohren, Schnabel, Knochen, Magen, Leber u. s. w., von der Zahl und Stellung der Federn, der Art und Weise ihres mannigfachen Fluges, u. s. w. Es fehlt nichts, was irgend zu einer vollkommenen Thierbeschreibung gehört, und die geistreiche Rücksicht, welche dabei auf die vergleichende Bergliederungskunst

genommen wird, ist eine in jener Zeit noch weniger erwartete des Kaisers ächte Sachkunde beweisende Erscheinung.

Gleiche Aufmerksamkeit dürfte ein anderes aber bisher vernachlässigtes Werk über die Natur und Behandlung der Pferde verdienen, welches der Stallmeister des Kaisers, Jordanus Rufus, nach dessen umständlichen Weisungen zusammensetzte und in der weitern Anwendung überall trefflich und bewährt fand.

Auch war er der erste, welcher, seine freundschaftlichen Verhältnisse zu morgenländischen Herrschern benutzend, fremde Thiere behufs naturgeschichtlicher Zwecke kommen ließ und in eigenen Häusern und Gärten unterhielt. Er besaß Kameele, Leoparden, Tiger, Löwen, Giraffen, u. dergl. Dies mochte der befriedigten Neugier halber wohl allen gefallen, aber über einige andere naturgeschichtliche Versuche blieben Vorwürfe nicht aus. Er ließ zwei Hunde tüchtig füttern und dann den einen laufen und den andern schlafen, um zu sehen, welcher am schnellsten und besten verdauet habe; seine Gegner aber berichtigten, die Sache verdrehend, der Versuch sey an Menschen gemacht und ihnen der Bauch aufgeschnitten worden! Ferner sagte man dem Kaiser nach, er habe einige Kinder erziehen aber nie in ihrer Gegenwart sprechen lassen, um zu erfahren, ob und welche Sprache sie von selbst reden würden. Sie mußten sterben, sagt der Erzähler, da man sie nicht mit Liedern einschläferte und eine solche unmensliche Stille unerträglich ist.

Nikola, ein Sicilianer, war so gern im Wasser, daß ihm seine darüber zornige Mutter amwünschte, er möge nur dort Vergnügen finden und auf dem Lande nicht mehr ausdauern können. Auch geschah dies in immer steigendem Maße, er erhielt den Beinamen Fisch und Kaiser Friedrich hörte von seinen Erzählungen über die Meerestiefen. Um die Wahrheit derselben zu prüfen und noch mehr zu erfahren, warf Friedrich vom Leuchtturm in Messina einen silbernen Becher hinab, und Nikola brachte ihn glücklich aus dem Meeresgrunde zurück. Aber Felsspitzen, Korallenriffe, Strudel und Meerungeheuer hatten ihn so erschreckt, daß er keinen zweiten Versuch wagen wollte, bis der Reiz einer doppelten Belohnung die Furcht überwog. Allein er wurde nicht wieder gesehen, und der dies erzählende Bettelknabe fügt zornig hinzu, solcher Neugierigkeiten, Abergläubigkeiten, Wißbegierigkeiten, Verkehrtheiten und Mißbräulichkeiten habe der Kaiser noch mehr gehabt!

Mit seiner Liebe zur Naturgeschichte hing seine Neigung zur Jagd genau zusammen, ja diese wurde dadurch auf gewisse Weise verehelt. Er hatte schöne Thiergärten bei Gravina, Melfi, Melazzo u. a. a. D., ausgemauerte Fischteiche in Sicilien, und zog in dem schönen Lande umher, wie Geschäfte, Jahreszeit oder Lust es verlangten. Frühjahrs ergöhte der Vogelfang in Foggia; im Sommer gieng höher hinauf in die Berge zu anderer Jagd. Überall begleiteten ihn, nicht ohne bedeutende Kosten, seine zahlreichen Jäger und Falken, und auch gezähmte Leoparden, welche, wie es scheint, hinter dem Reiter auf dem Pferde saßen und nach einem gegebenen Zeichen zum Fang hinabsprangen.

Aus der Ferne erkundigt sich der Kaiser mit großer Theilnahme nach dem Befinden zurückgelassener Falken, deren jeder einen Namen hatte, und fragt, ob neue geboren oder eingelbt sind; er befehlt, daß Füchse und Wölfe, welche alle kleinere Thiere in den Thiergärten von Melazza fingen, getödtet und von Sachverständigen Wolfspulver gesetzt werden solle, u. s. w.

Trotz dieser Vorliebe für die Jagd war sie keineswegs die einzige oder auch nur die erste Erholung an seinem Hofe; vielmehr stellte sich dieser in einem viel mannigfachern und geistreichern Glanze dar. Der Kaiser bestellte sich z. B. zweihundert gute Schinken, verbietet seine Weinberge zu verpachten, damit er den besten Wein selbst bekomme, verschreibt bedeutende Vorräthe griechischen Weines, verlangt die besten Fische von Messina, um Gallerten und andere leedere Gerichte davon machen zu lassen; ja der Magister der Philosophie Theodor mußte für ihn sogar Syrope und Veilchenzucker verfertigen. Doch wird bezeugt, daß der Kaiser für seine Person mäßig lebte.

Zu so gutem Essen und Trinken gehörten schöne Palläste und reichgeschmückte Wohnungen. Diese fanden sich nicht allein in den großen Städten Palermo, Neapel, Messina u. a. a. D., sondern der Kaiser legte auch, wie wir schon bemerkten, in den schönsten Gegenden seines Reiches, mehre neue an, so z. B. in Apricerna, Garagnone, Monteferico, Aquila, Andria, Castello die Monte, Foggia, u. s. w. Hier vergaß er die Sorgen der Regierung, hier steigerte er die Erholungen zu einer geistreichen Mannigfaltigkeit und verklärte jede Ergözung an seinem Hofe, bis sie in ihre Einzelheit schön und im Zusammenhange mit dem Ganzen bedeutend wurde. Die Söhne der Edeln freuten sich, als Knappen und Pagen in diese Vorschule des reinsten Ritterwesens zu kommen, und dadurch, daß das Deutsche hier auf eigenthümliche Weise mit dem Morgenländischen in Berührung kam, erhielt das Ganze eine noch romantischere Haltung.

So schenkte der Sultan von Aegypten dem Kaiser ein Zelt von wunderbarer Arbeit, denn Sonne und Mond gingen darin, durch künstliche Vorrichtungen bewegt, auf und unter und zeigten in richtigen Zwischenräumen die Stunden des Tages und der Nacht. Man schätzte den Werth dieses Kunstwerkes auf zwanzigtausend Mark und bewahrte es sorgfältig in Venustum bei andern königlichen Schätzen. Die dasselbe überbringenden Gesandten aßen mit vielen Bischöfen und edlen Deutschen an des Kaisers Hofe; und wenn dieser auch nicht, wie von König Roger berichtet wird, seinen Hofstaat größtentheils nach saracenischer Weise einrichtete, so war doch mancherlei daselbst, welches in Neapel zu finden saracenische Abgeordnete in Verwunderung setzen konnte. Die Thiere ihres Landes streiften in den Thiergärten umher; einzeln ab- und zugehende Diener mochten sie für Verschnittene halten; eine Schaar Mohren zog prächtig gekleidet vorüber und blies auf silbernen Trompeten, Posannen und anderen Instrumenten mit großer Fertigkeit; junge Männer, deren

der Kaiser stets mehr in den morgenländischen Sprachen behufs seines öffentlichen Briefwechsels und zu wissenschaftlichen Zwecken unterrichten ließ, konnten fertig mit den Morgenländern in ihrer Muttersprache reden, ja der Kaiser selbst blieb nicht hinter ihnen zurück. Saracenische Tänzer und Tänzerinnen zeigten ihre Geschicklichkeit, und zum Beweise, daß neben dem Scherz hier auch das Ernsteste Platz finde, konnten die Söhne des weisen Averoes auftreten und die an Friedrichs Hofe gefundene günstige Aufnahme rühmen.

Freilich mochte deren Weltweisheit nicht so allgemeinen Beifall erwerben, als das Spiel, welches Richard von Cornwall in Neapel bewunderte und dessen Erlernung so schwer, als die vollendete Ausführung anmuthig erschien. In einem glattgetäfelten Zimmer standen zwei sehr schöne saracenische Mädchen auf vier Kugeln; man besorgte, sie möchten bei der leisesten Berührung hinabgleiten. Unerwartet aber fingen sie an sich zu bewegen und bald nach dieser bald nach jener Richtung zu wenden. Kühner erhoben sie hierauf die Hände, schlugen zu fröhlichem Gesange die Handpauken, flohen sich jezo, suchten sich dann wieder und verschlangen die Arme in vielfachen Stellungen. In diesem Augenblicke sah man aber zwei Kugeln fortrollen und fürchtete, die Meisterinnen hätten doch zu viel gewagt; aber nein, es war täuschender Vorsatz; denn auf der einen Kugel anmuthig sich wendend und nachschwebend, erreichten sie leicht die zweite wieder und begannen zu allgemeiner Bewunderung aufs neue den Tanz.

Taschenspieler, Springer, Spasimacher, Sänger und lustige Leute ähnlichen Schlages fanden an Friedrichs Hofe eine willkommene Aufnahme und er duldete bei seiner heitern Laune ihren nicht immer ganz feinen Scherz ohne Horn*); aber er wußte sehr wohl, daß über diese natürlichen Erscheinungen einer gefunden aber rohen Natur hinaus etwas ganz anderes höheres liege, wohin ihn Einsicht, Gefühl und Gemüth auf gleiche Weise trieben.

In Palermo versammelten sich um ihn Gelehrte, Künstler, Dichter, und unter seinem Vorstze wurden ihre Werke dargestellt, vorgelesen und geprüft und der Sieger mit Kränzen belohnt. Hier versammelten sich die herrlichsten Frauen seines weiten Reiches, hier war der höchste Gerichtshof über alles Schöne und der Mittelpunkt alles Geistreichen. Von hier aus entwickelte sich, großentheils durch Friedrichs Einwirkung, die schöne Sprache Italiens; und wenn auch nicht ein einzelner damals durch erstaunliches Übergewicht seiner Anlagen alle andern überflügelte, so zeigt sich doch, fast noch bewundernswerther, eine allgemeine Durchbringung von dichterischen Anregungen und ein mit äußerer Thätigkeit höchst eigenthümlich

verwachsenes dichterisches Daseyn. Der Kaiser, seine Söhne, König Johann von Jerusalem, ja alle, die in diesen Zauberkreis kamen, ließen, von Begeisterung ergriffen, Lieder ertönen. Mehrere künstlich verschlungene Weisen und Versmaasse, welche von großer Herrschaft über die Sprache zeugen, erfand Friedrich selbst, und sein Großrichter Peter von Binea entwarf nicht nur das älteste Gesetzbuch der neuern Zeit, sondern dichtete auch das älteste Sonett, welches wir in italienischer Sprache kennen und welches selbst dem Inhalte nach unzählige von spätern überwiegt.

Wenden wir jezo zurück auf die Reihe von Gegenständen, welche vor unsern Augen vorübergegangen sind: eine geachtete jedoch in aller Wirksamkeit gegen die bürgerliche Ordnung gehemmte Geistlichkeit, ein reicher hochgestanter Adel, blühende Städte, in ihren ursprünglichen Rechten geschützte Landleute, wohlgeordnete und streng zu ihrer Pflicht angehaltene Behörden, eine zu immer allgemeiner Theilnahme erziehende Verfassung, das Kriegswesen hinreichend zum Schutze ohne unmäßige Kosten, Handel und Gewerbe im Fortschreiten, Mißbräuche des Münzwesens beseitigt, Steuern zwar anwachsend aber doch nach möglich billiger Vertheilung, eine aufmerksame Verwaltung der Kronländer — wir können trotz einzelner Mängel den äußern Einrichtungen im Staate eine höchstfertene Vollkommenheit nicht absprechen und müssen den Kaiser als den thätigsten Herrscher seiner Zeit, als Gesetzgeber und Gesetzanwender bewundern. Noch seltener als dies Seltene ist aber die gleichzeitige Beförderung der Kunst und Wissenschaft um ihrer selbst willen. Daß endlich der Kaiser auch als erster Naturforscher, als gekrönter Dichter, als begeisterter Verehrer der Frauen allen vorangeht, alle gleichsam verwandelt und in die höchsten Reigen des Lebens hineinzieht; daß der volle Ernst und der heiterste Scherz, dessen menschliche Gemüther nur fähig sind, sich hier ungestört in unendlicher Mannigfaltigkeit bewegten — das möchten wir einzig und beispiellos in der Geschichte nennen! Ohne jene ernste Grundlage, wir müssen es wiederholen, hätte sich die heitere Seite in ein leichtflunziges flaches Treiben aufgelöst, ohne die geistigere Verklärung wäre jener Ernst in mißselige Knechtsarbeit hinabgesunken; jezt aber hielt man alle Mängel für vertilgt, alle Aufgaben des Lebens für gelöst, nichts war zu tabeln, nichts zu wünschen übrig; und wer hätte nicht gern die Hoffnung getheilt, diese Erscheinung, diese höchste Blüte und Frucht jener Zeit müsse, wie alles vortreffliche, auch die Bürgschaft ihrer Dauer in sich selbst tragen!

30. Reise in Brasilien.

Die Urwälder, welche als Zeugen der schöpferischen Kraft des neuen Continentes in ursprünglicher Wildheit und noch unentweicht durch menschliche Einwirkung dastehen, nennt man in Brasilien jungfräuliche Wälder. In ihnen weht den Wanderer europäische Kühle

*) Nach der unglücklichen Schlacht bei Vittoria fragte einst Friedrich einen buclischen Spasimacher: „warum öffnest du den Schrank nicht?“ Antwort: „ich habe den Schlüssel bei Vittoria verloren.“ Nun will ich nichts gesagt haben, sprach hierauf der Kaiser.

an, und zugleich tritt ihm das Bild der üppigsten Fülle entgegen; eine ewig junge Vegetation treibt die Bäume zu majestätischer Größe empor, und, noch nicht zufrieden mit diesen riesenhaften uralten Denkmählern, ruft die Natur auf jedem Stamme eine neue Schöpfung von vielen grünenben und blühenden Parasiten hervor. Statt jener einförmigen Armuth an Arten in europäischen, besonders in nördlichen Wäldern entfaltet sich hier eine unübersehbare Mannigfaltigkeit der Bildung in Stämmen, Blättern und Blüten. Fast ein jeder dieser Fürsten des Waldes, welche hier neben einander stehen, unterscheidet sich in dem Gesamtausdrucke von seinem Nachbarn.

Der Naturforscher, zum ersten Male hieher versetzt, weiß nicht, ob er mehr die Formen, Farben oder Stimmen der Thiere bewundern soll. Den Mittag ausgenommen, wo alle lebende Geschöpfe der heißen Zone Schatten und Ruhe suchen und wo daher eine majestätische Stille über die im Sonnenlichte glänzende Tropennatur verbreitet ist, ruft jede Stunde des Tages eine andere Welt von Geschöpfen hervor.

Den Morgen verkünden das Gekrill der Heulaffen, die hohen und tiefen Töne der Laubfrösche und Kröten, das monotone Schmettern und Schwirren der Cicaden und Heuschrecken. Hat die aufsteigende Sonne den ihr vorangehenden Nebel verdrängt, so freuen sich alle Geschöpfe des neuen Tages. Die Wespen verlassen ihre Schutz langen von den Zweigen herabhängenden Nestern; die Ameisen kommen aus ihren künstlich von Lehm aufgethürmten Wohnungen, womit sie die Bäume überziehen, hervor und beginnen die Reise auf den selbst gebahnten Straßen; ebenso die das Erdreich hoch und weit umher aufwühlenden Termiten. Die buntfarbigsten an Glanz mit den Farben des Regenbogens wetteifernden Schmetterlinge, besonders zahlreiche Hesperiden, eilen von Blume zu Blume oder suchen ihre Nahrung auf den Straßen oder, in einzelne Haufen zusammengefaßt, auf besonnten Sanduffern der kühlen Bäche. Der blauspiegelnde Menelaus, Nestor, Adonis, Laertes, die bläulich weiße Idea und der große mit Augen bemalte Eurilochus schwingen sich, Vögeln ähnlich, durch die feuchten Thäler zwischen grünen Gebüschen hin. Die mit den Flügeln schnarrende Feronia fliegt eilig von Baum zu Baum, während die Gule, der größte der Nachtschmetterlinge, mit ausgebreiteten Flügeln unverrückt am Stamme sesshaft, den Abend erwartet. Myriaden der glänzendsten Käfer durchschwirren die Luft und blinken gleich Edelsteinen aus dem frischen Grün der Blätter oder aus duftenden Blumen hervor.

Indessen schleichen Eidechsen von auffallender Form, Größe und Farbenpracht, düstergefärbte, giftige oder unschädliche, Schlangen, welche an Glanz den Schmelz der Blumen übertreffen, aus dem Laube, den Höhlen der Bäume und des Bodens hervor und sonnen sich, an den Bäumen hinaufwindend und auf Insecten oder Vögel lauend. Von nun an ist Alles voll thätigen Lebens. Eichhörnchen, Heerden von geselligen Affen ziehen neugierig aus dem Innern der Wälder

nach den Anpflanzungen und schwingen sich pfeifend und schnalzend von Baum zu Baum. Die hühnerartigen Jacás, Cocos und die Tauben verlassen die Zweige und irren auf dem feuchten Waldboden umher. Andere Vögel von den sonderbarsten Gestalten und vom glänzendsten Gefieder flattern einzeln oder gesellig durch die duftenden Gebüsche. Die grün, blau oder roth gefärbten Papageien erfüllen, auf den Gipfeln der Bäume versammelt oder gegen die Pflanzungen und Inseln hinfliegend, die Luft mit ihrem krächzenden Geschwäg. Der Tucan klappert mit seinem großen hohlen Schnabel auf den äußersten Zweigen und ruft in lauten Tönen wehklagend nach Regen. Die geschäftigen Pirolen schlüpfen aus ihren lang herabhängenden beutelförmigen Nestern hervor, um die vollen Orangenbäume zu besuchen, und ihre ausgestellten Wachen verkünden mit lautem zänkischem Geschrei die Annäherung der Menschen. Die einsam auf Insecten lauenden Fliegenschnapper schwingen sich von Bäumen und Stauden und erhaschen raschen Fluges den dahin wogenden Menelaus oder die vorüberflummenden glänzenden Fliegen.

Im Gesträuche verborgen thut indessen die verliebte Drossel die Freude ihres Lebens in schönen Melodien kund; die geschwätigen Pipren belustigen sich, aus dichtem Gebüsch bald hier bald dort in vollen Nachtigallentönen lockend, den Jäger irre zu führen, und der Specht läßt, indem er die Rinde der Stämme aufspickt, sein weit schallendes Klopfen ertönen. Lauter als alle diese wunderbaren Stimmen erschallen von der Spitze der höchsten Bäume die metallischen Töne der Uraponga, welche, den Klängen der Hammerschläge auf dem Amboje ähnlich, nach der Wendung des Sängers bald näher bald ferner, den Wanderer in Erstaunen setzen. Während so jedes lebende Wesen in Bewegung und Tönen die Schönheit des Tages feiern, umschwirren die zarten Colibris, an Pracht und Glanz mit Diamanten, Smaragden und Saphiren wetteifernd, die prunkvollsten Blumen.

Mit dem Untergang der Sonne kehren die meisten der Thiere zur Ruhe; nur das schlanke Reh, das schene Pecari, die furchtame Agouti und der räthselige Tapir weiden noch umher; die Nasen- und Beuteltiere, die hinterlistigen Ragenarten schleichen nach Raub spähend durch die Dunkelheit des Waldes, bis endlich die brüllenden Heulaffen, das gleichsam um Hilfe rufende Faulthier, die trommelnden Frösche und die schnarrenden Cicaden mit ihrem traurigen Liebe den Tag beschließen, der Ruf des Macuc, der Capueira, des Ziegenmilkers und die Pfistöne des Ochsenfrosches den Eintritt der Nacht verkündigen. Myriaden leuchtender Käfer beginnen nun gleich Irrlichtern umherzuschwärmen und gespenstertig flattern die blutsaugenden Fledermäuse durch das tiefe Dunkel der Tropennacht.

Während unseres Aufenthalts in Mandioca wurde unser freundlicher Wirth von Nachbarn besucht, welche mit Bewunderung

und nichtohne Eifersucht auf das schnelle Voranschreiten seiner Einrichtungen sahen. Da der erste Versuch, mit einem europäischen Pfluge die abgebrannten und gereinigten Schläge umzureißen, aus Ungeschicklichkeit der Neger und aus Mangel dazu abgerichteter Ochsen mißglückte, so gab ihnen dies hinreichenden Stoff, die Unanwendbarkeit europäischer Landwirthschaft auf den brasilianischen Boden zu beweisen. Viele hatten noch keinen Pflug gesehen; Einige wollten die Bemerkung, daß der Boden durch das Auslockern und die chemische Einwirkung der Atmosphäre an Fruchtbarkeit gewöhne, nicht gelten lassen, weil die jungfräulichen Wälder, deren Oberfläche seit Jahrtausenden immer dieselbe sei, die fruchtbarsten Ländereien darböten; Andere bezweifelten, ob die Stiere, welche Herr von Langsdorf aus Minas hatte kommen lassen, die Fähigkeit oder Ausdauer besäßen, auch nur einige Tage lang die schwere Arbeit des Aderns zu ertragen; Andere bebauerten den Zeitaufwand der dabei nöthigen Neger.

Allerdings scheint sich die Anwendung des Pfluges in diesen und den nördlicheren Gegenden, welche keine Cerealien bauen und bis jetzt noch nicht ihre ursprüngliche Fruchtbarkeit verloren haben, weniger zu empfehlen als in den Capitanien von S. Paulo und Rio grande da Sul. Da die hier gewöhnlichen Feldfrüchte nicht gefäet sondern gesteckt werden, und also keine so gleichförmig zubereitete Oberfläche des Bodens nöthig machen, arbeitet der Neger mit der Hacke zweckmäßiger und leichter, als es mit dem Pfluge möglich wäre, dessen Anwendung ohnehin durch die häufigen Wurzeln und die nicht verbrannten in den Pflanzungen zurückgebliebenen Stämme erschwert wird.

Obgleich unser gastfreundlicher Ökonom vorerst nur einige zwanzig Neger besaß, so hatte er doch schon durch den Anbau des Mais und der Mandioca nicht nur den Bedarf seines Hauses gesichert, sondern verschickte auch von seinem Erzeugnisse zum Verkauf in die Stadt. Seine größte Hoffnung war jedoch auf die Kaffeepflanzung gesetzt, die er soeben angelegt hatte. Als Beweis der vielseitigen Fruchtbarkeit seines Gutes bewirthete er uns einige Male mit Kartoffeln, welche vortreflich gerathen waren. In der That kann der Landbauer in diesen Gegenden sich nicht über Mangel an Fruchtbarkeit und Empfänglichkeit des Bodens beklagen, so bald er nur solche Orte, die gehörig bewässert werden können, für die Pflanzungen auswählt und das für jeden Zweig des Landbaues zweckmäßige Erdreich, wie die zur Bestellung desselben schädliche Zeit, hinreichend kennt.

Die Mandiocawurzel kommt, mit Ausnahme der feuchten Niederungen, überall in der Provinz sehr leicht fort und ihr Anbau verlangt keine große Sorgfalt. Die Stedlinge werden am besten bei gemäßigter, weder zu nasser noch zu heißer, Witterung unter die Erde gebracht, und pflegen schon nach vierzehn Tagen auszuschießen; nach achtzehn bis zwei und zwanzig Monaten, während welcher der Landmann vorzüglich durch Ausbrechen der Augen die

Vegetation nach oben zu beschränken sucht, haben die Wurzeln ihre größte Stärke erreicht. Jede Anpflanzung pflegt höchstens drei Erndten zu geben, und wird sodann wieder verlassen. Der Mais, welcher hier gewöhnlich zweihundertfältige Früchte bringt, wird mit Anfang der Regenzeit gesteckt und am Ende des dritten oder fünften Monats geerntet; noch schneller reifen manche Bohnenarten. Gartenkräuter, Bataten und Melonen hat man das ganze Jahr hindurch, vorzüglich jedoch während der nassen Jahreszeit. Die Pifang, Gujaben, Pomeranzen, u. s. w. blühen in der Regenzeit, vom October bis zum März, und geben in der trockenen Jahreszeit Früchte.

Wie in allen Klimaten fehlt es aber auch hier nicht an ungünstigen Einflüssen, die den Pflanzungen schädlich werden. Oft sieht man den schönsten Orangenhain als Beute der braunen Ameisen, welche die Rinde zernagen, oder der Gryllotalpen, welche die Wurzeln abstreifen, dahinwelken. Die jungen Mandioca- und Zuckerpflanzen werden bisweilen von ähnlichen Feinden in unglaublicher Anzahl überzogen, entblättert und zerstört, oder von den in der Erde wohnenden Wespen der Wurzeln beraubt. Ist aber auch die Erndte glücklich gereift, so muß der Besitzer sie mit vielen fremden Gästen theilen. Heerden von Affen, Papageien und anderen Vögeln fallen über die Pflanzungen her; die Paca, Agouti und die übrigen Arten von wilden Schweinchen fressen Blätter, Stengel und Früchte hinweg, und Myriaden von Blattwespen u. dgl. verflummern die Erndte. Der Pflanzler selbst, besonders erst aus Europa eingewandert und der hiesigen Natur ungewohnt, hat durch belästigende Thiere manche harte Prüfung zu bestehen. Hält er seine Wohnung nicht immer, besonders Morgens, Abends und Nachts, verschlossen, so giebt es kleine und große Schnaden in Menge, die ihn mit ihren Stichen selbst durch dicke Kleider hindurch quälen, und nur Garn oder seidene Stoffe können ihn gegen diese feindseligen Säuger sichern. Die häufig im Sande verborgenen Erdschnecken nisten sich unter die Nägel der Hände und Füße ein und verursachen, indem sie eine mit Eierchen gefüllte Blase erzeugen, die schmerzhaftesten Empfindungen, zu denen sich bei Vernachlässigung sympathische Anschwellung der Inguinaldrüsen, ja manchmal der Brand gesellen. Die anschwellende Blase muß, sobald sie schmerzt, mit Vorsicht herausgenommen, und sodann die Wunde mit Schnupftaback eingerieben werden.

Noch hat der Bewohner nicht selten andere Feinde im Hause; die weißbauchige Ameise, eine reichliche Anzahl Blatten und anderes Ungeziefer machen durch ihre Zerstörungswuth immer neue Einrichtungen nöthig. Die ersteren richten, wo sie auf ihren Zügen durchwandern, die furchtbarste Verheerung an; dem Metalle ausgenommen widersteht fast nichts ihrem Nagen; und in wenigen Tagen sieht man die Balken des Hauses mürbe, die Wäsche, Bücher und jedes Hausgeräthe zerstört. Die Blatten sind vorzüglich den Victualien gefährlich und pflegen sogar Nachts an den Finger-

spitzen der Menschen zu nagen. Besonders ist der Schade empfindlich, welche die Thiere dem Naturforscher zufügen; öfters findet er seine Sammlungen, die er wohlverschlossen und an der Wand aufgehängt sicher glaubte, in einer einzigen Nacht vernichtet. Durch mehrere Erfahrungen belehrt, haben wir nur die Anwendung der Buffon'schen Arseniksalbe, die Einwickelung der Pakete in Leinwand, mit Terpentinöl bestrichen, und ihre Verwahrung in blechernen Kisten, welche vor der Absendung verlöthet wurden, als zuverlässige Sicherheitsmittel erprobt.

Auch außer dem Wohnhause ist man hier vielen feindseligen Thieren ausgesetzt. Nicht zu gedenken der reisenden Unzen, der giftigen Schlangen, Eidechsen, Scorpionen, Tausendfüße und Spinnen, welche zum Glück nicht überall häufig angetroffen werden und nur gereizt die Menschen verwunden, sind schon die sogenannten Carabatos als eine der furchtbarsten Plagen anzusehen. Diese kleinen Thierchen, von der Größe eines Wohnsaamens bis zu der einer Linse, leben gefellig und zu Hunderten an einander gedrängt auf dem Grase und auf dürren Blättern. Sobald der Wanderer an solche Pflanzen anstreift, verbreiten sich jene mit sehr großer Schnelligkeit durch die Kleider auf die Haut, wo sie sich besonders an den zarteren Theilen einpressen, ein qualvolles Jucken, das durch unvermeidbares Reiben noch vermehrt wird, und endlich entzündete Wunden verursachen. Die sichersten Mittel, sich gleich Anfangs von diesen lästigen Feinden zu befreien, sind sie vom Körper abzulesen oder, wenn sie sich nicht schon zu tief eingegriffen haben, durch Reiben mit Branntwein, mit Taback, in Wasser eingeweicht, oder über Feuer durch Tabackräucherungen zu tödten. Nur wer selbst dieses in der heißen Zone so häufige Übel empfunden hat, kann sich eine Vorstellung von den Leiden machen, welche der immer im Freien lebende Naturforscher erdulden muß.

Übrigens sind alle diese Beschwerden zum Glück von der Art, daß man sie durch Kenntniß des Landes und Anwendung der erprobten Gegenmittel wenn nicht ganz beseitigen doch vermindern kann. Mit der fortschreitenden Bevölkerung und Bildung des Landes werden sie immer mehr verschwinden. Haben die Bewohner Wälder ausgehauen, Sümpfe ausgetrocknet, Straßen gezogen, allenthalben Dörfer und Städte gegründet, und so allmählig den Sieg über die zu üppige Vegetation und die schädlichen Thiere errungen, dann werden alle Elemente der menschlichen Thätigkeit willig entgegenkommen und sie reichlich belohnen. Bis jedoch diese Epoche für Brasilien eingetreten sein wird, mag das uncultivirte Land freilich noch das Grab von tausend Einwanderern werden. Angezogen durch die regelmäßige Herrlichkeit des Klima, den Reichtum und die Fruchtbarkeit des Bodens, verlassen Viele ihre angeborenen Wohnsitze, um sich eine neue Heimath in einem fremden Welttheile, in einer ganz verschiedenen Zone zu suchen. So wahr auch die Voraussetzungen sind, worauf sie einen günstigen Erfolg ihrer enthu-

astischen Unternehmung gründen, so wenig entspricht doch derselbe besonders den Auswanderern aus dem nördlichen Europa.

Wie soll auch der Bewohner der kalten Zone, plötzlich als Landbauer nach Rio de Janeiro oder wohl gar an die Ufer des Amazonenstroms, in fremdes Klima, fremden Boden, fremde Lebensart und Nahrung versetzt, und im Verkehr mit Portugiesen, deren Sprache er weder versteht noch leicht erlernt, wie soll er sich in diesem Lande gefallen und erhalten? Und was müssen vorzüglich Leute aus den niedrigeren Ständen, ohne allgemeinere Bildung und Habilität für neue Sprache, Lebensart und Klima, fühlen, wenn selbst Anksümmlinge von feinerer Bildung und Constitution, zurückgeschreckt von den Unannehmlichkeiten des heißen Klima, über die Hüßlosigkeit, Armuth und Plagen des Landes klagen, wie man es neuerlich so oft vernimmt? Findet der gemeine Mann, welcher aus nördlichen Gegenden einwandert, hier keinen Landsmann zum Führer, der, vertraut mit der Landesart und der Bearbeitung des Bodens, in den ersten Jahren väterlich mit Rath und That für ihn sorgt, so wird er selbst in diesem reichen Lande beinahe dem Hungertode preisgegeben und bei den zunächst entstehenden Gefühlen der Reue und des Heimwehs ein Opfer seiner Unternehmung.

Wer jedoch die ersten Prüfungen glücklich überstanden, seinen Heerd in dem schönen Brasilien gesichert und sich an das tropische Klima gewöhnt hat, der wird solches gerne als sein zweites Vaterland erkennen; ja hat er erst Europa noch einmal besucht, so wird er sich mit gesteigerter Neigung dorthin zurück sehnen und Brasilien, wie sehr man auch an der Wohnbarkeit der heißen Zone zu zweifeln pflegt, als das schönste und herrlichste Land der Erde preisen.

Dichte Nebel hingen am Morgen noch an den hohen Bäumen der Waldung, als wir aufbrachen, um das Ziel unserer Reise, das Presidio de S. João Baptista, zu erreichen, wo wir gegen Mittag anlangten. Dieser kleine Ort, aus einigen dreißig Häusern bestehend, ringsum von dichten Urwäldern umgeben, wo diese abgehauen sind, von fruchtbaren Pflanzungen umgeben, war das Hauptquartier des damaligen Generaldirectors der Indianer Maglier; wir fanden hier zwei Soldaten, welche schon die Weisung hatten, uns auf den Streifereien durch die Wälder und zu den Indianern zu begleiten und zu beschützen. Unter dem Generaldirector stehen mehrere sogenannte Directoren, angesehene Grundbesitzer, deren Jeder die ihm zunächst liegenden Anstaltungen (Aldeas) in Aussicht nimmt. Die Grundbesitzer, nach welchen diese Directoren und die ihnen untergeordneten Cabos die Civilisation der Indianer vermitteln sollen, machen der Regierung Ehre. Im Allgemeinen ist es nämlich das Verhältniß der Lutoren, in welchem die Directoren zu den in Aldeas versammelten Indianern stehen sollen. Ihre Hauptpflicht ist, die sich unterwerfenden Indianer zu albeistren, sie auf kluge Art zur Bebauung des ihnen als Eigenthum angewiesenen Landes anzuhalten

und ihnen überhaupt in dem neuen gesellschaftlichen Verbande mit Rath und That an die Hand zu gehen.

Um diese neuen Basallen zu erhalten, ihren gleichsam angeborenen nomadischen Instinct zu besiegen und sie an eine bleibende Stätte zu gewöhnen, hat die Regierung auch die Fürsorge getroffen, daß die neu abweisenden Indianer nicht bloß auf zehn Jahre von aller Steuerabgabe frei sind, sondern auch die ersten Jahre einen gewissen Vorrath von Maismehl, Mais und Ackerbauwerkzeugen, als Messer, Hacken, Beile, von dem Director umsonst erhalten.

Am 10 April verließen wir das Presidio und reisten in Begleitung eines Soldaten nach der Fazenda Guibowald ab. Kaum schien der obgleich mit etwas mehr Sorgfalt ausgehauene Weg anzuzeigen, daß wir uns der Wohnung des Generaldirectors näherten; im Gegentheile hatten wir einige Mühe, ohne Schaden zu leiden, über die tiefen Gruben und Löcher zu setzen. Ein finsterner Urwald überschattete uns, und die sonderbarsten Lüne verschiedener Thiere drangen aus der Ferne zu uns heran. Die zauberhafte Einsamkeit und der bewunderungswürdige Reichthum des Waldes hielten unser Gemüth gleichsam schwebend zwischen den Gefühlen von Furcht und Freude. Mit Erstaunen erblickten wir in den Wipfeln der Bäume mancherlei buntes Gesebber und reiche Guirlanden der schönsten Schlingpflanzen und Parasiten; wir muhten uns aber begnügen, sie in der unerreichbaren Höhe nur zur Schau prangen zu sehen.

Gegen Mittag befanden wir uns in der Nähe der Aldea do Morro Grande, wo mehrere Familien der Coroades wohnen, und schlugen auf den Rath unseres Soldaten den Seitenweg zu ihnen ein, nachdem wir Maulthiere und Waffen in dem benachbarten Fazenda eines Weißen zurückgelassen hatten. Nur das Vertrauen auf die Erfahrung des leitenden Soldaten vermochte uns auf dem engen vielfach verschlungenen Wege zu erhalten, bis wir endlich aus dem Dickicht in eine etwas lichtere Gegend an einen Bach gelangten, in welchem wir eine nacht mit allerlei Zeichen schwarzblau bemalte Indianerin erblickten. Sie war beschäftigt, sich mit Wasser zu übergießen, und bei unserer Erscheinung eben so sehr von Staunen ergriffen, wie wir. Ihr schwarzglänzendes Haupthaar hing wie ein Mantel auf die rothbraunen Schultern herab und mannichfaltige Zeichnungen und schwer zu deutende Figuren zierten Gesicht und Brust. Auf den Wangen hatte sie einen Kreis und darüber zwei Striche, und unter der Nase mehrere einem M ähnliche Züge, von beiden Mundwinkeln bis in die Mitte der Wangen zwei parallele Striche und unter diesen zu beiden Seiten viele gerade Streifen gemalt; unter und zwischen den Brüsten waren einige zusammenhängende Kreisbögen und längs den Armen herab die Figur einer Schlange dargestellt. Außer einer Halschnur von Affenzähnen trug diese Schöne keinen weiteren Schmuck.

Kaum hatte sie sich bei unserer Erscheinung von dem ersten Erstaunen erholt, so eilte sie schleunigst zur Hütte zurück. Wir bemerkten, daß auf ihre Nachricht von unserer Ankunft die meisten Indianer sich in die Hangmatten warfen oder in der Hütte sich verbargen, einige Andere in den benachbarten Wald entflohen. Als wir bei den Hütten ankamen, war außer einigen alten Frauen keine weibliche Person zu sehen; die Männer lagen stumm, bewegungslos und uns den Rücken zuehend in ihren Hangmatten. Unser militärischer Führer ging in die Wohnungen voraus, grüßte die Wilden und gab ihnen, soweit es seine Fertigkeit in ihrer Sprache erlaubte, zu verstehen, daß wir aus weiter Ferne gekommen seien, sie zu besuchen, und uns mit Einsammlungen von Vögeln, Schmetterlingen und Pflanzen beschäftigten. Diese Erklärung schien wenig Eindruck auf sie zu machen; wie vorher schaukelten sie ruhig in ihren Hangmatten und sahen uns nur mit verholenen Blicken an. Selbst gute Worte und Geschenke vermochten nichts über sie. Auf unsere Bitte um einen Trunk frischen Wassers drehte Einer von ihnen den Kopf herum und zeigte mit risselartig vorgeschobenem Munde, unter einer verdrüßlichen Pantomime, auf den benachbarten Bach hin.

Während dieser stummen Unterhaltung hatten wir Zeit, die häusliche Einrichtung dieser Waldmenschen zu beobachten. Ihre Hütten waren über dem kahlen Boden auf vier Capfeilern von zwölf bis funfzehn Fuß Höhe erbaut und etwa dreißig bis vierzig Fuß lang. Die Wände, aus dünnen mit Flechtwerk verbundenen Latten bereitet und zuweilen mit Lehm beworfen, hatten auf zwei Seiten manns hohe mit tragbaren Thüren aus Palmwedeln versehene Öffnungen; das Dach war aus Palmblättern und Maisstroh; auf der Windseite war die Hütte geschlossen, oder das Dach lief, wo die Seiten ganz offen waren, viel weiter und tiefer herab. In jeder Hütte befanden sich an mehreren Plätzen des Bodens Feuerstellen für die verschiedenen hier wohnenden Familien. Einige hatten auch zeltähnliche Hütten aus bloßen Palmblättern. Für den Rauch war kein anderer Ausgang als durch das Dach und die Thüre gelassen. Hangmatten, aus baumwollenen Schnüren verfertigt, welche die Stelle des Tisches, Bettes und der Stühle vertreten, hingen einen Fuß über dem Boden ringsum an den Pfosten der Hütten; sie sind das vornehmste Hausgeräthe, und dienen dem Mann, der Frau und dem Kinde oft zur gemeinschaftlichen Schlafstätte. Einige irdene Töpfe, einige Körbe von Palmblättern, mit Bataten, Mais, Mandiocwurzel und anderen Früchten angefüllt, Trinkschaalen (cujas), Schaalen mit Orlean- und Genipapofarbe, ein ausgehöhlter Baumstamm, um Mais zu stampfen, war Alles, was noch in den Kreis ihrer häuslichen Bedürfnisse gehörte. Die Maracá, eine mit Maiskörnern gefüllte an einem Handgriffe befestigte längliche Kürbisschaale, womit sie bei ihren Tänzen wie mit Kastagnetten klappern, einige Büschel ober

Kränze von bunten Federn, um bei Festlichkeiten den Kopf und die Arme zu zieren, vollenden den einfachen Hausrath.

Die Waffen der Männer, Bogen und Pfeile, lehnen an den Wänden umher. In der Hütte des Häuptlings hängt ein an der Spitze abgeschliffenes Ochsenhorn, durch dessen Ton er den zerstreuten Nachbarn Nachricht von der Ankunft eines Weißen oder von einem andern Ereignisse giebt, oder sie zu Festen und Krieg herbeiruft.

Viele schöne und bisher unbekannte Papageien, einige Arten von Waldhühnern, besonders das niedliche Jacu, Schildkröten und frei herumlaufende Affen schienen mit zur Familie gerechnet zu werden. Unser Wunsch, die seltneren dieser Vögel zu besitzen, den der Soldat mit eifrigen Vorstellungen unterstützte, blieb unbefriedigt, bis dieser die Thiere fing und sie dem Eigenthümer in der einen Hand, ein glänzendes Geschenk in der andern, vorhielt. Nach langem Hin- und Herschielern griff der Indianer gierig nach dem Geschenke, und so blieben wir gleichsam durch einen stillschweigenden Vertrag im Besitze unserer Beute.

Nach und nach kamen die Indianer, welche sich in den Wald und hinter die, wie in allen Aldeas, weit von einander stehenden Hütten gesüßet, wieder zum Vorschein, fuhren jedoch fort nur Seitenblicke auf uns zu werfen. Ein altes Mütterchen kehrte in dessen zu ihrer Arbeit zurück und stampfte eifrig Maiskörner in einem ausgehöhlten Baumstamme; ein anderes knüpfte mittelst eines Hölzchens an einer halbvollendeten Hangmatte; die jüngeren Weiber blickten neugierig hinter den benachbarten Palmstämmen hervor; sie waren theils ganz nackt theils mit einem Stück weißen Baumwollzeuges um die Lenden bekleidet; einige trugen Glasperlen, andere Schüre von schwarzen und rothen Saamen oder von Affen- und Onzenzähnen um den Hals. Die unermüdeten Kinder wurden von den Müttern, auf dem Rücken festgebunden, mit hin- und hergeschleppt; auch diese Säuglinge waren schon mit rothen und schwarzblauen Strichen und Punkten, besonders im Gesichte, geziert, denn die Zärtlichkeit der Mütter übt sich, sobald sie nur vom Schlafe erwacht sind, in dieser Malerei. Die hier wohnenden Indianer pflegen jedoch, wie die meisten Stämme im südlichen Brasilien, nur verwischbare Malereien aufzutragen und die Sitte des Tatuirens findet sich nicht bei den Völkern am Amazonenflusse.

Nachdem wir unsere stummen Wirthe noch mit mehreren Geschenken erfreut hatten, die alle ohne Äußerung von Dankbarkeit angenommen wurden, kehrten wir zu der Fazenda zurück, um unsere Waffen und Maulthiere abzuholen.

Das Temperament des Indianers ist beinahe noch unentwickelt und spricht sich als Pflagma aus. Alle Seelenkräfte, ja selbst die höhere Sinnlichkeit, scheinen sich wie in einem Zustande der Erstarrung zu befinden. Ohne Reflexion auf das Ganze der Schöpfung, auf die Ursachen und den innern Zusammenhang der Dinge leben sie, ihre Sinne nur auf Selbsterhaltung richtend. Vergangenheit

und Zukunft unterscheiden sie beinahe nicht, daher sorgen sie nie für den kommenden Tag. Fremd der Gefälligkeit, Dankbarkeit, Demuth, dem Ehrgeize und überhaupt allen zarten und edlen Regungen, welche die menschliche Gesellschaft zieren, theilnahmlos, verschlossen, versunken in einen Indifferentismus gegen Alles, gebraucht der Indianer nichts als seine von Natur aus scharfen Sinne, seine Schläuheit und sein zuverlässiges Gedächtniß, und zwar nur da, wo es Krieg oder Jagd, seine Hauptbeschäftigung, angeht. Kalt und träge, selbst in den Familienverhältnissen, folgt er mehr dem thierischen Instincte als einer zärtlichen Neigung, und seine Liebe gegen die Frau äußert sich nur in der grausamen Eifersucht, welche nebst der Rachsucht die einzige Leidenschaft ist, wodurch seine verkümmerte Seele aus ihrer dumpfen Gleichgültigkeit gerissen werden kann. Schamhaftigkeit ist den Männern nicht eigen; nur die nackten Weiber scheinen sie zu verrathen.

Gefühllos für die Reize des Gaumens, besonders zur Fleischnahrung geneigt, ist der Indianer im Allgemeinen mäßig und folgt ohne bestimmte Zeitordnung nur dem Bedürfnisse, ja hungert oft seiner Bequemlichkeit zu Gefallen; leidenschaftlich dagegen ist er dem Trunke seiner Vinhasa oder, wenn er dessen theilhaftig wird, des Brauntweins ergeben. Still, folgsam im Dienste des Weißen, hartnäckig ausdauernd in der angewiesenen Arbeit, durch keine Behandlung zum Borne, wohl aber zu langwieriger Rachsucht reizbar, ist er, wie die Colonisten zu sagen pflegen, nur geboren um befehligt zu werden. Weber diebisch noch betrügerisch und zu Nichts Verlangen tragend, was nicht zu den Bedürfnissen des Magens gehört, hält er sich stets einzeln und von der Familie abgefordert. In der Krankheit von den Colonisten auch noch so sorgfältig verpflegt, oder überhaupt mit Wohlthaten begünstigt, fühlt er während der Genesung nur um so lebhafter seinen nomadischen Instinct und flieht, aller Dankbarkeit beinahe unfähig, selbst ohne nähere Veranlassung in seine finstern Wälder zurück.

Nichts weniger als gesprächig, schläft er auch während eines Theils des Tags, spielt außer der Jagdzeit mit seinen Hausthieren oder stiert gedankenlos vor sich hin, zuweilen wie im Traume von gespensterhaften Phantasten geschreckt. Fest gewurzelt in der Gegenwart, erhebt er fast nie sein Auge zu dem gesamten Sternenhimmel. Jedoch beherrscht ihn eine gewisse ehrfurchtsvolle Scheu vor einzelnen Gestirnen, wie vor Allem, was einen geistigen Zusammenhang der Dinge offenbart. Es ist aber nicht die Sonne, welche seine Aufmerksamkeit vorzüglich auf sich zieht, sondern der Mond, von dem er insbesondere, wie seine Zeitrechnung, auch Gutes und Schlimmes abzuleiten pflegt. Da alles Gute unbemerkt an ihm vorübergeht und nur das Widerwärtige Eindruck auf ihn macht, so erkennt er keine Ursache des Guten, oder keinen Gott, sondern nur ein böses Princip, welches ihm bald als Eidechse, als Mann mit Hirschfüßen, als Krokodill, Onze begegnet, bald sich in einen Sumpf

u. s. w. verwandelt, ihn irreführt, nekt, in Schaden und Gefahr bringt oder gar tödtet.

Stirbt ein Indianer, so wird er in der Hütte begraben, welche hierauf, wenn es ein Erwachsener war, verlassen und mit einer neuen vertauscht wird. Der Leichnam wird in einer hockenden Stellung, entweder in einen großen Topf von Thon gesteckt oder in Bast oder altes Baumwollenzug gewickelt, unmittelbar in die Erde gegraben, die sodann unter jämmerlichem Geheule mit den Füßen stark eingestampft wird. Auf das Grab legen sie eine Zeitlang die Waffen der Verstorbenen, auch Speisen, Wildpret, und pflegen die Todtenklage täglich zweimal zu wiederholen, wobei sie sich die Haare kurz abschneiden oder sehr lang wachsen lassen, die Weiber sich auch am ganzen Körper schwarz färben sollen. Noch lange nach dem Hinscheiden feiern sie das Gedächtniß der Todten, wenn sie zufällig an die Stelle kommen, wo sie begraben liegen, durch Klagegeheul.

Wir besuchten die Albas der Coroados zu allen Stunden und erhielten so einen lebendigen Eindruck von dem ganzen Tageslaufe dieser Naturmenschen. Sobald das Sonnenlicht die Hütte des Indianers erhellt, erwacht er, steht sogleich auf und tritt unter die Thür, wo er gewöhnlich einige Zeit mit Ausreden und Reiben der Glieder hinbringt, bis er sich endlich in den Wald begiebt, um ein natürliches Bedürfniß zu befriedigen, dessen Spur er, den Regen gleich, immerhin alsbald zu bedecken pflegt. Hierauf geht er zur Hütte zurück, wo er die noch sorglummenden Kohlen des gestrigen Feuers hervorruft oder es mittelst zweier trockenen Holzstäbe, deren einen er quirlend auf dem andern bis zur Entzündung reibt, und durch Vorhalten dörren Grases oder Strohes von neuem anmacht. Der gesammte männliche Theil der Bewohner nimmt hierauf Theil an dem Geschäfte: die Einen schleppen Holz aus dem Walde herbei, die Andern schüren das Feuer zwischen einigen großen Steinen an, und sämtliche hocken sich dann, auf die Spitzen der Behen gestützt, rings um dasselbe nieder. Ohne einander anzusehen oder mit einander zu sprechen, bleiben sie oft mehrere Stunden in dieser Stellung und nur beschäftigt, das Feuer zu unterhalten oder zum Frühstücke Bataten, Bananen, Maiskolben, u. s. w. in der Asche zu rösten. Ein heimischer Affe oder irgend ein anderes ihrer zahlreichen Hausthiere, womit sie spielen, dient ihnen dabei zur Belustigung.

Der Weiber erstes Geschäft, nachdem sie die Hangmatten verlassen, besteht darin, daß sie sich und ihre Kinder bemalen, und darauf geht eine Fede an die bestimmte häusliche Arbeit, an das Abziehen der Fäden von Palmblättern, das Stricken der Netze, die Verfertigung irdener Geschirre, das Reiben der Mandioca und das Stochen der Maiskörner, woraus sie mittelst saurer Gährung ein kühlendes Getränk (Catimboeira) zu bereiten wissen. Andere gehen in ihre kleinen Pflanzungen, um Mais, Mandioca, Bohnen zu holen, oder in den Wald, um wilde Früchte und Wurzeln zu suchen.

Haben die Männer ihr sehr frugales Frühstück eingenommen, so richten sie ihre Bögen, Pfeile, Schlingen und Lanzen, u. s. w. zu. Die ersteren werden aus dem rothen Holze mehrerer Schotenbäume oder aus dem schwarzen einiger stacheligen Palmarten, von der Gattung *Astrocaryum* mit steinernen Arten geschnitten und mit dem scharfkantigen Bambusrohre polirt oder mit den eingehandelten eisernen Messern zurecht gemacht, die Pfeile selbst von einem Rohre bereitet. Erst wenn die Sonne hoch steht und die Hitze sehr zugenommen hat, liebt der Indianer sich im Bache zu baden, und geht dann gewöhnlich zwischen neun und zehn Uhr auf die Jagd, meistens von der Frau begleitet. Er verfolgt hierbei die schmalen kaum bemerkbaren Fußsteige oder geht quer durch die Waldung. Ist das Ziel seiner Reise entlegen, so bricht er, um den Rückweg leichter zu finden, Zweige von den Gesträuchen ab, die er hängen läßt oder in den Weg streut. Der Mann trägt in der Hand seine Waffen und, wenn er es eingehandelt hat, ein kurzes Messer mittelst einer Schnur am Halse; die Frau folgt leer oder mit einem aus Schnüren geflochtenen Beutel, der einige Lebensmittel enthält.

Mit vorwärts geneigtem Leibe gehen sie kurzen Schritts, immer sich schmiegend und niedertauchend, durch das Dickicht und spähen mit Ohr und Auge aufmerksam nach allen Seiten. Bei dem geringsten Geräusch halten sie still oder vertriehen sich. Wird ein Wildpret erblickt, so schleicht der Indianer äußerst vorsichtig mit gespanntem Bogen näher, und schießt endlich den Pfeil ab ohne zu fehlen. Die Frau sucht gewöhnlich die Beute und den Pfeil in dem Gebüsche auf. Ihre Pfeile sind von verschiedener Form nach der Größe der Thiere, zum Theile mit Widerhaken versehen; niemals aber haben wir bei diesen Indianern vergiftete Pfeile wahrgenommen. Vögel, welche sie als Hausthiere zu besitzen wünschen, fangen sie mit der Schlinge an einem sehr langen Stöcke. Der Indianer schleicht hiebei behutsam hinzu oder klettert still am Baume hinauf, und hält dem Thiere die Schlinge so lange und geschickt vor, bis es endlich daran hängen bleibt. Den Gebrauch der Fischangel kannten diese Indianer vor der Einwanderung der Portugiesen nicht und sie erlegten die Fische durch Pfeilschüsse oder mit langen Wurfspießen. Sind einige kleine Thiere oder ein größeres erbeutet, so hat die Jagd für diesen Tag ein Ende und die Frau trägt das Wildpret in dem mit Baumharze an der Stirne festgehaltenen Beutel nach Hause.

Die Bereitung des Mittagmahles ist, wie die Unterhaltung des Feuers, den Männern überlassen. Schweine werden gesengt, andere haarige Thiere mit Haut und Haaren angepöckelt und ans Feuer gebracht, Vögel oberflächlich gerupft, dann ausgeweidet. Der Körper wird ganz oder theilweise an Stöcke gespießt, am Feuer gebraten oder in den Topf mit Wasser gesteckt. Will der Indianer einen Theil des Fleisches aufbewahren, so wird dieses im *Muquem*, d. h. auf ein hölzernes Flechtwerk, über das Feuer gelegt und durch Hitze und Rauch so lange gedörret, bis es so dürr wie Holz ist. Als

besonderen Lederbissen braten sie auch die Gedärme, nachdem sie solche über runde Stücke gezogen haben. Salz wird bei dieser einfachen Kochkunst nicht angewendet. Der Indianer liebt gebratenes Fleisch, besonders wenn es noch blutig ist, mehr als gesottenes. Der Tapir, die Affen, Schweine, Armadille, Paca, Agouti sind seine Lieblings-speisen: er ißt aber auch das Coati, Meh, die Vögel, Schildkröten und Fische sehr gerne, und nimmt im Nothfalle mit Schlangen, Kröten und großen gebratenen Insectenlarven fürlieb.

Das Mittagmahl wird gemeinlich nach der Jagd gegen vier Uhr genossen. Die Bewohner der Hütte, oder auch jeder Nachbar und Stammverwandte, welcher eben gegenwärtig ist, nimmt Antheil an dem Mahle; ein Jeder reiht sich dabei ohne Rangordnung ein Stück von dem Braten und hoct sich damit, entfernt vom Feuer und abgesondert von den Übrigen, in einen Winkel der Hütte oder unter einen Baum. Vor allem theilen sie ihren Hühnern und Hunden mit, welche sie von den Colonisten sich angeeignet haben und sehr schätzen, und dann beginnen sie das Fleisch nach den Längensfasern abzuzupfen, um es zu essen. Ihr Gewürz ist gewöhnlich eine Beere von der Malaquetta, einer Art des Capsicum frutescens. Die Frau bringt zu diesem Mahle in die Nähe des Feuers die Guja mit Mandioccamehl, wovon sich ein Jeder eine Hand voll nimmt, um das Mehl mit derselben Geschicklichkeit wie die Colonisten behaglich in den Mund zu werfen. Ist das Mahl vollendet, so holt ein Ollied der Familie aus dem benachbarten Bache eine Guja Wassers, woraus dann Jeder beliebig trinkt. Gleich nach dem Essen liebt der Indianer in der Hangmatte zu schaukeln oder darin zu schlafen.

Außer dem Mittagmahle hält er keine Mahlzeit, wohl aber ißt er inzwischen Früchte des Waldes, Bananen, Wassermelonen u. s. w., die er in der Nähe der Aldea baut oder oft auch aus den benachbarten Anpflanzungen der Colonisten entwendet. Ist ein Trinkfest veranstaltet, so beginnt vor Sonnenuntergang das Trinken der Vinhassa und dauert unter tumultuarischem Tanz und Gesang bis gegen Tagesanbruch, worauf sie halb berauscht den Morgen bis zehn Uhr in dem Neze zubringen. Derjenige, welcher am meisten Mais gebant und vorrätig hat, ist der Wirth für die Bewohner der benachbarten Aldeas, und während jedes Gelages wird Ort und Tag zu dem nächsten verabredet. Man will bemerkt haben, daß die Coroados am häufigsten den Sonnabend zu dieser Lustbarkeit wählen. Auch über die Fehden und Kriegszüge gegen einen benachbarten Stamm und über gemeinschaftliche Jagd wird meistens bei diesen Festlichkeiten berathschlagt.

So gehen dem Indianer unter Jagd, Krieg, wilden Festen und mechanischen häuslichen Beschäftigungen in einer rohen gefühllosen Lebensweise Monate und Jahre hin, ohne daß er sich eines höheren Berufes der Menschen bewußt wird. Wenn er auch allmählig anfängt, mit den Herren des Landes einigermaßen in Verkehr zu treten, so sind ihm doch gesellschaftliche Tugenden unbekannt.

In der Nähe der Colonisten verläßt er sich mehr auf ihren als auf seinen eigenen Fleiß und raubt, wenn ihn Mangel drückt, in dessen Pflanzungen und Viehstand. Das Christenthum zu verbreiten sind zwar der Geistliche und überhaupt die Portugiesen in S. João Baptista sehr bemüht; allein selbst die gebildeten Coroados haben bis jetzt keine Ahnung von dem Wesen der christlichen Religion und nehmen höchstens an den äußeren Gebräuchen und auch hierin nicht ausdauernden Antheil. Es ist zwar nichts Seltenes, daß diese Naturmenschen sich zur Trauung in der Kirche einfinden oder ihre Kinder zur Taufe bringen; jedoch reizt sie hiezu nur die Ceremonie, welche sie staunend angaffen, ohne dabei irgend eine Gemüthsbe-
wegung oder Nachdenken zu verrathen. Sie unterscheiden sich auch hierin von dem Neger, der nichts mehr liebt, als die Ceremonien und die Function der Geistlichen selbst nachzumachen.

Da die Directoren bisweilen einige Indianer in die volkreicheren Orte schicken, um durch ihre Aussagen bei der Rückkehr auf ihre Landsleute günstig zu wirken, so machte uns derselbe im Presidio den Antrag, einige Indianer als Begleiter nach Villa Rica mitzunehmen. Am Abend vor der Abreise brachte er daher zwei junge Coroados in unsre Wohnung und ermunterte sie zur Abreise mit uns durch Branntwein und durch die Hoffnung, als Capitão mit einer bunten Kleidung zurückzukehren. Es war hiebei lächerlich anzusehen, welche Wirkung eine glänzende Uniform auf diese Naturmenschen machte. Man zog sie Einem derselben an, setzte ihm einen Dressehut auf und hielt ihm den Spiegel vor. Betroffen und stolz begaffte er bald sich bald sein Bild und befühlte die neue Kleidung und den Spiegel von allen Seiten; obgleich er das zauberhafte Bild nicht erklären konnte, so schien doch ein wohlgefälliges stolzes Gefühl über alle seine Zweifel die Oberhand zu behaupten. Von diesem Augenblick an war sein Entschluß gefaßt und er freute sich uns zu folgen. Er gewöhnte sich bald an uns, begleitete uns auf einem großen Theile der Reise und erhielt von uns wegen seiner Anhänglichkeit den Namen Custodio.

Nachdem wir während eines Aufenthalts von drei Wochen in dem gastreichen Hause des Senhor Rogueira die wichtigsten Schätze des Sertão, namentlich aus dem Thierreiche, gesammelt hatten, verließen wir unter der Begleitung unseres vortrefflichen Wirthes Contendas, diesen freundlichen Ort, der für uns Fremdlinge nicht umsonst den bedeutungsvollen Namen trug.

Nicht am Ufer des Stromes bezogen wir die Fazenda Capão, um das zahlreiche Gepäcke unterzubringen, bis Mittel geschafft waren, es überzusetzen. Wir glaubten uns hier in ein ganz fremdes Land versetzt. Statt der dürren blattlosen Waldungen, oder der Campos, des hochliegenden Sertão sahen wir uns rings umgeben von saftiggrünen Wäldern, welche ausgedehnte Fischteiche umsäumten. Als wir gegen Abend einen dieser Teiche beschließen — welch' sonderbares Schauspiel stellte sich da unsern Blicken dar.

Hunderte der rosenfarbenen Rößelgänse standen in langen Reihen, gleichsam Compagnienweise vereinigt, längs den Ufern hin und wadeten, mit dem Schnabel emsig im Sumpfe umherfuchend, langsam vorwärts. Tiefer im Wasser schritten gravitatisch einzelne große Störche, die Jaburús und Tujujús, einher, mit ihren langen Schnäbeln die Fische verfolgend. Auf einer kleinen Insel inmitten des Teiches waren dichte Schwärme von Enten und Wasserhühnern gelagert und zahlreiche Kibizen umkreisten im schnellen Fluge die Ränder des Waldes, auf der Jagd nach Insecten geschäftig. Hier herrschte endloses Geschnatter, Geschrei und Gezwitzchen der mannigfaltigsten Vögelgeschlechter, und je länger wir das seltsame Schauspiel betrachteten, worin die Thiere mit aller ihnen inwohnenden Selbstständigkeit und Lebendigkeit allein die Rollen ausfüllen, um so weniger konnten wir es über uns gewinnen, durch einen feindseligen Schuß die Behaglichkeit dieses Naturzustandes zu stören.

Wir sahen hier gewiß mehr als zehntausend Thiere neben einander, welche, jedes nach seiner Weise, den angeborenen Trieb der Selbsterhaltung verfolgten. Das Gemälde der ersten Schöpfung schien vor unsern Blicken erneuert, und dieses so überraschende Schauspiel hätte noch angenehmer auf uns wirken müssen, wäre nicht das Resultat unserer Betrachtungen der Gedanke gewesen, daß Krieg und ewiger Krieg die Lösung und die geheimnißvolle Bedingung alles thierischen Daseyns sey. Die unzählbaren Arten von Sumpfund Wasservögeln, welche hier unbedrückt um einander ihr Wesen treiben, verfolgen jede ihre eigene Beute an Insecten, Fröschen und Fischen, so wie jede von einem andern Feinde heimgesucht wird. Den mächtigen Störchen, welche sich als die Könige dieses Wasserreiches betrachten, stellen die großen Adler und Unzen nach, den Enten und Rößelgänsen die Fischotter, Bielfraße, Tiegertagen und Geier, den kleineren Wasservögeln stärkere Nachbarn; allem diesen beweglichen Gefieder aber wird die Herrschaft über die abgelegenen Gewässer durch die Kaimans, die Riesenschlangen und den fürchterlich gefräßigen Fisch, die Piranha, streitig gemacht.

Diese Vögel wohnen in der Nähe des Flusses, sie nisten im Schilf und im sumpfigen Ufer der Teiche, oder auf den überhängenden Zweigen des Magabisso, vollenden ihre Brützeit während der trocknen Monate und ziehen, wenn die Überschwemmung eintritt, nach den höheren Gegenden des Ufers, zum Theil auch gleich unsern Zugvögeln gegen die Meeresküste hin.

Nachdem wir eine Skizze von diesem seltsamen Reiche der Vögel entworfen hatten, führte uns Senhor Mogueira auf einem andern Wege gen Capão zurück. Wir vertieften uns in das Dickicht eines verwachsenen Waldes und waren kaum eine Viertelstunde lang darin fortgegangen, als sich die Aussicht auf einen andern Teich eröffnete, der, von dichtem Gebüsch überhangen, vom Schein der untergehenden Sonne geröthet, still und melancholisch vor uns lag. Während das grelle Geschrei jener geselligen Bewohner der Luft noch in unsern Ohren tönte, waren wir wie durch Zauberei in ein Land

des Todes versetzt. Kein Vogel zeigte sich, die Gegend schien wie ausgestorben, selbst die schwüle Luft, welche geheimnißvoll über der Tiefe des dunkeln Gewässers ruhte, bewegte keinen Zweig, kein Blatt. Verwunderungsvoll an unsern Führer gewendet, wurden wir von ihm bedeuert, dies sey bloß der Aufenthalt zahlloser Kaimans und der gefräßigen Piranha. Indem wir diesen grauenvollen Ort mit Dantes Höllesee verglichen, streckten mehrere jener geschuppten Ungeheuer schnarrend und spritzend ihre Köpfe aus dem Gewässer hervor, und es fielen uns die Worte des Dichters ein:

Che sotto l'acqua ha gente, che sospira,
E fanno pullular quest' acqua al summo.

Wir zählten mehr als vierzig solcher Kaimans, die theils am Ufer lagen theils allmählich, wahrscheinlich durch unser Geräusch veranlaßt, auf die Oberfläche des Wassers kamen, wo sie sich entweder bewegungslos, einem Stücke Holz ähnlich, schwimmend erhielten oder mit hervorragendem Kopfe in allen Richtungen durcheinander fuhren. Die größten dieser Thiere hatten acht bis neun Fuß Länge, einen grünlichen Panzer und eine stumpfe Schnauze. Keiner Creatur hat die Natur einen gleich scheußlichen Anblick verliehen als diesem Thiere, das manche Maler nicht mit Unrecht zum Bilde der niedrigsten Bosheit und Verworfenheit bemußt haben. Die Kaimans (hier lacaré) leben fast immer gesellschaftlich in diesen Teichen und vermehren sich außerordentlich.

Während der Regenzeit legt jedes Weibchen sechzig bis achtzig Eier, von der Größe eines Hühnerettes und von biegsamer grubiger Schale, in den Sand des Ufers, und mehrere Weibchen schleppen diese zusammen, schichten sie abwechselnd mit Lagen von Teichschlamm in sechs bis acht Fuß hohe Pyramiden auf, und überlassen nun der Wirkung der Sonne und der Gährung das Ausbrüten. Schon Plinius bemerkt, daß die Krokodile Aegyptens ihre Eier stets an die Gränze der Überschwemmung legen, und es verdient deshalb erwähnt zu werden, daß auch in Brasilien der Ort dieser Eierhausen als Maßstab für die Ausdehnung der Hochwasser angenommen wird. Ein Weibchen pflegt abwechselnd in der Nähe der unentwickelten Nachkommenschaft Wache zu halten, und mancher Seratanejo, der sich naht, mußte die Unvorsichtigkeit mit dem Verluste eines Fußes bezahlen. Bei Annäherung eines Feindes erhebt sich die sonst träge Wächterin mit Schnelligkeit, die Nasenlöcher erweitern sich, die kleinen glühenden Augen rollen, der blaßrothe Rachen gähnt weit auf, und mit einer schnappenden Bewegung erreicht sie die Beute, welche sie nicht eher losläßt, bevor sie nicht mit den mächtigen Zähnen, unter heftigen Windungen, ein Glied abgebissen.

Pferde und Rindvieh, welche das unterste Fußgelenk, den Schwanz oder die Lippen auf diese Weise verloren haben, sieht man deshalb hier ziemlich häufig. Die Hunde tärtschen die Kaimans, indem sie schnell die Stelle verlassen, wo sie das Wasser bewegten, um an einer andern zu saufen. Selbst die Unze wird, wenn sie

um zu laufen an das Wasser kommt, bisweilen von dem Jacaré besiegt, und alle Thiere scheinen diesem Ungeheuer fürchtam auszuweichen, nur die Piranha nicht, welche dessen gefährlichster Feind ist.

Als wir in eine abgelegene Bucht des Seiches, die von Schwärmen des Fisches wimmelte, ein rothes Tuch hingeworfen, konnten wir zwei dieser Thiere daran herausziehen, welche, von der Farbe getäuscht, augenblicklich angebissen hatten. Die Piranha ist ein Fisch von der Größe eines Karpfen und mit einem Rachen der schärfsten Zähne bewaffnet. Im höchsten Grade gefräßig und nach Fleisch lüftern und immer in zahlreichen Haufen versammelt, wird sie auch den größten Thieren gefährlich; diese erscheinen, von einem Schwarm der Piranha angegriffen, noch einen Moment brüllend an der Oberfläche des Wassers, und sind darauf, indem jeder Fisch nur einen Biß führt, augenblicklich das Opfer von tausend Feinden geworden. Die Thiere des Sertão kennen die Gefahr, welche ihnen dieses blutgierige Geschlecht bereitet, und meiden sorgfältig die Teiche, worin es sich aufhält. Wenn die Capivara, von andern Schwärmen verfolgt, sich dahin zurückziehen muß, so thut sie es mit behutsamer Ruhe, um das Wasser nicht viel zu bewegen; Pferde und Rinder schlürfen in der Tränke das Wasser nur von der Oberfläche und senken den Rüssel nicht tief ein; dessenungeachtet wird er ihnen nicht selten abgebissen; selbst der Kaiman flüchtet vor diesem grimmigen Feinde, und wendet dann den unbewehrten Bauch an die Oberfläche des Gewässers; nur der Fischotter, dessen filziger Pelz die Kraft des Gebisses abstumpft, ist vor ihnen sicher. Die Piranha ist übrigens einer der schwächsten Fische.

Bald nahe bald ferne brankte zu unsern Füßen in einem tiefen Thale der Itahype über sein Granitbette hin, und ein mannichfaltiger Wechsel von Ausblicken in wildverwachsene Schluchten, in finstere Waldgebänge und auf kleine Wasserfälle entschädigte uns für die Mühe einer Wanderung auf ungebahnten steilen Wegen. Vergessen waren sie aber in dem Augenblicke, als wir die Fazenda Almada betraten, wo deutsche Sprache und deutscher Händedruck uns willkommen hießen. Herr P. Weyll hatte den Muth gehabt, sich in dieser Wildniß niederzulassen; große Strecken des Waldes waren umgehauen, abgebrannt und mit Mais, Reis, Zuckerrohr und Kaffeebäumchen bepflanzt; im Thale am Itahype, der eben da, zwischen malerischen Felsgruppen, einen kleinen Fall bildet, war der Grund zu einer Zuckermühle gelegt und für die Zimmerung derselben ein eigener Werkmeister angenommen. Auf der Höhe des Berges, welche den ganzen Landtheil unseres Wirthes, von einer Quadratlegoa Umfang, beherrscht, sollte ein Wohnhaus gebaut werden.

Diese Vorarbeiten, welche mit zehn bis zwölf Negerclaven und den um Tagelohn arbeitenden Indianern geschehen waren, hatten gewissermaßen den muthigen Anstiedler erst mit der Größe und

Schwierigkeit seines Unternehmens bekannt gemacht. Jetzt erst war er dahingekommen, die ungeheuere Waldung zu überschauen, welche er sein nannte, von der er aber erst nach fortgesetzten Opfern mehrerer Jahre, voll Beschwerclichkeiten und Sorgen, den Lohn seiner Thätigkeit erwarten durfte. Die Vegetation streitet hier mit aller Stärke des jugendlichen und unbeflegten Bodens gegen die Thätigkeit des Menschen; und Vermessenheit würden viele unserer harmlosen Landbauer das Unternehmen nennen, hier die friedliche Kunst des Ackerbaues, mit Feuer und Art bewaffnet, der unregelmelten Schöpferkraft der Erde entgegenzustellen.

Groß und mannichfaltig sind die Plagen, denen sich der kühne Pflanzler in diesen einsamen Wildnissen, abge schnitten von der übrigen gebildeten Menschenwelt, aussetzen muß; denn abgesehen von der Mühseligkeit der Ausrodung dicht verwachsener Wälder, wo mancher Baum, von zehn bis zwölf Fuß Durchmesser, zwei Arte mehrere Tage lang beschäftigt, wo das Abbrennen bisweilen nur unvollkommen gelingt, Würmer, Schnaden, Ameisen und Vögel den Pflanzern um so mehr nachstellen, als diese wie zarte Fremdlinge in den Wäldern erscheinen — so ist der Ankömmling und seine Dienerschaft manchen Krankheiten, vorzüglich kalten Fiebern und Hautausschlägen, ausgesetzt; er leidet von den Mosquitos, welche ihn zwingen, seine Hütten während des Tages sorgfältig zu verschließen, weil sie den Schatten aufsuchen; er hat nicht selten Mangel an gewöhnlicher gesunder Kost, da er sich alle Provisionen von Fleisch, Butter, u. s. f. aus der Ferne kommen lassen muß, und endlich sind ihm seine Sklaven eine beständige Quelle von Sorgen, da sie bei irgend einer Unzufriedenheit gar leicht Gelegenheit zur Flucht in die unermesslichen Wälder oder zum Aufenthalte bei entfernten Fazendeiros finden. Die Gesetze bestimmen zwar scharfe Strafen den Brasilianern, welche Sklaven anderer zurückhalten, jedoch geschieht dieses nicht selten, und der angehende Pflanzler, dessen Capital dann theilweise unbenützt ruht, empfindet den Mangel arbeitender Hände gerade im Beginne seiner Bemühungen um so übler.

Auf alle diese in Europa nicht hinreichend gewürdigten Schwierigkeiten wurden wir von unserm gastfreundlichen Wirth aufmerksam gemacht; sie ließen uns erkennen, welche Kraft des Charakters, ja sogar welcher Antheil von Glück und Zufall nothwendig sey, um die Unternehmung deutscher Colonisten in jenen Gegenden so erfolgreich zu machen, als man sich bei uns nicht selten vorspiegelt. Auch die beiden Nachbarn des Hrn. Weyll, Hr. Fr. Schmid aus Stuttgart, in der Pflanzung Luisa, und Hr. Borell aus Neuschädel, in Castel-Novo, mußten uns, obgleich guter Hoffnungen voll, eine ähnliche Schilderung von den Schwierigkeiten einer Anstiedelung in diesen Wäldern machen.

Der Erstere beabsichtigte, die Asche der verbrannten Stämme in seinen Pflanzungen für Pottasche zu verwenden, und glaubte beobachtet zu haben, daß die Asche der hiesigen Bäume verhältniß-

mäßig weit mehr Kali besitze, der Letztere baut vorzüglich Kaffe. Alle hatten viel von kalten Fiebern zu leiden gehabt, und glaubten mit Recht nur dann ihre neuen Wohnplätze frei von den Einflüssen der schädlichen Ausdünstungen der Wälder, wenn diese durch häufige Niederlassung in der Nähe gelichtet worden wären. Doch wurde, so viel wir hören, bis jetzt dieser Wunsch nicht erreicht, und nachdem eine Gesellschaft von Deutschen, besonders Frankfurter Colonisten, sich unter Anführung des leider zu früh verstorbenen Hrn. Freyreich am Rio Mucuri, in der Provinz Porto Seguro, niedergelassen hat, wurde Hr. Wehl veranlaßt, sich dahin überzusiedeln; Hr. Schmid aber hatte seine Unternehmung schon früher aufgegeben und war nach Europa zurückgekehrt.

Wir setzten am 1. März die Reise fünf und eine halbe Legoa, bis zu dem Arrajal da Feira de S. Anna, fort. Die Einwohner dieser ärmlichen Ortschaft boten uns schon das vollkommene Bild der Sertanejos dar. Der Zweck unserer Reise, den wir angaben, schien ihnen ungläublich. Der Stimmführer bewies ihnen mit triftigen Worten, daß irgend eine geheime Absicht dieser Expedition zum Grunde liegen müsse. „Wie könnt ihr glauben, sprach er, daß man sich um Käfer und Kräuter Willen der Gefahr zu verbürsten aussetzen werde? Die Herren suchen die Silberlöcher von Monte Santo auf und werden gewiß die Mühseligkeiten einer solchen Reise nicht umsonst auf sich nehmen.“ Diese und ähnliche Bemerkungen überzeugten uns, daß die Sage von dem mineralischen Reichthume jener Gegend sehr verbreitet sey, und wir fanden allerdings ein besonderes Interesse dabei, weil wir beschloßen hatten das Meteorereisen von Bemdegó aufzusuchen, welches wie wir später erfahren Veranlassung zu jenen Gerüchten gegeben hatten.

Das Trindwasser wird hier in Eisternen aufbewahrt, hat gewöhnlich einen salzichten Geschmack und bringt, ohne verbessernden Beisatz getrunken, kalte Fieber hervor. Dennoch mußten wir unsern Schlauch damit anfüllen; überdies theilten wir, dem Rathe der Einwohner gemäß, den Trupp in zwei Abtheilungen, damit die später ankommenden Lastthiere neu angesammeltes Wasser in den fast versteinigten Quellen finden möchten. Dr. Spix ging mit dem größeren Theile des Trupps voraus; ich folgte erst nach Sonnenuntergang, indem ich bei Sternenlicht die Reise fünf und eine halbe Legoa fortsetzte. Zwei Legoas nordwestlich von der Feira de S. Anna fanden wir das kleine Arrajal de S. Joze wegen Wassermangels fast von allen Bewohnern verlassen und ebenso die folgenden Fazendas, Formigas, S. Barbara und Gravata, wo sich beide Trupps wieder vereinigten. Nicht ohne Bangigkeit überließen wir uns hier einiger Ruhe, denn es war zu fürchten, daß wir bei Fortdauer ähnlicher Dürre nur mit der Hälfte der Lastthiere das Ende dieser furchtbaren Einöde erreichen würden. Das salzige Wasser, welches wir in den Eisternen von Gravata fanden, ward, mit Zuderbrod versüßt, den Maulthieren in einer Kürbischale

ausgetheilt; die armen Thiere schienen aber unbefriedigt und blieben, mit gesenktem Kopfe umherschüßernnd, den Rest der Nacht über bei unsern Wachsfeuern stehen.

Am folgenden Tage wurde der Marsch sechs Legoas fortgesetzt. Die Waldung, zwar größtentheils blattlos, aber höher und dichter als bisher, milderte durch den Schatten, welchen sie gewährte, einigermassen die Qual der Hitze; Wasser jedoch war nirgends zu finden. Mehrere Bewohner begegneten uns, ähnlich beschäftigt, das Wasser aus der Höhlung zwischen den Blättern der wilden Ananasstauden zusammen zu gießen. Dies Wasser war, obgleich von Insecten und von Froschlaid verunreinigt, dennoch ein Labfal für diese armseligen Sertanejos.

In der Fazenda Umbáua kauften wir einen Krug Wassers um einen Gulden, allein, unter die Equipage vertheilt, schien diese kleine Quantität den Durst nicht zu löschen sondern nur unerträglich zu machen. Unsere Leute geriethen in Erbitterung gegen die Einwohner, von denen sie behaupteten, daß sie weder ihren Vorrath mittheilen noch die Quellen und Eisternen angeben wollten.

In Genipapo, einem andern kleinen Meierhofs, drangen sie, unserer Vorstellungen ungeachtet, in das Haus eines alten Mannes und bemächtigten sich eines Topfes mit Wasser, den er unter dem Bette versteckt hatte. Vergeblich war seine Versicherung, daß er fast blind sey, daß sein einziger Sohn das Wasser täglich drei Stunden weit herbeihole, — unser Kriero und seine Gehülfen leerten das Gefäß, ohne zu achten, daß es von Würmern wimmelte. Doch schon am Abend stellten sich die Folgen ihrer sträflichen Gewaltthat ein, indem sie insgesammt von einem heftigen Fieberanfalle ergriffen wurden.

In der Fazenda Patos, wo wir die Nacht zubrachten, fanden die Thiere eine kleine Pflüze grünen Wassers, über welche sie mit Bier herfielen. Man verträstete uns, daß jetzt die größte Noth überstanden sey, da in der kleinen Ortschaft Coité, sechs Legoas von Patos, eine reichliche Quelle aus dem Felsen springe.

Am Abend des 4. März erreichten wir den Ort der Verheißung, aber wie groß war unser Schrecken, als wir ihn besichtig hatten! Eine Kluft in dem Granitfelsen war durch eine zwölf Fuß tiefe Grube zugänglich gemacht worden, und darin stand eine Person, um das tropfenweise fallende Wasser in eine Cuja aufzufangen. Mehr als dreißig Menschen waren um diesen Born der Wüste versammelt, Weiber und Mädchen, um, wie es der anwesende Ortsrichter befahl, der Ordnung nach zur Quelle hinaufzusteigen, und die Männer, mit Flinten in den Händen, um die Ansprache der Ihrigen nöthigen Falls mit gewaffneter Hand geltend zu machen. Auf hinreichende Tränke für die ermatteten Thiere war hier nicht zu rechnen, ja, als ich für die Menschen um einen Labetrunk bat, war die tropige Antwort: „hier giebt es nur Wasser für uns, aber nicht für hergelaufene Engländer!“ Ein abgedankter Soldat verschaffte uns um Geld einige Pinten Wassers und rieth

noch in dieser Nacht weiter zu reisen, theils weil er uns hier keine Sicherheit geben könne, theils weil nordwestlich von Coité, und vielleicht nahe an der Straße, vor kurzem ein Gewitter niedergelassen sey. Wir beschloßen diesen Rath zu befolgen, denn obgleich mehrere Lastthiere bereits den Dienst verweigerten und überdies zwei unserer Leute von dem heftigsten Fieber ergriffen waren, so schien uns doch bei längerem Verweilen ein allgemeineres Unglück zu bedrohen. In der Ungebuld der Verzweiflung trieben wir den Trupp vorwärts und machten endlich bei Cisterna, vier Leguas von Coité, um eine Uhr nach Mitternacht, Halt.

Menschen und Thiere waren von der ungeheueren Anstrengung eines so anhaltenden Marsches erschöpft, aber die Sorge für den folgenden Tag ließ uns nicht schlafen; überdies war der Arieiro, von tödtlicher Mattigkeit niedergeworfen, ein Gegenstand des bangen Mitleidens. Als die Sonne aufging, fanden wir die Mannschaft in dumpfes Hinbrüten versunken, die meisten Lastthiere traurig um uns herstehend, andere weit zerstreut im Dickicht, wo sie, von Durst gequält, umherliefen. In den Cisternen fand sich aber kein Tropfen Wassers. Wir selbst leckten den Thau von den kalten Granitplatten auf und stärkten die Thiere durch Zuckerbrode. Zwei derselben waren unvermögend, uns weiter zu folgen, die übrigen trieben wir zu fernerer Anstrengung vorwärts. Endlich, als unsere Noth den höchsten Gipfel erreicht zu haben schien, waren wir so glücklich, uns erlöset zu sehen. In Imbuzeiro, einige Leguas von Cisterna, hatte es stark geregnet und der Bewohner hatte das wohlthätige Element in eiligst gemachten Gruben aufgesammelt. Hier stärkten wir uns so, daß wir am 6. März glücklich die Fazenda do Peixe und daselbst die Grenzen dieses furchtbaren Districtes erreichen konnten.

Nördlich von der Fazenda Cachoeira traten wir in die schönen Fluren, Campos de S. Isabella genannt, wo einzelne weithin schattende Joabäume, Gruppen von Carnaubapalmen und zerstreutes Buschwerk sich zu einer höchst reizenden Landschaft vereinigen. Zahlreiche Rindviehheerden, im Schatten der dichten Kronen jenes der Linde vergleichbaren Baumes hingestreckt, und unzählige Reiter, Taucher und Enten in den zerstreuten Teichen beleben die liebliche Gegend. Die Gebirgsformation ist hier wiederum Granit. Am Abende schlugen wir an einem besuchten Teiche unser Nachtquartier auf, neben dem Bivouacq eines Sklavenhändlers, welcher vierzig junge in Bahia gekaufte Schwarze beiderlei Geschlechts nach Aldeas Altas führte. Diese Kotte junger Athiopier überließ sich nach Landesgebrauch hier auf freiem Felde der ausgelassensten Lustigkeit, welche bei ihrem wollüstigen Tanze durch gegenseitiges Klatschen, Zischen, Pfeifen und Singen bis zu einer bacchantischen Wuth erhöht wurde.

Erst spät in der Nacht ward es um uns her ruhig, und wir lagen im tiefsten Schlafe, als uns jener Sklavenhändler mit allen

Zeichen peinlichster Unruhe weckte. Es hatte nämlich fast die Hälfte seiner schwarzen Mannschaft am Abende eine benachbarte Pflanzung von Mandioccamurzeln geplündert und war nach dem Genuße dieser im rohen Zustande giftigen Wurzeln, welche sie für die unschädliche Aypim gehalten hatte, von allen Zufällen einer Vergiftung ergriffen worden. Kopfweh, Schwindel, Zittern, Brennen im Unterleibe und mit Krämpfen verbundene Vomituritionen stellten sich fast bei allen Erkrankten mit großer Heftigkeit ein. Auf unserer Rath wendete der Sklavenhändler bei Einigen Dreckmittel, bei Andern Tabacksklystiere, große Gaben von Öl und von dem ausgepreßten Saft des Krautes der Mandioccapflanze an, welches, gewiß ein seltener Fall in der Natur, das Gegenmittel gegen die verderbliche Kraft der Wurzel enthält. Als die Sonne aufging, sahen wir zwar die größte Verwirrung in dem Lager der Neger, und viele stellten durch aufgetriebenen Leib und Fieber noch einen bedeutenden Krankheitszustand dar; doch wurde kein Einziger Opfer seiner Unvorsichtigkeit.

Als die Nacht hereindunkelte und das Firmament im hehren Glanze der Aequatorialgestirne über uns ausspannte, hörten wir zum ersten Male wieder nach einer leidensvollen Zeit den Ocean rauschen. Bisher hatten wir, erhärtet unter so manchem Schlage des Schreckens, des Kummers, der Noth, die weicheren Gefühle verschlossen gehalten, aber nun, wo das trennende Element selbst uns an die Entfernung vom Vaterlande mahnte, löste sich Alles in uns in das bitterste Gefühl der Sehnsucht auf und die ganze Last der Gegenwart ward uns Hülflosen, Kranken und Nieder gebeugten klar. Noch ahneten wir nicht, wie nahe schon die Arme eines Freundes waren, bereit, uns mit brüderlicher Liebe zu umfangen und zu pflegen. Noch konnten wir nicht wissen, wie schon ein edler Britte, Robert Hesketh, — sein Name wird mir stets Wohlklang seyn, — selbst ohne uns persönlich zu kennen, aus reinstem menschlicher und wissenschaftlicher Theilnahme für uns besorgt war. Wäre dem Reisenden ein solches Vorgefühl gegeben, so würde er auf eines der schönsten Erwerbniße auf Reisen, die Bildung des wahren Muthes, verzichten müssen.

Der Morgen graute und wir erblickten rings um uns her auf dem saftigen Grün der Uferbäume zahlreiche Gruppen von dem rothen Ibis, Guara, sitzen, die wohlgefällig ihr Gefieder in den ersten Strahlen der Sonne glänzen ließen. Wir nahmen die Erscheinung des schönen Vogels als gute Vorbedeutung und fuhrn heiteren Gemüthes, begünstigt vom Landwinde, zwischen den Manguesass hin, bis wir nach einer Stunde das hohe Meer erreichten. Die Insel Maranhão, worauf die Hauptstadt S. Luiz, das Ziel unserer Reise, liegt, wird auf der südlichen Seite nur durch einen schmalen und seichten, fünf Leguas langen, Meerarm getrennt, der hier kaum dreihundert Fuß Breite hat. Dieser Canal setzt die beiden großen Meerbüchten mit einander in Verbindung, welche die Insel, und

zwar die Bahia de S. Marcos im Westen und die Bahia de S. Joza im Osten, vom Continente trennen, und welche bei der in diesen Gewässern sehr mächtigen Ebbe so bedeutend entleert werden, daß dann die mit Mangue (*Rhizophora Mangle* L.) bedeckten Ufer weithin bloß liegen.

Die Schifffahrt von hier aus nach der auf der Westseite der Insel gelegenen Hauptstadt folgt dem Rio do Mosquito bis dahin, wo er sich östlich von der Mündung des Rio Mearim, in den westlichen Grund der Bahia de S. Marcos verliert; dann geht sie an den Küsten nach N. O. Dieser Weg, den die Piloten zu zwanzig Leguas Länge anschlagen, ist unangenehm wegen der Verzögerungen durch Ebbe und Fluth und nicht ohne Gefahr wegen der Passagen im Boqueirão, einer klippigen Gegend in der Nähe des Hafens. Wir zogen daher vor, den kürzeren Weg quer durch die Insel einzuschlagen und das Gepäcke, unter Aufsicht des einzigen Dieners, der uns übrig geblieben war, zur See weiter führen zu lassen.

Wir erstaunten, die größtentheils niedrige an Stachelpalmen reiche Waldung so wenig gelichtet und Anpflanzungen nur so selten zu sehen. Bei der Fazenda da Bacanga bestiegen wir ein kleines Boot und ruderten in dem von der Ebbe stark entleerten Rio Bacanga hinab. Dieses seichte Binnenwasser breitet sich nach vielen Windungen in große und größere Buchten aus und tritt endlich in ausgedehnter Fläche mit dem Ocean zusammen. Die Stadt erhebt sich am nördlichen Ufer der Hafenbucht auf niedrigem und sehr ungleichem Grunde und gewährt, von dieser Seite gesehen, nichts weniger als einen großartigen Anblick. Wir landeten im Hafen, und gingen sogleich durch die Straßen, die Stadt zu besuchen. Ein guter Genius ließ uns noch am Abende den großbritannischen Consul besuchen, an den wir Briefe brachten. Welche Freude, als uns hier in Robert Hesketh Esq. ein Mann entgegentrat, der in reinster Liebe für jede wissenschaftliche Bestrebung und in edelster Bildung des Gemüthlichen sich berufen fühlte, uns franke Reisende aufzunehmen und mit zarter Gastsfreundschaft zu pflegen.

Seiner wahrhaft brüderlichen Sorgfalt verdankten wir die Wiedergeburt zu Gesundheit und Leben; und wenn ich auch hier das Gefühl des Dankes ausspreche, selbst auf die Gefahr hin, seiner Bescheidenheit zu nahe zu treten, so wird dies der gemüthvolle Leser dennoch geziemend finden.

Anmerkninger.

Forklaring af de brugte Tegn.

1. D. G. Fr. L. o. f. v. = Dansk, Engelsk, o. f. v.
2. G. Ght. Mt. Gn. o. f. v. = Gothisk, Gammel-Højtydsk (7-11te Årh.), Middelalters-Højtydsk (12-13 Årh.), Gammel-Nordisk, o. f. v.
3. N. L., D. L. = Neder., Over-, Høj-Årdsk.
4. dg. L. = daglig Tale.
5. Prov. = Provincialisme.
6. n. D., n. F. = nyt Ord, ny Form.
7. obs. = obsolet. o: Former, som ere gaaede eller nu gå af Brug i den rene Tale og i Skriftsproget.
8. Arch. og arch. = Archaisme og archaïserende, o: ældre Former, som forsættelig bruges til Eftertryk eller Forskjønnelse.
9. Mng. = Mening, o: et Ords Betydning.
10. v. = vulgært, el. at Udtrykket er alm. i Folkemunde.
11. p. og rh. = at Ordet kan bruges eller bruges således i Poesi eller i højere Stil, o: rhetorisk.
12. l. p. = licentia poetica.
13. | = at den sidste Form er den ene rigtige.
14. < = bebre; > = mindre godt.
15. "—" = her på dette Sted oversættes ved —
16. m. = 1) med, 2) men; f. = 1) se, 2) som, 3) fig. Sammenhængen viser let, hvad der hver Gang menes.
17. De øvrige Forkortelser, som p. = på, sml. = sammenlign, fig. = figurlig, l., ved Trykstil, = læs, o. f. v., forstås let af sig selv.
18. * står foran Trykstil.
19. II. = d. profaistte Dels 2det Bind.

I. Almindelige Anmerkninger til alle Stykker.

1. De første tyve Sider Text, **Vor- sninger**, har jeg frit bearbejdet efter den ældre Sprogbrug og Tidens Smag; men hele Bogens øvrige Text er, såvidt jeg har formået, bleven gjen- givne efter strengt philologisk, el. lingvistikke, Regler. Stolen må derfor antages at kunne bære samme Nytte af denne Læsebog som af enhver anden ordentlig "editio".

2. **Vokalfordobbling.**
At vise, at en Vokal er lang, ved at fordobble den, er vel urigtigt i Tydsk som i Dansk, men det bruges dog endnu i nogle Ord. Naam. ere dog: **angemaakt** (76), **Waage** (82), **Quaalen** (II), **Saamen** (II).

3. **e:**
A. I mange Tilfælde kan e, udenfor Roden, beholbes og ubelades efter Behag, f. Ex. **verschiedenen** (235) og **verschiedner** (II), **Seers** (108) og **Seeres** (212), **Knieen** (67) og **seine Knie** (228), **Ansehen** og **An-**

sehn (33), **Weines** (234), **Schwures** (308), **Staatens** (268), o. f. v. og den best. Synkope, **Lingebornen** og **Lingeborenen** (54), **vieles andere** (276) og **jeder andere** (247), **schrieen** (360) og **spien** (83), **eigenen**, **seltener** (272, 388) og **vollkommen**, **geschloßne** (104, 125), **be- weist** (234) og **beweist** (255), o. f. v. — Former som **libelem** (56), **unserige** (59), o. lign. skal man dog ikke tillid efterligne; **Russlands**, **Deutsch- landes**, som Originalen til S. 17 har, samt **Nachbaren** (33) o. lign., må forkastes. I det Hele taget foretrakke Tydskerne endnu det Fæstere el. Hårdere.

B. et i Berber af 1ste Konj., som **wehet** (18), **verdaueret** (11), **freuere** (46), **rafere** (118), **erhöhere** (143), **gescheuet** (83), **erbauet** (150), **benachrichtiget** (224), **gewürdiger** (238), **verdietet** (289), **gezieret** (II) o. f. v., er fuldkommen rigtigt

og velflængende, men Synkopen er dog for Eiden aldeles overvejende i Sprogbrugen.

C. -hen (smttraktes hyppigen. f. Gr. (foruden i Infinit.) *versehn* (124), *gesehn* (239), *wir sehn* (209), *Leuse gesehn* (281), *auf das andere nicht ziehn* (230), *abgesehn* (II), o. f. v.

D. Uden tilstræffelig Grund optages i Prosa Ekklisioner, som *Ferrn* (29 og 302), *Unruh ärger* (303), *Ursach* (117), *eh' ihre* (II).

E. Smfkrivninger, som *hat er's* (261), *unters* (294), *obs* (330), *gings* (388) o. f. v., kunne ikke billiges uden i Komedier, Breve o. lgn., f. Gr. i „Nachtrag“, S. 356—9.

4. y—i:
De fleste skrive nu i overalt, undt i Verb. *seyen* (konsekvent er *sein* hos flere), og da y oprindeligt ikke er et tybft Bogstav, var det billiges. Når y endnu beholdes, er det især i *Ey*, *bey*, *zwey*, *drey*, *frey*, *Feyer* og i Endelsen ey, samt undert. i *Partey*, *Laye*, *Lymmer*, *meynen*, *schreyen*, f. Gr. *ich meyne* (277).

5. h—i:
h er obsolet i *wircken*, *Gebürge*, *sprüngen*, *lüderlich* og *Sprichwort*, samt tilbets i *verdrüsslich* og *Wirtemberg*. Også findes allerede *Zilse*. (Eml. *maximus* og *maximus*, o. lgn.)

6. h:
A. I det første Århundredes Metakronering betegnedes en lang Vokal, foran *Liquida*, enten ved Forbobbling, som i *Saal*, *Schaam*, *Speer*, eller ved *e*, som i *verlieren*, *Riemen*, *Ziel*, eller især hyppigt ved *h*. Man kan dable, at det ikke skede overalt, at det skede på 3 Råder, og vel overhovedet, at det skede ved et Bogstav. Men langt mere må man dable Nutidens vilkårlige Brug, at ubelade dette *h* i nogle Ord, som *holen*, *verloren*, *geboren*, *Mal*, *Maler*, *Gemåide*, *Name*, *Ol*, *Willkir* — og enkelte skrive *Hölen* (243) og *Suffolen* (5), som Originalerne have — medens det beholdes i de fleste andre. Konsekvent, skönt imod Brugen, var derfor S. 13 Originalens *spührte*, S. 15 dens *froh*, og er *bebutchsam* (157), o. fl.

B. Af samme Grund må *Wir*, *Drat*, *Flur*, o. lgn. forfastes, skönt i sig selv rigtige, indtil man også skriver *Kat*, *not*, *rot*, o. lgn.

C. *Monat* > — *ath*.

7. s—s—f.
I den mere Tid skrive flere *blos* (165), *Schoos*, *Maas*, *Spas*, *mis*, o. lgn.; men ingen Grund er hidtil bleven anført imod Brugen af det rigtige *s* efter lang Vokal, der er ældgammelt i Sproget; ikke engang *aus* og *Loos* (egit. *auss* og *Loosß*) har man berådt sig på, eller på *es*, *das* og *was*, der i Mht. hebe *ess*, *dasß*) og *wass*, eller omvendt på *Nass*, *Mht. as*. At *s* bliver til *ss* ved Vedets Forlængelse, er — for Nøbliffet — vel en bestemt Regel, men den har intet at støtte sig på.

(*) Derfor er vor skarpe Forskjel paa *das* og *dasß* urigtig.)
Urigtig skriver man *deß*- og *wesß*-halv og *dieß*, da de ere opståede af en simpel Fortfættelse. Af samme Grund må omvendt *beweisß* (236), *verweisßten* (379), *lößte* (413) o. lgn. aldeles forfastes.

Donnerstag (150) o. lgn. er almindeligt.

8. z:
Nogle ubelade t foran *z*, skönt Vokalen er kort, f. Gr. *jezt* (120), *ergötzen* (123), *zusammensetzend* (II), *stetz* (II), o. lgn. Det er i al Fald en aldeles isoleret Forbedring, om det er en. Andre skrive det urigtigen efter en lang Vokal, f. Gr. *reizend* (155).

9. inn—in:
Mht. inne har tabt *e*; *chanoginne*, f. Gr. er bleven til *Königinn*. Rigtigt lader man derfor det ene *n* følge eet, da en forboblet Konsonant betyder, at Stavelsen har Tønen, men denne Endestavelse dog ikke har den (darin o. lgn. har derfor to Betøninger.) Men i så Fald må Grammatikken optage den Regel, at i disse Ord bobobles Endekonsonanten i Plur.

10. Store Begyndelsesbogstaver.

Tydskerne skrive disse hyppigere end vi gjøre, f. Gr. *auf das Schnellste* (35), *von Neuem* (55), *Schwedischen* (89), *zum Zweytenmal* (168),

von Nutzen (194), *fürs Erste* (367), *z.*, hvorfor *starr finden* (299), *preis geben* (383), *paar*, o. lgn. ere ualm., uagtet de Substantiver, der stå som Partikler, godt må kunne skrives således.

11. Sammentrukne Ord.
Foruden *Zeitlang*, *z.* samskrives oftere *einander*, f. Gr. i *libereinander* (117), *durcheinander* (159), *untereinander* (218) *z.*; og *aa* *Mal*, f. Gr. i *auf einmahl* (137) *z.*, og *Farven*, f. Gr. i *grünseidenen* (137) *z.*, skeer det oftere med. Samfkrivningerne *aufs*, *in's*, *z.* kunne ikke billiges, når man ikke vil skrive *bei'm*, *unter'm* *z.*; men i sig selv er Apostrofen her pedantisk. Ved Navne i Gen. er denne derimod ganske rimelig, da enhver ikke altid kan vide, om s'et hører med til Ordet eller ej, f. Gr. i *Ferrn Reineggs* (155), *des Dollarts* (186), *Jilderims* (302), *z.*; rigtigst er derfor *Langediu's* (48), *z.*

Vilkårlighed hersker i Nefskrivning-

gen af de Verber, som ere samfattede med Partikler på flere Stavelser. f. Gr. *zurück gehn* (204) og *zurückgeworfen* (207), herbei *führt* (78) og *berbeizueifen* (226), *zusammen gebrochen* (II), *zusammengehalten* (69), o. lgn.

12. Enkelte Ord:

jezt, alm., > *igt*, som også høres i dg. *z.*; *jezo* er obs. — *nehmlich* er gml., *nämlich* nyt. — *hing*, *ging* er alm., *m. ie* reglm. — *giebt*, alm., > *gibt* (125, *z.*) — *deutsch* (85, 97, 266), *D. z.*, < *deutsch*, alm. siden Luther, hvilket kommer af et Ord med *th*, nemlig G. *tydsk* (*tydsk*, gentiliter, vulgariter), Ght. *diutisce*, *z.* Derfor siger *Ditried* om sit Digt, at det er *theotisce conscriptum* *z.*: på Folkesproget (af G. *tydsk*, Ght. *thiot* = *diot*, *kl. diet*, *Folk*), *modst* *Latinen*; men Ght. *th* er = *D.* — *allmählich* er hyp., *-ig* reglm. — *mannigfaltig* og *mannichf.*

Anmærkninger til de enkelte Stykker. Forången. S. 1—20.

I. *Fischfang*.
Spermacet = *Wallrath*. *östlich von*, *sten* for. *Der Fisch*, *Kastellotten* er et *Pattebyr*. *Schweiss*, her p. *Zwieback* (*z.*: *Dobbelbagt*), alm. i *Enkelt*. f. *Kollektiv*.

II. *Gröfus*.
Stadien, *græff* *Bejmål*; 45 *Stad.* = en god *dansk Mil.* *Dem Kl. u. B.*, *Enkelt*, betragtede som et *Par. entkiefß*, *lade gå bort*, om den *Mægtigere*. *Geshof*, *Stydebåben*. *stehre*: *hønsalbt om*. *Werkzeug*, a. *Werkstoj*, b. *Nefskab*. *Todesstärke*, *rh. Begravelsestedet*.

III. *Kaschenspieler*.
5. *verschlucken*, *synke*. *hornachtig* < *artig*. *Näherinn*, og *Näth* — *Kupfergarm* — *Kobber-smelteshytte*. — 6. *Regnard*, *fransk* *kom. Digter*, *rejste i sin Ungd.* *igj.* de fleste *europ. Lande*. *Sirpi*, en *Families* *Navn*. *Servius*, *fræs* *Ulmærkn.* til *Virgil. Varro*, *mg.* *ber. rom. Lærd.* *Urrel*, *obs.*, *samttrukken af Urteit.* *Der Beflagte*, *Verbet* har ikke den *Mng.* — 7. *jezi-*

gen J., b. e. *det 18de.* — 8. *Vopiscus*, *rom. Historiefr.* i *det 4de* *Ärh.* *Lippius*, *ber. tybft* *Lærd.* — 10. *Zeit*, *wann* *z.*, alm. *wo*, *als*, *da*. *Archyras*, *gr. Filos.* 500 *Är* *for Chr.* f. *Alberus M.*, *tybft* *Filos.* † 1280. — 11. *-auswurf*: *„Starn“*. *schadhaft*, *beskadiget*, *itu*. *Contor* = *Com(p)toir*, a. *Contor*, b. *Handelshus*. *Nicolai*, *besj.* *tybft* *Boghandler*. *Deireis*, *Ræge*, *hadde en stor Samling af Kuriositeter*, † 1809. — 12. *ein Paar*, f. *Salord* *ubøjet* *singer*, o. lgn. *må ikke efterlignes*. *gescheut*, *efter Udtaalen*, < *gescheid*, — *Dr.* *„Kog“*.

IV. *Friedrich der Große*.
14. *an mir*, *imod mig*. *erspart*, *sparet* *sammen* *til*. — 15. *Preßte*, *bet* er *skreven* *omtr. Å.* 1788. *Nachfamisol*, *Nattroje*. *Sudelkoch*, (egit. *vinst* *Kof*): „G. *den* *Svine-mittel*“ *el.* „*Opvaskeren* G.“ *entsagen*, *frastige* *sig*, *gide* *Uftald* *på*.

V. *Die Hunnen*.
17. *Am. Marcell.*, *rom. Historiefr.* i *4de* *Ärh.* *Überlieferung*, *Tradisjon*, *mundtlig* *Oberlev.* *Der*

heutige T., Tanken på ibag ub-
syndte, zc. **Bedächtnis**, Minde. **bil-**
dungsfähig, dannelig. **Jornandes**,
rom. Historiefr. i det 5te Aeth. **Ge-**
staltung, Ildbannelse. **das Rauhe**
(Ku) er vist Tryk. for **Rauhe**, **Lä-**
ne pflogen: „holdt“. — 17. **Kno-**
chen, Ben. **Keilweise**, samlede i
Form af en Kile. **In d. Stirn**,
foran i Fronten. **Bestie**, a. farligt
vildt Dyr, b. grumt Uhyre.

VI. Naturgeschichtliches.

17. *V. I. VI. an welcher, af —
18. von dort her, fra den Kant af.
auf — weit, på en Afstand af.
Kuglicht (og Kugell.) < Kugelför-

mig. auf-fer, således trykkes B, når
Ordet skal fordeles på 2 Linier. in
der Ruhe, når den hviler. — 19.
deren letzte, af hvilke de sidste.
Es ved scheint overfættet ikke. **Juve-**
nal, rom. Digter. **Seneca**, rom.
Filos. Passy, tet ved Paris. **Ables**,
af L. albus. erharten, blive hård;
erhärten, a. hærde, b. bekræfte.
Auspruch, sælbteden Dom. I. **Glas-**
Blasmaterie. — 20. for 35 År siden,
b. e. omtrent 1780. dergleichen, af
den Slags, som. **Sausenblase**, Pus-
blas; en bindebe Dej, lavet af
Størens Blære. wie sie solche, af
den Slags, som.

(Alle Stykker uden Årstal ere fra det 19de Århundrede.)

Erster Cursus.

J. O. v. Kogebue.

(Glydende og klart Sprog, levende
Udtryk, sydlige Perioder. — Ualm.
Nachbarn f.-rn. — Nagt. **welche**
un-che Folgen (62), unfer jezige
(63), einiges **wirkliches** (82); **auf**
uns zu nehmen for a. u. zu zu
n. (30, smf. 25, 31, 44, o. fl.). **Schnu-**
ren f. **Schnüre** (36, smf. 38), **Schil-**
den f. **Schilden** (82), **auf** ihnen
f. **ste** (82, smf. sam. S. ovenf.), in
ihrer f. **ihre** (83, smf. 56 nedersf.);
pflagmatisk (24), **Academiker** (25),
Triumpf (83); **herum** f. **umher**
(26 og fl. St.), men undert. oversees
d. Forsffel af d. bedste Skrib.

21. **glor. Angedf.** „hojloblig
Ihufommeje“. **Midshipm.**, af G.
midshipman, Søkabel. **Equipage**,
af fr. og G.

22. **C. d. Camp.**, da campagne be-
tyder Standfen, menes vel hermed Hæl-
les-Kahyten, Mesfen. **Ungewitter**,
Uvejr; **Gew-**, blot Tord. og Lyn.

23. **Theodolit**, Vord m. Kiffer-
ter f. at optage Egne og måle Høj-
der med. **Chronometer**: „Sour.“

24. **Ueblich**, er vel Tryk, se 53,
|-cht. el. nebelig. **Eng. Verw.**, god
dama! **figaro**, Ejneren i en ber.
fr. Komodie. **Widestf.**, af needle,
Nål, hvilket de spidse Toppe af Kribt-
bjergene på den Ds vestlige Kyst tal-
des.

25. **Pilot**, igjennem G. og fr.,
af It. piloto, toben, a. stje meget,
b. bruse, rase. **dubliren**=umshiffen
(se 23, 87).

27. **Unwirthbar**: „ubeboellig“.

28. **verkappt**: „forflædt“ (egtl.
m. Huen over Ansigtet). **Gaul**, Hest
i Almh, if. Arbejds-.

29. **gepocht**=geklopft.

31. **Wallis**, rejste 1767. **La Pe-**
rouse, gav sidste Rapport 1788. **Ca-**
not, af fr. canot, Våd. **den Vord**
< das; alm. uden Art. **glaubend**
machen, Partp. for Insin. er mg.
ualm.

35. **verzeichnet**: „angiben“; a.
fortegne, b. optegne. **Pfuhl**, 1) Pol,
2) noget Forhøjet, Dypulmet (deraf
Pfuhl, Hovedpude, Pude): „Klump“.

39. **Anker werfen**; m. die (flert.)
A- fallen lassen, die A- lichten
(se 43).

42. **Schischmaref**, efter S.-Lejtn.
på Kurik.

46. **Kaffee**, ee har, ef. fr. café,
ofteft Tonen.

47. **Project**, ortal.: projekt.

48. **von ein Paar**, ubesjel. f.
Talord; smf. 71.

50. **wegspaziert**, w- = hinw-
hen.

52. **Aplomb**, fr., a. lobret Stil-
ling, b. Konsten, at bejligeholde den.

die **Haupt-**, ellist. Sætn. (smf.
54, 2. 21) og ikke Sideordning.

53. **ereilte** zc., indhentede, et he-
densf. Udtryk. **Alent-**, ortal.: a-le-
ut-.

54. **treibsam**, alm. erieb-.

57. **anstreichen**, bl. a., male, d.
e. bemale.

58. **Auswurf**: „Udfkud“. **Be-**
such, a. Besøg, b. den bes-de Person.
Drei, (kun) Treb.

60. **Quincail**, fr., Ijentræ-
merbare. **Philantropie**, (Gr. Afte-
hærligheb), Iver for alm. Dplysning.

61. **Diele**, a. Træt, b. Gulv af
Br-, c. (R. L.) stor Forflue, Logulv,
d. (D. L.) Loft af Br. **Marai**, Ind-
hugning m. Gudebilleberne.

62. **Jeri**, en Fornem el. Ubestg.

63. **Blockwagen**, m. lave Hjul
af helt Træ.

66. **Ihro**, Gen. iherer hed Ght.
iro, som, lig en Arch., undert. bruges

ubesjel. v. **Littler**. **hucken**, egtl. R.
T. (smf. D. på Sug) = hocken.

71. **Abstich**, Drig. har.-K. **Striefeln**,
= -el (se 63).

72. **Sofa**, ofteft **das**.

76. **verpönt**, forbudt under Straf,
af poena. **singen**; substantivf. ud.
zu.

77. **Pächter**, ogf. **Pachter**.
Land: „Jord“. **Sülsbedürftigkeit**:
„Trang“.

79. **paralell**, l. parallel.

81. **Dujour**, efter fr. être de
jour, have Ijeneste b. Dag.

82. **sich käumen**, af der **Baum**.

84. **begünstigt**, af **günstig**, a.
helbig, b. stemt for, af **Günst**, hvoraf
ogf. **Günstling**, Indling, af **gönnen**,
unde, hvoraf ogf. **Gönnen**, Behjnder.

85. Som bekendt fortos R. S. Sig
i 1840 tilbage til Frankrig, til In-
validehospitalets Kirke i Paris.

87. **Vorsichtsmaasregel**, = alm.
Vorkehrung (se S. 22).

2. Druckstücke. 1ste Sammlung.

1. **Kaumer**, über dasselbe, neml.
gezogen, gehängt, el. lgn. dar-
stellte, ogf. vor- **Behörden**: „Au-
toriteter“. **heirachen**, = sich ver-
mit (og ualm. ehelichen); verb.,
bortigste.

2. **A. v. Chamisso**. **Mog**, og
Sorol, to af Carolineerne.

3. **Hausmann**. **W-legen**, = schäz-
zen; men Preis sejen er if. T. i d.
Wing. **Merblen** < -belen, = Møbel.
schlant, nonchalant, er i d. Wng.
Brodof.; deraf schl-weg, uden videre.
Zeering, ogf. m. å og e.

4. v. Rhaden. **Offizier**, ogf. -cier.
Dienst, svarer undert. t. „Embeds-“,
Er. **Dienstfeier**, -pflicht, -verhålt-
nisf, -wohnung. frug, hyp. < fragte.
Stilleborn, hans Raab. **Erden**, gml.
rglm. **Bejning**. **Equipage**, Equi-
ping.

5. **Börne**. **Slagol**, en fr. Ro-
man.

6. **Hausmann**. **Zeidelvraut**, ogf.
die **Zeide**. **Zeidelbeere**, Blåber
(Vacc. Myrtil). **Erwerbsquelle**,
Indtægtsf.

7. **D. v. Kogebue**. 10 Jan., 1816.

bestimmt, f. **Viord** usædb., alm. **sicher**.
Zwieback, a. en Tv-, b. helt Forråd
deraf.

8. **Kaumer**. **aufgeschürzt**: „opflitret.“
9. **fr. Jacobs**. **V- gethan**, ogf.
gemacht, (se 63). **Seyne**, † 1812.
Folge gegeben, ogf. geleistet.

10. **Vink**. **einzig** > gste.

11. **G. H. Schubert**. **Uno Troil**,
Eskt., hv. Rejse ud. 1777. **sah** | **sah**.
weiß, roth zc., smf. Hjets Flamme
og Regn.

12. **Hausmann**. **Bar** her i Arch's
Beg., hoor dette galdt. **Barnaval**,
der og **das**; ogf. — ne. **Stuhl-**
wagen: „holstenf. B.“ (Kaffemølle).
Bett, a. Dyne, b. Seng.

13. **Kaumer**. **fischen**, f. **Transf.**
mg. usædb.

14. **Luden**. (forsættlig **Gjenopta-**
gelse af et i Verb., smf. 29de St.)
sehsehn < sehz-.

15. **D. v. Kogebue**. **W-jäger**, =
-fånger. **Bonjose**, = Mandarin i
China. **Dolmetfcher**, skal komme
af et orientalsk Ord; smf. Rht. tolke,
Lolk, og D. t. in See, tilføes, in
die S-, ud på Havet.

16. Richtenberg, aus dem Bette, if. ualm. i dg. L. < aufer. lag, ogs. Frank l., danieder l. das Schlacken, alm. der. in d. Reise auf- - Schinesisch, alm. ch. Ratte, = Raze.

17. Raumer. belegen, beliggende; gel-, a. godtb-, b. belejlig, c. magt-påligg.

18. F. C. Schloffer. die Geisfel > der.

19. Dohm. Fr. II, af Preussen. gut fand < fir - ; m. ubel nehmen > fir-. vermogte < alm. chre.

20. Schubert. Unterfuf: nederste Del af Venet* (smf. Gr. ταπρός, Fr. tarso), und die a. Larv- < u. wo d. a. L. (Erde)gewinde, -snelegang. Gebäu, if. ualm., = G-de. eingedichte: „Starknebe“ u. f., for u. so f., usædd. høchste m. G., St. Peder i Rom er 485 Pariser Fod. Pflanzentod, er vel Tryk f. Wang, for W-tødrer, = Kraut (L. Cimicifuga serpentaria, G. bug-bane). Charleton, naturkyndig Røge, †1707.

21. Raumer. Erich, G. Tiegob. Gerichtsbarkeit, Jurisdiction.

22. Schubert. darin, påpeg. Bi-ord. for tilbagesigt. er obs. gefehent, < -scheide.

23. Schloffer. des Vestuv | vs. Prierster, hedenst og fatolst Preat; ellers Prediger.

24. Schubert. mittelst og ver-, v. Hjælp af, men aldrig „formedelst“.

25. Richtenberg. Bougainville, rejste. 1766-9. hinter d. Ohren, undert. an (smf. D. „under, på“). wer, uagst, | wenn jemand. darinnen, obs., deraf darinn (Fr. 198) < darin.

26. Schubert. wulstig: „tarmformed“.

27. Beckmann. überhaupt, Bi-ord; Oberh-, Hovedord. die Tiber, Flodens Nv. på el og er ere sædd. Hunt; intet Flodnavn er Hverken. Gerinne, a. Rende, (-sten), b. vedvarende Rinden. Lyon. På Rhinen ved Mainz ligge også endel.

28. Raumer. Pflanzort, ogs. Ansiedelung el. Niederlassung. erwanig < -aig. Klippe, a. nøgen og hejt Bjergtop, b. R- i Hævet; Felsen, a. Klippe i Almh., b. Stenmasfen.

29. Ruben. (smf. 14de St.) die Syracus, Særhed, i das. Gestade, if. fun Hævet. angestammt: „ned-arvet“. Faust, a. Røve, b., p., = Sand.

(NB. 16, 25 og 27 ere fra d. 18de Årh.)

3. Reise d. Norwegen. Leop. v. Buch.

(Smul Debetelse af flere nordiske Sprogformer, smf. Vornänner f. weger; ogs. Klippen i norsk Rng. — Uffjønt er i Gjernet, smf. sammen. — Dg. Tales fra Brug 1) af påvisende Biorb, Gr. darüber, dar- under (114), vom R- darauf, zc. (117); 2) af Stjret, Gr. den Fuß auf den Boden hören, o. lign., som ubarter til hejt i alle laufen am Strande, o. lign. En vis Klæben ved Hensynsf. kan bemærkes. Overhovedet dg. L-s. dels pleonastiske dels elliptiske Udtryk. — Obs. demohner- achter, genung, darinnen.)

113. ekel (e kort og langt), a. kræsen, b. ækel. Ablage, if. alm., Dplagssted, Plads; Lager, er i en Bygning.

114. Eyst- seelig, smf. meine

Mutter f., min fallig M., zc. charact- < gft. alm. -akt-. Wildschur, ef. Udelung af Polst wilczura, Ulve- skind, af wilk, Ulv.

115. Ubelstand, en skadende Om- standighed. des Fjord | d- -ds. Smeis, ogf. -ei.

116. zu Tode, m. fallen, usædd. Vögel, alca arctica. Alken (gaard), er Altimandsboligen.

117. Tanne, Hvidgran, Sichte, Rødgran; m. bruges hvp. iflæg. auf den Sachen, på Hug, af R. L. Sacke, Hal. fragt/fragt. Ursach, if. ualm. ud. e.

119. milchen, a. især Intransf. b. undert. Transf.

120. Muon-Fa, i Sv. Lapland. schäumen, D. L. (om Heste) < alm. schau-. Boote, n. F., < alm. Bøtte.

121. Tausend < r. des Cat- > Schären. Ausfall, f. -gang, var hidtil Proovst, m. er nu i Dvergang

regat < -ts.

122. Scheeren, også Scher-, til at blive fuldk. rent Udtryk.

4. Reise nach Syeres. C. A. Fischer.

(Undert. enkelt Konsonant iftedenfor dobbelt.)

123. Corset, Fr. = Leibchen, Nieder. Chignon, Fr., opbunden Rakkehår. aufgesetzt, smf. d. Es- sen austragen, o: frem. på Bordet. Zohlung, = -s.

124. phöcächisch - o. Prüd'hom- me, obs. Fr. = Biedermann. Sol, obs. Fr., for sou. vieler w-er < v-er w-en.

125. öftersten | uden r. Wulst,

Ball, Rude frugal, = genügsam. Orgel, a. Orgel, b. = Dreho-, Vi- relaske. Erwerbssweig, Rarings- vej.

126. brechen, bl. a., plukke. Sur- sche, if. ualm., < -en. Ständchen, fort Musikstykke, funget el. spillet u- denfor Huset, Serenade.

127. keine - nicht, if. ualm. i let St. Licher- te. Brandwein < -nut-. Mauerstein, alm. Ziegel el. M-3- marin-, Fr., flegt og lagt i Surt.

5. Schlacht b. Pouines. Fr. v. Raumer.

(Men alvorlig Stil, forskjønnet ved Ordformer, som Poesien forud har ablet.)

127. Fr. II, b. unge Hohenstau- fer, f. kom fra Sicilien.

128. Elfaß, undert. „das E-“.

129. erschien < schien. Ori-

flamme, af gmf. Fr. aurik-. af L. aurum, Frankrigs gmf. Hovedbanner. Sabe u. Sut: „alt hvad han ejer og har“.

131. drängen < drangen. An- gebinde, smf. D. at binde En på hans Navnebag.

6. Schlacht b. Kossowa. Jos. v. Hammer.

(Undert. søgte Wendinger og egen Brug af Ord. — Obs. berhete.)

132. Kamehl < alm. -meel.

133. Martyr, alm. Märtyrer (el. -ter-). -vich, ubtales -vitsch. Tschauische, en Art Rurere om Sul-

tanen. Bauch, oftere om Under- livet, m. det kan let blive plat. Ge- menge, if. G. L. i d. Rng., < for Gr. Gedränge. Kämmerer, i histor. Stil som Arch. f. R-herre o. Ign.

7. Aus d. Geschichte d. 7jähr. Krieges (før 1800).

J. W. v. Archenholz.

Undert. overspændt Stil. — Un- dige frem. D. — Obs. daß ef. währ- end, gegen über i to Ord, Zelter f. -te (134), das Schrecken f. der (136), gerne f. gern (138), so gleich (140), beschäftigt, Schweiz m. t, verlohren, o. Ign.

134. stellten dar: „udgjorde“. Reichsvölkter, ofte brugt Arch.

135. Solard, ber. Taktiker under Rud. XIV.

136. Bataillons, n. F. -one; for -nen.

137. auf einmal, alm. ukorrekt Samtrækn. Brandhütten, Ghytter f. Br. el. Fejr-Bagterne, bagud.

138. Arrestant | -anten.

139. Schwadrons | -nen; nu sædd. Escadron i ny. Geschwader i gmf. Hære. aussitzen, (bl. a.) sige op på hejt el. Bogn.

141. sich einander, if. så ualm. Janal, Fr. Syr. daher, Dem. f. Hel.

144. überl-. | zu h- sein eigen, i let St. ubelabes Vejningen es ikke sjælben.

8. Belagerung v. Jerusalem. Wilken.

(Undert. tungen el. hård, m. kraf-
tig, Stil. — c og z vakte. Har, som
Raumer og Hammer, flere poetiske Ord,
da Eiden er Middelalderens, og da
Sandfen for denne vakkede ved Poesien.)

146. gebirgigt, for alm., | -icht;
alm. -ig. Von welchen d. g. <
deren.

147. italsk, p., for -enisk.

148. Werkmeister, archs., a. Byg-
meister (af Massiner, sml. 405), b. M-
for et B-, o., for, Opshynsmand v.
Krigstøjet. so, Arch., ubøjel. tilba-
gefør. Wiser; sml. D. som, egil. en Hen-
synsf. af so.

149. Zw. Lanzen, i d. Mng. en
Arch, Mibdere som Krigsfolk. beren-
nen, alm. indeskutte; undert. angribe.

150. die Rechten < Sing. -e.

151. Denar, 10 Ms, næsten 2 M.
Danf; m. her Guld-D. = 2 Duk.

152. Gott hilf (og helse), a.
ved Nysen, b. Hilsen t. en Arbejder.

153. Imam, fornem Gejstlig,
Ulema, ierf. Skrifstog, Sakib, =

-ir, = Derwisch, orient. Tigger-
munt. gerochen, næsten obsf., af Mht.

riche, rach, gerochen.

155. P. S. welcher, imod Sprogbr.
for deren.

9. Die Feuer von Daku (for 1800). Lichtenberg.

155. reizend | reiz-. das Werk,
alm. der; ualm. die, m. passer til
d. russ. -ka. Leimen, hyp. Probdf.
f. Lehm.

156. Kasseh, den F. stemmer mest
med d. Arab. emp-f-, rigtigere end
d. alm. em=pf-, da emp kom. af ent.

10. Über e. w. Pflichten gegen die Augen (for 1800). Lichtenberg.

157. Blisch, bet. Lærd, † 1793.
aufgeschl-, sål. ufæd. Zimmer gin-

gen, sml. Fenster geht auf zc.

11. Besuch in Anaslaska. O. v. Kohebu.

160. zurücklassen < übrig l.
mehrere anzul- | noch mehr.

på S. 160.

162. gefalteten, ellers alm. -nen;

161. Ähnlichkeit von < som
tilførn i Impf. stiel.

12. Polnische Cänze. Spazier.

162. 2, læs 12.

163. Reigen, p. Tatern, Tatra,
ogf. Riptauer-Alperne, den højeste Mng
i hele Kjednen.

164. Gallop | Galopp. deckt:

o: er som Hysler om dets Tanke, el.
omfatter som sit Indhold (Substrat).

13. Schlacht b. Lützen (for 1800). Schiller.

(Klassisk Stil).

165. Völker, se ovenfor.

166. hielt, ualm. om Hfolk, når
ud. Tillæg. unterhalb Lützen, Dyers
Nv. m. et Styk bøjes kun, når det
står bagefter, G. Berlins halber.
offenbare S-, archs., = offene;
sml. -bare See. Goller < alm. R-

167. Gefreyter, er fritagen f. at
stå Skildv., m. fører denne.

169. Mærk: mit der — als zc.
darein, rigtig; m. Forst. imel. ein
og in agtes ikke altid.

170. Telamonier, at P. var =
Hjar for Troja. das Weite suchte,
Latinisme. Gesilde, p.

171. Urkunde (i d. Mng. Arch.,
Bibnesbryd, Bevis), a. Originalbo-
kum., b. hver skriftlig opbevaret Ting.

hvoraf noget bevises.

172. unfern, undert. m. Gensynsf.
dumppf: „stum“.

14. Der 2te April, zc. Niebuhr.

(Mogelig men livlig Brevstil, lige-
som isprengt med hjække, skarper el.
dybere, Træk.

173. *Domillart, l. Vanstetart,
med Tonen p. 2den Stav. he did &
er føhle keine besondere Lust sich
in jener Mäufesalle fangen zu
lassen.

175. Gut = gehens, glemt zu
täuschen el. sign.

177. Fr. v. S., hendes Broder,
Baron Schubart.

178. Sjællands Kapt. var Kosod.
tre Kroneren, dette en er vel d.
danske best. Peger, sml. Lunetten, Hol-
men, Provestenen (neml. Batteriet),
zc. Quintus, et Datt. p. Nyholm.
nie nachgesucht, man skal have kendt
dem, m. anseet dem for uopdagelige!
an Land, alm. aus. Das 54te K-
mon det henger sammen med, at d.
eng. Pl. talte 54 Sælere? andert-
halve < alm. ubøjeligt.

179. Haut, af S. skin, Beskædning-
gen. Brief, lyder i Burney's the
naval heroes of Gr. Br., 1806, S.
424, således: It must not, however,
be concealed on the other hand,
that the Danes conducted them-
selves with the greatest reso-
lution and bravery; that their
principal batteries, as well as the
ships at the mouth of the inner
harbour, were still untouched, and
that two of his own division had
grounded (smf. Læsb. 183) and others
were in danger, while the loss of
men in the British ships had been

very considerable. It was in this
critical moment, that l. N., with
admirable sagacity and presence of
mind, sent a flag of truce on shore
with the following message to the
pr. r. of D.:

Lord Nelson has directions to
spare Denmark, when no longer
resisting; but if firing is continued
on the part of D., l. N. must be
obliged to set on fire all the float-
ing batteries he has taken, without
the power of saving the brave Danes,
who have defended them."

Nelson and Bronte.

(Signed)

"To the brothers of Englishmen,
the Danes."

Adjutant, Indholm af Soetaten.

182. Ausfall, f. -gang, her vist
Danisme. Seglern < Segel. Dys-
enterie, G., m. går nu godt an.,
die rothe Ruhr, den tre Kr.,
Neb. synes at have læuft blot på tre,
m. at have glemt Endelsen.

183. Vildemose, Billemoes. Bur-
ney fortæller (S. 425), at N. spoke
in the highest terms of praise of
the bravery of the Danes, bestred
Nil. as having performed wonders
during the battle, omfavnede ham
with the enthusiasm of a brother
og forlangte, at Kronprindsen skulde
gjøre ham til Admiral, hvortil da
denne så hyperligt svarede: „if, my
lord, I were to make all my brave
officers admirals, I should have no
captains or lieutenants in my service."

15. Erlebnisse im Kriege 1812—13. C. M. Arndt.

(Dg. Tales første Bending, frie gsf.
subjektive Gjendommeligheder, også i
Former, G. Gefreundte, -feuren
(186).)

184. fragen m. dobbelt Gjenst.,
alm.; G. eins muß ich dich noch

fragen. Minister, berømte v. Stein.

186. Bewacht, af Fr. bivouac,
af Holl. buitenwagt (ildenvagt),
Bivual. Wirthschaft, bl. a. Wæsen
= Uvæsen.

16. Reise nach London. Niemeyer.

(Jirlig Still, men undert a. uagt-somt Udtyk. Gr. Indil. Kamen Ste (188) des Hauptortes (192), b. obsf. Gr. zuzörderst m. f. (191), c. Provbsf. Gr. behåglig, Begittrer (191). — Hpp. Samtrækn. af e. Af igt-ig.)
187. -merce, Arch.; Ght. medina, af L. matutinus. dem allen, n. ikke Bojn., men f. Vellydens Skjld. der Groden, R. L., Eng ubent. Diget; sml. D. gro. der Polder, R. L., Marl, inddiget sea Havet. Gebilde, rh. Zway l-ner, teml. alm., < zweyer l-ner.

188. wie ich in dem — fand < — ich ihn in 2c.

189. vifstren, påstrive. Die e. Reg. hålt, nu ik. længer, da Dampfarten kom op. die Effekten, „Lojet“, de Rejsendes Sager.

190. das Ruck, alm. med i, R. L., Hplde, Ræffe. der Bord < das. lðst, alm. Heil, lðst.

191. will ausg.: „er nær ved“.
192. Marquise, a. = Kellner, Dyrarter på et off. Sted, b. Wart. Fråhstuck, a. The, Kaffe, m. Tilbh., om Morg., b. Frostf. verglichen, neml. den Gang. Dutsche, m. Glasf., et eget Navn f. Karet havet ik. i G. L.; dg. L. Scheibenwagen, Glasf., o. fl.; for Karosse.

193. Kostbeef, gerðstetst Rind-fleisch, Mutton, Hammel. Schir-meister, også hpp. Conducteur. aufgepuzt: „ordnet“; egtl. om Boden selv.

194. 1,200,000, nu omtr. 2¹/₂ Mill. dieß alles, alm. Vending. alle dem, alm. Affortelse.

Zweiter Cursus.

17. Leben Alexanders. Haamer.

(Kraftfuld, mandig Still, klar Ud-tyk. — Obsf. immerdar f. immer; geböhren, verlohren; zusörderst. — Arch. jeglicher undert. f. jeder; gen, ved Navne, f. gegen; Endelse or og us iføng; f. scheinen undert. er-. Dstere Indil. i indirekte L., Gr. begann, S. 206.)

195. des Jahres, Ordet J-nævnes sædb. foran Arstallet; sml. 200,223, o. fl. nieder-, især ikke dy-bere end Tingen er; herab og -un-ter, dybete; ogs. i fig. Ang. In-halt, Indh.; Einb-, Ståndning (f. 307); enthalten, indeh-; einh- og inneh-(inh-, obsf.), standse. Wolf, ber. Prof. i Filos. i Halle, † 1754.

196. danken, her = verd. schön leben, Gfærlig. af Gressf. In Sin-sliche (undert. in Absf.), m. Hensyn o: i Hensende; Rück-, Hensyn; Abf-, Hensigt. trunken, ædere end be-, f. ik. bruges fig. Glück wünschen, ikke m. zu.

197. alle neu-n, b-n, undert. ogs. n-e, b-e. meisten > mehrsten. Neigung, Tilbøjelighed; Zu-, Hengivenhed. oberhalb M-en < -ens,

da det er Land, ikke Dy. verschrän-ken, holde forsvide. von neuem, = aufs neue. denken auf, poste, spekulere på; d-an, igft.; nur auf el. an sich -, kun sørge for f. selv.

198. lagern, ualm. ud. sich. åcht <echt. Die Oberhand; m. überh-nehmen.

199. im Sturm, = mit. Be-satzung, Mandskab, Garnison; Bes-etz-, a. B-esse, b. B-ning på Klæder. mehre > endnu alm. mehrere. Probe, Prove, Forseg; Prüfung, P-lse, Gramen. voller (undert. brugt. når Subst. følger ud. Bestemmelse el. Bojn.), er vel snart obsf. Gertraide, ai D. L., alm. ei.

200. Angelegenheiten: „Anlig-gender“. befehligen, kommandere. siebzsig < siebz-. Proreßlaas, b. 1ste, som salt på Toget m. Troja.

201. Neoptolemos, et Navn f. Achills Son Pyrrhus, hvis Ubesæder var Askus og f. dræbte Priamus. Diensten, Pl. ik. om mil. L.; sml. 97 og 98, 205. Kriegsgeschicht, g-ualm. i Samsæt. Schriftsteller, Skrib. Forfatter; Verfasser, S-, blot m. Hens. t. S-ellen.

202. mehr Reiter, korrekt, posi-tiv form har komp. Beydn.; sml. viel Griechen (204), mehr Beweise (216), wenig Zeitpunkte (226), 2c. nunmehr, = Biord nun. Völker Arch., hpp. f. Truppen; (for: un-ters Volk geben, blive Soldat).

203. Ruhm, Hæder, Beromth.; Lob, Ros. Preis; rühmen og loben, rose; sich r-, r-fig.

205. morgenwärts des Fl-, nyt Styr.

206. gewinnen, men überwin-den. Anrecht, archf., = Recht.

207. Überschwenglich, for m. å, af schwingen, -anken; sml. D. svin-gende suld. Aller Orten, er Gen. og Dat.; Biord. dermalen, einiger-maßen, o. Iqn. ere ligel. Wandering af genitibiff og dat. Form; sml. D. hjem-me, stand-om, og i L. det n, f. er bleven i fl. Talm., Gr. in Stücken gehen, über die Maassen, 2c. Neuerung, ef. L. res novæ. Ver-trauen in (ogs. auf), ik. m. setzen; zu, ik. m. haben. Beginn, = An-fang; V-nen, = Vorhaben, Un-ternehmung.

208. behindern, alm. verh-. zur Hilfe i alm. zu. Safen, har undert. endnu Dml. i Hiert. flüchten, ik. fl. til; fliehen, f- for; fliehen zu, f- for En til en A.; sich flüchten, tage f. Tilflugt.

210. anderer bemerkbaren, ik. alm., men b. ene rigtige, at lade sdb. Ord vifte f. Wiser el. Feger. Oafis, ogs. -se. entlang, m. Dat., ualm. m. her godt.

211. gottlos, ugubelig; ungdert-lich, ikke guddommelig. Ichor, Gr., Gubernes Blod. Erfolg, a. Udsald, Vittingen, b. godt Ud-, Feld. gelten machen, blot Inf., da m-er „så til at“, = nd m-.

212. flucht: „Strom“. auf ved Gegend, mg. used., må forklæres af geebnet. Graben, a. Grab om Leje o. Iqn., b. Groft; Grab, — til Lig; Grube, —, Grube; Grust, a. rh. Grube, b. -hvelving.

213. Rückenhalt < Rückh-. Stränge: „Staglerne“.

214. Länder, alm.; Lande, a. D. L., b. kollektivt, Gr. Niederl., c. —, f. Verdens egne, d. poet., e. i d. nyeste Tid mg. ofte f. Länder.

Anhöhe, Højde, ophejet Sted; Sü-gel, Høj, Bakke.

215. vorhanden, af reglm. Bojn. mehr denn < alm. m- als. tråbe: „grumset, urent“; a. egtl. utlar, b. figur. tddlich, f. mefserer D.; sterblich, f. er D. undergigen. Leich-nam, Fig. bød Krop; Leiche, bød Person, derfor mit d. Leiche gehen, el. d. Leiche begleiten.

216. Vergleich, a. Samling, b. ik. Forlig; V-çung, Smilgn. hochfahrend, myndig, herkeslyg. Aufenthalt; m. sich aufhalten.

217. Aussicht, Dpshn; -sehen, -figt. Gestrippe, verwashenes Ge-stråuch. widerprechen, sætte sig (tale) imod ng.; sich -setzen, især sætte f. t. Modværgte.

218. unangenehm; m. Unan-nehmlichkeit. Anderer Seits, sml. meinerf-, beiderf-, 2c; s = s i flugs, falls, meistens, o. Iqn. in-nig, Abj. og Advb.; inderlig, dybt felt; innerlich, Advb., indvortes; d. innere, Abj., indse, -vortes. igrnd, v. All.-D. ud. Bestem., mg. ualm. zum Grunde, til Grund; zu G-, t. Grunde.

220. Unternehmen, Foretagende. U-mung, a. B-gelse, b. = U-men. verschwågern, alm. > be-.

221. feste, Arch. Mannen, Arch. Mand, ikke = ubøjel. Hiert. Mand; (Mht. man, Mand, Læns-, Wgte-, gif regl. ef. begge Bojn.) gestellen, D. L. = uføjel. Hiert. Oafis, (Mht. for, im A- des (197), længer berfa. erreichen, Transf.; gelangen, Intransf. m. Styr. efter.

222. versuchen, a. forsøge, b. fette; bertil a. Versuch, b. -ung. Surth, D. Hjord og G. irth (frith) tale f. rh, men furt er alm.

223. das heißt, = ualm. das will sagen. versagen, a. love bort, b. afflå, c. Intransf., „ikke ville lyde“. Gr. die Stimme versagte ihr, beraf så Rstf.; men Transf. „opgive“ er en mg. usedb. Ang. Plane, også m. Dml.

224. Besizung, det, f. besiddes; Besitz, at man b-. Alter, a. Albet, b. Wlde, c. Albetom; -thum, a. Dblid, b. undert. Alter b, og c.; -thümer, Dbsager. Ehren, n. Rest af gml. Bojn. Grånze > -e.

225. **Ältern** > alm. **E.**, dir dänkt; alm., især for, dich.

226. **Ziel** (advortet), vil man nå el. op-, ogf. sig; **Zweck** (indv.) v. m. have opfyldt, virkeliggjort. **Altäre**, Dml. taler f. Hant. imod Herk.

227. **Bette**, rgim. fulde **F.** - **nahen**, ubert. sich -, fortfat Nærmere; **f. nähern**, Frastandens Forkortelse; m. de forverles.

228. **Geschoß**, rh. **Zelt**, was < das, da dette svarer t. et Subst.

229. **ein Leid**, = etwas zu **L.-e.** **Fluth**, a. **Flod** ef. **Obbe**, b. **Bandf.**, c. fig. **Strom**, **F.**, a. rh., if. i **Fiert.**, **Volger**, **Havel**, **Wande**; **Fluß**, **Flod**, o: rindende Vand i et Leje. **Keimer**, if. ingen af flere Nævnte el. **Tenkte**; **Niemand**, ingenjomhelst. **Narden**, **Græs**, hvis Rod giver vellugt. **Dlier**. (Snarece sandtes maffe en Art **Valeriana**; **Bredsdorf**.) **Übel**, enkelt **Onde**; **das Böse**, **Ondi** i **Almh.** **erneuen**, ogfå **-ern**.

230. **übernahm**, kan ikke tage sich til **Vereinigen** og **verkündi-**

gen, a. **F.**, **vereinen** og **verkünden**, n. **F.**; smf. **beenden** (231).

231. **Dichters**, **Goethe** **Zochzeit**, **Brütlup**; **Seirath**, **Gisternäl**; **Ehe**, **Ägtef.** **unlustig**, a. mg. misfornojet, b. tvær, ilde oplagt. **Zutragen**, **Tillid**, -tro, f. **Stemming**; **Vertrauen**, -f. **Wirkung** deraf i **Handlung**; **fun V.** - **imod Sub.**

232. **nachdrücklichst**, = **alm. ausste.** **unter andern**, mg. **sjæld.** **a.-vm.**

233. **Unglück**, ud. **Fiert.**; man br. **Unfälle**, **Unglücksf.** **über a. Maassen**, alm., **flont** - **fe** (57) gram. **rigtigere**. **verebren**, a. **hojagte**, b. **dyrte**, **tilbede**; **anbeten**, a. om hver **dyrte**. **Tilbedelse**, b. fig. **ufsigelig** **skatte**.

234. **Pallacopas**, **Kanal**, f. **optog** **Eufrats** **oversf.** **Vand**. **Kopf**, a. **Hoved**, b. om **Anlæg**; **Saupt**, a. **Hoved**, **emfatisk**, b. **Formand**, **Op-havs-**; smf. 249, 259, 265.

235. **besangen**, **hildet**, **forbindtag.** **fordomsfuld**; **unb-**, a. **naib**, **utvungen**, b. **fordomsfri**, **uindtagen**.

18. Bruchstücke.

2te Sammlung.

235. * 15, læs 18.

1-2. **Schubert** **Düstersee**, **Svar-** **tedigen**, **schrieren**, ogf. **fr-**; **erf-**, at **take** **liv** el. **friskhed** v. **Kroft**. **Wägen**, Dml. **næst**, **obf.**

3. **Link** **als je -** **wie**, da **it.** **so** **ved** **zerst.** **Gediegen**, **mhtydft** **Til-** **læggende** af **gedeihen**, er **nu** **fun** **Tilleggsord** **zu Tage**, = **am T.**, **Bjergmands-Udtr.**; **Tag** er **den** **fri** **lyse** **Jord**, **modf.** **Gruben**. **Acosta**, **streb** **Hist.** **Indis** **occid.** **Langenhöhe**. **omtr.** **10 F.**, **hvilket** **var** **en** **Landfeds** **Længde** (eglf. **5 Arme**); ogf. **Speer** **betegner** **d. Mål**.

4. **Link** **bedeutend**, **-lich** er **ikke** **L.**; **-tsam**, **b-ningsfuld**. **Gleichheit**, a. **Jævnhed**, **Glatthed**, b. **fuld** **Over-** **ensft.**, **Kongruens**. **Identitet**, **Lighed** **for** **Netten**; **Ähnlichkeit**, **Lighed**, **near** **Overensft.** **ist** **in** **der** **Regel**, i **sin** **Orden**; i. **d. A.**, = **"ordentligvis"**. **Ansehen**, a. **Udsende**, b. **Anseelse**; **-hung**, m. **Hensyn** **til**; **Ansicht**, a. **Djefyn** (f. 276), b. **Prospekt**, c. **Syns-** **måde** (el. **b. ugode** **Ord** **Anskuelse**); **Anschauung**, a. **Best.**, b. **Anst.**;

men i **den** **sibste** **Lid** **bruges** **lidt** **An-** **ung** **for** **Anficht**. **gebauet**, **Forf.** **på** **et**, **dyrket**, **og** **-r**, **bygget**, **er** **fun** **Påfund**. **Folzapsel**, **Skov-** **von** **selbst**, v. **sich** f. **er** **it.** **L.**

5. **Kaumer** **Sitte**, a. **Skik**, b. **god** **Skik**, **Anstand**; i **Fiert.** a. -, b. **Sæder**. **Eigenthümer**, **Fiert.** **bruges** **mg.** **sjæld.** **om** **Ting** (**Güter**, **Be-** **sigungen**, **zc.**) **Gnaden**, **Rest** **af** **gml. Bejn.** **Besorgnis** (= **-gung**), a. **Besørgelse**, b. **Behjærp**; **Sorge**, i **Enkelt.** a. **Omfoeg**, **Sorg** ("**Sag**"), b. **Det-**, c. **ubert.** **Sorgmodighed**, **Sorg**; i **Fiert.** **Det-r.** **Sorger**. **De-** **diente**, a. **Tjener**, **Lakaj**, **Karl**, b. **ubert.** **ringe** **Embedsm.**, **Er.** **Postb.**, **Zollb.**, **zc.**; **Diener**, a. **Tjenerde** i **Almh.**, b. fig., c. i **Samsf.** **Er.** **Kam-** **merd.**, **Ladend.**, **zc.** **Kellerwärter**, n. **D.** f. **-meister** og **Kellner**. **ins-** **besonders**, = **besonders**. **Tere-** **binthen**, **Terpentintræets** **Fr.** **bitten**, **bede** **om** **ng.**, **beten**, - **til** **Sub.**

6. **Keander**. **Verfahren**, **Frem-** **gangs måde**; **Betragen**, **Udsærb.** **Op-** **serfel.** **währ-** **daß** < **w-** **selb** f.

Ronj. **Dichtung**, a. **D.-g.** **b.** = **Er-** **dichtung**. **Partei**, **Fr. parti**, **en** **vis** **Udelling** **Mfker**, ogf. **fig.**; **Partie**, **Fr. partie**, **P-** i **de** **andre** **Mng.**; **begge** **om** **Gisternäl** (og **Vare**). **Ce-** **remonien**, **penult.** **brev.** (dog **ogf.** **l.**) **mogte**, **uolm.** **faisrllich** > **d.** **uolm.** **n-weise**. **frågt**, **d.** **Verb.** **har** **stede** **vist** **nog**. **Ureglm.**; **nu** **følger** **d.** **ubert.** **a-u-a** **Typus**, m. **aldrig** **hæ-** **res** **el.** **læses** **dog** **Partp.** **-gen**; **altf.** < **at** **følge** **1ste** **Bejn.**

7. **Wachsmuth** **gesamt** < **m. mm.** **stula** &, **des** **Vogelstellers** **Pfeife** **lönt** **süß** **zum** **Betrug** **des** **Vo-** **gels**. **zuvoor**, **først**, **Bjorb**; **bevor**, **først.** **Bindeob**; **vorher** = **z-**; **vor-** **hin**, **tilførn**; **markt**: **z-** **Kommen**, m. **b-** **stehen**. **steden**, **sybe**, **gfl.** **simp.**, **Er.** **Lier**, **fische**, **Seife**; **Fochen**, m. **mere** **Tilbedelse**; **f-** **betegner** **stær-** **kere** **Grad**. **gemein**, 1) a. **hyvrig**, **sædvanlig** b. **ringe**, **daglig**, c. **trivial**, d. **lan**, 2) = **ge-** **schastlich**, **ælles** (m. **ik.** **offentlig**); **allg.**, if. **m.** **Hensyn** **til** **Udbredelsen**, o: **allen** **g-**. **Burgemeister**, ogf. **Bür-** **og** **-germ-** **so**, **Arch.** f. **in-** **sofern**. **Überkamen**, **Arch.**, at **Her-** **delsen** **overfalder** **en**. **Wackerheit**, **godt** **n.** **D.**, af **waker**, a. **Arch.**, **år-** **vågen**, b. **slint**, **dygtig**, c. **brab**, d. **N.** **L.** **vakter**, **smuk**.

8. **A.** **Böttcher**. **Waffenst.**, **til** **Polskmitz** **el.** **Pläsw.**, p. 8 **Uger**, **fra** **5 Juni** **af** **rechtfertigen**; m. **gerecht** og **G-igfeit**. **Daru**, **Nap.'s** **Gene-** **ralintendant**. **Sinn**, a. **Sands**, ogf. **fig.**, b. **Sind**, = **Tanker**, **Hoved**, **Re-** **ning**, **Wisse**, c. = **Gemüth**, **Er.** **zu** **Sinne**, **troher** **Sinn**, d. **sjæld.** = **Geist**, **Seele**, **Er.** **hoher** **Sinn**, e. **Mening**, **Behndning**. **Zucht**, **Tillægs-** **dyr**. **Schöps**, ogf. **-pps**, = **Zammel**. **Völlig**, **fuldf.** o: **fuld**, **aldeles**; **voll-** **Kommen**, - o: **fuldenbt.** **Diebstand**, **Besætningen**. **Freisen** < **-fen**, **Strige** **haff.**, **f-** **Weiber**, **Dvinder** i **Barns-** **nød**; **Kreisfen**, a. **st.** **flærende**, b. **snurre**, **Er.** **fidt** **p.** **Panden**. **Gens-** **darm-**, s. **alm.** **Bejl** (f. 185 og 360). **Beschwerde**, a. **Tynge**, b. **svære** **Ermerter**, c. **Besværtilighed**, d. **ring**.

9-10. **Kaumer** **sehen**, **liegen** og **sißen**, **ubert.** m. **sein**, **gffe** **urigt.** **Mörtel**, **Blanding** **af** **Kalk** **og** **Grus**, **Murf.** **Marmorb-**, **er** **Gen.** **Bogen**,

Dml. **er** **snart** **obf.** **Trümmer**, **Fiert.** **af** **das** **Trumm**, **Stump** (**Hvs.**, **Loob**); **altså** **d.** **ny** **Fiert.** **T-rrn** **falsk**. **Auf-** **schub**, **Verbaler** **af** **ie-o-o** **Typus** **have** **n.** **Sündfluth**, **Misforf.** **af** **Ght.** **sintvolut**, **stor** **alm.** **Flod** (ogf. **unmæzv-**) **nøthig**, **uolm.** **faisrllich** > **d.** **uolm.** **n-weise**. **frågt**, **d.** **Verb.** **har** **stede** **vist** **nog**. **Ureglm.**; **nu** **følger** **d.** **ubert.** **a-u-a** **Typus**, m. **aldrig** **hæ-** **res** **el.** **læses** **dog** **Partp.** **-gen**; **altf.** < **at** **følge** **1ste** **Bejn.**

11-12. **Schlösser** v. **Stapel** **las-** **sen**, = **uolm.** v. **Stapel** **lausen** **l.** **Mühle**. **Gjernet** **gik** **for** **ef.** **a-u-a** **Typus**. **Schneckenwinde**, **ufabv.** **D.** **viereckt**, **D. L.**, < **H. L.**, **vierecktig**. **Orden**, a. **Orden** o: **Regelmasfighed**, b. **Ordnng**, c. **Loob**, **Indretning**, d. = **Klasse**, i **Stolen**, e. **Søjlerorden**. **Prüfen**, **undersøge**; **probieren**, **for-** **zu** **e-** **m-**, = **zueignen**, **tillegne** i **Alm.**; **aneignen**, - o: **udvikle** **hos** **f.** **som** **Egenf.** **Stroh**, **Stalm** (**Strå**); **Stalm**, - **strå**; (i **D. L.** **Stalm** = **Stalm**). **thun**, if. **udfore**, **handle**; **machen**, if. **frembringe**, **gjøre** **ander-** **ledes**; m. **oftere** **vilkårligt** **el.** **rent** **istang**, **Er.** **fund**, **eine** **Reise**, **einen** **Vorschlag**, **fortschritte** **m-** **og** **th-** **d.** **F.** **verwehren**, i **dg.** **L.** **legen**. **ausbedangen**, **reglm.** m. **gfl.** **uolm.** **1 Livre**, = **20 S.** **auswärts**, a. **udad**, b. **udenlands**.

13. **Schiller**. **Verlassenschaft** (ogf. **Verb.** **verl-**) = **Nachl.** og **det** **alm.** **Nachl.** **dreimal** **zc.**, **alm.** i **dg.** **L.** **Diamant**, **skal** **nu** **være** i **Am-** **brafer-Saml.** i **Wien**. **in** **Stücken**, **alm.** i **d.** **Mng.**

14. **G.** **Forster**. **auschließen** (ie-o-o) = **-schlüssen** o: **smutte**, **at** **Ungen** **kom** **fr.** **af** **Ugget**. **dörren** (ogf. **darren**), **terre** **v.** **hebe**, **Er.** **Malt**, < **her** **trocknen**. **gesalzen**, **Rest** **af** **gml.** **Bejn.** **ef.** **a-ie-a** **Typus**. **Thunfisch**, **Lantje** (**Seomber** **Thyn-** **aus**). **Ind-nz**, **E.**, **livordet** **under** **og** **ef.** **Arigen**.

15. **H.** **Müller**. **Historien** (ef. **d.** **J.**), **uolm.** f. **Zistdröhen**, **Geschicht.** **Neugier** og **Beg-**, = **-de**; smf. **Zier** og **3-de**.

16-17. **Kaumer**. **beschwichigen**, **af** **Trans.** **schweigen**, **eglf.** **om** **Små-** **born**. **Suß**, a. **Ben**, **Mfkers** og **Dhrs**, b. **Fod**, **Mfkers**, c. **Fod**, **fig**; **Bein**,

a. Ven i levende Legeme, b. Sknek. c. undert. = Knochen, d. undert. Dyrts og Mlers B- (Fuss), men i b. Rng. let plat om Mler, e. B-, fig.; Knochen, dødt Ben; Kler. Gråte, el. -en, Ben i Gist; Fischbein, af Hvalen. Darike, Guldm., = 2 Dut. lebendig, a. levende i Almh.; lebend, a. som blot Part. (263), b. om Sprog. Schmuck, < her Tierde. Schreck, alm. -en. viel. a. Talord, meget, b. ved Komp. f. sehr; sehr (= D. säre), Biord, meget.

18. Beckmann. Fleischer, if. S. L.; Metzger, D. L.; Schlächter (ogsf. m. a), R. L. Färberinn; i R. L. findes -sche, Gr. Schneiderische. noch mehrere < mehr.

19. Hegal. Namen < me. Fall, Tilfælde: a. Mulighed, b. Tilbragelse; Zufall, —: a. Hændelse. find des S-, når 1 af sein's 2 Nom. er Kler., skal Verb. selv være Kler. danern, vedblive, om en Tilstand; fortfahren, om en Handling. deren, Gen. Kler. af det dem. subst. Pron. der hedder -n (if. -r), når det a. er = derselben, sml. 277, b. får for Personer, Gr. 306, 330. Kler. Neger, nu alm., < -rn for.

20. A. v. Chamisso. tatuirt, = tattowirt. Volksthum, n. D. fra Krigen m. Napoleon. entlehnen, kun fig. ausparen, lade blive, — stå.

21. D. v. Koyebue. Sparmacer, af sperma ceti, Hvalens Sæd, f. d. troedes at være. überdem < -dies. raffren, alm., > ualm. barb. in- dessen, a. Biord, = underdessen, b. Bindeord.

22-3. Schubert. ihren flocken, dristigt, m. smukt, af betegne amid- delbart det ene Sammenligningsled med det andets Attribut. Seine, jeg sad en Aften i Palais royals klart oplyste Hæve, da Belysningen pludselig blev gsf. svag; det var disse Dyr, som i utrolig Mængde sykte, omgav og flere St. endog flukkede Kamperne. Spalt, og -te.

24. Lichtenberg. beobachten, iagt- tage, observere; wahrnehmen, a. blive vaer, b. tage i Agt. Murhard's, den Bojn. obl., < -rd. Anzeigen, Bladet Sörtingische g. A., thi L. var Prof. i G. Licht, er vel Trykf. f. l. Mühe, — machen, koste U-

vorbe. Uefflighed; sich — geben, gjøre f. U-. Geschöpf, Schöpfer ic.; men Verb. selv nu kun: ofe. Um bey ic.; uagtf. f. damit sie ic. Behalten sie < dieselbe. Zerfegung, „De- composition“.

25-6. Schubert Volk, spøgende f. Slags Folk, Sort Mler.: Dyr. jäh, = brat: a. hastig, b. stejl, D. L. tml. alm. gäh. Sittig (-ch), Arch. verschlucken, synke; verschlingen, slug. jedoch, men dog. Mägen, ofte ud. Dml. Pansen, = B- (-3-); 1. Bom, 2. Ræt el. Kongehætte, 3. Psalmebogen el. Labelæberne, 4. Kal- lun. Euglich | Eugeliche (sm. 1) el. -ig. Känen < -a. Rinnenlappen, Følberne i Bollerenden.

27. Kaumer. ungeduldig, m. Gen., er ualm. Gerber for å. Ge- schrei; man har Schrei og Sang, m. ellers kun Gebrüll, Geheul, Gemurmel, ic. Triebfedern, ikke Treib-

28. Schloffer. entscheiden, In- tranf. a. gjøre Udslaget, b. = sich -, Transf. afgjøre; sich -, bestemme fig. schwertlich, Biord., vanskelig: a. formodentlig il.; schwierig, —: a. moi- sommelig; schwer, — i Alm. Ent- schluf, Beslutn. i Almh.; Verchluf, a. —: Ende, b. (-Schluf) —: Lov, Dom, c. in B-, i Forvarting; Entschlieffung, a. at man be- f., b. undert. = Ent-; sich entf., m. becht. Canusium | Casilinum. ehe, f. Ann. t. 183. Livius, S. 258 L. 30, | Claudius. 6 Tagen, Dat. for at få Bojningstegen.

29. Luden. entstellen, a. vanzire, forstjære, b. forandre, gjøre usjenbellig. Mähr, Mht. daz mære, Arch. f. Sage; deraf -chen.

30. Wachsmuth. das Gemein- wesen: „Samsundets Indretning“, Lovenes Bestemmelse. pflichtig, a. forpl., b. = dienftpl. Tinglyth. Thing-Folk; l- af Gn. lydr, Ght. liut. Angf. leod, d. e. populus, hvoraf S. L. Kler. Leute; (sm. Goth. jug- galauths, Yngling). Licht, af Mht. ehe, Lov, ehhaft, lovlig. büßen, a. bøde, b. bøde for, c., obsf., bøde på; einbüßen, misse, f. en Slags Bob el. Offer. wollen, = bort opfordrende „Kulle“ - Gr. w- wir gehen! skal vi gå, lad os -!

31-3. Kaumer. nachlässig, undert.

-fig. Stätte (af stehen), kun i heilige St- og lign. Rng. (sm. 189); Stelle (af stellen), a. ber, hvor ng. henstilles, ogsaa fig., b. deraf Embede; Ort, a. i Almh. Del af Rummet el. Verden, hvor ng. er; b. Rings Ende el. Side; Ort u. Stelle (159) „selve Stedet“; undert. bruges begge m. forfl. Henfyn om samme Ting, Gr. d. O. el. d. St., wo das Haus gestanden. der Kirchen, Arch., Gen. Entf. Zeitbuch, n. D. f. Chronik. Ende, a. —, b. Embellig. Deszir, alm. < Weffir. religiös, m. -ofträt. geistlich, a. å-, i religjös Rng., b. g.; geistig, a. åndig, b. stærk. Verleumder (< -äu-), som rover En Leumund (Ght. klium-unt; Mht. lium-et, 17de Arch. Leumuth), Rngte (= Ruf). zurücklegen, a. l- t-, b. lægge op. ausgenommen, som Sigr. m. Affus. Nagaritisch, er vel Trykf. f. naz-, d. v. f. slagne af Kalfisen Kaser: a. Saladin selv, et Ravn (= princeps adjutor), f. var givet ham af Ægyptens Khalif.

34. Schiller. (Gmbdags Retfkr.) ehedem; ehe er nu blot Bindeord og Biord. damit -führte, nu Præs. Konj. angedeihen, kun i Kalem. af det Indhold. verwahrt, sml. 381, senere Læsen. be-t.

35. L. v. Buch. (sm. ovenfor: 3. R- durch Norw.) —, Gustav III's Ord. Antritt, Tiltrædelse; Zur- Abgang, ja, i G. = und, emphat. for fogar. M-arien < n. F. -åre. diefferts, = -seit. St-azung, if. ubest. Stat. Rückkehr, Zur-ik godt i samf. Subst., som betyde Bevæ- gelse. Ausgabe, Udgave; Zer-, Ud- gibelse; S-geber, -giver. folgen, kun m. sein (sm. 44). benutzen, undert. m. å; men „sich b-“ er ikke L. Seine w-de i -den; i nyeste Tid ubelade flere igjen ud. Grund dette n. ef. Gepron.

36-39. Kaumer. Segner, —; Widersacher, - ifær i Retskrid; kun W-stand; entgegenfegen, modf.; sich widert-, m- fig. Dem allem > b- n (ef. 199). wo da, Arch. Kånke; Entf. der K- (a. Krümung, sml. D. Wirt-, b. Udflugt) er gsf. obsf. i S. L., men brugl. i Sveits. Cäsaren, ogsf. -arn. Brauch, a.

if. om b. Bilkfærlige. Djebliffelige, b. Stik og Brug; Geb-, a. Anvendelse, b. = Brauch, c. Stik: a. Sebvane. gleichsam, fremføver wie og als. hemmen, transf. stoden, intrf. Ver- brennen, a. brænde, for-, b. - t. intet, c. -op; brennen, a. -, være i Brand, ogsf. fig., b. -. forandre, mærte ved Tid, c. -, smerte. Schweigen, af Verberne Schweigen, lächeln, weinen kan ikke Verbaler dannes. da, efter rel. Pron. der, forstærker ng., m. må sparsomt bruges. Mærk det Dbl. i Rh-lers Ord. Beamte | -er (sm. 237). Wein, her halv spot- tende. täuschen, fluffe, af täuschen, bytte. hervor, frem af Eful el. Omgibelse; vorwärts, fremad. Bauren > Pl. Baue, vergusden, ogsf. verthun. Rathschläge, sædv. f. Kler. af Kath. Graf, h. var fransk Or.- Mel. d. C. Mfcript. Sm. i Paris. ennehme, ogsf. -lehne. verschwie- gen, f. kan tie; Schweigend, tavst, tiende; -gsam, f. gjerne tier. Angelegenheit, Antiggende, Sag; Anlie- gen, — Begjæring, erheifen, ogsf. geben. gestirnt, findet; gesonnen, tilfinds; Gesinnung, Sindelag, Tæn- kemåde, i Kler. Følelser. answärtig, a. andenbeds, end hv. jeg lever, b. udenlandsk; -wendig, a. ligst, b. udenad; äußere, hvre, udbortes; -rtich, Ubj. og Udob., uden på. S- ning, efter den lat. Dverf. S-ingius.

40. A. W. Schlegel. Liebling, i god Rng.; Gånst-, if. i god. ab- geschmackt, flav, meningsløs. geist- reich, -fuld, -rig; -voll, a. rig p. A-, b. undert. = -reich. sal. Kalisth, lat. Dverf. af en Roman om Alex. d. St., f. saltf. tilagdes R.-Brandanus, Irælænder, f. gjorde avent. Messer mod Osten. Sindhads R- en orient. Saml. af Fortæll. Maundeville, E. Læge, rejste i Dr. i 14de Årh. S- Ernst, I. Digt. fra 13de Årh. og siden Bog. Aventh. | uden h. un- verbohlen, Ræst af reglm. Bojn.

41. Kaumer. befreit, ic. hebber „for“ von.

42. Brandis. Stoa (Gr., Due- gang), Stedet, hvor de stoffte Filo- sofer underviste.

43. Kaumer. -gelahrheit, a. archf. rügen, med kun Ting t. Dbl.,

a. påtale, retvende dable, b. straffe m. Mufft.

44. v. Hammer. **Scheich** (o: Gråffjog). a. Prædikant i Moskøen. b. Munteformand. **Bund**, a. Forening, -bund; b. Turban. **aus** — geboren, Provb. | gebürtig, Rum, d. tyrk. Europa. **bestellen** (i Kaufst. bestallen), ualm. f. anst. **Kstafel**, formodl. Provb.

45. **Raumer. erkannt**; er vel dog hans lærde og smagt. Ven Kard. Bembo's Jde. **Schule v. A.**, et Freskomaleri i Vatikanet. **Voden**, a. b. Glade, som man er el. tænker sig ng. på o: Jordan, Gulbet ic, b. **Bund**, c. Loft, en jævn Glade igjen. **Bygningen**, d. Jordbund.

46. **Solger. im Schwange**, ogf. m. **gehen. Zauber**, Arthleri, det Fortryllende, Indtagende; **Zauberei**, — Trolddom. **Dramarbas**, Tybo's Riv. i b. gml. T. Dverf. **Dreist**; „dreistig og Dreistheit“ ere ik. T. **Sparren**: „have en Strue for fast, når h. har en for løs“; egtl. være halvgal af Fovmod. **seit kurzem**, streven i Arh.'s Beg. **darstellen**, a. fremstille, vise (413), b., skildre (sml. 382); **vor-** a. fore-, b. fremst. = fore-; **aus-**, a. ud-, b. fremst. = ud-, c. udfætte.

46. B. **Müller. Klop**, skred et Epos, Messias, og to Trag. om German. **Erker**, (for A-, af Wdt.-L. arcora), = en Karnap oppe i Vejret. **Lohg-**, Garver, m. Bart; **Weiß-**, Selbbereder, m. Kalk og Alun. **Schweif**, lang Hale m. Hår; **Schwanz**, h-, Svands. **Stück**, ogf. ein gut Stück el. e. **Stückchen**.

88. **Depping. Norm.** Br. udgav et Hefte derom i 1817.

49. J. **Koll. Sporen**, alm. nu for -ruen. **schon**, „rigtignok“ sein, (NB. 13, 14, 18, 24 og 34 ere fra det 18de Årh.)

19. Sitten des 12 und 13 Jahr. Raumer.

1. **unversehrt**, endnu i Fspregel habes sehren, bestadige.

2. **Abzeichen**, a. Kjendemerke o: insigne, b. = Muttermal. **Werg**, R. T. **Sede**.

3. **überweisen**, if. middelbart. **verfummern**, a. Arh., lægge Bestag, b. forspilte, forbitte (betage sin gode

sml. E. sine. **ermüdere**, < müde. **Schopf**, Tot, beim S-: „i Hårene.“ **d. w. Jäger**, i Kfagnet. **Knietely**, forte Linier m. knudrede Rim. **nur immer**, kun p. ng. **Måde**. **was alles**, en ægte tydfst Bending, (sml. 288). **besitzen**, ligge på, **befessene Eier**, Wg, f. b. har været ligget på **Trutbahn**, = indischer S-, **Puter**, o. fl. beides, b. Dele (utrumque); b. **Theile**, b. Parter. **ergerze** < -ð.

50-2. **Raumer. Bezirk**, neml. en **San. Rechtsbann**, „Justiti-Ryndigheden“. **Sprengel**, bruges nu mest om et gejstligt Distrikt. **Waffe**, **Båben**, **Bærge**, **Wappen**, — **Wærke**. **Sålste**, „Sålstheil“ ik. T. **leugnen** (ogf. **lügen**), negte, at nog. er el. er fæet; **verneinen**, —, sigge nej til; **versagen**, a. -, ikke indømme, b. slå fejl, f. E. **Gevar** (sml. 234); **abschlagen**, —, ik. tilstæde; **verweigern**, = **vers.** a. og **abschl. Beschaulich**: „kontemplativ“ **vorhanden**, Hæst af reglm. Bojn.

53. Fr. **Schlegel. erleuchten**, oplyse; **erklätern**, —, forklare; **aufklären**, a. -, berigtige, b. -, rense for Fordom. **Schiffahrt**, 3 Gffer rigt, m. ualm. **was**, 289, 1, sml. **welche**, 288, 12.

54. **Luden. Einsicht**, om et Sag, m. **Dativ. Frage**, L. tog d. fra Digt. **Sogau** (17de Årh.).

55. **Raumer. ausbreiten**, if. om Udbivelse, Omfang; **ver-**, if. Udfpædelse i Rummet; **beg.** om **Berührt. Seiligung**, sml. **Zeit**, **Zeiland**, ic.

56. **Hegel. zw-ohne**, hård Arh. **Ministers**; den blotte Titel ofte ubøjel. (sml. 31, 138, ic.). **zur Seite**, a. tilf., afsejle, b. v. S-n af; **bei S-**, el. **auf die S-**, til en S-, aff-s. **übern-** (? D. T.) = **Øgenavn**; ogf. **Aber-**.

(Frugt), c. forsknittede og -tes. **nachweisen**, a. påvise, b. anvise. **Weslin** (sml. 302), † 1259.

4. **zurückbl-**, ofte sål. m. **hinter sich ausweisen**, legitimere f. **Weslich**, teml. alm. | ig. **Regel**. a. -, b. **Ordenslov. unters**, mg. ufvædd. i ren Prosa.

5. **Theurung**, = -erung.

6. **Wie dem auch sey**, = dem f. w. ihm wolle. **Peter** | vs, el. ogf. begge Kommaer bort. **durchbrochene**, = **aufgeschlitzte**.

7. **Friedrich** < -ds.

8. **der Verband**, Forbinding; **das V-**, mg. ualm., -belse. **behufs**, godt n. D. **auf Langen r-**, Arh. **das Schild** | der-, sml. dog 301. **Reifen**, D. T. f. **Reif**. **will werden**, = v. være. **Erlaucht**, egfl. beramt,

nu en Greves Titel. **buhurd-**, sribes in g- Sch-. **Weisen**, bruges ik. i **stet**. m. „på“. **Todtslag** < -dt. **Unbilde**, = die -ill, gml. D. T. **herrlich**, Arh. i b. **Mng. Meze**, Sjøge, Oht. mezzo; i R. T. smblandet m. **Mez** (D. Mette), **Er. Drekmetz**, Sjøffemalene; sml. E. **miss**, a. Titel, b. urgt **Fruent**, c. = **Meze**, og Holl. **meisje**, ikke i **stet Mng.** uden m. et **Tillag**.

20. Dajsid u. Timur. Hammer.

(Udtrykket undert. sogt. Egne Samsetninger; **Er. Kriegsmüchig**, **tollgemuth**, **wohlmündig**, **Quellenhaupt**, **vielmündig**. — D. T. **entheben von f. überh.** m. **Gen.**; **ersttaunen** f. **Trans.** — **Obf. Bothe**, **erbarh**, **Geberh**, o. **Ign.**)

302. **Jilderims** < im's, i **Drig**.

303. **Sagung**: „Bestemmelse.“ **dies. List**, **Krigsfolk** bleve i **Rister** indbragte som **Darer**. **Titel** (L. **titulus**): „**Reisgrund**“.

303. **Bourbon**, må være J. de la Marche, † 1438, hvis Faders **Cousine**, **Johanne** af B-, var R. VI's **Moder. Prinz**, at **Bojn**. således kan falde bort, viser d. **Rigtige** i at **Ordet** højes svagt.

305. **Asaben**, uregelm. **Fodf.**; **Sipahi**, regelm. **Rytt**. den **G-**, for **das**.

306. **Martyr-**, se **Anm. t. 133**.

Giaur, **Uhrf.** **Ugläubiger**.

307. **drey f.** | **d-er f.** **W-gespanne**, ik. ret **f. T.**, og **Dml.** ufvædd.

308. **Weibe**, **Glente**, **Geier**, **Griß**, **Sperber** (= **Sinkenhabicht**), **Spurvehog** (men d. var **Hønsenhog**, som bruges til **Jagd**!); men i **Folksp.** bruges iflang **Zühnerw.**, **Gabelw.**, **S-g.**, **G-g.**, **Taubensalk**, **Stöcher**, o. mg. fl. (**Er. Zühnerdief** og **Gän-**

sehabsicht) om **Glenten**, **Bågen** (ogf. **Wiefe**, **Mausweibe**) og **sehv Høgen**; sål. hedder f. **G.** **Duehøgen** (F. **palumb**.) **Zabicht**, **Taubensalk**, **Zühnerf.**, **S-habicht** og **S-weibe** hos **Dorkhausen**. (Da kun **Glenten** har **Kloftet Hale**, burde **Gabel-** kun bruges om den. **der A-**, **undert. die. Schah** > alm. -ch.)

309. **Ansschlag** < -gang.

310. **dreymahl**, **Ordet** **talak**, o: **Stilensise**, **ubtales** 3 G., for at gjøre **Et. retsgyldig**. i. d. **Jånden** < alm. **Enk. Truppe**, milit. **Udtrykm.**, a. = -n, b. **undert.** „**Folkene**“.

311. **fernens**, **plat** | -er. **Sonig**, alm. **der** > **das**. **solchen**, ikke gfl. ualm., at et såd. **Bron.** går svagt i **Gen. M.** og **R.** (se **Gram. 308, Till.**), m. **hør** ik. **følges**.

312. **tränken**, **obs.** i b. **Samhang**.

d. **Derwische**: „**Uslingerne**“.

313. **verwechselfn**, sml. 57. **Gewahrhaft**, if. **juridisk. Rorte**, **Arh.** i b. **Mng. Oberst-W.**, ualm. for **Ober-**; (men **O-schwachtmeister**).

Obhuth, gml. D. **Käckh**, = -ig. 314. **Eifer** (af **Oht. eiveri**, **Darffhed**, **eipar** el. **eiver**, **starp**, **bitter**) a. **Brebe**, **billig** **Festighed**, b. **Dver**: „**Wergesse**“. **Krägen** < alm. a.

21. Reise in Afrika. Kappel.

(**Bl. Uagtisomh** i **Spr.**, da **R.** **lebt** u. **webt** i **Tanten** om **Tingen**. **Daglig** **Tales** **individuelle** **Stil**. **Naturlig** **Brug** af **et** i **Verb.**; m. **bestehet** (318) kan ik. forsvares.)

315. **Im B-**, **R.** **gjør** altså **R.** til **Rast**. **Durra**, = **Doura**, **Sorg-**

hum vulg., **Mor** p. 6-7 f., hvis **Fro** ligner **Linfer**. **Jahrzeit** < -sz-. **Strauß**, i D. T. ef. 1 **Bojn**. **Dakara**, **Hyrde- A-**, af **bakar**, **Ro. Araber**, **pen** br. **Carus** (f. **Anm. t. Bruchst. I. 20**), **Sufwurzel**. **strebt**, **seid**, = **Blads. Schildern** | -en. **Obeid**, =

Ibeit, Godstid i R.

316. **selbstgef-** (smf. 56 v. f. og 321.) **ogl. eigengemacht. gesteppte B-**, d. er da det B- omgivende Lof, f. stiftes. **Haarfnoten** <-schlinge, **Hyfte. Silarien, Trådorme. auf sich** < an -. **Wadi**, v: Bergschlucht. **Egypt-**, ældre B. **dermalen, Arch.**, f. Nam. t. 207. **dorten, selvsten**, en er overfl. D. T. Till; smf. G. T. **hinten, vorn, ic.**

317. **Entozoe, Indvoldsorm. f-** ausmunden, som refl. og samfat mg. usædv. **Zib-**, af Arab. **zabad**, Desmer. Het. bid., en Slags **Wels, Malle.**

318. **Skalpelt, Anatomerkniv. find** mit **ic.**, alm. **Driftill.** i dagl. løs Tale. **Seiten, n. Rest** af gml. **Bojn.** ender in -er | m. **Altkuf.**, smf. 321.

22. Die unüberwindliche Flotte. Kanmer.

324. **Unwachsen, ogf. -chs; m-** uchs is. kun om Dpvert og Ungskov; kun **Zuwachs** og **Auswuchs.** **zeit-** her, = f. **Madrit,** ogf. id. 326. **Schorland,** alm. -**rtl-;** smf. G. **Scotland.** 326. **unzertrennlich, un-**

23. Predigt.

(Krieff Liv; indtrængende rhetorisk Kraft; ren folkelig Tone.)

330. L. 13, f. Anm. t. **Bruchst. II.**, 19. **als da ist,** også **find,** Arch., = 3. **B-I.** so, f. **wenn, Arch.**

331. **Können** ihr, **Govedverbet, Gr. Kommen, gehen, reisen** o. lgn., ubelades ofte i dg. T. ved **Hjælpeverb.** **Können, lassen** og **sein, Gr.** ich **kann nicht** heraus; **lass** ihn; **er ist** nach **Schönen** hinüber, **ic.**; smf. D. skal el. vil frem, **ic.**

332. in d. U. **faller, el. dem U.** anheim f-, smf. in **Strafe,** in die **Sände -** jungen L-, d. n i **Tråd**

24. Das dr. Jubildum. Marheinde.

(Btlig Seremonistil.)

337. in der **Weise, men auf m.** **Alt. Herold,** pen. l. **starke v-n** > alm. -v v-r.

338. **Loge,** mg. usædv. i d. **Ang.** < alm. **Stuhl. Kirchen-**

339. **R-S,** kan også med **S-e**

Klog, til d. usædv. **das** svarer det i dg. T. **underl. horte** **Hert. Klöger.**

319. **solcher, f. detselbe** (og er), alm. i **Hproget,** især i D. T.

320. **Standrohr, lille** **Swing-** **basse. Barabra, =** **Verbern.**

321. **sie** **Kleider,** smf. **Gram. 701.** **Ende f-**, alm. **Talm. Kenne** **ic.**, i **Ork. Sinai. gekommener,** -v ikke ualm. ef. **såb. Pron. | -nen.**

322. **Beredts-** <- **redts-** **kömmr,** **reglm.**, m. if. alm. **Schken,** ogf. **underl. om** **Styts,** ellers -e. **A. Len-**, **Art** af den **capste.**

323. **Hüffel, el** er her **Dim-** **Endelse, f.** i fl. D. **Stachelschwein,** it. **Jgel** (**Erinacius**), m. **Histrix** **cristata.**

324. **selbe** (el. **selbige**), **obf.** i **rent** G. T.

vert. untr-, som **Orig.** har. 327. **ehe** **dass,** „hellere end at“; **eher** **als,** inden (at). **an die Stelle** | **der.** — 328. **britisch,** alm. -**tr-;** smf. G. **britain** &, **udtalt** f. 2 t.

Claus Harms.

(el. **Nof.**) er alm. i **Börn, Berner** **ic.**, **skjont** **sejl.**

333. **behüten, ikke** alm., **deraf** **b-** **Gott!** G. **bevaré!**

334. **hinter** **d. B.** **figen,** smf. - **d. Tische, d. Ofen** **ic.**, - **ved,** **over. vermähnen,** **stærkere** end **er-** **brächst** | **brächst:** — „**sit** du **ub** **af det,** „**bragte** du **ub** —“!

335. **als** **welcher,** at **ubelade** **Demonstr. imell.** **als** og **Relat.** er if. ualm. **rhet. Figur,** smf. 337. **alt w-**, alm. **rhet. Arch.** **her** at **ubel. ge.** **Mannkraft** < alm. -**nnes-** el. -**nns-** 336. **gekämpft,** se **Gr. 451** og **448.**

stå **foran,** ligs. **Maj. S-Phil.** **For-** **verking** **imel. d.** **af** **døde** **Fr. Christian** **af** **S-Ph-** og **Landgreven. Ein,** **her** alm. f. **Ein?** **ziehen** **an,** om **Ind-** **bydelse** **til** **hoje** **Steder.**

340. **sich** **ein-**, smf. D. **hin-** **gjen-** **sibig,** **indbyrdes.**

25. Die Römer. W. Müller.

(Let, behagelig Stil. — Mange Tale-
tem. og gode ny D. **Er. Fünftigkeit,**
Detennschastlichkeit, richtungs-
los. zwanghaft, Wehrmauer,
Neckbild, o. fl. — **gieng, reglm.,**
m. ualm. — 3. **for** t. og c. i frem.
D. — **Abj. uden n. ef. kein** i **Hlect.**)

341. **villa** (smf. L. rus), **hvor** **Gård**
på L, **lyststed. vigna, Have,** **hvor**
Vin **dyrtes. anweisen** **auf,** **henvise**
til. Geldstrafe, Ruikt; Strafgeld,
-er, Pengene, som **erlægges.**

342. **gemisbraucht, ef. b-; mis-**
br-, ef. **gebr-**. **Zehe,** **dog** **nok** **kun**
en **Wittigh,** **af** **en** **L. Maler** (**Fr. Rieph.**)
i **Rom. Bernini,** † 1680. **Kunst-**
armuth, **godt** n. D. f. **en** **urigt.**
Tanke, **da** G. **have** **herlige** **Sager** **der.**
conversazione, a-, b. Selskab.

343. **ies-** **Pom-pe-ji.** **auf** **d.**
fersen, også **folgt** **el. ist.** **S-wacht**
(smf. **Ght. wachta, G. vathró, G.**
watch, &.), alm. w-e. Verschlag:
„Roge **el. Tribune.“** **Parentdegen,**
Galanterikåbe. Paqg. og Marf.,
stænde **Navne** i **rom. Wittigh.**

344. **Plagb-**, alm. **Lohnb-**.
Kellner, -**inn,** **gfl.** alm., **Dpvarter,**
-ste i **Wartshuse, ic. sacchino, Last-**
tråger. vetturino, Rudst, f. m. f.
Wogu **besor** **der** **Rijssende, Lohnfut-**
scher (dg. T. **Zauderer).** **bottega,**
Dpvarter **der. der,** **fortroligt** **marke-**
rende **ofte** i **dg. T.** **for** **er** **el. dieser.**
såhe, **nu** **obf. Form. die Diener:**
„Folkene.“ **Deffau,** **hans** **Hjem. Ge-**
werk, **bl. a., =** **Innung, Junst.**
Puzladen = **„Modehandler.“** **Gal-**
handl-; „Wutit“ (G-h og **Silke-**
og Klæde-Træm. i D. **Ang. Hlsam.**)

345. **osteria,** **de** **nationale** **simple**
Wartshuse **seges** **hypp.** **af** **frem. Konst-**
nerer **og** **Lærde** **om** **Ufin. M. Pincio,**
hvor **den** **største** **off. Spadsg.** **er.**
golden, **a. af** G-, **b. gylb., c. fig;**
goldig, **ualm. rh. =** **g-, b. Becker,**
if. ualm. | **Båker. Philister,**
a. (blandt **Stud.)** **alle,** **unbl.** **de** **nye**
gre **Stud. b. (bl. Borg.)** **d. f. ef** **har**
Brigfab, c. en, **f. hængere** **i** **Banen,**
er **hornert** **i** **f. Handlung. Musik-**
anten, **kaldes** **piferari. Advent,** **pen** **br.**
Ostern, **af** **Ght. Hund. Enkt. ostaro.**

346. **Wochen-** = **Alltags-;** smf.
Wodentag = **Werktag, ic.**

Loggia, Allanen **ov. Sv. Indg. Ge-**
wehr-, **med** **Kolben** **opad.**

347. **hub,** alm. i d. **Ang.;** ellers
hob. Dieberei, a. småt, d. forfat;
D-stahl, lgrt.

348. **Bursche,** **et** **if. ualm. Hlect.**
| -en. **dignus,** **mit** **dem** **man** **im**
Dunkeln **M.** (**spielen** **könnte.** **Pe-**
tersf., 29 **Juni.**

349. **O-fen** | alm. -**Fe.** **Früchte,**
indeni **rosenrøde, m. sorte** **Kierner.**
Leiterw. (smf. D. **Rætter =** **Haver,**
T. Latte) = **Heuw-**

350. **zu** **unterst,** smf. **zuerst,**
zuwörderst, zuwider, o. lgn. **Kron-**
nenl- < Kronl-. **Ave M-,** **ved**
Solens **Redgang.**

351. **heraus** **spr- ic., emph. In-**
version **ligef. i** D.

352. **eingebiff,** **Perf. Partp. f.**
aktivist **Adj., mg. stælden. Schahl,**
alm. -awl. Bravo, **ef. Kjon** **og**
Tal **rådes** **bravo, -a, -i, -e.**

353. **Campo** **D-,** d. gml. **Forum.**
nådste **b.,** også **erste** **b. Ellend-**
< Ell- (Ellb-).

354. **unbezwänglich, -bar,** alm.
for: „**uovervindelig, uindtagelig.“** **R-**
und L-, **er** **Talem.**

355. **wagehålf- >** alm. -**hålf-**
356. **Nachtg., gfl.** i d. dg. **Tales**
Tone. L-maler, **ved** **Salathe,**
fra **Dosel. Knauf;** „**Pul!**“; **a. D. T.**
= **Knopf, b. Arch., Kapital, c. rund**
udstå- Ting.

357. **Schliesse,** i d. **Ang. D. T.**
Steuer (også **3. - d. Rechts), a.**
for **Hjælp, b. nu** **if. Afgift** (egtl. **Vi-**
drag) Nachts (smf. G. **nicht, J. notte,**
D. T. ogf. zu U- essen) = **Abends.**

358. **Es** **macht** **frisch:** „**d. e.**
noget **koldt“;** smf. **Fr. fait** **froid, J.**
fa **fresco, T. die** **Sonne** **macht**
warm. scudo, = **1** **Spesje. kleine**
M., = **klein** **Geld.** **mit** **ved** **zehl-**
ren, **if. G. T. Soldat,** **i** **Krigen** **m.**
Napol.

359. **U-haltung, a. =** **U-halt,**
b. Vedligeh., Røring, o. ligu., c. U-g.
Wortfab, d. Samtale.

360. **Pantheon, Agrippas** **B.**
er **nu** **Kirken** **S. M. d. R. årgern**
an, v: -nif **nehmen** **an.**

361. **dänischer, d. ber. J. B.**
Schouw. Schlucht, = **ust. deutsche**

T., smagsfuldt bannet Kofte, besat m. Fjøl, lav Krave, overfalb. Stor-

telianing, vide Duxer, Baret; den bares dengang hpp. af Konstnere og Stud.

26. Brieft. Erste Sammlung.

Maumer. Musse, = otium. In m. res, f. Hor. A. P. v. 148. S., hans Søn German. ein u. einen, Vellyd over Gramm. Karte, fr. carte, Episebedel; modf. table d'hôte, med Værtten, hvor alle så samme Netter. Grasshalm, if. Grassstroh. Mittagsbrod, ligf. Ab- og Mor-, if. alm. Coupé, af fr. carrosse coupé, tofødig Karet: „det forreste Rum“. Riktvoeg, Gjenvej. Rinnstein, = Kenn-, Goffe, Caffenrinne. Knurzlich, ogf. Knorzig, af Knorz, af Knorren, en simpel Knude, hvoraf Knorrig og -icht. vermicellert, vantroeven; af R. L. die Mücke, a. Knytte, b. Hjertet i en Pofk, c. Gaffel, om og til Masten, d. Witte, hos Rebslagerne, e. lille krumt Hvedebrod; smf. fr. la miche, et lille Brod, L. mica, en Krumme. Børne. (if. blot blüher, men stehet, siehet, v. fl.) dem See | der. Gebäude d. P., egfl. en Forening af P. og Diorama, opfundet af Ch. Langlois.

Solger. Schwebeln u. N. „uden taget Ubestemthed.“

Humboldt. Anspruch, Krav; in -ch, krave i Regnskab. Götchen, deng. der. Bogh. i Leipz. NB. halb und halb. Lottchen, hans Kone. wie wäre es? dg. L. hvad synes De om? Stube vi ikke? Diester, udgav Berl. Monatschr., † 1816. Kal-, Sch. udgav ärl. Taschent. für

27. Merkw. Bremens. Niemeyer.

(f. Anm. til Nr. 16, S. 186.) Or- der, = dre. A-dant < tant. Ge- ft, af El. Husgeråd. in O- | an. Pohlen | ud. b. Stift, a. Legat, =

St-ung, b. Stiftelse, if. m. alt Til- behor (a: Kirke, Kloster, Hospital, zc. m. a. L.). Verkauf, dg. Dr. horte t. Frankrig.

28. Die Christen. Meander.

(Ifte opmærk. p. Vellyd el. lign.) 382. zureden, søge at overtøde; anr-, tillafte. d. natal. C., Jul. Car- sars Fødselsd., 12te Jull, og flere

Rejseres, Højtideligholdelse årlig som Landbefester. — 383. Terminalia, Grændsegudens. — 384. sagte, Ro- lon v. indirekte Tale sætte fl. L. Ekri-

bent. als wie zc. < (denn) als wären es zc. Desto mehrere, ulor- rett; m. mehr Umst- (382), for. Schwerdt < -rt. — 385. Es läßt

sich zc., „det kan tænkes, el. man kan zc.“ index, Berzeichniß der ver- botenen u. zu reinigenden Bücher. welche h-e < w. h-en.

29. Fr. d. Dv. Naumer.

386. Folgeredte, godt n. D. om Pers; ellers -rigtigkeft. ein- zelner P-n, if. alm. nu, men gste i Sprogets And. — 388. Fråhjahrs, ualm., m. god Konstr. die Gallerie, = D. L. die Salze. — 389. zu so zc., af dg. L. — 390. besufs,

godt nyt Styr. dulcete | -ld- bucl- lich < ig (icht). — 391. vor- zelner P-n, if. alm. nu, men gste i Sprogets And. — 388. Fråhjahrs, ualm., m. god Konstr. die Gallerie, = D. L. die Salze. — 389. zu so zc., af dg. L. — 390. besufs,

30 N. in. Braslien. Martins.

(Men Sprogbrug; gode Lalm.; jir- lig modern Stil. Ualm. er det noj- agtige e i Dativ.)

392. Dat. Enkt. Nachbarn, mg. ualm., m. ef. Rht. bare, -n, rigtigst. Feul-, ogf. Brill- (Stentor). h- windend, formodentlig Tryk. f. sich -.

393. Macac, Tinamus noctiva- gus. Capueira, perdix gyanensis. 3-ker, ogf. Tagchläfer og Nacht- schwalbe.

394. Schlag, ogf. Sau og Golschlag; „hugt“. Mais, udt. Ma-is, ogf. Wålsch- og Türkenkorn.

395. stecken, b. Erans, a. stitte, putte, b. lægge, Er. Donner, c. sætte op, Er. Kapper. Bataten, Rodder af en Art Winde, Suerle. Pisang | ge. verkümmern, f. Anm. til 293. Inguinal-, er Dr- der Weichen. Blatten, af L. blatta a: Schabe, ogf. Motte.

396. Scorpionen, n halv obf. Taback -af. > To-.

397. entsprechen, m. Pers. i Dat. mg. ualm. solches, f. es el. das- selbe, er. S. L. m. ualm., smf 404. se Anm. t. 298.

398. Fazenda, = Meierhof.

399. Palmw, flore Palmelads- grene, f. kunne lignes m. en Wedel.

402. unter die Th., hen, ud i, alm. Bananen, Pisangens, ogf. B- baum, Frugter.

403. W-hacken, | -af-.

405. dessen Pf. | må være deren. Dreffen, alm. T-.

406. immittren, ligf. infulge, godt nyt Styr. Ribigen | ze. Lo- sung, Rosen (og Løbrækning), -s-, Løsning, allem d-n, ubert. f. Well. Kaimane, L. -ne kunde godt gået an. Alagadiso, a: Waldsaum.

407. wie ausgestorben, en blot logist Samign.; gleichsam als zc., ndr der Kunde synes Grund til at tro det. Che &, af Dantes Inferno, C. 7, 118-9: at der under Wandet ere Dæsnere, som sulke og så disse Lust- blæver til at stige mod Overfloden.

scheuslich < alm. scheuß- benügen, ogf. u- „nahr, l. nahr. nicht, bis, if. ualm. i dg. L. (127), Er. Feinen Sund nicht.

408. Bif führen, smf. Streich, Zieb f., udførende bibringe. Capivara, hydrochoerus. braufte | -fte. legoa, deraf 18 p. 1 Grad.

409. sein nannte, f. Gr. 646; smf. Gr. 638. ausroden, rybde.

410. F- f-; Kallieber if. L. 1 März, 1819. beide Trupps | -pe.

411. Equipage: „Soltene“; p. L. kun om Skibsfolk, m. p. G. ogf. Keffefolge tillands. Urieiro, Gjel- dretvernes Formand. Horn, rh. Pinne, fr. vbf., omtr. = Rande.

412. V-tio, alm. Erbrechen > -ung. löftr | löftr.

413. die M-ss, a: (se 414) d. mit Mangue b. Ufer.

Tydsk Læsebog

for

Danstalende,

indeholdende en eksempelsamling af prosaisk og poetisk Stil og
forsynet med lingvistiske og historiske Anmærkninger samt en kort
Sprog- og Literaturhistorie.

Wer nichts auf Wahrnehmungen halt, wird dem unergründlichen Sprachgeiste nie
näher treten, denn die Beobachtung ist die Seele der Sprachforschung.
J. Grimm.

Udgiven

af

P. Hjort.

Den prosaiske Dels Andet Bind.

Fjerde forbedrede og forøgede Udgave.

Kjøbenhavn 1858.

Forlagt af den Gyldenbalske Boghandling (K. Segel).
Erobt hos J. S. Schulz.

Inhalt.

(NB. Forfatterens Navne findes i Anmærkningerne.)

Side.

Dritter Cursus. 437—693.

31. **Acht Gemälde aus der Geschichte der spanischen Niederlande . . .** 437—81.
I. Das Inquisitionsgericht. II. Wilhelm von Oranien und Graf von Egmont. III. Margaretha von Parma. IV. Cardinal Granvella. V. Der Bildersturm. VI. Abdankung Wilhelms von Oranien. VII. Alba's Zug nach den Niederlanden. VIII. Prozeß und Hinrichtung der Grafen von Egmont und von Hoorne.
32. **Bruchstücke. Dritte Sammlung** 481—548
1. Ignatius von Loyola. 2. Heinrich VIII. 3. Don Carlos. 4. Die Rasen. 5. Die Befen. 6. Die Holzgasse. 7. Nachahmungstrieb der Deutschen. 8. Die Stände. (9. Episches Vermaß.) 10. Die französische Revolution. 11. Öffentliche Meinung. 12. Die Lehre der Waldenser. 13. Geschichtsschreibung. 14. Das Thier. 15. Gestalt des Thieres. 16. Der Mensch. 17. Die Gestalt des Menschen. 18. Das Ohr. 19. Das musikalische Drama. 20. Heutiges Theater. 21. Kostüm. 22. Dekoraktion. 23. Virgil. 24. Amadeddin. 25. Holberg. 26. Schiller. 27. Tieck's Werke. 28. Montaigne. 29. Leibniß. 30. Edmund Burke. (31. Deutsches Kriegshandwerk.) 32. Der Weizen. 33. Italienische Kaufmannschaft. 34. Konstantin der Große. 35. Gregors VII Ende. 36. Kaiser Maximilian. 37. Philipp II. 38. Friedrich der Zweite. 39. Napoleon. 40. Das Arnothal. 41. Der Gamsfl. 42. Grönländer und Lappen. 43. Tropenvegetation. 44. Glättcher. 45. Eisbeis. 46. Vulcane.
33. **Reisebilder (I—IV)** 548—64.
34. **Briefe. Zweite Sammlung** 564—86.
Goethe. Goethe. An Julie. Tieck an Solger. Tieck an Solger. Goethe an von Voigt.
35. **Fragment aus meinen Knabenjahren (von G. Steffens.) . .** 586—98.
36. **Die Neugriechen im sechszehnten Jahrhundert** 599—602.

	Seite.
37. Dramaturgische Blätter aus Hamburg (I—III).....	603—5.
38. Über den Effect	605—7.
39. Beispiele vom physiologischen Bau der Thiere	607—10.
40. Steinhöhler	610—12.
41. Reise durch Südamerika	612—21.
42. Über das Drama der Engländer, Franzosen und Spanier (I—III).....	621—36.
43. Deutsche Volksthümlichkeit	636—52.
44. Franz von Baader	652—55.
45. Das Fest des Fürsten von Schwarzenberg.....	655—73.
46. Das Bild Franklins	673—76.
47. Der Mississippi	676—79.
48. Was setzt die Stiftung der christlichen Kirche durch einen Gekreuzigten voraus?	679—88.
49. Antrittsrede bei Gelegenheit der Einführung des Verfassers als erster Präsident des Appellationsgerichts für den Rheingebiet am 21 April 1817.....	688—93.
Anmerkungen.	694—707.

Dritter Cursus.

31. Acht Gemälde aus der Geschichte der spanischen Niederlande.

I. Das Inquisitionsgericht.

Philipp der zweite sah sich nicht sobald durch den Frieden von Chateau-Cambresis im ruhigen Besitz seiner Reiche, als er sich ganz dem großen Werke der Glaubensreinigung hingab und die Furcht seiner niederländischen Unterthanen wahr machte. Die Verordnungen, welche sein Vater gegen die Ketzer hatte ergehen lassen, wurden in ihrer ganzen Strenge erneuert, und schreckliche Gerichtshöfe, denen nichts als der Name der Inquisition fehlte, wachten über ihre Befolgung. Aber sein Werk schien ihm kaum zur Hälfte vollendet, so lange er die spanische Inquisition nicht in ihrer ganzen Form in diese Länder verpflanzen konnte — ein Entwurf, woran schon der Kaiser gescheitert hatte.

Eine Stiftung neuer Art und eigener Gattung ist diese spanische Inquisition, die im ganzen Laufe der Zeiten kein Vorbild findet und mit keinem geistlichen, keinem weltlichen Tribunal zu vergleichen steht. Inquisition hat es gegeben, seitdem die Vernunft sich an das Heilige wagte, seitdem es Zweifel und Neuerer gab; aber erst um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts, nachdem einige Beispiele der Abtrünnigkeit die Hierarchie aufgeschreckt hatten, baute ihr Innocentius der dritte einen eigenen Richterstuhl und trennte auf eine unnatürliche Weise die geistliche Aufsicht und Unterweisung von der strafenden Gewalt. Um desto sicherer zu seyn, daß kein Menschengefühl und keine Bestechung der Natur die starre Strenge ihrer Statuten auflöse, entzog er sie den Bischöffen und der sekularischen Geistlichkeit, die durch die Bande des bürgerlichen Lebens noch zu sehr an der Menschheit hing, um sie Mönchen zu übertragen, einer Abart des menschlichen Namens, die die heiligen Triebe der Natur abgeschworen, dienstbaren Kreaturen des römischen Stuhls.

Deutschland, Italien, Spanien, Portugal und Frankreich

empfangen sie; ein Franziskanermönch saß bei dem fürchterlichen Urtheil über die Tempelherren zu Gerichte; einigen wenigen Staaten gelang es, sie auszuschließen oder der weltlichen Hoheit zu unterwerfen. Die Niederlande waren bis zur Regierung Karls des fünften damit verschont geblieben; ihre Bischöfe übten die geistliche Censur, und in außerordentlichen Fällen pflegte man sich an fremde Inquisitionsgesichte, die französischen Provinzen nach Paris, die deutschen nach Köln zu wenden. Aber die Inquisition, welche jetzt gemeint ist, kam aus dem Westen von Europa, anders in ihrem Ursprung und anders an Gestalt. Der letzte maurische Thron war im funfzehnten Jahrhundert in Granada gefallen, und der sarazenische Gottesdienst endlich dem überlegenen Gluck der Christen gewichen. Aber neu und noch wenig befestigt war das Evangelium in diesem jüngsten christlichen Königreich und in der trübten Mischung ungleichartiger Geseze und Sitten hatten sich die Religionen noch nicht geschieden.

Zwar hatte das Schwert der Verfolgung viele tausend Familien nach Amerika getrieben, aber ein weit größerer Theil, von dem geliebten Himmelsstriche der Heimath gehalten, kaufte sich mit dem Gaukelspiel verstellter Bekehrung von dieser schrecklichen Nothwendigkeit los und fuhr an christlichen Altären fort, seinem Muhamed und Moses zu dienen. So lange es seine Gebete nach Mecca richtete, war Granada nicht unterworfen, so lange der neue Christ im Innersten seines Hauses wieder zum Inden und Muselman wurde, war er dem Thron nicht gewisser als dem römischen Stuhl! Jetzt war es nicht damit gethan, dieses widerstrebende Volk in die äußerliche Form eines neuen Glaubens zu zwingen, oder es der siegenden Kirche durch die schwachen Bande der Zeremonie anzutruuen; es kam darauf an, die Wurzel einer alten Religion auszurenten und einen hartnäckigen Hang zu beslegen, der durch die langsam wirkende Kraft von Jahrhunderten in seine Sitten, seine Sprache, seine Geseze gepflanzt worden und bei dem fortdauernden Einfluß des vaterländischen Bodens und Himmels in ewiger Übung blieb.

Wollte die Kirche einen vollständigen Sieg über den feindlichen Gottesdienst feiern und ihre neue Eroberung vor jedem Rückfalle sicher stellen, so mußte sie den Grund selbst unterwühlen, auf welchem der alte Glaube gebaut war; sie mußte die ganze Form des sittlichen Charakters zerschlagen, an die er aufs innigste geheftet schien. In den verborgensten Tiefen der Seele mußte sie seine geheimen Wurzeln ablösen, alle seine Spuren im Kreise des häuslichen Lebens und in der Bürgerwelt auslöschen, jede Erinnerung an ihn absterben lassen und wo möglich selbst die Empfänglichkeit für seine Eindrücke tödten. Vaterland und Familie, Gewissen und Ehre, die heiligen Gefühle der Gesellschaft und der Natur sind immer die ersten und nächsten, mit denen Religionen sich mischen, von denen sie Stärke empfangen und denen sie sie geben. Diese Verbindung mußte jetzt aufgelöst, von den heiligen

Gefühlen der Natur mußte die alte Religion gewaltsam gerissen werden — und sollte es selbst die Heiligkeit dieser Empfindungen kosten.

So wurde die Inquisition, die wir zum Unterschiede von den menschlicheren Gerichten, die ihren Namen führen, die spanische nennen. Sie hat den Cardinal Ximenes zum Stifter; ein Dominikanermönch, Torquemada, stieg zuerst auf ihren blutigen Thron, gründete ihre Statuten und verfluchte mit diesem Vermächtniß seinen Orden auf ewig. Schändung der Vernunft und Mord der Geister heißt ihr Gelübde, ihre Werkzeuge sind Schrecken und Schande. Jede Leidenschaft steht in ihrem Solde, ihre Schlinge liegt in jeder Freude des Lebens. Selbst die Einsamkeit ist nicht einsam für sie; die Furcht ihrer Allgegenwart hält selbst in den Tiefen der Seele die Freiheit gefesselt. Alle Instinkte der Menschheit hat sie herabgestürzt unter den Glauben; ihm weichen alle Bande, die der Mensch sonst am heiligsten achtet. Alle Ansprüche auf seine Gattung sind für einen Keger verschert; mit der leichtesten Untreue an der mütterlichen Kirche hat er sein Geschlecht ausgezogen. Ein bescheidener Zweifel an der Unfehlbarkeit des Pappst wird geahndet wie Vaternord: ihre Urtheile gleichen den schrecklichen Fermenten der Pest, die den gesunden Körper in schnelle Verwesung treiben. Selbst das Leblose, das einem Keger angehörte, ist verflucht; ihre Opfer kann kein Schicksal ihr unterschlagen; an Leichen und Gemälden werden ihre Sentenzen vollstreckt, und das Grab selbst ist keine Zuflucht vor ihrem entsetzlichen Arme.

Die Vermessenheit ihrer Urtheilssprüche kann nur von der Unmenschlichkeit übertroffen werden, womit sie dieselben vollstreckt. Indem sie Lächerliches mit Fürchterlichem paart und durch die Selbstsamkeit des Aufzugs die Augen belustigt, entkräftet sie den theilnehmenden Affekt durch den Kizel eines andern; im Spott und in der Verachtung ertränkt sie die Sympathie. Mit feierlichem Pompe führt man den Verbrecher zur Richtstatt, eine rothe Blutbahn weht voran, der Zusammenklang aller Glocken begleitet den Zug. Zuerst kommen die Priester im Messgewande und singen ein heiliges Lied. Ihnen folgt der verurtheilte Sünder, in ein gelbes Gewand gekleidet, worauf man schwarze Teufelsgestalten abgemalt steht. Auf dem Kopfe trägt er eine Mütze von Papier, die sich in eine Menschenfigur endigt, um welche Feuerflammen schlagen und scheußliche Dämonen herumfliegen. Weggelehrt von dem ewig Verdammten wird das Bild des Gekreuzigten getragen; ihm gilt die Erlösung nicht mehr. Dem Feuer gehört sein sterblicher Leib, wie den Flammen der Hölle seine unsterbliche Seele. Ein Knebel sperrt seinen Mund und verwehrt ihm seinen Schmerz in Klagen zu lindern, das Mitleid durch seine rührende Geschichte zu wecken und die Geheimnisse des heiligen Gerichts auszusagen. An ihn schließt sich die Geistlichkeit im festlichen Ornat, die Obrigkeit und der Adel; die Väter, die ihn gerichtet haben, beschließen den schauerlichen Zug.

Man glaubt eine Peinliche zu sehen, die zu Grabe geleitet wird, und es ist ein lebendiger Mensch, dessen Quaalen jetzt das Volk so schauerhaft unterhalten sollen. Gewöhnlich werden diese Hinrichtungen auf hohe Feste gerichtet, wozu man eine bestimmte Anzahl solcher Unglücklichen in den Kerker des heiligen Hauses zusammen-sparrt, um durch die Menge der Opfer die Handlung zu verherrlichen; und alsdann sind selbst die Könige zugegen. Sie sitzen mit unbedecktem Haupte auf einem niedrigeren Stuhle als der Großinquisitor, dem sie an einem solchen Tage den Rang über sich geben — und wer wird nun vor einem Tribunal nicht erzittern, neben welchem die Majestät selbst versinkt?

Die große Glaubensrevolution durch Luther und Kalvin brachte die Nothwendigkeit wieder zurück, welche diesem Gericht seine erste Entstehung gegeben; und was anfänglich nur erfunden war, das kleine Königreich Grenada von den schwachen Überresten der Sarazenen und Juden zu reinigen, wurde jetzt das Bedürfnis der ganzen katholischen Christenheit. Alle Inquisitionen in Portugal, in Italien, Deutschland und Frankreich nahmen die Form der spanischen an; sie folgte den Europäern nach Indien und errichtete in Goa ein schreckliches Tribunal, dessen unmenschliche Prozeduren uns noch in der Beschreibung durchschauern. Wohin sie ihren Fuß setzte, folgte ihr die Verwüstung; aber so wie in Spanien, hat sie in keiner andern Weltgegend gewüthet. Die Todten vergiftet man, die sie geopfert hat, die Geschlechter der Menschen erneuern sich wieder und auch die Länder blühen wieder, die sie verheert und entvölkert hat, aber Jahrhunderte werden hingehen, eh' ihre Spuren aus dem spanischen Charakter verschwinden. Eine geistreiche treffliche Nation hat sie mitten auf dem Weg zur Vollendung aufgehalten, aus einem Himmelsstrich, worin es einheimisch war, das Genie verbannt und eine Stille, wie sie auf Gräbern ruht, in dem Geist eines Volks hinterlassen, das vor vielen andern, die diesen Welttheil bewohnen, zur Freude berufen war.

Den ersten Inquisitor setzte Carl der fünfte im Jahr 1522 in Brabant ein. Einige Priester waren ihm als Gehilfen an die Seite gegeben; aber er selbst war ein Weltlicher. Nach dem Tode Adrians des sechsten bestellte sein Nachfolger, Klemens der siebente, drei Inquisitoren für alle Niederländische Provinzen und Paul der dritte setzte diese Zahl wiederum bis auf zwei herunter, welche sich bis auf den Anfang der Unruhen erhielten. Im Jahr 1530 wurden mit Zuziehung und Genehmigung der Stände die Edikte gegen die Ketzer ausgeschrieben, welche allen folgenden zum Grunde liegen und worin auch der Inquisition ausdrücklich Meldung geschieht. Im Jahr 1550 sah sich Karl der fünfte durch das schnelle Wachsthum der Sekten gezwungen, diese Edikte zu erneuern und zu schärfen, und bei dieser Gelegenheit war es, wo sich die Stadt Antwerpen der Inquisition widersetzte und ihr auch glücklich entging. Aber der Geist dieser niederländischen Inquisition war nach dem Genius des Landes menschlicher als in den spanischen Reichen, und

noch hatte sie kein Ausländer, noch weniger ein Dominikaner verwaltet. Zur Richtschnur dienten ihr die Edikte, welche jeder-mann kannte; und eben darum fand man sie weniger anstößig, weil sie, so streng sie auch richtete, doch der Willkür weniger unterworfen schien und sich nicht, wie die spanische Inquisition, in Geheimniß hüllte.

Aber eben dieser letztern wollte Philipp einen Weg in die Niederlande bahnen, weil sie ihm das geschickteste Werkzeug zu seyn schien, den Geist dieses Volks zu verderben und für eine despotische Regierung zuzubereiten. Er fing damit an, die Glaubensverordnungen seines Vaters zu schärfen, die Gewalt der Inquisitoren je mehr und mehr auszudehnen, ihr Verfahren willkürlicher und von der bürgerlichen Gerichtsbarkeit unabhängiger zu machen. Bald fehlte dem Tribunale zu der spanischen Inquisition wenig mehr als der Name und Dominikaner. Bloßer Verdacht war genug, einen Bürger aus dem Schooß der öffentlichen Ruhe, aus dem Kreis seiner Familie herauszustehlen, und das schwächste Zeugniß berechnigte zur Folterung. Wer in diesen Schlund hinabfiel, kam nicht wieder. Alle Wohlthaten der Geseze hörten ihm auf. Ihn meinte die mütterliche Sorge der Gerechtigkeit nicht mehr. Jenseits der Welt richteten ihn Bosheit und Wahnsinn nach Gesezen, die für Menschen nicht gelten. Nie erfuhr der Delinquent seinen Kläger und sehr selten sein Verbrechen; ein ruchloser teuflischer Kunstgriff, der den Unglücklichen zwang, auf seine Verhuldung zu rathe und im Wahnwitz der Folterpein, oder im Überdruß einer langen lebendigen Verurteilung, Vergehungen auszusagen, die vielleicht nie begangen oder dem Richter doch nie bekannt worden waren. Die Güter der Verurtheilten wurden eingezogen und die Angeber durch Gnadenbriefe und Belohnungen ermuntert. Kein Privilegium, keine bürgerliche Gerechtigkeit galt gegen die heilige Gewalt. Wen sie berührte, den hatte der weltliche Arm verloren. Diesem war kein weiterer Antheil an ihrer Gerichtspflege verstattet, als mit ehrerbietiger Unterwerfung ihre Sentenzen zu vollstrecken.

Die Folgen dieses Instituts mußten unnatürlich und schrecklich seyn. Das ganze zeitliche Glück, selbst das Leben des unbescholtenen Mannes war nunmehr in die Hände eines jeden Nichtswürdigen gegeben. Jeder verborgene Feind, jeder Neider hatte jetzt die gefährliche Lozung einer unsichtbaren und unfehlbaren Rache. Die Sicherheit des Eigenthums, die Wahrheit des Umgangs war dahin. Alle Bande des Gewinns waren aufgelöst, alle des Bluts und der Liebe. Ein ansteckendes Mißtrauen vergiftete das gesellige Leben, die gefürchtete Gegenwart eines Lausfers erschreckte den Blick im Auge und den Klang in der Kehle. Man glaubte an keinen redlichen Mann mehr und galt auch für keinen. Guter Name, Landmannschaften, Verbrüderungen, Eide selbst, und alles, was Menschen für heilig achten, war in seinem Werthe gefallen. — Diesem Schicksale unterwarf man eine große blühende Handelsstadt, wo hunderttausend geschäftige Menschen durch das einzige Band des Vertrauens

zusammenhalten. Jeder unentbehrlich für jeden, und jeder zweitbeutig, verdächtig. Alle durch den Geist der Gewinnucht aneinander gezogen, und auseinander geworfen durch Furcht. Alle Grundsäulen der Geselligkeit umgerissen, wo Geselligkeit der Grund alles Lebens und aller Dauer ist.

II. Wilhelm von Oranien und Graf von Egmont.

Wilhelm der erste, Prinz von Oranien, stammte aus dem deutschen Fürstenhause Nassau, welches schon acht Jahrhunderte geblickt, mit dem österreichischen eine Zeitlang um den Vorzug gerungen und dem deutschen Reich einen Kaiser gegeben hatte. Außer verschiedenen reichen Ländereien in den Niederlanden, die ihn zu einem Bürger dieses Staats und einem gebornen Vasallen Spaniens machten, besaß er in Frankreich noch das unabhängige Fürstenthum Oranien. Wilhelm ward im Jahr 1533 zu Dillenburg in der Grafschaft Nassau von einer Gräfin Stollberg geboren.

Sein Vater, der Graf von Nassau, desselben Namens, hatte die protestantische Religion angenommen, worin er auch seinen Sohn erziehen ließ; Karl der fünfte aber, der dem Knaben schon frühzeitig wohl wollte, nahm ihn sehr jung an seinen Hof und ließ ihn in der römischen aufwachsen. Dieser Monarch, der in dem Kinde den künftigen großen Mann schon erkannte, behielt ihn neun Jahre um seine Person, würdigte ihn seines eigenen Unterrichts in Regierungsgeschäften und ehrte ihn durch ein Vertrauen, welches über seine Jahre ging; Ihm allein war es erlaubt, um den Kaiser zu bleiben, wenn er fremden Gesandten Audienz gab — ein Beweis, daß er als Knabe schon angefangen haben mußte, den ruhmvollen Beinamen des Verschwiegenen zu verdienen. Der Kaiser erröthete sogar nicht, einmal öffentlich zu gestehen, daß dieser junge Mensch ihm öfters Rathschläge gebe, die seiner eignen Klugheit Würden entgangen sehn. Welche Erwartungen konnte man nicht von dem Geist eines Mannes hegen, der in einer solchen Schule gebildet war!

Wilhelm war drei und zwanzig Jahr alt, als Karl die Regierung niederlegte, und hatte schon zwei öffentliche Beweise der höchsten Achtung von ihm erhalten. Ihm übertrug er, mit Ausschließung aller Großen seines Hofes, das ehrenvolle Amt, seinem Bruder Ferdinand die Kaiserkrone zu überbringen. Als der Herzog von Savoyen, der die kaiserliche Armee in den Niederlanden kommandirte, von seinen eigenen Landesangelegenheiten nach Italien abgerufen ward, vertraute der Kaiser ihm den Oberbefehl über diese Truppen an, gegen die Vorstellungen seines ganzen Kriegsraths, denen es allzugewagt schien, den erfahrenen französischen Feldherren einen Jüngling entgegen zu setzen. Abwesend und von niemand empfohlen, zog ihn der Monarch der lorbeerollen Schaar seiner Helden vor, und der Ausgang ließ ihn seine Wahl nicht bereuen.

Die vorzügliche Gunst, in welcher dieser Prinz bei dem Vater gestanden hatte, wäre allein schon ein wichtiger Grund gewesen, ihn von dem Vertrauen seines Sohnes auszuschließen. Philipp scheint es, hatte es sich zum Gesetz gemacht, den spanischen Adel an dem niederländischen wegen des Vorzugs zu rächen, wodurch Karl der fünfte diesen stets unterschieden hatte. Aber wichtiger waren die geheimen Beweggründe, die ihn von dem Prinzen entfernten. Wilhelm von Oranien gehörte zu den Iagern und blaffen Menschen, wie Cäsar sie nennt, die des Nachts nicht schlafen und zu viel denken, vor denen das furchtloseste aller Gemüther gewankt hat. Die stille Ruhe eines immer gleichen Gesichts verbarg eine geschäftige feurige Seele, die auch die Hülle, hinter welcher sie schuf, nicht bewegte, und der List und der Liebe gleich unbretbar war; einen vielfachen fruchtbaren nie ermüdenden Geist, weich und bildsam genug, augenblicklich in alle Formen zu schmelzen, bewährt genug, in keiner sich selbst zu verlieren, stark genug, jeden Glückswechsel zu ertragen.

Menschen zu durchschauen und Herzen zu gewinnen, war kein größerer Meister als Wilhelm; nicht daß er, nach der Weise des Hofes, seine Lippen eine Knechtschaft bekennen ließ, die das stolze Herz Klagen strafte, sondern weil er mit den Merkmalen seiner Gunst und Verehrung weder targ noch verschwenderisch war und durch eine kluge Wirthschaft mit demjenigen, wodurch man Menschen verbindet, seinen wirklichen Vorrath an diesen Mitteln vermehrte. So langsam sein Geist gebar, so vollendet waren seine Früchte; so spät sein Entschluß reifte, so standhaft und unerschütterlich ward er vollstreckt. Den Plan, dem er einmal als dem ersten gehuldigt hatte, konnte kein Widerstand ermüden, keine Zufälle zerstören, denn alle hatten, noch ehe sie wirklich eintraten, vor seiner Seele gestanden. So sehr sein Gemüth über Schreden und Freude erhoben war, so unterworfen war es der Furcht; aber seine Furcht war früher da als die Gefahr, und es war ruhig im Tumult, weil es in der Ruhe gezittert hatte.

Wilhelm zerstreute sein Gold mit Verschwendung, aber er geizte mit Sekunden. Die Stunde der Tafel war seine einzige Feierstunde, aber diese gehörte seinem Herzen auch ganz, seiner Familie und der Freundschaft; ein bescheidener Abzug, den er dem Vaterlande machte. Hier verklärte sich seine Stirn beim Wein, den ihm fröhlicher Muth und Enthaltensamkeit wärzten, und die ernste Sorge durfte hier die Jovialität seines Geistes nicht umwölken. Sein Hauswesen war prächtig, der Glanz einer zahlreichen Dienerschaft, die Menge und das Ansehen derer, die seine Person umgaben, machten seinen Wohnsitz einem souverainen Fürstenhofe gleich. Eine glänzende Gastfreiheit, das große Zaubermittel der Demagogen, war die Götin seines Pallastes. Fremde Prinzen und Gesandten fanden hier eine Aufnahme und Bewirthung, die alles übertraf, was das äppige Belgien ihnen anbieten konnte. Eine demüthige Unterwürfigkeit gegen die Regierung kaufte den Tadel und Verdacht wieder

ab, den dieser Aufwand auf seine Absichten werfen konnte. Aber diese Verschwendung unterhielt den Glanz seines Namens bei dem Volk, dem nichts mehr schmeichelt, als die Schätze des Vaterlandes vor Fremdlingen ausgestellt zu sehen, und der hohe Gipfel des Glücks, worauf er gesehen wurde, erhöhte den Werth der Leutseligkeit, zu der er herabstieg.

Niemand war wohl mehr zum Führer einer Verschwörung geboren, als Wilhelm der verschwiegene. Ein durchdringender fester Blick in die vergangene Zeit, die Gegenwart und die Zukunft, schnelle Besiznehmung der Gelegenheit, eine Obergewalt über alle Geister, ungeheure Entwürfe, die nur dem weit entlegenen Betrachter Gestalt und Ebenmaß zeigen, Kühne Berechnungen, die an der langen Kette der Zukunft hinunter spinnen, standen unter der Aufsicht einer erleuchteten und freieren Tugend, die mit festem Tritt auch auf der Gränze noch wandelt.

Ein Mensch wie dieser konnte seinem ganzen Zeitalter un-durchdringlich bleiben, aber nicht dem mißtrauischten Geist seines Jahrhunderts. Philipp der zweite schaute schnell und tief in einen Charakter, der, unter den gutartigen, seinem eignen am ähnlichsten war. Hätte er ihn nicht so vollkommen durchschaut, so wäre es unerklärbar, wie er einem Menschen sein Vertrauen nicht geschenkt haben sollte, in welchem sich beinahe alle Eigenschaften vereinigten, die Er am höchsten schätzte und am besten würdigen konnte. Aber Wilhelm hatte noch einen andern Berührungspunkt mit Philipp dem zweiten, welcher wichtiger war. Er hatte seine Staatskunst bei demselben Meister gelernt und war, wie zu fürchten stand, ein fähigerer Schüler gewesen. Nicht weil er den Fürsten des Machiavell zu seinem Studium gemacht, sondern weil er den lebendigen Unterricht eines Monarchen genossen hatte, der jenen in Ausübung brachte, war er mit den gefährlichen Künsten bekannt worden; durch welche Throne fallen und steigen. Philipp hatte hier mit einem Gegner zu thun, der auf seine Staatskunst geküßt war und dem bei einer guten Sache auch die Hülfsmittel der schlimmen zu Gebote standen. Und eben dieser letztere Umstand erklärt uns, warum er unter allen gleichzeitigen Sterblichen diesen am unverföhlichsten haßte und so unnatürlich fürchtete.

Den Argwohn, welchen man bereits gegen den Prinzen gefaßt hatte, vermehrte die zweideutige Meinung von seiner Religion. Wilhelm glaubte an den Paps, so lange der Kaiser, sein Wohlthäter, lebte; aber man fürchtete mit Grund, daß ihn die Vorliebe, die seinem jungen Herzen für die verbesserte Lehre gegeben worden, nie ganz verlassen habe. Welche Kirche er auch in gewissen Perioden seines Lebens mag vorgezogen haben, so hätte sich jede damit beruhigen können, daß ihn keine einzig ganz gehabt hat. Wir sehen ihn in spätern Jahren beinahe mit eben so wenigem Bedenken zum Calvinismus übergehen, als er in früher Kindheit die lutherische Religion für die römische verließ. Gegen die spanische Tyrannei vertheidigte er mehr die Menschenrechte der Pro-

testanten als ihre Meinungen; nicht ihr Glaube, ihre Leiden hatten ihn zu ihrem Bruder gemacht.

Diese allgemeinen Gründe des Mißtrauens schienen durch eine Entdeckung gerechtfertigt zu werden, welche der Zufall über seine wahren Gesinnungen darbot. Wilhelm war als Geißel des Friedens von Chateau-Cambresis, an dessen Stiftung er mit gearbeitet hatte, in Frankreich zurückgeblieben, und hatte durch die Unvorsichtigkeit Heinrichs des zweiten, der mit einem Vertrauten des Königs von Spanien zu sprechen glaubte, einen heimlichen Anschlag erfahren, den der französische Hof mit dem spanischen gegen die Protestanten beider Reiche entwarf. Diese wichtige Entdeckung eilte der Prinz seinen Freunden in Brüssel, die sie so nah anging, mitzutheilen, und die Briefe, die er darüber wechselte, fielen unglücklicher Weise dem König von Spanien in die Hände. Philipp wurde von diesem entscheidenden Aufschluß über Wilhelms Gesinnungen weniger überrascht, als über die Zerströrung seines Anschlags entkräftet; aber die spanischen Großen, die dem Prinzen jenen Augenblick noch nicht vergessen hatten, wo der größte der Kaiser im letzten Akt seines Lebens auf seinen Schultern ruhte, versäumten die günstige Gelegenheit nicht, den Verräther eines Staatsgeheimnisses endlich ganz in der guten Meinung ihres Königs zu stürzen.

Nicht minder edlen Stammes als Wilhelm war P a m o r a l, Graf von Egmont und Prinz von Gaure, ein Abstammung der Herzoge von Geldern, deren kriegerischer Muth die Waffen des Hauses Streich ermüdet hatte. Sein Geschlecht glänzte in den Annalen des Landes, einer von seinen Vorfahren hatte schon unter Maximilian die Statthalterschaft über Holland verwaltet. Egmonts Vermählung mit der Herzogin Sabina von Baiern erhöhte noch den Glanz seiner Geburt und machte ihn durch wichtige Verbindungen mächtig. Karl der fünfte hatte ihn im Jahr 1546 in Utrecht zum Ritter des goldenen Vlieses geschlagen, die Kriege dieses Kaisers waren die Schule seines künftigen Ruhms, und die Schlachten bei S. Quentin und Gravelingen machten ihn zum Helden seines Jahrhunderts.

Jede Wohlthat des Friedens, den handelnde Völker am dankbarsten fühlen, brachte das Gedächtniß der Siege zurück, durch die er beschleunigt worden, und der flämische Stolz machte sich, wie eine eitle Mutter, mit dem herrlichen Sohne des Landes groß, der ganz Europa mit seiner Bewunderung erfüllte. Neun Kinder, die unter den Augen seiner Mitbürger aufblühten, vervielfältigten und verengten die Bande zwischen ihm und dem Vaterland, und die allgemeine Uneinigung gegen ihn übte sich im Anschauen derer, die ihm das theuerste waren. Jede öffentliche Erscheinung Egmonts war ein Triumphzug; jedes Auge, das auf ihn geheftet war, erzählte sein Leben; in der Ruhmredigkeit seiner Kriegsgesährten lebten seine Thaten; ihren Kindern hatten ihn die Mütter bei ritterlichen Spielen gezeigt.

Höflichkeit, edler Anstand und Leutseligkeit, die liebenswürdi-

gen Tugenden der Ritterschaft, schmückten mit Grazie sein Verdienst. Auf einer freien Stirn erschien eine freie Seele; seine Offenherzigkeit vermalte seine Geheimnisse nicht besser, als seine Wohlthätigkeit seine Güter, und ein Gedanke gehörte allen, so bald er sein war. Sanft und menschlich war seine Religion, aber wenig geklärt, weil sie von seinem Herzen und nicht von seinem Verstande ihr Licht empfing. Egmont besaß mehr Gewissen als Grundsätze; sein Kopf hatte sich kein Gesetzbuch nicht selbst gegeben, sondern nur eingelernt, darum konnte der bloße Name einer Handlung ihm die Handlung verbieten. Seine Menschen waren böse oder gut und hatten nicht böses oder gutes; in seiner Sittenlehre fand zwischen Laster und Tugend keine Vermittelung Statt, darum entschied bei ihm oft eine einzige gute Seite für den Mann. Egmont vereinigte alle Vorzüge, die den Helden bilden; er war ein besserer Soldat als Oranien, aber als Staatsmann tief unter ihm; dieser sahe die Welt wie sie wirklich war, Egmont in dem magischen Spiegel einer verschönernden Phantastie.

Menschen, die das Glück mit einem Lohn überraschte, zu welchem sie keinen natürlichen Grund in ihren Handlungen finden, werden sehr leicht versucht, den nothwendigen Zusammenhang zwischen Ursache und Wirkung überhaupt zu verkennen und in die natürliche Folge der Dinge jene höhere Wunderkraft einzuschalten, der sie endlich tollbreist, wie Cäsar seinem Glücke, vertrauen. Von diesen Menschen war Egmont. Trunken von Verdiensten, welche die Dankbarkeit gegen ihn übertrieben hatte, taumelte er in diesem süßen Bewußtsein wie in einer lieblichen Traumwelt dahin. Er fürchtete nicht, weil er dem unsichern Pfande vertraute, das ihm das Schicksal in der allgemeinen Liebe gegeben, und glaubte an Gerechtigkeit, weil er glücklich war. Selbst die schreckliche Erfahrung des spanischen Meineids konnte nachher diese Zuversicht nicht aus seiner Seele vertilgen und auf dem Blutgerüste selbst war Hoffnung sein letztes Gefühl.

Eine zärtliche Furcht für seine Familie hielt seinen patriotischen Muth an kleinern Pflichten gefangen. Weil er für Eigenthum und Leben zu zittern hatte, konnte er für die Republik nicht viel wagen. Wilhelm von Oranien brach mit dem Thron, weil die willkürliche Gewalt seinen Stolz empörte; Egmont war eitel, darum legte er einen Werth auf Monarchengnade. Jener war ein Bürger der Welt, Egmont ist nie mehr als ein Fläminger gewesen.

III. Margaretha von Parma.

Margaretha war eine natürliche Tochter Karls des fünften, von einem niederländischen Fräulein Bomgeest 1522 geboren. Um die Ehre ihres Hauses zu schonen, wurde sie anfangs in der Dunkelheit erzogen, ihre Mutter aber, die mehr Eitelkeit als Ehre besaß, war nicht sehr besorgt, das Geheimniß ihres Ursprungs zu verwahren, und eine königliche Erziehung verrieth die Kaiserstochter. Noch als Kind wurde sie der Statthalterin Margaretha, ihrer

Größtante, nach Brüssel zur Erziehung gegeben, welche sie in ihrem achten Jahre verlor und mit ihrer Nachfolgerin, der Königin Maria von Ungarn, einer Schwester des Kaisers, ver tauschte.

Schon in ihrem vierten Jahre hatte sie ihr Vater mit einem Prinzen von Ferrara verlobt; nachdem aber diese Verbindung in der Folge wieder aufgelöst worden, bestimmte man sie Alexandern von Medicis, dem neuen Herzog von Florenz, zur Gemahlin, welche Vermählung auch wirklich nach der siegreichen Rückkehr des Kaisers aus Afrika in Neapel begangen wurde. Noch im ersten Jahre einer unglücklichen Ehe entreizt ihr ein gewaltfamer Tod den Gemahl, der sie nicht lieben konnte, und zum drittenmal muß ihre Hand der Politik ihres Vaters wuchern. Oktavius Farnese, ein dreizehnjähriger Prinz und Nepote Pauls des dritten, erhält mit ihrer Person die Herzogthümer Parma und Piacenza zum Braut schatz, und Margaretha wird durch ein seltsames Schicksal als eine volljährige mit einem Knaben getraut, wie sie ehemals als Kind einem Manne verhandelt worden.

Ihr wenig weiblicher Geist machte diese letzte Verbindung noch ungnädlicher, denn ihre Neigungen waren männlich und ihre ganze Lebensweise spottete ihres Geschlechts. Nach dem Beispiel ihrer Erzieherin, der Königin von Ungarn, und ihrer Urgroßtante, der Herzogin Maria von Burgund, die in dieser Liebhaberei den Tod fand, war sie eine leidenschaftliche Jägerin und hatte dabei ihren Körper so abgehärtet, daß sie alle Strapazen dieser Lebensart Trotz einem Manne ausdauern konnte. Ihr Gang selbst zeigte so wenig Grazie, daß man vielmehr versucht war, sie für einen verkleideten Mann als für eine männliche Frau zu halten, und die Natur, deren sie durch diese Gränzenverletzung gespottet hatte, rächte sich endlich auch an ihr durch eine Männerkrankheit, das Podagra. Diese so seltenen Eigenschaften krönte ein derber Mönchsglaube, den Ignatius Loyola, ihr Gewissensrath und Lehrer, den Ruhm gehabt hatte, in ihre Seele zu pflanzen. Unter den Liebeswerken und Busübungen, womit sie ihre Eitelkeit kreuzigte, ist eine der merkwürdigsten, daß sie in der Charwoche jedes Jahrs einer gewissen Anzahl Armen, denen auf das schärfste untersagt war, sich vorher zu reinigen, eigenhändig die Füße wusch, sie bei Tische wie eine Magd bediente und mit reichen Geschenken entließ.

Es braucht nicht viel mehr, als diesen letzten Charakterzug, um den Vorzug zu begreifen, den ihr der König vor allen ihren Nebenbuhlern gab; aber seine Vorliebe für sie wurde zugleich durch die besten Gründe der Staatskunst gerechtfertigt. Margaretha war in den Niederlanden geboren und auch da erzogen. Sie hatte ihre erste Jugend unter diesem Volke verlebt und viel von seinen Sitten angenommen. Zwei Statthalterinnen, unter deren Augen sie erwachsen war, hatten sie in den Maximen nach und nach eingeweiht, nach welchen dieses eigenthümliche Volk am besten regiert wird, und konnten ihr darin zu einem Vorbilde dienen. Es mangelte ihr nicht an Geist und einem besondern Sinn für Geschäfte, den

sie ihren Erzieherinnen abgelernt und nachher in der italienischen Schule zu größerer Vollkommenheit gebracht hatte. Die Niederlande waren seit mehreren Jahren an weibliche Regierungen gewöhnt, und Philipp hoffte vielleicht, daß das scharfe Eisen der Tyrannei, dessen er sich jetzt gegen sie bedienen wollte, von weiblichen Händen sanfter einschneiden würde.

Einige Rücksicht auf seinen Vater, der damals noch lebte und dieser Tochter sehr wohl wollte, soll ihn, wie man behauptet, bei dieser Wahl gleichfalls geleitet haben, so wie es auch wahrscheinlich ist, daß er den Herzog von Parma, dem er damals eine Bitte abschlagen mußte, durch diese Aufmerksamkeit für seine Gemahlin verbinden wollte. Da die Ländereien der Herzogin von seinen italienischen Staaten umfingen und zu jeder Zeit seinen Waffen bloßgestellt waren, so konnte er mit um so weniger Gefahr die höchste Gewalt in ihre Hände geben. Zu seiner völligen Sicherheit blieb noch Alexander Farnese, ihr Sohn, als ein Unterpfand ihrer Treue an seinem Hof. Alle diese Gründe zusammen hatten Gewicht genug, den König für sie zu bestimmen; aber sie wurden entscheidend, weil der Bischoff von Arras und der Herzog von Alba sie unterstützten. Letzterer, scheint es, weil er alle übrigen Mitwerber haßte oder beneidete; jener, weil seine Herrschbegierde wahrscheinlich schon damals die große Befriedigung ahndete, die in dem schwankenden Gemüth dieser Fürstin für sie bereitet lag.

Philipp empfing die neue Regentin mit einem glänzenden Gefolge an der Gränze des Landes und führte sie in prächtigem Pompe nach Gent, wo die Generalsstaaten waren versammelt worden. Da er nicht Willens war, sobald nach den Niederlanden zurückzukehren, so wollte er noch ehe er sie gänzlich verließ, die Nation durch einen solennen Reichstag befriedigen und den Anordnungen, die er getroffen hatte, eine größere Sanktion und gesetzmäßige Stärke geben. Zum letztenmal zeigte er sich hier seinem niederländischen Volk, das von nun an sein Schicksal nur aus geheimnißvoller Ferne empfangen sollte. Den Glanz dieses feierlichen Tages zu erheben, schlug er eifrig neue Ritter des goldenen Vlieses, ließ seine Schwester auf einem Stuhl neben sich nieder sitzen und zeigte sie der Nation als ihre künftige Beherrscherin. Alle Beschwerden des Volks über die Glaubensbitte, die Inquisition, die Zurückhaltung der spanischen Truppen, die aufgelegten Steuern und die gesetzwidrige Einführung Fremder in die Ämter des Landes kamen auf diesem Reichstag in Bewegung und wurden von beiden Theilen mit Festigkeit verhandelt, einige mit List abgewiesen oder scheinbar gehoben, andere durch Machtsprüche zurückgeschlagen.

Weil er ein Fremdling in der Landessprache war, redete der König durch den Mund des Bischofs von Arras zu der Nation, zählte ihr mit ruhmredigem Gepränge alle Wohlthaten seiner Regierung auf, versicherte sie seiner Gnade fürs künftige und empfahl den Ständen noch einmal aufs ernstlichste die Aufrechthaltung des katholischen Glaubens und die Vertilgung der Ketzerei.

Die spanischen Truppen, versprach er, sollten in wenigen Monaten die Niederlande räumen, wenn man ihm nur noch Zeit gönnen wollte, sich von den vielen Ausgaben des letzten Krieges zu erholen, um diesen Truppen ihre Rückstände bezahlen zu können. Ihre Landesgesetze sollten unangefochten bleiben, die Auflagen sie nicht über ihre Kräfte drücken und die Inquisition ihr Amt mit Gerechtigkeit und Mäßigung verwalten. Bei der Wahl einer Oberstatthalterin, setzte er hinzu, habe er vorzüglich die Wünsche der Nation zu Rathe gezogen und für eine Eingeborne entschieden, die in ihren Sitten und Gewohnheiten eingeweiht und ihnen durch Vaterlandsliebe zugethan sey. Er ermahne sie also, durch ihre Dankbarkeit seine Wahl zu ehren und seiner Schwester, der Herzogin, wie ihm selbst zu gehorchen. Sollten, schloß er, unerwartete Hindernisse sich seiner Wiederkunft entgegensetzen, so verspreche er ihnen an seiner Statt den Prinzen Karl, seinen Sohn, zu senden, der in Brüssel residiren sollte.

Die erledigten Statthalterschaften der Provinzen wurden entweder neu besetzt, oder die alten bestätigt. Unter den niederländischen Großen, welche der König bei dieser Stellenbesetzung vorzüglich auszeichnete, stehen die Namen des Grafen von Egmont und Wilhelms von Oranien oben an. So tief schon damals der Haß gegen diese beiden, und gegen den letztern besonders, bei ihm Wurzel gefaßt hatte, so gab er ihnen dennoch diese öffentlichen Merkmale seiner Gunst, weil seine Rache noch nicht reif war und das Volk sie schwärmerisch verehrte. Weider Güter wurden steuerfrei erklärt*); die einträglichsten Statthalterschaften wurden ihnen gegeben; durch das angebotene Kommando über die zurückgelassenen Spanier schmeichelte er ihnen mit einem Vertrauen, das er sehr entfernt war wirklich in sie zu setzen. Aber zu eben der Zeit, wo er den Prinzen durch diese öffentlichen Beweise seiner Achtung verpflichtete, mußte er ihn in geheim desto empfindlicher zu verwunden.

Aus Furcht, daß eine Verbindung mit dem mächtigen Hause Lothringen diesen verdächtigen Vasallen zu kühnern Anschlägen verleiten möchte, hintertrieb er die Heurath, die zwischen ihm und einer Prinzessin dieses Hauses zu Stande kommen sollte, und zernichtete seine Hoffnung, die ihrer Erfüllung so nahe war — eine Kränkung, welche der Prinz ihm niemals vergeben hat. Der Haß gegen diesen gewann es sogar einmal über seine angeborne Verstellungskunst und verleitete ihn zu einem Schritte, worin wir Philipp den zweiten gänzlich verkennen. Als er zu Bliessingen an Bord ging und die großen des Landes ihn am Ufer umgaben, vergaß er sich soweit, den Prinzen rauh anzulassen und ihn öffentlich als den Urheber der flandrischen Unruhen anzuklagen. Der Prinz antwortete mit Mäßigung, daß nichts geschehen wäre, was die

*) Wie auch des Grafen von Hoorne.

Staaten nicht aus eigenem Antrieb und den rechtmäßigsten Beweggründen gethan. „Nein“, sagte Philipp, indem er seine Hand ergriff und sie heftig schüttelte, „nicht die Staaten, sondern Sie! Sie! Sie!“ Der Prinz stand verstummt, und ohne des Königs Einschiffung abzuwarten wünschte er ihm eine glückliche Reise und ging nach der Stadt zurück. So machte Privathaß die Erbitterung endlich unheilbar, welche Wilhelm gegen den Unterdrücker eines freien Volks längst schon im Busen trug, und diese doppelte Aufforderung brachte zuletzt das große Unternehmen zur Reise, das der spanischen Krone sieben ihrer edelsten Steine entriß.

IV. Cardinal Granvella.

Anton Perenot, Bischoff von Arras, nachheriger Erzbischoff von Mecheln und Metropolitan der sämmtlichen Niederlande, den uns der Haß seiner Zeitgenossen unter dem Namen des Cardinals Granvella verewigt hat, wurde im Jahr 1516 zu Besancon in der Grafschaft Burgund geboren. Sein Vater, Nikolaus Perenot, eines Eisenschmidts Sohn, hatte sich durch eignes Verdienst bis zum Geheimschreiber der Herzogin Margaretha von Savoyen, damaliger Regentin der Niederlande, emporgearbeitet; hier wurde er Karl dem fünften als ein fähiger Geschäftsmann bekannt, der ihn in seine Dienste nahm und bei den wichtigsten Unterhandlungen gebrauchte. Zwanzig Jahre arbeitete er im Kabinet des Kaisers, bekleidete die Würde seines Geheimraths und Siegelbewahrers, theilte alle Staatsgeheimnisse dieses Monarchen und erwarb sich ein großes Vermögen.

Seine Würden, seinen Einfluß und seine Staatskunst erbte Anton Perenot, sein Sohn, der schon in frühen Jahren Proben der großen Fähigkeit ablegte, die ihm nachher eine so glorreiche Laufbahn geöffnet hat. Anton hatte auf verschiedenen Schulen die Talente ausgebildet, womit ihn die Natur so verschwenderisch ausgestattet hatte, und beides gab ihm einen Vorzug vor seinem Vater. Bald zeigte er, daß er sich durch eigene Kraft auf dem Plage behaupten konnte, worauf ihn fremde Verdienste gestellt hatten. Er war vier und zwanzig Jahre alt, als ihn der Kaiser als seinen Bevollmächtigten auf die Kirchenversammlung zu Trident schickte, und hier ließ er die Erstlinge seiner Beredsamkeit hören, die ihm in der Folge eine so große Obergewalt über zwei Könige gab. Karl bediente sich seiner noch bei verschiedenen schweren Gesandtschaften, die er mit dem größten Beifall seines Monarchen beendigte, und als endlich dieser Kaiser seinem Sohne das Scepter überließ, machte er dieses kostbare Geschenk mit einem Minister vollkommen, der es ihm führen half.

Granvella eröffnete seine neue Laufbahn gleich mit dem größten Meisterstück seines politischen Genies, von der Gnade eines solchen Vaters in die Gunst eines solchen Sohnes so leicht hinüber zu gleiten. Bald gelang es ihm, sie in der That zu verdienen. Bei

der geheimen Unterhandlung, welche die Herzogin von Lothringen 1558 zwischen den französischen und spanischen Ministern in Peronne vermittelt hatte, entwarf er mit dem Cardinal von Lothringen die Verschwörung gegen die Protestanten, welche nachher zu Chateau-Cambressis, wo auch Er an dem Friedensgeschäfte mit arbeitete, zur Reife gebracht, aber eben dort auch verrathen wurde.

Ein tiefbringender vielumfassender Verstand, eine seltene Leichtigkeit in verwickelten großen Geschäften, die ausgebreitetste Gelehrsamkeit war mit lasttragendem Fleiße und nie ermüdender Geduld, das unternehmendste Genie mit dem bedächtlichsten Maschinengang in diesem Manne wunderbar vereinigt. Tage und Nächte, schlaflos und nüchtern, fand ihn der Staat; wichtiges und geringes wurde mit gleich gewissenhafter Sorgfalt von ihm gewogen. Nicht selten beschäftigte er fünf Sekretaire zugleich und in verschiedenen Sprachen, deren er sieben geredet haben soll. Was eine prüfende Vernunft langsam zur Reife gebracht hatte, gewann Kraft und Annuth in seinem Munde, und die Wahrheit, von einer mächtigen Suade begleitet, riß gewaltsam alle Hörer dahin.

Seine Treue war unbestechlich, weil keine der Leidenschaften, welche Menschen von Menschen abhängig machen, sein Gemüth versuchte. Mit bewundernswürdiger Schärfe des Geistes durchspähte er das Gemüth seines Herrn und erkannte oft in der Miene schon die ganze Gedankenreihe, wie in dem vorangeschickten Schatten die nahende Gestalt. Mit hülfreicher Kunst kam er diesem trägeren Geist entgegen, bildete die rohe Geburt noch auf seinen Lippen zum vollendeten Gedanken und gönnte ihm großmüthig den Ruhm der Erfindung. Die schwere und so nützliche Kunst, seinen eigenen Geist zu verkleinern, sein Genie einem andern leibeigen zu machen, verstand Granvella; so herrschte er, weil er seine Herrschaft verbarg, und nur so konnte Philipp der zweite beherrscht werden. Zufrieden mit einer stillen aber gründlichen Gewalt, haßte er nicht unersättlich nach neuen Zeichen derselben, die sonst immer das wünschenswürdigste Ziel kleiner Geister sind; aber jede neue Würde kleidete ihn, als wäre sie nie von ihm geschieden gewesen.

Kein Wunder, daß so außerordentliche Eigenschaften ihm die Gunst seines Herrn gewannen; aber ein wichtiges Vermächtniß der politischen Geheimnisse und Erfahrungen, welche Karl der fünfte in einem thatenvollen Leben gesammelt und in diesem Kopf niedergelegt hatte, machte ihn seinem Thronfolger zugleich unentbehrlich. So selbstzufrieden dieser letztere auch seiner eigenen Vernunft zu vertrauen pflegte, so nothwendig war es seiner furchtsamen schleichenden Politik, sich an einen überlegenen Geist anzuschmiegen und ihrer eigenen Unentslossenheit durch Ansehen, fremdes Beispiel und Observanz nachzuhelfen. Keine politische Begebenheit des königlichen Hauses kam, so lange Philipp in den Niederlanden war, ohne Zugiehung Granvella's zu Stande, und als er die Reise nach Spanien antrat, machte er der neuen Statthalterin ein eben so

wichtiges Geschenk mit diesem Minister, als ihm selbst von dem Kaiser, seinem Vater, in ihm hinterlassen worden war.

So gewöhnlich wir auch despotische Fürsten ihr Vertrauen an Kreaturen verschwenken sehen, die sie aus dem Staube gezogen und deren Schöpfer sie gleichsam sind, so vorzügliche Gaben wurden erfordert, die verfloßene Selbstsucht eines Charakters, wie Philipp war, so weit zu überwinden, daß sie in Vertrauen, ja sogar Vertraulichkeit überging. Das leiseste Aufwallen des erlaubtesten Selbstgefühls, wodurch er sein Eigenthumsrecht auf einen Gedanken zurückzufordern geschienen hätte, den der König einmal zu dem seinigen geahelt, hätte dem Minister seinen ganzen Einfluß gekostet. Es war ihm vergönnt, den niedrigsten Leidenschaften der Wollust, der Habsucht, der Nachbegierde zu dienen, aber die einzige, die ihn wirklich besetzte, das süße Bewußtsein eigener Überlegenheit und Kraft, mußte er sorgfältig vor dem argwöhnischen Blick des Despoten verhüllen.

Freiwillig begab er sich aller Vorzüge, die er eigenthümlich besaß, um sie von der Großmuth des Königs zum zweitenmal zu empfangen. Sein Glück durfte aus keiner andern Quelle als dieser fließen, kein andrer Mensch Anspruch auf seine Dankbarkeit haben. Den Purpur, der ihm von Rom aus gesendet war, legte er nicht eher an, als bis die königliche Bewilligung aus Spanien anlangte; indem er ihn zu den Stufen des Throns niederlegte, schien er ihn gleichsam erst aus den Händen der Majestät zu erhalten. Weniger Staatsmann als er, errichtete sich Herzog Alba eine Trophäe in Antwerpen und schrieb unter die Siege, die er als Werkzeug der Krone gewonnen, seinen eigenen Namen — aber Alba nahm die Ungnade seines Herrn mit ins Grab. Er hatte mit frevelnder Hand in das Regale der Krone gegriffen, da er unmittelbar an der Quelle der Unsterblichkeit schöpfte.

Dreimal wechselte Granvella seinen Herrn und dreimal gelang es ihm die höchste Gunst zu ersteigen. Mit eben der Leichtfertigkeit, womit er den gegründeten Stolz eines Selbstherrschers und den spröden Egoismus eines Despoten geleitet hatte, mußte er die zarte Eitelkeit eines Weibes zu handhaben. Seine Geschäfte mit der Regentin wurden mehrentheils, selbst wenn sie in Einem Hause beisammen waren, durch Billets abgehandelt, ein Gebrauch, der sich noch aus den Zeiten Augusts und Tibers herschreiben soll. Wenn die Statthalterin ins Gedränge kam, wurden dergleichen Billets zwischen dem Minister und ihr oft von Stunde zu Stunde gewechselt. Wahrscheinlich erwählte er diesen Weg, um die wachsame Eifersucht des Adels zu betrügen, der seinen Einfluß auf die Regentin nicht ganz kennen sollte; vielleicht glaubte er auch, durch dieses Mittel seine Rathschläge für die Letztere dauerhafter zu machen und sich im Nothfall mit diesen schriftlichen Zeugnissen gegen Beschuldigung zu decken. Aber die Wachsamkeit des Adels machte diese Vorsticht umsonst, und bald war es in allen Provinzen bekannt, daß nichts ohne den Minister geschehe.

Granvella besaß alle Eigenschaften eines vollendeten Staatsmannes für Monarchien, die sich dem Despotismus nähern, aber durchaus keine für Republiken, die Könige haben. Zwischen dem Thron und dem Reichstuhl erzogen, kannte er keine andere Verhältnisse unter Menschen als Herrschaft und Unterwerfung, und das inwohnende Gefühl seiner eignen Überlegenheit gab ihm Menschenverachtung. Seiner Staatskunst fehlte Geschmeidigkeit, die einzige Tugend, die ihr hier unentbehrlich war. Er war hochfahrend und frech und bewaffnete mit der königlichen Vollmacht die natürliche Festigkeit seiner Gemüthsart und die Leidenschaften seines geistlichen Standes. In das Interesse der Krone hüllte er seinen eigenen Ehrgeiz und machte die Trennung zwischen der Nation und dem König unheilbar, weil er selbst ihm dann unentbehrlich blieb. An dem Adel rächte er seine eigne niedrige Abkunft und würdigte nach Art aller derjenigen, die das Glück durch Verdienste gezwungen, die Vorzüge der Geburt unter diejenigen herunter, wodurch er gestiegen war.

Die Protestanten kannten ihn als ihren unverföhnlichsten Feind; alle Lasten, welche das Land drückten, wurden ihm Schuld gegeben, und alle drückten desto unleidlicher, weil sie von ihm kamen. Ja, man beschuldigte ihn sogar, daß er die billigeren Gesinnungen, die das dringende Anliegen der Staaten dem Monarchen endlich abgelockt hatte, zur Strenge zurückgeführt habe. Die Niederlande verfluchten ihn als den schrecklichsten Feind ihrer Freiheit und den ersten Urheber alles Elends, welches nachher über sie gekommen ist.

Offenbar hatte Philipp die Provinzen noch zu zeitig verlassen. Die neuen Maaßregeln der Regierung waren diesem Volke noch zu fremd und konnten durch ihn allein Sanktion und Nachdruck erhalten; die neuen Maschinen, die er spielen ließ, mußten durch eine gefährdete starke Hand in Gang gebracht, ihre ersten Bewegungen zuvor abgewartet und durch Obervanz erst gesichert werden. Jetzt stellte er diesen Minister allen Leidenschaften bloß, die auf einmal die Fesseln der königlichen Gegenwart nicht mehr fühlten, und überließ dem schwachen Arm eines Unterhans, woran selbst die Majestät mit ihren mächtigsten Stützen unterliegen konnte. Zwar blühte das Land und ein allgemeiner Wohlstand schien von dem Glück des Friedens zu zeugen, dessen es kürzlich theilhaftig worden war. Die Ruhe des äußern Anblicks täuschte das Auge, aber sie war nur scheinbar und in ihrem stillen Schooße loderte die gefährlichste Zwietracht. Wenn die Religion in einem Lande wankt, so wankt sie nicht allein; mit dem Heiligen hatte der Wuthwille angefangen und enbte mit dem Profanen. Der gelungene Angriff auf die Hierarchie hatte eine Keckheit und Lästerneheit erweckt, Autorität überhaupt anzutasten und Gesetze wie Dogmen, Pflichten wie Meinungen zu prüfen. Dieser fanatische Wuth, den man in Angelegenheiten der Ewigkeit üben gelernt, konnte seinen Gegenstand wechseln, diese Geringschätzung des Lebens und Eigenthums furchtsame Bürger in tollühne Empörer verwandeln.

Eine beinahe vierzig Jahre lange weibliche Regierung hatte der Nation Raum gegeben, ihre Freiheiten geltend zu machen; anhaltende Kriege, welche die Niederlande zu ihrem Schauplatz machten, hatten eine gewisse Licenz eingeführt und das Recht der Stärkern an die Stelle der bürgerlichen Ordnung gerufen. Die Provinzen waren von fremden Abenteurern und Flüchtlingen angefüllt, lauter Menschen, die kein Vaterland, keine Familie, kein Eigenthum mehr hand, und die noch den Saamen des Aufruhrs aus ihrer unglücklichen Heimath herüber brachten. Die wiederholten Schauspiele der Marter und des Todes hatten die zarten Fäden der Sittlichkeit zerrissen und dem Charakter der Nation eine unnatürliche Härte gegeben. Dennoch würde die Empörung nur schlüchtern und still am Boden gekrochen seyn, hätte sie an dem Adel nicht eine Stütze gefunden, woran sie furchtbar emporstieg.

Karl der fünfte hatte die niederländischen Großen verwöhnt, da er sie zu Theilhabern seines Ruhms machte, ihren Nationalstolz durch den parteiischen Vorzug nährte, den er ihnen vor dem kastilianischen Adel gab, und ihrem Ehrgeiz in allen Theilen seines Reichs einem Schauplatz aufschloß. Im letztern französischen Kriege hatten sie um seinen Sohn diesen Vorzug wirklich verdient; die Vortheile, die der König aus dem Frieden von Chateau-Cambresis erntete, waren größtentheils Werke ihrer Tapferkeit gewesen, und jetzt vermiften sie mit Empfindlichkeit den Dank, worauf sie so zuversichtlich gerechnet hatten. Alle jene Leidenschaften, welche die vorhergehende Regierung bei ihnen erweckt und beschäftigt hatte, brachten sie jetzt in den Frieden mit; und diese zügellosen Triebe, denen ihr rechtmäßiger Gegenstand fehlte, fanden unglücklicher Weise in den Beschwerden des Vaterlands einen andern. Jetzt zogen sie die Ansprüche wieder aus der Vergessenheit hervor, die auf eine Zeitlang von neueren Leidenschaften verdrängt worden waren.

Es kam dazu, daß durch den Abgang des deutschen Kaiserthums von der spanischen Monarchie und den minder kriegerischen Geist der neuen Regierung ihr Wirkungskreis überhaupt verkleinert, und außer ihrem Vaterland wenig mehr für sie zu gewinnen war. Bei der letzten Stellenbesetzung hatte der König beinahe lauter Mißvergünstigte gemacht; denn auch diejenigen, welche Aemter bekamen, waren nicht viel zufriedner als die, welche man ganz überging, weil sie auf bessere gerechnet hatten. Wilhelm von Oranien erhielt vier Statthalterschaften, andre kleinere nicht einmal gerechnet, die zusammengenommen den Werth einer fünften betrug; aber Wilhelm hatte sich auf Brabant und Flandern Hoffnung gemacht. Er und Graf Egmont vergaßen, was ihnen wirklich zu Theil geworden, und erinnerten sich nur, daß die Regentschaft für sie verloren gegangen war.

Der größte Theil des Adels hatte sich in Schulden gestürzt, oder von der Regierung dazu hinreißen lassen. Jetzt, da ihnen die Aussicht verschlossen wurde, sich in einträglichen Aemtern wieder zu erholen, sahen sie sich auf einmal dem Mangel bloß gestellt, der

um so empfindlicher schmerzte, je mehr ihn die glänzende Lebensart des wohlhabenden Bürgers ins Licht stellte. In dem Extreme, wohin es mit ihnen gekommen war, hätten viele zu einem Verbrechen selbst die Hände geboten; wie sollten sie also den verführerischen Anerbietungen der Calvinisten haben Troß bieten können, die ihre Sprache und ihren Schut mit schweren Summen bezahlten. Viele endlich, denen nicht mehr zu helfen war, fanden ihre letzte Zuflucht in der allgemeinen Vermüstung und stunden jeden Augenblick fertig, den Feuerbrand in die Republik zu werfen.

V. Der Silbersturm.

Die Triebfedern dieser außerordentlichen Begebenheit sind offenbar nicht so weit herzuholen, als viele Geschichtschreiber sich Mühe gegeben. Möglicly allerdings und sehr wahrscheinlich, daß die französischen Protestanten emsig daran arbeiteten, in den Niederlanden eine Pflanzschule für ihre Religion zu unterhalten, und eine gültliche Vergleichung ihrer dortigen Glaubensbrüder mit dem König von Spanien durch jedes Mittel zu verhindern strebten, um diesem unverböhnlichen Feind ihrer Partei in seinem eigenen Lande zu thun zu geben; sehr natürlich also, daß ihre Unterhändler in den Provinzen nicht unterlassen haben werden, die unterdrückten Religionsverwandten zu verwegenen Hoffnungen zu ermuntern, ihre Erbitterung gegen die herrschende Kirche auf alle Arten zu nähren, den Druck, worunter sie seufzten, zu übertreiben, und sie dadurch unvermerkt zu Unthaten fortzureißen. Möglicly, daß es auch unter den Verbundenen viele gab, die ihrer eigenen verlorren Sache dadurch aufzuhelfen meinten, wenn sie die Zahl ihrer Mitschuldigen vermehrten, die die Rechtmäßigkeit ihres Bundes nicht anders retten zu können glaubten, als wenn sie die unglücklichen Folgen wirklich herbeiriefen, wovor sie den König gewarnt hatten, und die in dem allgemeinen Verbrechen ihr eigenes zu verhüllen hofften.

Daß aber die Silberstürmerei die Frucht eines überlegten Planes gewesen, der auf dem Konvent zu S. Truppen verabredet worden, daß in einer solennen Versammlung so vieler Edlen und Tapfern, unter denen noch bei weitem der größere Theil dem Papstthum anhing, ein Rasender sich hätte erdreisten sollen, den Entwurf zu einer offensbaren Schandthat zu geben, die nicht sowohl eine abgesonderte Religionspartei kränkte, als vielmehr alle Achtung für Religion überhaupt und alle Sittlichkeit mit Füßen trat, und die nur in dem schlammigsten Schooß einer verworrenen Böbelseele empfangen werden konnte, wäre schon allein darum nicht glaublicly, weil diese wüthende That in ihrer Entstehung zu rasch, in ihrer Ausführung zu leidenschaftlicly, zu ungeheuer erscheint, um nicht die Geburt des Augenblicks gewesen zu seyn, in welchem sie aus Nicht trat, und weil sie aus den Umständen, die ihr vorhergingen, so natürlich fließt, daß es so tiefer Nachsuhungen nicht bedarf, um ihre Entstehung zu erklären.

Eine rohe zahlreicly Menge, zusammengelassen aus dem unter-

sten Pöbel, viehisch durch viehische Behandlung, von Mordbefehlen, die in jeder Stadt auf sie lauern, von Gränze zu Gränze herumgeschleudert und bis zur Verzweiflung gepeht, genöthigt, ihre Andacht zu stehlen, ein allgemein geheiligtes Menschenrecht gleich einem Werte der Finsterniß zu verheimlichen — vor ihren Augen vielleicht die stolz aufsteigenden Gotteshäuser der triumphirenden Kirche, wo ihre übermüthigen Brüder in bequemer und üppiger Andacht sich pflegen; sie selbst herausgedrängt aus den Mauern, vielleicht durch die schwächere Anzahl herausgedrängt, hier im wilden Wald, unter brennender Mittagshize, in schimpflicher Heimlichkeit, dem nehmlichen Gott zu dienen — hinausgestoßen aus der hitzgerlichen Gesellschaft in den Stand der Natur und in einem schrecklichen Augenblick an die Rechte dieses Standes erinnert! Je überlegener ihre Zahl, desto unnatürlicher ihr Schicksal; mit Verwunderung nehmen sie es wahr. Freier Himmel, bereitliegende Waffen, Wahnsinn im Gehirne und im Herzen Erbitterung kommen dem Winke eines fanatischen Redners zu Hülfe, die Gelegenheit ruft, keine Verabredung ist nöthig, wo alle Augen dasselbe sagen, der Entschluß ist geboren, noch ehe das Wort ausgesprochen wird; zu einer Mthat bereit, keiner weiß es noch deutlich, zu welcher? rennt dieser wüthende Trupp auseinander. Der lachende Wohlstand der feindlichen Religion kränkt ihre Armuth, die Pracht jener Tempel spricht ihrem landslächtigen Glauben Hohn; jedes aufgestellte Kreuz an den Landstraßen, jedes Heiligen-Bild, worauf sie stoßen, ist ein Siegesmal, das über sie errichtet ist, und jedes muß von ihren rächerischen Händen fallen; Fanatismus giebt dem Gräuel seine Entstehung, aber niedrige Leidenschaften, denen sich hier eine reiche Befriedigung aufthut, bringen ihn zur Vollendung.

Der Anfang des Bildersturms geschah in Westflandern und Artois, in den Landschaften zwischen dem Eys und dem Meere. Eine rasende Motte von Handwerkern, Schiffern und Bauern, mit öffentlichen Dirnen, Bettlern und Raubgesindel untermischt, etwa 300 an der Zahl, mit Keulen, Arten, Hämmern, Leitern und Strängen versehen, nur wenige darunter mit Feuergewehr und Dolchen bewaffnet, werfen sich, von fanatischer Wuth begeistert, in die Flecken und Dörfer bei S. Omer, sprengen die Pforten der Kirchen und Klöster, die sie verschlossen finden, mit Gewalt, stürzen die Altäre, zerbrechen die Bilder der Heiligen und treten sie mit Füßen. Erhitzter durch diese verdammlische That und durch neuen Zulauf verstärkt, dringen sie geraden Wegs nach Ypern vor, wo sie auf einen starken Anhang von Calvinisten zu rechnen haben. Unaufgehalten brechen sie dort in die Hauptkirche ein, die Wände werden mit Leitern erstiegen, die Gemälde mit Hämmern zerschlagen, Kanzeln und Kirchenstühle mit Arten zerhauen, die Altäre ihrer Zierathen entkleidet und die heiligen Gefäße gestohlen.

Dieses Beispiel wird sogleich in Menin, Comines, Berrich, Lille und Dudenarden nachgeahmt; dieselbe Wuth ergreift in wenig Tagen ganz Flandern. Eben als die ersten Zeitungen davon einliefen, wim-

melte Antwerpen von einer Menge Volks ohne Heimath, die das Fest von M. Himmelfahrt in dieser Stadt zusammengedrängt hatte. Kaum hält die Gegenwart des Prinzen von Oranien die ausgelassene Bande noch im Zügel, die es ihren Brüdern in S. Omer nachzumachen brennt; aber ein Befehl des Hofes, der ihn eifertig nach Brüssel ruft, wo die Regentin eben ihren Staatsrath versammelt, um ihm die königlichen Briefe vorzulegen, giebt Antwerpen dem Muthwillen dieser Bande preis. Seine Entfernung ist die Lösung zum Tumult. Vor Ausgelassenheit des Pöbels hange, die sich gleich in den ersten Tagen in spöttischen Anspielungen äußerte, hatte man das Marienbild nach wenigen Umgängen auf den Chor geschleudert, ohne es wie sonst in der Mitte der Kirche aufzurichten. Dieß veranlaßte etliche muthwillige Huten aus dem Volke, ihm dort einen Besuch zu geben und es spöttisch zu fragen, warum es sich neulich sobald absentirt habe. Andere stiegen auf die Kanzel, wo sie dem Prediger nachsäßen und die Papisten zum Wettkampf herausforderten. Ein katholischer Schiffer, den dieser Spas verdroß, wollte sie von da herunter reißen, und es kam auf dem Predigtstuhl zu Schlägen.

Ähnliche Auftritte geschahen am folgenden Abend. Die Anzahl mehrte sich, und viele kamen schon mit verdächtigen Werkzeugen und heimlichen Waffen versehen. Endlich fällt es einem bei, „es leben die Geusen!“ zu rufen; gleich ruft die ganze Motte es nach, und das Marienbild wird aufgefordert, dasselbe zu thun. Die wenigen Katholiken, die da waren und die Hoffnung aufgaben, gegen diese Tollkühnen etwas auszurichten, verlassen die Kirche, nachdem sie alle Thore bis auf eines verschlossen haben. Sobald man sich allein steht, wird in Vorschlag gebracht, einen von den Psalmen nach der neuen Melodie anzustimmen, die von der Regierung verboten sind. Nach während dem Singen werfen sich alle wie auf ein gegebenes Signal wüthend auf das Marienbild, durchstechen es mit Schwerdtern und Dolchen und schlagen ihm das Haupt ab; Huren und Diebe reißen die großen Kerzen von den Altären und lenkten zu dem Werke. Die schöne Orgel der Kirche, ein Meisterstück damaliger Kunst, wird zertrümmert, alle Gemälde ausgelöscht, alle Statuen zerschmettert. Ein gekreuzigter Christus in Lebensgröße, der zwischen den zwei Schächern, dem Hochaltare gegen über, aufgestellt war, ein altes und sehr werthgehaltenes Stück, wird mit Strängen zu Erde gerissen und mit Weilen zerschlagen, indem man die beiden Mörder zu seiner Seite ehrerbietig schont. Die Hostien streut man auf den Boden und tritt sie mit Füßen; in dem Nachtmahlwein, den man von ungefähr da findet, wird die Gesundheit der Geusen getrunken; mit dem heiligen Oel werden die Schuhe gerieben. Gräber selbst werden durchwühlt, die halbverwesten Leichen hervorgerissen und mit Füßen getreten.

Alles dieß geschah in so wunderbarer Ordnung, als hätte man einander die Rollen vorher zugetheilt; jeder arbeitete seinem Nachbar dabei in die Hände; keiner, so halbsbrechend auch dieses Geschäft

war, nahm Schaden ungeachtet der dicken Finsterniß, ungeachtet die größten Lasten um und neben ihnen fielen und manche auf den obersten Sprossen der Leitern handgemein wurden. Ungeachtet der vielen Kerzen, welche ihnen zu ihrem Vubensück leuchteten, wurde kein einziger erkannt. Mit ungläublicher Geschwindigkeit ward die That vollendet; eine Anzahl von höchstens hundert Menschen verwüstete in wenigen Stunden einen Tempel von siebenzig Altären, nach der Peterskirche in Rom einen der größten und prächtigsten in der Christenheit.

Bei der Hauptkirche blieb es nicht allein; mit Fadeln und Kerzen, die man daraus entwendet, macht man sich noch in der Mitternacht auf, den übrigen Kirchen, Klöstern und Kapellen ein ähnliches Schicksal zu bereiten. Die Rotten mehrten sich mit jeder neuen Schandthat und durch die Gelegenheiten werden Diebe gelockt. Man nimmt mit was man findet, Gefäße, Altartücher, Geld, Gewänder; in den Kellern der Klöster berauscht man sich aufs neue; die Mönche und Nonnen lassen alles im Stich, um der letzten Beschimpfung zu entfliehen. Der dumpfe Lärm dieses Vorgangs hatte die Bürger aus dem ersten Schlafe geschreckt, aber die Nacht machte die Gefahr schrecklicher, als sie wirklich war, und anstatt seinen Kirchen zu Hülfe zu eilen verschanzte man sich in seinen Häusern und erwartete mit ungewissem Entsetzen den Tag. Die aufgehende Sonne zeigte endlich die geschehene Verwüstung — aber das Werk der Nacht war mit ihr nicht geendigt. Einige Kirchen und Klöster sind noch verschont geblieben, auch diese trifft ein ähnliches Schicksal; drei Tage dauert dieser Gräuelp.

Befragt endlich, daß dieses rasende Gesindel, wenn es nichts Heiliges mehr zu zerstören fände, einen ähnlichen Angriff auf das Profane thun und ihren Waarengewölben gefährlich werden möchte, zugleich muthiger gemacht durch die entdeckte geringe Anzahl des Feindes, wagen es die reicheren Bürger, sich bewaffnet von ihren Hausthüren zu zeigen. Alle Thore der Stadt wurden verschlossen, ein einziges ausgenommen, durch welches die Silberstürmer brechen, um in den angränzenden Gegenden denselben Gräuelp zu erneuern. Während dieser ganzen Zeit hat es die Obrigkeit nur ein einzigesmal gewagt, sich ihrer Gewalt zu bedienen; so sehr wurde sie durch die Übermacht der Calvinisten in Furcht gehalten, von denen, wie man glaubte, das Raubgesindel gedungen war. Der Schade, den diese Verwüstung anrichtete, war unermesslich; bei der Marienkirche allein wird er auf 400,000 Goldgulden angegeben. Viele schätzbare Werke der Kunst wurden bei dieser Gelegenheit vernichtet, viele kostbare Handschriften, viele Denkmäler, wichtig für Geschichte und Diplomantik, gingen dabei verloren. Der Magistrat gab so gleich Befehl, die geraubten Sachen bei Lebensstrafe wieder einzuliefern, wobei ihm die reformirten Prediger, die für ihre Religionspartei errötheten, nachdrücklich beistanden. Vieles wurde auf diese Art gerettet, und die Anführer des Gesindels, entweder weil weniger

die Raubsucht als Fanatismus und Rache sie beseelten, oder weil sie von fremder Hand geleitet wurden, beschloffen, um diese Ausschweifung künftig zu verhüten, fortan Bandenweis und in besserer Ordnung zu stürmen.

Die Stadt Gent zitterte indessen vor einem ähnlichen Schicksal; gleich auf die erste Nachricht der Silberstürmerei in Antwerpen hatte sich der Magistrat dieser Stadt mit den vornehmsten Bürgern durch einen Eid verbunden, die Tempelschänder gewaltsam zurückzutreiben; als man diesen Eid auch dem Volke vorlegte, waren die Stimmen getheilt, und viele erklärten gerade heraus, daß sie gar nicht geneigt waren, ein so gottesdienstliches Werk zu verhindern. Bei so gestalten Sachen fanden es die katholischen Geistlichen rathsam, die besten Kostbarkeiten der Kirchen in die Citadelle zu sllüchten, und einigen Familien wurde erlaubt, was ihre Vorfahren daren geschenkt hatten, gleichfalls in Sicherheit zu bringen. Mittlerweile waren alle Ceremonien eingestellt, die Gerichte machten einen Stillstand wie in einer eroberten Stadt, man zitterte in Erwartung dessen, was kommen sollte.

Endlich wagt es eine tollbreuste Rote, mit dem unverschämten Antrag an den Gouverneur der Stadt zu deputiren. „Es sey ihnen, sagten sie, von ihren Obern anbefohlen, nach dem Beispiel der andern Städte die Bilder aus den Kirchen zu nehmen. Widerseht man sich ihnen nicht, so sollte es ruhig und ohne Schaden vor sich gehen; im Gegentheil aber würden sie stürmen“; ja sie gingen in ihrer Frechheit so weit, die Hülfe der Gerichtsdienner dabei zu verlangen. Anfangs erstarrte der Gouverneur über diese Anmuthung; nachdem er aber in Überlegung gezogen, daß die Ausschweifungen durch das Ansehen der Geseze vielleicht mehr im Zaum gehalten werden könnten, so trug er kein Bedenken, ihnen die Häscher zu bewilligen.

In Tournai wurden die Kirchen, Angesichts der Garnison, die man nicht dahin bringen konnte, gegen die Silberstürmer zu ziehen, ihrer Zierathen entkleidet. Da es diesen hinterbracht worden war, daß man die goldenen und silbernen Gefäße mit dem übrigen Kirchenschmuck unter die Erde vergraben, so durchwühlten sie den ganzen Boden der Kirche, und bei dieser Gelegenheit kam der Leichnam des Herzogs Adolph von Geldern wieder ans Tageslicht, der einst an der Spitze der aufrührerischen Genter im Treffen geblieben und in Tournai beigesezt war. Dieser Adolph hatte seinen Vater mit Krieg überzogen und den überwundenen Preis einige Meilen weit barfuß zum Gefängniß geschleppt; ihm selbst aber hatte Karl der Kühne von Burgund Gleiches mit Gleichem vergolten. Jetzt nach einem halben Jahrhundert rächte das Schicksal ein Verbrechen gegen die Natur durch ein andres gegen die Religion; der Fanatismus mußte das Heilige entweihen, um eines Vaternörders Gebeine noch einmal dem Fluch Preis zu geben.

Mit den Silberstürmern aus Tournai verbanden sich andere aus

Balenciennes, um alle Klöster des umliegenden Gebiets zu verwüsten, wobei eine kostbare Bibliothek, an welcher seit vielen Jahrhunderten gesammelt worden, in den Flammen zu Grunde ging. Auch ins Brabantische drang dieses verderbliche Beispiel. Mecheln, Herzogenbusch, Vreda und Bergen op Zoom erlitten das nämliche Schicksal. Nur die Provinzen Namur und Luxemburg nebst einem Theile von Artois und von Hennegau hatten das Glück, sich von diesen Schandthaten rein zu erhalten. In einem Zeitraum von vier oder fünf Tagen waren in Brabant und Flandern allein 400 Kirchen verwüstet.

VI. Abdankung Wilhelms von Oranien.

Schon seit Errichtung des Seusenbundes, merklicher aber noch seit dem Ausbruche der Bilderstürmerei, hatte in den Provinzen der Geist der Widersetzlichkeit und der Trennung unter hohen und niedern Ständen so sehr überhand genommen, hatten sich die Parteien so in einander verwirret, daß die Regentin Mühe hatte, ihre Anhänger und Werkzeuge zu erkennen, und zuletzt kaum mehr mußte, in welchen Händen sie eigentlich war. Das Unterscheidungszeichen der Verdächtigen und Treuen war allmählich verloren gegangen, und die Gränzscheiden zwischen beiden weniger merklich geworden. Durch die Abänderungen, die sie zum Vortheil der Protestanten in den Gesetzen hatte vornehmen müssen und welche meistens nur Nothmittel und Geburten des Augenblicks waren, hatten sie den Gesetzen selbst ihre Bestimmtheit, ihre bindende Kraft genommen und der Willkühr eines jeden, der sie auszulegen hatte, freies Spiel gegeben. So geschah es denn endlich, daß unter der Menge und Mannichfaltigkeit der Auslegungen der Sinn der Gesetze verschwand und der Zweck des Gesetzgebers hintergangen wurde; daß bei dem genauen Zusammenhange, der zwischen Protestanten und Katholiken, zwischen Seusen und Koialisten obwaltete und ihr Interesse nicht selten gemeinschaftlich machte, letztere die Hintertbüre benutzten, die ihnen durch das Schwankende in den Gesetzen offen gelassen war, und der Strenge ihrer Aufträge durch künstliche Distinctionen entwichen. Ihren Gedanken nach war es genug, kein erklärter Rebell, keiner von den Seusen oder Kezern zu seyn, um sich befugt zu glauben — seine Amtspflicht nach Gutbefinden zu modeln und seinem Gehorsam gegen den König die willkürlichsten Gränzen zu setzen.

Ohne dafür verantwortlich zu seyn, waren die Statthalter, die hohen und niedern Beamten, die Stadtoberkeiten und Befehlshaber der Truppen in ihrem Dienste sehr nachlässig geworden und übten im Vertrauen auf diese Straßlosigkeit eine schädliche Indulgenz gegen die Rebellen und ihren Anhang aus, die alle Maasregeln der Regentin unkräftig machte. Diese Unzuverlässigkeit so vieler wichtigen Menschen im Staate hatte die nachtheilige Folge, daß die unruhigen Köpfe auf einen weit stärkern Schutz rechneten, als sie wirklich Ursache dazu hatten, weil sie jeden, der die Partei des Hofes nur laulich nahm, zu der ihrigen zählten. Da dieser Wahn

sie unternehmender machte, so war es nicht viel anders, als wenn er wirklich gegründet gewesen wäre, und die ungewissen Vasallen wurden dadurch beinahe eben so schädlich, als die erklärten Feinde des Königs, ohne daß man sich einer gleichen Schärfe gegen sie hätte bedienen dürfen. Dieß war vorzüglich der Fall mit dem Prinzen von Oranien, dem Grafen von Egmont, von Bergen, von Hoogstraten, von Hoorne und mit mehreren von dem höhern Adel.

Die Statthalterin sah die Nothwendigkeit ein, diese zweideutigen Unterthanen zu einer Erklärung zu bringen, um entweder den Rebellen ihre eingebildete Stütze zu rauben, oder die Feinde des Königs zu entlarven. Dieß war jetzt um so dringender, da sie eine Armee ins Feld stellen mußte und sich gezwungen sah, mehreren unter ihnen Truppen anzuvertrauen. Sie ließ zu dem Ende einen Eid aufsetzen, durch welchen man sich anheischig machte, den römisch-katholischen Glauben befördern, die Bilderstürmer verfolgen und Kezereien aller Art nach bestem Vermögen auszurotten zu helfen. Man verband sich dadurch, jeden Feind des Königs als seinen eigenen zu behandeln, und sich gegen jeden ohne Unterschied, den die Regentin in des Königs Namen benennen würde, gebrauchen zu lassen. Durch diesen Eid hoffte sie nicht sowohl die Gemüther zu erforschen und noch weniger sie zu binden; aber er sollte ihr zu einem rechtlichen Vorwande dienen, die Verdächtigen zu entfernen, ihnen eine Gewalt, die sie mißbrauchen konnten, aus den Händen zu winden, wenn sie sich weigerten, ihn zu schwören, und sie zur Strafe zu ziehen, wenn sie ihn brächen.

Dieser Eid wurde allen Rittern des Bließes, allen hohen und niedern Staatsbedienten, allen Beamten und Oberkeiten, allen Officieren der Armee, allen ohne Unterschied, denen in der Republik etwas anvertraut war, von Seiten des Hofes abgefordert.

Der Graf von Mannsfeld war der Erste, der ihn im Staatsrathe zu Brüssel öffentlich leistete; seinem Beispiele folgte der Herzog von Arschot, der Graf von Egmont, die Grafen von Megen und Barlaumont; Hoogstraten und Hoorne suchten ihn auf eine feine Art abzulehnen. Ersterer war über einen Beweis des Mißtrauens noch empfindlich, den ihm die Regentin vor kurzem bei Gelegenheit seiner Statthalterschaft von Mecheln gegeben. Unter dem Vorwande, daß Mecheln seinen Statthalter nicht länger missen könne, Antwerpen aber der Gegenwart des Grafen nicht weniger bedürftig sey, hatte sie ihm jene Provinz entzogen und an einen andern vergeben, der ihr sicherer war. Hoogstraten erklärte ihr seinen Dank, daß sie ihn einer seiner Würden habe entledigen wollen und setzte hinzu, daß sie seine Verbindlichkeit vollkommen machen würde, wenn sie ihn auch von der andern befreite. Noch immer lebte der Graf von Hoorne, seinem Vorsatze getreu, auf einem seiner Güter in der festen Stadt Weerdt, in gänzlicher Abgeschiedenheit von Geschäften. Weil er aus dem Dienste des Staats heraustraten war und der Republik wie dem Könige nichts mehr schuldig zu seyn

glaubte, so verweigerte er den Eid, den man ihm endlich auch scheint erlassen zu haben.

Dem Grafen von Brederode wurde die Wahl gelassen, entweder den verlangten Eid abzulegen oder sich des Oberbefehls über die Schwadron zu begeben, die ihm anvertraut war. Nach vielen vergeblichen Ausflüchten, die er davon hernahm, daß er kein öffentliches Amt in der Republik bekleide, entschloß er sich endlich zu dem letztern und entging dadurch einem Meineid.

Umsonst hatte man versucht, den Prinzen von Oranien zu diesem Eide zu vermögen, der bei dem Verdacht, der längst auf ihm haftete, mehr als jeder andere dieser Reinigung zu bedürfen schien und wegen der großen Gewalt, die man in seine Hände zu geben gezwungen war, mit dem größten Scheine des Rechts dazu angehalten werden konnte. Gegen ihn konnte man nicht mit der lakonischen Kürze wie gegen einen Brederode oder seines gleichen verfahren, und mit der freiwilligen Verzichtleistung auf alle seine Ämter, wozu er sich erhob, war der Regentin nicht gebient, die wohl voraus sah, wie gefährlich ihr dieser Mann erst alsdann werden würde, wenn er sich unabhängig wissen und seine wahren Gesinnungen durch keinen äußerlichen Anstand und keine Pflicht mehr gebunden glauben würde. Aber bei dem Prinzen von Oranien war es schon seit jener Berathschlagung in Dendermonde unwiderrüflich beschloffen, aus dem Dienst des Königs von Spanien zu treten und bis auf bessere Tage aus dem Lande selbst zu entweichen. Eine sehr niedererschlagende Erfahrung hatte ihn gelehrt, wie unsicher die Hoffnungen sind, die man gezwungen ist, auf den großen Haufen zu gründen, und wie bald dieser vielversprechende Eifer dahin ist, wenn Thaten von ihm gefordert werden. Eine Armee stand im Felde und eine weit stärkere näherte sich, wie er wußte, unter Herzog Alba's Befehlen — die Zeit der Vorstellungen war vorbei, nur an der Spitze eines Heers konnte man hoffen, vortheilhafte Verträge mit der Regentin zu schließen und dem spanischen Feldherrn den Eintritt in das Land zu versagen.

Aber woher dieses Heer nehmen, da ihm das nöthige Geld, die Seele aller Unternehmungen, fehlte, da die Protestanten ihre prahlerischen Versprechungen zurücknahmen und ihn in diesem dringenden Bedürfnis im Stiche ließen?*) Eifersucht und Religionshaß trennten

*) Wie macker der Wille und wie schlecht die Erfüllung war, erhellt unter andern aus folgendem Beispiel. In Amsterdam hatten einige Freunde der Nationalfreiheit, Katholiken sowohl als Lutheraner, feierlich angelobt, den hundertsten Pfennig ihrer Güter in eine Kommunkasse zusammenzuschicken, bis eine Summe von eilftausend Gulden beisammen wäre, die zum Dienst der gemeinen Sache verbraucht werden sollte. Eine Kiste mit einer Spalte im Deckel, und durch drei Schlösser verwahrt, bestimmte man zu Einhebung dieser Gelder. Als man sie nach abgelaufenem Termine eröffnete, entdeckte sich ein Schatz von — 700 Gulden, welche man der Wirkin des Grafen von Brederode auf Abschlag seiner nichtbezahlten Fehde überließ.

noch dazu beide protestantischen Kirchen und arbeiteten jeder heilsamen Vereinigung gegen den gemeinschaftlichen Feind ihres Glaubens entgegen. Die Abneigung der Reformirten vor dem Ausburgischen Bekenntniß hatte alle protestantische Fürsten Deutschlands gegen sie aufgebracht, daß nunmehr auch an den mächtigen Schutz dieses Reichs nicht mehr zu denken war. Mit dem Grafen von Egmont war das treffliche Heer Wallonen verloren, das mit blinder Ergebenheit dem Glück seines Feldherrn folgte, der es bei S. Quintin und Gravelingen siegen gelehrt hatte. Die Gewaltthätigkeiten, welche die Bilderstürmer an Kirchen und Klöstern verübet, hatten die zahlreiche begüterte und mächtige Klasse der katholischen Klerisei von dem Bunde wiederum abgewandt, für den sie vor diesem unglücklichen Zwischenfalle schon zur Hälfte gewonnen war; und dem Bunde selbst wußte die Regentin mit jedem Tage mehrere seiner Mitglieder durch List zu entreißen.

Alle diese Betrachtungen zusammen genommen bewogen den Prinzen, ein Vorhaben, dem der jetzige Zeitlauf nicht hold war, auf eine glücklichere Stunde zurückzulegen und ein Land zu verlassen, wo sein längeres Verweilen nichts mehr gut machen konnte, ihm selbst aber ein gewisses Verderben bereitete. Über die Gesinnungen Philipps gegen ihn konnte er nach so vielen eingezogenen Erkundigungen, so vielen Proben seines Mißtrauens, so vielen Warnungen aus Madrid nicht mehr zweifelhaft seyn. Wäre er es auch gewesen, so würde ihn die fürchtbare Armee, die in Spanien ausgerüstet wurde und nicht den König, wie man fälschlich verbreitete, sondern wie er besser wußte den Herzog von Alba, den Mann, der ihm am meisten widerstand und den er am meisten zu fürchteten Ursache hatte, zum Führer haben sollte, sehr bald aus seiner Ungewißheit gerissen haben. Der Prinz hatte zu tief in Philipps Seele gesehen, um an eine aufrichtige Versöhnung mit diesem Fürsten zu glauben, von dem er einmal gesücht worden war. Auch beurtheilte er sein eigenes Betragen zu richtig, um wie sein Freund Egmont bei dem König auf einen Dank zu rechnen, den er nicht bei ihm gesät hatte. Er konnte also keine andere als feindselige Gesinnungen von ihm erwarten, und die Klugheit rieth ihm an sich dem wirklichen Ausbruche derselben durch eine zeitige Flucht zu entziehen.

Den neuen Eid, den man von ihm forderte, hatte er bis jetzt hartnäckig verweigert und alle schriftlichen Ermahnungen der Regentin waren fruchtlos gewesen. Endlich sandte sie ihren geheimen Sekretair Verti nach Antwerpen zu ihm, der ihm nachdrücklich ins Gewissen reden und alle übeln Folgen zu Gemüthe führen sollte, die ein so rascher Austritt aus dem königlichen Dienste für das Land sowohl als für seinen eigenen guten Namen nach sich ziehen würde. Schon die Verweigerung des verlangten Eides, ließ sie ihm durch ihren Gesandten sagen, habe einen Schatten auf seine Ehre geworfen und der allgemeinen Stimme, die ihn eines Verstandnisses mit den Rebellen bezüchtige, einen Schein von Wahrheit gegeben, den diese gewaltsame Abdankung zur völligen Ge-

wisheit erheben würde. Auch gebühre es nur dem Herrn, seinen Diener zu entlassen, nicht aber dem Diener, seinen Herrn aufzugeben.

Der Geschäftsträger der Regentin fand den Prinzen in seinem Palaste zu Antwerpen schon ganz, wie es schien, dem öffentlichen Dienste abgestorben und in Privatgeschäfte vergraben. Er habe sich geweigert, antwortete er ihm in Hoogstratens Beisehn, den verlangten Eid abzulegen, weil er sich nicht zu entsinnen wisse, daß je ein Antrag von dieser Art an einen Statthalter vor ihm ergangen sey; weil er sich dem Könige schon Einmal für immer verpflichtet habe, durch diesen neuen Eid also stillschweigend eingestehen würde, daß er den ersten gekrochen habe. Er habe sich geweigert ihn abzulegen, weil ein älterer Eid ihm gebiete, die Rechte und Privilegien des Landes zu schützen, er aber nicht wissen könne, ob dieser neue Eid ihm nicht Handlungen auferlege, die jenem ersten entgegen laufen; weil in diesem neuen Eide, der ihm zur Pflicht mache, gegen jeden ohne Unterschied, den man ihn nennen würde, zu dienen, nicht einmal der Kaiser, sein Lehns Herr, ausgenommen sey, den er doch als sein Vasall nicht betriegen dürfe. Er habe sich geweigert, ihn zu leisten, weil ihm dieser Eid auflegen könnte, seine Freunde und Verwandte, seine eigenen Söhne, ja seine Gemahlin selbst, die eine Lutheranerin sei, zur Schachtbank zu führen. Laut dieses Eides würde er sich allem unterziehen müssen, was dem König einfiel, ihm zuzumuthen; aber der König könnte ihm ja Dinge zumuthen, wovor ihm Schaudre, und die Härte, womit man jetzt und immer gegen die Protestanten verfahren, habe schon längst seine Empfindung empört. Dieser Eid widerstreite seinem Menschengefühl, und er könne ihn nicht ablegen. Am Schlusse entfuhr ihm der Name des Herzogs von Alba mit einem Merkmal von Bitterkeit, und gleich darauf schwieg er stille.

Alle diese Einwendungen wurden Punkt für Punkt von Verti beantwortet. Man habe noch keinem Statthalter vor ihm einen solchen Eid abgefordert, weil sich die Provinzen noch niemals in einem ähnlichen Falle befunden. Man verlange diesen Eid nicht, weil die Statthalter den ersten gebrochen, sondern um ihnen jenen ersten Eid lebhafter ins Gedächtniß zu bringen und in dieser dringenden Lage ihre Thätigkeit anzufrischen. Dieser Eid würde ihm nichts auferlegen, was die Rechte und Privilegien des Landes kränke, denn der König habe die Privilegien und Rechte so gut als der Prinz von Oranien beschworen. In diesem Eide sey ja weder von einem Kriege gegen den Kaiser noch gegen irgend einen Fürsten aus des Prinzen Verwandtschaft die Rede, und gerne würde man ihn, wenn er sich ja daran stieße, durch eine eigene Clausul ausdrücklich davon frei sprechen. Mit Aufträgen, die seinem Menschengefühl widerstritten, würde man ihn zu verschonen wissen, und keine Gewalt auf Erden würde ihn nöthigen können, gegen Gattin oder gegen Kinder zu handeln.

Verti wollte nun zu dem letzten Punkte, der den Herzog von

Alba betraf, übergehen, als ihn der Prinz, der diesen Artikel nicht gern beleuchtet haben wollte, unterbrach. Der König würde nach den Niederlanden kommen, sagte er, und er kenne den König. Der König würde es nimmermehr dulden, das Einer von seinen Dienern eine Lutheranerin zur Gemahlin habe, und darum habe er beschloffen, sich mit seiner ganzen Familie freiwillig zu verbannen, ehe er sich diesem Loose aus Zwang unterwerfen müsse. Doch, schloß er, würde er sich, wo er auch sein möge, stets als ein Unterthan des Königs betragen. Man sieht, wie weit der Prinz die Beweggründe zu dieser Flucht herholte, um den einzigen nicht zu berühren, der ihn wirklich dazu bestimmte.

Noch hoffte Verti, von Egmonts Beredsamkeit vielleicht zu erhalten, was er aufgab durch die seinige zu bewirken. Er brachte eine Zusammenkunft mit dem Legtern in Vorschlag (1567), wozu sich der Prinz um so bereitwilliger finden ließ, da er selbst Verlangen trug, seinen Freund Egmont vor seinem Abschiede noch einmal zu umarmen und den Verblendeten um möglich von seinem gewissen Untergange zurückzureißen. Diese merkwürdige Zusammenkunft, die letzte welche zwischen beiden Freunden gehalten wurde, ging in Willebrord, einem Dorfe an der Küpel zwischen Brüssel und Antwerpen, vor sich; mit dem geheimen Sekretair Verti war auch der junge Graf von Mansfeld dabei zugegen.

Die Reformirten, deren letzte Hoffnung auf den Ausschlag dieser Unterredung beruhete, hatten Mittel gefunden, den Inhalt derselben durch einen Spion zu erfahren, der sich in dem Schornsteine des Zimmers versteckt hielt, wo sie vor sich ging. Alle drei bestürmten hier den Entschluß des Prinzen mit vereinigter Beredsamkeit, jedoch ohne ihn zum Wanken zu bringen. „Es wird dir deine Güter kosten, Oranien, wenn du auf diesem Vorsatz bestehst,“ sagte endlich der Prinz von Gaure, indem er ihm seitwärts zu einem Fenster folgte. „Und dir dein Leben, Egmont, wo du den deinigen nicht änderst,“ versetzte jener. „Mir wenigstens wird es Trost seyn in jedem Schicksale, daß ich dem Vaterlande und meinen Freunden mit Rath und That habe nahe seyn wollen in der Stunde der Noth, du wirst Freunde und Vaterland in ein Verderben mit dir hinabziehen.“ Und jetzt ermahnte er ihn noch einmal, dringender als er je vorher gethan, sich einem Volke wieder zu schenken, das sein Arm allein noch zu retten vermöge; wo nicht, um seiner selbst willen wenigstens dem Gemitter auszuweichen, das aus Spanien her gegen ihn im Anzuge sey.

Aber alle noch so lichtvollen Gründe, die eine weitsehende Klugheit ihm an die Hand gab, mit aller Lebendigkeit, mit allem Feuer vorgetragen, das nur immer die zärtliche Bekümmerniß der Freundschaft ihnen einhauchen konnte, vermochten nicht die unglückselige Zuversicht zu zerstören, welche Egmonts guten Verstand noch gebunden hielt. Oranien's Warnung kam aus einer trübflunigen verzagenden Seele; und für Egmont lachte noch die Welt. Herauszutreten aus dem Schooße des Überflusses, des Wohllebens und der

Pracht, worin er zum Jüngling und zum Manne geworden war, von allen den tausendfachen Gemächlichkeiten des Lebens zu scheiden, um derentwillen allein es Werth für ihn besaß, und dies alles, um einem Ubel zu entgehen, das sein leichter Muth noch so weit hinausrißte — nein, das war kein Opfer, das von Egmont zu verlangen war. Aber auch minder weislich, als er war — mit welchem Herzen hätte er eine von langem Glücksstande verzärtelte Fürstentochter, eine liebende Gattin und Kinder, an denen seine Seele hing, mit Entbehrungen bekannt machen sollen, an welchen sein eigener Muth verzagte, die eine erhabene Philosophie allein der Sinnlichkeit abzugewinnen kann.

„Nimmermehr wirst du mich bereden, Dranien, sagte Egmont, die Dinge in diesem trüben Lichte zu sehen, worin sie deiner traurigen Klugheit erscheinen. Wenn ich es erst dahin gebracht haben werde, die öffentlichen Predigten abzustellen, die Bilderstürmer zu züchtigen, die Rebellen zu Boden zu treten und den Provinzen ihre vorige Ruhe wieder zu schenken — was kann der König mir anhaben? Der König ist gütig und gerecht, ich habe mir Ansprüche auf seine Dankbarkeit erworben, und ich darf nicht vergessen, was ich mir selbst schuldig bin.“ „Wohlan,“ rief Dranien mit Unwillen und innerem Leiden, „so wage es denn auf diese königliche Dankbarkeit. Aber mir sagt eine traurige Ahnung — und gebe der Himmel, daß sie mich betrüge! — daß du die Brücke seyn werdest, Egmont, über welche die Spanier in das Land setzen, und die sie abbrechen werden, wenn sie darüber sind.“ Er zog ihn, nachdem er dieses gesagt hatte, mit Innigkeit zu sich, drückte ihn feurig und fest in die Arme. Lange, als wär's für das ganze übrige Leben, hielt er die Augen auf ihn gefest; Thränen entfielen ihm; sie sahen einander nicht wieder.

Gleich den folgenden Tag schrieb Dranien der Regentin den Abschiedsbrief, worin er sie seiner ewigen Achtung versicherte und ihr nochmals anlag, seinen jetzigen Schritt aufs Beste zu deuten; dann ging er mit seinen drei Brüdern und seiner ganzen Familie nach seiner Stadt Breda ab, wo er nur so lange verweilte, als nöthig war um noch einige Privatgeschäfte in Ordnung zu bringen. Sein ältester Prinz, Philipp Wilhelm, allein blieb auf der hohen Schule zu Löwen zurück, weil er ihn unter dem Schutze der brabantischen Freiheiten und den Vorrechten der Akademie hinlänglich sicher glaubte; eine Unvorsichtigkeit, die, wenn sie wirklich nicht absichtlich war, mit dem richtigen Urtheile kaum zu vereinigen ist, das er in so vielen andern Fällen von dem Gemüthscharakter seines Gegners gefällt hatte.

In Breda wandten sich die Häupter der Calvinisten noch einmal mit der Frage an ihn, ob noch Hoffnung für sie wäre, oder ob alles unrettbar verloren sey? — „Er habe ihnen ehemals den Rath gegeben,“ antwortete der Prinz, „und komme jetzt abermals darauf zurück, daß sie dem Augsburgischen Bekenntnisse beitreten sollten, dann wäre ihnen Hülfe aus Deutschland gewiß. Wollten sie sich aber dazu

noch immer nicht verstehen, so sollten sie ihm sechsmaal hunderttausend Gulden schaffen, oder auch mehr, wenn sie könnten.“ — „Das erste,“ erwiederten sie „streite mit ihrer Überzeugung und ihrem Gewissen; zu dem Gelde aber könne vielleicht Rath werden, wenn er sie nur wissen lassen wollte, wozu er solches gebrauchen würde.“ — „Ja,“ rief er mit Verdrusse, „wenn ich das wissen lassen muß, so ist es aus mit dem Gebrauche.“ Sogleich brach er das ganze Gespräch ab und entließ bald darauf die Gesandten. Es wurde ihm vorgeworfen, daß er sein Vermögen verschwendet und seiner drückenden Schulden wegen Neuerungen begünstigt habe; aber er versicherte, daß er noch 60,000 Gulden jährlicher Renten genieße. Doch ließ er sich vor seiner Abreise von den Staaten von Holland noch 20,000 Gulden vorschießen, wofür er ihnen einige Herrschaften verpfändete.

Man konnte sich nicht überreden, daß er so ganz ohne Widerstand der Nothwendigkeit unterlegen und aller fernern Versuche sich begeben habe; aber was er im Stillen mit sich herumtrug, wußte niemand; niemand hatte in seiner Seele gelesen. Es fragten ihn einige, wie er sich ins künftige gegen den König von Spanien zu verhalten gedächte. „Ruhig,“ war seine Antwort, „es sey denn, daß er sich an meiner Ehre oder meinen Gütern vergreife.“ Gleich darauf verließ er die Niederlande, um sich in seiner Geburtsstadt Dillenburg im Nassauischen zur Ruhe zu begeben; viele Hunderte, sowohl von seinen Dienern als Freiwillige, begleiteten ihn nach Deutschland; bald folgten ihm die Grafen von Hoogstraten, von Kulemburg, von Bergen, die lieber eine selbstgewählte Verbannung mit ihm theilen, als einem ungewissen Schicksal leichtsinnig entgegen treten wollten.

Die Nation sah ihren guten Engel mit ihm weichen; viele hatten ihn angebetet, alle hatten ihn verehrt. Mit ihm sank der Protestantentum letzte Stütze; dennoch hofften sie von diesem entflohenen Manne mehr als von allen miteinander, die zurückgeblieben waren. Die Katholiken selbst sahen ihn nicht ohne Schmerz entweichen. Auch für sie hatte er sich der Tyrannei entgegen gestellt; nicht selten hatte er sie gegen ihre eigene Kirche in Schutz genommen; viele unter ihnen hatte er dem blutdürstigen Eifer der Sekten entrißen. Wenig arme Seelen unter den Calvinisten, denen die angetragene Verbindung mit den Augsburgischen Confessionsverwandten ein Argerniß gegeben, feierten mit stillen Dankopfern den Tag, wo der Feind von ihnen gewichen war.

Gleich nach genommenem Abschied von seinem Freunde eilte der Prinz von Gaure nach Brüssel zurück, um an dem Hofe der Regentin die Belohnung für seine Standhaftigkeit in Empfang zu nehmen und dort im Hofgewühl und im Sonnenscheine seines Glücks die wenigen Wolken zu zerstreuen, die Draniens ernste Warnung über sein Gemüth gezogen hatte. Die Flucht des letztern überließ ihm allein jetzt den Schauplatz. Jetzt hatte er in der Republik keinen Nebenbuhler mehr, der seinen Ruhm verbunkelte. Mit gedoppeltem

Eifer fuhr er nunmehr fort, um eine hinfällige Fürstengunst zu haben, über die er doch so weit erhaben war. Ganz Brüssel mußte seine Freude mit ihm theilen. Er stellte prächtige Gastmähler und öffentliche Feste an, denen die Regentin selbst öfters beistand, um jede Spur des Mißtrauens aus seiner Seele zu vertilgen. Nicht zufrieden, den verlangten Eid abgelegt zu haben, that er es den Andächtigen an Andacht, an Eifer den Eifrigsten zuvor, den protestantischen Glauben zu vertilgen und die widerspenstigen Städte Flanderns durch die Waffen zu unterwerfen. Dem Grafen von Hoogstraten, seinem alten Freund, wie auch dem ganzen Überrest der Geusen, kündigte er auf ewig seine Freundschaft auf, wenn sie sich länger bedenken würden, in den Schooß der Kirche zurückzutreten und sich mit ihrem König zu versöhnen. Alle vertrauten Briefe, welche beide Theile von einander in Händen hatten, wurden ausgewechselt und der Bruch zwischen beiden durch diesen letztern Schritt unheilbar und öffentlich gemacht.

Egmonts Abfall und die Flucht des Prinzen von Oranien zerstörte die letzte Hoffnung der Protestanten und löste den ganzen Geusenbund auf.

VII. Alba's Zug nach den Niederlanden.

Am 5 Mai 1567 ging der Herzog mit 30 Galeeren, die Andreas Doria und Herzog Kosmus von Florenz dazu hergeschafft hatten, zu Karthago unter Segel und landete innerhalb acht Tagen in Genua, wo er die für ihn bestimmten vier Regimenter in Empfang nahm. Aber ein dreitägiges Fieber, wovon er gleich nach seiner Ankunft ergriffen wurde, nöthigte ihn einige Tage untätig in der Lombardei zu liegen, eine Verzögerung, welche von den benachbarten Mächten zu ihrer Vertheidigung benutzt wurde. Sobald er sich wieder hergestellt sah, hielt er bei der Stadt Asti in Montferrat eine Heerschau über alle seine Truppen, die tapferer als zahlreich waren und nicht viel über 10,000 Mann, Reiterei und Fußvolk, betrug. Er wollte sich auf einem so langen und gefährlichen Zug nicht mit unnützem Troß beschweren, der nur seinen Marsch verzögerte und die Schwierigkeiten des Unterhalts vermehrte; diese zehntausend Veteranen sollten gleichsam nur der feste Kern einer größern Armee seyn, die er nach Maßgabe der Umstände und der Zeit in den Niederlanden selbst leicht würde zusammenziehen können.

Aber so klein dieses Heer war, so außerlesen war es. Es bestand aus den Überresten jener siegreichen Legionen, an deren Spitze Karl V Europa zittern gemacht hatte; mordlustige undurchbrechliche Schaa-ren, in denen der alte macedonische Phalanx wieder auferstanden, rasch und gelenkig durch eine lang geübte Kunst, gegen alle Elemente gehärtet, auf das Glück ihres Führers stolz und led durch eine lange Erfahrung von Siegen, fürchterlich durch Ungebundenheit, fürchterlicher noch durch Ordnung, mit allen Begierden des wärmeren Himmels auf ein mildes gesegnetes Land losgelassen, und unerbittlich gegen einen Feind, den die Kirche verfluchte. Dieser fanatischen Nordbe-

ger, diesem Ruhmburst und angestammten Muth kam eine rohe Sinnlichkeit zu Hilfe, das stärkste und zuverlässigste Band, an welchem der spanische Heerführer diese rohen Banden führte. Mit absichtlicher Indulgenz ließ er Schwelgerei und Wollust unter dem Heere einreißen. Unter seinem stillschweigenden Schutze zogen italienische Freudenmädchen hinter den Fahnen her; selbst auf dem Zuge über den Appennin, wo die Kostbarkeit des Lebensunterhalts ihn nöthigte, seine Armee auf die möglich kleinste Zahl einzuschränken, wollte er lieber einige Regimenter weniger haben, als diese Werkzeuge der Wollust dahinter lassen. Aber so sehr er von der einen Seite die Sitten seiner Soldaten aufzulösen beflissen war, so sehr presste er sie von der andern durch eine übertriebene Mannszucht wieder zusammen, wovon nur der Sieg eine Ausnahme machte und die Schlacht eine Erleichterung war.

Nach geschעהener Musterung rückte die Armee, in drei Haufen vertheilt, über den Berg Genis, desselben Weges, den achtzehn Jahrhunderte vorher Hannibal soll gegangen seyn. Der Herzog selbst führte den Vortrab, Ferdinand von Toledo, dem er den Obersten Lodogno an die Seite gab, das Mittel, und den Nachtrab der Marquis von Cetona. Voran schickte er den Proviantmeister Franz von Ibarra nebst dem General Serbellon, der Armees Bahn zu machen und den Mundvorrath in den Standquartieren bereit zu halten. Wo der Vortrab des Morgens aufbrach, rückte Abends das Mittel ein, welches am folgenden Tage dem Nachtrabe wieder Platz machte.

So durchwanderte das Kriegsheer in mäßigen Tagereisen die savoyischen Alpen, und mit dem vierzehnten Marsch war dieser gefährliche Durchgang vollendet. Eine beobachtende französische Armee begleitete es seitwärts längs der Gränze von Dauphiné und dem Laufe der Rhone, und zur Rechten die allirte Armee der Genfer, an denen es in einer Nähe von sieben Meilen vorbei kam; beide Heere ganz untätig und nur darauf bedacht, ihre Gränze zu decken. Wie es auf den steilen abschüssigen Felsen bergauf und bergunter klimmte, über die reißende Fier setzte, oder sich Mann für Mann durch enge Felsenbrücke wand, hätte eine Handvoll Menschen hingereicht, seinen ganzen Marsch aufzuhalten und es rückwärts ins Gebirge zu treiben. Hier aber war es ohne Rettung verloren, weil auf jeglichem Lagerplatz immer nur auf einen einzigen Tag und für ein einziges Drittheil Proviant bestellt war. Aber eine unnatürliche Ehrfurcht und Furcht vor dem spanischen Namen schien die Augen der Feinde gebunden zu haben, daß sie ihren Vortheil nicht wahrnahmen, oder es wenigstens nicht wagten, ihn zu benutzen.

Um sie ja nicht daran zu erinnern, eilte der spanische Feldherr, sich mit möglichster Stille durch diesen gefährlichen Paß zu stehlen, überzeugt, daß es um ihn geschehen seyn würde, sobald er beleidigte; während des ganzen Marsches wurde die strengste Mannszucht beobachtet, nicht eine einzige Bauernhütte, nicht ein einziger Acker litt

Gewalt*), und nie ist vielleicht seit Menschengedenken eine so zahlreiche Armee einen so weiten Weg in so trefflicher Ordnung geführt worden. Ein schrecklicher Glückstern leitete dieses zum Mord gesandte Heer wohlbehalten durch alle Gefahren, und schwer dürfte es zu bestimmen seyn, ob die Klugheit seines Führers oder die Verblendung seiner Feinde mehr unsere Verwunderung verdienen.

In der Franche Comté stießen vier neugeworbene Geschwader burgundischer Reiter zu der Hauptarmee, und drei deutsche Regimenter Fußvoll in Luxemburg, welche die Grafen von Eberstein, Schauenburg und Lobrona dem Herzoge zuführten. Aus Thionville, wo er einige Tage rastete, ließ er die Oberstatthalterin durch Franz von Barra begrüßen, dem zugleich aufgetragen war, wegen Einquartierung der Truppen Abrede mit ihr zu nehmen. Von ihrer Seite erschienen Noirkarnes und Barlaimont im spanischen Lager, dem Herzog zu seiner Ankunft Glück zu wünschen und ihm die gewöhnlichen Ehrenbezeugungen zu erweisen. Zugleich mußten sie ihm die königliche Vollmacht abfordern, die er ihnen aber nur zum Theil vorzeigte.

Ihnen folgten ganze Schaaren aus dem flämischen Adel, die nicht genug eilen zu können glaubten, die Gunst des neuen Statthalters zu gewinnen, oder eine Rache, die gegen sie im Anzug war, durch eine zeitige Unterwerfung zu versöhnen. Als unter diesen auch der Graf von Egmont herannahte, zeigte ihn Herzog Alba den Umstehenden. „Es kommt ein großer Keger“, rief er laut genug, daß Egmont es hörte, der bei diesen Worten betreten stille stand und die Farbe veränderte. Als aber der Herzog, seine Unbesonnenheit zu verbessern, mit erheitertem Gesicht auf ihn zuging und ihn mit einer Umarmung freundlich begrüßte, schämte sich der Flamänder seiner Furcht und spottete dieses warnenden Winks durch eine leichtsinnige Deutung. Er bestellte diese neue Freundschaft mit einem Geschenk von zwei trefflichen Pferden, das mit herablassender Grandezza empfangen ward.

Auf die Versicherung der Regentin, daß die Provinzen einer vollkommenen Ruhe genössen und von keiner Seite Widersezung zu fürchten sey, ließ der Herzog einige deutsche Regimenter, die bis jetzt Wartgeld gezogen, auseinander gehen. 3600 Mann wurden unter Lobrona's Befehlen in Antwerpen einquartieret, woraus die Wallonische Garnison, der man nicht recht traute, sogleich abziehen mußte; eine verhältnißmäßig starke Besatzung warf man in Gent und in andere wichtige Plätze. Alba selbst rückte mit der mailän-

dischen Brigade nach Brüssel vor, wohin ihn ein glänzendes Gefolge vom ersten Adel des Landes begleitete.

Hier, wie in allen übrigen Städten der Niederlande, waren ihm Angst und Schrecken vorangeit, und wer sich nur irgend einer Schuld bewußt war, oder wer sich auch keiner bewußt war, sah diesem Einzug mit einer Bangigkeit wie dem Anbruch eines Gerichtstages entgegen. Wer nur irgend von Familie, Gütern und Vaterland sich losreißen konnte, floh oder war geflohen. Die Annäherung der spanischen Armee hatte die Provinzen nach der Oberstatthalterin eigenem Bericht schon um hunderttausend Viltger entvölkert, und diese allgemeine Flucht dauerte noch unausgesetzt fort.

Aber die Ankunft des spanischen Generals konnte den Niederländern nicht verhaßter seyn, als sie der Regentin kränkend und niedererschlagend war. Endlich nach vielen sorgenvollen Jahren hatte sie angefangen die Süßigkeiten der Ruhe und einer unbestrittenen Herrschaft zu kosten, die das ersehnte Ziel ihrer achtjährigen Verwaltung gewesen und bisher immer ein eitler Wunsch geblieben war. Diese Frucht ihres ängstlichen Fleißes, ihrer Sorgen und Nachtwachen sollte ihr jetzt durch einen Fremdling entrisen werden, der, auf einmal in den Besitz aller Vortheile gesetzt, die sie den Umständen nur mit langamer Kunst abgewinnen konnte, den Preis der Schnelligkeit leicht über sie davon tragen und mit rascheren Erfolgen über ihr gründliches aber weniger schimmerndes Verdienst triumphiren würde. Seit dem Abzuge des Ministers Granvella hatte sie den ganzen Reiz der Unabhängigkeit gekostet, und die schmeichlerische Huldigung des Adels, der ihr den Schein der Herrschaft destomehr zu genießen gab, jemehr er ihr von dem Wesen derselben entzog, hatte ihre Eitelkeit allmählig zu einem solchen Grade verwöhnt, daß sie endlich auch ihren redlichsten Diener, den Staatsrath Viglius, der nichts als Wahrheit für sie hatte, durch Kälte von sich entfremdete. Jetzt sollte ihr auf einmal ein Aufseher ihrer Handlungen, ein Theilhaber ihrer Gewalt an die Seite gesetzt, wo nicht gar ein Herr aufgedrungen werden, von dessen stolzem störrigem und gebieterischem Geiste, den keine Hoffprache milderte, ihrer Eigenliebe die tödtlichsten Kränkungen bevorstanden.

Vergebens hatte sie, um seine Ankunft zu hintertreiben, alle Gründe der Staatskunst aufgebaten, dem Könige vorstellen lassen und vorgestellt, daß der gänzliche Ruin des niederländischen Handels die unausbleibliche Folge dieser spanischen Einquartierung sein würde; vergebens hatte sie sich auf den bereits wieder hergestellten Frieden des Landes und auf ihre eigenen Verdienste um diesen Frieden berufen, die sie zu einem bessern Danke berechtigten, als die Früchte ihrer Bemühungen einem fremden Ankömmling abzutreten und alles von ihr gestiftete Gute durch ein entgegengefügtes Verfahren wieder vernichtet zu sehen. Selbst nachdem der Herzog schon den Berg Genis herüber war, hatte sie noch einen Versuch gemacht, ihn wenigstens zu einer Verminderung seines Heers zu bewegen, aber auch diesen fruchtlos wie alle vorigen, weil sich der Herzog auf seinen Auftrag stützte.

*) Einmal nur wagten es drei Reiter am Eingang von Lothringen, einige Hämmel aus einer Heerde wegzutreiben, wovon der Herzog nicht sobald Nachricht bekam, als er dem Eigenthümer das Geraubte wieder zurückschickte und die Thäter zum Strange verurtheilte. Dieses Urtheil wurde auf die Fürbitte des Lothringischen Generals, der ihn an der Gränze zu begrüßen gekommen war, nur an Einem von den dreien vollzogen, den das Loos auf der Trommel traf.

Mit dem empfindlichsten Verbrusse sah sie jetzt seiner Annäherung entgegen, und Thränen gekränkter Eigenliebe mischten sich unter die, welche sie dem Vaterlande weinte.

Der 22 August 1567 war der Tag, an welchem der Herzog Alba an den Thoren von Brüssel erschien. Sein Herr wurde sogleich in den Vorstädten in Besatzung gelegt und er selbst ließ sein erstes Geschäft seyn, gegen die Schwester seines Königs die Pflicht der Ehrerbietung zu beobachten. Sie empfing ihn als eine Kranke, entweder weil die erlittene Kränkung sie wirklich so sehr angegriffen hatte, oder wahrscheinlicher weil sie dieses Mittel erwählte, seinem Hochmuth weh zu thun und seinen Triumph in etwas zu schmälern. Er übergab ihr Briefe vom Könige, die er aus Spanien für sie mitgebracht, und legte ihr eine Abschrift seiner eigenen Bestallung vor, worin ihm der Oberbefehl über die ganze niederländische Kriegsmacht übergeben war, der Regentin also, wie es schien, die Verwaltung der bürgerlichen Dinge nach wie vor anheim gestellt blieb.

Sobald er sich aber mit ihr allein sah, brachte er eine neue Kommission zum Vorschein, die von der vorhergehenden ganz verschieden lautete. Zufolge dieser neuen Kommission war ihm Macht verliehen, nach eigenem Gutdünken Krieg zu führen, Festungen zu bauen, die Statthalter der Provinzen, die Befehlshaber der Städte und die übrigen königlichen Beamten nach Gefallen zu ernennen und abzusetzen, über die vergangenen Unruhen Nachforschung zu thun, ihre Urheber zu bestrafen und die Treugebliebenen zu belohnen. Eine Vollmacht von diesem Umfange, die ihn beinahe einem Souverain gleich machte und diejenige weit übertraf, womit sie selbst versehen worden war, bestürzte die Regentin aufs äußerste, und es ward ihr schwer, ihre Empfindlichkeit zu verbergen. Sie fragte den Herzog, ob er nicht vielleicht noch eine dritte Kommission oder besondere Befehle im Rückhalte hätte, die noch weiter gingen und bestimmter abgefaßt wären, welches er nicht un deutlich bejahete aber dabei zu erkennen gab, daß es für heute zu weitläufig seyn dürfte und nach Zeit und Gelegenheit besser würde gesehen können.

Gleich in den ersten Tagen seiner Ankunft ließ er den Rathsversammlungen und Ständen eine Kopie jener ersten Instruktion vorlegen und beförderte sie zum Druck, um sie schneller in jedermanns Hände zu bringen. Weil die Statthalterin den Ballast inne hatte, bezog er einstweilen das Ruilemburgische Haus, dasselbe, worin die Geusenverbrüderung ihren Namen empfangen hatte und vor welchem jetzt durch einen wunderbaren Wechsel der Dinge die spanische Tirannei ihre Zeichen aufspflanzte.

Eine todte Stille herrschte jetzt in Brüssel, die nur zuweilen das ungewohnte Geräusch der Waffen unterbrach. Der Herzog war wenige Stunden in der Stadt, als sich seine Begleiter gleich losgelassenen Spürhunden nach allen Gegenden zerstreuten. Überall fremde Gesichter, menschenleere Straßen, alle Häuser verriegelt,

alle Spiele eingestellt, alle öffentlichen Plätze verlassen, die ganze Residenz wie eine Landschaft, welche die Pest hinter sich liegen ließ. Ohne wie sonst gesprächig beisammen zu verweilen, eilten Bekannte an Bekannten vorüber, man förderte seine Schritte, sobald ein Spanier in den Straßen erschien. Jedes Geräusch jagte Schrecken ein, als pochte schon ein Gerichtsdiener an der Pforte; der Adel hielt sich bang erwartend in seinen Häusern, man vermied sich öffentlich zu zeigen, um dem Gedächtniß des neuen Statthalters nicht zu Hülfe zu kommen. Beide Nationen schienen ihren Charakter umgetauscht zu haben, der Spanier war jetzt der Rebellige und der Brabanter der Stumme; Mißtrauen und Furcht hatten den Geist des Muthwillens und der Fröhlichkeit verschleucht, eine gezwungene Gravität sogar das Minenspiel gebunden. Jede nächste Minute fürchtete man den niederfallenden Streich. Seitdem die Stadt den spanischen Heerführer in ihren Mauern hatte, erging es ihr wie einem, der einen Giftbecher ausgeleert und mit bebender Angst jetzt und jetzt die tödtliche Wirkung erwartet.

Diese allgemeine Spannung der Gemüther hieß den Herzog zur Vollstreckung seiner Anschläge eilen, ehe man ihnen durch eine zeitige Flucht zuvorkäme. Sein erstes mußte seyn, sich der verdächtigsten Großen zu versichern, um der Faktion für ein und allemal ihre Häupter, und dem Volke, dessen Freiheit unterdrückt werden sollte, seine Stützen zu entreißen. Durch eine verstellte Freundlichkeit war es ihm gelungen, ihre erste Furcht einzuschläfern und den Grafen von Egmont besonders in seine ganze vorige Sicherheit zurück zu werfen, wobei er sich auf eine geschickte Art seiner Söhne, Ferdinand und Friedrich Toledo, bediente, deren Geselligkeit und Jugend sich leichter mit dem flämischen Charakter vermischten. Durch dieses kluge Betragen erlangte er, daß auch der Graf von Hoorne, der es bis jetzt für rathsamer gehalten, den ersten Begrüßungen von weitem zuzusehen von dem guten Glücke seines Freundes versührt, nach Brüssel gelockt wurde. Das Ruilemburgische Haus war unaussprechlich von einer zahlreichen Welt belagert, die sich dort um die Person des neuen Statthalters herumdrängte und auf einem Gesicht, das Furcht und Unruhe spannten, eine geborgte Munterkeit schimmern ließ; Egmont besonders gab sich das Ansehen, mit leichtem Muth in diesem Hause aus- und einzugehen, bewirthete die Söhne des Herzogs und ließ sich wieder von ihnen bewirtheten.

Mittlerweile überlegte der Herzog, daß eine so schöne Gelegenheit zu Vollstreckung seines Anschlags nicht zum zweitenmale wiederkommen dürfte und eine einzige Unvorsichtigkeit genug sey, diese Sicherheit zu zerstören, die ihm beide Schlachtopfer von selbst in die Hände lieferte; doch sollte auch noch Hoogstraten als der dritte Mann in derselben Schlinge gefangen werden, den er deswegen unter einem scheinbaren Vorwande von Geschäften nach der Hauptstadt rief. Zu der nämlichen Zeit, wo er selbst sich in Brüssel der drei Grafen versichern wollte, sollte der Oberste von Lodrona in Antwerpen den Bürgermeister Strahlen, einen genauen Freund des Prinzen von

Dranien und der im Verdacht war, die Calvinisten begünstigt zu haben, ein anderer den geheimen Sekretair und Edelmann des Grafen von Egmont, Johann Casembrot von Vederzeel, zugleich mit einigen Schreibern des Grafen von Hoorne in Verhaft nehmen und sich ihrer Papiere bemächtigen.

Als der Tag erschienen, der zur Ausführung dieses Anschlags bestimmt war, ließ er alle Staatsräthe und Ritter, als ob er sich über die Staatsangelegenheiten mit ihnen besprechen müßte, zu sich entbieten, bei welcher Gelegenheit von Seiten der Niederländer der Herzog von Arschot, die Grafen von Mansfeld, der von Barlaimont, von Aremberg, und von spanischer Seite, außer den Söhnen des Herzogs, Vitelli, Serbellon und Barra zugegen waren. Dem jungen Grafen von Mansfeld, der gleichfalls bei dieser Versammlung erschien, winkte sein Vater, daß er sich eiligst wieder unsichtbar machte und durch eine schnelle Flucht dem Verderben entging, das über ihn, als einen ehemaligen Theilhaber des Heusenbundes, verhängt war. Der Herzog suchte die Berathschlagung mit Fleiß in die Länge zu ziehen, um die Kouriere aus Antwerpen zuvor abzuwarten, die ihm von der Verhaftnehmung der Übrigen Nachricht bringen sollten. Um dieses mit desto weniger Verdacht zu thun, mußte der Kriegsbaumeister Paciotto bei der Berathschlagung mit zugegen seyn und ihm die Misse zu einigen Festungen vorlegen.

Endlich ward ihm hinterbracht, daß Lodrona's Anschlag glücklich von Statten gegangen sey, worauf er die Unterredung mit guter Art abbrach und die Staatsräthe von sich ließ. Und nun wollte sich Graf Egmont nach den Zimmern Don Ferdinands begeben, um ein angefangenes Spiel mit ihm fortzusetzen, als ihm der Hauptmann von der Leibwache des Herzogs, Sancho von Avila, in den Weg trat und im Namen des Königs den Degen abforderte. Zugleich sah er sich von einer Schaar spanischer Soldaten umringt, die der Abrede gemäß plötzlich aus dem Hintergrunde hervortraten. Dieser höchst unerwartete Streich griff ihn so heftig an, daß er auf einige Augenblicke Sprache und Besinnung verlor; doch faßte er sich bald wieder und nahm seinen Degen mit gelafnem Anstand von der Seite. „Dieser Stahl“, sagte er, indem er ihn in des Spaniers Hände gab, „hat die Sache des Königs schon einigemal nicht ohne Glück vertheidigt.“ Zur nämlichen Zeit bemächtigte sich ein anderer spanischer Officier des Grafen von Hoorne, der ohne Ahndung der Gefahr so eben nach Hause kehren wollte. Hoornens erste Frage war nach Graf Egmont. Als man ihm antwortete, daß seinem Freunde in eben dem Augenblicke dasselbe begegne, ergab er sich ohne Widerstand. „Von ihm hab ich mich leiten lassen“, rief er aus, „es ist billig, daß ich Ein Schicksal mit ihm theile.“ Beide Grafen wurden in verschiedenen Zimmern in Verwahrung gebracht.

Indem dieses innen vorging, war die ganze Garnison ausgerückt und stand vor dem Ruilemburgischen Hause unter dem Gewehre. Niemand wußte, was drinnen vorgegangen war, ein geheimnißvolles

Schrecken durchlief ganz Brüssel, bis endlich das Gerücht diese unglückliche Begebenheit verbreitete. Sie ergriff alle Einwohner, als ob sie jedem unter ihnen selbst widerfahren wäre; bei vielen überwog der Unwille über Egmonts Verblendung das Mitleid mit seinem Schicksal, alle frohlockten, daß Dranien entronnen sey. Auch soll die erste Frage des Kardinals Granvella, als man ihm in Rom diese Botschaft brachte, gewesen seyn, ob man den Schweigenden auch habe. Da man ihm dieses verneinte, schüttelte er den Kopf: „Man hat also gar nichts, sagte er, weil man den Schweigenden entwischt ließ.“ Besser meinte es das Schicksal mit dem Grafen von Hoogstraten, den das Gerücht dieses Vorfalls unterwegs nach Brüssel noch erreichte, weil er Krankheitshalber war genöthigt worden langsamer zu reisen. Er kehrte eilends um und entrannt glücklich dem Verderben.

Gleich nach seiner Gefangennehmung wurde dem Grafen von Egmont ein Handschreiben an den Befehlshaber der Citabelle von Gent abgedrungen, worin er diesem anbefohlen mußte, dem spanischen Obristen Alphons von Alcoa die Festung zu übergeben. Beide Grafen wurden alsdann, nachdem sie einige Wochen lang in Brüssel, jeder an einem besondern Orte, gefangen gesessen, unter einer Bedeckung von 3000 spanischen Soldaten nach Gent abgeführt, wo sie weit in das folgende Jahr hinein in Verwahrung blieben. Zugleich hatte man sich aller ihrer Brieffschaften bemächtigt. Viele aus dem ersten Adel, die sich von der verstellten Freundlichkeit des Herzogs von Alba hatten behörden lassen zu bleiben, erlitten das nämliche Schicksal; und an denjenigen, welche bereits vor des Herzogs Ankunft mit den Waffen in der Hand gefangen worden, wurde nunmehr ohne längern Aufschub das letzte Urtheil vollzogen.

Auf das Gerücht von Egmonts Verhaftung ergriffen abermals gegen 20,000 Einwohner den Wanderstab, außer den 100,000, die sich bereits in Sicherheit gebracht und die Ankunft des spanischen Feldherrn nicht hatten erwarten wollen. Niemand schätzte sich mehr sicher, nachdem sogar auf ein so edles Leben ein Angriff geschehen war, aber viele fanden Ursache, es zu bereuen, daß sie diesen heilsamen Entschluß so weit hinausgeschoben hatten, denn mit jedem Tage wurde ihnen die Flucht schwerer gemacht, weil der Herzog alle Häfen sperren ließ und auf die Wanderung Todesstrafe setzte. Jetzt pries man die Bettler glücklich, welche Vaterland und Güter im Stich gelassen, um nichts als Athem und Freiheit zu retten.

VIII. Prozeß und Hinrichtung der Grafen von Egmont und von Hoorne.

Beide Grafen wurden einige Wochen nach ihrer Verhaftung unter einer Eskorte von 3000 spanischen Soldaten nach Gent geschafft, wo sie länger als acht Monate in der Citabelle verwahrt wurden. Ihr Prozeß wurde in aller Form von dem Rath der Zwölfe, den der Herzog zu Untersuchungen über die vergangenen Unruhen in

Brüssel niedergesetzt hatte vorgenommen und der Generalprokurator, Johann du Bois, mußte die Anklage aufsetzen.

Die, welche gegen Egmont gerichtet war, enthielt neunzig verschiedene Klagepunkte, und sechzig die andere, welche den Grafen von Hoorne anging. Es würde zu weitläufig seyn, sie hier anzuführen. Jede noch so unschuldige Handlung, jede Unterlassung wurde aus dem Gesichtspunkte betrachtet, den man gleich im Eingange festgesetzt hatte, daß beide Grafen, in Verbindung mit dem Prinzen von Oranien, getrachtet haben sollten, das königliche Ansehen in den Niederlanden über den Haufen zu werfen und sich selbst die Regierung des Landes in die Hände zu spielen. Granvella's Vertreibung, Egmont's Absendung nach Madrid, die Konföderation der Genssen, die Bewilligungen, welche sie in ihren Statthalterschaften den Protestanten ertheilt — alles dieses mußte nun in Hinsicht auf jenen Plan gesehen seyn, alles Zusammenhang haben. Die nichtsbedeutendsten Kleinigkeiten wurden dadurch wichtig, und eine vergiftete die andre. Nachdem man zur Vorfrage die meisten Artikel schon einzeln als Verbrechen beleidigter Majestät behandelt hatte, so konnte man um so leichter aus allen zusammen dieses Urtheil herausbringen.

Jedem der beiden Gefangenen wurde die Anklage zugesandt, mit dem Bedenten, binnen fünf Tagen darauf zu antworten. Nachdem sie dieses gethan, erlaubte man ihnen Defensoren und Prokuratoren anzunehmen, denen freier Zutritt zu ihnen verstattet wurde. Da sie des Verbrechens der beleidigten Majestät angeklagt waren, so war es keinem ihrer Freunde erlaubt, sie zu sehen. Graf Egmont bediente sich eines Herrn von Landas und einiger geschickten Rechtsgelahrten aus Brüssel. Ihr erster Schritt war, gegen das Gericht zu protestiren, das über sie sprechen sollte, da sie als Ritter des goldenen Vlieses nur von dem König selbst, als dem Großmeister dieses Ordens, gerichtet werden könnten. Aber diese Protestation wurde verworfen und darauf gebrungen, daß sie ihre Zeugen vorbringen sollten, widrigenfalls man in contumaciam gegen sie fortfahren würde. Egmont hatte auf 82 Punkte mit den befriedigendsten Gründen geantwortet; auch der Graf von Hoorne beantwortete seine Anklage Punkt für Punkt. Klageschrift und Rechtfertigung sind noch vorhanden; jedes unbefangene Tribunal würde sie auf eine solche Vertheidigung frei gesprochen haben. Der Fiskal drang auf ihre Zeugnisse, und Herzog Alba ließ wiederholte Dekrete an sie ergehen, damit zu eilen. Sie zögerten von einer Woche zur andern, indem sie ihre Protestationen gegen die Unrechtmäßigkeit des Gerichts erneuerten. Endlich setzte ihnen der Herzog noch einen Termin von neun Tagen, ihre Zeugnisse vorzubringen; nachdem sie auch diese hatten verstreichen lassen, wurden sie für überwiesen und aller Vertheidigung verlustig erklärt.

Während daß dieser Prozeß betrieben wurde, verhielten sich die Verwandten und Freunde der beiden Grafen nicht müßig. Egmont's Gemalin, eine geborne Herzogin von Baiern, wandte sich mit Witt-

schriften an die deutschen Reichsfürsten, an den Kaiser, an den König von Spanien; so auch die Gräfin von Hoorne, die Mutter des Gefangenen, die mit den ersten fürstlichen Familien Deutschlands in Freundschaft oder Verwandtschaft stand. Alle protestirten laut gegen dieses gesetzwidrige Verfahren und wollten die deutsche Reichsfreiheit, worauf der Graf von Hoorne als Reichsgraf noch besondern Anspruch machte, die niederländische Freiheit und die Privilegien des Ordens vom goldenen Vliese dagegen geltend machen. Die Gräfin von Egmont brachte fast alle Höfe für ihren Gemahl in Bewegung; der König von Spanien und sein Statthalter wurden von Intercessionen belagert, die von einem zum andern gewiesen und von beiden verspottet wurden. Die Gräfin von Hoorne sammelte von allen Rittern des Vlieses aus Spanien, Deutschland, Italien Certifikate zusammen, die Privilegien des Ordens dadurch zu erweisen. Alba wies sie zurück, indem er erklärte, daß sie in dem jetzigen Falle keine Kraft hätten. „Die Verbrechen, deren man die Grafen beschuldige, seyen in An-
„gelegenen der niederländischen Provinzen begangen und er, der
„Herzog, von dem Könige über alle niederländische Angelegenheiten
„zum alleinigen Richter gesetzt.“

Vier Monate hatte man dem Fiskal zu seiner Klageschrift eingeräumt, und fünf wurden den beiden Grafen zu ihrer Vertheidigung gegeben. Aber anstatt Zeit und Mühe durch Herbeischaffung ihrer Zeugnisse, die ihnen wenig genützt haben würden, zu verlieren, verloren sie sie lieber durch Protestationen gegen ihre Richter, die ihnen noch weniger nützten. Durch jene hätten sie doch wahrscheinlich das letzte Urtheil verzögert, und in der Zeit, die sie dadurch gewonnen, hätten die kräftigen Verwendungen ihrer Freunde vielleicht doch noch von Wirkung seyn können; durch ihr hartnäckiges Beharren auf Verwerfung des Gerichts gaben sie dem Herzog die Gelegenheit an die Hand, den Prozeß zu verkürzen. Nach Ablauf des letzten äußersten Termins, am 1sten Junius 1568, erklärte sie der Rath der Zwölfe für schuldig, und am 4ten dieses Monats folgte das letzte Urtheil gegen sie.

Die Hinrichtung von 25 edeln Niederländern, welche binnen drei Tagen auf dem Markte zu Brüssel enthauptet wurden, war das schreckliche Vorspiel von dem Schicksal, welches beide Grafen erwartete. Johann Casembrot von Bederzeel, Sekretair bei dem Grafen von Egmont, war einer dieser Unglücklichen, welcher für seine Treue gegen seinen Herrn, die er auch auf der Folter standhaft behauptete, und für seinen Eifer im Dienste des Königs, den er gegen die Wilderstürmer bewiesen, diesen Lohn erhielt. Die übrigen waren entweder bei dem geistlichen Aufstande mit den Waffen in der Hand gefangen, oder wegen ihres ehemaligen Antheils an der Wittschrift des Abels als Hochverräther eingezogen und verurtheilt worden.

Der Herzog hatte Ursache, mit Vollstreckung der Sentenz zu eilen. Graf Ludwig von Nassau hatte dem Grafen von Artemberg bei dem Kloster Heiligerlee in Gröningen ein Treffen geliefert und das Glück gehabt, ihn zu überwinden. Gleich nach dem Siege war

er vor Gröningen gerückt, welches er belagert hielt. Das Glück seiner Waffen hatte den Muth seines Anhangs erhoben, und der Prinz von Oranien, sein Bruder, war mit einem Heere nahe, ihn zu unterstützen. Alles dieß machte die Gegenwart des Herzogs in diesen entlegenen Provinzen nothwendig; aber ehe das Schicksal zweier so wichtigen Gefangenen entschieden war, durfte er es nicht wagen, Brüssel zu verlassen. Die ganze Nation war ihnen mit einer enthusiastischen Ergebenheit zugethan, die durch ihr unglückliches Schicksal nicht wenig vermehrt ward. Auch der streng katholische Theil gönnte dem Herzog den Triumph nicht, zwei so wichtige Männer zu unterdrücken. Ein einziger Vortheil, den die Waffen der Rebellen über ihn trugen, oder auch nur das bloße erdichtete Gerücht davon in Brüssel, war genug, eine Revolution in dieser Stadt zu bewirken, wodurch beide Grafen in Freiheit gesetzt wurden.

Dazu kam, daß der Bittschriften und Intercessionen, die von Seiten der deutschen Reichsfürsten bei ihm sowohl als bei dem König in Spanien einliefen, täglich mehr wurden, ja daß Kaiser Maximilian II selbst der Gräfin von Egmont versichern ließ: „sie habe für das Leben ihres Gemals nichts zu besorgen“, welche wichtige Wendungen den König endlich doch zum Vortheil der Gefangenen umstimmen konnten. Ja, der König konnte vielleicht, im Vertrauen auf die Schnelligkeit seines Statthalters, den Vorstellungen so vieler Fürsten zum Schein nachgeben und das Todesurtheil gegen die Gefangenen aufheben, weil er sich versichert hielt, daß diese Gnade zu spät kommen würde. Gründe genug, daß der Herzog mit der Vollstreckung der Sentenz nicht säumte, sobald sie gefällt war.

Gleich den andern Tag wurden beide Grafen unter einer Bedeckung von 3000 Spaniern aus der Citadelle von Gent nach Brüssel gebracht und im Brodthause auf dem großen Markte gefangen gesetzt. Am andern Morgen wurde der Rath der Unruhen versammelt, der Herzog erschien gegen seine Gewohnheit selbst, und die beiden Urtheile, couvertirt und versiegelt, wurden von dem Sekretair Franz erbrochen und öffentlich abgelesen. Beide Grafen waren der beleidigten Majestät schuldig erkannt, weil sie die abscheuliche Verschwörung des Prinzen von Oranien begünstigt und befördert, die konföderirten Edelleute in Schutz genommen und in ihren Statthalterschaften und andern Bedienungen dem König und der Kirche schlecht gedient hätten. Beide sollten öffentlich enthauptet, ihre Köpfe auf Spieße gesteckt und ohne ausdrücklichen Befehl des Herzogs nicht abgenommen werden. Alle ihre Güter, Lehen und Rechte waren dem königlichen Fiskus zugesprochen. Das Urtheil war von dem Herzog allein und dem Sekretair Franz unterzeichnet, ohne daß man sich um die Beistimmung der übrigen Kriminalräthe bemühet hätte.

In der Nacht zwischen dem 4ten und 5ten Junius brachte man ihnen die Sentenz ins Gefängniß, nachdem sie schon schlafen

gegangen waren. Der Herzog hatte sie dem Bischof von Ypern, Martin Rithov, eingehändigt, den er ausdrücklich darum nach Brüssel kommen ließ, um die Gefangenen zum Tode zu bereiten. Als der Bischof diesen Auftrag erhielt, warf er sich dem Herzoge zu Füßen und flehte mit Thränen in den Augen um Gnade — um Aufschub wenigstens für die Gefangenen; worauf ihm mit harter zorniger Stimme geantwortet wurde, daß man ihn nicht von Ypern gerufen habe, um sich dem Urtheile zu widersetzen, sondern um es den unglücklichen Grafen durch seinen Zuspruch zu erleichtern.

Dem Grafen von Egmont zeigte er das Todesurtheil zuerst vor. „Das ist fürwahr ein strenges Urtheil,“ rief der Graf bleich und mit entsetzter Stimme. „So schwer glaubte ich Se. Majestät nicht beleidigt zu haben, um eine solche Behandlung zu verdienen. Muß es aber seyn, so unterwerfe ich mich diesem Schicksale mit Ergebung. Möge dieser Tod meine Sünden tilgen und weder meiner Gattin noch meinen Kindern zum Nachtheile gereichen! Dieses wenigstens glaube ich für meine vergangenen Dienste erwarten zu können. Den Tod will ich mit gefasster Seele erleiden, weil es Gott und dem König so gefällt.“ — Er drang hierauf in den Bischof, ihm ernstlich und aufrichtig zu sagen, ob keine Gnade zu hoffen sey. Als ihm mit Nein geantwortet wurde, beichtete er und empfing das Sakrament von dem Priester, dem er die Messe mit sehr großer Andacht nachsprach. Er fragte ihn, welches Gebet wohl das beste und rührendste seyn würde, um sich Gott in seiner letzten Stunde zu empfehlen. Da ihm dieser antwortete, daß kein eindringenderes Gebet sey als das, welches Christus, der Herr, selbst gelehret habe, das Vater unser, so schickte er sich sogleich an, es herzusagen. Der Gedanke an seine Familie unterbrach ihn; er ließ sich Feder und Dinte geben und schrieb zwei Briefe, einen an seine Gemalin, den andern an den König nach Spanien, welcher letztere also lautete:

Sire!

Diesen Morgen habe ich das Urtheil angehört, welches Ew. Majestät gefallen hat, über mich aussprechen zu lassen. So weit ich auch immer davon entfernt gewesen bin, gegen die Person oder den Dienst Ew. Majestät oder gegen die einzig wahre alte und katholische Religion etwas zu unternehmen, so unterwerfe ich mich dennoch dem Schicksale mit Geduld, welches Gott gefallen hat, über mich zu verhängen. Habe ich während der vergangenen Unruhen etwas zugelassen, gerathen oder gethan, was meinen Pflichten zu widerstreiten scheint, so ist es gewiß aus der besten Meinung geschehen und mir durch den Zwang der Umstände abgedrungen worden. Darum bitte ich Ew. Majestät, es mir zu vergeben und in Rücksicht auf meine vergangenen Dienste mit meiner unglücklichen Gattin und meinen armen Kindern und Dienstleuten Erbarmen zu tragen.

In dieser festen Hoffnung empfehle ich mich der unendlichen Barmherzigkeit Gottes.

Brüssel, den 5ten Jun. 1568, dem letzten Augenblick nahe.

Ew. Majestät

treuester Vasall und Diener
Lamoral Graf von Egmont.

Diesen Brief empfahl er dem Bischoff aufs dringendste; um sicherer zu gehen, schickte er noch eine eigenhändige Kopie desselben an den Staatsrath Viglius, den billigsten Mann im Senate, und es ist nicht zu zweifeln, daß er dem König wirklich übergeben worden. Die Familie des Grafen erhielt nachher alle ihre Güter, Lehen und Rechte zurück, die kraft des Urtheils dem königlichen Fiskus heimgefallen waren.

Unterdessen hatte man auf dem Markte zu Brüssel vor dem Stadthause ein Schaffot aufgeschlagen, auf welchem zwei Stangen mit eisernen Spitzen befestiget wurden, alles mit schwarzem Tuche bedeckt. Zwei und zwanzig Fahnen spanischer Garnison umgaben das Gerüste, eine Vorstadt die nicht überflüssig war. Zwischen 10 und 11 Uhr erschien die spanische Wache im Zimmer des Grafen, sie war mit Strängen versehen, ihm der Gewohnheit nach die Hände damit zu binden. Er verbat sich dieses und erklärte, daß er willig und bereit sey zu sterben. Von seinem Wamms hatte er selbst den Kragen abgeschnitten, um dem Nachrichten sein Ant zu erleichtern. Er trug einen Nachtrod von rothem Damast, über diesem einen schwarzen spanischen Mantel, mit gelbten Treffen verbrämt. So erschien er auf dem Gerüste. Don Julian Romero, Maitre de Camp, ein spanischer Hauptmann, mit Namen Salinas, und der Bischoff von Ypern folgten ihm hinauf. Der Grand Prevot des Hofes, einen rothen Stab in der Hand, saß zu Pferde am Fuß des Gerüsts; der Nachrichten war unter demselben verborgen.

Egmont hatte anfangs Lust bezeugt, von dem Schaffot eine Anrede an das Volk zu halten. Als ihm aber der Bischoff vorstellte, daß er entweder nicht gehört werden, oder, wenn dies auch geschähe, bei der gegenwärtigen gefährlichen Stimmung des Volks leicht zu Gewaltthatigkeiten Anlaß geben könnte, die seine Freunde nur ins Verderben stürzen würden, so ließ er dieses Vorhaben fahren. Er ging einige Augenblicke lang mit edlem Anstand auf dem Gerüste auf und nieder und beklagte, daß es ihm nicht vergönnt sey, für seinen König und sein Vaterland einen rühmlichen Tod zu sterben. Bis auf den letzten Augenblick hatte er sich noch nicht recht überreden können, daß es dem Könige mit diesem strengen Verfahren Ernst sey und daß man es weiter als bis zum bloßen Schrecken der Exekution treiben würde. Wie der entscheidende Augenblick herannahte, wo er das letzte Sakrament empfangen sollte, wie er harrend herum sah, und noch immer nichts erfolgte, so wandte er

sich an Julian Romero und fragte ihn noch einmal, ob keine Bagnadigung für ihn zu hoffen sey. Julian Romero zog die Schultern, sah zur Erde und schwieg.

Da riß er die Zähne zusammen, warf seinen Mantel und Nachtrod nieder, kniete auf das Rissen und schickte sich zum letzten Gebet an. Der Bischoff ließ ihn das Crucifix küssen und gab ihm die letzte Ölung, worauf ihm der Graf ein Zeichen gab, ihn zu verlassen. Er zog alsdann eine seidene Mütze über die Augen und erwartete den Streich — über den Leichnam und das fließende Blut wurde sogleich ein schwarzes Tuch geworfen.

Ganz Brüssel, das sich um das Schaffot drängte, fühlte den tödtlichen Streich mit. Laute Thränen unterbrachen die fürchterlichste Stille. Der Herzog, der der Hinrichtung aus einem Fenster zusah, wischte sich die Augen.

Bald darauf brachte man den Grafen von Hoorne. Dieser, von einer heftigern Gemüthsart als sein Freund und durch mehr Gründe zum Hass gegen den König gereizt, hatte das Urtheil mit weniger Gelassenheit empfangen, ob es gleich gegen ihn in einem geringern Grad unrecht war. Er hatte sich harte Aussetzungen gegen den König erlaubt, und mit Mühe hatte ihn der Bischoff dahin vermocht, von seinen letzten Augenblicken einen bessern Gebrauch zu machen, als sie in Vermänschungen gegen seine Feinde zu verlieren. Endlich sammelte er sich doch und legte dem Bischoff seine Beichte ab, die er ihm anfangs verweigern wollte.

Unter der nehmlichen Begleitung wie sein Freund bestieg er das Gerüste. Im Vorübergehen begrüßte er viele aus seiner Bekanntschaft, er war ungebunden wie Egmont, in schwarzem Wamms und Mantel, eine mailändische Mütze von eben der Farbe auf dem Kopfe. Als er oben war, warf er die Augen auf den Leichnam, der unter dem Tuche lag, und fragte einen der Umstehenden, ob es der Körper seines Freundes sey. Da man ihm dieses bejahet hatte, sagte er einige Worte spanisch, warf seinen Mantel von sich und kniete auf das Rissen. Alles schrie laut auf, als er den tödtlichen Streich empfing.

Beide Köpfe wurden auf die Stangen gesteckt, die über dem Gerüste aufgespannt waren, wo sie bis nach 3 Uhr Nachmittags blieben, alsdann herabgenommen und mit den beiden Körpern in bleiernen Särgen beigelegt wurden.

Die Gegenwart so vieler Anflauer und Fenster, als das Schaffot umgaben, konnte die Bürger von Brüssel nicht abhalten, ihre Schnupftücher in das herabströmende Blut zu tauchen und diese theure Reliquie mit nach Hause zu nehmen.

32. Bruchstücke. Dritte Sammlung.

1. Ignatius von Loyola (geb. 1491), Sohn eines spanischen Hidalgo, war Officier der Besatzung des Schlosses von Sjorts Dybske Lesebog.

Bampelona, als dieses im Jahre 1521 von den Franzosen belagert wurde. Eine Kugel zerschmetterte ihm das Bein, die Cur war schmerzhaft und langwierig; das Wundfieber erhitzte das Gehirn, die Langeweile trieb zum Lesen und ein unglückliches Geschick führte dem Kranken Heiligenlegenden zu, worin viel von Kasteiung, Selbsterniedrigung, Ausmergelung und Tödtung des Fleisches, Buße in Saß und Asche, zc. Das stieg ihm zu Häupten; die Jungfrau Maria erschien ihm, er ließ das weltliche Ritterthum und weichte sich zum Ritterthum im Dienste der Himmelskönigin. In der Pilgrimsstutze, mit einem Stachelgürtel um den nackten Leib, unter Geißeln, Betteln und Bußthränen wallfahrte er 1523 nach dem heiligen Lande, die Ungläubigen zu bekehren, ward von den Mönchen in Jerusalem als unbrauchbar heimgeschickt und begann nun die Anfangsgründe der Wissenschaft zu lernen, um tüchtiges Rüstzeug zu Lehre und Bekehrung zu werden. — Immerfort ward das Lernen unterbrochen durch den Drang, zu bekehren und eine Genossenschaft um sich zu bilden. Sein ungestümes sich aufzwingendes Wesen schien der spanischen Inquisition außer Maass und Ordnung zu seyn; er durfte nicht mehr predigen noch bekehren.

Nun zog er nach Paris und setzte hier seine Weise fort — Unleiß im Studiren, dagegen der brennendste Eifer, Buße und Bekehrung zu predigen. Immerdar bemüht, die Gemüther seiner Bekannten zu bewegen und von der gottlosen Bahn der Weltkinder zu seiner Weise herüberzuloden, zugleich als unberufener Scherzge der Kezegerichte Anhänger des Lutherthums aufzuspüren, kam er zu Geltung bei einer Anzahl seiner akademischen Genossen. Der Fanatismus hat etwas Anstedendes; aber dem Zeloten Loyola kam auch die schlaue Berechnung, auf ungewohnten Wegen und als Gegenstand der Aufmerksamkeit und des Staunens einen ausgezeichneten Platz in Welt und Kirche gewinnen zu können, zu statten; dies, wie jenes, führte ihm die ersten Jünger zur dauernden Genossenschaft zu: Painez, Xaver, Bobadilla, Salmeron, Rodriguez, Le Fevre, die vier ersten seine Landsleute. Am 15 August 1534 führte Loyola sie in ein unterirdisches Gemölde der Frauenkirche auf dem Montmartre bei Paris, und die Sieben beschworen einen Bund mit dem Gelübde der Armuth, der Wallfahrt nach Jerusalem, der Bekehrung der Ungläubigen; sey die letztere nicht ausführbar — der Weihung aller ihrer Kräfte zum Dienste des Papstthums.

In Venedig, dem zur Abfahrt bestimmten Sammelplatze, gab Xaver Probestücke eines neuen seit Jahrhunderten nicht mehr gesehnen Eifers; zu geschweigen der blutigen Geißelung, ging er zur Krankenpflege ins Spital, sog etelhaftige Geschwüre aus, trank das Badewasser der Auskätzigen, zc. Man staunte; Viele lachten; Wenige begriffen, daß es leichter sey, Ekel und körperlichen Schmerz zu überwinden, als mit lauterem Sinne und ruhiger Festigkeit Recht und Tugend üben, daß Abstumpfung jener Art der Thierheit, großartiges Thun aber mit Aufgebot der gesamten moralischen Kraft

der Gottheit näher führe, und daß unter der Bettlerhülle des Fanatikers, der weniger als Mensch seyn zu wollen vorgiebt, Anmaßung, Hochmuth und unmenschliche Härte gar gewöhnlich verbergen ist. Krieg hinderte die Ausführung der Reise nach Jerusalem; Loyola, Painez und Le Fevre begaben sich nach Rom, und nun hatte die Giftpflanze ihren Wucherboden gefunden; auf die Geschichte des selbstverläugnenden Fanatismus folgte nun die einer beispiellosen Einung von Schlaueit und Betrug mit einem Eifer, wie er für das Höchste und Edelste nicht brennender seyn kann. Von nun an wurde Painez berechnende Ehrsucht Seele des Ordens; statt des spanisch-fanatistischen Princips trat das italienisch-arglistige ein.

Papst Paul III räumte den Aufbäumlingen zuvörderst einige Lehrstühle zu Rom ein und gab ihnen die Erlaubniß, am Seelenheil der Ungläubigen zu arbeiten. Die Bundesbrüder strebten aber eifrigst nach innerer Vollendung ihres Bundes und äußerer Anerkennung desselben. Am 15 April 1539 verpflichteten sie sich gegeneinander zu drei Gelübden, der Armuth, der Keuschheit und des unbedingten Gehorsams gegen einen zu erwählenden Obern; am 4 May insbesondere noch zu unbedingtem Gehorsam gegen den Papst, namentlich wenn dieser sie zu Glaubenssendungen auffordern würde. Günstiger Ruf ging schon in verstärktem Tone vor ihnen her; der König von Portugal, um Glaubensboten nach Indien zu verlegen, hatte sich an sie gewandt. Als nun dem Papste Paul III die Grundzüge der Ordensregel vorlagen — Bereitwilligkeit zum Dienste für das Papstthum, ja einzige Richtung der eifrigsten Thätigkeit darauf, unverweigerliche Folgeleistung bei Aufforderungen zu Reise und Fahrt unter Ungläubige und Kezer, Muselmänner und Heiden, Sinn einer nimmer rastenden Ritterschaft für päpstliches Kirchenthum, gänzliche Verzichtung auf eine davon unabhängige Existenz, Begehung aller Ansprüche auf ruhiges, beschauliches Klosterleben — rief er aus: Da ist der Geist Gottes! Ungeachtet des Widerspruchs einiger Würdenträger der Kirche bestätigte er 27 September 1540 durch die Bulle *Regimini ecclesiae militantis* den Orden als Gesellschaft Jesu, doch mit der Beschränkung, daß der Mitglieder desselben nicht über sechsßzig seyn sollten. Ignazio von Loyola wurde zum General des Ordens erwählt; der Befehl seines Reichwatters, erklärte er, habe sein Strahlen überwunden. Rom wurde Sitz des Generals.

Der dem Papstthum überaus günstige Geist des Ordens offenbarte sich nun so rasch und führte zu so erstaunlichen Erfolgen, daß die Erkenntlichkeit des Papstes dem zu entsprechen sich bemühte. Daher denn im Laufe der nächsten Jahre eine Reihe von Vergünstigungen, in deren Ertheilung die Päpste einander und sich selbst überbieten zu wollen schienen. Im Jahre 1561 waren auf die Gesellschaft Jesu sämliche Vorrechte und Freiheiten der gesamten übrigen Mönchsorden, außerdem aber das Erfinnliche von besondern Gunstbezeugungen gehällt. Die Jesuiten waren nun wie ein Adel der Kirche, eine Rittergarde, deren Gesamtgeltung jedem einzelnen

Mitglieder, war er auch im Orden selbst gering, Vorrechte sogar über Großwürdenträger der Kirche gab. Daß dies Eifersucht, Neid und Beschwerden der übrigen Orden und der Kirchenbeamten aufregte, liegt am Tage.

2. Heinrich VIII hat im Verfahren gegen seine Gemahlinnen seines Gleichen nicht in der Geschichte der Fürsten des westlichen Europa. Von der ersten, Katharina von Aragonien, begehrte er geschieden zu werden, angeblich weil ihn sein Gewissen beunruhigte, daß er des leiblichen Bruders Wittve zur Gemahlin genommen habe, in der That weil die Reize ihres Ehrenfräuleins, Anna von Boleyn, sein Gemüth erregt, Anna aber erklärt hatte, daß sie nie anders denn als Gemahlin, die seine werden könne. Die Rechtmäßigkeit der vom Pabste verweigerten Ehescheidung ward nur unvollständig von den in Anspruch genommenen Universtitäten erklärt, und Anna von Boleyn, Gegenstand der Zärtlichkeit des Königs seit dem Jahre 1525, wurde seine Gemahlin im Jahre 1533.

Eben so argwöhnisch und eifersüchtig als sinnenslustig, nährte er bald bösen Unmuth über die frühliche ungezwungene Weise Anna's, die, am französischen Hofe erzogen, Zurückhaltung nicht kannte und, wenn gleich dem Bett des Königs getreu, doch allerlei Spiel von zweideutigem Schein, ritterlich höfische Huldigungen und Bezeugungen liebevoller Verehrung, zu willig angenommen haben mochte. Auch nährte Heinrich geheimen Mismuth, daß Anna keinen Sohn geboren hatte. Nun geschah es bei einem Lanzensbrechen, daß Anna ihr Taschentuch, vielleicht absichtlich, vom Balen herabfallen ließ und einer der Kämpfer, Heinrich Norris, ihr Günstling, es aufhob und sich das Gesicht damit abwischte. Heinrich, der es bemerkt hatte, sprang in voller Entrüstung auf und verließ den Schauplatz. Am folgenden Tage (2 May 1536) saß Anna im Gefängniß, am achtzehnten darauf bestieg sie das Blutgerüst. Die Gründe des Todesurtheils erkannte jeder, dem die Augen offen waren zu sehen, als Tags darauf Heinrich die schöne und junge Johanna Seymour zum Altar führte.

Als diese nach kurzer Ehe im Kindbette verschieden war (1537), ließ Heinrich sich die Bildnisse schöner Fürstentöchter bringen und wählte nach einem Gemälde von Hans Holbein Anna, die Schwester der Herzogin von Cleve. Aber bei ihrer Ankunft, 1 Januar 1540, sah das königliche Auge eine ganz andere, als die Phantasie sich gestaltet hatte; zwar groß, breit und voll, wie der König es liebte, war sie unbehülflich und ohne Reiz und Anmuth, so daß Heinrich, der verkleidet ihr entgegengeritten war, um einen Vorgesmack der süßen Augenweide zu kosten, von Widerwillen ergriffen ward, sie eine ständrische Stute nannte und Anstand nahm die mitgebrachten Geschenke an sie überreichen zu lassen. Schwer entschloß er sich, die Ehe zu vollziehen; nach einigen Monaten sandte er sie heim.

Noch in demselben Jahre nahm er zur fünften Gemahlin Katharina Howard. Diese ward, wie Anna Boleyn vor ihr, der Un-

treue beschuldigt, und vermogte mindestens sich nicht über Unzüchtigkeit vor ihrer Vermählung mit Heinrich zu rechtfertigen; auch sie mußte das Blutgerüst besteigen (1542). Auch die sechste Gemahlin, Katharine Parr, kam in Gefahr, das Haupt auf den Block legen zu müssen, als sie, von Lebhaftigkeit des Geistes hingerissen, sich in theologischen Worthader mit Heinrich einließ; hier war der Tyrann fast noch empfindlicher als im Gebiete der Eifersucht, und Anstalten zu ihrer Verhaftung wurden getroffen: doch war ihr nicht entgangen, daß seine Stirn sich umwölkt hatte, und sie verstand geschickt genug einzulenken. Indessen mag nur der bald darauf erfolgte Tod Heinrichs VIII diesen verhindert haben, über ein halbes Duzend Frauen hinaus zu kommen.

Auch auf das Volk wirkten diese Ehestandsblauen des Königs. Derselbe Heinrich, welcher die päpstlich gesünnten Katholiken seines Königreiches in die tödtliche Klemme brachte, zwischen Hochverrath, wenn sie des Königs oberste Gewalt in der Kirche nicht anerkannten, und Ketzerei, wenn sie in der päpstlichen Glaubenslehre wankten, erklärte es für Hochverrath, wenn Jemand behauptete, des Königs Ehe mit Katharina oder Anna von Boleyn sey rechtmäßig gewesen; wiederum aber sollte es auch Hochverrath seyn, wenn etwas zur Herabsetzung Mariens, der Tochter Katharinens, und Elisabeths, der Tochter Annas, gesagt würde. Die Engländer mußten unter ihm jeden Auswuchs der Laune für Gesetz anerkennen. Als Heinrich befahl, durch einen Eid solle die Gültigkeit seiner Ehe mit Anna von Boleyn und die Rechtmäßigkeit der Ausschließung Mariens von der Erbfolge von jeglichem Beamten bekräftigt werden, verweigerten Fisher, Bischof von Rochester, und der ehrwürdige Thomas More, den Eid zu leisten; das küßten sie mit dem Leben.

Die Sprache des Parlaments erinnert gar oft an die der Sklaven des Ostens. Als Heinrich dem Parlamente von seiner dritten Vermählung als einem Verdienste um sein Volk Kunde gab, erklärte das Parlament ihn für einen Salomo in Weisheit, Simson in Stärke und Absalon in Schönheit. Daher fand auch seine Erklärung, daß für den Fall, daß er ohne Kinder sterben sollte, über die Krone durch mündliche oder schriftliche Bestimmung in seinem letzten Willen zu verfügen ganz in seiner Machtvollkommenheit beruhe, keinen erheblichen Widerspruch. Hatte er ganz Unrecht, das Hans der Gemeinen brutes zu nennen? Als auf den englischen Universtitäten Streit über die Aussprache des Griechischen entstanden war, erklärte Heinrich und Wolsey sich für die ältere, und wer die neuere vorzog, hatte Peitschenhiebe, Absetzung, selbst Verbannung zu gewärtigen. Zur Zeit der Hinrichtung Fishers und Thomas More's waren die Engländer so eingeschüchtert, daß sie Briefwechsel mit Fremden schauten.

3. Don Carlos war der Sohn von Philipps erster Gemahlin, Maria von Portugal, und geboren im Jahre 1545. Schwächling, blaß und unansehnlich, bestach er nicht die Augen; die Herzen beengte und tränkte er durch Stolz und heftigen Jähzorn; ein un-

glücklicher Fall auf den Kopf, den er im siebzehnten Jahre that, förderte das Wachsthum jener Anlagen. Um wichtiger Dinge willen griff er zum Dolche; so gegen einen Kammerdiener, der ihn zu weiden versäumt hatte, gegen den Großinquisitor Espinosa, der einen ihm lieben Schauspieler verbannt hatte; einen armen Schumacher, der zu enge Stiefeln geliefert hatte; zwang er das zerhackte Leder derselben zu verschlingen. Zugleich aber entzündete sich in ihm der brennendste Eifer zu Waffenthum und Kriegsthat. Sein Ernst war schroff, der Umgang mit ihm schwer, seine Laune kaum erträglich; doch suchte er Anhang durch glänzende Freigebigkeit, verkehrte gern unter Kriegsleuten und brütete mit verzehrender Leidenschaft über Kriegsfahrt und Abentheuer. Kein Krieg, in den zu ziehen er nicht Lust gefühlt hätte; keine Aussicht ihm erfreulicher, als nach den Niederlanden gesandt zu werden.

Jedoch Philipp wollte nicht That des Jünglings. Ob aus Eifersucht oder aus Mißtrauen in Don Carlos Fähigkeiten oder Folgsamkeit? — In Philipps Seele stand etwas dem Aufstreben des Jünglings entgegen, und je mehr es in diesem zu Handlung und That drängte, um so mehr ward er beschränkt und auf eiteltes Tagewerk angewiesen. Ungestüm begehrte er die Statthalterschaft der Niederlande in dem Jahre, wo Egmont als deren Abgeordneter nach Spanien kam; ob die beiden einander sahen, ob Don Carlos ein Verständniß mit Egmont anknüpfte und nachher unterhielt, ist nicht gewiß, aber keineswegs unwahrscheinlich. Als nun Alba zum Oberfeldherrn in den Niederlanden ernannt war und bei dem Infanten sich beurtheilen wollte, stieg in diesem die Wallung des Zorns bis zur Selbstvergessenheit; er stürzte mit dem Dolche auf Alba zu und würde ihn ermordet haben, wenn dieser ihm nicht rasch den Arm festhielt. Das unselige Geschick des Jünglings, der zum Nichtsthun verdammt war, und dessen unklarer Geist und mit unlauterem Stoffe reichgefülltes Herz vielleicht nur der Anstrengungen und Mühseligkeiten des Weltgetümmels bedurft hätte, um die Schladen abzuwerfen, erregte die Theilnahme Kaisers Maximilian II; aber wie dieser umsonst sich für Egmont verwandte, eben so für Don Carlos.

In diesem stiegen schwarze Gedanken auf; das wilde Gewächs seiner Spannkraft, zusammengeschrumpft durch unnatürlichen Druck, nahm eine verkehrte Richtung und entwickelte sich zu einem furchtbaren Haß gegen seinen Vater, der ihn lähmte und zur Nichtigkeit herabwürdigte. Ob Don Carlos ihm auch deshalb grollte, daß er die Anfangs für den Prinzen bestimmt gewesene Braut, Elisabeth von Frankreich, für sich selbst genommen hatte, ob er Liebe gegen diese nährte? Sicher ist nur, daß Elisabeth von jeglichem Einverständnis mit ihm gänzlich fern und frei war. Leider eben so gewiß, daß Don Carlos über den Gedanken, seinen Vater zu ermorden, brütete. Sein Sinn hatte sich verwirrt; gequält von dem furchtbaren innern Kampfe zwischen dem Grimme gegen seinen Vater und dem Grausen vor der entsetzlichen Frevelthat, suchte er

Erleichterung durch Geständniß seines Vorhabens an den Reichsvater und an seines Vaters natürlichen Bruder, Johann von Österreich, doch ohne dasselbe aufzugeben.

Indessen begann er zu schwanken zwischen dem Plane zum Morde und dem der Flucht nach den Niederlanden oder zu Kaiser Maximilian, und der letztere ward endlich ansprechender für ihn. Er sammelte Gelder zur Reise; im Anfange des Jahres 1568 bestellte er Postpferde. Philipp wußte Alles; der Reichsvater und Johann von Österreich hatten ihm nichts geheim gehalten; einen echten zuverlässigen Freund hatte Don Carlos nicht; Marquis Posa gehört, wie Thetla und May und Klärchen und Mortimer, zu den süßen Gebilden poetischer Phantasie, denen im Gebiete der historischen Wahrheit das Bürgerrecht versagt werden muß, aber eine um so trautere gastliche Pflanze in den innersten Herzenskammern zu Theil wird. Philipp ließ Don Carlos in seinem Zimmer bewachen und versammelte den Staatsrath; zum ersten Male sah dieser den König bewegt und überwältigt durch menschliches Gefühl; er sah ihn weinen. Doch war in Philipp nicht bloß Vatergefühl rege; Angst unklammerte seine Seele! er fürchtete Verschwörung und Aufruhr, ward unruhig über jeden Lärm und sandte an die Obrigkeiten der spanischen Städte, an den Papst etc., um die Meinung für sich zu gewinnen.

Zugleich aber stellte Philipp einen Proceß an gegen Don Carlos wegen Mordstiftung und Hochverrath; Tod schien die Strafe sehn zu müssen. Don Carlos wüthete gegen sich selbst; ein hitziges Fieber kam zum Ausbruche; er verschmähte Speise und Trant und den Zuspruch des Reichsvaters; die innere Hitze zu kühlen, lief er barfuß auf dem Marmorboden des Gemaches umher, begehrte Eis zu essen und ließ Eis in sein Bett tragen. Als ihn nur Philipp besuchte und väterlich milde zu ihm sprach — ob damals ernstlich gesonnen, ihm zu vergeben? — ward das Übel ärger. Don Carlos verlor die Besinnung; man reichte ihm die Sacramente und rief Philipp zu ihm; der Sohn kannte den Vater nicht mehr.

Nun aber endet die Geschichte des Unglücklichen mit der schaudervollen Ungewißheit, ob er in der Nacht vom 23 Jul. 1568 an diesem hitzigen Fieber gestorben oder heimlich enthauptet worden sey. Die Angabe, daß bei einer Eröffnung des Sarges unter König Karl III der Kopf vom Rumpfe getrennt gefunden worden sey, ist nicht widerlegt worden. Die Proceßakten wurden auf Philipps Befehl sorgfältig aufbewahrt, aber aus ihnen ist begreiflicher Weise jenes Dunkel nicht aufzuklären. Das Leichenbegängniß war feierlich. Die Königin Elisabeth starb im October desselben Jahres an einer unzeitigen Niederkunft.

4. Die Rasen. In manchen Gegenden, besonders in solchen, die wenig Frucht produciren, ist es gebräuchlich auf den Wald-Grundstücken Rasen abzuhaden, diese mit Mist vermischt auf Haufen zu setzen, und, wenn die ganze Masse verfault ist, sie zur Düngung der Felder und Wiesen zu benutzen. So gute Dienste dieser

Dünger bei der Landwirthschaft leistet, so nachtheilig ist das Rasenhaden für die Waldungen. Eine Menge junger Holzpflanzen wird dadurch ruiniert, und dem Walde wird oft die ganze Dammerden-Schicht entzogen. Ausserdem werden auch die Thantwurzeln der größeren Bäume dadurch beschädigt und entblößt, und es können nachher der Frost und die Hitze noch nachtheiliger darauf wirken, als wenn dem Boden das Laub entzogen worden ist. Alles eigenmächtige Rasen- oder Pflagenhaden in den Waldungen oder auf den Waldgrundstücken muß daher aufs strengste verboten, und jeder Übertreter zur Bestrafung angezeigt werden. Nur in dem Falle kann es Statt finden, wenn eine Holzsaat dadurch befördert oder vielleicht auf eine andere Art gar nicht so leicht vollzogen werden kann. Man läßt alsdann den Rasen entweder ganz oder streifenweise abschälen, trocknen, und — nachdem die einzelnen Stücke tüchtig durchgelopft und von der Dammerde so viel als möglich befreit sind — wegbringen.

Auf Distrikten, die stark mit Heide- und Heidelbeerkraut bewachsen waren und mit Nadelholz oder Birken in Bestand gebracht werden sollten, habe ich dieses Abschälen sehr vortheilhaft gefunden, weil dadurch das Wurzelwerk entfernt und der Saamen an die Erde gebracht wurde, ohne diese locker zu machen. Man muß aber streng darauf halten, daß die Rasen vor dem Abfahren so viel wie möglich abgelopft werden, um die an den Wurzeln hängende Dammerde im Walde zu behalten. In den meisten Fällen verrietheten die Empfänger der Rasen das Abschälen unentgeltlich, und oft lieferten sie auch noch ausserdem den zur Saat erforderlichen Birken-Saamen gegen die Benützung der Rasen. Ich konnte also den Rasen auf einem Morgen eben so hoch anrechnen, als das Abschälen der Fläche, das Einsammeln des Saamens und das Ausfüllen gekostet haben würde. Berechnet man nun dieses Kapital mit den Zinsen bis zur Haubarkeit des angefäeten Waldes, so überwiegt dieser Vortheil den Schaden, der durch das Abschälen des Rasens geschieht (welches freilich ohne einigen Verlust an Dammerde nicht ablaufen kann) bei weitem.

Ausserdem machen die Köhlereien oft nothwendig, daß Rasen im Walde geschält werden müssen, um die Weiser damit zu decken. In diesem Fall muß der Förster nur solche Orte dazu anweisen, wo es am wenigsten schädlich ist, oder wo es vielleicht zur Beförderung der natürlichen oder künstlichen Besaamung noch nützlich kann.

5. Die Besen. So unwichtig die Beschädigung der Waldungen durch das Besenreis-Schneiden zu seyn scheint, so nachtheilig ist sie wirklich, wenn in einer Gegend viele Menschen durch das Besenmachen Verdienst suchen. Die meisten Besen, deren jährlich eine sehr große Menge verbraucht wird, sind von gestohlenen Reiser gemacht, die gewöhnlich bei hellen Nächten geholt werden. Eine unglückliche Menge schöner Birken wird dadurch verstimmt, und den jungen Schlägen wird nicht selten der schönste Ausschlag durch

die Frevel der Besenmacher geraubt. Gewöhnlich ist der Waldeigentümer oder dessen Verwalter selbst Schuld daran, daß dieser Schaden geschieht. Das Publikum will Besen haben und die Waldeigentümer verkaufen kein schickliches Reissig dazu. Es ist also eine sehr natürliche Folge, daß die Besenbinder sich die nöthigen Reiser auf eine unerlaubte Art zu verschaffen suchen.

Will man daher den Wald vor den sonst unvermeidlichen Verstimmelungen schützen, so muß der Förster die Vorkehrung treffen, daß die Besenmacher das nöthige Reissig gegen so viel möglich geringe Bezahlung und von der erforderlichen Beschaffenheit erhalten können. Der Besenbinder kann nur seine nicht zu schlaffe Birken-Reiser benutzen, und man kann ihm nicht zumuthen, andere anzunehmen. Man gebe diesen Leuten also die Erlaubniß, bei der Haung der Birken-Schläge sich alle für sie brauchbaren Reiser auszusuchen und gegen billigen so gering wie möglich gesetzten Preis zu behalten, so wird man sehen, daß das Stehlen größtentheils aufhört. — Will man dergleichen Leute aber zwingen, das Birkenreissig unausgesucht zu kaufen, oder die ausgesuchten Reiser in einem hohen Preis zu bezahlen, so wird man seinen Zweck verfehlen, und es wird durch Frevel mehr Schaden geschehen, als wenn man das im Schlag vorgefallene zum Besenbinden brauchbare Reissig sämmtlich verschenkt hätte.

6. Die Holzasche. In solchen Gegenden, wo das Holz überhaupt, oder nur manche Holzart, oder manches Holzsortiment, keinen Absatz findet und auf sonst keine nützlichere Art zu verwenden ist, kann es wehligstens zu Asche verbrannt und aus der Asche Pottasche gewonnen, also doch noch einiger Gelderlös aus dem Walde gezogen werden. Dieses Verbrennen muß aber so geschehen, daß der Wald dabei keine Gefahr läuft und daß dadurch so viele und gute Asche erlangt wird, als nur möglich ist. Damit aber diese Absicht erreicht werde, läßt man an solchen Orten im Walde, wo durch das Verbrennen des Holzes keine Gefahr zu befürchten ist, an einem Abhange verhältnißmäßig große Gruben machen, diese auf dem Grunde mit Steinen belegen und zu einer Zeit, wo es nicht regnet, das für die Pottasche-Siederei bestimmte Holz darin verbrennen. Die dadurch entstehende Asche wird hierauf gesammelt und zum weitern Gebrauche an einen trockenen Ort unter Dach gebracht.

Soll nun aus der Holzasche Pottasche gewonnen werden, so muß man das alkalische Salz auf dem nassen Wege, das heißt durch Auslaugen, aus der Asche ziehen. Um dieses zu bewirken, läßt man mehrere Bütten oder Fässer mit doppelten Böden machen, wovon der oberste durchlöchert und 3 bis 4 Zoll vom untersten eigentlichen Boden entfernt ist. Auf die durchlöcherten Böden legt man nun etwas Stroh, füllt die Bütten mit vorher feucht gemachter Asche an und gießt siedendes Wasser darauf. Mit diesem verbinden sich die alkalischen Theilchen, laufen durch einen nahe über dem untersten Boden angebrachten Krahn oder Hahn ab und wer-

den in den untergestellten Gefäßen aufgefangen. Dieses Aufgießen setzt man so lange fort, bis das durchfließende Wasser nicht mehr salzig schmeckt und also den Beweis giebt, daß die Asche erschöpft ist. Weil aber die Lauge durch die in einer Bütte befindliche Asche zum Verfließen noch nicht stark genug wird, so läßt man sie gewöhnlich 3 oder 4 Bütten voll Asche extrahiren, und wenn sie durch wiederholtes Aufgießen so stark geworden ist, daß sie ein Hühnerrei trägt, so ist sie zum Einkochen tauglich.

Nachdem die Lauge die erforderliche Stärke erlangt hat, bringt man sie in den Kessel, noch besser aber in große flache Pfannen, und kocht sie darin so lange, bis sie nach und nach dick und endlich ganz fest wird. In diesem Zustande heißt die Asche rohe Pottasche und kann, in Fässer gepackt, schon verkauft werden, weil sie zu vielerlei Gebrauch ohne weitere Zubereitung dienlich ist. Will man aber diese Pottasche ganz rein haben und alles noch mit ihr verbundene Fremdartige davon trennen, so muß sie einer starken Glut auf trockenem Wege ausgesetzt, oder calcinirt werden.

Dieses geschieht in eigens dazu errichteten Öfen, die sich ohne Zeichnung nicht deutlich beschreiben lassen, die aber viele Ähnlichkeit mit einem gewöhnlichen niedrigen Budosen haben, wenn man sich zu beiden Seiten desselben vertieft offene Feuer-Kanäle denkt. In die Mitte dieses Calcinirovens wird eine Partie roher Pottasche-Brocken gebracht, zu beiden Seiten ein starkes Flammen-Feuer unterhalten und die Pottasche, bei zuweiligem Umstoßen, so lange gegläht, bis sie nach Verlauf von 18 bis 24 Stunden eine graue Farbe erhalten hat, und nach der Erkaltung des Ofens in Tonnen gepakt und in den Handel gebracht werden kann.

Unter allen Holzarten gibt das Nadelholz die wenigste, hingegen das Ulmen-, Eichen-, Weiden-, Ahorn-, Buchen- und Hainbuchenholz die meiste Pottasche.

7. Der bekannte Nachahmungstrieb der Deutschen herrscht auch vorzüglich in ihrer Literatur. Man schämt sich glücklich und wirft es sich zugleich vor, den Fremden nachzujinken und zu stottern. Man streitet sich seit mehr als tausend Jahren über dieß Phänomen in unserm Nationalcharakter, wie über eine Neigung des Herzens, welche die Moral zu verbieten scheint. Schon in den Zeiten der Römer gab es zwei Parteien in Deutschland, Nachahmer und Puristen. Verächtlich sind die Affen, die immer nur nach fremden rothen Lappen springen, verächtlich die Entarteten, die sich schämen, Deutsche zu seyn. Das Vorurtheil, daß die deutsche Natur eine Art Bärenhaftigkeit und Kusticität sey, die schlechtendings eines fremden Tanzmeisters bedürfte, hat sich nur bei solchen erzeugen und erhalten können, die wirklich recht plebeigisch geboren waren. Lächerlich aber sind die Thoren, die ein Urdeutschthum von allen fremden Schlacken reinigen und um die deutschen Grenzen ein moralisches Mauthsystem einrichten, ja der Sonne selbst gebieten möchten, nur über Deutschland zu leuchten.

Die Cultur ist so gemeinsam wie das Licht und ihr segensreicher

Einfluß verbreitet sich unter climatischen Modificationen doch allwärts auf dem Erdenrund. Nirgends sind unübersteigliche Grenzen gezogen. Der Handel verbindet alle Länder und verbreitet die materiellen Produkte desselben. Die Literatur soll auf gleiche Weise die geistigen Schätze der Völker austreuen. Jedes Land soll von dem andern annehmen, was seine Natur verträgt und was ihm Gedeihen bringt, und auch in den Geist eines Volkes darf verpflanzt werden, was er verträgt und was ihn edler entwickelt.

Wenn es manches gibt, was nur eine Nation besitzen kann und wodurch sie eben eigenthümlich wird, so giebt es viel höhere Güter, die keinem ausschließlich zukommen und Eigenthum des gesammten menschlichen Geschlechts sind. Die Erscheinung des Christenthums allein straft den Puristeneifer. Wir müßten eigentlich die ganze Geschichte zurückschrauben, um uns von fremden Einflüssen zu reinigen, da unsre ganze neuere Bildung auf der romanischen des Mittelalters beruht. Wir müßten nackt in die Wälder laufen, wenn wir uns von allem dem entkleiden wollten, was wir von Fremden angenommen. Abgesehen aber von dem nothwendigen in der Natur begründeten und in der Geschichte uralten wechselseitigen Unterricht der Völker, zeichnet uns Deutsche vorzugsweise eine außerordentliche Vorliebe für das Fremde und ein seltnes Geschick der Nachahmung aus, die eben deshalb auch zu Übertreibungen und unnatürlichen Vergessen des eignen Werthes führen.

8. Die Stände. Das Christenthum, indem es die Gleichheit aller Menschen vor Gott verkündigte und gerade aus den untersten Klassen seine ersten Organe wählte, brach zuerst zugleich mit dem Sklaventhum auch das Castenwesen; und wie es die Rechtlosen Meins Recht aufgenommen, verwandelte es die Casten zuerst in Stände, die anfangs allerdings noch zu jener Geschlossenheit hinneigten, aber jemehr der ideale Geist des neuen Glaubens und der neuen Sitte, die durch ihn begründet wurde, sich Bahn machte, um so mehr ihre Verbindung zu öffnen sich genöthigt sahen und, wechselseitig sich kreuzend, in eine mehr und mehr allgemeine Unbestimmtheit sich verlohren. Das Christenthum hat die Übergänge gemildert und die Ansprüche der Gewalt gefänstigt; dadurch, daß es die geistige Ebenbürtigkeit aller Menschen anerkannt, und auch die Untersten durch die Taufe zu Wiedergeborenen erklärt, hat es das Geschiedene näher vereint; ein gemeinsames Band der Liebe hat sie in eine einzige Gemeinschaft eingeschlungen, und es sind nicht mehr verschiedene feindliche Seelen, die in einem Leibe wohnen, vielmehr nur verschiedene Facultäten derselben Seele, die nur in verschiedenen Gliedern in verschiedener Weise sich zu äußern getrieben ist.

So war also der Lehrstand wesentlich der Bewahrer aller göttlichen und menschlichen Weisheit, von Alter zu Alter durch die Tradition fortgepflanzt; er galt als der Inhaber des ganzen geistlichen Vermögens, das in der Gesellschaft im Umlauf war; er vertrat im Staate selbst den Logos, das ordnende Princip, das von der Höhe herab Ebenmaß geben soll und Ordnung der regellosen Beweglichkeit

der Unterwelt; darum war das Ehrwürdige sein Attribut. Der Wehrstand, in dessen Mitte und Schwerpunkt der Fürst als erster Bewegter seine Stellung hatte, sollte als der Schirm und Hort des Vereines und der Schutz des Thrones stehen; die Kraft des Ganzen sollte sich in ihm vereinen, der Muth sollte sein wesentlicher Charakter seyn, Tapferkeit sein Instinkt, die Ehre sein Erbe, sein Schwerdt immerdar der Schutz des Schwachen: so war er der Thymos nach jener alten Lehre im Verein, und das Ehrenveste sein Attribut. Endlich im Nährstande die Kinder der Erde ans Irdische geheftet, mit ihm schaltend und waltend und verkehrend, durch ihrer Hände Arbeit ihre Schätze hebend und mit allen treibenden Kräften den Umlauf der Güter von der Wurzel bis zum Wipfel und wieder zurück beschickend, die Epithymia im Staate; im Handel und Wandel und in allem Thun die Ehrlichkeit sein Zeichen.

Da der Nährstand wesentlich beweglich ist, so ist auch das bewegliche Eigenthum, ewig getheilt und ewig wieder eingesammelt, sein Gut, da der Wehrstand aber seiner Natur nach beschaulich und wesentlich ruhig seyn muß, so ist sein Gut unter den Gottesbann gefestigt; weil aber der Wehrstand zwischen dem beweglichen und dem Ruhenden die Mitte hält, darum ist seine Domaine in der Belehnung in ein Verhältniß zu ihm gesetzt, das zwischen der Festung und dem Wandelbaren mitten inne schwebt.

(9. Episches Versmaß. Der Hexameter allein schien den Alten der unbestimmten Dauer des Epos angemessen; dieß habe, sagt Aristoteles, die Natur selbst gelehrt und die Erfahrung bewährt. Das heroische Maß habe die größte Beharrlichkeit, die vollkommenste Gleichmäßigkeit und den stärksten Schwung. Seine Bewegung ist weder steigend noch sinkend, weder überspringend noch überfließend, weder männlich noch weiblich, weder gebunden noch zügellos. Eben so unbestimmt wie seine Richtung ist auch sein Verhältniß der Kraft und Schnelligkeit. Sein Gesetz fodert nur sinnliche Eintheilung und Ordnung der rhythmischen Massen, vollkommene Gleichheit der Theile und klare Andeutung der Einschnitte. Er hat die Freiheit, von der raschesten Leichtigkeit bis zur langsamsten Schwere zwischen den verschiedensten Mischungen von Kraft und Schnelligkeit zu wechseln. Er allein weiß sich daher, wie die epische Dichtart selbst, allen Gegenständen anzuschmiegen; und seine Mannichfaltigkeit wird durch die Vielheit der in ihm möglichen Abschnitte noch vermehrt.)

(Vielleicht war es also nicht allein sein ehrwürdiges Alterthum und die vermehrte Herleitung aller übrigen Maße, sondern der Anschein des in sich Vollendeten, was die Grammatiker bewog, den Hexameter das vollkommenste Maß zu nennen und ihm den ersten Rang einzuräumen. Aristoteles nennt die epische Poesie geradezu die erzählende und im Hexameter darstellende und bemerkt es als eine unstreitige Sache, daß es durchaus ungeschicklich seyn würde, ein Epos in einem andern Rhythmus oder in mehreren verschiedenen zu dichten. Jede Bewegung, deren Richtung bestimmt ist, muß den

angespannten Trieb früher oder später ermüden; und es würde eine wahre Pein seyn, in dem sonst so schönen alcäischen oder sapphischen Maße ein Gedicht von der gewöhnlichen Länge epischer Rapfodien hören zu müssen. Das elegische Maß ist zwar nächst dem heroischen das unbestimmteste und ihm am ähnlichsten; es ist noch nicht eigentlich ermüdend, weil es nicht anspannt, sondern auflöst; der in der alexandrinischen Schule nicht ungewöhnliche epische Gebrauch desselben setzt aber beym Künstler, wie beym Liebhaber, Schlassheit, nicht als vorübergehenden Zustand, sondern als bleibende Eigenschaft voraus, und kann daher nur im Verfall der Musik und Poesie statt finden. Beym Gebrauch verschiedner Rhythmen könnte zwar die Monotonie vermieden werden, aber wenn die Maße nicht ganz willkürlich, bedeutungslos und ohne Rücksicht auf den Geist der Darstellung gewählt und gebraucht würden, so würde das Gedicht gar kein Epos mehr seyn, denn es ist widersprechend, daß ein Gedicht in einzelnen Theilen durchgängig bestimmt, im Ganzen aber durchaus unbestimmt seyn könne.)

10. Die französische Revolution, in ihrem zerstörenden Fortgange, verbrauchte und zerbrach sehr schnell ihre eignen Werkzeuge, nur die geschmeidigsten und wandelbarsten durchdauernden Wechsel der stürmischen Entwicklungen. In demselben Maße, wie sich in Frankreich die Meinungen und Ansichten veränderten, geschah dies auch in Deutschland. Jede spätere Gestalt der Revolution bilfste einen Theil der Anhänger ein, welche die frühere gewonnen hatte. Geng und Stolberg sagten sich schon bei den frühesten Wendungen los, Klopstock und Bürger wurden erst durch die Gränel der Jacobinergewalt zurückgeschreckt, Fichte'n machte Napoleons unterdrückende Eroberung zum Gegner; wir nennen die Schriftsteller, weil durch ihre bekannten Namen und Beispiele am leichtesten ganze Klassen bezeichnet werden. So ließ die in raschen Verwandlungen stets wachsende Bewegung keinen Augenblick nach, ihre deutschen Anhänger abzustößen und zu verlieren, bis endlich selbst die hartnäckigsten belehrt oder erschöpft waren.

Nicht gerade die bessere Gestinnung und reifere Einsicht bedingten jedesmal das frühere Loslassen; die persönlichen Einflüsse, Lagen, Ausichten und Erfahrungen wirkten auf die mannigfachsten Gemüthsarten, wie auf die überkommenen und gewählten Denkweisen, sehr verschieden ein. Die wunderbarsten Wahlverwandtschaften wurden wach, die größten Widersprüche hielten sich eng verknüpft und der innerste Antrieb verbarg sich unter den räthselhaftesten Erscheinungen. Merkwürdig ist es, in diesem vielverschlungenen Gemisch und Wechsel die Hauptzüge des deutschen Charakters im Wesentlichen fast immer verfolgen und fast als unzerstörbare nachweisen zu können, woraus auch den trübsten Verirrungen noch ein leuchtender Funken bleibt, dem die reinste Theilnahme sich widmen kann.

11. Öffentliche Meinung. Nicht erst heutzutage hat die öffentliche Meinung Einfluß in der Welt bekommen: in allen

Jahrhunderten des neueren Europa hat sie ein wichtiges Lebens-
element ausgemacht. Wer möchte sagen, woher sie entspringt, wie
sie sich bildet. Wir dürfen sie als das eigenthümlichste Product un-
serer Gemeinschaftlichkeit betrachten, als den nächsten Ausdruck der
inneren Bewegungen und Umwandlungen des allgemeinen Lebens.
Aus geheimen Quellen steigt sie auf und nährt sie sich: ohne vieler
Gründe zu bedürfen, durch unwillkürliche Überzeugung bemächtigt
sie sich der Geister. Aber nur in den äußersten Umrisen ist sie
mit sich selber in Übereinstimmung: in unzähligen größern und klei-
nern Kreisen wird sie auf eigenthümliche Weise wieder hervorge-
bracht und auf das mannigfaltigste modificirt. Da ihr dann immer
neue Wahrnehmungen und Erfahrungen zufließen, da es immer
selbständige Geister giebt, welche von ihr zwar berührt, aber nicht so
geradezu in dem Strome mit fortgerissen, energisch auf sie zurück-
wirken, so ist sie in unaufhörlicher Metamorphose begriffen: flüchtig,
vielgestaltig; mit der Wahrheit und dem Recht zuweilen mehr,
zuweilen minder im Einklange: mehr eine Tendenz des Augenblicks
als eine fixirte Lehre.

Häufig begleitet sie nur das Ereigniß, das sie mit hervor-
bringt, — bildet und entwickelt sich daran: dann und wann aber,
wenn ihr ein einseitiger Wille, den sie doch nicht übermeistern kann,
entgegentritt, schwillt sie zu gewaltsamer Forderung an. Man muß
zugestehn, daß sie von den Bedürfnissen, den Mängeln in der Re-
gel ein richtiges Gefühl hat; davon aber, was auszurichten und
ins Werk zu setzen wäre, kann sie ihrer Natur nach kein reines
festes Bewußtseyn hervorbringen. Daher kommt es, daß sie im
Laufe der Zeit sogar oft in ihr Gegentheil umschlägt. Sie hat das
Papstthum gründend, sie hat es auch auflösend geholfen.

12. Die Lehre der Waldenser. Der Lebenswandel der
eigentlichen Waldenser wird selbst von ihren Gegnern gerühmt; wie
großen Anstoß sie aber dennoch in jener Zeit geben mußten, zeigt
folgende Zusammenstellung des Wesentlichsten ihrer Lehre:

„Die römische Kirche ist nicht die Kirche Christi, sondern seit dem
Pabste Silvester angesteckt vom Bösen; der Pabst ist nicht der Stell-
vertreter Christi, sondern Haupt aller Irrthümer; die Prälaten sind
nicht die Säulen und Stützen der Kirche, sondern vergleichbar den
Pharisäern und Schriftgelehrten. Mit Unrecht besitzen sie irdische
Güter, statt den Aposteln gleich zu arbeiten; mit Unrecht stellt sich
einer über den andern, da in der wahren Kirche alle gleich sind.“

„Mit Unrecht zwingt man uns, die Geistesarmen, unserm
Glauben zu entsagen, und verhindert die heilsame Darlegung unserer
Lehre. Steht nicht geschrieben: wer das Gute weiß und es nicht
thut, der sündigt doppelt? Freute sich Moses nicht, daß mehre
weissagten? Wünschte er nicht, daß das ganze Volk es vermöchte?
Christus ließ den, welcher die Teufel weder in seinem Namen aus-
trieb noch den Aposteln folgte, deshalb nicht verfolgen, sondern
sagte: wer nicht wider euch ist, der ist für euch. Die Apostel gin-
gen, obgleich die weltliche Obrigkeit und die Priester ihnen das

Prebigen untersagten, dem Befehle ihres Herrn gemäß in alle Welt
und lehrten alle Völker; und so haben nach ihnen viele Laien und
Unwissende den Gedrückten, Bedürftigen und Schwachen mit Er-
folg das Wort verkündet, während ihr, nicht ohne Nebenabsicht,
nur zu den Klugen dieser Welt spricht.“

„Der geistliche Stand hat durch Sittlosigkeit und Habucht
alle Achtung verloren; und dennoch meint ihr, an Außerlichkeiten
euch haltend, ein lasterhafter Priester könne gebührend die heiligen
Werte seines Amtes verrichten, keineswegs aber ein tugendhafter
Lai. Der Wahrheit nach ist aber ein frommer Laie weit eher ein
Priester und kann das Abendmahl und die Losprechung weit eher
ertheilen, als ein sündiger Geistlicher.“

„So wie eure Kirchenverfassung, erscheint auch eure Lehre man-
gelhaft und überall mit Irrthümern vermischt. Die Kindertaufe ist
unwirksam, die Teufelsbannung thöricht und die Firmelung mit
Unrecht bloß in den Händen des Bischofs. Die Messe ward um
des Gewinnes willen eingeführt, und euer ansehnlich geistlicher Gesang
gleicht einem Höllengeschrei, eure Glocken und Orgel erinuern an
die Posaunen des Teufels. Harte und öffentliche Bußübungen, be-
sonders der Weiber, erscheinen unchristlich. Die Priesterehe ist er-
laubt. Auf übertriebene Hindernisse der geistlichen und leiblichen
Verwandtschaft soll niemand Rücksicht nehmen.“

„Nach dem Tode kommen die Seelen in den Himmel oder in
die Hölle, wogegen das Fegefeuer nur eine eigennützige durch die Schrift
nirgends bestätigte Erfindung ist. Der wahre Glaube und die wahre
Reue genügen zur Seligkeit, und Christus lud den reuigen Ver-
brecher keineswegs ins Fegefeuer sondern ins Paradies. Almosen,
Fasten, Todtenmessen und Gebete helfen den Verstorbenen nichts,
vielmehr macht die Meinung, daß andere viel für unsere Seligkeit
thun und wirken können, nur träge und gleichgültig; und mit
Vernachlässigung aller innern Heiligung geht ihr zu Grunde in
abergläubigen Sagen.“

„Kein Ort ist heiliger zum Gottesdienst als der andere, und
ein frommes Gebet unter freiem Himmel, in seiner Wohnung, oder
selbst in Ställen dargebracht, ist Gott so wohlgefällig, als in Kir-
chen gesprochen; denn die wahre Kirche besteht nicht in der Menge
von zusammengebrachten Steinen, sondern in der Gemeinschaft der
Heiligen. Eure Fasten, welche nicht zur Abtödtung des Fleisches,
sondern dazu vorgeschrieben sind, damit die Reichen einen Vorwand
haben, an diesen Tagen etwas Besseres und Seltneres zu essen, sind
unnütz und überflüssig, und eben so eure neu erfundenen Festtage
und Aufzüge. Verehrung von Bildnissen und Gemälden führt zum
Götzendienst; Sündenerlaß, Weihungen, Weihwasser und ähnliche
Gebrauche haben keine Bedeutung. Euer Bann ist unchristlich und
kann allein heilsam werden, sofern er die mit Unrecht Geängstigten
zur wahren Erkenntniß treibt.“

„Gott ist das wahre Licht; anderes Licht in den Kirchen nützt
bloß dazu, daß sich die Geistlichen nicht an die Füße stoßen. Eure

Heiligenwunder, Legenden und Reliquien sind mehr lächerlich als erbaulich. Ihr wollt die Heiligen durch eure Anrufung ehren, und doch setzt dies voraus, entweder daß ihr Wille und ihre Ansicht nicht mit dem Willen und der Ansicht Gottes übereinstimmt, oder daß Gott härter und grausamer ist als sie. Ihr bringt ihnen Gaben, baut ihnen Altäre, lobet und preiset sie, in der Meinung, sie sehen dadurch zu bestechen, so wie ihr wohl, um des Beichtgeldes willen, selbst verstockte Sünder lossprecht!

„Was sich nicht aus der Bibel beweisen läßt, ist fabelhaft, und die Übersetzung derselben so würdig als das lateinische Wort. Christi Lehre reicht zur Seligkeit hin ohne Kirchengesetze und Überlieferungen, welche nur Überlieferungen der Pharisäer sind. — Daran also erkennet die Werke des Widerschrifts: er giebt nicht bloß Gott die Ehre, sondern auch den Geschöpfen; führt allen Gottesdienst um der Habgucht willen auf äußere Gebräuche zurück; herrscht nicht durch den heiligen Geist, sondern ruft die weltliche Macht gegen die Glieder Christi auf und verbirgt seine Tücken auf erbärmliche Weise hinter dem, was diese oder jene Jungfrau oder alte Frau Beseligendes und nicht zu Bezweifelndes gesagt haben soll! Die göttliche Offenbarung hat nichts zu thun mit solchem Aberglauben; in den Mönchsregeln und Mönchsklütten steckt nicht die wahre Heiligkeit, und die Gemeinschaft der Mönche ist nicht die Gemeinschaft der Heiligen.“

„Daher kommt euer Götzendienst, daß ihr von Gnade, Wahrheit, Kirche, Anrufung, Fürbitte, u. s. w. nur irrige Begriffe habt; und wir trennen uns von euch, damit wir in unserm Glauben das Wesentliche erhalten mögen, nämlich die innere Erkenntniß Gottes, die feste Hoffnung auf Christus, die Wiedergeburt durch Glaube, Hoffnung und Liebe, die wahre Gemeinschaft der Erwählten, die wahre Reue, die wahre Ausdauer und das ewige Leben. Alle Vergebung der Sünden ruht in Gott durch Jesus Christum für diejenigen, welche haben Glauben, Hoffnung und Liebe. Nachahmen möget ihr die Heiligen, nicht anrufen, nicht Christum vernachlässigen, unsern einzigen genügenden Mittler, unsern Herrn, der sich für uns opferte, den allein Heiligen, Unbefleckten, Reinen, Erstgebornen des Vaters. Ihr zerstreut und schwächt die Liebe, welche nur auf ihn gerichtet seyn soll, und zieht abgeleitete unreine Gewässer jenem reinen Urquelle vor. Sobald man nach unserer Weise im wahren Christenthume den Mittelpunkt aller Bestrebungen, Ansichten und Hoffnungen gefunden hat, so ergeben sich die Regeln für das einzelne des Lebenswandels von selbst: liebet die Welt nicht, fliehet Müßiggang und böse Gesellschaft, haltet Frieden, rächet euch nicht, traget in Geduld, seid mitleidig, bekämpfet böse Begierden und kreuziget euer Fleisch, höret die Stimme des Gewissens und reiniget euern Geist von allem Bösen.“

13. Geschichtschreibung. Abgesehen von Irrthum, Unwissenheit, Parteilichkeit und anderen verdammlichen Quellen falscher Urtheile, findet man, merkwürdig genug, daß Zeitgenossen und

Berichterstatter in der Regel sich am strengsten über diejenigen Männer und Könige aussprechen, bei denen sich durchdringender Verstand und überlegenes Talent zum Herrschen am deutlichsten offenbaren; während sie Geistes- und Charakterschwäche mancherlei Art oft mit dem Mantel der Liebe zudecken. Leugnet man, es trage zu dieser Erscheinung der Umstand bei, daß jene Überlegenheit manchem Schwächern nicht selten drückend und unangenehm vorkommt, so läßt sich der Grund nur in der Annahme finden, jene Schärfe des Verstandes und Kraft des Willens stehe gewöhnlich, oder gar nothwendig, mit Stolz, Menschenverachtung und Kälte des Herzens in Verbindung; weßhalb Irrthum und Schwäche, mit Wohlwollen vereint, nachsichtiger zu beurtheilen und in Wahrheit höhern Werthes sey. Zulezt reicht aber diese Entgegensetzung nur auf untergeordnetem Standpunkte und für Männer geringerer Größe aus; moegen bei einer höheren Betrachtungsweise und für Genien ersten Ranges jene Gegensätze dahinsinken oder doch zu einer tiefern Einheit zusammentreten. Bei mittelmäßigen Schriftstellern z. B. kann hier der Gedanke und dort die Darstellung überwiegen; in wahrhaft klassischen Autoren ist aber beides zu einer untrennbaren Eigenthümlichkeit verwachsen, und Nichts abzulösen oder abzusetzen, ohne das Wesentliche zu verlieren und zu zerstören.

Verlangt man nun von der historischen Reihe der Personen, welche ich die gemüthlichen nennen möchte, keine Klugheit und Sicherheit des Benehmens, verzeiht man ihnen Leichtsin, ja Verbrechen, um sonstiger Liebenswürdigkeit oder eingetretener Reue und Strafe willen; so sollte man in den ersten Herrscherseelen, wo, wie Spinoza sagt, voluntas et intellectus unum et idem est, nicht die Empfindungsweise jener, oder doch nicht dieselbe Art verlangen, Empfindungen an den Tag zu legen. Des Alpenbaches Bewegungen erscheinen anders, als die des Meeres; ja die äußere Erscheinung des Bewegteyns ist überhaupt nicht das alleinige Maaß der Tiefe und des inneren Lebens.

Also kann und soll der sentimentale Maaßstab weicher Gemüther nicht bei Karl V., Elisabeth, Wilhelm I von Oranien, Wilhelm III, William Pitt, Friedrich II und Ähnlichen angelegt werden; denn obgleich auf ihrer Oberfläche nicht die jugendliche Wärme heiterer Frühlingseelen zu Tage liegt, deren Werth und Liebenswürdigkeit jeder sehr gern anerkennt, fehlte es jenen doch keineswegs an der Gluth einer ächten ewigen Begeisterung, welche in Blick und Unglück sie auf folgerechter Lebensbahn emporhielt und ihnen die Kraft gab, Völker mit sich fortzureißen und Jahrhunderte zu gestalten. Jeden Falls ist es ungeschichtlich, solche Männer nur in dunkeln Farben abzuschildern und umgekehrt alle Lichter für entgegengesetzte Naturen aufzusparen.

Überhaupt gebietet des Geschichtschreibers heilige Pflicht, jede Ansicht, jede Richtung, jedes System in Hinsicht auf Staat, Kirche, Verfassung, u. s. w. unverfälscht und mit aller Kraft der Gründe darzustellen und zu entwickeln; — unbekümmert, daß er sich dadurch

dem ungerechten und oberflächlichen Vorwurfe der Gemüthlosigkeit aussetzt oder den Ultras der entgegengesetzten Parteien Gelegenheit giebt, Einzelnes aus seinen Schriften böswillig herauszugreifen, in ein falsches Licht zu stellen und seine Grundsätze (öffentlich oder insgeheim) bald als knechtisch, bald als anarchisch und rebellisch anzuklagen. Nur der Eitle und Feige läßt sich hiedurch in seiner Bahn irre machen, der Gewissenhafte hingegen wird mit erneuter Kraft und festerem Willen rücksichtslos die Wahrheit aussprechen und in Gerechtigkeit, Mäßigung, Duldsamkeit und Liebe die ewigen Grundlagen und Stützen der menschlichen und bürgerlichen Gesellschaft erkennen.

14. Das Thier. Bei den Thieren sehen wir Voranstalten zur Rede, und die Natur arbeitet auch hier von unten herauf, um diese Kunst endlich im Menschen zu vollenden.

Zum Werk des Athemholens wird die ganze Brust mit ihren Knochen, Bändern und Muskeln, das Zwergfell und sogar Theile des Unterleibes, des Nackens, des Halses und der Oberarme erfodert; zu diesem großen Werk also bauete die Natur die ganze Säule der Rückenwirbel mit ihren Bändern und Ribben, Muskeln und Adern, sie gab den Theilen der Brust die Festigkeit und Beweglichkeit, die zu ihm gehören, und ging von den niedrigen Geschöpfen immer höher, eine vollkommenere Lunge und Luströhre zu bilden. Begierig zieht das neugebohrne Thier den ersten Athemzug in sich, ja es drängt sich nach demselben, als ob es ihn nicht erwarten könnte. Wunderbar viel Theile sind zu diesem Werk geschaffen, denn fast alle Theile des Körpers haben zu ihrem wirksamen Beistehen Luft nöthig. In dessen, so sehr sich alles nach diesem lebendigen Gottesathem drängt, so hat nicht jedes Geschöpf Stimme und Sprache, die am Ende durch kleine Werkzeuge, den Kopf der Luströhre, einige Knorpel und Muskeln, endlich durch das einfache Glied der Zunge befördert werden. In der schlichtesten Gestalt erscheint diese Tausendkünstlerin aller göttlichen Gedanken und Worte, die mit ein wenig Luft durch eine enge Spalte nicht nur das ganze Reich der Ideen des Menschen in Bewegung gesetzt, sondern auch alles ausgerichtet hat, was Menschen auf der Erde gethan haben.

Unendlich schön ist, den Stufengang zu bemerken, auf dem die Natur vom stummen Fisch, Wurm und Insekt das Geschöpf allmählich zum Schall und zur Stimme hinauf fördert. Der Vogel freuet sich seines Gefanges als des künstlichsten Geschäfts und zugleich des herrlichsten Vorzugs, den ihm der Schöpfer gegeben; das Thier, das Stimme hat, ruft sie zu Hülfe, sobald es Neigungen fühlet und der innere Zustand seines Wesens freudig oder leidend hinaus will. Es gestikulirt wenig; und nur die Thiere sprechen durch Zeichen, denen vergleichungsweise der lebendige Laut versagt ist. Die Zunge einiger ist schon gemacht, menschliche Worte nachsprechen zu können, deren Sinn sie doch nicht begreifen; die Organisation von aussen, insonderheit unter der Zucht des Menschen, eilt dem innern Vermögen gleichsam zum voraus. Hier aber schloß sich die Thür, und dem

Menschenähnlichsten Affen ist die Rede durch eigne Seitensäcke, die die Natur an seine Luströhre hing, gleichsam absichtlich und gewaltsam versaget.

15. Gestalt des Thieres. In Thieren, wo das Haupt mit dem Körper noch horizontal liegt, findet die wenigste Ausarbeitung des Gehirns statt; die Natur hat ihre Reize und Triebe tiefer umher verbreitet. Würmer und Pflanzenthiere, Insekten, Fische, Amphibien sind dergleichen. In den untersten Gliedern der organischen Kette ist kaum noch ein Haupt sichtbar, in andern kommts wie ein Auge hervor. Klein ist es in den Insekten; in den Fischen ist Haupt und Körper noch eins, und in den Amphibien behält es größtentheils noch seine Horizontallage mit dem ganzen kriechenden Körper. Je mehr es sich losmacht und hebet, desto mehr erwacht das Geschöpf aus seiner thierischen Dumpsheit; um so mehr tritt auch das Gebiß zurück und scheint nicht mehr die ganze vorgestreckte Kraft des horizontalen Körpers. Man vergleiche den Haifisch, der gleichsam ganz Nache und Gebiß ist, oder den verschlingenden schleichenden Krokodill mit feinem Organisation, und man wird durch zahlreiche Beispiele auf den Satz geführt werden, daß je mehr das Haupt und der Körper eines Thiers eine ungetrennte horizontale Linie sind, desto weniger ist bei ihm zum erhöhtern Gehirn Raum, desto mehr ist sein hervorspringender ungelentiger Nachen das Ziel seiner Wirkung.

Je vollkommener das Thier wird, desto mehr kommts gleichsam von der Erde herauf; es bekommt höhere Füße, die Wirbel seines Halses gliedern sich nach der Organisation seines Baues, und nach dem Ganzen bekommt der Kopf Stellung und Richtung. Auch hier vergleiche man die Panzer- und Beuteltiere, den Ugel, die Ratte, den Bieskrab und andre niedrige Geschlechter mit den edleren Thieren. Bei jenen sind die Füße kurz, der Kopf steckt zwischen den Schultern, der Mund stehet lang und vorwärts; bei diesen wird Gang und Kopf leichter, der Hals gegliederter, der Mund kürzer, natürlicher Weise bekommt auch das Hirn dadurch einen höhern weitem Raum. Man kann also den zweiten Satz annehmen, daß je mehr sich der Körper zu heben und sich das Haupt vom Gerippe hinaufwärts loszugliedern strebt, desto feiner wird des Geschöpfes Bildung. Nur muß dieser Satz, so wie der vorige, nicht nach einzelnen Gliedern, sondern nach dem ganzen Verhältniß und Bau des Thiers verstanden werden.

Je mehr an dem erhöhtern Kopf die Untertheile des Gesichts abnehmen oder zurückgedrängt werden, desto edler wird die Richtung desselben, desto verständiger sein Antlitz. Man vergleiche den Wolf und den Hund, die Raze und den Löwen, das Nashorn und den Elephanten, das Ross und das Flusspferd. Je breiter, größer und herabziehender gegentheils die Untertheile des Gesichts sind, desto weniger bekommt der Kopf Schädel und der Obertheil des Gesichts Antlitz. Hiernach unterscheiden sich nicht nur die Thierarten überhaupt, sondern auch Eine und dieselbe nach Klimaten. Man be-

trachte den weissen nordischen Bär und den Bär wärmerer Länder, oder die verschiedenen Gattungen der Hunde, Fische, Mehe; kurz, je weniger das Thier gleichsam Kinnbacke und je mehr es Kopf ist, desto Vernunftähnlicher wird seine Bildung. Um sich diese Ansicht klarer zu machen, ziehe man vom letzten Halswirbel des Thiergerippes Linien zur höchsten Scheitelhöhe, zum vordersten Stirnbein und zum äußersten Punkt der Oberkinnlade; so wird man in den mancherlei Winkeln nach Geschlechtern und Arten die mannichfaltige Verschiedenheit sehen, zugleich aber auch inne werden, daß alles dies ursprünglich vom mehr oder minder horizontalen Gange herrühre und diesem diene.

16. Der Mensch. Man hat unserm Geschlecht ein sehr unwahres Lob gemacht, wenn man behauptete, daß sich jede Kraft und Fähigkeit aller andern Geschlechter dem höchsten Grad nach in ihm finde. Das Lob ist unerweislich und sich selbst widersprechend, denn offenbar hübe lobenn eine Kraft die andre auf, und das Geschöpf hätte ganz und gar keinen Genuß seines Wesens. Wie bestehet es zusammen, daß der Mensch wie die Blume blühen, wie die Spinne tasten, wie die Biene bauen, wie der Schmetterling saugen könnte und zugleich die Muskelkraft des Löwen, den Rüssel des Elefantens, die Kunst des Biberns besäße? Und bestzet, ja begreift er nur Eine dieser Kräfte mit der Innigkeit, mit der sie das Geschöpf genießet und übet?

Von der andern Seite hat man ihn ich will nicht sagen zum Thier erniedrigen, sondern ihm einen Charakter seines Geschlechts gar absprechen und ihn zu einem ausgearteten Thier machen wollen, das, indem es höhern Vollkommenheiten nachgestrebt, ganz und gar die Eigenheit seiner Gattung verlohren. Dies ist nun offenbar auch gegen die Wahrheit und Evidenz seiner Naturgeschichte. Augenscheinlich hat er Eigenschaften, die kein Thier hat, und hat Wirkungen hervorgebracht, die im Guten und Bösen ihm eigen bleiben. Kein Thier frist seines Gleichen aus Lederei; kein Thier mordet sein Geschlecht auf den Befehl eines Dritten mit kaltem Blut. Kein Thier hat Sprache, wie der Mensch sie hat, noch weniger Schrift, Tradition, Religion, willkürliche Geseze und Rechte. Kein Thier enblich hat auch nur die Bildung, die Kleidung, die Wohnung, die Künste, die unbestimmte Lebensart, die ungebundenen Triebe, die flatterhaften Meinungen, womit sich beinah jedes Individuum der Menschen auszeichnet.

17. Die Gestalt des Menschen ist aufrecht; er ist hier ein einzig auf der Erde. Denn ob der Bär gleich einen breiten Fuß hat und sich im Kampf aufwärts richtet, obgleich der Affe und Pygmäe zuweilen aufrecht gehen oder laufen, so ist doch seinem Geschlecht allein dieser Gang beständig und natürlich. Sein Fuß ist vester und breiter, er hat einen längern großen Zeh, da der Affe nur einen Daumen hat, auch seine Ferse ist zum Fußblatt gezogen. In dieser Stellung sind alle dahinwirkende Muskeln bequem. Die Wade ist vergrößert, das Becken zurück, die Hüften aus einander ge-

zogen, der Rücken ist weniger gekrümmt, die Brust erweitert; er hat Schlüsselbeine und Schulter, an den Händen fein fühlende Finger, der hinsinkende Kopf ist auf den Muskeln des Halses zur Krone des Gebäudes erhoben, der Mensch ist *ἀνθρωπος*, ein über sich; ein weit um sich schauendes Geschöpf.

Nun muß es zugegeben werden, daß dieser Gang dem Menschen nicht so wesentlich sey, daß etwa jeder andre ihm so unmöglich wie das Fliegen würde. Nicht nur Kinder zeigen das Gegentheil, sondern die Menschen, die unter die Thiere geriethen, habens durch Erfahrung bewiesen. Eils bis zwölf Personen dieser Art sind bekannt, und obwohl nicht alle hinlänglich beobachtet und beschrieben worden, so ergeben doch einige Beispiele deutlich, daß der biegsamen Natur des Menschen auch der für ihn ungemähefte Gang nicht ganz unmöglich werde. Sein Kopf sowohl als sein Unterleib liegen mehr vorwärts; der Körper kann also auch vorwärts fallen, wie der Kopf im Schlummer sinket. Kein todter Körper kann aufrecht stehen, und nur durch eine zahllose Menge angestrengter Thätigkeiten wird unser künstliche Stand und Gang möglich.

Also ist eben auch begreiflich, daß mit dem Thierartigen Gange viele Glieder des menschlichen Körpers ihre Gestalt und Verhältnis zu einander ändern müssen; wie abermals das Beispiel der verwilderten Menschen zeigt. Der Irländische Knabe, den Tulpius beschrieben, hatte eine flache Stirn, ein erhöhtes Hinterhaupt, eine weite blöckende Kehle, eine dicke an den Gaum gewachsene Zunge, eine stark einwärts gezogene Herzgrube; gerade wie es der vierfüßige Gang geben mußte. Das niederländische Mädchen, die noch aufrecht gieng und bei der sich die weibliche Natur soweit erhalten hatte, daß sie sich mit einer Strohkürze deckte, hatte eine braune rauche dicke Haut, ein langes und dickes Haar.

Das Mädchen, das zu Songi in Champagne gefangen ward, hatte ein schwarzes Ansehen, starke Finger, lange Nägel, und besonders waren die Daumen so stark und verlängert, daß sie sich damit wie ein Eichhörnchen von Baum zu Baum schwang. Ihr schneller Lauf war kein Gehen, sondern ein fliegendes Trüppeln und Fortgleiten, wobei an den Füßen fast gar keine Bewegung zu unterscheiden war. Der Ton ihrer Stimme war fein und schwach; ihr Geschrei durchdringend und erschrecklich. Sie hatte ungewöhnliche Leichtigkeit und Stärke und war von ihrer vorigen Nahrung des blutigen und rohen Fleisches, der Fische, der Blätter und Wurzeln so schwer zu entwöhnen, daß sie nicht nur zu entfliehen suchte, sondern auch in eine tödtliche Krankheit fiel, aus der sie nur durch Saugen des warmen Bluts, das sie wie ein Balsam durchbrang, zurückgebracht werden konnte. Ihre Zähne und Nägel fielen aus, da sie sich zu unsern Speisen gewöhnen sollte; unerträgliche Schmerzen zogen ihr Magen und Eingeweide, besonders die Gurgel zusammen, die lechzend und ausgetrocknet war. Lauter Erweise, wie sehr sich die biegsame menschliche Natur, selbst da sie von Menschen geboren

und eine Zeitlang unter ihnen erzogen worden, in wenigen Jahren zu der niedrigen Thierart gewöhnen konnte, unter die sie ein unglücklicher Zufall setzte.

Kein Volk der Erde hat man vierfüßig gefunden; auch die wildesten haben aufrechten Gang, so sehr sich manche an Bildung und Lebensart den Thieren nähern. Selbst die Unfühlbaren des Diobors, sammt andern Fabelgeschöpfen alter und mittlerer Schriftsteller, gehen auf zwei Beinen; und ich begreife nicht, wie das Menschengeschlecht, wenn es je diese niedrige Lebensweise als Natur gehabt hätte, sich zu einer andern, so Zwang- so Kunstvollen, jemals würde erhoben haben. Welche Mühe kostete es, die Berwülderten, die man fand, zu unsrer Lebensart und Nahrung zu gewöhnen! Und sie waren nur verwildert, nur wenige Jahre unter diesen Unvernünftigen gewesen. Das Eskimo'sche Mädchen hatte sogar noch Begriffe ihres vorigen Zustandes, Reste der Sprache und Instincke zu ihrem Vaterlande; und doch lag ihre Vernunft in Thierheit gefangen, sie hatte von ihren Reisen, von ihrem ganzen wilden Zustande keine Erinnerung. Die andern besaßen nicht nur keine Sprache, sondern waren zum Theil auch auf immer zur menschlichen Sprache verwahrloset.

Und das Menschenthier sollte, wenn es Aonen lang in diesem niedrigen Zustande gewesen, ja im Mutterleibe schon durch den vierfüßigen Gang zu demselben nach ganz andern Verhältnissen wäre gebildet worden, ihn freiwillig verlassen und sich aufrecht erhoben haben? Aus Kraft des Thiers, die ihn ewig herabzog, sollte er sich zum Menschen gemacht und menschliche Sprache erfunden haben, ehe er ein Mensch war? Wäre der Mensch ein vierfüßiges Thier, wäre ers Jahrtausende lang gewesen; er wäre es sicher noch, und nur ein Wunder der neuen Schöpfung hätte ihn zu dem, was er jetzt ist und wie wir ihn aller Geschichte und Erfahrung nach allein kennen, umgebildet. Warum wollen wir also unerwiesene, ja völlig widersprechende Paradoxa annehmen, da der Bau des Menschen, die Geschichte seines Geschlechts, und endlich, wie mich dünkt, die ganze Analogie der Organisation unsrer Erde uns auf etwas andres föhret? Kein Geschöpf, das wir kennen, ist aus seiner ursprünglichen Organisation gegangen und hat sich ihr zuwider eine andre bereitet: da es ja nur mit den Kräften wirkte, die in seiner Organisation lagen, und die Natur Wege genug wußte, ein jedes der Lebendigen auf dem Standpunkt festzuhalten, den sie ihm anweist. Beim Menschen ist auf die Gestalt, die er jetzt hat, alles eingerichtet; aus ihr ist in seiner Geschichte Alles, ohne sie nichts erklärlich.

18. Das Ohr. Das äußere Ohr, welches am Kopfe sichtbar ist und aus einem mit Haut überzogenen Knorpel besteht, fängt von beiden Seiten her die Schallwellen auf und leitet sie in den Gehörgang, dessen äußere Öffnung sichtbar ist, dessen inneres und hinteres Ende aber durch eine zarte Haut sich schließt, die wie das Fell einer Pauke davor gespannt ist und daher auch Pauken-

fell oder Trommelfell genannt wird. Hinter diesem Paukenfell ist in dem härtesten Knochen des Körpers ein kleiner Raum ausgehöhlt, welchen man die Paukenhöhle nennt, in denselben führt ein Canal aus dem Munde herauf, so daß die eingathmete Luft eindringen kann; die Paukenhöhle ist daher mit derjenigen Luft erfüllt, die wir einathmen, von dem Ohre aus kann keine Luft in dieselbe kommen, weil das Paukenfell sie nach dem Gehörgange zu fest verschließt.

Durch diese Paukenhöhle zieht sich eine bewegliche Knochenette hindurch, die aus drei kleinen aber sehr harten Knochen besteht, welche man den Hammer, den Amboß und den Steigbügel genannt hat. Der vorderste dieser Knochen, der Hammer, ist in das Paukenfell befestigt, der hinterste aber, der Steigbügel, verschließt den Ausgang der Paukenhöhle in das innerste Ohr. Denn hinter der Paukenhöhle liegt in demselben harten Knochen des Schädels noch eine zweite Höhle, die man ihres wunderbaren Baues wegen das Labyrinth genannt hat und in welcher die Verbreitung des Gehörnerven Statt findet. Diese Verbreitung geschieht hier theils in drei rechtwinklig gegen einander gestellten Bogengängen, theils in einem spiralförmig gemundenen Gebilde, ganz den gewöhnlichen Schneckenhäusern ähnlich, freilich nur wenige Linien groß, aber doch wieder durch alle Windungen hindurch in eine obere und untere Spirale getheilt. In diesem Labyrinth, dem innersten und verborgensten Theile des Gehörorgans, wird der überall verbreitete und in seine Fäden zertheilte Nerv von einem Wässerchen umspült, das die feinsten Erzitterungen wohl widerzugeben vermag und so die Gehörsempfindung vermittelt.

Was nun die Deutung dieser merkwürdigen Gebilde und ihr Verhältniß zur Function des Hörens anlangt, so ist so viel klar, daß das äußere Ohr und der Gehörgang zum Auffangen und Concentriren des Schalles bestimmt sind, daher auch Schwerhörige sich ganz ähnlicher Vorrichtungen zur Verstärkung des Schalles bedienen, wie z. B. der ans Ohr gehaltenen Hohlhand und des Hörrohres. Von dem Paukenfelle an, welches vor sich die Luft des Gehörganges, hinter sich die durch den Mund in die Paukenhöhle gedrungene Luft hat und beiden keine Gemeinschaft gestattet, beginnt die Leitung des Schalles, die sich bis zu dem Labyrinth und dem dort vertheilten Gehörnerven verbreitet, wozu die große Härte der Knochen wesentlich beiträgt. Die rechtwinklig in den drei Dimensionen des Raumes, nämlich nach Länge, Breite und Tiefe, gegen einander gestellten Bogengänge scheinen für die Richtung des Schalles ein wahrnehmendes Organ zu seyn, während die in dritthalb Windungen beendete Schnecke zunächst für die musicalischen Tonverhältnisse bestimmt zu seyn scheint, wenigstens kann man sich bei ihrem Anblicke des Gedankens an die Construction musicalischer Instrumente kaum enthalten.

Ermittelt ist über alles dieses noch nichts mit Sicherheit, und wie die Natur des Schalles selbst uns noch ein Geheimniß ist, so ist auch das für ihn bestimmte Organ in die tiefste Verborgenheit

zurückgezogen, kaum erkennbar in der Mannichfaltigkeit, Zierlichkeit und Kleinheit seiner Gestaltung, die zugleich zu den beständigsten des Körpers gehört, noch schwerer aber erklärbar in seiner Bestimmung. Auch ist es noch nie gelungen, die musicalischen Verhältnisse der Töne und die Gesetze der Musik mit den mathematischen Verhältnissen des Gehörwerkzeuges in eine irgend nachhaltige Vergleichung zu bringen.

19. Das musicalische Drama, oder die Oper, eine Erfindung des Florentiners Ottavio Rinuccini, der im Anfange des siebzehnten Jahrhunderts starb, gewann bald den allgemeinen Beifall des italienischen Volkes und verdrängte mit seinem blendenden Pompe und der Unzahl seiner Figuranten und Tänzer das redende Drama von den größten Theatern des Landes. Der musicalische Sinn des Volkes und nicht weniger seine Schaulust machten der neuen Schöpfung den Sieg sehr leicht, durch den freilich die dramatische Poesie nicht eben gewann. Denn sie konnte, nach dem Verfall des Schauspiels, in den Texten der Oper keinen würdigen Ersatz finden, da die Aufmerksamkeit des Publikums, mit Ohren und Augen durch Klang und Glanz gefesselt, von dem Sinne der Handlung und der Worte ganz abgezogen wurde. Italien besitzt eine Unzahl der albernsten Operntexte, deren Titel wegen des Verdienstes ihrer musicalischen Komposition mit Ehren genannt werden. Metastasio schrieb bessere, verbesserte aber dadurch die Gattung nicht.

Der Italiener betrachtet und genießt die Oper als rein musicalisches Kunstwerk, als ein Konzert in Maske und mit Ballet. Daraus erklärt sich dann die wunderliche Einrichtung, bei den Wiederholungen der Oper den zweiten Akt einmal um das andere vor dem ersten zu geben, damit diejenigen Personen, die das Ende einer Aufführung nicht abwarten können, in einer der nächsten Vorstellungen den zweiten Theil der Musik dennoch zu hören bekommen. Daher sind die Theater zu Konversationskälern geworden, in denen man plaudert, spielt und trinkt, während auf der Scene ein trockenes Recitativ (*Recitativo secco*) vortragen wird, bis eine große Arie oder ein prächtiger Aufzug die Aufmerksamkeit ergreift und Stille gebietet. Alsdann steht die Gesellschaft in den Logen auf und tritt vor, und kein lauter Athemzug unterbricht das gespannte Schweigen. Gefällt der Gesang, so wird rauschend ein *Dacapo* gerufen, und nach dem zweiten Vortrage bricht der Lärm desto heftiger wieder los, denn nun hat Jeder mit seinem Nachbar über die Arie und über den Sänger oder die Sängerin zu sprechen. Natürlich wird der Sänger die Scenen auch vernachlässigen, die sich keine Aufmerksamkeit zu verschaffen wissen, und somit hat er auf das Spiel kein besonderes Studium zu legen, denn aller Erfolg hängt von dem glücklichen Vortrage der brillantesten Gesangspartieen ab.

Wie nachtheilig diese allmähliche Hintanzetzung der Poesie in der Oper auch auf die Musik gewirkt hat, ist leichtlich aus den

neuesten Lieblingskompositionen der Italiener zu erkennen, namentlich aus denen des unerschöpflichen Rossini, der jetzt fast alle Theater Italiens, und leider auch einige in Deutschland, mit seinen Arbeiten überschwemmt. Alles ist in diesen Opern auf Effect berechnet, freilich mit einem glänzenden Talent für gefällige Melodie und überraschende Instrumentirung, aber ohne alle Rücksicht auf den Charakter und die Leidenschaft der singenden Personen. Daher das langweilige Wiederkehren der beliebten Passagen, daher das Hegen des Tempo's gegen den Schluß des Akts, wobei die *Plageoles* das *Fortissimo* der Saiteninstrumente überpfeifen, und dergleichen musicalische Kunststückchen mehr, welche von den Nachahmern dieses Meisters noch durch türkische Trommeln und Becken überboten zu werden pflegen.

20. Heutiges Theater. Die eigentlichen Theater in Europa sind alle ziemlich neu. Die Völker haben eine Eitelkeit darin gesetzt, die Entstehung ihrer Bühne in frühe Jahrhunderte hinauf zu rücken, und vorzüglich haben Italiener und Franzosen hierin einen unnützen Wettstreit geführt. Wenn man sich dahin vereinigt, daß man von der Bühne und der Schauspielkunst einer Nation nur sprechen kann, wenn ein Publikum entstanden, das mit seinen Dichtern eins geworden ist, wenn sich ein bestimmter Geschmack, eine Schule und eigne Vorliebe ausgebildet haben, so wird man nicht mehr einzelne religiöse oder moralische Dialogen zum Theater zählen, noch weniger jene fragmentarische Nachrichten von Gauklern und Jongleuren, am wenigsten aber frühe Übungsversuche und Nachahmungen, die einen Mönch auf seiner Zelle, oder einen Gelehrten, der keines Publikums bedurfte, unterhielten.

Das jegige Bedürfnis des Theaters konnte sich in frühern Jahrhunderten nicht zeigen, in welchen viele Kirchen- und weltliche Feste, Turniere des Adels, neben Aufzügen und Spielen der Bürger, die Imagination beschäftigten und in denen das Leben überhaupt weit weniger auf den engen Kreis des Hauses und kleiner Thätigkeit eingeschränkt war. Die neue Zeit genießt nicht jene Begünstigung der griechischen, in welcher Poesie und Theater aus dem großen öffentlichen Beisammenleben, aus einem mächtigen gemeinsamen Interesse entsprangen und dadurch so früh von selbst national und geheiligt wurden: bei uns zeigt sich nach dem verschwundenen Mittelalter und seinen großartigen Gedichten die neuere Poesie, vorzüglich aber das Theater erst dann, als eine Sehnsucht nach entflohenen großen Bildern und Begebenheiten an die Stelle dieser tritt; es schärft sich diese Begier um so mehr, je mehr das gemeinsame Band sich löset, je mehr alle Menschen den Mittelpunkt des Lebens verlieren. So steht in neuern Zeiten die Poesie leicht als Widerstreit des Lebens da, und die Aufgabe, sich mit diesem auszuöhnen und wieder mit ihm eins zu werden, ist die Ursache, daß so oft und so gern Größe und Schönheit einer falschen nachgemachten Wahrheit aufgeopfert wurden.

Soll also die Bühne nur in der Eigenthümlichkeit und natio-

nales Bildung eines Volks bestehen, so hat ohne Zweifel nach dieser Voraussetzung England das älteste Theater in Europa, welches kurz vor Shakspeare entstand und durch ihn seine Vollendung erhielt; fast eben so alt ist das spanische, welches nicht lange vor und mit Lope begann, aber erst durch Calderon nach 1640 seine Ausbildung fand; mit dem Eid beginnt die Periode des wahren französischen Drama; vor dem Goldoni können sich die Italiener keiner nationalen geschriebenen Comödie rühmen, und die Deutschen müssen gestehn, daß sie erst seit etwa vierzig oder fünfzig Jahren auf dem Wege sind, original und deutsch für ihre Bühne zu dichten, um vielleicht künftig jene Vollkommenheit zu finden, in welcher sie eben so kunstmäßig als national sein können, wenn es nicht etwa beschlossen ist, durch neue Verirrungen diese Bildungsfähigkeit zu stören und wiederholt zu verwirren.

21. Kostüm. In Frankreich versuchten es zwei Damen zuerst, das Kostüm der Wirklichkeit und Natur näher zu bringen. Wenn die Soubretten und Bauerntöchter auch nicht gerade die Keisröcke ganz so groß trugen, wie die Heldinnen der Tragödie, so traten sie doch niemals ohne Frisur, weiße Handschuhe und allen Schmuck auf, den sie sich hatten zu eigen machen können; fehlte er ganz, so wurde er geliehen. In einem kleinen Stück von Favart, *les amours de Bastien et Bastienne*, versuchte es 1753 die Frau des Dichters zuerst, ohne ungehörigen Schmuck ganz als naive Bäuerin aufzutreten, ja sie ging im Nachahmen der Natürlichkeit gleich so weit, daß sie in Holzschuhen ging. Ob die übrige Kleidung diesen Schuhen genau entsprochen habe, wird uns nicht erzählt, doch zweifle ich daran. Im Jahre 1755 warf die berühmte Clairon auch, als Helbin in Voltaire's *Orphelin de la Chine*, den Keisrock weg, ließ das hochaufrisirte Haar fallen und ging in wahren chinesischen Kleidern. Die Favart hatte noch Widerspruch erfahren, aber ihre Bewunderer hatten die neue Manier durchgefochten; die Clairon und Le Kain, der ihr in dieser Verbesserung beistand, hatten nicht viel zu kämpfen, und im Jahr 1761 wurde in Soliman II, oder die drei Sultaninnen, das strenge türkische Kostüm mit ungetheiltem Beifall aufgenommen; man hatte die neuen Kleider wirklich in Konstantinopel machen lassen, und die Clairon nahm sie nachher zum Muster ihrer Tracht.

Die Deutschen folgten später dieser Reform, so wie die Engländer, und endlich war man in Deutschland um das Jahr 1790 auf den meisten Theatern so kostümirte, daß man es geschmackvoll nennen konnte. Niemand wurde gestört, wenn Ritter, Knappen und Fräulein nicht genau der Zeit nach gekleidet waren, weil man jene frühern Zeiten fast nur aus den dramatischen Gedichten kannte. Selbst in jenen Tagen, als zu viele Ritter und ihre Fehden und verben Gesinnungen unsere Bühne fast erdrückten, fiel es keinem ein, die Kleider sonderlich zu mustern, man sprach nur über Spiel und Ausdruck. Der Literat schüttelte mehrmal wohl etwas den Kopf, wenn die selten auftretenden Griechen und Römer sich im Anzuge

zu sehr vergriffen, indessen hatten doch die Ariadnen und Medeen die Keisröcke abgelegt, und selbst die englische Königin Elisabeth erschien zuletzt ohne diesen.

So viel ich weiß, war Jffland, und auch nur in seinen spätern Tagen, der Erste, der eine genauere Nachahmung der wirklichen Trachten beabsichtigte. Manche Direktionen haben seitdem diese Liebhaberei für ein gelehrtes Kostüm bis an die Gränze des Möglichen getrieben. Wenn man erst Kleinigkeiten untersucht, nachschlägt, deshalb korrespondirt, sich aus fernem Gegenden belehren läßt, ob ein Soldat damals diese oder jene Nuance einer Farbe getragen habe, so liegt es als Nothwendigkeit ganz nahe, sich das wirkliche lederne Koller zu verschaffen, in welchem Gustav Adolph fiel oder Wallenstein ermordet wurde, und Karl der Kühne und seine Ritter müssen sich aus der Schweiz erst die Helme und Rüstungen verschreiben, die dort aufbewahrt werden.

Dies Wichtignehmen des Unwesentlichen ist ein Spiel mit dem Spiel, die eigentliche Darstellung kann nun nicht mehr so beachtet werden, wie sie sollte. Das Publikum wird verwöhnt und ist es an manchen Orten schon; die Kleider werden mehr als das Gedicht beachtet, die Zuschauer untersuchen mit ihren Gläsern, ob auch an Sammt oder Spitzen alles ächt sei; die Schauspielerinnen nehmen jede Gelegenheit wahr, sich unzufleiden, mögen die störenden Pausen auch noch so lange dauern; die Männer, vorzüglich die jungen, ahmen ihnen nach und sind fast stärkere Koketten als jene, und es ist nicht unmöglich, wenn die Liebhaberei an vielen und neuen Kleidungen erst recht allgemein geworden ist, daß die Regie für ihr Repertoire die Stücke vorzieht, in denen recht viel Gold und Seide zur Schau getragen wird. Nun überfüllt sich nach Jahren die Garderobe, vieles, das trefflich und poetisch ist, kann nicht gebraucht werden; will man es nun nicht ungenutzt verderben lassen, so fände ich den letzten Vorschritt nicht verwerflicher als die vorigen, etwa einen Dichter zu berufen (und es giebt ja Gelegenheitsdichter aller Art) und ihm aufzugeben, sich an den vielen reichen und mannigfaltigen Kleidungsstücken zu begeistern, um eine Tragödie oder ein großes Schauspiel zu erschaffen, in welchem aller dieser Prunk wieder ins Leben treten könnte.

Die Vollendung, die wir auf diesem Wege zur Wahrheit suchen, ist nur eine ganz unerreichbare, und wir würden uns täuschen, wenn wir uns dies nicht redlich geständen. Mögen wir Chroniken, Kupferstiche und Bildergallerieen plündern, so viel wir wollen, so bin ich überzeugt, daß uns jeder Schneider aus dem 14ten oder 15ten Jahrhundert verachte, wenn er unsere aufgestuzten Modelle sehen könnte.

22. Dekoration. In Hinsicht der Verzierungen und Gemälde sehn unsre jetzigen Theater den frühern nicht mehr ähnlich. Es fragt sich nur, ob Landschaften, Tempel, Durchsichten, Gebirge und Wasserfälle wirkliche selbstständige Kunstwerke sein dürfen, ob sie als solche nicht schaden, und nicht geschmackvolle aber unbedeu-

tendere Malerei, die den Zwecken des Theaters und Dichters dient, vorzuziehn sei. Ohne Zweifel. Denn der Luxus der Malerei schadet dem Schauspiel und verdrängt es von der Bühne.

Mit der großen Oper ist der Fall anders. Hier darf man weder vom Gedicht noch von der Darstellung jene Wahrheit fordern, die dem Schauspiel unerlässlich ist. Von je ist auf den dramatischen Gesang, und mit Recht, Pracht und Schmuck gewendet worden. Die Musik selbst, die uns schwärmerischer und phantastischer stimmt, die durch ihr Verweilen und die Wiederholung der Melodie uns mehr in süßen oder bewegten träumerischen Zustand versetzen soll, verträgt recht gut die Verbindung aller Künste, des Tanzes, der Malerei, der Deklamation und des Gesanges. Nur die eigentliche Schauspielkunst ist hier ausgeschlossen, und der Sänger, der seine Rolle so wie in einem Drama spielen wollte, würde seinen Beruf mißverstehn.

Es ist zu beklagen, daß man in allen Dingen, denen etwas Wahres zum Grunde liegt, die Grenzen überschritten hat. Das ist eben die Thorheit; denn eine völlige, reine, die nicht auf etwas Nichtigem fußt, giebt es nicht. Deshalb wird auch jeder, der über die Gebrechen der Bühne spricht, von den neueren Theaterfreunden so leicht mißverstanden. Warum soll die Bühne nicht geschmückt sein? wo es paßt, Aufzug, Tanz erheitern? ein Gewitter nicht natürlich vorgestellt werden? Es ist nur die Rede davon, daß dies nicht die Hauptsache werde und den Dichter und Schauspieler verdränge, oder daß man Shakespeares und Schillers Poesie dadurch zu verherrlichen glaube, daß man sie durch ein lästiges zu lange weihendes Augenschauspiel, Musik, Lärm, u. s. w. erdrücke. Der Aufzug in Schillers Jungfrau ist freilich der Wendepunkt ihres Schicksals, ihre höchste irdische Verherrlichung unmittelbar vor ihrer tiefsten Erniedrigung; aber desungeachtet könnte Schiller es nicht billigen, wie dieses Außerweltliche in Berlin z. B. so die Hauptsache geworden ist, daß alle Worte des Dichters nach diesem Prachtaufzuge nur nücktern und matt klingen und auch den besten Zuschauer langweilen müssen. Auch Shakespeare hat dergleichen nicht ganz verschmäht; den meisten Raum nimmt der Krönungszug in Heinrich VIII ein; Anna war aber die Mutter der Elisabeth, und diese, die am Schluß als Kind wieder im Zuge getragen wird, die unmittelbare Gegenwart, welche durch diese Feierlichkeit verherrlicht werden sollte.

Warum soll denn auch diese Lust an Perspektive, Landschaft, Beleuchtung, Zauber des Mondlichtes und Allem dieser Art nicht befriedigt werden? Ja, ist denn diese Lieblichkeit und Lust an der Täuschung etwas so Verwerfliches, daß es sich gar nicht zum wahren Kunstgenuß erheben ließe? Ich bin im Gegentheil von dieser Möglichkeit überzeugt. Man könnte in die zauberhaften Wirkungen des Abend- und Morgenrothes eine passende Musik ertönen lassen, in leichter Poesie die Fabel des Endymion, des Tithon und der Aurora, oder aus der neuern Poesie magische und romantische

Gestalten, so wie reizende Tänze, auftreten lassen. Hier könnte und dürfte sich, unbeschadet andern Zwecken, die Kunst des Malers, die Zauberei des Lichtes auf das vollkommenste entfalten, der Zuschauer, auch der gebildete, einen wahrhaft künstlerischen Genuß finden, und Effekte könnten auf diesem Wege hervorgebracht werden, von denen das Kühnste, was bis jetzt gesehen ist, nur ein Anfang zu nennen wäre. So lenkte man Alles, was unser Schauspiel immer mehr verdirbt und was doch bei diesem nie einen ganz ungestörten Boden findet, ab und erschaffte eine neue Gattung, die auch der strenge Kritiker rühmen mußte. Barbarei und Geschmacklosigkeit besteht nur darin, daß man Alles in Alles hinein packen will.

23. Virgil. Vielleicht ist die Aufgabe unauslöschbar, ein episches Gedicht aus einem Stoff zu bilden, der nicht seit Jahrhunderten als nationales Gemeingut in Volksliedern und Erzählungen lebt, so daß die chylische Geschichte, die ihn begreift, und alle, die darin handeln, jedermann bekannt sind. Gewiß war sie es für Virgil, dessen Genie zu Schöpfungen dürftig war, wie groß auch sein Talent zum Schmücken. Wir fühlen es nur zu unangenehm, wie wenig es dem Dichter gelang, diese Schatten, Namen denen er einen Charakter erfinden mußte, zu lebendigen Wesen zu erheben, wie es die Helden Homers sind. Daß er dieses selbst fühlte, und es nicht verschmähte in der Art groß zu sehn, wozu er ausgerüstet war, beweisen grade seine Nachahmungen und Erborgungen, die eingemischten Züge seiner feinen und weitverbreiteten Gelehrsamkeit, so bewundert von den Römern, jetzt so wenig gewürdigt. Wer mühselig und zusammensetzend arbeitet, ist sich der Rizen und Spalten bewußt, welche Verkiten und Abschleifen nur dem unfundigen Auge verbirgt, und von denen das Werk des Meisters frey ist, das im großen Gusse hervorgeht. Sicher ahndete auch Virgil, daß aller fremde Schmuck, mit dem er sein Werk zierte, wohl Reichthum des Gedichts, aber nicht der seinige ward, und daß die Nachwelt dies einst erkennen werde.

Daß er ungeachtet dieses qualenden Bewußtseyns auf dem ihm offenen Wege dahin strebte, einem Gedicht, welches er nicht aus freyer Wahl schrieb, die größte Schönheit zu geben, die es aus seinen Händen empfangen konnte; daß er nicht eitel und irrig, wie Lucan, einer ihm versagten Genialität nachtrachtete; daß er sich nicht betöhlen ließ, als ihn alles ringsum vergötterte und Properz sang:

Latiums Dichter weicht, und weicht ihr graziöser Sänger!
Über die Ilias ragt bald ein erhabneres Lied!

daß er, als der Tod ihn von den Fesseln bürgerlicher Rücksichten löste, vernichten wollte, was er in diesen feyerlichen Momenten eben als den Stoff falschen Ruhms wehnüthig betrachten mußte: das macht ihn achtungswürdig und uns nachsichtig für alle Schwächen seines Gedichts. Nicht immer entscheidet der Werth eines ersten

Versuchs; aber Virgils erstes Jugendgedicht zeigt, daß er sich mit unglaublichem Fleiß ausbildete, keine versäumte Kraft in ihm erlosch. Wie liebenswürdig aber und edel er war, erscheint da, wo er aus dem Herzen redet; nicht allein im Landbau und in allen Schilderungen reines stillen Lebens, in dem Epigramm auf Syrons Villa, sondern nicht weniger in der Aufführung jener großen Seelen, die hell in der römischen Geschichte leuchten.

24. Amadeddin, ein Turkmene, aus dem Dorfe Nesim bey Bagdad gebürtig und daher Nesimi genannt, folgte auf der ascetischen Bahn den pantheistischen Dogmen Scheich Schubi's, dessen Lehre von dem Ausspruche: Ich bin Gott! ausging, und welcher lehrte, daß die Seele des Menschen in Gott versunken, sich mit Gott vermische wie der Regen mit dem Meere. Außerdem war er der Lehre Faslullah Hurufi's, d. i. des Buchstabendeuters, zugethan, welcher die Buchstaben nur als symbolische Lichtgefäße erklärte, denen jedem im Menschen ein Glied entspreche, und welcher nach diesem Systeme den Koran als ein Menschengebild auslegte. Er war unbesonnen genug, diese Geheimnisse der Esopi's dem Volke zu predigen, und verfiel dadurch in die Hände der Gelehrten, die nicht nach dem Innern sondern nur nach dem Außern zu urtheilen durch das Gesetz befugt sind. Er wurde zu Haleb von dem Ulema's zum Tode verurtheilt und lebendig geschunden. Wiewohl er auch persisch und arabisch dichtete, so ist doch sein Hauptdrama der türkische, und wiewohl schon vor ihm unter Mohammed und Bajesid dem Ersten Osmanen türkisch dichteten, so gab doch er der erste türkischen Gedichten Schwung und Ruhm, so daß Murad's II Regierung allgemein als die erste Epoche gilt, in welcher osmanische Dichtkunst geblüht.

25. Holberg. Es war für die deutsche Bühne eine gute Zeit, als viele der Holbergischen Lustspiele mit Wohlgefallen gesehen wurden. Damals hatten die Deutschen freilich nur noch wenige Fortschritte in ihrer Sprache und Poesie gethan; die Engländer waren ihnen noch unbekannt; aber doch wurden viele der feineren Lustspiele nach dem französischen gegeben, man freute sich an den Trauerspielen in Alexandrinern; die Bildung, die sich die Meisten aneignen wollten, war aus der Literatur der Franzosen herübergeholt; es ist also sehr zu loben, daß dieselben Menschen den ehrlichen treuherzigen Holberg ihrer Gesellschaft nicht unwürdig fanden, und daß es ihnen möglich war, sich an einem Geiste zu ergötzen, der keiner Verzärtelung schont, sondern das Pächerliche in aller robusten Kraft und großartigen Wirklichkeit hinstellt.

Es war schon ein schlimmes Zeichen, als in den Jahren 1770 bis 1780 ungefähr der Geschmack der Deutschen so verfeinert wurde, daß sie diese alten dänischen Gemälde nicht mehr ertragen mochten, und der Dichter so verurtheilt wurde, daß Holberg und Kopenhagen für eins und dasselbe galt. In jener Zeit übersezte und ahmte man den Goldoni fleißig nach, dessen beste Lustspiele und wohlgerathene Charaktere sich mit dem Wohlgefallen am Holberg und Moliere

doch gut vertragen können. Ist Goldoni's Witz leichter und schwebt für das Auge der Meisten eine feinere Ironie über seinen Spielen, so ist Holberg dafür humoristischer, mannigfaltiger, und beherrscht das wahre hohe Komische, welches man dem neuern Sprachgebrauch zufolge das Niedrige zu nennen pflegt. Holberg war fast veressen, als Kozebue und einige Andere sein Andenken auf der Bühne zu erneuern suchten. Der wahre Freund des Dichters, der seine Trefflichkeit versteht, wird die Änderungen, die die Umarbeiter für nöthig gehalten haben, gewiß nicht loben können; denn man hat dem alten Komödienschreiber da nachhelfen wollen, wo er keiner Hülfe bedarf, man hat Gesinnungen und Scenen ausgesponnen, die er vorsätzlich geringe und als Nebensache nahm, und dadurch die ächte Kraft seines Talentes gebrochen und entstellt.

In unsern Tagen, in denen so vieles versucht, alles Ausländische und Fremde mit Vorliebe ergriffen wird, wo keine noch so seltsame Form uns erschreckt, ja selbst die Formlosigkeit ihre Freunde findet, wäre es wohl werth, von neuem den Versuch zu machen, den lustigen Veteran wieder bei uns einzubürgern. Sind doch trotz aller Übersetzungen, ungeachtet der Menge der neuern Dichterwerke, die Repertoires unserer Bühnen so klein und unzulänglich! Besteht jene jener Autoren, die noch vor wenigen Jahren Günstlinge waren, schmelzen hinweg wie der Schnee im Frühling, weil Jeder fühlt, wie diesen Dramen Reiz und Leben entflohen ist, manches neuere Nachwerk geht in sein Grab ohne gelebt zu haben, und auch viele krampfhafteste Geburten, welche von Talenten hervorgebracht sind, können sich, so sehr sie von Freunden und Verbliebenen angepriesen werden, vor dem gesunden Sinne des deutschen Volks nicht als fortlebende erhalten.

Freilich (und das ist die größte Schwierigkeit) müssen die Holbergischen Lustspiele in dem Sinne dargestellt werden, in welchem sie geschrieben wurden. Ja der Schauspieler muß Genie genug sein, auch da noch mit Humor und Ironie auszuhelfen, wo der alte Moralist ernsthaft und ehrbar wird. Und wo finden wir dieses scharfe aber ruhige Spiel, jene komische Laune, die uns ohne Vorbereitung täuscht, jene durchgeführte Charakteristik, die auch das Widersprechende der Geberden und Situationen zu einem vollständigen Ganzen zu vereinigen weiß? Da aber die Deutschen so nachsichtig sind, sich selbst an schwachen Wienern Produkten zu ergötzen, bei denen durch Mangel des Dialekts und der Localität mehr als der halbe Spaß verloren geht; so ist doch wohl der Versuch nicht abzuweisen, jene veralteten Komödien wieder bei uns einheimisch zu machen.

Der Meisterwerke, die mit wenigen Änderungen und Abkürzungen aufgeführt werden könnten, sind nicht wenige. Auch würde uns hier die neuere Übersetzung von Ohlenschläger Hülfe geben. Ich nenne hier vor allem den vortrefflichen Geschäftigen (im Original: der Mann der keine Zeit hat), die Maskeraden, den Barbier, den Pfalzgrafen, Bernillens kurzer Fräuleinstand, Heinrich und Bernille,

ja selbst die Hezerei dürfte in unsern Tagen eine neue komische Anwendung erhalten. Was sich der Ausführung dieser und ähnlicher Wünsche am meisten widersetzt, ist eine sehr tadelnswürdige Verzärtelung, die sich für moralische Bildung giebt. Diese kränkliche Schwäche erträgt zwar täglich das Empörendste, ja erbaut sich daran, erschrickt aber vor jedem derben Spas und meint in jeder ächten Poesie und Schalkheit die Tugend gefährdet. Ob sich diese Stimmung jemals wieder zu einer bessern, gesündern und mehr moralischen wird verarbeiten lassen, steht dahin. So viel aber ist deutlich, daß ohne diese moralische Nervenschwäche tausend Mißverständnisse, unzählige Vorurtheile und mit ihnen die Unfähigkeit, das Wahre zu erkennen, gar nicht da sein würden; dann wären auch viele Kritiken, so wie Warnungen wie diese, völlig überflüssig.

26. Schiller. Was jedem Beobachter an Schiller am meisten als Charakteristisch bezeichnend auffallen mußte, war, daß in einem höheren und prägnanteren Sinn, als vielleicht je bei einem Andern, der Gedanke das Element seines Lebens war. Anhaltend selbstthätige Beschäftigung des Geistes verließ ihn fast nie und wich nur den heftigern Anfällen seines körperlichen Übels. Sie schien ihm Erholung, nicht Anstrengung. Dieß zeigte sich am meisten im Gespräch, für das Schiller ganz eigentlich geboren schien. Er suchte nie nach einem bedeutenden Stoff der Unterredung, er überließ es mehr dem Zufall, den Gegenstand herbeizuführen, aber von jedem aus leitete er das Gespräch zu einem allgemeinen Gesichtspunct, und man sah sich nach wenigen Zwischenreden in den Mittelpunct einer den Geist anregenden Discussion versetzt. Er behandelte den Gedanken immer als ein gemeinschaftlich zu gewinnendes Resultat, schien immer des Mitredenden zu bedürfen, wenn dieser sich auch bewußt blieb, die Idee allein von ihm zu empfangen, und ließ ihn nie müßig werden.

Hierin unterschied sich sein Gespräch am meisten von dem Herderschen. Nie vielleicht hat ein Mann schöner gesprochen als Herder, wenn man, was bei Berührung irgend einer leicht bei ihm anklingenden Saite nicht schwer war, ihn in aufgelegter Stimmung antraf. Alle seltenen Eigenschaften dieses mit Recht bewunderten Mannes schienen, so geeignet waren sie für dasselbe, im Gespräch ihre Kraft zu verdoppeln. Der Gedanke verband sich mit dem Ausdruck, mit der Anmuth und Würde, die, da sie in Wahrheit allein der Person angehören, nur vom Gegenstande herzukommen scheinen. So floss die Rede ununterbrochen hin in der Klarheit, die doch noch dem eignen Eraynen übrig läßt, und in dem Hell Dunkel, das doch nicht hindert, den Gedanken bestimmt zu erkennen. Aber wenn die Materie erschöpft war, so ging man zu einer neuen über. Man förderte nichts durch Einwendungen, man hätte eher gehindert. Man hatte gehört, man konnte nun selbst reden, aber man vermiffte die Wechselthätigkeit des Gesprächs.

Schiller sprach nicht eigentlich schön. Aber sein Geist strebte

immer in Schärfe und Bestimmtheit einem neuen geistigen Gewinne zu, er beherrschte dieß Streben und schwebte in vollkommener Freiheit über seinem Gegenstande. Daher benutzte er in leichter Heiterkeit jede sich darbietende Nebenbeziehung, und daher war sein Gespräch so reich an den Worten, die das Gepräge glücklicher Geburten des Augenblicks an sich tragen. Die Freiheit that aber dem Gange der Unterfuchung keinen Abbruch. Schiller hielt immer den Faden fest, der zu ihrem Endpunct führen mußte, und wenn die Unterredung nicht durch einen Zufall gestört wurde, so brach er nicht leicht vor Erreichung des Zieles ab.

So wie Schiller im Gespräch immer dem Gebiete des Denkens neuen Boden zu gewinnen suchte, so war überhaupt seine geistige Beschäftigung immer eine von angestrenzter Selbstthätigkeit. Auch seine Vriese zeigen dieß deutlich. Er kannte sogar keine andere. Bloßer Lecture überließ er sich nur spät Abends und in seinen leider so häufig schlaflosen Nächten. Seinen Tag nahmen seine Arbeiten ein oder bestimmte Studien für dieselben, wo also der Geist durch die Arbeit und die Forschung zugleich in Spannung gehalten wird. Das bloße von keinem andern unmittelbaren Zweck als dem des Wissens geleitete Studiren, das für den damit Vertrauten einen so unentbehrlichen Reiz hat, daß man sich verwahren muß, dadurch nicht zu sehr von bestimmter Thätigkeit abgehalten zu werden, kannte er nicht und achtete es nicht genug. Das Wissen erschien ihm zu stoffartig, und die Kräfte des Geistes zu edel, um in dem Stoffe mehr zu sehen als ein Material zur Bearbeitung.

28. Tiecks reisere Werke, den Sternbald, die Genoveva, den Octavian, den Fantafus mit aller darin enthaltenen Mannichfaltigkeit, die Novellen, den leider noch nicht vollendeten Krieg der Gevinnen, kann man nicht nach ihrem wahren Werth und Gehalt würdigen, ohne in die innersten Geheimnisse der Poesie einzugehn; und man würde sich dabey nur ungerne entschließen, die vernachlässigten Ansprüche der dramatischen und der metrischen Technik geltend zu machen, wo die Fülle und Leichtigkeit des ersten Wurfes zu sehr in die Breite geht, weil der reichbegabte Künstler sich niemals entschließen konnte, anders als *alla prima* zu malen.

Eine zauberische Fantasie, die bald, mit den Farben des Regenbogens bekleidet, in ätherischen Regionen gaukelt, bald in das Zwielicht unheimlicher Abndungen und in das schauerliche Dunkel der Geisterwelt untertaucht; ein hoher Schwung der Betrachtung neben den leisen Anklängen sehnsuchtsvoller Schwermuth; Unerforschlichkeit an stummen Erfindungen; heitler Witz, der meistens nur zwecklos umherzuschwärmen scheint, aber so oft er will seinen Gegenstand siegreich trifft, jedoch immer ohne Bitterkeit und ernsthafteste Kriegsrüstungen; Meisterschaft in allen Schattirungen der komischen Mimik, so fern sie schriftlich aufzufassen sind; seine nur allzuschlaue Beobachtung der Wirklichkeit und der gesellschaftlichen Verhältnisse, dieß sind die Vorzüge, die, bald die einen bald die andern mehr, in Tiecks Dichtungen glänzen. Ich vergaß noch die Grazie, eine

ihm so angebohrne Eigenschaft, daß sie sich wie von selbst einstellt, und daß er ihr nicht entsagen könnte, wenn er auch wollte. Möge nur mein edler Freund seine bisherige genialische Sorglosigkeit um das künftige Schicksal seiner Hervorbringungen nicht zu weit treiben und uns bald die versprochene Sammlung seiner Werke schenken!

28. Montaigne. Ein Schriftsteller, welcher bis auf unsere Tage Lieblingschriftsteller der französischen Nation geblieben ist, verbreitete schon im sechzehnten Jahrhundert durch abgerissene Betrachtungen, durch Anekdoten und gesammelte Stellen der Alten, die er angenehm in seinen Vortrag verwebte, eine Lebensweisheit, deren Grundsätze Rousseau im achtzehnten Jahrhundert von ihm entlehnte, so wie den wesentlichen Theil seines Systems der Erziehung und des Unterrichts. Wir reden von Montaigne und würde durch eine genaue Prüfung seiner ganz aus dem französischen Nationalcharakter hervorgegangenen und darauf berechneten Versuche, die in unzähligen Ausgaben verbreitet sind, leicht darthun können, daß der natürliche und unbefangene Landedelmann durch den dogmatischen Streit zweier erbitterten Partheien, welche beide Duldung und Widerwillen gegen Streitigkeiten über unauslöbliche Fragen und über Glaubensbestimmungen, die auf Leben und Wandel keinen Einfluß haben, für gottlose Gleichgültigkeit hielten, auf den Gedanken geleitet ward, daß dieses Streiten über Glauben und Lehre mit der Pedanterey der Schulen und der Erziehung, die er von Jugend auf verabscheut hatte, zusammenhänge.

Von der Idee der Vortrefflichkeit der Erziehung und des Unterrichts, den er in seiner Jugend genossen hatte, im Gegensatz der gewöhnlichen Schulerziehung ausgehend, dachte sich Montaigne, wie später Rousseau, den Contrast der alten und neuen Zeit greller, als er in der That war, und sah die Meinungen und Triebfedern der griechischen Republikaner und der alten Römer in einem ganz andern Licht, als ein Gelehrter oder ein Theolog oder ein philosophischer Forscher der Geschichte sie sehen würde. Da Montaigne indessen, seiner Entfernung von allem Dogmatismus, seiner Vorsichtigkeit und Gemüthlichkeit gemäß, dreiste Behauptungen scheute und kein festes System dem herrschenden entgegensetzte, so können wir ihn zu denen welche das letztere erschütterten nur in so fern zählen, als er unter dem größeren lesenden Publikum Vorstellungen verbreitete, die ein freieres Denken veranlaßten und Mißtrauen gegen Gelehrte und Gelehrsamkeit, Vertrauen auf den schlichten nicht in Schulen ausgebildeten sondern im Leben und durch die Schriften der Alten ausgebildeten Verstand hervorriefen.

29. Leibnitz war nicht etwa nur, wie Herder sagt, Mitarbeiter und Präsident der Gesammtakademie aller europäischen Wissenschaften, sondern vielmehr er allein und an sich eine ganze Akademie, und zwar eine solche, welche mit der reichsten Fülle des wissenschaftlichen Lebens in die Bildung der Mitwelt und Nachwelt eingriff: eine solche stellt er sowohl in seiner Aristotelischen nicht

etwa im Allgemeinen sich ergebenden sondern in das Einzelne aller Zweige des Wissens vertieften Umfassung, als in der Weise seiner Beschäftigung und Wirksamkeit vor. Gleichzeitig mit einem großen Nebenbuhler Erfinder mathematischer Formen, auf welchen jene früher ungeahneten Erweiterungen und Fortschritte dieser Wissenschaft ruhen, in der Physik, Chemie, Geologie auf der Höhe, welche damals erreichbar war, entwickelte er zugleich zwar kein schulgerechtes philosophisches System, aber eigenthümliche Philosopheme, welche ein System in sich schließen; und sind auch die besondern Bestimmungen, in welchen er das ewig Wahre zu fassen suchte, sind seine Monaden und seine prästabilierte Harmonie nicht in dieser Form schlechthin gültig geblieben, so fählt doch jedes tiefere Philosophiren sich seinem Erkennen nicht minder als dem Platonischen befreundet, weil es in demselben trotz späterer Verflachung und Verunstaltung eine höhere und ächt speculative Richtung entdeckt: denn er suchte, nach eigenem Ausdruck, erhaben über Sinne und Einbildungskraft, den Ursprung der Erscheinungen in dem intellectuellen Gebiete.

„Ich schmeichle mir“, sagt er irgendwo, „hiervon einige Ideen zu haben, aber dieses Zeitalter ist nicht gemacht, sie aufzunehmen“; ein Ausspruch, der eben so wohl auf seine historischen und sprachwissenschaftlichen Pläne und auf seine religiösen und kirchlichen Überzeugungen und Entwürfe Anwendung leidet, deren einige erst unsere Zeit in ihrem vollen Umfange zu verwirklichen beginnt, andere nach kleinen Anfängen noch der Zukunft vorbehalten bleiben.

Er hatte den Platon und Aristoteles in der Ursprache gelesen, und ihre Vereinnigung sich frühzeitig zum Ziele gesetzt; seine ausgebreiteten Kenntnisse in der übrigen classischen Philologie lassen sich, obgleich ihre Früchte nicht vorliegen, aus seinen jugendlichen Theils unausgeführt gebliebenen Theils untergegangenen Versuchen zu Ausgaben des Petronius und Marrianus Capella ermessen; seine Absicht, über die Nachahmer des Lipsius zu schreiben, zeigt eine ächt philologische Aufmerksamkeit auf die Formen der Darstellung, und seine dichterische Beschreibung des neu entdeckten Phosphors ist des Lucretius nicht unwürdig. Selbst mit römischen Münzen und griechischen Inschriften beschäftigte er sich und löste wenigstens in letzteren auch schwierigere kaum den Männern vom Fach durchdringliche Aufgaben. Die Etymologie, sowohl an sich als in Bezug auf Ursprung und Zusammenhang der Volksstämme, und insbesondere die Alterthümer der Muttersprache beschäftigten ihn vielfältig. Mit jenen großartigen Unternehmungen für Geschichte und Urkundenkenntniß verband er die Rechtslehre und die Thätigkeit des Publicisten, mit den höchsten theologisch-philosophischen Betrachtungen wie später Lessing ein Bibliothekariat; und von der Erforschung des göttlichen Weltplans herab senkte sich sein Blick bis zur Verbesserung der Kutschen, zum Maschinenwesen, zu Bergbau und Zucht des Seidenwurms, welche er in seinem Garten betrieb.

Ganz akademisch hat er niemals öffentlich gelehrt, sondern nur seine Schülerinnen, jene hochgesinnten und geistreichen Fürstinnen,

sind unmittelbar in seiner Schule gebildet; an allen gelehrten Bestrebungen des Zeitalters hat er den Antheil einer vollständigen Akademie genommen und einen größern Briefwechsel als eine solche mit allen Personen von wissenschaftlicher Bedeutung unterhalten: selbst die Farbe des Hofmannes, die öfter zum Gespötte gebient hat, entsprach wenigstens der frühern Stellung der Akademien und entrückte ihn der Pedanterei der Gelehrten seiner Zeit, die Niemand für akademisch halten wird.

39. Edmund Burke (geb. 1730, † 1797), ein Riesengeist, wie sie die Natur in Jahrhunderten nur einmal hervorbringt, war der erste, der mit prophetischem Blicke die französische Revolution würdigte, mit unerreichter Beredsamkeit vor ihren Grundsätzen warnte, die trunkenen Gemüther zur Besonnenheit zurückführte und durch ewige Grundsätze des Rechts und der Sittlichkeit die glänzenden Trugbilder in ihr Nichts zurückstürzte. Alles, was man gegen ihn gesagt hat, läuft darauf hinaus, daß er nicht die höchste Mäßigung beobachtet, nicht jedes Wort auf die Goldwaage der Billigkeit gelegt habe; aber jene kraftlose Mäßigung hätte den Sturm nicht beschworen, und Burke war nicht der Geschichtschreiber der Revolution, er war ein Demosthenes wider dieselbe. Gern theilten wir aus dem Schätze seiner Weisheit mehr als das Folgende mit:

Es giebt nur einen Beruf, um die Menschen zu regieren, und das ist Weisheit und Tugend. Die Wissenschaft, einen Staat zu bauen, wiederherzustellen oder zu verbessern, kann wie jede andere Erfahrungswissenschaft nicht a priori gelehrt werden, und die Erfahrung, welche uns in dieser bloß praktischen Wissenschaft unterrichten soll, darf keine kurze Erfahrung seyn. Jedem, der Macht in irgend einem Grade besitzt, kann der Gedanke nie lebendig und heilig genug vor dem Sinne schweben, daß er nur ein anvertrautes Gut verwaltet und von seiner Verwaltung dem großen Nachthaber, dem einzigen Herrn, Stifter und Gründer aller Gesellschaft, ernste Rechnung abzulegen hat. Neigung zum Erhalten und Geschicklichkeit zum Verbessern sind die beiden Elemente, deren Vereinigung den großen Staatsmann bildet.

Niemand soll die Verbrechen des Staats anders als mit schlichter Ehrfurcht enthüllen, oder seine Verbesserung mit seiner Zerstörung beginnen, sondern jeder Bürger zu dessen Fehlern nahen, wie man zu den Wunden eines Vaters tritt, mit frommer Härlichkeit und zitternder Besorgniß. Wir sollen die unnatürlichen Kinder des Vaterlandes verabscheuen, die mit rascher Hand ihren alten Vater in Stücke zerhacken und ihn in den Zauberkessel verrückter Schwarzkünstler werfen, um durch giftige Kräuter und wilde Zaubersformeln das väterliche Leben verjüngt wieder herzustellen und den entflohenen Geist zurückzurufen. Die französischen Philosophen betrachten und achten die Menschen bei ihren Versuchen nicht höher als wie Mäuse in einer Luftpumpe in einen Gefäße, voll mephitischen Gasses. Was die Leute nennen reinen Eisch machen, aufräumen, gründen, ist gewöhnlich ein so rohes mit so viel Unklugheit und Ungerechtig-

keit verknüpftes Verfahren, so entgegen der Natur und den menschlichen Einrichtungen, daß die Erheber oft zu den ersten gehören, die Ekel und Überdruß daran bekommen.

Wenn die geringsten Rechte des ärmsten Volkes im Königreiche in Anspruch genommen werden, würde ich mich jeder Willkür selbst der Mächtigsten entgegensetzen. Wenn aber jenes Volk seine Freiheit in einen Abgrund von Bosheit verwandelte und nicht gegen Willkür geschloß, sondern von den Gesetzen der Sitte und Tugend entbunden seyn wollte; so würde ich meine Hand auch mit Wenigen vereinen, um zu zeigen, welche Kraft diese in einer guten Sache über Verwilderte und Nichtswürdige haben. Zwei Dinge muß man im Auge behalten: 1) den Werth, die Wichtigkeit des Gegenstandes, von dem es sich handelt; 2) die Mittel, welche dabei angewendet werden. Die Gefahr ist nicht allein abzuschätzen nach den Mitteln, mit welchem man bedroht, sondern auch nach dem Gegenstande, welcher bedroht wird.

Kein Staat muß als unheilbar betrachtet, überall der revolutionaire Grundsatz bekämpft werden, das Interesse der Regierung und der Unterthanen stehe einander feindlich gegenüber. Ein Staat, dem es an allen Mitteln der Veränderung fehlt, entbehrt auch der Mittel der Erhaltung; doch fühle ich eine unüberwindliche Abneigung, meine Hand zum Zerstören irgend einer bestehenden Regierungseinstellung zu bieten, um irgend einer noch so scheinbaren Theorie willen. Nicht abstrakte Ansichten über das besser oder schlechter einer Verfassung geben Gründe zu Änderungen, sondern Neigungen und Ansichten des Volks, verbunden mit der eigenen Überzeugung von den vorhandenen Übeln und dem Nutzen der Mittel und der Besserung. Daß die höchste Gewalt in der Majorität liege, und diese in jedem Augenblicke das Recht habe, zu thun was ihr beliebt, ist ein Grundirrtum.

Atheismus ist das furchtbarste und grausamste Unglück, das ein Volk treffen kann. Hier ist nicht von Abweichung sondern von vollkommener Entgegensetzung, nicht von Duldung sondern von offenem Kriege gegen das Böse die Rede. Aber wo nur noch ein Funke von Religion ist, von natürlicher oder geoffenbarter, laßt uns ihn lieben, dulden, anblasen, daß er sich zur heiligen Flamme entwickele. Das stärkt den Bund gegen die Knechte der Finsterniß, welche alles zerstören möchten, was Gott in Schönheit und Ordnung gegründet hat.

31. Deutsches Kriegshandwerk. Im Jugendalter des germanischen Reichs war jeder Freie durch den Heerbann zum Kriegszuge verpflichtet und diente in weiten Fahrten, wie unter den Karolingern, dem Haupte der Nation ohne andern Lohn als um Aussicht auf Beute. Diese ursprüngliche naturgemäße Kriegsverfassung endete allmählig bei der Entwicklung des Feudalsystems, welches, hervorgegangen aus dem uralten Gesindegesetze und auf das ganze Reichsgebiet angewandt, die abligen Lehnshaber zu Hof als Vasallen in den Streit ihrer Herren rief. Die Vertretung der

großen Reichslehenträger mit dem höhern Adel und das wechselseitige Verhältniß desselben zu den niedern Edeln und Ritterlehnsmännern führte diese Einrichtung auf den Kern der Nation zurück, welcher vor der Blüthe des Bürgerthums unbestritten der niedere Adel. Das war die Kraft der Deutschen, mit welcher die fränkischen, schwäbischen Könige über die Alpen zogen und ihrem Haupte das römische Kaiserthum errangen; ihr Römerzugesolge war nach Rassen gezählt; Fußvolk gab es nicht oder ward gering geachtet; Armbrustschützen kamen erst im vierzehnten Jahrhundert auf.)

(Angeregt durch Abenteuerlust, erwärmt und veredelt durch das Christenthum, gestützt durch dem germanischen Gemüthe eingeborne Verehrung gegen die Frauen, bildete sich in den Kreuzzügen das Lehnsdienstwesen zum Ritterorden aus, und gewährt dem Leben aller germanischen und germanisch-romanischen Völker jene gleich heitere adelige Physiognomie. Aber die religiöse Spannung der Glaubenskämpfe überlebte sich, und mit ihr sank das Princip der Chevalerie. Die Vasallenverknüpfung des Reichsoberhauptes mit Fürsten und Adel ward locker und unbequem zu fernem bauernben Älgen; die unendliche Zerspaltung des deutschen Staatskörpers, die sich aufhebenden Verpflichtungen, Bündnisse einzelner Reichsglieder, lähmten den Draganismus, und das Lehnsystem, wiewohl noch tauglich für innere kleine Nachbar-Kriege, hörte auf Schild und Wehr der Nation zu sein. Aber Kriegslust und Kriegsnoth blieben.)

(Da trat an die Stelle des dienstpflichtigen Ritters der Ritter um Sold; Fürsten und Stände gaben eine bestimmte ihnen aufgelegte Schatzung an Geld, und die Kaiser suchten, wiewohl zu vermindertem Kriegsrühm des deutschen Volks, mit den Waffen adliger Söldner, welche ihre Marschälle und Bannerherren führten; sie unterlagen in auswärtigen Unternehmungen, während die Streitelust des Adels sich in Gausheiden, Weglageret und Gefellenritten verzehrte. So war die Gestalt des Kriegslebens im vierzehnten Jahrhundert; in Frankreich neben dem durch englische Waffen beschimpften Ban und Arriere-Ban die Banden, in Deutschland die Freireiter, in Italien die Condottieri, in Belgien und England die Brabanzonen. Diesseits der Alpen noch Alles wohl geharnischt zu Ross; daneben wurde die Armbrust wichtige Waffe; in Italien, wo nur feste Städte, Burgflecken und Castelle, kamen die Gialbonieri in Brauch, Fußvolk mit einer eigenthümlichen Art Lanze, Gialda. Aber das Ende des funfzehnten und der Anfang des sechzehnten Jahrhunderts änderte diese wilde Gestalt des europäischen Kriegswesens, die Umwandlung mußte von Deutschland ausgehen, als des gemeinschaftlichen Lebens Mittelgetriebe.)

(Vorbereitende Umstände waren: Reichs- und Glaubens-Kriege mit freiheitseifrigen starkmüthigen Bauern und Bürgern; im Norden mit den Dietmarschen und Stormarschen; im Osten mit den Böhmen, Johannes Huz unüberwindlichen Glaubenshültern; im Süden mit der schweizerischen Eidgenossenschaft; gegen alle drei nach Naturgebot zu Fuß mit kurzer handlicher Bewehrung streitende

Feinde hatte nieder- und ober-sächsische, fränkische und bairische, österreichische und rheinische, auch burgundische und lothringische Ritterschaft den Preis verloren; grobes Land- und Stadt-Gesindel war in vielen blutigen Feldschlachten des übermüthigen Adels Meißter geworden. Dazu kam die neue Waffe, das Feuergewehr, welches, nur vom Fußvolk zu handhaben, die guten Stahlrüstungen der Ritterleute nutzlos machte, aber nur langsam von plumpem Gebrauch der ersten Kanone auf die mörderischen Handröhre und Musketen übergeng.)

(Um diese Zeit, das letzte Jahrzehent des funfzehnten Jahrhunderts, geschah es, daß die Krone Valois und das Geschlecht der Habsburger, welches Frankreich von drei Seiten zu umklammern drohte, in schweren Krieg geriethen; erst um das Erbe des Herzogs von Burgund, dann um Mailand, wo die Visconti, seit Heinrich von Lützelburg Vicare in Lombardien, dann erbliche Herzöge dem Reich zu Lehn, im Bastardblute der Sforza sich verjüngt hatten. Es begann jener über ein Jahrhundert lang geführte Streit zwischen Habsburg und Frankreich, welcher bis zum Ende des dreißigjährigen Kriegs das erschütternde Triebrad aller politischen Bewegungen Europas geblieben ist. Beide kriegsführende Mächte, Valois und Habsburg, sahen sich von der Waffenmacht ihrer Vorfahren entblößt; der Ban und Arriereban unter der Driflamme war seit den großen Siegen der Engländer in Geringschätzung gefallen; des Lehnsdienstes für den Kaiser hatten sich längst die deutschen Vasallen entwöhnt; daher Sigismunds, Friedrichs III mühselige verkümmerte Kriegsunternehmungen.)

(Beide Häupter der Christenheit, Herrscher der waffenlustigsten Völker, waren in Verlegenheit um Männer, ihre Schlachten zu schlagen. Aber Frankreich hatte einen Vorsprung. Durch Karl VII, voll Verdruß über das Vasallenaufgebot, welches der Lilien Ehre an England verloren, war der Kriegemuth der Nation in eine neue dem königlichen Willen fügsame Form hineingeführt; seit dem Jahre 1445 bestanden die fünfzehn Ordonnanz-Compagnien, jene gepriesenen Hommesd'armes, ein besoldetes stehendes Ritterheer, die Pflanzschule der neueren französischen Chevalerie, deren Glanzsterne die Bayard, la Tremoille, la Palice sind. Jedoch das alte Princip, ungeachtet einer Begeisterung für König und Ehre, welche an die Paladine erinnert, konnte selbst in verjüngter Form der neuen Welt nicht Stand halten; unvorbereitet und ungewöhnt an Waffenlust, war der französische Bürger und Bauer noch nicht fähig, ein Nationalfußvolk aus seiner Mitte entstehen zu lassen; die Repräsentation des französischen Volks noch immer eine adlige, die Zeit aber dem Adel entwaschen. Was thaten nun Ludwig XI, Karl VIII, Ludwig XII, Franz I, um den Soldatenmangel des Reichs zu ergänzen? Sie riefen die Sieger Burgunds, Österreichs, Schwabens, in ihren Sold; sie mietheten Schweizerbauern.)

(Maximilian, der junge Held voll „theurer Gedanken“, uner-müdblicher Anschläge und rastlosen Schöpfergeistes, mußte, verlassen

von dem Adel seiner Erbstaaten, nicht unterstützt von der ungebändigten jede Abhängigkeit scheuenden Reichsritterschaft, welche er nicht als Kronsfürner in Compagnien an seine Fahne fesseln konnte, tiefer in das neue Princip eingehen, wenn er die Würde des Weltobershauptes festhalten wollte; Schweizer, die Rebellen gegen Habsburg, in Habsburgs Solde, war Widerstand; er mußte schaffen. Und was der Weiskönig geschaffen, hat die Welt geändert und die Änderung getragen; woraus er es geschaffen, war die Nation geworden und ist die Nation geblieben; er schuf aber „die frommen Landsknechte.“)

(Ludwig XII und Franz I blieben bei ihrem Princip, dem adeligen, und wurden darüber zu Schanden; dem Kaiser nachahmen, aus der Mitte ihres Volks eine gleiche Macht aufrufen, vermochten sie nicht. Als nun die adlige Cavallerie, ungeachtet Franz I wahrhaft König der Edelleute, wie sein Schwur *soy de gentilhomme adlig*, bei dem krankhaft überspanntesten Ehrgefühl eines Papard und der glänzendsten Tapferkeit alle prunkhaften Unternehmungen rückgängig werden ließ, so oft die Eidgenossen den Stier von Uri zurückriefen, da lockte in der Noth der König der Edelleute die Landsknechte in seinen Dienst; die Lansquenets kamen und halfen ihm siegen; aber dem grimmen Haß der Kaisertreuen konnten sie nicht stehen; sie wurden alle erschlagen.)

(Maximilian, der römische König, war bemüht des Erbes seiner gestorbenen Frau, Maria von Burgund, und seines Sohnes Philipp mächtig zu werden, hatte aber harte Sträuße gegen die Bürger Flanderns und Brabant's zu bestehen, welche sich störrisch gegen fremdes Regiment auflehnten. Nur geringes Adelsgefolge stand dem Felden zur Seite; Deutschland regte sich nicht, als übermüthige Junktmeister von Brügge das erwählte Oberhaupt in schimpflicher Gast hielten; die Arglist Ludwigs XII unterstützte offen die Rebellen, Karls des Kühnen zerstückte Herrschaft wieder an das Haus Valois zu bringen; die Herzöge von Oelbern und Cleve wollten den Mächtigen nicht in ihrer Nähe dulden. Da brachte Maximilian zuerst rüftiges Land- und Stadt-Volk aus den österreichischen Erblanden unter seine Fähnlein zusammen, gab ihnen Sold, waffnete sie nach Schweizerart, ohne Schild, mit achtzehn Fuß langen Spießen, mit Hellebarden, Schlachtschwerdtern, lehrte sie Glied und Rote halten, die Lanzen ausstrecken, einen Igel machen, und führte unter adligen und bürgerlichen Hauptleuten, Weibeln, so gerüstetes unverdroffenes Volk in seine Feinde.)

(„Landsknechte“ nannte man die mannichfaltig bewaffneten bunt belledeten Haufen: denn es war Volk vom Lande, im Gegensatz des Gebirges, von wo die Schweizer; nicht vom flachen Lande allein, sondern und vorzüglich aus den Städten, deren zahlreiche in Junktspielen, guten Künsten und städtischem Kriege streitgelübte Handwerksgefelln dem ehrenvollen Ruf des ritterlichen Max freudig folgten. „Oberländische“ Knechte wurden sie genannt, ward das Fähnlein in Städten und Flecken des schwäbischen Oberlandes auf-

geworfen; „niederländische“, wenn aus den nördlichen Preisen des Reichs das Regiment Knechte zusammenfloß. Nicht Lanzknechte sind sie zu heißen, weil sie zum Unterschiede der ritterlichen Lanzen den Spieß führten; nur der ähnliche Klang hat zum spätern Irrthum und zur falschen Übersetzung Lancigeri geführt.)

32. Der Weizen. (Aus Preußen.) Dieser ist das Brodgetreide für die reichsten und bevölkertsten Gegenden Europa's, hat also einen sehr ausgedehnten Verbrauch. Wenn nun auch gleich in den letzten Jahrzehnten seine Produktion bedeutend erhöht und vermehrt ist, und überdem noch andere entferntere Gegenden der Welt, wie Nordamerika und das südliche Rußland, mehr und weniger ebenfalls auf die europäischen Märkte mit ihrem Weizen wirken; so kann dieses Alles doch nicht die Folge haben, daß wir dauernde Noth mit dem Absatz unseres Weizens haben können, weil andere entgegen gesetzte Wirkungen jenen Ursachen wohl die Wage halten werden. Denn einmal nimmt die Bevölkerung in Europa und folglich auch die Konsumtion mit jedem Friedensjahre zu, und zweitens können wir in unsern Gegenden den Weizen wohlfeiler produziren, als diejenigen Länder, die ihn brauchen, und als Amerika ihn mit Vortheil nach Europa schaffen kann, und überdem ist das feuchte Klima Englands dem Weizenbau nicht so günstig und mit jedem nassen Sommer hat man Mißwachs zu erwarten. Wenn daher nur, wie es ziemlichen Anschein hat, die Kornbill in England aufgehoben wird, und dadurch ungehinderte Zufuhr fremden Weizens möglich wird, dann wird es auch an Absatz dahin nicht fehlen. Denn die alsdann auch in England eintretende Preisverminderung des Weizens vermindert dann auch sicher die eigene Produktion desselben und sichert um so mehr die Dauer unsers diesjährigen Verkehrs.

Freulich werden wir mit mäßigen Preisen zufrieden sein müssen, weil dieses eine unausbleibliche Folge der Statt findenden allmählichen Einziehung des Papiergeldes oder Verminderung der zirkulirenden Zahlungsmittel ist, England überdem einen nicht unbedeutenden Einfuhrzoll auf das fremde Getreide legen wird; allein, immer wird sich ein ungenügender Mittelpreis bilden, der unsere bestehenden Veranschlagungspreise noch ansehnlich übertrifft, und dieser wird hinlänglich seyn, wenn wir unsere Bodenkraft durch vermehrte Düngung erhöht und uns dadurch einträglichere Erndten gesichert haben. Also ein Ausfuhrprodukt wird der Weizen für uns wieder werden und bleiben, und daher ein Mittel abgeben, unsere Zahlungsmittel in gerechtem Verhältniß mit der Produktion zu erhalten; und wir haben daher wohl Ursache, auf fernere Erzeugung dieser Frucht Fleiß und Aufmerksamkeit zu verwenden.

Selbst das neu sich bildende Südamerika hat schon in letzter Zeit Weizenmehl aus europäischen Häfen bezogen, und je mehr also auch dort Bevölkerung, Civilisation und Verkehr steigt, je mehr kann und wird unser Weizen auch dorthin Abfluß finden, welches um so leichter geschehen muß, da wir von dort auch Landesprodukte

für unsern Verbrauch nehmen können. Sicher ist also die Stockung des Weizenabfahes in den letzten Jahren vorübergehend, und kein Grund für die Beschränkung vorhanden, daß es immer so bleiben werde. Die angehäuften Vorräthe des Weizens absorbirt ein einziges Mißwachsjaahr in England oder Frankreich.

33. Italienische Kaufmannschaft. Die Bearbeitung französischer, englischer und niederländischer Wolle zu ausgesuchten Tüchern in den Städten Lombardiens und in Florenz, so wie der Handel mit Erzeugnissen fremden Kunstfleißes, die man auf der Calimala in Florenz, dem Mercato anderer Städte erblickte, waren die Quellen der Reichthümer der Cerchi, Medici, und bieten uns schon im dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert die erfreulichen Erscheinungen, welche erst im sechszehnten Jahrhundert die fürstlichen Fugger der deutschen Welt gewährten. Der Durchgangshandel der Producte des fernen Asiens und Aegyptens, welchen Venedig, Ancona, Sinigaglia, Pisa, allmählig Livorno, und die Königin der Gewässer, Genua, vermittelten, setzte in Italien den ersten reich wuchernden Gewinn ab, dessen kargliche Nachlese, den deutschen Krämern von klugen Nachbarn spärlich zugemessen, Augsburg, Nürnberg, Prag und Breslau dennoch erblühen ließ.

Vor allem aber war es die Geistesüberlegenheit des rechnenden speculirenden Geldnegocianten, welche den ungebildeteren Nachbarn ihr Gold und Silber abnahm und dasselbe in den italienischen Städten anhäuften. Die Volksmenge der Städte, die Regsamkeit der Gewerbe und des Verkehrs machte früh die Mauern zu enge, wiesen die Industrie der Überzähligen auf Frankreich, England, Burgund, Flandern und das südliche Deutschland an und füllten die Länder jener unbehüllichen Nachbarn mit einem Schwarme kaufmännischer Abentheurer, die anfangs der rohen Nothdurft willkommen, von den Fürsten mit Vorrechten geehrt, später bei vorgeschrittener Cultur eine beschwerliche Landplage wurden. Der edlere Theil dieser herumziehenden Kaufmannswelt erhielt noch lange sein Ansehen, trat überall mit frei-bürgerlichem Bewußtsein auf und vertrat durch eine heitere ritterliche Persönlichkeit nicht unwürdig die Heimath im Auslande; nicht allein die Genueser in Byzanz bildeten einen für sich bestehenden Staat in der Fremde, hatten besondere Jurisdiction; es wurde der gesammte italienische Handelsstand, abgesehen von der Verschiedenheit daheim, in einem fremden Reiche durch seinen Capitän, Rector, durch seine Consoli repräsentirt.

So schloß Messer Folco Caci aus Perugia, Capitänus universitatis mercatorum Lombardorum et Tuscorum, im Namen der Consoli des Handelsstandes von Rom, Genua, Venedig, Piacenza, Lucca, Bologna, Bistoja, Asti, Alba, Florenz, Siena und Mailand im Jahre 1278 einen Vertrag mit dem Könige von Frankreich über die Verlegung der Handelsrepublik nach Nismes, die früher in Montpellier ihren Mittelpunkt gehabt hatte. Steuerfreiheit, Erlaß von bürgerlichen Verpflichtung wurden ihr zuerkannt, so wie das Recht, einen Capitän oder Rector und Consoli

in genannter Stadt einzusetzen. Das sind jene freien gestitteten dabei ränkevollen und gewalthätigen Italiener, welche in den Novellen der Franzosen und Engländer mit so eigenthümlichem Gepräge auftraten; das sind die Sachinos und Pillarios, eine durch den Umgang mit aller Welt gefährlich abgeschlossene Genossenschaft, die uns Shakespeare im Cymbelin so meisterhaft gezeichnet.

Verschieden von diesem nobleren Kaufmannsstande waren die sogenannten Lombarden, Wucherer, Pfandleiher, die um dieselbe Zeit wie Schmarogerpflanzen die geldarmen Städte des Nordens ausfogen; ein hartherziges geiziges Rechenpfennigsgesindel, das oft von wohlwollenden Regierungen mit den Juden schimpflich verjagt wurde, wie von Philipp III aus Frankreich und Karl II aus der Provence. Von ihnen rührt die allgemeine Benennung der Leihhäuser, Lombards, her, deren Gewerzeichen, das mystische Holzkreuz mit den drei blauen Kugeln, wir aus Hogarths Blättern kennen. Diese vagabondirenden Geldsauger waren indeß nicht immer unabhängige Wechsler oder Mäkler; gar häufig standen sie mit den abeligen Kaufherren in Florenz und Mailand, Asti, in naher Berührung und füllten durch ihren sündlichen Wucher in der Fremde die Säcke vornehmer florentinischer Familien, deren ritterliche Söhne nicht vor dem Ursprung des väterlichen Reichthums errötheten.

Nicht jedoch trieb Gewinnsucht und Handelgeist allein die Welschen durch alle Länder Europas und schickte sie mit den Reichthümern und dem abgeglätteten Gepräge der Sitten aller romanischen und germanischen Völker heim; häufiger waren es die bürgerlichen Unruhen, welche den edlern Theil der Nation mit aller Welt im Osten und Westen in Berührung brachte und alle Küsten und Inseln des Mittelmeeres mit unternehmungslustigen rüstigen Abentheurern füllte. Die überall offenen Häfen führten die aus ihren heimischen Tummelplätzen durch die Factionen vertriebenen Bürger und Eueln in die fernsten Länder, und da das damals noch bestehende so vielfach romanisirte und germanisirte byzantinische Reich eine gewisse Einheit der Bildung und Übereinstimmung der Lebensverhältnisse von den Ufern des schwarzen Meeres und den Küsten Anatoliens bis nach Syrien hin vermittelte, und der nordwestliche Länderfranz sich noch näher zu den Welschen verhielt, so war Italien der Mittelpunkt einer mannigfach angeregten Thätigkeit, ein altes geehrted gemeinsames Vaterhaus, dessen fähige Söhne überall verständlich, brauchbare Diener und Werkzeuge, willkommen im Krieg und Frieden, bei den Byzantinern sowohl als bei den Despoten von Epirus, den lateinischen Dynasten auf Morea und in Livadien, bei den Fränkischen Königen in Cypren, ja sogar in Armenien, und wo sonst ein Element des christlichen Lebens sich im schüttelnden Sturme der Zeit erhalten.

34. Constantinus, der Große genannt, ist ohne Zweifel ein großes Werkzeug in der Hand der Vorsehung geworden, welche die Schicksale der Menschen lenket. Seine Gesinnung bei seinem Übertritte zur christlichen Religion mag Gott richten, das

menschliche Gemüth wird sich mit seinem Leben und seinen Handlungen nie versöhnen. Die Milde und Güte, die ihm zugeschrieben wird, war in seiner Berechnung und nicht in seinen Grundsätzen und nicht in seinem Charakter; auch war sie entarteter Natur, mehr zum unverbienten Gewinn für Einzelne als eine Wohlthat für die Völker, öfter eine Verletzung der Gerechtigkeit als ein segensreicher Ausfluß fürstlicher Guld. Durch ihn sind die Schranken niedergedrückt, welche der Ausbreitung der christlichen Religion bisher entgegen gestanden hatten, durch ihn die Gefahren entfernt, von welchen die Befenner derselben unaufhörlich bedrohet gewesen waren. Er hat dem Christenthume die Freiheit, und in der Freiheit die Herrschaft gegeben. Sein Werk war auch dieses nicht. Was er that, das lag in der Nothwendigkeit der Umstände. Die alte Götterwelt war zusammen gebrochen, und keine menschliche Gewalt vermochte sie wieder herzustellen, oder aus den Trümmern einen neuen Bau zu errichten.

Nach standen die Tempel, aber sie waren leer; noch brannten die Opfer, aber es fehlte der Sinn, und die Andacht vor dem Bilde des Gottes hatte sich verloren in die Betrachtung der künstlichsten Arbeit in Stein oder des Werthes in Erz. Nur Eigennutz, Selbstsucht, Hochmuth und Dünkel trieb noch die vornehmen Geschlechter zu den Altären und erhielt in ihnen die Heuchelei des alten Aberglaubens. Die Seelen der übrigen Menschen waren durch unendliche Drangsale ermüdet, zer schlagen, zerrieben; unerhörtes Unglück lag, täglich wachsend, schwer auf dem Leben. Keine That stärkte das Herz unter den Leiden der Zeit; keine frohe Aussicht in die Zukunft erhob die Brust; kein Gedanke an die Größe der Väter schärfte den Geist. Erwartung und Ergebung war der weiseste Entschluß. Mit der sittlichen Stärke war auch die fromme Zuversicht zu den alten Göttern verschwunden; das Vertrauen war vernichtet, da sie weder Sieg zu gewähren vermochten, noch Schutz, Ruhe und Gedeihen. Das Wagniß, auf eigenen Füßen zu stehen, unbekümmert um das Unsichtbare das Sichtbare zu verachten, die Last des Lebens gleichgültig zu ertragen und gleichgültig zu scheiden vom Lichte der Sonne, hatte nur bei Wenigen Erfolg, und der Versuch, die Erinnerung an das Über-Irdische, die unserm Geist im Tannel der Sinnelust als unausstilgbare Sehnsucht nach seiner alten Heimath eingeboren ist, zu ersticken, war völlig mißlungen. Die Sehnsucht war geblieben und ward in dem Jammer der Betten zum brennenden Verlangen.

Bei dieser Stellung und Stimmung konnten die Menschen nicht umhin, den christlichen Glauben zu ergreifen. Ohne Anspruch auf Kraft und That, zufrieden mit Duldung und Demuth, bot dieser Glaube die Labung dar, nach welcher die Seelen schmachteten. Er tröstete über die Leiden der Zeit und machte die Ertragung derselben zur Tugend; er vernichtete die Größe dieser Welt durch die ewige Herrlichkeit, die er seinen Befennern verhieß. Auf den Trümmern aller alten Religionen einher schreitend, ohne Zwang und

ohne Annäherung, in der Gestalt des freundigen Dulders, mit dem Strahlenkranze der ewigen Liebe um das Haupt und Jedem nahend mit gleicher Freundlichkeit, er mochte Herr sein oder Knecht, mußte diese Religion die Herzen gewinnen. Keine Gewalt war im Stande sie zu unterdrücken; sie wurde mit jedem Tag allgemeiner Bedürfniß.

Der letzte große Versuch zur Rettung des Heidenthumes unter Diocletianus, der ohne allen Zweifel auf eine völlige Ausrottung der christlichen Religion durch jegliches Mittel, durch Zerstörung der heiligen Schriften, durch Einziehung der Güter, durch Bedrückung, Verfolgung, Qualen und Tod, berechnet war, hatte dieses auf das Unverkennbarste bewiesen. Der Tod hatte seine Furchtbarkeit verloren; die Martern erzeugten Heilige, und Gefängniß und Armuth hatten keine Gewalt über Menschen, deren Seele mit freudiger Zuversicht in die Ewigkeit blickte. Constantinus erkannte den Zustand der Welt. Er sah das Kreuz am Himmel aufgestellt, unerreicht von menschlicher Macht, und las deutlich in den Zeichen der Zeit, daß er nur durch dasselbe zu siegen vermöge. Also trat er entschlossen auf die Seite der Christen; ein Verfolger der Heiden jedoch ward er nicht.

35. Gregors VII Ende. Gregor war von Monte Casino nach Salerno gegangen und hatte hier in einer Kirchenversammlung den Fluch gegen Heinrich erneuert.

Schon mit dem Anfange des Jahrs 1085 fühlte er die zunehmende Auflösung der körperlichen Kräfte, und bald sah er sein Ende schnell herannahen. Seine Freunde waren um ihn versammelt. Sie frugen ihn, wen er zu seinem Nachfolger bezeichne? Er nannte drei Männer, den Abt Desiderius von Monte Casino, die Bischöfe Otto von Ostia und Hugo von Lyon. Wegen der Abwesenheit der letztern beiden rieth er den anwesenden Desiderius zu wählen, weil der auch die Gunst der Normannischen Fürsten besaß. Auf die Frage, ob er wegen der von ihm Gebannten eine mildernde Bestimmung treffen wolle, antwortete er, außer dem Könige Heinrich, dem Gegenpabste Wibert und einigen anderen Häuptern ihrer Partei löse er den Bann aller Übrigen und gebe seinen Segen Allen, die daran glaubten, daß ihm dazu die Apostel Gewalt verliehen hätten. Sämmtliche Anwesende mußten ihm aber durch einen Handschlag versprechen, nie weder Wibert noch Heinrich in den Schooß der Kirche aufzunehmen, wenn nicht Beide ihrer angekauften Würden entsagen und sich ganz dem päpstlichen Stuhle unterwürfen. Dann, bis zum letzten Augenblicke seinem Streben treu, befahl er keinen andern als nach den Gesetzen der Kirche gewählten und geweihten Pabst anzuerkennen. Im Todeskampfe rief er noch aus: „ich habe Gerechtigkeit geliebt und Gottlosigkeit gehaßt, darum sterbe ich in Verbannung.“

So schied er am 25 Mai, fest, unerschütterlich, wie er gelebt hatte, und wurde zu Salerno bestattet.

Gregor war einer von den seltenen Männern, deren zum Glück

für die Menschheit nicht jedes Jahrhundert Einen hervorbringt, nicht jedes bedarf. Ehrgeiz und Herrschsucht waren die Haupttriebfedern seiner Handlungen, seiner Worte, seiner Gedanken. Er war zum Herrschen geboren, er herrschte als Priester, als Pabst, vom Throne gestürzt, in der Verbannung wie in der Fülle seiner Macht. Er hatte sich ein ungeheures Ziel gesetzt, die Welt beherrschen durch das Wort, schritt rasch darauf zu, verfolgte es mit aller Lebenskraft, mit jedem Opfer, selbst vom Tode bedroht, unbeugsam. Den ehrgeizigen Entwürfen mußte die Frage über die Sittlichkeit der Mittel zum Zweck, endlich des Zwecks selbst weichen. Was aber bei anderen Menschen gemeine Schlechtigkeit ist, erhält bei den ungewöhnlichen Geistern den Stempel der Größe, der selbst dem Verbrechen sich ausdrückt. Der Maßstab ist anders, denn das Außerordentliche läßt sich nur durch Außerordentliches bewirken. Seine ganze Seele war nur erfüllt von dem Einen Gedanken der Herrschaft.

Daher frug er nicht: was wird geschehen, wenn ich nicht mehr bin? Wer wird an meine Stelle treten? Wer wird nach mir auf dem Throne der Welt sitzen können, den ich errichtet habe? Wie waren die, welche die Welt erschütterten, darum besorgt; wären sie es gewesen, sie würden die Welt im Frieden gelassen haben. Diese großen Räuber des Menschenglücks schreiten aufrecht vorwärts; sie sehen nicht, was sie niedertreten, immer liegt es hinter ihnen. Wie den höchsten Gipfel der Berge erleuchtet der Strahl der Sonne zuerst sie! die Welt unter ihnen liegt im Schatten. Daher sahen von je die Menschen mit grauenvoller Bewunderung, mit stummen Erstaunen solche fremde Wesen durch das Leben gehn. Ohne Freund, ohne Gleichen scheiden sie unbetrauert, und kaum hat der kleine Raum die Körper umfaßt, deren Geist die Erde zu eng war, so tritt an die Stelle des großartigen gewaltigen Strebens wieder das gemeine Treiben gewöhnlicher Menschen, der blutgedüngte Acker grünt wieder, die zerstörten Hütten erheben sich von Neuem, Paläste und Throne werden aus den Trümmern der Weltherrschaft zusammengesucht, der Fluch des Worts weicht dem Segen der That, und nur die Geschichte bringt in müßigen Stunden das Andenken an den großen Mann zurück.

Der Geist hat sie getrieben und der ewige Geist der Geschichte richtet sie. Denn, in der That, fragt man, was durch Gregors Anstrengungen für die Sittlichkeit der Menschen bewirkt wurde, so war gewiß das strenge Durchführen der Ehelosigkeit der Geistlichen sehr nachtheilig. Die Rechte der Investitur gaben seine Nachfolger in den Hauptsachen auf, die freie Wahl der Bischöfe, wie der Päbste, war ohne Wirkung, denn Cardinäle wählten Johann XXIII, wie Alexander VI, und Kaiser Heinrich III hatte Leo IX eingesezt. Wurden früher die Könige und deren Räte, so wurden später die Cardinäle bestochen. Es zeigte sich, was ewig wahr und darum ewig verkannt ist, nicht die Form, der Geist lebt, nicht die bessern Geseze, nicht die vollkommeneren Verfassungen, sondern die besseren,

die vollkommeneren Menschen gründen das Glück. Aber die Geschichte spricht seit Jahrhunderten nur zu tauben Ohren, gelernt wird nichts von ihr, wo es am Nöthigsten ist. Unsere Zeit giebt den Beweis.

Für Heinrich war der Tod Gregors und selbst der darauf folgende Zwist über die Pabstwahl in seiner Art entscheidend, weil im Ganzen die Nachfolger Hildebrands dessen Pläne verfolgten, jedenfalls des Kaisers entschiedene Feinde blieben, und Mathilde sie unablässig unterstützte. Es traf auch den Kaiser, wie die Gegenkönige Rudolph und Hermann, das Schicksal fast aller Häupter von Partheien, daß er ein Opfer der Seinigen wurde. Nur ein erhabener Geist und übermenschliche Kraft hätten in dem Gemühle der Leidenschaften, die Zügel fest in der Hand, frei das Ziel und sicher erreichen können. Schon Gregor, wie vielmehr Heinrich, mußte seine Anhänger schonen, ihnen nachgeben, ihre Habsucht befriedigen, und sank so unvermerkt nach und nach von dem Throne, von welchem ihm Gregors Fluch, der Geistlichen List, der Fürsten Verrath nicht hatte herunterstürzen können. Er wehrte nur noch, an seinen Stufen, mit Kraft und Muth Anderen ihn zu bestiegen.

Betrachtet man den Übermuth, den Leichtsin und die Kühnheit Heinrichs IV und die Herrschsucht Heinrichs V, so muß man Gregors Andenken feiern, der Deutschland und damit die anderen Völker der Christenheit vor dem Verluste ihrer Freiheit bewahrte, indem er die physische Gewalt der Herrscher durch die Macht einer religiösen Meinung beschränkte; bedenkt man, daß er nicht minder herrlichen wollte, als der Kaiser, daß die päbstliche Macht auf den Stillstand der Entwicklung des menschlichen Geistes despotischer begründet wurde, als Tyrannen den Leib verderben könnten, so freuet man sich des Widerstandes, welchen die Heinriche und später die Friedrichs für sich leisteten, weil sie dadurch die Fortschritte geistiger Knechtschaft hemmten; erwägt man endlich, wie schwer es ist, bei Kraft und Einsicht zum Herrschen nicht weiter zu gehen als recht ist, so beklagt man die Schwäche der menschlichen Natur und fordert zuerst sich zur Mäßigung auf. Der menschliche Geist sprengt doch endlich die Fesseln, welche ihn einengen, wenn sie nicht gelöst werden. Die von Menschenhänden gegründeten Throne stürzen ein, es herrscht nur der Geist, welcher in fortschreitender eigener Entwicklung an der Spitze seiner Zeit steht, ihr nicht voreilt, nicht zurückbleibt. Dies ist die Aufgabe für die Herren der Welt; für uns: vorwärts und vorwärts und vorwärts! — wohin? Wer wagt's den Schleier zu heben? Wir sind von gestern und öffen erst kaum heute unsere Augen zur Betrachtung der Gottheit und der menschlichen Natur.

36. Kaiser Maximilian. Die Meinung, welche in ihm den schöpferischen Begründer der späteren Verfassung des Reiches erblickt, muß nun wohl aufgegeben werden. Haben wir früher gesehen, wie die organistrenden Ideen, welche in seinen ersten Jahren

hervortraten, von ihm vielmehr Widerstand erfahren als Förderung, wie er dann mit seinen eigenen Entwürfen so wenig durchdrang, so neigten wir nunmehr wahr, daß er auch die Fürsten des Reichs nicht zusammenzuhalten vermochte: daß grade um ihn her sich alles in Parteien gruppirte. Nothwendigerweise hatte man dann nach außen hin eher Verluste erlitten als Fortschritte gemacht. In Italien war nichts gewonnen: die Schweiz war zu größerer Selbstständigkeit gelangt: Preußen war eher noch mehr gefährdet als gesichert: die Politik von Frankreich hatte wieder Einfluß auf das innere Deutschland gewonnen: Geldern und jetzt doch auch Württemberg hielten sich offenbar zu dieser Macht.

Wenn Maximilian dennoch, auch bei seinen Zeitgenossen, ein so rühmliches Andenken hinterlassen hat, so rührt das nicht von dem Erfolge seiner Unternehmungen, sondern von seinen persönlichen Eigenschaften her.

Alle gute Gaben der Natur waren ihm in hohem Grade zu Theil geworden: Gesundheit bis in die spätern Jahre: — wenn sie etwa erschültert war, reichte eine starke Leibesübung, anhaltendes Wassertrinken hin, sie wieder herzustellen; zwar nicht Schönheit aber gute Gestalt, Kraft und Geschicklichkeit des Leibes, so daß er seine Umgebung in jeder ritterlichen Übung in der Regel übertraf, bei jeder Anstrengung ermüdete; ein Gedächtniß, dem alles gegenwärtig blieb, was er jemals erlebt oder gehört oder in der Schule gelernt hatte; natürlich richtige scharfe Auffassung: er täuschte sich nicht in seinen Leuten, er bediente sich ihrer zu den Dienstleistungen, die für sie selbst eben die angemessensten waren; eine Erfindungsgabe ohne Gleichen: alles was er berührte ward neu unter seinen Händen; auch in den Geschäften ein das Nothwendige mit sicherm Gesühle treffender Geist: wäre die Ausführung nur nicht so oft an andre Bedingungen seiner Lage geknüpft gewesen! eine Persönlichkeit überhaupt, welche Bewunderung und Hingebung erweckte, welche dem Volke zu reden gab. Was erzählte man sich alles von seinen Jagden — wie er im Land ob der Ems einen gewaltigen Bären in freiem Jag allein bestanden; wie er in Brabant in hohem Weg einen Hirsch, der schon einen Anlauf wieder ihn genommen, noch in dem Momente erlegt; wie er im Brühlwald von einem wilden Schwein überreißt, ehe er von dem Pferd gestiegen, es zu seinen Füßen erstochen habe; besonders von den Gefährlichkeiten seiner Gamsenjagd in höchstem Gebirg, wo er zuweilen wohl den Jäger, der ihm beigegeben war, selber vor dem Sturze errettet hat: er zeigt in allem behenden Muth, gleichsam eine elastische Gegenwart des Geistes. So erscheint er dann auch vor dem Feinde. Im Bereiche feindlicher Geschütze setzt er ans Land, bildet seine Schlachordnung, und gewinnt den Sieg: im Scharmügel nimmt er es wohl mit vier oder fünf allein auf: in den Schlachten muß er sich oft eines grade gegen ihn ausgeschickten Feindes in zweikampffartigem Zusammentreffen erwehren; denn immer voran findet man ihn, inuner mitten im Getümmel der Gefahr. Proben von Tapferkeit, die nicht allein dienten um in müßigen Stunden

erzählt, im Theuerdank ausgezeichnet zu werden; der venizianische Gesandte weiß nicht auszudrücken, welch ein Zutrauen er bei den deutschen Soldaten aller Art eben deshalb genöß, weil er sie in Gefahren niemals verließ.

Als einen großen Feldherrn können wir ihn nicht betrachten, allein für die Organisation einer Truppe, die Ausbildung der verschiedenen Waffengattungen, die Bildung eines Heeres überhaupt, wohnte ihm eine treffliche Gabe bei. Die Miliz der Landstueche, von welcher der Ruf der deutschen Fußvölker wieder erneuert worden, verdankt ihm ihre Begründung, ihre erste Einrichtung. Das Geschickswesen hat er auf einen ganz andern Fuß gebracht; eben hier bewährte sich sein erfinderischer Geist am glänzendsten; da übertraf er die Meister selbst; seine Biographen schreiben ihm eine ganze Anzahl von glücklichen Verbesserungen zu; auch die Spanier, die unter ihm dienten, sagen sie, habe er zum Gebrauch des Handgeschützes angeleitet. Die Widersegligkeit, die sich in diesen Säbnerhaufen bei der Unregelmäßigkeit seiner Finanzerträge oftmals erhob, wußte er, wo er persönlich zugegen war, noch in der Regel zu beseitigen: man erinnert sich, daß er in hohen Nöthen den Unmuth der Leute durch die Possen eines Narren, den er rufen ließ, beschwichtigte.

Überhaupt hatte er ein unvergleichliches Talent, die Menschen zu behandeln. Die Fürsten, welche seine Politik verletzte, wußte er doch in persönlichem Umgang zu befriedigen: „nie“, sagte Churfürst Friedrich von Sachsen, „sey ihm ein höflicherer Mann vorgekommen.“ Die wilden Ritter, gegen die er Reich und Bund aufbietet, erfahren doch wieder solche Äußerungen von ihm, daß es ihnen, wie Obz von Verlichingen sagt, eine Freude im Herzen ist, und sie nie etwas gegen Kaiserliche Majestät oder das Haus Osterreich gethan hätten. An den Festlichkeiten der Bürger in den Städten, ihren Tänzen, ihren Schießübungen nimmt er Antheil; nicht selten thut er selber den besten Schuß mit der Armbrust; er setzt ihnen Preise aus, Damast für die Büchschützen, einige Ellen rothen Sammt für die Armbrustschützen: gern ist er unter ihnen; damit unterbricht er die schwierigen und ermüdenden Geschäfte des Reichstages. In dem Lager vor Padua ritt er gradezu auf eine Marktetenderin los und ließ sich zu essen geben: Johann von Landau, der ihn begleitete, wollte die Speise erst kredenzen; der Kaiser fragte nur von wo die Frau sey; man sagte ihm: von Augsburg; „ah“, rief er aus, „dann ist die Speise schon kredenzt, denn die von Augsburg sind fromme Leute.“ In seinen Erblanden saß er noch oft in Person zu Gericht: nahm er einen Verschämten wahr, der dahinten stand, so rief er ihn selber herbei. Von dem Glanz der höchsten Würde war er selber am wenigsten bestochen. „Lieber Gesell“, sagte er zu einem bewundernden Poeten, „du kennst wohl mich und andre Fürsten nicht recht.“ Alles was wir von ihm lesen, zeigt eine frische Unmittelbarkeit der geistigen Auffassung, Offenheit und Ingenuität des Gemüthes.

Und auch in seinem öffentlichen Leben würden wir ihm Unrecht thun, wenn wir nur bei den mißlungenen Versuchen, das Reich zu constituiren, stehen bleiben wollten. Den Staatsformen, welche zwischen Oberhaupt und Ständen Competenzen um die höchste Gewalt hervorbringen, hängt es als ein fast unvermeidlicher Mangel an, daß dann auch das Oberhaupt sein persönliches Interesse von dem der Gesamtheit trennt. Maximilian wenigstens hatte bei seinem Thun und Lassen bei weitem weniger den Vortheil des Reiches, als die Zukunft seines Hauses im Auge. Als achtzehnjähriger Jüngling war er nach den Niederlanden gegangen, und hatte durch die Verbindung von Burgund und Osterreich eine neue europäische Macht begründet. Es giebt überall, in dem Staate wie in den Wissenschaften, vermittelnde Thätigkeiten, die das Neue zwar noch nicht zu Stande bringen aber aus allen Kräften vorbereiten. Die Macht, die sich bildete, kam unter Maximilian noch nicht zu voller Erscheinung. Aber dadurch, daß er die fürstlichen Gerechtigkeiten so in den Niederlanden wie in Osterreich aufrecht erhielt, von dort die Franzosen, von hier die Ungern abwehrte, daß er die große spanische Erbschaft herbeiführte, zu der ungrisch-böhmischen definitiv den Grund legte, ist seine Thätigkeit doch von dem größten Einfluß auf die folgenden Jahrhunderte gewesen. Wie ganz anders als damals, da sein Vater von Osterreich verjagt, er selber in Brügge gefangen war, standen nun seine Enkel! nie hatte ein Geschlecht großartigere umfassendere Ansichten. Aus diesem Gesichtspunct sah er auch die deutschen Verhältnisse an. Bis in die zweite Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts war Osterreich von Deutschland fast ausgeschlossen: wie griff es dagegen jetzt in die Verhältnisse aller Landschaften so gewaltig ein; der weltlichen, wie der geistlichen; der städtischen und der ritterschaftlichen Territorien: es konnte sich nichts regen, mochte man sich ihm nun anschließen oder widersehen, wovon es nicht unmittelbar berührt worden wäre. Wenn es unleugbar ist, daß das Reich, in seiner Totalität betrachtet, Verluste erlitten hatte, so ist doch nicht minder wahr, daß grade die Vereinigung des Hauses Osterreich mit der burgundischen Macht dazu gehörte, um die niederländischen Provinzen wieder in eine bewußte Verbindung mit Deutschland zu bringen, daß die ferneren Ansichten, welche sich an die ungrische und besonders an die spanische Verwandtschaft knüpfen, auch der Nation neue Kreise der Thätigkeit eröffneten. In Maximilian lebte ein höchst lebendiges Vorgefühl der kommenden Dinge, von dem sein Thun und Lassen beherrscht ward, und alle das Scheinbar-Unstäte, Geheimnißvolle, Persönlich-einseitige seiner Politik herrührt. Er hat nichts zu vollbringen, zu stiften: er hat nur das Zukünftige vorzubereiten: unter den widerstrebenden Kräften der Welt hat er nur die Ansichten und Ansprüche seines Hauses aufrecht zu erhalten, zu erweitern.

37. Philipp II. Der Abfall und die nachmals erkämpfte Unabhängigkeit der Niederlande waren in ihren Folgen eine der wichtigsten Weltbegebenheiten. Wollte man die ersten Forderungen und Schritte der Unzufriedenen einzeln durchgehen, so würden nicht

alle gegründet und gerecht, auch die Häupter und Anführer nach ihren besondern und geheimen Absichten keineswegs ganz in dem vortheilhaften Lichte erscheinen, in welches der Ruhm des glücklichen Erfolgs und die Dankbarkeit der Nachwelt sie gestellt hat. Sieht man aber auf den ganzen Gang und Geist der Regierung Philipps des Zweyten, so kann man den Zustand der Völker nicht anders als natürlich finden. Das Verlangen, welches eine bedeutende Parthey in den Niederlanden äußerte, unter der Herrschaft eines österreichischen Erzherzogs von der deutschen Linie zu stehen, bringt auf den Gedanken, daß es wohl glücklicher gewesen wäre, wenn Karl der Fünfte seine Niederlande der deutschen Linie zugetheilt hätte. Bey den milden Grundsätzen der ersten Kaiser dieses Hauses würde der damalige Krieg wahrscheinlich verhütet, auch Holland kein eigener Staat geworden seyn; was für ganz Europa nachmals von den wichtigsten wohlthätigsten Folgen, mehrmals von dem entschiedensten Einfluß für das Ganze der Weltbegebenheiten gewesen ist.

Nebst dem Abfall der Niederlande ist die Eroberung Portugalls das wichtigste Ereigniß in der Regierung Philipps des Zweyten. Mit dem Tode Sebastians war die kurze Blüthezeit der portugiesischen Macht und Größe erloschen. Dieser Enkel Karls des Fünften scheint durch das ruhmvolle Vorbild seines Großvaters am meisten zu seiner großen afrikanischen Unternehmung entflammt worden zu seyn. An sich thöricht kann man diese Unternehmung nicht nennen, da schon nach Ximenes und Karls des Fünften Überzeugung für den innern Flor der pyrenäischen Halbinsel nichts so wichtig und so wesentlich seyn mußte, und auch für die Folge geblieben seyn würde, als ein dauernder Einfluß auf der afrikanischen Küste, feste Besitzungen, unter deren Schutz vielleicht allmählig hier blühende christliche Colonien aufgestiegen, und jenes mit Europa wesentlich verknüpfte Küstenland wieder wie ehemals von gesitteten Nationen bewohnt und mit der pyrenäischen Halbinsel eng verbunden worden wäre, statt daß jetzt die feindliche afrikanische Küste den südlichen europäischen Ländern oft Verderben gebracht, ihrem höhern Flor ein unüberwindliches Hinderniß entgegen gestellt hat.

Wäre Sebastians Unternehmung gelungen, so würde man ihn den größten Siegern und Helden gleichstellen; es urtheilt die Welt meistens nach dem Erfolge. Für Sebastian spricht die schwärmerische Liebe seines Volks zu ihm, die sich nicht bloß nach dem Unglück, und wegen des traurigen Zustandes nach ihm, sondern noch vorher kund gab. Er hatte die ganze Nation für sich und sein Unternehmen zu begeistern gewußt, was nicht geringe Fähigkeiten verräth. Daß aber Sebastian, trunken von jugendlicher Ruhmbegehre, so zu sagen die Macht seiner Nation mit einemmal aufs Spiel setzte, das hatte, da er das gewagte Spiel verlor, die traurige Folge, daß mit ihm auch seine Nation unterging. Wohlmeinend und mit Eifer hatte ihn Alba gewarnt, kalt und mit ungewissen Äußerungen sein Onkel Philipp ihn entlassen, welcher sich

jetzt des Reichs bemächtigte, scheinbar dadurch seine Macht vermehrte, im Grunde aber durch die ungerechte Eroberung Spaniens Verfall vorbereitete. Denn eben diese gegen die Neigung und Überzeugung der meisten Portugiesen gewaltsam durchgesetzte Besitzergreifung Portugalls, die ohnehin bald eine neue Umwälzung veranlaßte, machte es den Holländern möglich, eine große Seemacht zu werden, indem sie einen ansehnlichen Theil des portugiesischen Welthandels und der portugiesischen Besitzungen in Indien an sich rissen.

Wie ganz anders war auch hierin Philipps Verfahren und Denkart, und die seines Vaters Karl! Mit der größten Sorgfalt hatte Karl die Eintracht der beyden Nationen und Reiche begründet und stets geschont, da es einem eroberungsflüchtigen König von Spanien leicht gewesen seyn würde, des zu Lande schwächern Portugalls sich zu bemächtigen. Schon unter Isabella war der alte Nachbarhaß mehr und mehr in dauernde Eintracht verwandelt worden, wozu die berühmte Scheidungslinie, vermittelt welcher der Papst die neue Welt zwischen beyden Nationen theilte, auch das ihrige beytrug. Sie verdient als der letzte wichtige Art von schiedsrichterlicher Gewalt des Papstes zwischen europäischen Mächten eine Stelle in der Geschichte und ist oft auch zum Gegenstande der Spöterei gemacht worden. Gern kann man zugeben, daß dem Papste die neue Welt so wenig als das Meer zu eigen gehörte; wenn aber ohne seine Theilungslinie ein zerstückender Krieg, wie bey allen durch Händelseifersucht entflammten Völkern, zwischen den Spaniern und Portugiesen unvermeidlich gewesen wäre, so war wenigstens die Wirkung wohlthätig, und möchte man bey manchen Handels- und Seekriegen des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts wohl gewünscht haben, daß es noch eine Macht gäbe, welche ohne andre Gewalt als die der Überzeugung, eine solche Friedenslinie auf dem Globus zu ziehen, die Kraft gehabt hätte.

Die Einheit und Verbindung der pyrenäischen Halbinsel zu einem Ganzen mochte an sich natürlich und wünschenswerth scheinen! Isabellens und Karls Weisheit bereitete sie vor auf dem gelinden Wege der Familieneintracht und Verbindung, wo sie in der Folge der Zeit von selbst erfolgt seyn würde. Philipps übereilte und gewaltsame Besitznahme brachte grade das Gegentheil hervor; eine Empörung und ewige Trennung. Mit Sebastian sank die Kraft der Nation ganz darnieder. Ob unter den mehreren angeblichen Sebastianen der letzte, der in Venedig zuerst auftrat und der in einem spanischen Gefängnisse sein Leben endete, nicht der wahre gewesen sey, ist noch zweifelhaft.

Merkwürdig ist die furchtbare Scene, welche nach dem Zeugniß und der ausführlichen Darstellung spanischer Geschichtschreiber den alten Philipp in den letzten Jahren seines Lebens ergriff und marterte. Keine Vorstellung von Philipp würde unrichtiger seyn, als wenn man sich ihn als bloß eigennütigen Unterdrücker ohne Gefühl, ja vielleicht auch ohne eigenen Glauben dächte. Eine solche Scene

wie die, welche er fühlte, beweist, daß die Erinnerung erhabener Ideen in seiner Brust nicht erloschen war. Weniger gewiß ist es, auf welche Gegenstände diese Reue eigentlich ging. Schwerlich auf das, was die Nachwelt Philippen am meisten zum Vorwurf und zum Verbrechen gemacht hat, die Unterdrückung der Freyheit und die Grausamkeiten wegen des Glaubens; hierin war seine Überzeugung zu fest, um zu wanken. Hat er sich vielleicht diejenigen Fehler am meisten zu Verbrechen angerechnet, die er stets so sorgfältig zu vermeiden bemüht war und welche die Nachwelt ihm am leichtesten verzeihen haben würde, wenn er sonst den Wünschen der Menschheit entsprochen hätte? Oder war es manches, was er im eignen Hause und seiner nächsten Umgebung im Verborgenen gethan und thun lassen?

38. Friedrich der Zweite. Schon kränkelnd war er im August 1785 nach Schlessien zur gewöhnlichen Musterung abgegangen, und kam dem Anscheine nach gesunder, in der That, weil er hartnäckig dem Sturm und Regen getrogt hatte, mit dem Keim einer verderblichen Krankheit zurück. Die herbstlichen Kriegsübungen bey Potsdam begann er, ohne ihnen bis ans Ende beyzuwohnen zu können, weil ihn am 18ten September der Anfall eines Sticflusses in seiner Thätigkeit unterbrach. Der Winter verfloß abwechselnd unter Erleichterung und Beschwerde, und als der Frühling herannahte, trat Geschwulst in die Füße und drückten Beängstigungen die Brust. Späterhin brachte er den größten Theil der Nacht, dann Tag und Nacht, vorwärts gebückt, auf dem Lehnhstuhl zu, und sein Schlaf war unruhig, oft ängstlich. Er selbst, wiewohl er sich in einzelnen Augenblicken der Gefahr seines Zustandes bewußt war, gab doch die Freude an dem Leben nicht auf, tröstete sich nicht selten mit dem Bepspiel seines Vaters, welcher, obwohl an der Wassersucht leidend, wie er, ihr lange getrogt hatte, befriedigte, der Ärzte spottend, den alten Gang zu unverdaulichen Speisen und nährte Entwürfe, die auf ferne Hoffnungen deutete.

In allen dem glich er gewöhnlichen Sterblichen. Wodurch er sich aber gar sehr auszeichnete, war die rührende Gewissenhaftigkeit, mit der er während seiner Krankheit die Pflichten des Königs ausübte. Nur sein Körper war gebunden, sein Geist frey. Mit jedem Morgen besorgte er die gewohnten Geschäfte. Die Schmerzen schienen zu schweigen, so oft ihn seine Bestimmung aufrief, und seine Regsamkeit nicht länger gesehelt. So lebte er dem Staate bis zum 15ten August des 1786ten Jahres, wo ihn die Bestimmung zuweisen verließ und Bewußtseyn mit Bewußtlosigkeit wechselte. Am 17ten früh nach zwey Uhr verschied er, seinem Wunsche gemäß, unerwartet und plötzlich, nachdem er vier und siebenzig und ein halb Jahr gelebt und zwey Monate über sechs und vierzig Jahre geherrscht hatte.

Auch dem wenig Scharffsehenden kann nicht entgehen, daß Friedrichs Staatsverwaltung mit Endigung des siebenjährigen Krieges, und die Art, wie er sein Volk behandelte, von seiner frühern merk-

lich abwich. Die beyden ersten Kriege, die er in Schlesien führte, hatten ihn ganz mit dem Zutrauen erfüllt, das immer den Verwegenen begleitet, dem das Glück wohl will. Er fürchtete wenig, weil ihm das Höchste gelungen war, und blickte heitern Sinns in die Zukunft, weil ihn die Gegenwart selten geängstet hatte. Andre Erfahrungen brachte der dritte Krieg. Er lehrte, wie an des Augenblicks Entscheidung Besitz und Ruhm hänge, der Erfolg nicht immer die Anstrengung lohne und Erhalten schwerer sey, als Erringen. Auch nahen bereits die Jahre, in denen der Mann, zumahl der Vorbeeren zu bewahren hat, sorglicher vorwärts schaut, und der bitteren Erfahrungen Menge leicht Verachtung gegen das Menschengeschlecht erregt und zur Härte verleitet.

Das alles wirkte, seit der Ruhe, die der Friede zu Hubertsburg wieder herstellte, auf Friedrich und floß ein in die Maßregeln, die er wählte. Zwar forderte seine Herrschbegier keine ergiebigen Hülfquellen. Er wußte sich zu bezähmen und kannte die Mäßigung, die glücklichen Siegern gewöhnlich fremd ist. Aber die Besitznahme Schlesiens hatte seinem Staate zu den übrigen Europa's und vorzüglich gegen Ostreich eine bedenkliche Richtung gegeben. Preußen war durch ihn eine Mittelmacht geworden, zu kräftig, um sich langsam an andere hinzugeben, nicht kräftig genug in sich, um ohne Anstrengung neben den kräftigern zu bestehen. Obwohl in enge Gränzen beschränkt, arm an Einkünften und nicht überflüssig bevölkert, bedurfte es dennoch im Frieden derselben furchtbaren Heeresmacht, durch die es im Kriege erobert hatte, und, damit es schlagfertig überall und immer auftreten möge, eines gefüllten Schazes: denn dahin war es, seit der Errichtung stehender Heere gekommen, daß jeder neue Krieg eine größere Streitkraft ins Feld rief, und der Friede, statt die gebildete zu lösen, sie aufrecht erhielt und erhöhte.

Friedrich arbeitete darum, was die targe Natur seinem Lande versagte, auf künstlichem Wege zu erringen, und nicht umsonst. Seines Heeres Vollzahl gewährten ihm die Werbungen an den Gränzen und in den freyen Städten des Reichs; die Mittel, es zu gebrauchen, fand er in der geschickten Benützung der Staatskräfte. Durch den Krieg, den er gegen billigen Genuß, wie gegen wirkliche Uppigkeit, mit Lycurgischer Härte in immer neuen Auflagen und Handelsbeschränkungen führte, bereicherte er seine Cassen zur Füllung des Schazes, und durch Ermunterung des Ackerbaues, Förderung neuer Gewerbe und Belebung des Kunstfleißes strebte er theils zu gewinnen, was er vom Auslande bedurfte, theils selbst zu verdienen, was ihm dieses an Arbeit entzog. Zudem übte er für seine Person läbliche Sparsamkeit, ohne Schmutz, den man seinem Vater mit Recht vorwarf, und wachte streng über die Verwaltungs-Verörden. Die ihnen vorstanden, zitterten nicht selten, wenn sie vor ihn gerufen wurden, um Rechenschaft abzulegen. Mehrere hat man bleiches Antlitzes sein Zimmer verlassen sehn.

Daß, nach solchen Grundsätzen verfabrend, der König seine Absicht erreichte, müssen alle bekennen, denen die Geschichte seiner letzten

Regierungsjahre nicht fremd ist. Ohne seine Zustimmung ward um und neben ihm nichts entschieden, und Joseph gab kühne Entwürfe auf, weil er bedachte, der Gegner könne und werde mit Nachdruck handeln. Nur so viel weiß und lehrt die Geschichte. Ob derselbe Zweck nicht eben so vollständig und mit größerer Schonung der Menschheit erreicht werden konnte, mag die Staatsklugheit prüfen. Gewiß ist es, daß die Untertanen Friedrichs seine Überzeugung nicht theilten, noch ihre goldenen Tage seit dem Frieden zu Hubertsburg zählten: so wenig leuchtete es ihnen ein, daß das stegende Volk zugleich das beschränkteste seyn sollte. Aber eben diese Unzufriedenen vermögen nicht zu läugnen, daß der Staat bey dem Tode des großen Königs blühender da stand als jemahls, und keine Vergleichung mit dem ererbten anstieß.

Friedrich hatte von seinem Vater an Land gegen zwey tausend drey hundert Geviertmeilen, mit zwey Millionen zwey hundert und vierzig tausend Bewohnern, erhalten und hinterließ ein Gebieth von drey tausend sechs hundert Geviertmeilen, in welchem sich der Flächeninhalt des Ackerlandes, das Strömen abgerungen und aus Brücken gewonnen war (die schönste Eroberung eines Fürsten), auf mehrere hundert tausend Morgen, die Zahl neu angelegter Dörfer und Meyereyen weit über fünf hundert, die Summe der angestebelten Familien auf zwey und vierzig tausend, und die gesammte Menschenmasse auf volle sechs Millionen belief. Das väterliche Heer, mit dem er Schlesien zu erobern wagte, betrug nicht mehr als sechs und siebenzig tausend, das hinterlassene und von ihm selbst gebildete an zweymal hundert tausend Mann. Nächst diesem vertheidigten das Land sechzehn wichtige Festen, unter denen vier von ihm neu erbaut, und die übrigen theils hergestellt theils verstärkt worden waren. An Einkommen bezog der Vater zwölf Millionen Thaler, er acht und zwanzig; in den Schatzgewölben lagen, als er zur Regierung kam, acht Millionen und siebenmahl hundert tausend Reichsthaler, und als er starb, nach der mäßigsten Schätzung, zwey und siebenzig Millionen, wiewohl er fast ohne alle Hülfsgelder eif Jahre unter den Waffen gestanden und über vier und zwanzig Millionen auf die Verbesserung seiner Staaten verwandt hatte.

Die Verwaltung zeichnete sich durch musterhafte Ordnung in allen Theilen, den Geschäftsgang Vorschriften von der größten Bestimmtheit aus, zu zahlreich nur und zu bindend für den Mann selbstständiger Kraft, der freye Bewegung liebt. Von den Staatsdienern, wiewohl der allwirkende König ihrer Thätigkeit keinen weiten Spielraum erlaubte, standen mehrere in dem gerechten Rufe ausgebreiteter Kenntnisse, geprüfter Vaterlandsliebe und unermüdligen Eifers, und brachten dem neuen Herrscher zum Theil eine lange Erfahrung zu.

39. Napoleon. Unter den Vorzügen Napoleons sind die unbefrittensten die des Feldherrn. Für seine richtige Auffassung der verschiedenartigsten Örtlichkeiten — eine Folge des ihm von der Natur verliehenen und durch Übung vielfach gestärkten Ortsinns —,

für seine verständigen und wohl berechneten Angriffe und für seine Ruhe und Besonnenheit in Gefahren sprechen die Jahre langen Erfolge seiner Waffen und die Zugnisse der von ihm Überwundenen. Es ist eben so parteyisch als unwahr, seine Siege einzig bald der Überzahl, bald der schonungslosen Aufopferung der Menschen zuschreiben zu wollen. Die erstere hat wenigstens nicht immer Statt gefunden, und die letztere gereicht in mehr denn einer Schlacht seinen Gegnern zu größerem Vorwurf, als ihm. Eben so unläugbar, obgleich von vielen geläugnet und herbe bespöttelt, ist seine Fruchtbarkeit an weit greifenden großen Entwürfen. Die beabsichtigte Unterwerfung Aegyptens, die versuchte Bewältigung Rußlands und, was er durch beyde erreichen wollte, die Demüthigung Englands sollen nicht nach ihrem Ausgange gewürdigt und, weil sie mißlungen, in die Reihe abenteuerlicher Einfälle gesetzt werden. Die angewandten Mittel standen keineswegs außer Verhältniß zum Zweck und ließen nichts geringeres erwarten, als die in jeder Rücksicht beschränktern, mit denen einst Alexander sich Asien bis an die Ufer des Indus dienstbar zu machen wußte.

Aber der kluge Mann wird nach der Wahl der Mittel und der Zulänglichkeit der gewählten beurtheilt, der gerechte und große nach dem Zweck. Frankreich hatte in der That was es billiger Weise wünschen konnte nach den Friedensschlüssen von Luneville und Amiens vollkommen erlangt. Seine Gränze gegen Deutschland war die, welche die Natur vorschrieb. In Italien herrschte es seit der Gründung von Cisalpinien. Im Innern bedurfte es nichts weiter, als wessen es sich erfreute, — der Ruhe. Auch Napoleons Loos war das schönste, das einem Sterblichen fallen kann; sein Wirkungskreis größer denn irgend einer; seine geistige Kraft hinreichend ihn zu umfassen und auszufüllen; das Zutrauen seiner Bürger das höchste; was er irgend in jugendlichem Übermuth verschuldet hatte, zurückgeschoben in den Hintergrund oder vergessen; seine ganze Stellung von der Art, daß er den Staat, nicht der Staat ihn entbehren konnte, jener ihn zu verlieren fürchten, er ihn ohne Furcht aufgeben durfte.

Allein nicht leicht hat sich die Wahrnehmung, daß der Mensch alles für seine Idee und nichts für die Sache thue, auffälliger bestätigt, als in der Handlungsweise, die Napoleon seit dem bezeichneten Zeitraume einschlug. Unbestimmt um den Frieden und das Leben von Millionen und gleichgültig gegen die Lehren und Warnungen der Geschichte, der so fleißig von ihm gelesen und dennoch für ihn ungeschriebenen, huldigte er einzig der Idee, allmächtig zu werden, und verfolgte selbige mit einer Leidenschaft, die ihn aller Achtung der Menschen beraubte, wie sie alle Achtung der Menschen in ihm vertilgte. Es leidet keinen Zweifel, daß alles, was aus dieser Idee geboren worden ist, die erstaunenswürdigen Unternehmungen, die Jahre lang die Welt erschöpft und erschütterte, und die Ungerechtigkeiten, die sie verwirrt und empört haben, als eine Folge des unnatürlichsten Stolzes und der verderblichsten Herrschbegierde zu be-

trachten sind: aber es ist auch keineswegs zu verkennen, daß vielleicht nie ein Mensch lebte, dessen Stolz und Herrschbegierde zu nähren und zu unterhalten so viele Umstände sich vereinigten, als eben Napoleon.

Von seiner ersten Erscheinung in der Laufbahn des Krieges trug ihn das Glück gleichsam auf mütterlichen Armen und verwöhnte ihn durch Günstbezeugungen ohne Maß. Eben dahin wirkten, die er beherrschte. Ob das Volk durch slavischen Gehorsam mehr seine, oder er durch den Glanz seiner Thaten mehr des Volkes Eitelkeit aufregte und entflammte, wird Niemand entscheiden, läugnen dagegen keiner, daß sie einander wechselseitig verderbten. Wie ermunternd für ihn war ferner das kleinliche zweydeutige und schwankende Betragen seiner Feinde, von denen auch nicht Einer ihm gegenüber sich die nöthige Bedeutsamkeit zu geben wußte? Und als vollends im Fortschritte der Zeit die Knechtschaft täglich wuchs, keine freye Stimme gehört wurde, die Feldherrn, ungefragt, sich alles Rathes enthielten und die Vertrauten schmeichlerisch huldigten, statt freymüthig zu widersprechen, — wie hätte er auf irgend eine Weise zur unbefangenen Würdigung seiner selbst und zur richtigen Erkenntniß der Wahrheit gelangen sollen? Es ist wohl ein merkwürdiges und für alle Herrscher lehrreiches Wort, wenn er denen, die ihn bei seiner Abdankung mit der öffentlichen Meinung schreckten, bestrebet erwiederte: „Und warum hat man mir das alles verschwiegen?“

In Napoleons Benehmen nach der Flucht aus Rußland haben Freunde und Feinde zu viele Unbegreiflichkeiten gefunden, als daß man es achsellos übergehen könnte. Man hat in seinen Entwürfen die gewohnte Kühnheit, in ihrer Ausführung die glückliche Zusammenstimmung vermisst. Man hat seine Stellungen vielfach gemeistert, und in seinen Schlachten nicht mehr den Überblick und die Vorahnung des großen Feldherrn erkannt. Man hat sich höchlich gewundert, daß er der Entfernung nach Elba nicht den Tod durchs Schwert vorgezogen und, statt sein Loos an Englands Willführ zu knüpfen, sich nicht dem Heere an der Loire zeitig in die Arme geworfen und das Höchste an das Höchste gesetzt habe. Man hat überhaupt Unsicherheit in seinem Handeln, Schüchternheit in seinen Entschlüssen, ja eine völlige Verschiedenheit zwischen dem Mann aus frühern und dem aus spätern Jahren wahrnehmen wollen, und die ganze Erscheinung in die Reihe der schwer zu lösenden Räthsel gestellt.

Unstreitig ist sie das für einen Jeden, der in Napoleon die ungestüme Leidenschaft für die Verwirklichung einer einzigen Idee zum Charakter erhebt, oder sich überredet, auch das Glück könne große Männer erziehn. Gerade diese Unentschlossenheit und Kleinmüthigkeit im Glückwechsel, wie wir an ihm bemerken, ist die entscheidene Folge der Jahre lang gehegten und selten oder nie gestörten Einbildung, man vermöge alles, weil man es wolle. Wer solchen Glauben nährt, oder in solchem Geiste handelt, tritt nur dann

mit Ehre von dem Schauplatz der Geschichte, wenn er in der Schlacht fällt, wie der kühne Carl von Burgund; wessen Leben die Schlacht verschont, hat mit der Schlacht sich selbst überlebt, und küßt zugleich in den Augen der Menschen das Einzige ein, was ihm Werth gab, die Achtung für die Folgerichtigkeit seines Benehmens, weil alle für unmöglich hielten, daß er je das Leben von der Gewalt trennen könne.

In eine genauere Würdigung der gesammten Denk- und Handlungs-Art Napoleons einzugehn, ist hier der Ort nicht: aber man kann nicht von ihm scheiden, ohne der Erwartungen zu gedenken, um die er edle Gemüther getäuscht hat. Wie groß auch immer die Summe der Leiden sehn mag, die durch ihn über die Menschheit gekommen sind, — die Summe von Glück und Wohlfahrt, die sie von ihm erwarten durfte, ist ohne Vergleich größer. Mit einer Überlegenheit des Geistes geboren und mit einer Thätigkeit ausgerüstet, wie selten auf einem Throne erscheint, hätte er, weise sich beschränkend und seinen Willen nicht zum höchsten Gesetz erhebend, Europa's Fürsten ohne Waffen bezwungen, ihrer Völker Herzen erobert, und sich durch Mäßigung ein bleibenderes Denkmahl als durch alle glänzenden Schlachten und errungenen Siege gestiftet. Der Willkühr der Gebiethenden konnte er, der mächtigste aller, steuern, sichern Verfassungen, das tief gefühlte Bedürfniß der Zeit, durch ein Beispiel, das zur Nachahmung nöthigte, hervorruhen, die untergeordneten Verhältnisse zwischen den Befehlenden und Gehorchenden für Jahrhunderte ordnen. Darauf, daß er durch Wort und That die Zwingherrschaft befestigte, sein Volk von aller Theilnahme an der Verwaltung und Gesetzgebung verdrängte, und so der würdigsten Idee, die der Belebung entgegenharrte, den Eintritt in das Leben versagte, — darauf mehr, denn auf alles andere, wird die Nachwelt die Anklage seines Nahmens und den Tadel seines Gedächtnisses gründen.

40. Das Arnothal. Ehe wir das gesegnete Arnothal verlassen, wollen wir unsre Blicke noch einmahl auf die zierlichen Landmädchen zurückwerfen, die wir vor den Thüren der Meierhöfe vorüberfahrend begrüßt haben. Sie flechten jene berühmten Strohhüte, die unter dem Namen der florentinischen in unzählbarer Menge nach allen Weltgegenden hin versandt werden, so weit als die Strahlen der Sonne der zarten Frauenhaut gefährlich sind, und jedes Jahr, von der Mode neu gestuzt und gepuzt, den Frühlingschmuck der Galanteriehandlungen abgeben. Die Strohslechtereien bilden einen bedeutenden Erwerbzweig für das ganze Arnothal. Das Material dieser Arbeit ist der Halm einer unbärtigen Weizengattung, die auf den trockensten Kalkhügeln, welche die Vegetation beschränken, ohne Pflege wächst und vor der Reife geschnitten werden muß. Es wird ausgefaset und gewaschen zu Markte gebracht, trotz dieser Bearbeitung aber, um den einheimischen Kunstfleiß zu fördern als rohes Product angesehen, und genießt als solches überall freier Einfuhr. Sein Preis ist so gering, daß er gegen den Ertrag der Verarbeitung

gar nicht in Anschlag kommen kann, und am gesuchtesten sind die Halme, welche die schlechteste Vegetation gehabt und am jüngsten geschnitten worden sind. Diese dienen zu den feinsten Geflechten und erfordern die geschicktesten Hände.

Die Frauen allein, und besonders die unverheiratheten, treiben diese Arbeit ohne sie mit der übrigen Oekonomie des Hauses zu vermengen; sie kaufen sich das nöthige Material selbst ein und verkaufen eben so ihre Hüte, entweder im Ganzen an florentinische Großhändler oder auch einzeln auf den Jahrmärkten. Fast jede Dirne erwirbt sich durch dieses Geschäft eine ansehnliche Heirathsmittgift, und die leichte Arbeit, die größtentheils im Freien mit Gesang und Gespräch verrichtet wird, erhält ihren Körper zart und beweglich und ihre Seele heiter und frisch. Da aber jeder Familienvater nach guter alter Sitte das Recht hat, von den erwachsenen weiblichen Mitgliedern des Hauses eine ihren Kräften und Jahren angemessene Theilnahme an der Landarbeit zu fordern, so miethen diese Strohslechterinnen sich aus ihrer Casse arme Mädchen von den Gebirgen, welche die auf sie fallenden Dienste verrichten, und sie selbst bleiben ungestört bei ihren Hüten, was sie auch deswegen thun müssen, damit ihre Finger nicht hart werden.

41. Der Camfin. Es war am 21 Mai 1822 in einer Entfernung von sieben Stunden von Cairo, in der Wüste, daß wir von dem heftigen Südwinde heimgesucht wurden, über welchen gar mancher frühere Reisende die wundervollsten und unglaublichsten Berichte erstattet hat. Bald nach Sonnenaufgang, nachdem wir die Nacht über leichten Luftzug von Nordost gehabt hatten, begann ein sehr frischer Wind von Süd-Südost zu wehen, der allmählig in heftigen Sturm überging. Staubwolken erfüllten bergestalt die ganze Atmosphäre, daß man keine fünfzig Schritte weit irgend etwas wahrnehmen konnte; nicht einmal ein Kameel war in dieser Entfernung zu erkennen. Man hörte fortwährend längs der Bodenfläche ein Knistern, das ich durch den gerollten Sand entstanden glaubte, welchen der Wind mit Ungeflüm peitschte. Unsere gegen den Wind gerichteten Körpertheile wurden ungewöhnlich erhitzt, und wir empfanden ein fremdartiges Schmerzgefühl, vergleichbar mit den Stichen seiner Nadeln, wobei ein eigenthümliches Geräusch hörbar war.

Ich glaubte anfangs, dieses schmerzliche Gefühl an den entblößten Körperstellen würde durch das Anschleudern der durch den Sturm fortbewegten kleinen Steinchen verursacht. Um die Größe derselben zu beurtheilen, wünschte ich welche mit einer Nalze aufzufangen, aber wie war mein Erstaunen, als es mir nicht glücken wollte, irgend eines dieser vermutheten Steinchen habhaft zu werden. Nun erst bemerkte ich, daß die schmerzhaftere Empfindung auf der Haut keineswegs von den angeschleuderten kleinen Steinchen oder Sand herrühre, sondern daß es vielmehr die Folge einer unsichtbaren physischen Kraft sey, die ich nur mit dem Ausströmen einer electricischen Flüssigkeit vergleichen kann. Nur nach dieser ersten Vermuthung

ward ich aufmerksam auf eine genaue Beobachtung der mich umgebenden Naturerscheinung. Ich bemerkte, wie sich alle unsere Haare etwas sträubten, wie der stichartige Schmerz auf der Haut besonders an den Stellen der Gelenke und der Extremitäten fühlbar war, gleich als wenn ich auf einem isolirten Stuhle electrifirt würde.

Um mich ganz zu überzeugen, daß die uns quälende schmerzliche Empfindung nicht von Steinen herrühre, die der Sturm heftig anschleuderte, spannte ich ein Stück Papier gegen die Windseite hin. Jedes Steinchen oder Sandkörnchen, ja der Staub selbst wäre hier dem Gesicht- oder Gehör-Organ bemerkbar geworden; nichts von allem diesem fand Statt. Die Papierfläche blieb unverändert und geräuschlos. Ich streckte nun meine Arme aus, und alsobald vermehrte sich der stichartige Schmerz an meinen Fingerspitzen. Diese Beobachtungen brachten mich auf die starke Vermuthung, daß der heftig wehende Sturm, den man in Egypten Camsin zu benennen pflegt, entweder von starker electricischer Ausströmung begleitet sey oder dieselbe durch die Bewegung des Sandes der trockenen Wüste verursache.

Der Camsin oder heftige Sturm von Südost pfeift in Egypten gewöhnlich zwei bis drei Tage lang anhaltend zu wehen, jedoch zu Nachtzeit mit weit weniger Gewaltigkeit. Er stellt sich nur in der Zwischenzeit von der Hälfte des April bis Anfang Juni ein, daher der arabische Name, der so viel als fünfzig, das heißt: der Wind der fünfzig Tage, bedeutet. Es wäre zu wünschen, daß wissenschaftliche Reisende, mit physikalischen Instrumenten versehen, die electricische Eigenschaft dieses Windes einer genaueren Beobachtung unterwürfen; aber man müßte sich zum Forschungspunkt nicht Cairo oder andere bewohnte Orte auswählen, wo die Luft-Electricität sich bereits durch die Nähe der Baumgruppen, der Häuser oder Thürme, verloren oder geschwächt hat. In der Mitte der Wüste, fern von jedem fließenden oder stehenden Wasser, an Orte, wo der Wind mit seiner ganzen Kraft sich zeigt, muß der Beobachter des Camsin sich begeben, und gewiß werden dann seine Forschungen zu anziehenden und wichtigen Ergebnissen führen.

42. Grönländer und Lappen. Der Grönländer bleibt meistens unter fünf Fuß, und die Eskimo's, seine Brüder, werden kleiner, je weiter nach Norden sie wohnen. Da aber die Lebenskraft von innen herauswirkt, so ersetzte sie ihm an warmer und zäher Dichtigkeit, was sie ihm an emporstrebender Länge nicht geben konnte. Sein Kopf ward in Verhältniß des Körpers groß, das Gesicht breit und platt, weil die Natur, die nur in der Mäßigung und Mitte zwischen zwei Extremen schön wirket, hier noch kein sanftes Oval runden und insonderheit die Zierde des Gesichts und wenn ich so sagen darf den Balken der Waage, die Nase, noch nicht hervortreten lassen konnte. Da die Backen die größere Breite des Gesichts einnahmen, so ward der Mund klein und rund, die Haare blieben sträubig, weiß, weiche und seidene Haare zu bilden, es an feinem emporgetriebenen Saft fehlte; das Auge blieb unbeseelt. Gleichergestalt formten sich starke Schultern und breite Glieder, der Leib ward blut-

reich und fleischig; nur Hände und Füße blieben klein und zart, gleichsam die Sprossen und äußersten Theile der Bildung. Wie die äußere Gestalt, so verhält sich auch von innen die Reizbarkeit und Delonomie der Säfte. Das Blut fließt träger und das Herz schlägt matter.

Der Vater erzieht seinen Sohn mit und zu jener gefaßten Gleichgültigkeit, die sie für die Tugend und Glückseligkeit des Lebens achten, und die Mutter säugt ihr Kind lang und mit aller tiefen zähen Liebe der Mutterthiere. Was ihnen die Natur an Reiz und Elasticität der Fibern versagt, hat sie ihnen an nachhaltender daurender Stärke gegeben, und sie mit jener wärmenden Fettigkeit, mit jenem Reichthum an Blut, der ihren Aushauch selbst in eingeschlossnen Gebäuden erstickend warm macht, umkleidet.

Wenn die menschliche Länge zurückbleibt, so bleibt es in jenen Gegenden die Vegetation noch vielmehr; wenige kleine Bäume wachsen; Moose und Gesträuche kriechen an der Erde. Selbst die mit Eisen beschlagne Messstange kürzete sich im Frost; und es sollte sich nicht die menschliche Faser kürzen? Die wenigen Kräuter, die hier wachsen, sind blutreinigend und also gerade für ihr Bedürfniß. Gifttragende Thiere duldet die trockne Kälte nicht, und gegen die beschwerlichen Insekten schlägt sie ihre Unempfindlichkeit, der Rauch und der lange Winter. So entschädigt die Natur und wirkt harmonisch in allem was sie wirket.

Die Lappen bewohnen Vergleichungsweise schon einen mildern Erdstrich, wie sie auch ein milderes Volk sind. Die Größe der menschlichen Gestalt nimmt zu, die runde Plattigkeit des Gesichts nimmt ab, die Backen senken sich, das Auge wird dunkelgrau, die schwarzen stracken Haare färben sich gelbbraun, mit seiner äußern Bildung thut sich auch die innere Organisation des Menschen von einander, wie die Knospe die sich dem Stral der mildern Sonne entfaltet. Der Berglappe weidet schon sein Kennthier, welches weder der Grönländer noch Eskimoh thun konnten; er gewinnt an ihm Speise und Kleid, Haus und Decke, Bequemlichkeit und Vergnügen, da der Grönländer am Rande der Erde dies alles meistens im Meere suchen mußte. Der Mensch bekommt also schon ein Landthier zu seinem Freunde und Diener, bei dem er Künste und eine häuslichere Lebensweise lernet. Es gewöhnet seine Füße zum Lauf, seine Arme zur künstlichen Fahrt, sein Gemüth zur Liebe des Besitzes und eines bestern Eigenthums, so wie es ihn auch bei der Liebe zur Freiheit erhält und sein Ohr zu der scheuen Sorgsamkeit gewöhnet, die wir bei mehrern Völkern dieses Zustandes bemerken werden. Schüchtern wie sein Thier horcht der Lappländer und fährt beim kleinsten Geräusch auf; er liebt seine Lebensart und blickt, wenn die Sonne wiederkehrt, zu den Bergen hinauf, wie sein Kennthier dahin blickt; er spricht mit ihm und es versteht ihn, er sorgt für dasselbe, wie für seinen Reichthum und sein Hausgefinde. Mit dem ersten zähmbaren Landthier also, das die Natur diesen Ge-

genden geben konnte, gab sie dem Menschen auch einen Handleiter zur menschlichen Lebensweise.

43. Tropenvegetation. In den Tropen sind die Gewächse saftstrotzender, von frischerem Grün, mit größeren und glänzenderen Blättern geziert als in den nördlichen Erdstrichen. Gesellschaftlich lebende Pflanzen, welche die europäische Vegetation so einförmig machen, fehlen am Äquator beinahe gänzlich. Bäume, fast zweimal so hoch als unsere Eichen, prangen dort mit Blüten, welche groß und prachtvoll wie unsere Lilien sind. An den schattigen Ufern des Magdalenaflusses in Süd-Amerika wächst eine rankende Aristolochia, deren Blume, von vier Fuß Umfang, sich die indischen Knaben in ihren Spielen über den Scheitel ziehen. Im südindischen Archipel hat die Blüthe der Rafflesia fast drei Fuß Durchmesser und wiegt 14 Pfund.

Die außerordentliche Höhe, zu welcher sich unter den Wendekreisen nicht bloß einzelne Berge sondern ganze Länder erheben, und die Kälte, welche Folge diese Höhe ist, gewähren den Tropenbewohner einen seltsamen Anblick. Außer den Palmen und Pisanggebüsch umgeben ihn auch die Pflanzenformen, welche nur den nördlichen Ländern anzugehören scheinen. Cypressen, Tannen und Eichen, Verberissträucher und Ersen, nahe mit dem unfrigen verwandt, bedecken die Gebirgsebenen im südlichen Mexiko wie die Andeskette unter dem Äquator. So hat die Natur dem Menschen in der heißen Zone verlihen, ohne seine Heimath zu verlassen alle Pflanzengestalten der Erde zu sehen, wie das Himmelsgewölbe von Pol zu Pol ihm keine seiner leuchtenden Welten verbirgt.

Diesen und so manchen andern Naturgenuß entbehren die nördlichen Völker. Viele Gestirne und viele Pflanzenformen, von diesen gerade die schönsten, Palmen und Pisanggewächse, baumartige Gräser und feingefiederte Mimosen, bleiben ihnen ewig unbekannt. Die kränkenden Gewächse, welche unsere Treibhäuser einschließen, gewähren nur ein schwaches Bild von der Majestät der Tropenvegetation. Aber in der Ausbildung unserer Sprache, in der glühenden Phantasie des Dichters, in der darstellenden Kunst der Maler, ist eine reiche Quelle des Ersatzes geöffnet. Im kalten Norden, in der eben Peide kann der einsame Mensch sich aneignen, was in den fernsten Erdstrichen erforscht wird, und so in seinem Innern eine Welt sich schaffen, welche das Wert seines Geistes, frei und unvergänglich wie dieser, ist.

44. Glättcher. Die höchsten Kuppen werden gewöhnlich in der Schweiz Hörner genannt, so Schreckhorn, Nachhorn u. s. w., in der französischen Schweiz Dent oder Aiguille. Hier fällt alljährlich eine unendliche Menge Schnee, gefriert an seiner äußern Rinde und wird nur theilweise im heißen Sommer an der Oberfläche geschmolzen. Diese Berge bieten daher zu allen Jahreszeiten das prächtigste Schauspiel dar, besonders wenn bei Sonnen Auf- und Untergang das ganze Land in Schatten liegt und nur diese höchsten einzelnen Schneekuppen von den Sonnenstrahlen vergolbet

und bepurpurt in unbeschreiblicher Majestät einsam herberragen und glühen: man nennt dies daher auch das Alpen-Glühen. Was der Berg wegen des schroffen Abhanges nicht zu fassen vermag, oder was die Stürme herabwehen, das fällt die nahegelegenen Thäler an, in welchen daher im Winter der Schnee ungläublich sich anhäuft. In milderen Thälern löst die Frühlingswärme diese Schneemassen auf, und dort befinden sich dann die schönsten Alpenwiesen. In höher liegenden Thälern kann der Sommer diese Massen nicht überwinden, der Schnee bleibt nun ewig liegen und bildet einen Glättcher (glacier ital. vedretto) oder Firn.

Jeder Glättcher, sehr uneigentlich zuweilen Eisberg genannt, ist daher ein mit Schnee angefülltes Thal. Dieser Schnee wird zwar im Sommer zum Theil geschmolzen und das Wasser durchrieselt die ganze Masse, aber überwinden kann die Wärme sie nicht; der nächste Winter verwandelt den halb aufgelösten Schnee in Eis und führt neue Massen hinzu. Daher die besondere Beschaffenheit des meisten Glättcher-Eises; nur äußerst selten ist es dicht und fest wie das unserer gefrorenen Flüsse, sondern beinahe immer besteht es aus Eisförmern und Stücken, mehrere Zoll lang und dick, von sonderbar gekrümmter Form; nur an den Rändern, Spitzen und Spalten, wo im Sommer die Schmelzung am stärksten, ist auch das Glättcher-Eis dem unfrigen gleich, und dann gewöhnlich schön hellgrün und höchst durchsichtig. An der Oberfläche, an den Seiten und vorzüglich im Grunde, wo das Eis die Luft und den Erdboden berührt, schmilzt es am stärksten; daher strömen aus jedem Glättcher mächtige Bäche hervor; diese unterfressen die ganze Masse und bilden zuweilen, in sehr heißen Sommern, da wo der Bach ihnen entströmt, die herrlichsten Eisgewölbe.

Eben dieses beständige Untergrabenwerden der Glättcher ist auch Schuld, daß sie häufig zusammenbrechen; mit einem donnerähnlichen Getöse entstehen tiefe Spalten und Schründe, die in wenigen Stunden sich bilden und wieder zusammengedrückt werden, und dem Wanderer besonders dann höchst gefährlich werden, wenn frisch gefallener Schnee sie bedeckt und eine trügerische Brücke über sie wirft. Diese Zertrümmerung verändert beständig die Oberfläche der Glättcher, wovon nur wenige eine glatte zusammenhängende Ebene bilden; die meisten hingegen zeigen ein wunderbares Gemisch von Eisklippen, Pyramiden und Vertiefungen, zuweilen nicht unähnlich den aufgeregten und plötzlich erstarrten Wellen des Meers. Diese Verschiebenheit der Oberfläche scheint von der Beschaffenheit des Grundes abzuhängen, worauf die Glättchermasse ruht, so daß jene glatt und eben, wenn diese es ebenfalls und dabei wenig geneigt ist. In steilen Thälern entsteht dagegen die zerklüftete und oft pyramidalische Gestalt der Oberfläche.

Aus den Eispalten brechen, bei plötzlicher Luftveränderung, häufig eiskalte Luftströme hervor, welche keine Eisförmern mit sich führen und wie Schneegestöber um sich her verbreiten: dies nennt man das Glättchergebläse.

Die Glättfcher sind im Ganzen genommen in einer beständigen Zunahme begriffen, ja es sind in der neuesten Zeit noch erst welche entstanden, und viele ehemals gangbare Pässe im Hochgebirge sind dadurch verschlossen, manche herrliche Alp davon bedeckt worden. Die Vermehrung der Kälte durch die schon vorhandenen Glättfcher und der stete Zuwachs an Schnee erklären dies auch vollkommen. Sie nehmen zu sowohl an Dicke, oder Höhe, als an Ausdehnung, indem sie weiter in die Thäler sich hinabsetzen; an manchen Orten beträgt dies 14 bis 25 Fuß jährlich, bis einmal wieder sehr heiße Sommer sie auf einige Zeit zurückdrängen. Man bemerkt das Vorrücken am deutlichsten an den Felsenmassen, womit die Ränder der Glättfcher oft gleich 100 Fuß hohen Mauern umgeben sind und welche das Eis im Vorrücken immer vor sich herschiebt. Im Sommer, wo das Eis schmilzt, sind diese Steinwälle oft weit vom Rande entfernt und stürzen oft zusammen, wenn ihnen die Unterstüßung des Eises fehlt. Diese Steindämme heißen in verschiedenen Gegenden Gandelken, Ganda, Moraine und Marène.

Die Glättfcher bedecken alle Bergabhänge und Thäler der höheren Alpen von den Gränzen Tyrols bis zum Mont Blanc; man zählt ihrer über 400, manche einzelne darunter sind 6 bis 7 Stunden lang und $\frac{1}{2}$ bis $\frac{3}{4}$ Stunden breit; alle zusammen mögen leicht mehr als 50 □ M. bedecken, und dies sind die unerschöpflichen Quellen der größten Flüsse Europa's, indem mittelbar oder unmittelbar der Rhein, die Donau, der Po und die Rhone daraus gespeist werden.

45. Elbeis. Es war in der Fröhe des 14 Januars 1821, als ein Kanonenschuß den beginnenden Fortgang des Elbeises verkündete. Der Himmel zeigte sich düstig grau, kaum hie und da in Wolken geformt; ein leichter Ostwind wehete; das Barometer war im Fallen, das Thermometer zeigte + 6° Reaum. Bei dem zweiten Schusse, halb zehn Uhr, ging ich auf die Brühl'sche Terrasse. Der Fluß war in der Nähe durchaus mit seiner bis vor wenigen Tagen befahrenen Eisdecke besetzt; weiter hinauf zeigte sich schon freies Wasser, und die von dort fortgetriebenen Schollen waren an den Rändern des stehenden Eises zackig, aufwärts und zusammengehoben. Der gewaltige Drang der obern Wassermasse arbeitete unablässig obwohl unsichtbar in der Tiefe, bis endlich gegen das jenseitige Ufer hin eine Lücke sich öffnete, und ein Strom im Stromenmäßige Schollen weiterwälzte, um sie doch in kurzem da, wo der neuentstandene Strom unter dem Eise sich wieder verbarg, abermals aufzuthürmen. Die Gewalt des eindringenden Wassers auf jener Seite setzte endlich auch die diesseitigen Eismassen in Bewegung, und gegen die Ufer des Elbberges schoben sich jetzt ernst und gewaltig breite Schollen, gleich angeschlagenen erstarrten übers Land stuhenden Meereswellen, weit herauf. — Nun wieder Ruhe. —

Es zog mich, diese Eismassen in der Nähe zu betrachten, und ich ging hinaus zum Elbberge. Da stand ich an den vor kurzem erst herausgehobenen Eis tafeln. Ihre Dicke betrug von ein halb

bis einen Fuß, die Farbe theils gelblich theils ein durchscheinend grünlich Blau, ihre Breite 4, 6 bis 8 Fuß. Dahinter lag die weite feste Eisdecke, an vielen Stellen jedoch schon geborsten, in den Spalten oft aufgerichtete kleinere Schollen, bald Baumzweige einklemmend. Drüben wühlte der Strom fort und schob am jenseitigen vorspringenden Ufer eben wieder einen Schollenberg in die Höhe. — Um und neben mir waren die Schiffer aufmerksam und geschäftig. Mehrere große Elbkähne waren mit Tauen und Seilen an die weiter landeinwärts eingeschlagenen Pfähle sorgfältig befestigt, und die Männer hielten sich bereit, sie noch höher ans Ufer zu ziehen, sobald Gefahr vom drängenden Eise zu besorgen wäre. — Dieses alles betrachtend wandelte ich am Ufer langsam hin, und endlich auf einem Balken hinter einem Elbkahne stehend bemerkte ich, wie aus der nahen noch festliegenden Eisfläche ein kleiner Wasserstrudel durch eine kaum fußweite Öffnung sich erhob.

Wie ich dem nun so zusehe, erweitert sich die Öffnung immer mehr, immer gewaltiger bricht das durch die Eislast am Steigen gehinderte Wasser hervor und bildet in kurzem einen kleinen 10 bis 12 Fuß breiten Strom, welcher Grundeis und Tafeln rastlos mit fortreibt, jedoch noch immer weder die Eisflächen an seiner Seite noch den hinter seinem Ursprunge gelegenen Schutz von übereinandergehobenen Eis tafeln bewegen kann. — In diesem Zustande verharrt nun das Ganze eine geraume Zeit; plötzlich aber wird eine dumpfe Bewegung auch im Rücken des vorhin geöffneten Stroms bemerkbar, zackige Eismassen heben und senken sich; der Schutz, welcher oberwärts sich gesetzt hatte, dröhnt dumpf in seinem Innern, gewaltiger drängt das Wasser nach, und nun mit einem Male hebt sich die gesammte Eisfläche, und dem Zuge des schon angeschwollenen Flusses folgend bewegen sich die langen Eisfelder mit ihren Einzäunungen von aufgethürmtem Eise, groß und ruhig, bei immer mehr steigendem Wasser gleich einer wegziehenden Gewitterwolke stromabwärts. — Dieses erste ruhige nur am Dröhnen der Schollen und Klirren der brechenden Ränder hörbare Ziehen einer so mannichfaltigen weiten Fläche, welche lange Zeit dem Auge fest und beharrend erschienen war, mußte in alle Wege groß und erhaben genannt werden. Wiederholter Kanonendonner bezeichnete den abwärts liegenden Gegenden die Ankunft der gefährdeten Massen.

Wahrhaft angetunt und gestärkt von diesen neuerkannten Regungen des Naturgeistes und dem Geschick dankend, welches mich gerade zum rechten Augenblick ans Ufer geführt hatte, wandte ich mich zur Stadt zurück.

46. Vulcane. Der Krater eines annoch thätigen feuer-speienden Berges wird sich der Umgegend meistens durch ein fast beständiges Aushauchen von Schwefeldämpfen verrathen, denn der Schwefel scheint bei den Wechselwirkungen der Tiefe ein eben so unentbehrliches Element zu seyn, als die atmosphärische Lebensluft bei allen Regungen und Bewegungen der oberirdischen höheren Lebensfähigkeit.

Wenn jene beständigen mit einer qualmenden Rauchsäule empordringenden Schwefeldämpfe auf einige Zeit unmerklich werden, und das öfters leisere Donnern im Innern der Feuerschlände verstummet; dann drohet insgemein der Umgegend der Vulcane ein neuer heftiger Ausbruch. Denn es steigen öfters vor dem Beginnen eines solchen Ungewitters der Tiefe Wasserdämpfe, zum Theil mit giftigen jedoch weder dem Geruch noch dem Auge auffallenden Stoffen gemischt, herauf, für welche die feineren Sinne der Thierwelt weit eher ein vorahndendes Gefühl haben, als der Mensch. Es verlassen deshalb öfters z. B. die Vögel solche Gegenden, deren nahe Erschütterungen und Zerrüttungen der sicher unter den Gefahren wohnende Mensch noch nicht vermuthet. Nicht selten erscheint der sonst vom Rauch verhüllte Gipfel der Vulcane unmittelbar vor einem Ausbruche in einer ganz besondern auch dem unbefangenen Auge auffallenden Heiterkeit und Deutlichkeit.

Die Annäherung der unterirdischen Weltenelemente an die oberirdische Bildung der Gewässer geschieht nur äußerst selten auf eine stille friedliche Weise, viel häufiger aber kündigt sich das erste Begegnen der beiden feindlich gegen einander gestellten Kräfte durch einen heftig erschütternden Kampf an. Es wird daher vor vulcanischen Ausbrüchen öfters ein über ziemlich weite Erdstrecken hinwegreichendes Erdbeben bemerkt, und dieses erste zerflörende Zusammentreffen der streitenden Gegensätze ist insgemein für den nachbarlich anwohnenden Menschen und die zu ihm gehörige organische Welt am gefährlichsten. Bald beginnt nun der Gipfel des Vulcanes am Tage sich von neuem in einen ungewöhnlich dichten röhlichen Rauch zu hüllen, zu dessen vergifteter Nähe sich nur selten ein oberirdisch lebendes Wesen ungestraft hinanwagen darf. Bei Nacht aber siehet man den Berg oben in Feuer glänzen und aus seinem Schlunde Gluthsäulen, mit blitzenden Flammen und hochsteigenden Feuerkugeln untermischt, herauffahren, und zwischen ihnen hindurch wird der röhliche Glanz der Bergehoch emporgeschleuderten Steine gesehen und der Donner ihres Niederschmetterns zum Boden gehört.

Die Atmosphäre, im Bunde mit der ihr ganz nahe befreundeten milderen Welt der Gewässer, kann bei solchem Kampfe nicht ruhig bleiben. Öfters geht den nahen Ausbrüchen eine Monate lange Finsterniß voraus von einer Ummölkung gebildet, welcher auch die schwärzeste Ummölkung der Gewitter nicht gleich kommt und welche sich drohend von oben her um die von unten herauf drohenden Feuerschlände versammelt. Während der Ausbrüche selber ist die Verfinsternung der Luft zuweilen so groß, daß sie selbst die Mittagstunden, gleich jenen der Winternächte, einer künstlichen Beleuchtung bedürftig macht. Bei dem Beginn und während des Ausbruches hat man öfters Blitze aus dem Berge herauf nach der Luft und dann eben so gewaltige Blitze aus den zürnenden Wetterwolken hinunter in den Berg fahren sehen, und das Krallen der Tiefe hat sich mit dem Donner der oberen Gewitter so vermischt, daß ein horchendes Ohr beide kaum zu sondern gewußt. Die Geschichte

der vulcanischen Eruptionen erwähnt in älterer wie in neuerer Zeit mehrere Fälle, in welchen jene Stromglüsse, welche aus den um die Kratermündung zusammengedrängten Wetterwolken herabstürzten, vermischt mit der ausgeworfenen Asche, in der Umgegend fast größere Verheerungen angerichtet, als die andre Male allein aus dem Berge dringenden Laven.

Die große Schwüle, oder die ganz gegen den gewöhnlichen Verlauf der Natur mitten im Winter anhaltende Wärme der Luft, vor manchen vulcanischen Ausbrüchen, scheint zwar allerdings zum Theil durch Mittheilung vom erhitzten Boden her gewirkt zu werden, zum Theil aber auch, nur in ungleich größerem Maasstabe, auf dieselbe Weise zu entstehen, wie jene Schwüle, welche vor dem Ausbruche großer Gewitter vorhergeht.

Vor und bei einigen vulcanischen Ausbrüchen hat man auch am Meere und an den Süßwassern des Landes, zum Theil auf ziemlich weite Fernen hin, Bewegungen bemerkt, welche gegen den gewöhnlichen Verlauf der Natur sind. Der sonst ganz kalte Meeresboden zeigte sich, Meilen weit von dem Vulcane, bis zum Sieden erhitzt, so daß die Fische, welche sonst, um den heißen auf den flachen Seegrund der Küste am mächtigsten einwirkenden Sonnenstrahlen zu entgehen, die abgelegene Tiefe suchten, jetzt vielmehr sich nach dem ihnen fremden Element des Landes hindrängen, um hier den neuen Schrecknissen des mütterlichen Elementes zu entfliehen. In einigen Gegenden verstiegen bei vulcanischen Ausbrüchen die Quellen, Bäche und Flüsse, oder stürzten sich, mit fremdartigem Schlamme vermischt, aus der Tiefe hervor. Zuweilen entflieht, von einer plötzlich abstoßenden unterirdischen Gewalt bewegt, auch das Meer aus der Nähe des Elementenkampfes und tritt dann um so übermächtiger, das nahe Ufer weithin überschwemmend, in sein altes Bett zurück. Endlich pfleget dann das gewaltigere Element der Tiefe, durch die hemmende Decke, unter welcher es sich seit Jahrtausenden ungerne vom bergenden Wasser gehalten siehet, hervordringend, in seinem freilich nur kleinen Kreise den Sieg über die obere Natur zu gewinnen, und die zerstörenden Zudungen der noch im ersten Kampfe begriffenen Elemente hören insgemein auf, wenn nun die Ströme der Laven vom Berge herab sich ergießen und Welle nach Welle den immer neu herandringenden glühenden Fluthen Raum machen.

Die Lavaströme selber sind dann freilich bei einigen Vulcanen so träge und zähflüssig und hierbei von so geringer Mächtigkeit, daß sie für sich allein nur wenig Furchtbares haben; und am Besub siehet man zuweilen bei geringeren Ausbrüchen Arbeiter noch ganz ruhig an jenem künstlichen Bette graben, welches der Mensch den glühenden Strömen des Berges anweist, um sie von seinem Eigenthum hinwegzulenken, während die Lava kaum noch funzig Schritte von ihnen entfernt ist. Anderwärts aber hat ein mächtiger namentlich aus dem Uina hervorstürzender Lavastrom Städte und Flecken verheert, oder doch in Gefahr gebracht, und einen Meereshafen ausgefüllt, oder sogar, wie auf Island, mit seinen einem Land-

see an Mächtigkeit gleichenden Fluthen zuerst tiefe Kesseltäler ausgefüllt, alsdann, mit donnernder Gewalt der Katarakten Felsen fort-reißend und an einander zerschmetternd, sich in die bewohnten Ebenen heruntergestürzt, und hier alle Spuren der menschlichen Thätigkeit auf weite Strecken hin zerstört und unter seinen heißen Wogen begraben. Furchtbarer jedoch als alle verheerende Gewalt der andern Laven ist die jener schlammigen Massen, welche sich aus einigen südamerikanischen Feuerbergen ergießen und welche schon ganze Länder unter ihrem feurigen Kothe begraben.

33. Reisebilder.

I.

Das Befahren der zwey vorzüglichsten Clauenthaler Gruben, der „Dorothea“ und „Carolina“, fand ich sehr interessant, und ich muß ausführlich davon erzählen.

Eine halbe Stunde vor der Stadt gelangt man zu zwey großen schwärzlichen Gebäuden. Dort wird man gleich von den Bergleuten in Empfang genommen. Diese tragen dunkle gewöhnlich stahlblaue weite bis über den Bauch herabhängende Jacken, Hosen von ähnlicher Farbe, ein hinten aufgebundenes Schurzfell und kleine grüne Filzhüte, ganz randlos, wie ein abgekappter Kegel. In eine solche Tracht, bloß ohne Hinterleder, wird der Besuchende ebenfalls eingekleidet, und ein Bergmann, ein Steiger, nachdem er sein Grubenlicht angezündet, führt ihn nach einer dunkeln Öffnung, die wie ein Kaminfege Loch aussieht, steigt bis an die Brust hinab, giebt Regeln, wie man sich an den Leitern festzuhalten habe, und bittet angstlos zu folgen.

Die Sache selbst ist nichts weniger als gefährlich; aber man glaubt es nicht im Anfang, wenn man gar nichts vom Bergwerks-wesen versteht. Es giebt schon eine eigene Empfindung, daß man sich ausziehen und die dunkle Deliquententracht anziehen muß. Und nun soll man auf allen Vieren hinab klettern, und das dunkle Loch ist so dunkel, und Gott weiß, wie lang die Leiter sehn mag. Aber bald bemerkt man doch, daß es nicht eine einzige in die schwarze Ewigkeit hinablaufende Leiter ist, sondern daß es mehrere von funfzehn bis zwanzig Sprossen sind, deren jede auf ein kleines Brett führt, worauf man stehen kann, und worin wieder ein neues Loch nach einer neuen Leiter hinableitet.

Ich war zuerst in die Carolina gestiegen. Das ist die schmutzigste und unerfreulichste Carolina, die ich je kennen gelernt habe. Die Leitersprossen sind lothig naß. Und von einer Leiter zur andern geth's hinab, und der Steiger voran, und dieser betheuert immer, es sey gar nicht gefährlich, nur müsse man sich mit den Händen fest an den Sprossen halten, und nicht nach den Füßen sehen, und

nicht schwindlicht werden, und nur bey Leibe nicht auf das Seitenbrett treten, wo jetzt das schnurrende Tonnenseil heraufgeht, und wo vor vierzehn Tagen ein unvorsichtiger Mensch hinuntergestürzt und leider den Hals gebrochen. Da unten ist ein verworrenes Rauschen und Summen, man stößt beständig an Balken und Seile, die in Bewegung sind, um die Tonnen mit geklopften Erzen oder das hervorgefinterte Wasser herauf zu winden. Zuweilen gelangt man auch in durchgehauene Gänge, Stollen genannt, wo man das Erz wachsen sieht, und wo der einsame Bergmann den ganzen Tag sitzt und klopsam mit dem Hammer die Erzstücke aus der Wand heraus klopft.

Bis in die unterste Tiefe, wo man, wie Einige behaupten, schon hören kann, wie die Leute in Amerika „Hurrah Lafayette!“ schreien, bin ich nicht gekommen; unter uns gesagt, dort bis wohin ich kam, schien es mir bereits tief genug: — immerwährendes Draußen und Säusen, unheimliche Maschinenbewegung, unterirdisches Quellengeriesel, von allen Seiten herabtriefendes Wasser, qualmig aufsteigende Erddünste und das Grubenlicht immer bleicher hinein flimmernd in die einsame Nacht. Wirklich es war betäubend, das Athmen wurde mir schwer und mit Mühe hielt ich mich an den glitschigen Leitersprossen. Ich habe keinen Anflug von sogenannter Angst empfunden, aber, seltsam genug, dort unten in der Tiefe erinnerte ich mich, daß ich im vorigen Jahre, ungefähr um dieselbe Zeit, einen Sturm auf der Nordsee erlebte, und ich meinte jetzt, es sey doch eigentlich recht traulich angenehm, wenn das Schiff hin und her schaukelt, die Winde ihre Trompeterstücke losblasen, zwischen drein der lustige Matrosenlärm erschallt und Alles frisch überschauert wird von Gottes lieber freyer Luft. Ja, Luft! — Nach der Luft schnappend stieg ich einige Dugend Leitern wieder in die Höhe, und mein Steiger führte mich durch einen schmalen sehr langen in den Berg gehauenen Gang nach der Grube Dorothea.

Hier ist es lustiger und frischer, und die Leitern sind reiner, aber auch länger und steiler als in der Carolina. Hier wurde mir auch besser zu Muthe, besonders da ich wieder Spuren lebendiger Menschen gewahrte. In der Tiefe zeigten sich nämlich wandelnde Schimmer; Bergleute mit ihren Grubenlichtern kamen allmählig in die Höhe mit dem Grusse „Glückauf“, und mit demselben Wiebergrusse von unserer Seite, stiegen sie an uns vorüber, und wie eine befreundet ruhige und doch zugleich quälend räthselhafte Erinnerung trafen mich, mit ihren tiefstinnig klaren Blicken, die ernstfrommen etwas blassen und vom Grubenlicht geheimnißvoll beleuchteten Gesichter dieser jungen und alten Männer, die in ihren dunkeln einsamen Bergschächten den ganzen Tag gearbeitet hatten und sich jetzt hinauf sehnten nach dem lieben Tageslicht und nach den Augen von Weib und Kind.

Mein Cicerone selbst war eine kreuzehrliche pudeldeutsche Natur. Mit innerer Freundigkeit zeigte er mir jene Stolle, wo der Herzog von Cambridge, als er die Grube befahren, mit seinem ganzen Gefolge

gespeist hat, und wo noch der lange hölzerne Speisetisch steht, so wie auch der große Stuhl von Erz, worauf der Herzog gefessen. Dieser bleibe zum ewigen Andenken stehen, sagte der gute Bergmann, und mit Feuer erzählte er, wie viele Festlichkeiten damals statt gefunden, wie der ganze Stollen mit Lichtern, Blumen und Laubwerk verziert gewesen, wie ein Bergknappe die Bitter gespielt und gesungen, wie der vergnügte liebe dicke Herzog sehr viele Gesundheitien ausgetrunken habe, und wie viele Bergleute, und er selbst ganz besonders, sich gern würden todt schlagen lassen für den lieben dicken Herzog und das ganze Haus Hannover.

Innig rührt es mich jedesmal, wenn ich sehe, wie sich dieses Gefühl der Unterthans-treue in seinen einfachen Naturlauten ausdrückt. Es ist ein schönes Gefühl! Und es ist ein so wahrhaft deutsches Gefühl! Andere Völker mögen gewandter sehn und witziger und ergöglicher, aber keines ist so treu, wie das treue deutsche Volk. Wüßte ich nicht, daß die Treue so alt ist wie die Welt, so würde ich glauben, ein deutsches Herz habe sie erfunden. Deutsche Treue! sie ist keine moderne Adressenloskel. An Euren Höfen, Ihr deutschen Fürsten, sollte man singen und wieder singen das Lied von dem getreuen Eckart und dem bösen Burgund, der ihm die lieben Kinder tödten lassen, und ihn alsdann doch noch immer treu befunden hat. Ihr habt das treueste Volk, und Ihr irrt, wenn Ihr glaubt, der alte verständige treue Hund sey plötzlich toll geworden und schnappe nach Euern geheiligten Waden.

Wie die deutsche Treue hatte uns jetzt das kleine Grubenlicht, ohne viel Gefläder, still und sicher geleitet durch das Labyrinth der Schächten und Stollen; wir stiegen hervor aus der dumpfigen Bergnacht, das Sonnenlicht strahl! — Glück auf!

Die meisten Bergarbeiter wohnen in Clausthal und in dem damit verbundenen Bergstädtchen Zellerfeld. Ich besuchte mehrere dieser wackern Leute, betrachtete ihre kleine häusliche Einrichtung, hörte einige ihrer Lieder, die sie mit der Bitter, ihrem Lieblingsinstrumente, gar hübsch begleiten, ließ mir alte Bergmärchen von ihnen erzählen und auch die Gebete herlesen, die sie in Gemeinschaft zu halten pflegen, ehe sie in den dunkeln Schacht hinunter steigen, und manches gute Gebet habe ich mit gebetet. Ein alter Steiger meinte sogar, ich sollte bey ihnen bleiben und Bergmann werden; und als ich dennoch Abschied nahm, gab er mir einen Auftrag an seinen Bruder, der in der Nähe von Goslar wohnt, und viele Küsse für seine liebe Nihte.

Von Goslar ging ich den andern Morgen weiter, halb auf Gerathewohl halb in der Absicht, den Bruder des Clausthaler Bergmanns aufzusuchen. Wieder schönes liebes Sonntagswetter. Ich bestieg Hügel und Berge, betrachtete, wie die Sonne den Nebel zu verschweigen suchte, und wanderte freudig durch die schauernden Wälder. In ihren weißen Nachtmänteln standen die Berge, die Tannen rüttelten sich den Schlaf aus den Gliedern, der frische Morgenwind frisirte ihnen die herabhängenden grünen Haare, die Bög-

lein hielten Bestunde, das Wiefenthal bligte wie eine diamantenbesäete Golddecke und der Hirt schritt darüber hin mit seiner läutenden Herde.

Ich möchte mich wohl eigentlich verirrt haben. Man schlägt immer Seitenwege und Fußsteige ein und glaubt dadurch näher zum Ziele zu gelangen. Wie im Leben überhaupt, geht's uns auch auf dem Harze. Aber es giebt immer gute Seelen, die uns wieder auf den rechten Weg bringen; sie thun es gern und finden noch oben-drein ein besonderes Vergnügen daran, wenn sie uns mit selbstgefälliger Miene und wohlwollend lauter Stimme bedeuten, welche große Umwege wir gemacht, in welche Abgründe und Sumpfe wir versinken konnten, und wach ein Glück es sey, daß wir so weggkundige Leute, wie sie sind, noch zeitig angetroffen.

Einen solchen Berichtigter fand ich unweit der Harzburg. Es war ein wohlgenährter Bürger von Goslar, ein glänzend wampiges dummkluges Gesicht; er sah aus, als habe er die Viehseuche erfunden. Wir gingen eine Strecke zusammen und er erzählte mir allerlei Spukgeschichten, die hübsch klingen konnten, wenn sie nicht alle darauf hinaus liefen, daß es doch kein wirklicher Spuk gewesen, sondern daß die weiße Gestalt ein Wildbieb war, und daß die wimmernden Stimmen von den eben gemorsenen Jungen einer Wache (wilben Sau), und das Geräusch auf dem Boden von der Hauskage herrührte. Nur wenn der Mensch krank ist, setzte er hinzu, glaubt er Gespenster zu sehen; was aber seine Wenigkeit anbelange, so sey er selten krank, nur zuweilen leide er an Hautübeln und dann kurire er sich jedesmal mit nächstem Speichel. Er machte mich aufmerksam auf die Zweckmäßigkeit und Nützlichkeit in der Natur. Die Bäume sind grün, weil grün gut für die Augen ist. Ich gab ihm Recht und fügte hinzu, daß Gott das Rindvieh erschaffen, weil Fleischsuppen den Menschen stärken, daß er die Esel erschaffen, damit sie den Menschen zu Vergleichen dienen können, und daß er den Menschen selbst erschaffen, damit er Fleischsuppen essen und kein Esel seyn soll. Mein Begleiter war entzückt, einen Gleichgestimmten gefunden zu haben, sein Antlitz erglänzte noch freudiger und bey dem Abschiede war er gerührt.

So lange er neben mir ging, war gleichsam die ganze Natur entzaubert, sobald er aber fort war, singen die Bäume wieder an zu sprechen, und die Sonnenstrahlen erklangen, und die Wiesenblümchen tanzten, und der blaue Himmel umarmte die grüne Erde. Ja, ich weiß es besser; Gott hat den Menschen erschaffen, damit er die Herrlichkeit bewundere. Jeder Autor, und sey er noch so groß, wünscht, daß sein Werk gelobt werde. Und in der Bibel, den Memoiren Gottes, steht ausdrücklich, daß er die Menschen erschaffen zu seinem Ruhm und Preis.

Nach einem langen Hin- und Herwandern gelangte ich zu der Wohnung des Bruders meines Clausthaler Freundes und übernachtete alldort.

Wir nahmen freundschaftlich Abschied, und fröhlich stieg ich den Berg hinauf. Bald empfing mich eine Waldung himmelhoher Tannen, für die ich in jeder Hinsicht Respekt habe. Diesen Bäumen ist nämlich das Wachsen nicht so ganz leicht gemacht worden und sie haben es sich in der Jugend sauer werden lassen. Der Berg ist hier mit vielen großen Granitblöcken übersät, und die meisten Bäume mußten mit ihren Wurzeln diese Steine umranken oder sprengen und mühsam den Boden suchen, woraus sie Nahrung schöpfen können. Hier und da liegen die Steine, gleichsam ein Thor bildend, über einander, und oben darauf stehen die Bäume, die nackten Wurzeln über jene Steinpforte hinziehend und erst am Fuße derselben den Boden erfassend, so daß sie in der freien Luft zu wachsen scheinen. Und doch haben sie sich zu jener gewaltigen Höhe empor geschwungen, und mit den umklammerten Steinen wie zusammengewachsen, stehen sie fester als ihre bequemen Collegen im zahnen Forstboden des flachen Landes. So stehen auch im Leben jene großen Männer, die durch das Überwinden früherer Hemmungen und Hindernisse sich erst recht gestärkt und befestigt haben. Auf den Zweigen der Tannen kletterten Eichhörnchen und unter denselben spazierten die gelben Hirsche. Wenn ich solch ein liebes edles Thier sehe, so kann ich nicht begreifen, wie gebildete Leute Vergnügen daran finden es zu hegen und zu tödten. Solch ein Thier war barmherziger als die Menschen und säugte den schwachtenden Schmerzreich der heiligen Genovefa.

Allerliebste schossen die goldenen Sonnenlichter durch das dichte Tannengrün. Eine natürliche Treppe bildeten die Baumwurzeln. Überall schwellende Moosbänke; denn die Steine sind fußhoch von den schönsten Moosarten, wie mit hellgrünen Sammetpolstern, bewachsen. Liebliche Kühle und träumerisches Quellengemurmel. Hier und da sieht man, wie das Wasser unter den Steinen silberhell hincieselt und die nackten Baumwurzeln und Fasern bespült. Wenn man sich nach diesem Treiben hinab beugt, so belauscht man gleichsam die geheime Bildungsgeschichte der Pflanzen und das ruhige Herzklopfen des Berges. An manchen Orten sprudelt das Wasser aus den Steinen und Wurzeln stärker hervor und bildet kleine Kaskaden. Da läßt sich gut sitzen. Es murmelt und rauscht so wunderbar, die Vögel singen abgebrochene Sehnsuchtslaute, die Bäume flüstern wie mit tausend Mädchenzungen, wie mit tausend Mädchenaugen schauen uns an die seltsamen Bergblumen, sie strecken nach uns aus die wunderbar breiten drollig gezackten Blätter, spielend summern hin und her die lustigen Sonnenstrahlen, die sinnigen Kräutlein erzählen sich grüne Märchen, es ist Alles wie verzaubert, es wird immer heimlicher und heimlicher, ein uralter Traum wird lebendig, die Geliebte erscheint — ach, daß sie so schnell wieder verschwindet.

Je höher man den Berg hinauf steigt, desto kürzer, zwerghafter werden die Tannen, sie scheinen immer mehr und mehr zusammen zu schrumpfen, bis nur Heidelbeer- und Rothbeersträucher

und Bergkräuter übrig bleiben. Da wird es auch schon fühlbar kälter. Die wunderlichen Gruppen der Granitblöcke werden hier erst recht sichtbar; diese sind oft von erstaunlicher Größe. Das mögen wohl die Spielbälle seyn, die sich die bösen Geister einander zuwerfen in der Walpurgisnacht, wenn hier die Hexen auf Besenstielen und Mistgabeln einhergeritten kommen und die abentheuerlich verrückte Lust beginnt, wie die glaubhafte Amme es erzählt und wie es zu schauen ist auf den hübschen Faustbildern des Meister Kesch.

In der That, wenn man die obere Hälfte des Brodens bestiegt, kann man sich nicht erwehren, an die ergötzlichen Brockenbergsgeschichten zu denken und besonders an die große mystische deutsche Nationaltragödie vom Doctor Faust. Mir war immer, als ob der Pferdesuß neben mir hinaufkletterte und Jemand humoristisch Athem schöpfe. Und ich glaube, auch Mephisto muß mit Mühe Athem holen, wenn er seinen Lieblingsberg ersteigt; es ist ein äußerst erschöpfender Weg, und ich war froh, als ich endlich das langersehnte Brockenhaus zu Gesicht bekam.

Dieses Haus, das, wie durch vielfache Abbildungen bekannt ist, bloß aus einem Parterre besteht und auf der Spitze des Berges liegt, wurde erst 1800 vom Grafen Stollberg-Wernigerode erbaut, für dessen Rechnung es auch als Wirthshaus verwaltert wird. Die Mauern sind erstaunlich dick, wegen des Windes und der Kälte im Winter; das Dach ist niedrig, in der Mitte desselben steht eine thurmartige Warte und bey dem Hause liegen noch zwey kleine Nebengebäude, wovon das eine in frühern Zeiten den Brockenbesuchern zum Obdach diente.

Der Eintritt in das Brockenhaus erregte bey mir eine etwas ungewöhnliche märchenhafte Empfindung. Man ist nach einem langen einsamen Umhersteigen durch Tannen und Klippen plötzlich in ein Wolkenhaus versetzt; Städte, Berge und Wälder bleiben unten liegen und oben findet man eine wunderbar zusammengesetzte fremde Gesellschaft, von welcher man, wie es an dergleichen Orten natürlich ist, fast wie ein erwarteter Genosse, halb neugierig und halb gleichgültig, empfangen wird. Ich fand das Haus voller Gäste, und wie es einem klugen Manne geziemt, dachte ich schon an die Nacht, an die Unbehaglichkeit eines Strohlagers; mit hinsterbender Stimme verlangte ich gleich Thee, und der Herr Brockenwirth war vernünftig genug einzusehen, daß ich kranker Mensch für die Nacht ein ordentliches Bett haben müsse.

II.

Thyrol ist sehr schön, aber die schönsten Landschaften können uns nicht entzücken, bei trüber Witterung und ähnlicher Gemüthsstimmung. Diese ist bey mir immer die Folge von jener, und da es draußen regnete, so war auch in mir schlechtes Wetter. Nur dann und wann durfte ich den Kopf zum Wagen hinausstrecken, und dann schaute ich himmelhohe Berge, die mich ernsthaft ansahen und mir mit den ungeheuern Häuptern und langen Wolkenbärten

eine glückliche Reise zunichte. Sie und da bemerkte ich auch ein fernblaues Berglein, daß sich auf die Fußgehenden zu stellen schien und den anderen Bergen recht neugierig über die Schultern blickte, wahrscheinlich um mich zu sehen. Dabei kreischten überall die Waldbäche, die sich wie toll von den Höhen herabstürzten und in den dunkeln Thalstrudeln versammelten.

Die Menschen steckten in ihren niedlichen netten Häuschen, die über der Halde, an den schroffsten Abhängen und bis auf die Bergspitzen zerstreut liegen; niedliche nette Häuschen, gewöhnlich mit einer langen balkonartigen Gallerie, und diese wieder mit Wäsche, Heiligenbildchen, Blumentöpfen und Mädchengeschickern ausgeschmückt. Auch hübsch bemalt sind diese Häuschen, meistens weiß und grün, als trügen sie ebenfalls die Tyroler Landestracht, grüne Hosenträger über dem weißen Hemde. Wenn ich solch' Häuschen im einsamen Regen liegen sah, wollte mein Herz oft aufsteigen und zu den Menschen gehen, die gewiß trocken und vergnügt da drinnen saßen. Da drinnen, dacht' ich, muß sich's recht lieb und innig leben lassen, und die alte Großmutter erzählt gewiß die heinstlichsten Geschichten. Während der Wagen unerbittlich vorbeifuhr, schaut' ich noch oft zurück, um die bläulichen Rauchsäulen aus den kleinen Schornsteinen steigen zu sehen, und es regnete dann immer stärker, außer mir und in mir, daß mir fast die Tropfen aus den Augen herauskamen. Im südlichen Tyrol klärte sich das Wetter auf, die Sonne von Italien ließ schon ihre Nähe fühlen, die Berge wurden wärmer und glänzender, ich sah schon Weinreben, die sich daran hinaufranken, und ich konnte mich schon öfter zum Wagen hinauslehnen.

Es ist ein gutes Zeichen, wenn die Weiber lächeln, sagt ein chinesisches Schriftsteller, und ein deutscher Schriftsteller war eben dieser Meinung, als er in Südtirol, wo Italien beginnt, einem Berge vorbeikam, an dessen Fuße, auf einem nicht sehr hohen Steindamm, eines von jenen Häuschen stand, die mit ihrer traulichen Gallerie und ihren naiven Malereien uns so lieblich ansehen. Auf der einen Seite stand ein großes hölzernes Kreuzifix, das einem jungen Weinstock als Stütze diente, so daß es fast schaurig heiter aussah, wie das Leben den Tod, die saftig grünen Reben den blutigen Leib und die gekreuzigten Arme und Beine des Heilands umrankten. Auf der anderen Seite des Häuschens stand ein runder Taubenhofen, dessen gestedertes Böllchen slog hin und her, und eine ganz besonders anmuthig weiße Taube saß auf dem hübschen Spitzdächlein, das wie die fromme Steintrone einer Heiligennische über dem Haupte der schönen Spinnerin hervorragte. Diese saß auf der kleinen Gallerie und spann, nicht nach der deutschen Spinnradmethode, sondern nach jener uralten Weise, wo ein flachsumzogener Wocken unter dem Arme gehalten wird und der abgespinnene Faden an der freyhängenden Spindel hinunterläuft. So spannen die Königtöchter in Griechenland, so spinnen noch jetzt die Parzen und alle

Italienerinnen. Sie spann und lächelte, unbeweglich saß die Taube über ihrem Haupte, und über dem Hause selbst ragten hinten die hohen Berge, deren Schneegipfel die Sonne beschien, daß sie aussahen wie eine ernste Schutzwache von Niesen mit blanken Helmen auf den Häuptern.

Sie spann und lächelte, und ich glaube, sie hat mein Herz festgesponnen, während der Wagen etwas langsamer vorbeifuhr, wegen des breiten Stromes der Eisack, die auf der andern Seite des Wegs dahinschoß. Die lieben Jüge kamen mir den ganzen Tag nicht aus dem Gedächtniß, überall sah ich jenes holde Antlitz, das ein griechischer Bildhauer aus dem Dufte einer weißen Rose geformt zu haben schien, ganz so hingehaucht zart, so überfeilig edel, wie er es vielleicht einst als Jüngling geträumt in einer blühenden Frühlingsnacht. Die Augen freilich hätte kein Grieche erträumen und noch weniger begreifen können. Ich aber sah sie und begriff sie, diese romantischen Sterne, die so zauberhaft die antike Herrlichkeit beleuchteten.

Den ganzen Tag sah ich diese Augen und ich träumte davon in der folgenden Nacht. Da saß sie wieder und lächelte, die Tauben flatterten hin und her wie Liebesengel, auch die weiße Taube über ihrem Haupte bewegte mystisch die Flügel, hinter ihr hoben sich immer gewaltiger die behelmten Wächter, vor ihr hin jagte der Bach, immer stürmischer und wilder, die Weinreben umrankten mit ängstlicher Hast das gekreuzigte Holzbild, das sich schmerzlich regte und die leidenden Augen öffnete und aus den Wunden blutete — sie aber spann und lächelte, und an dem Faden ihres Wockens, gleich einer tanzenden Spindel, hing mein eigenes Herz.

III.

Kennst Du das Land, wo die Zitronen blühen?
Im dunkeln Laub die Goldorangen glühen,
Ein sanfter Wind vom blauen Himmel weht,
Die Myrte still und hoch der Lorbeer steht,
Kennst Du es wohl?

Dahin! dahin
Möcht' ich mit Dir, o mein Geliebter, ziehn.

— Aber reise nur nicht im Anfang August, wo man des Tages von der Sonne gebraten und des Nachts von den Flöhen verzehrt wird. Auch rathe ich Dir, mein lieber Leser, von Verona nach Rayland nicht mit dem Postwagen zu fahren.

Ich fuhr, in Gesellschaft von sechs Banditen, in einer schwerfälligen Carozza, die wegen des allzugewaltigen Staubes von allen Seiten so sorgfältig verschlossen wurde, daß ich von der Schönheit der Gegend wenig bemerken konnte. Nur zweimal, ehe wir Brescia erreichten, küßte mein Nachbar das Seitenleder, um hinaus zu spucken. Das eine mal sah ich nichts als einige schwitzende Tannen, die in ihren grünen Winterröcken von der schwülen Sonnen-

hige sehr zu leiden schienen; das andere mal sah ich ein Stück von einem wunderbaren blauen See, worin die Sonne und ein magerer Grenadier sich spiegelten. Letzterer, ein östreichischer Narciß, bewunderte mit kindischer Freude, wie sein Spiegelbild ihm alles getreu nachmachte, wenn er das Gewehr präsentirte oder schulterte oder zum Schießen auslegte.

Von Brescia selbst weiß ich ebenfalls wenig zu erzählen, indem ich die Zeit meines dortigen Aufenthalts dazu benutzte, ein gutes Branzo einzunehmen. Man kann es einem armen Reisenden nicht verdenken, wenn er den Hunger des Leibes früher stillt als den des Geistes. Doch war ich gewissenhaft genug, ehe ich wieder in den Wagen stieg, einige Notizen über Brescia vom Cameriere zu erfragen; und da erfuhr ich unter anderen: die Stadt habe 40,000 Einwohner, ein Rathhaus, 21 Kaffeehäuser, 20 katholische Kirchen, ein Tollhaus, eine Synagoge, eine Menagerie, ein Zuchthaus, ein Krankenhaus, ein eben so gutes Theater und einen Galgen für Diebe, die unter 100,000 Thaler stehen.

Um Mitternacht arrivirte ich in Mayland und kehrte ein bey Herrn Reichman, einem Deutschen, der sein Hotel ganz nach deutscher Weise eingerichtet. Es sey das beste Wirthshaus in ganz Italien, sagten mir einige Bekannte, die ich dort wiederfand und die über italienische Gastwirthe und Plöhe sehr schlecht zu sprechen waren. Da hörte ich nichts als ärgerliche Hisslöcher von italienischen Brellereyen, und besonders Sir William suchte und verscherte: wenn Europa der Kopf der Welt sey, so sey Italien das Diebesorgan dieses Kopfes. Der arme Baronet hat in der Locanda Croce bianca zu Padua nicht weniger als zwölf Frances für ein mageres Frühstück bezahlen müssen, und zu Vicenza hat ihm jemand ein Trinkgeld abgefordert, als er ihm einen Handschuh aufhob, den er beim Einsteigen in den Wagen fallen lassen. Sein Vetter Tom sagte: alle Italiener seyen Spitzbuben bis auf den einzigen Umstand, daß sie nicht fehlen. Hätte er lebenswürdiger ausgesehen, so würde er auch die Bemerkung gemacht haben, daß alle Italienerinnen Spitzbubinnen sind.

Der Dritte im Bunde war ein Mister Liver, den ich in Brigh-ton als ein junges Kalb verlassen hatte und jetzt als einen boeuf à la mode wiederfand. Er war ganz als Dandy gekleidet, und ich habe nie einen Menschen gesehen, der es besser verstanden hätte, mit seiner Figur lauter Ecken hervorzubringen. Wenn er die Daumen in die Armelausschnitte der Weste einstrempte, machte er auch mit der Handwurzel und mit jedem Finger einige Ecken; ja sein Maul war sogar viereckig aufgesperrt. Dazu kommt ein ediger Kopf, hinten schmal, oben spitz, mit kurzer Stirn und sehr langem Kinn. Unter den englischen Bekannten, die ich in Mayland wiederfand, war auch Liver's dicke Tante; gleich einer Fettklawine war sie von den Alpen herabgekommen, in Gesellschaft zweyer schneeweißen schneekalten Schneegänschen, Miß Polly und Miß Molly.

Beschuldige mich nicht der Anglomanie; lieber Leser, wenn ich

in diesem Buche sehr häufig von Engländern spreche; sie sind jetzt in Italien zu zahlreich, um sie übersehen zu können, sie durchziehen dieses Land in ganzen Schwärmen, lagern in allen Wirthshäusern, laufen überall umher, um Alles zu sehen, und man kann sich keinen italienischen Zitronenbaum mehr denken ohne eine Engländerin, die daran riecht, und keine Gallerie ohne ein Schod Engländer, die mit ihrem Guide in der Hand darin umherrennen und nachsehen, ob noch alles vorhanden, was in dem Buche als merkwürdig erwähnt ist. Wenn man jenes blonde rothbädige Volk mit seinen blanken Kutschen, bunten Lakaien, wiehernben Rennpferden, grünverschleierten Kammerjungfern und sonstig kostbaren Geschirren, neugierig und gepugt, über die Alpen ziehen und Italien durchwandern sieht, glaubt man eine elegante Völkerwanderung zu sehen.

Und in der That, der Sohn Aklions, obgleich er weiße Wäsche trägt und alles haar bezahst, ist doch ein civilisirter Barbar, in Vergleichung mit dem Italiener, der vielmehr eine in Barbarey übergehende Civilisation bekundet. Jener zeigt in seinen Sitten eine zurückgehaltene Rohheit, dieser eine ausgelassene Feinheit. Und gar die blassen italienischen Gesichter, in den Augen das leidende Weiß, die Lippen krankhaft zärtlich, wie heimlich vornehm sind sie gegen die steif brittischen Gesichter, mit ihrer pöbelhaft rothen Gesundheit! Das ganze italienische Volk ist innerlich krank, und kranke Menschen sind immer wahrhaft vornehmer als Gesunde; denn nur der kranke Mensch ist ein Mensch, seine Glieder haben eine Leidensgeschichte, sie sind durchgeistet. Ich glaube sogar, durch Leidenskämpfe könnten die Thiere zu Menschen werden; ich habe mal einen sterbenden Hund gesehen, der in seinen Todesqualen mich fast menschlich ansah.

Der leidende Gesichtsausdruck wird bei den Italienern am sichtbarsten, wenn man mit ihnen vom Unglück ihres Vaterlandes spricht, und dazu giebt's in Mayland genug Gelegenheit. Das ist die schmerzlichste Wunde in der Brust der Italiener, und sie zuden zusammen, sobald man diese nur leise berührt. Sie haben alsdann eine Bewegung der Achsel, die uns mit sonderbarem Mitleid erfüllt. Einer meiner Britten hielt die Italiener für politisch indifferent, weil sie gleichgültig zuzuhören schienen, wenn wir Fremde über die katholische Emanzipazion und den Türkenkrieg politisirten, und er war ungerecht genug, gegen einen blassen Italiener mit pechschwarzem Barte sich darüber spöttisch zu äußern. Wir hatten den Abend vorher eine neue Opera in der Scala aufführen sehen und den Wortspektakel gehört, der, wie gebräuchlich, bey solchen Anlässen statt findet. „Ihr Italiener“, sagte der Britte zu dem Blassen, „scheint für alles abgestorben zu seyn außer für Musik, und nur noch diese vermag Euch zu begeistern.“

„Sie thun uns Unrecht, sagte der Blasse und bewegte die Achsel. Ach! seufzte er hinzu, Italien sitzt elegisch träumend auf seinen Ruinen, und wenn es dann manchmal bey der Melodie irgend eines Liedes plötzlich erwacht und stürmisch emporspringt, so gilt diese Begeisterung nicht dem Liebe selbst, sondern vielmehr den alten Er-

innerungen und Gefühlen, die das Lied ebenfalls geweckt hat, die Italien immer im Herzen trug und die jetzt gewaltig hervorbrausen, — und das ist die Bedeutung des tollen Lärms, den Sie in der Scala gehört haben.“ Vielleicht gewährt dieses Bekenntniß auch einigen Aufschluß über den Enthusiasmus, den jenseits der Alpen Rossini's oder Mayerbeers Opern überall hervorbringen. Habe ich jemals menschliche Kaserey gesehen, so war es bey einer Aufführung des *Crociato in Egitto*, wenn die Musik manchmal aus dem weichen wehmüthigen Ton plötzlich in jauchzenden Schmerz übersprang. Jene Kaserey heißt in Italien: *furoro*.

IV.

Während nun das Dampfboot, und auf demselben unser Gespräch, den Strom hinaufschwamm, war die Sonne untergegangen, und ihre letzten Strahlen beleuchteten das Hospital zu Greenwich, ein imposantes palastgleiches Gebäude, das eigentlich aus zwei Flügelu besteht, deren Zwischenraum leer ist und einen mit einem artigen Schloßlein gekrönten walddrühen Berg den Vorbeifahrenden sehen läßt. Auf dem Wasser nahm jetzt das Gemüth der Schiffe immer zu, und ich wunderte mich, wie geschickt die großen Fahrzeuge sich einander ausweichen. Da grüßt im Begegnen manch ernsthaft freundliches Gesicht, das man nie gesehen hat und vielleicht auch nie wieder sehen wird. Man fährt sich so nahe vorbei, daß man sich die Hände reichen könnte, zum Willkommen und Abschied zu gleicher Zeit. Das Herz schwillt beym Anblick so vieler schwellenden Segel und wird wunderbar aufgeregt, wenn vom Ufer her das verworrene Summen und die ferne Tanzmusik und der dumpfe Matrosenlärm herandröhnt. Aber im weißen Schleyer des Abendnebels verschwimmen allmählig die Contouren der Gegenstände und sichtbar bleibt nur ein Wald von Mastbäumen, die lang und kahl emporsragen.

„Das ist der Tower!“ rief plötzlich einer unserer Reisegefährten, indem er auf ein hohes Gebäude zeigte, das aus dem nebelbedeckten London wie ein gespenstisch dunkler Traum hervorstieg.

London.

Ich habe das Merkwürdigste gesehen, was die Welt dem stauenden Geiste zeigen kann, ich habe es gesehen und staune noch immer — noch immer starrt in meinem Gedächtnisse dieser steinerne Wald von Häusern und dazwischen der drängende Strom lebendiger Menschengesichter mit all ihren bunten Leidenschaften, mit all ihrer grauenhaften Hast der Liebe, des Hungers und des Hasses — ich spreche von London.

Schickt einen Philosophen nach London; bey Leibe keinen Poeten! Schickt einen Philosophen hin und stellt ihn an eine Ecke von Cheapside, er wird hier mehr lernen als aus allen Büchern der letzten leipziger Messe; und wie die Menschenwogen ihn umrauschen, so wird auch ein Meer von neuen Gedanken vor ihm aufsteigen,

der ewige Geist, der darüber schwebt, wird ihn anwehen, die verborgensten Geheimnisse der gesellschaftlichen Ordnung werden sich ihm plötzlich offenbaren, er wird den Pulsschlag der Welt hörbar vernehmen und sichtbar sehen — denn wenn London die rechte Hand der Welt ist, die thätige mächtige rechte Hand, so ist jene Straße, die von der Börse nach Downingstreet führt, als die Pulsader der Welt zu betrachten.

Aber schickt keinen Poeten nach London! Dieser baare Ernst aller Dinge, diese kolossale Einförmigkeit, diese maschinenhafte Bewegung, diese Verdrießlichkeit der Freude selbst, dieses übertriebene London erdrückt die Phantastie und zerreißt das Herz. Und wölltet Ihr gar einen deutschen Poeten hinschicken, einen Träumer, der vor jeder einzelnen Erscheinung stehen bleibt, etwa vor einem zerlumpten Bettelweib oder einem blanken Goldschmiedladen — o! dann geht es ihm erst recht schlimm und er wird von allen Seiten fortgeschoben oder gar mit einem milden God damn! niedergestossen.

God damn! das verdammte Stosen! Ich merchte bald, dieses Volk hat Viel zu thun. Es lebt auf einem großen Fuße, es will, obgleich Futter und Kleider in seinem Lande theurer sind als bey uns, dennoch besser gefüttert und besser gekleidet sehn als wir; wie zur Bohrnehmheit gehört, hat es auch große Schulden, dennoch aus Großpralerey wirft es zuweilen seine Guineen zum Fenster hinaus, bezahlt andere Völker, daß sie sich zu seinem Vergnügen herumboxen, giebt dabey ihren respektiven Königen noch außerdem ein gutes Douceur — und deshalb hat John Bull Tag und Nacht zu arbeiten, um Geld zu solchen Ausgaben anzuschaffen, Tag und Nacht muß er sein Gehirn anstrengen zur Erfindung neuer Maschinen und er sitzt und rechnet im Schweiß seines Angesichts und rennt und läuft, ohne sich viel umzusehen, vom Hasen nach der Börse, von der Börse nach dem Strand, und da ist es sehr verzeihlich, wenn er an der Ecke von Cheapside einen armen deutschen Poeten, der einen Silberladen angaffend ihm in dem Wege steht, etwas unsanft auf die Seite stößt: „God damn!“

Das Bild aber, welches ich an der Ecke von Cheapside angaffte, war der Übergang der Franzosen über die Berezina.

Als ich, aus dieser Betrachtung aufgerüttelt, wieder auf die tosende Straße blickte, wo ein hunschediger Anäl von Männern, Weibern, Kindern, Pferden, Postkutschen, darunter auch ein Leichenzug, sich brausend, schreiend, ächzend und knarrend dahinwälzte: da schien es mir, als sey ganz London so eine Berezinastraße, wo jeder in wahnsinniger Angst, um sein Bißchen Leben zu fristen, sich durchdrängen will, wo der kede Reuter den armen Fußgänger niederstampft, wo derjenige, der zu Boden fällt, auf immer verloren ist, wo die besten Kameraden fühllos einer über die Leiche des andern dahineilen, und Tausende, die sterbensmatt und blutend sich vergebens an den Pfanken der Brücke festklammern wollten, in die kalte Eisgrube des Todes hinabstürzen.

Wie viel heiterer und wohnlicher ist es dagegen in unserem

lieben Deutschland! Wie traumhaft gemacht, wie sabbathlich ruhig bewegen sich hier die Dinge! Ruhig zieht die Wache auf, im ruhigen Sonnenschein glänzen die Uniformen und Häuser, an den Fliesen flattern die Schwalben, aus den Fenstern lächeln die Justizräthinnen, auf den hallenden Straßen ist Platz genug: die Hunde können sich gehörig anriechen, die Menschen können bequem stehen bleiben und über das Theater diskutieren, und tief, tief grüßen, wenn irgend ein vornehmes Lämpchen oder Vicellämpchen, mit bunten Bändchen auf dem abgeschabten Rödtchen, oder ein gepudertes vergoldetes Hofmarschällchen gnädig wiedergrüßend vorbeizänzelt!

Ich hatte mir vorgenommen über die Großartigkeit Londons, wovon ich so viel gehört, nicht zu erstaunen. Aber es ging mir wie dem armen Schulknaben, der sich vornahm, die Prügel, die er empfangen sollte, nicht zu fühlen. Die Sache bestand eigentlich in dem Umfange, daß er die gewöhnlichen Liebe mit dem gewöhnlichen Stocke wie gewöhnlich auf dem Rücken erwartete, und statt dessen eine ungewöhnliche Tracht Schläge auf einem ungewöhnlichen Plage mit einem dünnen Rödtchen empfing. Ich erwartete große Paläste und sah nichts als lauter kleine Häuser. Aber eben die Gleichförmigkeit derselben und ihre unabsehbare Menge imponirt so gewaltig.

Diese Häuser von Ziegelsteinen bekommen durch feuchte Luft und Kohlendampf gleiche Farbe, nämlich bräunliches Olivengrün; sie sind alle von derselben Bauart, gewöhnlich zwey oder drey Fenster breit, drey hoch, und oben mit kleinen rothen Schornsteinen geziert, die wie blutig ausgerissene Zähne aussehen, dergestalt daß die breiten regelrechten Straßen, die sie bilden, nur zwey unendlich lange kasernenartige Häuser zu seyn scheinen. Dieses hat wohl seinen Grund in dem Umfange, daß jede englische Familie, und bestände sie auch nur aus zwey Personen, dennoch ein ganzes Haus, ihr eigenes Castell, bewohnen will, und reiche Speculanten, solchem Bedürfnis entgegenkommend, ganze Straßen bauen, worin sie die Häuser einzeln wieder verhödern. In den Hauptstraßen der City, demjenigen Theil Londons, wo der Sitz des Handels und der Gewerke, wo noch alterthümliche Gebäude zwischen den neuen zerstreut sind und wo auch die Vorderseite der Häuser mit ellenlangen Namen und Zahlen, gewöhnlich goldig und relief, bis ans Dach bedeckt sind: da ist jene charakteristische Einförmigkeit der Häuser nicht so auffallend, um so weniger, da das Auge des Fremden unaufhörlich beschäftigt wird durch den wunderbaren Anblick neuer und schöner Gegenstände, die an den Fenstern der Kaufläden ausgestellt sind.

Nicht bloß diese Gegenstände selbst machen den größten Effect, weil der Engländer Alles, was er verfertigt, auch vollendet liefert, und jeder Luxusartikel, jede Astrallampe und jeder Stiefel, jede Theekanne und jeder Weiberrock uns so finished und einladend entgegenläßt: sondern auch die Kunst der Aufstellung, Farbenkontrast und Mannigfaltigkeit giebt den englischen Kaufläden einen eignen Reiz; selbst die alltäglichsten Lebensbedürfnisse erscheinen in einem überraschenden Zauberglanze, gewöhnliche Eswaaren locken uns durch ihre neue Beleuch-

tung, sogar rohe Fische liegen so wohlgefällig appretirt, daß uns der regenbogenfarbige Glanz ihrer Schuppen ergötzt, rohes Fleisch liegt wie gemalt auf saubern bunten Porzellantellern mit lachender Peterstie umkränzt, ja Alles erscheint uns wie gemalt und mahnt uns an die glänzenden und doch so bescheidenen Bilder des Franz Mieris. Nur die Menschen sind nicht so heiter, wie auf diesen holländischen Gemälden, mit den ernsthaftesten Gesichtern verkaufen sie die lustigsten Spielsachen und Zuschnitt und Farbe ihrer Kleidung ist gleichförmig wie ihre Häuser.

Auf der entgegengesetzten Seite Londons, die man das Westende nennt, the west end of the town, und wo die vornehmere und minder beschäftigte Welt lebt, ist jene Einförmigkeit noch vorherrschender; doch giebt es hier ganze lange gar breite Straßen, wo alle Häuser groß wie Paläste aber äußerlich nichts weniger als ausgezeichnet sind, außer daß man hier, wie an allen nicht ganz ordinären Wohnhäusern Londons die Fenster der ersten Etage mit eisengittrigen Balkonen verziert sind, auch an rez de chaussées ein schwarzes Gitterwerk findet, wodurch eine in die Erde gegrabene Kellerwohnung geschützt wird. Auch findet man in diesem Theile der Stadt große Squares: Reihen von Häusern gleich den obenbeschriebenen, die ein Viereck bilden, in dessen Mitte ein von schwarzem Eisengitter verschlossener Garten mit irgend einer Statue befindlich ist.

Auf allen diesen Plätzen und Straßen wird das Auge des Fremden nirgends beleidigt von auffälligen Plätten des Elends. Überall strahlt Reichthum und Vornehmheit, und hineingebrängt in abgelegene Gäßchen und dunkle feuchte Gänge wohnt die Armuth mit ihren Lumpen und ihren Thronen. Der Fremde, der die großen Straßen Londons durchwandert und nicht just in die eigentlichen Pöbelquartiere geräth, sieht daher Nichts oder sehr Wenig von dem vielen Elend, das in London vorhanden ist. Nur hie und da, am Eingange eines dunklen Gäßchens, steht schweigend ein zerfetztes Weib, mit einem Säugling an der abgeharmten Brust, und bettelt mit den Augen. Vielleicht, wenn diese Augen noch schön sind, schaut man einmal hinein — und erschrickt ob der Welt von Jammer, die man darin geschaut hat. Die gewöhnlichen Bettler sind alte Leute, meistens Mohnen, die an den Straßenecken stehen und, was im kothigen London sehr nützlich ist, einen Pfad für Fußgänger kehren und dafür eine Kupfermünze verlangen.

Die Armuth in Gesellschaft des Lasters und des Verbrechens schleicht erst des Abends aus ihren Schlupfwinkeln. Sie schent das Tageslicht um so ängstlicher, je grauenhafter ihr Elend kontrastirt mit dem Übermuth des Reichthums, der überall hervorprunzt; nur der Hunger triebt sie manchmal um Mittagszeit aus dem dunkeln Gäßchen, und da steht sie mit stummen sprechenden Augen und starrt stehend empor zu dem reichen Kaufmann, der geschäftig-geldklimpernd vorübergeht, oder zu dem müßigen Lord, der wie ein satter Gott auf hohem Noß einherreitet und auf das Menschengewühl unter ihm dann und wann einen gleichgültig vornehmen Blick wirft, als wären

es winzige Ameisen oder doch nur ein Haufen niedriger Geschöpfe, deren Lust und Schmerz mit seinen Gefühlen Nichts gemein hat — denn über dein Menschengestühl, das am Erdboden festklebt, schwebt Englands Nobilität wie Wesen höherer Art, die das kleine England nur als ihr Absteigequartier, Italien als ihren Sommergarten, Paris als ihren Gesellschaftssaal, ja die ganze Welt als ihr Eigenthum betrachten. Ohne Sorgen und ohne Schranken schweben sie dahin, und ihr Gold ist ein Talisman, der ihre tollsten Wünsche in Erfüllung zaubert.

Arme Armuth! wie peinigend muß dein Hunger seyn, dort wo Andere im höhnenenden Überflusse schwelgen! Und hat man dir auch mit gleichgültiger Hand eine Brodkruste in den Schoß geworfen, wie bitter müssen die Thränen seyn, womit du sie erweichst!

Unter den Bogengängen der Londoner Börse hat jede Nation ihren angewiesenen Platz, und auf hochgestreckten Täfeln sieht man die Namen: Russen, Spanier, Schweden, Deutsche, Malteser, Juden, Hanseaten, Türken, u. s. w. Vormals stand jeder Kaufmann unter dem Täfeln, worauf der Name seiner Nation geschrieben. Jetzt aber würde man ihn vergebens dort suchen; die Menschen sind fortgerückt; wo einst Spanier standen, stehen jetzt Holländer, die Hanseaten traten an die Stelle der Juden, wo man Türken sucht, findet man jetzt Russen, die Italiener stehen, wo einst die Franzosen gestanden, sogar die Deutschen sind weiter gekommen.

Wie auf der Londoner Börse, so auch in der übrigen Welt sind die alten Täfeln stehen geblieben, während die Menschen darunter weggeschoben worden und andere an ihrer Stelle gekommen sind, deren neue Köpfe sehr schlecht passen zu der alten Aufschrift. Die alten Stereotypen Charakteristiken der Völker, wie wir solche in gelehrten Kompendien und Bierschenken finden, können uns nichts mehr nutzen und nur zu trostlosen Irrthümern verleiten. Wie wir unter unsern Augen in den letzten Jahrzehnten den Charakter unserer westlichen Nachbarn sich allmählich umgestalten sahen — es ist auffallend, wie die Franzosen täglich nachdenklicher, tiefer und ernster werden, in eben dem Maasse, wie die Engländer dahin streben, sich ein legeres oberflächliches und heiteres Wesen anzueignen; wie im Leben selbst so auch in der Literatur — so können wir seit Aufhebung der Kontinentalperre eine ähnliche Umwandlung jenseits des Kanals wahrnehmen. Steife schweigsame Engländer wallfahren scharweis nach Frankreich, um dort sprechen und sich bewegen zu lernen, und bey ihrer Rückkehr sieht man mit Erstaunen, daß ihnen die Zunge gelöst ist, daß sie nicht mehr wie sonst zwey linke Hände haben und nicht mehr mit Beefsteak und Plumppudding zufrieden sind.

Ich selbst habe einen solchen Engländer gesehen, der in Tavistock-Tavern etwas Zucker zu seinem Blumenkohl verlangt hat, eine Rebercy gegen die strenge anglikanische Küche, worüber der Kellner fast rücklings fiel, indem gewiß seit der römischen Invasion der Blumenkohl in England nie anders als in Wasser abgekocht und ohne süße

Zuthat verzehrt worden. Es war derselbe Engländer, der, obgleich ich ihn vorher nie gesehen, sich zu mir setzte und einen so zukommenden französischen Discours anfang, daß ich nicht umhin konnte ihm zu gestehen, wie sehr es mich freute, einmal einen Engländer zu finden, der nicht gegen den Fremden zurückhaltend sey, worauf er ohne Lächeln eben so freymüthig entgegnete, daß er mit mir spräche, um sich in der französischen Sprache zu üben.

Habe ich aber oben angedeutet, wie heut zu Tage die Engländer leicht und frivol zu werden suchen und in jene Affenhaut hineintriefen, die jetzt die Franzosen von sich abstreifen, so muß ich nachträglich bemerken, daß ein solches Streben mehr aus der Nobilität und Gentry der vornehmen Welt, als aus dem Bürgerstande hervorgeht. Im Gegentheil der gewerbtreibende Theil der Nation, besonders die Kaufleute in den Fabrikstädten und fast alle Schotten, tragen das äußere Gepräge des Pietismus, ja ich möchte sagen Puritanismus, so daß dieser gottselige Theil des Volkes mit den weltlichgestimmten Vornehmen auf dieselbe Weise kontrastirt, wie die Kavaliere und Stukköpfe, die Walter Scott in seinen Romanen so wahrhaft schildert.

Man erzeigt dem schottischen Varden zu viele Ehre, wenn man glaubt, sein Genius habe die äußere Erscheinung und innere Denkweise dieser beyden Partheyen der Geschichte nachgeschaffen, und es sey ein Zeichen seiner Dichtergröße, daß er, vorurtheilsfrey wie ein richtender Gott, beyden ihr Recht anthut und beyde mit gleicher Liebe behandelt. Wirft man nur einen Blick in die Bestuben von Liverpool oder Manchester und dann in die fashionablen Saloons von West-London, so sieht man deutlich, daß Walter Scott blos seine eigene Zeit abgeschrieben und ganz heutige Gestalten in alte Trachten gekleidet hat. Bedenkt man gar, daß er von der einen Seite selbst als Schotte, durch Erziehung und Nationalgeist, eine puritanische Denkweise eingefogen hat, auf der andern Seite, als Tory der sich gar ein Sprößling der Stuarts dünkt, von ganzer Seele recht königlich und adelthümlich gesinnt seyn muß, und daher seine Gefühle und Gedanken beyde Richtungen mit gleicher Liebe umfassen und zugleich durch deren Gegensatz neutralisirt werden: so erklärt sich sehr leicht seine Unpartheylichkeit bey der Schilderung der Aristokraten und Demokraten aus Cromwells Zeit.

Trotz diesen entgegengesetzten Geistes- und Lebensrichtungen findet man doch wieder im englischen Volke eine Einheit der Gesinnung, die eben darin besteht, daß es sich als ein Volk fühlt; die neueren Stukköpfe und Kavaliere mögen sich immerhin wechselseitig hassen und verachten, dennoch hören sie nicht auf Engländer zu seyn; als solche sind sie einig und zusammen gehörig wie Pflanzen, die aus demselben Boden hervorgeblüht und mit diesem Boden wunderbar verwebt sind. Daher die geheime Übereinstimmung des ganzen Lebens und Webens in England, das uns beym ersten Anblick nur ein Schauplatz der Verwirrung und Widersprüche dünken will. Über-

reichthum und Misere, Orthodorie und Unglauben, Freyheit und Knechtschaft, Grausamkeit und Milde, Ehrlichkeit und Gaunerey, diese Gegensätze in ihren tollsten Extremen, darüber der graue Nebelhimmel, von allen Seiten summende Maschinen, Zahnen, Gaslichter, Schornsteine, Zeitungen, Porterkrüge, geschlossene Mäuler, alles dieses hängt zusammen, daß wir uns keins ohne das andere denken können, und was vereinzelt unser Erstaunen oder Lachen erregen würde, erscheint uns als ganz gewöhnlich und ernsthaft in seiner Vereinigung.

34. Briefe. Zweite Sammlung.

Goethe.

Martinach, den 6 Nov. 1779, Abends.

Wie unsre Reise ununterbrochen fortgeht, knüpft sich auch ein Blatt meiner Unterhaltung mit Ihnen ans andre, und kaum hab' ich das Ende unserer Savoyer Wanderungen gefaltet und bey Seite gelegt, nehm' ich schon wieder ein andres Papier, um Sie mit dem bekannt zu machen, was wir zunächst vorhaben.

Zu Nacht sind wir in ein Land getreten, nach welchem unsre Neugier schon lange gespannt ist. Noch haben wir nichts als die Gipfel der Berge, die das Thal von beiden Seiten einschließen, in der Abenddämmerung gesehen. Wir sind im Wirthshause untergetroffen, sehen zum Fenster hinaus die Wolken wechseln, es ist uns so heimlich und so wohl, daß wir ein Dach haben, als Kindern, die sich aus Stühlen, Tischblättern und Teppichen eine Hütte am Ofen machen und sich darin bereben, es regne und schneie draussen, um angenehme eingebildete Schauer in ihren kleinen Seelen in Bewegung zu bringen. So sind wir in der Herbstnacht in einem fremden unbekanntem Lande.

Aus der Charte wissen wir, daß wir in dem Winkel eines Ellenbogens sitzen, von wo aus der kleinere Theil des Wallis, ungefähr von Mittag gegen Mitternacht, die Rhone hinunter sich an den Genesee anschließt, der andere aber und längste, von Abend gegen Morgen, die Rhone hinauf bis an ihren Ursprung, die Furka, streicht. Das Wallis selbst zu durchreisen macht uns eine angenehme Aussicht; nur wie wir oben hinaus kommen werden, erregt einige Sorge. Zuförderst ist festgesetzt, daß wir, um den untern Theil zu sehen, morgen bis St. Maurice gehen, wo der Freund, der mit den Pferden durch das Pays de Vaud gegangen, eingetroffen seyn wird. Morgen Abend gedenken wir wieder hier zu seyn und übermorgen soll es das Land hinauf. Wenn es nach dem Rath des Herrn de Saussure geht, so machen wir den Weg bis an die Furka zu Pferde, sodann wieder bis Brieg zurück über den Simpelberg, wo bei jeder Witterung eine gute Passage ist, über Domo d'ossola, den Lago maggiore, über Bellinzona und dann den Gotthard hinauf. Der Weg soll gut

und durchaus für Pferde practicabel seyn. Am liebsten gingen wir über die Furka auf den Gotthard, der Kürze wegen und weil der Schwanz durch die Italiänischen Provinzen von Anfang an nicht in unserm Plane war; allein wo mit den Pferden hin, die sich nicht über die Furka schleppen lassen, wo vielleicht gar schon Fußgängern der Weg durch Schnee versperret ist? Wir sind darüber ganz ruhig und hoffen von Augenblick zu Augenblick, wie bisher, von den Umständen selbst guten Rath zu nehmen.

Merkwürdig ist in diesem Wirthshause eine Magd, die bei einer großen Dummheit alle Manieren einer sich empfindsam zierenden Deutschen Fräulein hat. Es gab ein großes Gelächter, als wir uns die müden Füße mit rothem Wein und Kleien, auf Anrathen unsers Führers, badeten und sie von dieser annehmlichen Dirne abtrocknen ließen.

Martinach, den 7ten gegen Neun.

Wir sind tief in die Nacht geritten, und der Herweg hat uns länger geschienen als der Hinweg, wo wir von einem Gegenstand zu dem andern gelockt worden sind. Auch habe ich aller Beschreibungen und Reflexionen für heute herzlich satt; doch will ich zwey schöne noch geschwind in der Erinnerung festsetzen. An die Pisse wache kamen wir in tiefer Dämmerung wieder vorbei. Die Berge, das Thal und selbst der Himmel waren dunkel und dämmernd. Graulich und mit stillem Rauschen sah man den herabschießenden Strom von allen andern Gegenständen sich unterscheiden; man bemerkte fast gar keine Bewegung. Es war immer dunkler geworden. Auf einmal sahen wir den Gipfel einer sehr hohen Klippe völlig wie geschmolzenen Erz im Ofen glühen und rothen Dampf davon aufsteigen. Dieses sonderbare Phänomen wirkte die Abendsonne, die den Schnee und den davon aufsteigenden Nebel erleuchtete.

Münster, den 11. Abends 6 Uhr.

Wieder einen glücklichen und angenehmen Tag zurückgelegt! Heute früh, als wir von Brieg bei guter Tageszeit ausritten, sagte uns der Wirth noch auf dem Weg, wenn der Berg (so nennen sie hier die Furka) gar zu grimmig wäre, so möchten wir wieder zurückkehren und einen andern Weg suchen. Mit unsern zwey Pferden und einem Maulesel kamen wir nun bald über angenehme Matten, wo das Thal so eng wird, daß es kaum einige Büchsenkugeln breit ist. Es hat dafelbst eine schöne Weide, worauf große Bäume stehen und Felsstücke, die sich von benachbarten Bergen abgelöst haben, zerstreut liegen. Das Thal wird immer enger, man wird genöthiget an den Bergen seitwärts hinauf zu steigen und hat nunmehr die Rhone in einer schroffen Schlucht immer rechts unter sich. In der Höhe aber breitet sich das Land wieder recht schön aus, auf mannichfaltig gebogenen Hügeln sind schöne nahrhafte Matten, liegen hübsche Orter, die mit ihren dunkelbraunen hölzernen Häusern gar wunderbarlich unter dem Schnee hervor guden.

Wir gingen viel zu Fuß und thaten's uns einander wechselsei-

tig zu Gefallen. Denn ob man gleich auf den Pferden sicher ist, so sieht es doch immer gefährlich aus, wenn ein anderer auf so schmalen Pfaden, von so einem schwachen Thiere getragen, an einem schroffen Abgrund vor einem herreitet. Weil nun kein Vieh auf der Weide sehn kann, indem die Menschen alle in den Häusern stehen, so steht eine solche Gegend einsam aus, und der Gedanke, daß man immer enger und enger zwischen ungeheuren Gebirgen eingeschlossen wird, gibt der Imagination graue und unangenehme Bilder, die einen, der nicht recht fest im Sattel saße, gar leicht herab werfen könnten. Der Mensch ist niemals ganz Herr von sich selbst. Da er die Zukunft nicht weiß, da ihm sogar der nächste Augenblick verborgen ist, so hat er oft, wenn er etwas Ungemeines vornimmt, mit unwillkürlichen Empfindungen, Ahnungen, traumartigen Vorstellungen zu kämpfen, über die man kurz hinter drein wohl lachen kann, die aber oft in dem Augenblicke der Entscheidung höchst schwerlich sind.

Wir traten bei einer Frau ein, in deren Hause es ganz rechtlich aus sah. Ihre Stube war nach hiesiger Landesart ausgestattet, die Betten mit Schnitzwerk gezieret, die Schränke, Tische und was sonst von kleinen Repositorien an den Wänden und in den Ecken besetzt war, hatte artige Zierrathen von Drechsler- und Schnitzwerk. An den Portraits, die in der Stube hingen, konnte man bald sehen, daß mehrere aus dieser Familie sich dem geistlichen Stand gewidmet hatten. Wir bemerkten auch eine Sammlung wohl eingebundener Bücher über der Thür, die wir für eine Stiftung eines dieser Herren hielten. Wir nahmen die Legenden der Heiligen herunter und lasen drin, während das Essen vor uns zubereitet wurde. —

Wir gehen fleißig ins Fenster und sehen uns nach der Witterung um, denn wir sind jetzt sehr im Fall, Winde und Wolken anzubeten. Die frühe Nacht und die allgemeine Stille ist das Element, worin das Schreiben recht gut gedeiht, und ich bin überzeugt, wenn ich mich nur einige Monate an so einem Orte inne halten könnte und müßte, so würden alle meine angefangenen Dramen eins nach dem andern aus Noth fertig. Wir haben schon verschiedene Leute vorgehabt und sie nach dem Übergange über die Furka gefragt, aber auch hier können wir nichts bestimmtes erfahren, ob der Berg nur gleich zwey Stunden entfernt ist. Wir müssen uns also darüber beruhigen und morgen mit Anbruch des Tages selbst recognosciren und sehen, wie sich unser Schicksal entscheidet. So gefaßt ich auch sonst bin, so muß ich gestehen, daß mir's höchst verdrießlich wäre, wenn wir zurückgeschlagen würden. Glückt es, so sind wir morgen in Realp auf dem Gotthard und übermorgen zu Mittag auf dem Gipfel des Bergs bei den Kapuzinern; mißlingt's, so haben wir nur zwey Wege zur Retirade offen, wovon keiner sonderlich besser ist als der andere.

Realp, den 12 Nov. Abends.

Mit einbrechender Nacht sind wir hier angekommen. Es ist überstanden und der Knoten, der uns den Weg verstrickte, entzwey

geschnitten. Eh' ich Ihnen sage, wo wir eingekehrt sind, eh' ich Ihnen das Wesen unserer Gastfreunde beschreibe, lassen Sie mich mit Vergnügen den Weg in Gedanken zurück machen, den wir mit Sorgen vor uns liegen sahen und den wir glücklich, doch nicht ohne Beschwerde, zurückgelegt haben.

Um Sieben gingen wir von Münster weg und sahen das beschnitte Amphitheater der hohen Gebirge vor uns zugeschlossen, hielten den Berg, der hinten quer vorsteht, für die Furka, allein wir irrten uns, wie wir nachmals erfuhren; sie war durch Berge, die uns links lagen, und durch Wolken bedeckt. Der Morgenwind blies stark und schlug sich mit einigen Schneewolken herum, und jagte abwechselnd leichte Gestöber an den Bergen und durch das Thal. Desto stärker trieben aber die Windweben an dem Boden hin und machten uns etlichemal den Weg verfehlen, ob wir gleich, auf beiden Seiten von Bergen eingeschlossen, Oberwald am Ende doch finden mußten. Nach Neune trafen wir daselbst an und sprachen in einem Wirthshaus ein, wo sich die Leute nicht wenig wunderten, solche Gestalten in dieser Jahreszeit erscheinen zu sehen. Wir fragten, ob der Weg über die Furka noch gangbar wäre? Sie antworteten, daß ihre Leute den größten Theil des Winters darüber gingen; ob wir aber hintüber kommen würden, das wüßten sie nicht. Wir schickten sogleich nach solchen Führern; es kam ein untersehter starker Mann, dessen Gestalt ein gutes Zutrauen gab, dem wir unsern Antrag thaten: Wenn er den Weg für uns noch practicabel hielte, so sollt' er's sagen, noch einen oder mehr Kameraden zu sich nehmen und mit uns kommen. Nach einigem Bedenken sagte er's zu, ging weg, um sich fertig zu machen und den andern mitzubringen.

Wir zahlten indessen unserm Mauleseltreiber seinen Lohn, den wir mit seinem Thiere nummehr nicht weiter gebrauchen konnten, aßen ein weniges Käse und Brot, tranken ein Glas rothen Wein und waren sehr lustig und wohlgemuth, als unser Führer wieder kam und noch einen größer und stärker aussehenden Mann, der die Stärke und Tapferkeit eines Rosses zu haben schien, hinter sich hatte. Einer hobte den Mantelsack auf den Rücken und nun ging der Zug zu Fünfen zum Dorfe hinaus, da wir denn in kurzer Zeit den Fuß des Berges, der uns links lag, erreichten und allmählich in die Höhe zu steigen angingen.

Zuerst hatten wir noch einen betretenen Fußpfad, der von einer benachbarten Alpe herunterging, bald aber verlor sich dieser und wir mußten im Schnee den Berg hinauf steigen. Unsere Führer wandten sich durch die Felsen, um die sich der bekannte Fußpfad schlingt, sehr geschickt herum, obgleich alles überein zugeschnitten war. Noch ging der Weg durch einen Fichtenwald, wir hatten die Rhone in einem engen unfruchtbaren Thal unter uns. Nach einer kleinen Weile mußten wir selbst hinab in dieses Thal, kamen über einen kleinen Steg und sahen nummehr den Rhonegletscher vor uns. Es ist der ungeheuerste, den wir so ganz übersehen haben. Er nimmt den Sattel eines Bergs in sehr großer Breite ein, steigt ununterbrochen

herunter bis da, wo unten im Thal die Rhone aus ihm herausfließt. An diesem Ausflusse hat er, wie die Leute erzählen, verschiedene Jahre her abgenommen; das will aber gegen die übrige ungeheure Masse gar nichts sagen. Obgleich alles voll Schnee lag, so waren doch die schroffen Eislippen, wo der Wind so leicht keinen Schnee haften läßt, mit ihren vitriolblauen Spalten sichtbar, und man konnte deutlich sehen, wo der Gletscher aufhört und der beschneite Felsen anhebt. Wir gingen ganz nahe daran hin, er lag uns linker Hand.

Bald kamen wir wieder auf einen leichten Steg über ein kleines Bergwasser, das in einem muldenförmigen unfruchtbaren Thal nach der Rhone zu floß. Vom Gletscher aber recht und links und vorwärts sieht man nun keinen Baum mehr, alles ist öde und wüste. Keine schroffen und überstehenden Felsen, nur lang gedehnte Thäler, sacht geschwungene Berge, die nun gar im alles vergleichenden Schnee die einsachen ununterbrochenen Flächen uns entgegen wiesen. Wir stiegen nunmehr links den Berg hinan und sanken in tiefen Schnee. Einer von unsern Führern mußte voran und brach, indem er herzhaft durchschritt, die Bahn, in der wir folgten.

Es war ein seltsamer Anblick, wenn man einen Moment seine Aufmerksamkeit von dem Wege ab und auf sich selbst und die Gesellschaft wendete: in der ödesten Gegend der Welt und in einer ungeheuren einförmigen schneebedeckten Gebirgs-Wüste, wo man rückwärts und vorwärts auf drey Stunden keine lebendige Seele weiß, wo man auf beiden Seiten die weiten Tiefen verschlungener Gebirge hat, eine Reihe Menschen zu sehen, deren einer in des andern tiefe Fußtapfen tritt, und wo in der ganzen glatt überzogenen Weite nichts in die Augen fällt als die Furche, die man gezogen hat. Die Tiefen, aus denen man herkommt, liegen grau und endlos in Nebel hinter einem. Die Wolken wechseln über die blasse Sonne, breitflodiger Schnee schiebt in der Tiefe und zieht über alles einen ewig beweglichen Flor. Ich bin überzeugt, daß einer, über den auf diesem Weg seine Einbildungskraft nur einigermaßen Herr würde, hier ohne anscheinende Gefahr vor Angst und Furcht vergehen müßte. Eigentlich ist auch hier keine Gefahr des Sturzes, sondern nur die Lawinen, wenn der Schnee stärker wird, als er jetzt ist, und durch seine Last zu rollen anfängt, sind gefährlich. Doch erzählten uns unsere Führer, daß sie den ganzen Winter durch drüber gingen, um Ziegenfelle aus dem Wallis auf den Gotthard zu tragen, womit ein starker Handel getrieben wird. Sie gehen alsdann, um die Lawinen zu vermeiden, nicht da, wo wir gingen, den Berg allmählich hinauf, sondern bleiben eine Weile unten im breitem Thal und steigen alsdann den steilen Berg gerade hinauf. Der Weg ist da sicherer aber auch viel unbequemer.

Nach viertelhalb Stunden Marsch kamen wir auf dem Sattel der Furka an, beim Kreuz wo sich Wallis und Uri scheiden. Auch hier ward uns der doppelte Gipfel der Furka, woher sie ihren Namen hat, nicht sichtbar. Wir hofften nunmehr einen bequemern Hinabstieg, allein unsere Führer verkündigten uns einen noch tiefern

Schnee, den wir auch bald fanden. Unser Zug ging wie vorher hinter einander fort und der vorderste, der die Bahn brach, saß oft bis über den Gürtel darin. Die Geschicklichkeit der Leute und die Leichtigkeit, womit sie die Sache tractirten, erhielt auch unsern guten Muth; und ich muß sagen, daß ich für meine Person so glücklich gewesen bin, den Weg ohne große Mühseligkeit zu überstehen, ob ich gleich damit nicht sagen will, daß es ein Spaziergang sey. Der Jäger Hermann versicherte, daß er auf dem Thüringerwalde auch schon so tiefen Schnee gehabt habe, doch ließ er sich am Ende verlauten, die Furka sey ein S***r. Es kam ein Lämmergeier mit unglaublicher Schnelle über uns hergeflogen; er war das einzige Lebende, was wir in diesen Wüsten antrafen, und in der Ferne sahen wir die Berge des Ursner Thals im Sonnenschein. Unsere Führer wollten in einer verlassenem steinernen und zugeschnittenen Hirtenhütte einkehren und etwas essen, allein wir trieben sie fort um in der Kälte nicht stille zu stehen. Hier schlangen sich wieder andere Thäler ein, und endlich hatten wir den offenen Anblick ins Ursner Thal. Wir gingen schärfer und nach viertelhalb Stunden Wegs vom Kreuz an sahen wir die zerstreuten Dächer von Realp.

Wir hatten unsere Führer schon verschiedentlich gefragt, was für ein Wirthshaus und besonders was für Wein wir in Realp zu erwarten hätten. Die Hoffnung, die sie uns gaben, war nicht sonderlich, doch versicherten sie, daß die Kapuziner daselbst, die zwar nicht, wie die auf dem Gotthard, ein Hospitium hätten, dennoch manchmal Fremde aufzunehmen pflegten. Bei diesen Würden wir einen guten rothen Wein und besseres Essen als im Wirthshaus finden. Wir schickten einen Botschweizer voraus, daß er die Patres disponiren und uns Quartier machen sollte. Wir säumten nicht ihm nach zu gehen und kamen bald nach ihm an, da uns denn ein großer ansehnlicher Pater an der Thür empfing. Er hieß uns mit großer Freundlichkeit eintreten und bat noch auf der Schwelle, daß wir mit ihnen vorlieb nehmen möchten, da sie eigentlich, besonders in jeziger Jahreszeit, nicht eingerichtet wären, solche Gäste zu empfangen.

Er führte uns sogleich in eine warme Stube und war sehr geschäftig, uns, indem wir unsere Stiefeln auszogen und Wäsche wechselten, zu bedienen. Er bat uns einmal über das andre, wir möchten ja völlig thun, als ob wir zu Hause wären. Wegen des Essens mußten wir, sagte er, in Geduld stehen, indem sie in ihrer langen Fasten begriffen wären, die bis Weihnachten dauert. Wir versicherten ihm, daß eine warme Stube, ein Stück Brod und ein Glas Wein unter gegenwärtigen Umständen alle unsere Wünsche erfülle. Er reichte uns das Verlangte, und wir hatten uns kaum ein wenig erholt, als er uns ihre Umstände und ihr Verhältniß hier auf diesem öden Flecke zu erzählen anfang. Wir haben, sagte er, kein Hospitium, wie die Patres auf dem Gotthard; wir sind hier Pfarrerherrschaft und unser drey; ich habe das Predigtamt auf mir, der zweyte Pater die Schullehre und der Bruder die Haushaltung. Er fuhr fort zu erzählen, wie beschwerlich ihre Geschäfte seyen, am Ende eines

einsamen von aller Welt abgesonderten Thales zu liegen und für sehr geringe Einkünfte viele Arbeit zu thun. Es sey sonst diese, wie die übrigen dergleichen Stellen, von einem Weltgeistlichen versehen worden, der aber, als einstens eine Schneelawine einen Theil des Dorfs bedeckt, sich mit der Monstranz geflüchtet, da man ihn denn abgesetzt und sie, denen man mehr Resignation zutraue, an dessen Stelle eingeführt habe.

Ich habe mich, um dieses zu schreiben, in eine obere Stube begeben, die durch ein Loch von unten aufgeheizt wird. Es kommt die Nachricht, daß das Essen fertig ist, die, ob wir gleich schon einiges vorgearbeitet haben, sehr willkommen klingt.

Nach Neun.

Die Patres, Herren, Knechte und Träger haben alle zusammen an Einem Tische gegessen; nur der Frater, der die Küche besorgte, war erst ganz gegen Ende der Tafel sichtbar. Er hatte aus Eyern, Milch und Mehl gar mannichfaltige Speisen zusammengebracht, die wir uns eine nach der andern sehr wohl schmecken ließen. Die Träger, die eine große Freude hatten, von unserer glücklich vollbrachten Expedition zu reden, lobten unsre seltene Geschicklichkeit im Gehen und versicherten, daß sie es nicht mit einem jeden unternehmen würden. Sie gestanden uns nun, daß heute früh, als sie aufgefordert würden, erst einer gegangen sey, uns zu recognosciren, um zu sehen, ob wir wohl die Niene hätten, mit ihnen fortzukommen; denn sie hüteten sich sehr, alte oder schwache Leute in dieser Jahreszeit zu begleiten, weil es ihre Pflicht sey, denjenigen, dem sie einmal zugesagt ihm hinüber zu bringen, im Fall er matt oder krank würde, zu tragen und, selbst wenn er stürbe, nicht liegen zu lassen, außer wenn sie in augenscheinliche Gefahr ihres eigenen Lebens kämen.

Es war nunmehr durch dieses Geständniß die Schleuse der Erzählung aufgezogen, und nun brachte einer nach dem andern Geschichten von beschwerlichen oder verunglückten Bergwanderungen hervor, worin die Leute hier gleichsam wie in einem Elemente leben, so daß sie mit der größten Gelassenheit Unglücksfälle erzählen, denen sie täglich selbst unterworfen sind. Der eine brachte eine Geschichte vor, wie er auf dem Randersteg, um über den Gemmi zu gehen, mit noch einem Kameraden, der denn auch immer mit Vor- und Zunamen genannt wird, in tiefem Schnee eine arme Familie angetroffen, die Mutter sterbend, den Knaben halb todt, und den Vater in einer Gleichgültigkeit, die dem Wahnsinne ähnlich gewesen. Er habe die Frau aufgehockt, sein Kamerade den Sohn, und so haben sie den Vater, der nicht vom Flecke gewollt, vor sich hergetrieben. Beim Absteigen vom Gemmi sey die Frau ihm auf dem Rücken gestorben und er habe sie noch todt bis hinunter ins Leuterbad gebracht. Auf Befragen, was es für Leute gewesen seyn und wie sie in dieser Jahreszeit auf die Gebirge gekommen, sagte er, es seyen arme Leute aus dem Canton Vern gewesen, die, von Mangel getrieben, sich in unschicklicher Jahreszeit auf den Weg gemacht, um Verwandte in Wallis oder den Italiänischen Provinzen aufzusuchen, und seyn von der Witterung übereilt worden.

Sie erzählten ferner Geschichten, die ihnen begegnen, wenn sie Winters Ziegenfelle über die Furka tragen, wo sie aber immer gesellschaftsweise zusammen gingen. Der Vater machte dazwischen viele Entschuldigungen wegen seines Essens, und wir verdoppelten unsere Versicherungen, daß wir nicht mehr wünschten.

Den 13 Nov. oben auf dem Gipfel des Gotthards bei den Kapuzinern.

Endlich sind wir auf dem Gipfel unserer Reise glücklich angelangt! Hier, ist's beschlossen, wollen wir stille stehen und uns wieder nach dem Vaterlande zuwenden. Beide Patres, die hier oben wohnen, sind nicht zu Hause, doch wie ich höre noch eben dieselben, die ich vor vier Jahren antraf. Pater Seraphim, der schon dreizehn Jahre auf diesem Posten anhält, ist gegenwärtig in Mailand, den andern erwarten sie noch heute von Airola herauf. In dieser reinen Luft ist eine ganz grimmige Kälte. Sobald wir gegessen haben, will ich weiter fortfahren, denn vor die Thüre, merk' ich schon, werden wir nicht viel kommen.

Nach Tische.

Es wird immer kälter, man mag gar nicht von dem Ofen weg. Ja es ist die grüßte Luft sich oben drauß zu setzen, welches in diesen Gegenden, wo die Ofen von steinernen Platten zusammen gesetzt sind, gar wohl angeht. Der Pater ist von Airola herauf gekommen, so erfroren, daß er bei seiner Ankunft kein Wort hervorbringen konnte. Ob sie gleich hieroben sich bequemer als die übrigen vom Orden tragen dürfen, so ist es doch immer ein Anzug, der für dieses Klima nicht gemacht ist. Er war von Airola herauf den sehr glatten Weg gegen den Wind gestiegen; der Bart war ihm eingefroren, und es währte eine ganze Weile, bis er sich bestinnen konnte. Wir unterhielten uns von der Beschwerlichkeit dieses Aufenthaltes; er erzählte, wie es ihnen das Jahr über zu gehen pflege, ihre Bemühungen und häuslichen Umstände. Gegen Abend traten wir einen Augenblick vor die Hausthüre heraus, um uns vom Pater denjenigen Gipfel zeigen zu lassen, den man für den höchsten des Gotthards hält; wir konnten aber kaum einige Minuten dauern, so durchdringend und angreifend kalt ist es.

Aus einer kleinen geographischen Beschreibung werden Sie sehen, wie merkwürdig der Punkt ist, auf dem wir uns jetzt befinden. Der Gotthard ist zwar nicht das höchste Gebirg der Schweiz, und in Savoyen übertrifft ihn der Montblanc an Höhe um sehr vieles, doch behauptet er den Rang eines königlichen Gebirges über alle andere, weil die größten Gebirgsketten bei ihm zusammen laufen und sich an ihn lehnen. Ja, wenn ich mich nicht irre, so hat mir Herr Wyttenbach zu Bern, der von dem höchsten Gipfel die Spitzen der übrigen Gebirge gesehen, erzählt, daß sich diese alle gleichsam gegen ihn zu neigen schienen. Nicht weit vom Hause hier sind zwey kleine Seen, davon der eine den Tessin durch Schluchten und Thäler nach Italien, der andere gleicherweise die Neuf nach dem Vier-Waldstädtersee ausgießt. Nicht fern von hier entspringt der Rhein und läuft

gegen Morgen; und wenn man alsdann die Rhone dazu nimmt, die an einem Fuß der Furka entspringt und nach Abend durch das Wallis läuft, so befindet man sich hier auf einem Kreupunkte, von dem aus Gebirge und Flüsse in alle vier Himmels-Gegenden auslaufen.

Goethe.

Trient, den 11 September 1786, früh.

Nachdem ich völlig funfzig Stunden am Leben und in steter Beschäftigung gewesen, kam ich gestern Abend um acht Uhr hier an, begab mich bald zur Ruhe, und finde mich nun wieder im Stande, in meiner Erzählung fortzufahren. Am neunten, Abends, als ich das erste Stück meines Tagebuchs geschlossen hatte, wollte ich noch die Herberge, das Posthaus auf dem Brenner, in seiner Lage zeichnen, aber es gelang nicht, ich verfehlte den Charakter und ging halb verdrüsslich nach Hause. Der Wirth fragte mich, ob ich nicht fort wollte, es sey Mondenschein und der beste Weg; und ob ich wohl mußte, daß er die Pferde morgen früh zum Einfahren des Grummets brauchte und bis dahin gern wieder zu Hause hätte, sein Rath also eigenmächtig war, so nahm ich ihn doch, weil er mit meinem innern Triebe übereinstimmte, als gut an. Die Sonne ließ sich wieder blicken, die Luft war leidlich, ich packte ein und um sieben Uhr fuhr ich weg. Die Atmosphäre ward über die Wolken Herr und der Abend gar schön.

Der Postillon schlief ein und die Pferde liefen den schnellsten Trab bergunter, immer auf dem bekannten Wege fort; kamen sie an ein ebenes Feld, so ging es desto langsamer. Der Führer machte auf und trieb wieder an, und so kam ich sehr geschwind, zwischen hohen Felsen, an dem reißenden Etschfluß hinunter. Der Mond ging auf und beleuchtete ungeheure Gegenstände. Einige Mühlen zwischen uralten Fichten über dem schäumenden Strom waren völlige Everdingen. Als ich um neun Uhr nach Sterzingen gelangte, gab man mir zu verstehen, daß man mich gleich wieder wegwünsche. In Mittelwald punkt zwölf Uhr fand ich alles in tiefem Schlafe, außer dem Postillon, und so ging es weiter auf Brigen, wo man mich wieder gleichsam entführte, so daß ich mit dem Tage in Colman ankam. Die Postillons führen, daß einem Sehen und Hören verging, und so leid es mir that, diese herrlichen Gegenden mit der entseßlichsten Schnelle und bey Nacht wie im Fluge zu durchreisen, so freuete es mich doch innerlich, daß ein günstiger Wind hinter mir herblies und mich meinen Wünschen zujagte.

Mit Tagesanbruch erblickte ich die ersten Nebhügel. Eine Frau mit Birnen und Pfirschen begegnete mir, und so ging es auf Teutchen los, wo ich um sieben Uhr ankam und gleich weiter befördert wurde. Nun erblickte ich endlich bei hohem Sonnenschein, nachdem ich wieder eine Weile nordwärts gefahren war, das Thal, worin Vogen liegt. Von steilen bis auf eine ziemliche Höhe angebauten Bergen umgeben, ist es gegen Mittag offen, gegen Norden von den Tyroler Bergen gedeckt. Eine milde sanfte Luft füllte die Gegend. Hier wendet sich die Etsch wieder gegen Mittag. Die Hügel am Fuße der Berge

sind mit Wein bebaut. Über lange niedrige Lauben sind die Stöcke gezogen, die blauen Trauben hängen gar zierlich von der Decke herunter und reifen an der Wärme des nahen Bodens. Auch in der Fläche des Thals, wo sonst nur Wiesen sind, wird der Wein in solchen eng an einander stehenden Reihen von Lauben gebaut, dazwischen das Türkische Korn, das nun immer höhere Stengel treibt. Ich habe es oft zu zehn Fuß hoch gesehen. Die zaselige männliche Blüthe ist noch nicht abgeschnitten, wie es geschieht, wenn die Befruchtung eine Zeit lang vorbei ist.

Bei heiterm Sonnenschein kam ich nach Vogen. Die vielen Kaufmannsgesichter freuten mich beisammen. Ein absichtliches wohlbehagliches Daseyn drückt sich recht lebhaft aus. Auf dem Plage saßen Obstweiber mit runden flachen Körben, über vier Fuß im Durchmesser, worin die Pfirschen neben einander lagen, daß sie sich nicht drücken sollten. Eben so die Birnen.

Von Vogen auf Trient geht es neun Meilen weg in einem fruchtbareren und fruchtbareren Thale hin. Alles was auf den höheren Gebirgen zu vegetiren versucht, hat hier schon mehr Kraft und Leben, die Sonne scheint heiß und man glaubt wieder einmal an einen Gott. Eine arme Frau rief mich an, ich möchte ihr Kind in den Wagen nehmen, weil ihm der heiße Boden die Füße verbrenne. Ich übte diese Mithätigkeit zu Ehren des gewaltigen Himmelslichtes. Das Kind war sonderbar gepuzt und aufgeziert, ich konnte ihm aber in keiner Sprache etwas abgewinnen.

Die Etsch fließt nun sanfter und macht an vielen Orten breite Riefe. Auf dem Lande, nah am Fluß, die Hügel hinauf, ist alles so enge an und in einander gepflanzt, daß man denkt, es müsse eines das andere ersticken. — Weingeländer, Weizen, Maulbeerbäume, Äpfel, Birnen, Quitten und Nüsse. Über Mauern wirft sich der Ättig lebhaft herüber. Epheu wächst in starken Stämmen die Felsen hinauf und verbreitet sich weit über sie; die Eidechse schlüpft durch die Zwischenräume; auch alles, was hin und her wandelt, erinnert einen an die liebsten Kunstbilder. Die aufgebundenen Böse der Frauen, der Männer bloße Brust und leichte Jacken, die trefflichen Ochsen, die sie vom Markt nach Hause treiben, die beladenen Eselchen, alles bildet einen lebendigen bewegten Heinrich Roos.

Und nun, wenn es Abend wird, bei der milden Luft wenige Wolken an den Bergen ruhen, am Himmel mehr stehen als ziehen, und gleich nach Sonnenuntergang das Geschreul der Heuschrecken laut zu werden anfängt, da fühlt man sich doch einmal in der Welt zu Hause und nicht wie geborgt oder im Exil. Ich lasse mir's gefallen, als wenn ich hier geboren und erzogen wäre und nun von einer Grönländische Staub, der manchmal den Wagen umwirbelt, von dem ich so lange nichts erfahren habe, wird begrüßt. Das Glocken- und Schellengeläute der Heuschrecken ist allerliebste, durchbringend und nicht unangenehm. Lustig klingt es, wenn mutwillige Duben mit einem Feld solcher Sängerrinnen um die Wette pfeifen, man bildet sich ein,

daß sie einander wirklich steigern. Auch der Abend ist vollkommen milde wie der Tag. Wenn mein Entzücken hierüber jemand vernähme, der in Säden wohnte, von Säden herkäme, er würde mich für sehr kindisch halten.

Trient, den 11 September, Abends.

Ich bin in der Stadt herum gegangen, die uralt ist und in einigen Straßen neue wohlgebaute Häuser hat. In der Kirche hängt ein Bild, wo das versammelte Concilium einer Predigt des Jesuiten-Generals zuhört. Ich möchte wohl wissen, was er ihnen aufgebunden hat. Die Kirche dieser Väter bezeichnet sich gleich von außen durch rothe Marmor-Pilaster an der Fassade; ein schwerer Vorhang schließt die Thüre, den Staub abzuhalten. Ich hob ihn auf und trat in eine kleine Vorkirche; die Kirche selbst ist durch ein eisernes Gitter geschlossen, doch so, daß man sie ganz übersehen kann. Es war alles still und ausgestorben, denn es wird hier kein Gottesdienst mehr gehalten. Die vordere Thüre stand nur auf, weil zur Vesperzeit alle Kirchen geöffnet seyn sollen.

Wie ich nun so dastehe und der Bauart nachdenke, die ich den übrigen Kirchen dieser Väter ähnlich fand, tritt ein alter Mann herein, das schwarze Rüppchen sogleich abnehmend. Sein alter schwarzer vergrauter Rock deutete auf einen verkümmerten Geisllichen; er kniet vor dem Gitter nieder, und steht nach einem kurzen Gebet wieder auf. Wie er sich umkehrt, sagt er halb laut für sich: „da haben sie nun die Jesuiten heraus getrieben, sie hätten ihnen auch zahlen sollen, was die Kirche gekostet hat. Ich weiß wohl was sie gekostet hat, und das Seminarium, wie viele Taufende.“ Indessen war er hinaus und hinter ihm der Vorhang zugefallen, den ich lästete und mich still hielt. Er war auf der obern Stufe stehen geblieben und sagte: „der Kaiser hat es nicht gethan, der Pabst hat es gethan.“ Mit dem Gesicht gegen die Straße gekehrt und ohne mich zu vermuthen, fuhr er fort: „erst die Spanier, dann wir, dann die Franzosen. Abels Blut schreit über seinen Bruder Cain!“ und so ging er die Treppe hinab, immer mit sich redend, die Straße hin. Wahrscheinlich ist es ein Mann, den die Jesuiten erhielten und der über den ungeheuern Fall des Ordens den Verstand verlor, und nun täglich kommt, in dem leeren Gefäß die alten Bewohner zu suchen und nach einem kurzen Gebet ihren Feinden den Fluch zu geben.

Ein junger Mann, den ich um die Merkwürdigkeiten der Stadt fragte, zeigte mir ein Haus, das man des Teufels Haus nennt, welches der sonst allzeitfertige Zerstörer in einer Nacht mit schnell herbeigeschafften Steinen erbaut haben soll. Das eigentliche Merkwürdige daran bemerkte der gute Mensch aber nicht, daß es nämlich das einzige Haus von gutem Geschmack ist, das ich in Trient gesehen habe, in einer älteren Zeit gewiß von einem guten Italiäner aufgeführt. Abends um fünf Uhr reiste ich ab; wieder das Schauspiel von gestern Abend und die Heuschrecken, die gleich bei Sonnenuntergang zu schrillen anfangen. Wohl eine Meile weit fährt man zwischen Mauern, über welche sich

Traubengeländer sehen lassen; andere Mauern, die nicht noch genug sind, hat man mit Steinen, Dornen, und sonst zu erhöhen gesucht, um das Abrupfen der Trauben den Vorbeigehenden zu wehren. Viele Bestzer bespritzen die vordersten Reihen mit Kalk, der die Trauben ungenießbar macht, dem Wein aber nicht schadet, weil die Gährung alles wieder herausreibt.

Den 14 September.

Der Gegenwind, der mich gestern in den Hafen von Malfesine trieb, bereitete mir ein gefährliches Abenteuer, welches ich mit gutem Humor überstand und in der Erinnerung lustig finde. Wie ich mir vorgenommen hatte, ging ich Morgens bei Zeiten in das alte Schloß, welches ohne Thore, ohne Verwahrung und Bewachung, jedermann zugänglich ist. Im Schloßhofe setzte ich mich dem alten auf und in den Felsen gebauten Thurm gegenüber; hier hatte ich zum Zeichen ein sehr bequemes Plätzchen gefunden, neben einer drey, vier Stufen erhöhten verschlossenen Thür im Thürgewände ein verziertes steinernes Sitzchen, wie wir sie wohl bei uns in alten Gebäuden auch noch antreffen.

Ich saß nicht lange, so kamen verschiedene Menschen in den Hof herein, betrachteten mich, und gingen hin und wieder. Die Menge vermehrte sich, blieb endlich stehen, so daß sie mich zuletzt umgab. Ich bemerkte wohl, daß mein Zeichnen Aufsehen erregt hatte, ich ließ mich aber nicht stören und fuhr ganz gelassen fort. Endlich drängte sich ein Mann zu mir, nicht von dem besten Ansehen, und fragte, was ich da mache. Ich erwiderte ihm, daß ich den alten Thurm abzeichne, um mir ein Andenken von Malfesine zu erhalten. Er sagte darauf, es sey dieß nicht erlaubt und ich sollte es unterlassen. Da er dieses in gemeiner Venetianischer Sprache sagte, so daß ich ihn wirklich kaum verstand, so erwiderte ich ihm, daß ich ihn nicht verstehe. Er ergriff darauf mit wahrer Italiänischer Gelassenheit mein Blatt, zerriff es, ließ es aber auf der Pappe liegen. Hierauf konnt' ich einen Ton der Unzufriedenheit unter den Umstehenden bemerken, besonders sagte eine ältliche Frau, es sey nicht recht, man solle den Podesta rufen, welcher dergleichen Dinge zu beurtheilen wisse. Ich stand auf meinen Stufen, den Rücken gegen die Thüre gelehnt, und überschaute das immer sich vermehrende Publicum. Die neugierigen starren Blicke, der gutmüthige Ausdruck in den meisten Gesichtern, und was sonst noch alles eine fremde Volksmasse Charakteristren mag, gab mir den lustigsten Eindruck. Ich glaubte das Chor der Bögge vor mir zu sehen, das ich als Treuefreund auf dem Ettersburger Theater oft zum Besten gehabt.

Dies versetzte mich in die heiterste Stimmung, so daß, als der Podesta mit seinem Actuarius herankam, ich ihn freimüthig begrüßte und auf seine Frage, warum ich ihre Festung abzeichnete, ihm bescheiden erwiderte, daß ich dieses Gemäuer nicht für eine Festung anerkenne. Ich machte ihn und das Volk aufmerksam auf den Verfall dieser Thürme und dieser Mauern, auf den Mangel von Thoren, kurz auf

die Wehrlosigkeit des ganzen Zustandes, und versicherte, ich habe hier nichts als eine Ruine zu sehen und zu zeichnen gedacht. Man entgegnete mir, wenn es eine Ruine sey, was denn dran wohl merkwürdig scheinen könne. Ich erwiderte darauf, weil ich Zeit und Gunst zu geminnen suchte, sehr umständlich, daß sie wüßten, wie viele Reisende nur um der Ruinen willen nach Italien zögen, daß Rom, die Hauptstadt der Welt, von den Barbaren verwüstet, voller Ruinen stehe, welche hundert und aber hundertmal gezeichnet worden, daß nicht alles aus dem Alterthum so erhalten sey, wie das Amphitheater zu Verona, welches ich denn auch bald zu sehen hoffte.

Der Podesta, welcher vor mir aber tiefer stand, war ein langer nicht gerade hagerer Mann, von etwa dreißig Jahren. Die stumpfen Züge seines geistlosen Gesichtes stimmten ganz zu der langsamen und trüben Weise, womit er seine Fragen hervorbrachte. Der Actuarius, kleiner und gewandter, schien sich in einen so neuen und seltenen Fall auch nicht gleich finden zu können. Ich sprach noch manches vergleichen, man schien mich gern zu hören, und indem ich mich an einige wohlwollende Frauengesichter wendete, glaubte ich Bestimmung und Willigung wahrzunehmen.

Als ich jedoch des Amphitheaters zu Verona erwähnte, das man im Lande unter dem Namen Arena kennt, sagte der Actuarius, der sich unterdessen besonnen hatte, das möge wohl gelten, denn jenes sey ein weltberühmtes Römisches Gebäude; an diesen Thürmen aber sey nichts Merkwürdiges, als daß es die Gränze zwischen dem Gebiete Venedigs und dem Österreichischen Kaiserstaate bezeichne, und deshalb nicht ausspionirt werden solle. Ich erklärte mich dagegen weitläufig, daß nicht allein Griechische und Römische Alterthümer, sondern auch die der mittlern Zeit Aufmerksamkeit verdienten. Ihnen sey freilich nicht zu verargen, daß sie an diesem von Jugend auf gekannten Gebäude nicht so viele mahlerische Schönheiten, als ich, entdecken könnten. Glücklicherweise setzte die Morgensonne Thurm, Felsen und Mauern in das schönste Licht, und ich fing an, ihnen dieses Bild mit Enthusiasmus zu beschreiben. Weil aber mein Publicum jene belobten Gegenstände im Rücken hatte und sich nicht ganz von mir abwenden wollte, so drehten sie auf einmal, jenen Vögeln gleich, die man Wendehälse nennt, die Köpfe herum, dasjenige mit Augen zu schauen, was ich ihren Ohren anpries, ja der Podesta selbst kehrte sich, obgleich mit etwas mehr Anstand, nach dem beschriebenen Bilde hin. Diese Scene kam mir so lächerlich vor, daß mein guter Muth sich vermehrte und ich ihnen nichts, am wenigsten den Epheu schenkte, der Fels und Gemäuer auf das reichste zu verzieren schon Jahrhunderte Zeit gehabt hatte.

Der Actuarius versetzte darauf, das lasse sich alles hören, aber Kaiser Joseph sey ein unruhiger Herr, der gewiß gegen die Republik Venedig noch manches Böse im Schilde führe, und ich möchte wohl sein Unterthan, ein Abgeordneter seyn, um die Gränzen auszuspähen.!

„Weit entfernt, rief ich aus, dem Kaiser anzugehören, darf

ich mich wohl rühmen, so gut als ihr, Bürger einer Republik zu seyn, welche zwar an Macht und Größe dem erlauchtem Staat von Venedig nicht verglichen werden kann, aber doch auch sich selbst regiert und an Handelsthätigkeit, Reichthum und Weisheit ihrer Vorgesetzten keiner Stadt in Deutschland nachsteht. Ich bin nämlich von Frankfurt am Main gebürtig, einer Stadt, deren Name und Ruf gewiß bis zu euch gekommen ist.“

„Von Frankfurt am Main! rief eine hübsche junge Frau, da könnt ihr gleich sehen, Herr Podesta, was an dem Fremden ist, den ich für einen guten Mann halte; laßt den Gregorio rufen, der lange daselbst conditionirt hat, der wird am besten in der Sache entscheiden können.“

Schon hatten sich die wohlwollenden Gesichter um mich her vermehrt, der erste Widerwärtige war verschwunden, und als nun Gregorio herbeikam, wendete sich die Sache ganz zu meinem Vortheil. Dieser war ein Mann etwa in den fünfzigigen, ein braunes Italiänisches Gesicht, wie man sie kennt. Er sprach und betrug sich als einr, dem etwas Fremdes nicht fremd ist, erzählte mir sogleich, daß er bei Volongaro in Diensten gestanden und sich freue, durch mich etwas von dieser Familie und von der Stadt zu hören, an die er sich mit Vergnügen erinnere. Glücklicherweise war sein Aufenthalt in meine jüngeren Jahre gefallen, und ich hatte den doppelten Vortheil, ihm genau sagen zu können, wie es zu seiner Zeit gewesen und was sich nachher verändert habe. Ich erzählte ihm von den sämmtlichen Italiänischen Familien, deren mir keine fremd geblieben; er war sehr vergnügt, manches Einzelne zu hören, z. B. daß der Herr Alessina im Jahr 1774 seine goldene Hochzeit gefeyert, daß darauf eine Medaille geschlagen worden, die ich selbst besitze; er erinnerte sich recht wohl, daß die Gattin dieses reichen Handelsherrn eine geborne Brentano sey. Auch von den Kindern und Enkeln dieser Häuser wußte ich ihm zu erzählen, wie sie herangewachsen, versorgt, verheirathet worden und sich in Enkeln vermehrt hätten.

Als ich ihm nun die genaueste Auskunft fast über alles gegeben, um was er mich befragt, wechselten Heiterkeit und Ernst in den Zügen des Mannes. Er war froh und gerührt, das Volk erheiterte sich immer mehr und konnte unserm Zwiegespräch zuzuhören nicht satt werden, wovon er freilich einen Theil erst in ihrem Dialekt übersetzen mußte. Zuletzt sagte er: „Herr Podesta, ich bin überzeugt, daß dieses ein braver kunstreicher Mann ist, wohlgezogen, welcher herumreist, sich zu unterrichten. Wir wollen ihn freundlich einlassen, damit er bei seinen Landsleuten Gutes von uns rede und sie aufmuntere, Massfine zu besuchen, dessen schöne Lage wohl werth ist, von Fremden bewundert zu seyn.“ Ich verstärkte diese freundlichen Worte durch das Lob der Gegend, der Lage und der Einwohner, die Gerichtspersonen als weise und vorsichtige Männer nicht vergessend.

Dieses alles ward für gut erkannt, und ich erhielt die Erlaubniß, mit Meister Gregorio nach Belieben den Ort und die Gegend zu besuchen. Der Wirth, bei dem ich eingekehrt war, gesellte sich nun zu

uns und freute sich schon auf die Fremden, welche auch ihm zuströmen würden, wenn die Vorzüge Mallesine's erst recht ans Licht kämen. Mit lebhafter Neugierde betrachtete er meine Kleidungsstücke, besonders aber beneidete er mich um die kleinen Terzerole, die man so bequem in die Tasche stecken konnte. Er pries diejenigen glücklich, die so schöne Gewehre tragen dürften, welches bei ihnen unter den peinlichsten Strafen verboten sey. Diesen freundlich Zubringlichen unterbrach ich einigemal, meinem Befreier mich dankbar zu erweisen. „Dankt mir nicht, versetzte der brave Mann, mir seyd Ihr nichts schuldig. Verstände der Podesta sein Handwerk und wäre der Actuar nicht der eigennützigste aller Menschen, Ihr wäret nicht so los gekommen. Jener war verlegener als Ihr, und diesem hätte Eure Verhaftung, die Verichte, die Abführung nach Verona auch nicht einen Heller eingetragen. Das hat er geschwind überlegt, und Ihr wart schon befreit, ehe unsere Unterrebung zu Ende war.“

Gegen Abend holte mich der gute Mann in seinen Weinberg ab, der den See hinabwärts sehr wohlgelegen war. Uns begleitete sein fünfzehnjähriger Sohn, der auf die Bäume steigen und mir das beste Obst brechen mußte, indessen der Alte die reifsten Weintrauben ausluchte. Gegen Mitternacht begleitete mich mein Wirth an die Barke, das Fruchtkörbchen tragend, welches mir Gregorio verehrt hatte, und so schied ich mit günstigem Wind von dem Ufer, welches mir lästrophonisch zu werden gedroht hatte.

An Julie.

Leamington, den 27sten Dez. 1826.

Liebe Getreue!

Ich befinde mich jetzt in einem großen Badcorte, von dem ich jedoch noch nicht viel gesehen habe, da ich um 11 Uhr in der Nacht so eben erst angelangt bin. Ein großer Theil des Tages ging mit der interessanten Besichtigung von Woburn Abbey hin. Dieser schöne Palast ist im italienischen Geschmack, einfach und edel aufgeführt, unendlich befriedigender als der kolossale gothisch seyn sollende nonsense. Mit feinen Ställen, Reitbahn, Ballhaus, Statuen und Bildergallerie, Gewächshäusern und Gärten bildet er eine kleine Stadt. Seit 300 Jahren, ein auch in England seltner Fall, vererbte sich diese Besitzung regelmäßig in derselben Familie fort, so daß es auch nicht zu verwundern ist, wie bei einer Million Reventen nach unserm Gelde ein Zusammenfluß von Pracht hier entstehen konnte, der bei uns die Kräfte jedes Partikuliers übersteigt, um so mehr, da, wäre auch das Geld hier und da in derselben Profusion vorhanden, doch keine seit Jahrhunderten darauf gerichtete Cultur uns die Mittel zu einem so vollendeten Ganzen des raffinierten Luxus zur Hand läßt.

Das eigentliche Schloß ist ein regelmäßiges Viereck und die bei etage, welches auf dem Lande immer die de plein pied ist, bildet eine ununterbrochene Reihe das ganze Viereck umschließender Zimmer. Diese Zimmer sind mit kostbaren Gemälden geschmückt und außerdem reich in schweren Stoffen meublirt, Decke und Thürmembranen von

weißer Stuckatur mit Gold oder aus seltenen geschnittenen Hölzern, Alles eben so einfach als geblieben. In dem einen Zimmer war eine merkwürdige Sammlung von Miniatur-Portraits der Familie, vom ersten Kussel (der Familienname der Herzöge von Bedford) bis auf den jetzigen Herzog, in ununterbrochener Linie gesammelt. Unter solchen Umständen kann man wohl ein wenig auf seine Familie und seinen Adel stolz sehn. Diese Miniaturen waren auf eine sehr geschmackvolle Art in einem langen schmalen Goldrahmen auf Cramoisi-Sammt gerieht und Medaillonweise eingelassen. Die Camine sind größtentheils von vergoldetem Metall, mit hohen Marmoreinsassungen, die Kronleuchter ebenfalls von Bronze, reich vergolbet; überall die angemessenste Pracht, wiewohl ohne alle Überladung. Den Beschluß machte die Bibliothek, in zwei Säle vertheilt und höchst freundlich mit ihren breiten Fensterthüren unmittelbar an die Blumengärten anstoßend. Diese erschienen mir nun besonders reizend, dabei so zweckmäßig mit den Gebäuden verwoben und so mannigfaltiger Art, daß eine genügende Beschreibung schwer ist.

Um Dir jedoch wenigstens eine allgemeine Idee davon zu geben, laß mich nur erwähnen, daß längs der verschiedenen Gebäude, die bald vorspringen bald zurücktreten, bald grade bald runde Linien bilden, nach der Gartenseite zu eine ununterbrochene Arcade, mit Rosen und Rankengewächsen bezogen, hinläuft, an welcher die verschiedenen prachtvollen Gärten auf einander folgen. Über diesem Gang sind theils Zimmer, theils die anmuthigsten kleinen Gewächshäuser, wovon eins unter andern nichts wie Haidekräuter (Erica) enthält, von denen Hunderte in Blüthe den lieblichsten Anblick gewährten und durch Spiegelwände bis ins Unendliche vervielfältigt wurden. Unmittelbar unter dem Erikenhause war auch der Erikengarten angebracht, ein Rasenplatz mit Beeten, die verschiedene Figuren bildeten und alle nur mit denjenigen größeren Exemplaren der Heiden besetzt waren, welche im Freien aushalten. Einmal wurde der erwähnte Bogengang selbst durch ein hohes Palmenhaus mit Spiegeln unterbrochen, vor dem die schönsten gestühten Parterres auf Kiesgrund sich ausbreiten. An dieses Haus stieß die Statuen-Gallerie, deren Wände mit verschiedenen Marmorarten bekleidet sind, nebst sehr schönen Säulen aus Italien. Der Saal enthält eine Menge antiker Sculpturen und wird an jedem Ende durch einen Tempel geschlossen, wovon der eine der Freiheit, mit Büsten von Fox, Canning und Andern, der zweite den Grazien geweiht ist, mit einer herrlichen Gruppe dieser Göttinnen von Canova.

Von hier aus führt der Bogengang an einer unermesslichen Pflanzung entlang, welche, an Hügel gelehnt, nur aus Azalien und Rhododendron besteht, bis man den chinesischen Garten erreicht, in dem die dairy (der Milchseller) sich besonders auszeichnet. Es ist dies eine Art chinesischer Tempel, mit einem Überfluß von weißem Marmor und buntem Glase, in der Mitte ein Springbrunnen und an den Wänden umher Hunderte von chinesischen und japanischen großen Schüsseln aller Art aufgestellt, sämmtlich mit frischer Milch und Rahm gefüllt. Die Consolen, auf denen diese Schalen standen,

waren ein ausgezeichnet hübsches Modell für chinesische Meublrung. Die Fenster bestanden aus mattem Glase mit chinesischer Malerei, welche phantastisch genug aus dem trübren Lichte hervortrat.

Von hier führte noch ein weiter pleasured ground mit den schönsten Bäumen und mancherlei überraschenden Abwechslungen, unter andern niedlichen Kindergärten und einem Grasgarten, in dem alle Arten von Schilf und Gräsern in kleinen Beeten, das Ganze ein Schachbret bildend, kultivirt wurden — nach dem Aviary. Dieses besteht aus einem sehr großen eingezäunten Platz mit hohen Pflanzungen und einer Cottage, nebst einem kleinen Teich in der Mitte, Alles nur dem Reiche der Vögel gewidmet. Der vierte oder fünfte Diener erwartete uns hier (die alle Trinkgelder verlangen, so daß man ein solches Etablissement nicht unter einigen L. St. zu sehen bekommt) und zeigte uns zuerst mehrere reich gefiederte Papageyen und andere seltene Vögel, deren jeder seine besondere kleine Abtheilung und so zu sagen sein Gärtchen hatte.

Diese Vögelwohnungen waren von Eichenzweigen, mit Draht durchflochten, die Dede gleichfalls von Draht, die Sträucher Immergrün, so wie fast alle übrigen Pflanzungen in diesem Bezirk. Als wir auf den Platz hinaus traten, der die Mitte einnimmt, pfliff unser Papageno, und sogleich versfinsterte sich wörtlich die Luft über uns durch eine Unzahl von Tauben, Hühnern und der Himmel weiß was alles für Vögel. Aus allen Büschen stürzten zugleich Gold-Silber-, bunte und orbinaire Fasanen hinzu und aus dem See gallopirte ein schwarzer Schwan schwerfällig herbei, mit kläglich kindlichen Tönen seine große Begierde nach Futter ausdrückend. Dieser schöne Vogel, rabenschwarz mit rosenrothen Schnabel und Füßen, war außerordentlich zahm, fraß sein Futter chemin faisant aus der Tasche des Wärters und ließ uns keinen Augenblick allein, so lange wir in dem Vögelparadies umherwandelten, nur manchmal en passant einer jubringlichen Ente und andres gemeiners Volk mit einem Fußtritt abwehrend, oder einem nobleren Goldfasan mit dem Schnabel in die Seite stoßend. Ein zweiter interessanter aber eingeschlossener Bewohner dieses Orts war Héros, ein afritanischer Kranich, ein Thier, das ausieht wie von Porcellain gemacht. Der Umstand seiner Geschichte, welcher ihm den Heldennamen gegeben, war dem Wärter unbekant.

Der vier deutsche Meilen im Umfang haltende Park besteht hier nicht allein aus Waldbelaud und Bäumen, sondern hat auch ein schönes Waldbterrain und noch eine besonders eingezäunte Parthie, die thornery (wörtlich Dörnerei) benannt, ein wilder mit Dornen und Gestrüppe bewachsener Waldplatz, in dessen Mitte eine kleine Cottage mit dem freundlichsten Blumengärtchen steht und den mehrere Spaziergänge durchschneiden. Hiermit schließen die Herrlichkeiten von Woburn Abbey. Doch nein — zwei Dinge muß ich noch nachholen. In dem Schlosse, dessen Schmuck ich Dir en gros beschrieben, fand ich zugleich eine sehr zweckmäßige Einrichtung. Nämlich rund um alle Zimmer des großen Biercks läuft eine innere breite Gal-

lerie, auf welche mehrere Thüren sich öffnen und wo mannichfache Sammlungen, theils frei theils in Glasschränken und hie und da durch Blumenstellagen unterbrochen, aufgestellt sind. Dies gewährt im Winter, und bei schlechtem Wetter einen eben so unterrichtenden als angenehmen Spaziergang, der um so behaglicher wird, da das ganze Schloß mit conduits de chaleur geheizt ist. Das zweite Erinnernswerthe ist ein schönes Portrait des Grafen Essey in Lebensgröße. Er erscheint hier sehr schön und schlank gewachsen, das Gesicht aber weniger ausgezeichnet, kleine Züge ohne vielen Ausdruck, kleine Augen und einen großen rothen Bart, bei dunklem Haupthaar, der ihn vielleicht der Königin, bei ihrem eignen rothen Kopf, besonders angenehm machte.

Jetzt ist aber ein Viertelzoll von meinen Fingern herunter geschrieben, und ich muß schließen. Morgen wieder ein Mehreres, wo ich Warwick Castle sehen werde, welches für Englands Stolz ausgegeben wird. Ich bin wirklich begierig, ob wir noch eine Stufe höher zu ersteigen haben, wie wir bisher regelmäßig von Schönnem zu Schönnem fortgeschritten sind.

Da eben die Mail von hier abgeht, lege ich den Brief in einen für L. mit ein, durch dessen Güte Du ihn schneller erhalten wirst als den letzten. Gedenke des Umherirrenden in Deiner ruhigen Einsamkeit, und glaube, daß, verschlinge ihn das Schicksal auch zu den Antipoden, sein Herz doch immer bei Dir sehn würde.

Dein Ludwig.

Lied an Solger.

Ziebingen vom 1sten Februar 1813.

Liebster Freund, Sie haben mit Recht schon längst einen Brief von mir erwarten können, und ich muß wieder an Ihre freundschaftliche Nachsicht appelliren. Sie gehn dem Frühjahr und ihrem Glück entgegen, und ich hoffe Sie im Sommer recht froh zu sehn und vielleicht mehr Ihren Umgang zu genießen. Noch oft hab' ich jenes Gesprächs gedacht, in welchem Sie mir so offen Ihre Meinung über meine Schriften mittheilten: Ihr Lob war mir erfreulich und Ihr Tadel lehrreich. Ich wünschte wohl zu erfahren, in wie fern der zweite Theil des Phantasus Sie befriedigt hat, ob Ihnen die Verbesserungen wirklich als solche erschienen, und welche Gnade Däumchen vor Ihnen gefunden hat, so wie die Abhandlung über die stinkende Schauspielkunst.

Der Schriftsteller lebt in unsern Tagen in einer Einsamkeit wie noch nie, und es ist nicht zu verwundern, wenn er störrisch, eigensinnig und gleichgültig wird; denn dasjenige, was man mit Recht Kritik nennen kann, ist völlig untergegangen, Mittheilung giebt es gar nicht, trotz der unzähligen Journale, trotz allem Kritistren an allen möglichen Orten. Denn wir sehn, es giebt Werke, besonders aus unserm Theater, die allgemeine Wirkung thun und doch allgemein verachtet werden; wieder haben wir andere, die man allgemein verehrt und die doch nicht die mindeste Wirkung hervorbringen. Es

giebt functionirte Meinungen, die doch keiner wahrhaft ernsthaft nimmt, und jeder hält sich in dieser Anarchie für den Ersten, Einzigen, er sey nun Leser oder Schreiber, und setzt voraus, daß von ihm keine Apellation statt findet. Darüber entsteht bei den meisten Schriftstellern, vorzüglich wenn sie älter werden, jener bittere absprechende Ton, jenes geängstete Auffuchen von Beleidigungen und Kränkungen, jene Eliquen, die sich gegenseitig unterstützen, und dieser allgemeine Zorn, dieses Haschen der Welt nach allem Geistreichen und Interessanten, ohne wahres Wohlbehagen, ohne Lust des Herzens.

Ich fürchte, daß mancher meiner Freunde mich tabeln werden, daß ich in so wichtigen bebrängten Zeiten die Spiele meiner Jugend wieder vorbringe und nirgend in jenen ahnungsvollen Ton einstimme, den wir jetzt von so vielen edlen Geistern hören. Sie werden nicht zu diesen gehören, auch dünkt mich die Sache so groß und ernsthaft, daß man recht aus voller Brust darüber sprechen muß (was jetzt nicht möglich ist), oder gar nicht, am wenigsten gelegentlich. Doch sind Pläne zu vielen Schauspielen aus der deutschen Geschichte in meiner Seele fertig, und ich werde diese mit besonderer Liebe ausarbeiten, wenn mir Gott noch Leben schenkt (wie sich unsre Vorfahren ausdrückten), um meinen Landsleuten zu zeigen, daß ich mich wohl zu ihnen rechne. Hab' ich doch fast zuerst mit Liebe von der deutschen Zeit gesprochen, als die meisten noch nicht an ihr Vaterland dachten, oder es schalteten.

Jetzt möchte ich gern recht schnell den Phantasmus beschließen. Wollen Sie mir antworten, und recht umständlich, und mir z. B. rathen, was im Zerbinio bei einer neuen Ausgabe wegbleiben könnte, so würde ich Ihnen sehr dankbar seyn. Recht sehr hat es mir an einem Freunde gefehlt seit langer Zeit, wie Sie sind, der eben so wohlwollend als unbefangen ist und der nicht zu jenen Rückhaltenden gehört, die immer meinen, man verstehe sie nicht, wenn man nicht ihr ganzes System mit allen seinen Sippschaften kennt. Liegt doch immer in jedem klugen Wort ein ganzes System, und zwar oft für den Nachdenkenden vollständiger, als wenn dieser nachher dieses sogenannte System mit seinen Lücken und Widersprüchen kennen lernt. Allenthalben ist der Mittelpunct des Erkennens, alles setzt ein Vor und Nach voraus, und wer beim rechten Anfange anfangen wollte, der müßte doch schon den ersten Schöpfungstag in den 3ten Act legen.

Es giebt tausend Ansichten der Kunst und Poesie. Alle haben Wahrheit, selbst die einseitigsten. Ich wünsche recht viel von Ihnen zu erfahren und über vieles belehrt zu werden. Je älter ich werde, je mehr löset sich bei mir alles in historische Ansicht auf. Das Gute bleibt darum doch gut, so wie das Schlechte schlecht. Das Individuelle, das Eigne, Originale ist mir am Freunde, an jedem Menschen das Interessanteste. Ich meine nicht die Sammlung von Zufälligkeiten oder Angewöhnungen, sondern das, wodurch er gerade dieser Geist und kein anderer ist. Schulen- und

Nachbeter sind mir von je fatal oder unverständlich gewesen. Alles, was ich noch von Ihnen gehört habe, schien mir original und selbstverfahrend, darum bin ich auf Ihr Werk über die Kunst sehr begierig.

Leben Sie recht wohl, und lassen Sie sich diesen unordentlichen Brief nicht mißfallen; erfreuen Sie mich recht bald mit einer Antwort. Daß Sie mich hier besuchen sollten, mag ich Ihnen jetzt weniger als je anmuthen.

Lied an Solger.

Paris am 26ten Juli 1817.

Mein theuerster Freund! Daß ich Ihnen noch nicht geschrieben habe, vergeben Sie mir gewiß, da Sie es selber kennen, wie wenige Ruhe man genießt, besonders wenn man so eilig reist, wie wir, wie milde man ist, wie man fast gar nicht zur Besinnung kommt. Ich schreibe Ihnen heut vorzüglich in einer Angelegenheit, worüber ich von London aus mit Ihnen hätte sprechen wollen, wenn die letzten Tage meines dortigen Aufenthaltes nicht in der größten Verwirrung und zeitlos und ruhelos verschwunden wären.

Die Sache ist diese: ich lernte in London einen jungen Mann kennen, einen Mr. Green, der mich aufsuchte und sich gleich mit einem schönen Vertrauen an mich schloß; er ist von einer edlen Wißbegierde durchdrungen, hat die deutsche Philosophie, so viel man es in der Entfernung und in seiner Jugend kann, studirt, und steht nun eben auf dem Punct der Entwicklung, die die interessanteste und entscheidendste im Leben ist; er wünschte nach Deutschland zu gehen, um sich aufzuklären und vorzüglich über die Geschichte der neueren Philosophie näher unterrichten zu lassen; er mußte aber die Erfüllung dieser Hoffnung noch auf mehrere Jahre hinauschieben, da er in London als Lehrer der Anatomie angestellt ist. So kam denn das Gespräch ganz natürlich auf Sie, und alles was ich von Ihnen sagte, das Buch, das ich meinem jungen Freunde zeigte, — alles erfüllte ihn mit der brennendsten Begierde, Sie näher kennen zu lernen. Pflüßlich faßte er den Entschluß, nach Berlin zu gehen, Sie zu sehen und im October wieder zurück zu seyn; ich reiste aber ab, um eine kleine Tour durch das Land zu machen, und als ich nach 14 Tagen zurückkomme, ist er gegen meine Erwartung schon abgereist: so heftig hatte ihn sein Verlangen nach Deutschland und zu Ihnen getrieben.

Es war die Abrede, ihm einen Brief an Sie und für ihn mitzugeben, worin ich sein Anliegen vortragen und Sie besonders ersuchen wollte, ob Sie ihm nicht vielleicht ein privatissimum über die Geschichte der Philosophie lesen könnten; alles dies ist jetzt zu spät geworden, und wenn ich auch gleich von London aus schrieb, so kam der Brief doch schwerlich früher als dieser an; auch fand ich durchaus keine Zeit, meinem Freunde Green einen Brief nachzusenden. Jetzt haben Sie gewiß diesen liebenswürdigen jungen Mann schon kennen gelernt, und ich wünsche herzlich, daß Sie auf irgend

eine Weise seiner brennenden Wißbegierde haben genughun können, denn es ist wohl wenigen Menschen so Ernst, als diesem, und er zeichnet sich um so mehr unter den Engländern aus, da es fast alle nicht begreifen können, daß ein Mensch um der Sache selbst willen, ohne Rücksicht auf Nebendinge, etwas thun könne. Ich bitte Sie, thun Sie was Sie können, um seine Wünsche einigermassen zu erfüllen; denn ich bin zu sehr überzeugt, daß von allen Menschen Sie es allein vermögen durch Ihre Umsicht, Sicherheit und Klarheit. Green kann wenigstens so viel gewinnen, daß er nachher mit mehr Ruhe und Erfolg für sich weiter studiren kann, und ich bin überzeugt, daß er es werth ist, daß ein guter und weiser Mensch sich um ihn bemühe.

Dies war meine Bitte und mein Anliegen; vergeben Sie, wenn ich verführt werde, Jünger zu ihnen zu senden; die Gelegenheit bietet sich zu oft dar, sie liegt mir immer so nahe, von meiner Verehrung Ihres Geistes, von meiner Freundschaft und Liebe zu Ihnen zu sprechen. Wie hat mich Ihr Buch erfreut! Ich komme immer in die Versuchung, alle Welt zu bekehren, und finde, daß so wenige Menschen Sinn für Philosophie oder Poesie oder Schönheit und Natur oder irgend etwas Ernstes und Wahres haben. Der Schein ist allen mehr als die Sache; und so alt ich nun auch schon bin, so verliere ich doch nicht mein Erstaunen darüber.

England hat mir in mancher Hinsicht gefallen, in anderer nicht, und London hat mir im Ganzen mißfallen. Wie glücklich sind wir, mein Freund, daß wir als Deutsche geboren sind und in Deutschland leben; der wahre Geist, Freiheit und Gemüth ist nur bei uns zu finden, und ist das Höchste bei uns auch selten, so ist doch die Möglichkeit dafür da, und hierin sind wir einzig glücklich, was die Meisten völlig verkennen. — Von den Antiken in England kann ich Ihnen kein Verzeichniß bringen, wie Sie es wünschen, denn, so viel Unnützes man auch druckt, so fehlt es doch gerade am Nützlichsten; der Katalog, der zu haben ist, kommt für Sie mit.

Gestern spät bin ich erst hier angekommen; darum kann ich Ihnen auch nicht so schreiben, wie ich wünschte. Das Meiste muß ich für das mündliche Gespräch und das Wiedersehen aufsparen, auf welches ich mich unendlich freue. Ich werde aber bei meiner Rückkehr nur acht Tage in Berlin bleiben können und wünsche wohl, daß Sie in dieser Zeit recht frei von Arbeiten sehn möchten; auch wünsche ich, die beiden Stücke von Kleist dann noch mit Ihnen zu lesen. Ich bin in London im Lesen recht fleißig gewesen und glaube überhaupt auf der Reise die Zeit genutzt zu haben. Auch über die alte deutsche Kunst wünsche ich mit Ihnen zu reden und ich hätte sehr gern Ihre Bemerkungen darüber mit den meinigen vereinigt. Über Shakspeare sind meine Vermuthungen und Überzeugungen bestätigt; aber freilich geht die Sache nun auch weiter als vorher; auch über andere Autoren jener Zeit habe ich Ansicht

gewonnen. Die Theater habe ich fleißig und aufmerksam besucht. Remble besonders ist merkwürdig. Die Manier hat überall die Kunst und Natur verdrängt: doch ist die Manier zu loben. — Ich hoffe, alles ist bei Ihnen wohl. Grüßen Sie herzlich Ihre liebe Frau, so wie Ihre Schwiegermutter. Vergessen Sie diese Eil; nächstens noch von Paris ein Mehreres. Entschuldigen Sie mich bei Herrn Green. Gott erhalte Sie, und bleiben Sie mein Freund.
Ihr L. Tieck.

Goethe an von Voigt.

Ex. Excellenz

gefällige Theilnahme erbitte mir in dem Falle, welchen vorzutragen ich veranlaßt bin.

Es war vorauszusehen, daß die Veterinair-Anstalt, eine der wichtigsten, allgemein eingreifenden, wegen ihrer Verwandtschaft mit dem verworfensten Geschäft einige Prüfungen werde erleiden müssen, und so hat sich auch gefunden. Bald nach meiner Ankunft konnte man das Für- und Wider-Reben im Publicum bemerken, das sich aus der niederen Classe in die mittlere zog; ich erwartete früher oder später ein Ereigniß, wovon man Anlaß nehmen könnte, in der Sache zu wirken. Nun fängt das gemeine besonders Weibs-Volk schon an, auf die untern Angestellten zu hegen, die Tochter der Aufwärterinn, den Sohn des Schmieds mit pöbelhaften Ausfällen zu verfolgen; ja der Professor selbst, der freilich im Lande umher reitet, um die sonst verabscheuten Cadaver zusammen zu bringen, findet sich schon indirecten Beleidigungen ausgesetzt. Ich habe der Sache im Stillen zugeesehen, weil dieses Vorurtheil von Alters her und nicht mit Unrecht auf solchen Geschäften ruht, ja in frühern Zeiten zum Vortheil der bürgerlichen Gesellschaft begünstigt wurde. Jetzt aber, da wir das Nützliche über Alles zu schätzen Ursache haben, weil das Schädliche, Gefährliche von allen Seiten auf uns eindringt, müssen wir solche Anstalten eben wegen ihrer anrühenden Verwandtschaft desto kräftiger schützen. Selbst unsre Casse wird durch solchen bösen Leumund verletzt und schon bisher müssen wir die Aufwärterinn theurer lohnen als billig, nur um sie zu erhalten und weil sich schwerlich eine andere zu solchem widerwärtigen und zugleich dem Schimpf ausgesetzten Dienste finden möchte.

Die bei mir eingegangenen Beschwerden sind zwar auffallend genug, aber, weil die Händel zwischen Weibern und Kindern vorgefallen, nicht von der Art, daß man darauf Untersuchung gründen und ernste Bestrafung veranlassen könnte. Mein Vorschlag geht daher dahin, daß die hiesige Polizei-Commission veranlaßt würde im Wochenblatt eine Verwarnung zu publiciren, wozu beliebter Kürze wegen einen Entwurf beilege, Ex. E. um gefällige Theilnahme und geneigte Beschleunigung gehorfsamst ersuchend.

Jena, d. 29 April 1817.

Bekanntmachung.

„J. R. S. der Großherzog haben unter andern vielen Wohlthaten, welche Sie Ihren Landen, besonders der Stadt Jena, zugewendet, eine Heilschule für Pferde und andere Hausthiere errichtet. Wenn nun jeder verständige Staatsbürger die Wichtigkeit und Nothwendigkeit einer solchen Anstalt mit Dank zu schätzen weiß, so giebt es doch noch kurzstichtige Menschen genug, welche wegen eines äußern Scheins den wichtigen und heilsamen Zweck verkennen. Tritt nun Kohheit eines ungebildeten Betragens und leidenschaftliche Gemüthsart hinzu, so ist vorauszusehen, ja durch Erfahrung erwiesen, daß allerlei widerwärtiges Beginnen sich ereignen werde. Man steht sich also veranlaßt, einen jeden Hausvater aufzufordern, daß er Kinder und Gesinde über die Wichtigkeit jener Anstalt ernstlich aufkläre, sodann auch kräftig verwarne, Alles, was derselben entgegen wirken könnte, sorgfältig zu vermeiden. Wie man denn hiermit erklärt, daß jede unziemliche Nachrede, Schimpf oder wohl gar Bedrohung, welche der geringsten bei dieser Schule angestellten Person oder irgend jemand, der damit in Verbindung steht, widerführe, auf geschäheene Anzeige sogleich untersucht und gebührend bestraft werden solle.“

35. Fragment aus meinen Knabenjahren.

(von H. Steffens.)

In meinem zwölften Jahre wurde der Vater als Regimentsarzt von Helsingör nach Koeskilde — jene alte jetzt bis zu einem unansehnlichen Landstädtchen herabgesunkene Residenzstadt der dänischen Könige — versetzt. Die beiden für den gelehrten Stand ausersehenen Brüder — ich, der zweite, und mein jüngerer Bruder, denn der älteste war für das Militär bestimmt — hatten in Helsingör eine Klasse erreicht, die mit der Sekunda unserer Gymnasien verglichen werden konnte, ich sogar nach der letzten Prüfung eine Prämie erhalten, und dennoch erlitten wir die Demüthigung, in Koeskilde in eine niedrigere Klasse versetzt zu werden. Die Lehrmethode in den gelehrten Schulen Dänemarks war während meiner Kindheit sehr alterthümlich und höchst wahrscheinlich seit länger als einem Jahrhundert unverändert geblieben. In der Klasse, in welche wir jetzt versetzt wurden, mußten wir Lutheri Katechismus, ins Lateinische übersetzt, auswendig lernen; als Grundlage des Unterrichts im Griechischen diente das neue Testament, es wurde ins Lateinische übersetzt, und Kastellio's Version mit Vorwissen des Lehrers benutzt. Der römische Hauptchriftsteller war Justinus. Ich habe ihn seit der Zeit nie in der Hand gehabt, aber wohl erinnere ich mich noch, daß seine leichte chronikenartige reflexionsarme Erzählung mir sehr wohl gefiel.

Schlimmer wurde es, als ich eine Klasse höher rückte; hier mußte ich den beliebten Justinus mit Cicero's *de officiis* und Ovidii

epistolae ex Ponto vertauschen, die mir beide im höchsten Grade zuwider waren. Da es überhaupt nicht in der Art der damaligen Zeit lag, sich um den Inhalt eines klassischen Schriftstellers zu bekümmern, so wurde Periode für Periode konstruirt, übersezt, jeder begangene Fehler sogleich, gewöhnlich körperlich, gerügt, und ich erinnere mich nicht je eine Äußerung vernommen zu haben, die uns ein Interesse für den Verfasser einflößen konnte. So tänten mir die langweiligen Klagen des unglücklichen Dichters, stückweise zwischen grammatikalischen Korrekturen und den Schimpfreden des Lehrers ausgestoßen, höchst widerwärtig, und ich glaubte mich noch mehr als er zum Klagen berechtigt. Ich habe keine Lust empfunden, dieses Buch wieder zu lesen; als aber später seine Metamorphosen mich in hohem Grade ergötzten, konnte ich mich gar nicht vorstellen, daß dieser der nemliche Dichter sei, der mir in früheren Jahren eine so große Qual verursacht hatte.

Cicero wirkte noch abstoßender auf mich. Als nach langen Jahren ein ausgedehnteres philosophisches Studium mir dieses Buch des berühmten Klassikers in die Hände gab, trat die Empfindung meiner Kindheit, die Qual der Lehrstunden mir lebhaft vor die Seele: ich erblickte den zankenden polternden Lehrer, ich glaubte seine drohenden Fäuste zu sehen, und es kostete mir Mühe eine Schrift durchzulesen, die mir auch damals trotz ihres klassischen Styls nur geringen Genuß und dürftige Belehrung darbot.

Der Religionsunterricht war ziemlich ausgezehnt: Guldbergs Lehrbuch der natürlichen und geoffenbarten Religion, in einer lebhaften, ja, wie es mir damals schien, anmuthigen Sprache geschrieben — viele Ansichten waren klar aufgefaßt, ausführlich dargestellt, lebendig vorgetragen. Durch dieses Buch trat eine Fähigkeit hervor, die mich unter meinen Mitschülern auszeichnete und die Aufmerksamkeit auf mich lenkte. Die Sprache, als solche, hatte nie einen Reiz für mich; ich lernte sie, weil ich mußte. Aber was ich überschauen, umfassen konnte, was mich immer ansprach, das vergaß ich nie. Buchstäblich Auswendiglernen aber war mir eine Qual. Während meine Mitschüler sich mühselig abquälten, um einzelne Blätter — das vorgegeschriebene Penjum — wörtlich zu behalten, hatte ich Bogen durchgelesen und konnte ausführliche Rechenschaft ablegen von dem Gelesenen. Auch ich sollte gezwungen werden, Alles wörtlich herzusagen, man wollte von der alten hergebrachten Art nicht abgehen; aber es war mir unmöglich — und der Lehrer mußte sich fügen.

Jetzt, mir selbst überlassen, waren die Lehrstunden für mich die höchste Freude. Was ich las, ließ sich leicht fassen; ich dachte mich, so tief ich es vermochte, in den Gang der Vorstellungen des Schriftstellers hinein, ich scheute mich nicht, sie zu erweitern, und arbeitete so, ohne ein Wort niederzuschreiben, einen Aufsatz aus, den ich leicht und lebhaft vortrug. Allerdings waren die Stunden ein Triumph für meine Eitelkeit; aber während des Vortrages dachte ich nicht daran —

es war dann der Gegenstand, welcher mich ergriff, und ich fühlte die Freude, die mir wie Wenigen gegeben wurde, mich, innerlich erregt, mit Leichtgligkeit mitzutheilen.

Sogenannte Realwissenschaften waren den damaligen gelehrten Schulen meines Vaterlandes völlig fremd; mit der Geschichte wurden wir durch ein kurzes Handbuch bekannt, dessen geistloses Fortschreiten durch Jahrzahlen und den Wechsel von Schlachten und Königen uns keinen Begriff von einem höheren Walten in den Schicksalen der Völker geben konnte. Nur ein paarmal schien der Verfasser sich über die gewöhnliche Trockenheit erhoben gefühlt zu haben — und diese Stellen traten mir auf eine seltsame Weise wie Blütenzeiten der Geschichte entgegen, ohne daß ich sie später als solche wieder zu erkennen vermochte.

Fünf Stunden täglich brachten wir in der Schule zu, zwei Stunden reichten hin, um die aufgegebenen Pensa auszuarbeiten; Mittwochs- und Sonnabends Nachmittag war keine Schule, wozu die Sonn- und Festtage, die Ferien und Marktstage kamen; und man konnte die Zucht in der Schule, die damals nie nachließ, um so strenger handhaben, je gemäßigter die Forderungen waren. So blieb mir nicht bloß für kindliche Spiele, für leibliche Übungen, für manchen Muthwillen, der in Gesellschaft der Brüder und Mitschüler ausgeübt wurde, sondern auch für eigene Beschäftigung, für Manches, was mich innerlich ergriffen, Zeit und Muße genug übrig; und der stille Genuß, welcher mir auf diese Weise geworden, und wie mir Natur und Geschichte und das Heiligste, das Christenthum, in diesen Tagen unverdorbner Kindheit nahe traten und mich erfüllten, das ist es, was ich hier darzustellen gedenke. Ich glaubte die berührten Verhältnisse meines Lebens nicht mit Stillschweigen übergehen zu dürfen; das Folgende konnte nur aus diesem begriffen werden.

Wenige Menschen mag es geben, denen die Natur ein ganzes langes Leben hindurch so viele, so ungetrübte Genüsse gewährte, wie mir. Sie war mir Alles. Himmel und Erde, Wald, Meer und Gebirge scheinen von meiner frühesten Kindheit an, so weit die Erinnerung rückwärts zu dringen vermag, meine innere Heimath zu sein. Es waren nicht bloß die Frühlingstage, der warme Sommer, oder der reiche milde Herbst, nicht bloß die schönen Gegenden, oder die heitern Tage, die mich anzogen — ein jeder Zustand der Natur hatte von jeher einen eigenen Reiz für mich. Die wüsten sandigen Ufer, die dunkeln trüben weitausgedehnten Mooergegenden, der Winter mit seinem klingenden Froste, ja, wie Sturm und Ungewitter, so auch die trüben regnigen Tage — enthielten für mich eigene verborgene Schätze, die ich mit unendlicher Begierde zu enthüllen suchte. Zwar mochte ich mich gern, wie andere Kinder, in der freien Natur laut und fröhlich herumtreiben und in Gesellschaft, von der Sonne beschienen, von der reichen Pflanzenwelt umgeben, bewußtlos in das Meer der Lust tauchen, welches sie mütterlich aufschließt; aber diese Freude war nicht meine höchste. Eine andere, tiefere ergriff mich dann, wenn

ich einsam, von den Gespielen getrennt, in ein geheimes Gespräch — ich habe keinen andern Ausdruck für die Seligkeit welche mich durchdrang — mit ihr versank. Alles was sie befaß drängte sich dann an mein warmes kindliches Herz; der innere Jubel war mit einer stillen tiefen Nüchternheit verbunden, ich muß sie Andacht nennen; ich frohlockte, daß ich in ihrer Mitte lebte, das ich ihr zugehörte, daß ich das geliebte Kind der Alles beseligenden Alles belebenden unendlichen Schöpfung war.

Nicht bloß das, was mich unmittelbar umgab, auch was mich zu irgend einer Zeit berührt, die Bilder entfernter Gegenden, in welchen ich in früherer Kindheit gelebt hatte, die hohen wilden fahlen Gebirge, in deren Mitte ich geboren worden war und die ich schon in meinen siebenten Jahre verließ, das rauhe Meer mit seinen empörten Wellen und seinem Gemimmel von Schiffen, an dessen Ufer ich gelebt hatte, ja die Gegenden, welche durch Beschreibung, selbst die schlechtesten, mir bekannt geworden, bemächtigten sich, oft unwillkürlich, meiner Seele, versetzten mich in ferne Länder, in die Mitte großer schattiger Wälder, in die Glut tropischer Regionen, so daß ich dort zu leben wähnte; und wenn ich von einer solchen Reise zurückkam und meine Umgebung erkannte, fühlte ich mich von einem seltsamen freudigen ja stolzen Gefühle durchdrungen, daß mir solche Genüsse zu Gebote standen. Ich kam mir so reich, so verschwenderisch begabt vor, daß ich mit keinem hätte tauschen mögen. Schon in dieser Zeit meiner Kindheit konnte ich aus der Mitte der Menschen entfliehen, wenn irgend eine kindliche Sorge mich quälte, und in fernem Gegenden Ersatz suchen, wo das Widerwärtige, Verdrießliche mich nicht zu erreichen im Stande war.

Die Gegend um Koeskilde ist gegen Osten schön; ein Meerbusen des Kattegats schneidet tief in das Land ein; in alten Zeiten fähig, größere Schiffe zu tragen, endigt er jetzt bei einem Dorfe in der Nähe der Stadt so leicht, daß er nur für kleine Fachten fahrbar bleibt. Die Ufer sind mit Waldungen bedeckt. Wir Kinder konnten achtzehn Kirchtürme von dem elterlichen Garten aus zählen, die in der fruchtbaren Gegend zerstreut lagen, und die stille idyllische Annath der Umgebung hatte für uns, die wir schon an das Ufer eines tobenben Meeres und sein Gemüth gewohnt waren, einen ganz eigenen Reiz. Auch für mich schien eine Zeit des ruhigen Genusses einzutreten; was mir früher geworden war, hatte ich nicht verloren, aber neue Schätze boten sich mir dar, und ich genoß sie in vollem Maße.

Aus diesem innigen freudigen einsamen Naturleben entsprang meine Liebe für die Naturforschung. Ich wollte die Schätze, welche die liebende Mutter noch verbarg, mir zu eigen machen. Die fernnen Gebirge Norwegens und ihre gepriesenen Bewohner beschäftigten mich unaufhörlich. Daß die Felsblöcke, welche in der flachen Gegend umherlagen, jenem Gebirge ursprünglich angehörten, hatte ich — ich weiß nicht durch wen — erfahren, und von jetzt an waren sie mir Gegenstände der sorgfältigsten Untersuchung. Bald unter-

schied ich mehrere Gebirgsarten; ich wußte sie nicht zu nennen, aber ich ordnete sie nach ihrer Verwandtschaft und konnte jubeln, wenn ich ein weißes reines durchsichtiges Quarzgerölle am Ufer des Meerbusens fand — es brachte mir Grüße von dem fernem Geburtslande.

Die Bibliothek meines Vaters enthielt meist medizinische und chirurgische Schriften; Cellert, Hagedorn, Klopstock und Haller, jene gepriesenen Dichter einer vergangenen Zeit, waren da. Aber unter allen Schriften waren zwei — Tabernamontani Kräuterbuch und Krügers Naturlehre — die mir wichtig wurden. Das große alte botanische Foliowerk, mit seinen rohen Holzschnitten, hatte für mich einen unendlichen Reiz. Ich sammelte Pflanzen, untersuchte ihren Bau, ich versuchte sie nach dem alten Tabernamontanus zu bestimmen, und freute mich über jede neue Pflanze, mit ihrem barbarisch-lateinischen Namen, wie über einen gewonnenen Schatz.

Wichtiger noch wurde mir Krügers Naturlehre. Mit welchem mühseligen Fleiße suchte ich mir Newtons Gravitationslehre begreiflich zu machen, wobei ich wohl merkte, daß einige mathematische Vorkenntnisse nöthig waren. Die Schule ertheilte gar keinen mathematischen Unterricht und in der Bibliothek des Vaters fand sich kein Lehrbuch der Art; ich ruhte aber nicht eher, bis ich im Besitze eines solchen Buches war, und bald verstand ich wenigstens so viel von den Elementen der Geometri und Arithmetik, daß ich Krügers Lehrbuch fassen konnte. Der mechanische Theil der Physik ist hier ausführlich abgehandelt. Die Schrift war in jener Zeit erschienen, als die Erfindung der Elektrifizirmaschine die Aufmerksamkeit der Naturforscher auf die gewaltigen Ausfahrungen der Elektrizität lenkte. Muschenbroed hatte eben die Wirkung der leidener Flasche empfunden — und die Relation von diesen merkwürdigen Erscheinungen traf mich, jetzt einige dreißig Jahre später, als wenn sie eben stattgefunden hätten.

Schon in Helsingör hatte mir ein Knabe, welcher ein paar magnetische Stäbe besaß, das Spiel der Anziehungen und Abstosungen gewiesen und wie die schwebenden Stäbe nach Norden zeigten. Wie geheimnißvoll erschien mir diese inhaltschwere stumme Sprache der Natur, wie beneidete ich den glücklichen Knaben um diesen herrlichen Besitz. Ich konnte, was ich dort zum erstenmal gesehen, nicht vergessen, und als Krüger mich jetzt von den magnetischen Kräften unterrichtete, suchte ich jene früheren Erfahrungen wieder recht lebhaft bei mir hervorzurufen. Mit welcher Ungeduld erwartete ich die erste Gelegenheit, die größeren Wirkungen der Elektrizität kennen zu lernen, und dennoch wie glücklich war ich, wenn die geriebene Siegelstange Papierschnitzel anzog, wenn ich ein Glas anhaltend so lange reiben konnte, bis ich das Knistern hörte.

Diese Beschäftigung erhielt einen eigenen Reiz durch ihre Heimlichkeit. Die unscheinbaren Gegenstände, welche ich sammelte, hatten für die Brüder nichts Merkwürdiges. Was ich im Stillen trieb, blieb dem Vater verborgen; weder Mitschüler noch Lehrer hatten eine Ah-

dung von meinen kindlichen Naturstudien und in der ganzen Stadt war mir keiner bekannt, der mich leiten, belehren und meine Zweifel lösen konnte. So besaß ich ein eigenes tiefes Geheimniß; ich sah mich durch die Beschäftigung schon frühzeitig in eine genussreiche Einsamkeit getrieben, und Alles, was mich mit der Natur verband, jenes tiefe Gefühl, mit welchem ich ihr Leben zu umfassen suchte, und jene stillen Bemühungen, sie im Einzelnen zu ergründen, schlossen mich von der Umgebung aus. Dieses Geheimniß ahndete Niemand, denn es stand in seltsamen Kontraste gegen meine äußere Beweglichkeit, die jetzt immer mehr, immer gewaltiger sich entwickelte. Über alle anderen Gegenstände ließ ich mich gern ausführlich vernehmen; ich fiel nicht selten durch weitläufige Reden und Belehrungen meiner Umgebung beschwerlich; ein jeder mußte glauben, daß ich nichts verheimlichen, kein Gefühl verschließen, keinen Gedanken verschweigen könnte: aber je offener ich sonst war, desto sicherer blieb mein eigentliches Geheimniß verborgen, mußte es bleiben, denn was ich zeigen konnte, was ich mitzutheilen vermochte, war zu dürftig. Diese Neigung war jahrelang genährt worden und gewachsen, sie hatte dadurch eine Stärke gewonnen, die bestimmt war, meiner ganzen Zukunft eine unerwartete Richtung zu geben, ohne daß Eltern, Lehrer oder Brüder ihre Bedeutung ahndeten.

Aber noch in einer andern Richtung sollte ich in dieser für meine geistige Ausbildung so reichen Zeit erregt werden. Ich lebte jetzt in einer Stadt, die vormalig so merkwürdig dagestanden hatte; diese alten Mauern waren Zeugen der größten Begebenheiten gewesen, die in längst verflossenen Jahrhunderten mein Vaterland verherrlichten. In einem flachen fruchtbaren stark bevölkerten Lande verschwinden leicht und schnell die Spuren der Vergangenheit. Wo früher Straßen standen, lag jetzt Acker und Wiese; aber der alte bedeutende Umfang der Stadt wurde dem Knaben gezeigt. Man nannte Dörfer in der Nähe derselben, die früher Theile von ihr gewesen waren, und gegen Osten sah man noch Wälle und Gräben, jetzt mit Gras, Büumen und Schilf bewachsen, eingesunkene Räume, in Morast verwandelt.

In diesen Gegenden wanderte ich oft und versetzte mich in jene Zeiten unserer mächtigen Könige, in die Tage der Waldemare und des großen Erzbischofs Absalon. Diese letztere merkwürdige Gestalt aus der schönsten Zeit des dänischen Reichs, als Vertrauter eines großen Königs, als stegreicher Feldherr gegen die Wenden, als Zerstörer von Arkona, als Oberhaupt der Kirche, als Beschützer der Gelehrten und Freund des berühmten Saxo, welcher seine Thaten verewigte, gleich ausgezeichnet, hat für mich noch ein näheres Interesse. Meine mütterliche Familie — Wang — war eine der ältesten im Lande; zu verschiedenen Zeiten hatte sie in der Geschichte des Landes eine nicht unbedeutende Rolle gespielt, und sie behauptete von dem uralten Stamme entsprossen zu sein, der durch Absalon verherrlicht wurde. Als ein Beweis diente das Familienwappen, welches meine Mutter noch führte. Absalon hatte zuerst Kopenhagen gegründet und nach sich

Axelstads genannt. Sein Familienwappen wurde das Wappen der neuen Stadt und ist es geblieben, und dieses ist das nemliche, welches die Bange noch heute führen. Ein sonderbares Ereigniß sollte die bedeutende Verwandtschaft uns näher rücken.

Der Kantor bei der alten Domkirche hatte mit unsäglicher Mühe eine Schrift in mehreren Quartbänden ausgearbeitet, welche die Lebensbeschreibungen aller Prediger und Rektoren, die funfzig Jahre lang ihr Amt verwaltet hatten, enthielt. Bei seinen mühsamen Untersuchungen fand sich, daß die Bange vorzüglich reich waren an solchen Greisen, die der beliebte Gegenstand seiner Schrift waren, und sein Interesse für die Familie bewog ihn daher, dem Ursprunge derselben nachzuforschen und eine Stammtafel zu entwerfen. Er suchte zu beweisen, daß dieser Stamm in grader Linie von Esbern Snare, Abfalons Bruder, einem ausgezeichneten Feldherrn jener bedeutenden Zeit, herstamme, und den Band seiner weitläufigen Schrift, welcher diese Untersuchungen enthielt, schenkte er meiner Mutter als Glied dieser durch ihn verherrlichten Familie. Hier sahen wir Kinder nun unsere Namen gedruckt als Mitglieder eines der bedeutendsten Geschlechter des Landes; wie viele Grafen und Freiherren, Bischöfe, Gesandte und andere mächtige Männer aus diesem Stamme hervorgegangen waren, fand sich weitläufig angezeigt. Ein Bruder meiner Mutter, der in Kopenhagen eine hohe Stelle bekleidete, hatte den vergessenen Adel seiner Vorfäter erneuern lassen; mir aber war der Gedanke, daß ich von Esbern Snare herstamme, bei weitem der wichtigste, und die Neigung, genauer mit den früheren Schicksalen meines Vaterlandes bekannt zu werden, ließ mir keine Ruhe.

Der Unterricht in der Schule befriedigte mir gar nicht. In den alten Räumen des ehrwürdigen Schulgebäudes, die ohne allen Zweifel selbst Zeugen vieler bedeutenden Ereignisse, vieler wichtigen Beschlüsse einer mächtigen Zeit gewesen waren, vernahm man nichts, was auf irgend eine lebendige Weise an die große Vergangenheit erinnerte. Ein dürftiger Auszug aus Suhms dänischer Geschichte konnte die Begierde, jene glänzenden Epochen, deren dort erwähnt wurde, genauer kennen zu lernen, wohl erregen aber nicht befriedigen. Wie glücklich schätzte ich mich daher, als Christiani's und Gebhardi's voluminöses Werk über die dänische Geschichte, als ein Theil der allgemeinen Weltgeschichte, mir in die Hände fiel. Dieses Werk ist nichts weniger als unterhaltend; aber meine Helden und ihre Thaten fand ich nach Sars ausführlich beschrieben, und die kindliche Phantasie wußte die Gegend umher mit ihnen zu beleben — ich sah die alte Stadt in ihrer Herrlichkeit wieder aufgebaut. Einige wichtige Begebenheiten, wie die Ermordung des herrlichen Knud Laward, sind mit umständlicher Anschaulichkeit erzählt, und dieses furchtbare Ereigniß zog mich um so mehr an, als der beliebte Esbern Snare, den ich nun einmal wie einen näheren Verwandten betrachtete, bei dieser Gelegenheit eine so glänzende Rolle gespielt, weil seine ritterliche Tapferkeit, seine Treue und Hingebung sich hier bewährt hatten.

Dieses Studium war mir um so theurer, da es allgemeine Theil-

nahme fand. Die Mutter, die Brüder, die ältere Schwester horchten auf meine Erzählungen, und was sie vernahmen, erhielt als eine Familiensache ein höheres Interesse. Mir aber war diese Beschäftigung doppelt wichtig. Was ich durch die Lehrer nie vernommen hatte, das räthselhafte Geschick der Völker, der Geschlechter, trat dämmernd vor meine Seele. Das Wachsthum, die Billte und den meinem Vaterlande in früheren Zeiten drohenden Untergang konnte ich verfolgen, und daß eine jede Veränderung mit Blut bezeichnet war, erfüllte mich mit Grauen. Aber fast wie Märchen klangen mir diese Erzählungen, wenn ich sie mit der friedlichen Ruhe verglich, mit der stillen Ordnung des Gewöhnlichen, wie sie fast ein Jahrhundert lang gedauert hatte und so für immer gegründet schien. Oft zwar süßte ich mich von einer unruhigen Sehnsucht nach einer bewegteren Zeit ergriffen, oft träumte ich von Kriegen und Schlachten, von seltsamen Ereignissen, die ritterliche Tapferkeit, Treue, hingebende Liebe in Anspruch nahmen, und jene weiche Järllichkeit, die sich in die eigenen Gebilde hineinspinnit, jede erste Thätigkeit lähmte anstatt sie anzuspornen, und die später, durch so Vielerlei genährt, immer mehr überhand nahm, fing an auch mich anzustecken.

Ich versetzte mich in solche erdichtete Lagen, ließ Greuel allerhand Art um mich entstehen, Eltern und Brüder in drohender Gefahr schweben, und ich war dann der Held, der sie rettete. Ich konnte, von solchen Dichtungen ergriffen, mich in Thränen baden. — Aber frische Kindheit, die nie ruhende Begierde des erwachten Wissens und eine geheime Schaam, die mich hinderte, solchen Träumen ernsthaft nachzuhängen, hemmten die Ausbildung dieser krankhaften Richtung.

Für den aufgeregten Knaben wurde aber jetzt besonders die große Domkirche überaus wichtig. Die Schule war seit uralten Zeiten dieser Kirche angegeschlossen, welche für das merkwürdigste Gebäude des Landes gilt. Aus der schönsten Zeit des Mittelalters herrührend, und in einem großartigen Style gebaut, erhält sie die Grabmäler aller königlichen Geschlechter Dänemarks, die seit mehreren hundert Jahren regiert haben, bis auf das unserer Tage. Die Knaben, welche sich alle Freitage und Sonntage in dem Chore, vor dem Altare, versammeln mußten, wo sie die Sitze der vormaligen Domherrn einnahmen, sahen vor sich in der Mitte des Chors den großen schwarzen marmornen Sarg der Königin Margaretha, unter deren Scepter sich das tief gesunkene Reich zu heben begann. Große Gewölbe, durch eiserne Gitter verschlossen, zeigen die marmornen Denkmäler der neuern Könige; die untern Räume hingegen enthalten die Gräber vieler ältern Fürsten. Ich wußte mich bei dem Kantor — schon als ein Glied des Bangstammes — beliebt zu machen, obgleich ich so wenig Stimme hatte, daß ich von seinem Unterricht im Gesange ausgeschlossen blieb. Ich schlich oft mit ihm in die untern Gewölbe, wenn sie für Durchreisende geöffnet wurden, und bald war ich mit diesen Denkmälern vertraut.

An gewissen Tagen der Woche mußte ein Schüler Morgens früh
Hjorts Lybste Læsebog.

um sechs Uhr zwischen die immer offenen eisernen Gitterthüren des großen Chores treten und laut ein Gebet lesen. Es war immer angenehm, wenn die Reihe mich traf, und oft übernahm ich dieses Gebet für andere Schüler, die besonders im Winter sich scheuten, so früh aufzustehen. Ein Kirchendiener begleitete mich, schloß den Chor auf, zündete an einem Kandelaber die Lichter an, und ich trat in die geöffnete Gitterthüre. Der Chor war um einige Stufen erhöht, ich blickte in die langen Gänge hinab, welche noch in nächtliches Dunkel gehüllt lagen. Nur hier und da saß ein Andächtiger, wohl verwahrt gegen die Kälte, vor sich ein Licht; mir war es dann, wenn ich die finstern Massen über sah, als ob die begrabenen mächtigen Gestalten mir nahe träten, als erblickte ich das offene dunkle Grab der ganzen Vergangenheit des Geschlechtes vor mir, das stumm — nicht das Leben, welches mich sonst umgab — vielmehr das Grauen des Unterganges verschwundener Zeiten kundthat. Der Eindruck war völlig phantastisch. Wenn ich aber das Gebet mit heller lauter Stimme in die Dunkelheit hineinschallen ließ, dann ergriffen mich die einfachen Worte tief; oft war die Stimme unsicher, sie klang wie eine fremde, die mir warnend zurief; Thränen der Reue, der Sehnsucht, der zweifelnden Hoffnung strömten die Wangen herab, und viele Tage hindurch konnte ich diesen Eindruck nicht überwinden, der mich mit langer ernster Wehmuth durchdrang.

In dieser Kirche lernte ich auch die Wirkung des christlichen Liebes kennen. Schon in Helfsingör war das neunjährige Kind bewegt und erschüttert, wenn es, als Chorknabe in der Reihe der Singenden, selbst stumm, die Leichen zum Grabe begleitete und die traurigen Töne des ernstmahnenden Liedes „Wer weiß, wie nahe mir mein Ende“ sich hören ließen. Aber hier zuerst trat die Gewalt des Liebes mir entgegen und machte einen Eindruck auf mich, der nie ganz verschwand und jetzt, wo ich mich dem hohen Alter nähere, seine ganze frühere Gewalt wieder erlangt hat.

Es fehlte mir auch nicht an Gelegenheit, mich unter meinen Mitschülern ja unter den Freunden meines Vaters bemerkbar zu machen. Die Söhne der Honoratioren vereinigten sich im Sommer zum Vogelschießen. Viele Sorgfalt wurde auf die Flitzjogen verwandt, die Prämien waren verhältnißmäßig bedeutend, und die Festlichkeit, welche sich jeden Monat einmal erneute, fand abwechselnd in den Häusern der verbündeten Familien statt und schloß mit einem ungewöhnlich glänzenden Mahle, ward aber jedesmal mit einer Rede eröffnet. Ich war der alleinige Redner, und das schien mir natürlich. Die Eltern ließen es geschehen, keiner meiner Mitschüler wollte mit mir wetteifern, und so schrieb ich die Reden und trug sie mit vieler Wärme vor. Ich erinnere mich des Inhalts dieser Reden kaum; man schien sie gern zu hören, auch die Eltern der Knaben horchten auf die Belehrungen des jungen Redners; aber das nachfolgende Schießen, die Fröhlichkeit, die Freuden des festlichen Mahles verdrängten bald jede Erinnerung an den ernsthaften Anfang, und kaum dachte ich selbst an eine Arbeit, die mich mehrere Tage

anhaltend beschäftigt hatte. Nur eine Rede, die mehr als gewöhnlich Aufmerksamkeit erregte, behielt ich lange. Sie handelte von den Pflichten der Könige und der Patrioten, war in dem Sinne der damals dämmernden Zeit, die später so große Erschütterungen hervorrief, mit vieler Kühnheit und Freimüthigkeit abgefaßt, wurde lebhaft vorgetragen, und muß sich in dem Munde eines dreizehnjährigen Knaben seltsam genug ausgenommen haben. Mein Vater besonders war mit dieser Rede überaus zufrieden, und, in der That, ihm verdankte ich auch vorzüglich diese Richtung. Talentvoll, lebendig, mit seiner Lage unzufrieden, glaubte er, oft nicht ohne Grund, sich über den Druck der Mächtigen beklagen zu dürfen, und that es nicht selten mit der Heftigkeit, welche ihm eigen war. Seine Klagen nahmen dann oft eine allgemeinere Wendung; von der Willkür höherer Behörden und dem Stolze des Adels, von dem Uebermuth der Reichen und der Begünstigung Unjähriger, von den drückenden Verhältnissen der Bürger und der Last der großen stehenden Heere, von allen jenen Äußerungen der Unzufriedenheit, die später der Welt und mich selbst, oft wohl mehr als billig, in Bewegung setzten, hörte ich nun zum erstenmal reden, und die dunkeln Vorstellungen davon verwebten sich mit den feurigen Entschlüssen zukünftiger Thätigkeit und trugen ohne alle Zweifel dazu bei, ein Ereigniß hervorzurufen, welches in der Schule eine große Gährung verursachte und mir und meinen Brüdern, ja selbst meinem Vater, hätte gefährlich werden können. Ich darf es nicht verschweigen, obgleich der Schluß, den man daraus ziehen möchte, mir vielleicht unvortheilhaft sein wird, ja mit meinem Leben, wie ich es hier dargestellt habe, in Widerspruch zu stehen scheint.

Die Schule war in fünf Klassen eingetheilt, die von unten gezählt wurden, so daß die fünfte Klasse den höchsten Rang einnahm. In einem sehr großen gewölbten Saale des Erdgeschosses waren alle Klassen versammelt, und eine hölzerne blau angestrichene Wand am oberen Ende desselben trennte ein Viertel, für die höchste Klasse bestimmt, von den übrigen Abtheilungen. Der untere größere Theil des Saales war durch brusthohe Verschlüsse in vier Räume für die vier untern Klassen getheilt. Ein Kreuzweg trennte sie. Die Schüler pfl egten sich fast eine Stunde vor dem Anfange des Unterrichts zu versammeln. Diese Zeit wurde zum Spielen benutzt. Die meisten trieben sich auf dem Kirchhofe, wenige zwischen den Bänken, und einige auf den Gängen herum.

Hier wurde mancher mutwillige Streich erdacht, der die Einwohner des Städtchens beschäftigte und noch öfter verdroß; hier bildete sich eine eigene kleine Welt aus, die inmitten der Ungebundenheit ihre feste Regel hatte. Besonders aber herrschte seit uralten Zeiten, so festbegründet wie das Ansehen der Lehrer, eine strenge Unterordnung, die nie verletzt werden durfte. Die Klassen waren in zwei Bänke getheilt; wer den obersten Platz einnahm wurde Dux genannt, und die Schüler seiner Bank mußten ihm gehorchen. Jeder Schüler einer höheren Klasse hatte das Recht, die Räume der niedern zu

befuchen, aber nie durfte ein Schüler der niedern Klasse in eine höhere hineintreten. Besonders aber war das Ansehen der höchsten Klasse überaus mächtig und die Schüler der Meisterlectie, wie sie genannt wurden, übten eine unbeschränkte ganz willkührliche oft höchst drückende Tyrannei über alle anderen Klassen aus. Sie mengten sich in alle Streitigkeiten und entschieden nach Gutdünken; sie theilten Strafen aus, haßten und begünstigten wen sie wollten, und an eine Appellation war nicht zu denken. Eine Klage bei dem Lehrer wäre Hochverrath gewesen.

Während nun die begünstigten Schüler sich lustig herumtrieben, die verhaßten, zu ihrem Verdrusse, auf ihren Schulplätzen durch den strengen Befehl der Gebietenden festgehalten wurden, während hier gespielt, dort gefochten, an einem andern Orte verathschlagt wurde, waren regelmäßig Posten aufgestellt, um die Ankunft der Lehrer, die theils in dem Schulgebäude selbst, theils in der Nähe wohnten, früh genug anzufangen. Die Schüler dieser Klasse eilten dann herbei, während die übrigen sich noch herumtrieben. Die Lehrer der untern Klassen erschienen zuerst, so daß ich, der in der vierten Klasse meinen Platz hatte, schon beschäftigt war, wenn der Rektor erschien. Dieser war ein strenger ernsthafter Mann, ein Bruder des auch in der gelehrten Welt bekannten Arztes Sardorf. Er hatte den Titel als Justizrath und sah einem vornehmen Weltmanne ähnlicher als einem Schullehrer. Er war in dem ganzen Städtchen hoch verehrt, wurde zu den ausgezeichnetsten Honoratioren gerechnet und alle Schüler betrachteten ihn mit achtungsvoller Furcht. Wenn er, nachdem der Unterricht in den untern Klassen schon angefangen hatte, durch den Saal schritt und hinter der Doppelthüre verschwand, erschien er mir so würdig, der höhere Unterricht der höchsten Klasse so bedeutend, daß es mir wie ein Mysterium vorkam, und ich von dem, was hinter dieser dünnen Wand, an welche ich mich lehnte, gelehrt wurde, die wichtigsten Aufschlüsse über manchen Zweifel, der mich quälte, erwartete.

An den Spielen und Unternehmungen der Vorstunde nahm ich selten Antheil, obgleich ich Dux der untern Bank war, und also einige Autorität auszuüben hatte. Ich benutzte fast immer die Morgenstunden zur Arbeit und trat genau zu der für den Unterricht angelegten Stunde in die Schule. Obgleich ich selbst auf diese Weise den willkührlichen Mißhandlungen der Schüler der höchsten Klasse weniger ausgesetzt war, hatte ich dennoch Gelegenheit, sie gegen andere ausüben zu sehen. Ich will nicht behaupten, daß sie immer unrecht handelten; die Autorität selbst erzeugt ein Gefühl von Gerechtigkeit, welches da, wo keine Leidenschaft es verblendet, auch auf jugendliche Gemüther seinen Einfluß behauptet. Ja, man dürfte wohl mit Recht sagen können, daß diese Einrichtung, natürlich wie sie entstanden war, sich nicht so lange erhalten haben würde, wenn sie nicht eine lobenswerthe Seite gehabt hätte. Ich war aber einigemal Zeuge offener Mißhandlungen kleiner Knaben gewesen. Die Schwäche der Kinder, die kein Gehör fanden, der Mißbrauch einer

rohen Gewalt, wo sie keinen Widerstand finden konnte, empörte mich. Einigemal, wo ich den Vermittler abgeben wollte, wurde ich verächtlich abgewiesen und mußte mir gestehen, daß ich gegen diese Gewalt nichts vermochte. Aber Auftritte der Art erschütterten mich, ich zitterte dann vor Ingrimm und nichts konnte mich trösten.

Da entstand der Entschluß in mir, alle untern Klassen gegen die erste zu vereinigen. Es war keinem Zweifel unterworfen, daß sie, mit einander verbunden, dieser Trost bieten konnten. Ich verlamelte die acht Vorgesetzten der Klassen, stellte ihnen lebhaft die Anmaßung der Mitschüler vor und wie es in unserer Gewalt stände, sie zu demüthigen. Sie zitterten, als sie meinen Vorschlag hörten, und ihre Angst, ich will es gestehen, äußerte auch ihren Einfluß auf mich. Aber, wie es wohl bei ähnlichen wichtigeren Gelegenheiten zu geschehen pflegt, ich sah ein, daß ein so gefährlicher Versuch, einmal gewagt, doppelt nachtheilig wird, wenn man ihn aufgibt — und meine feurige Beredsamkeit, die jetzt den zweifachen Zweck hatte, die eigene Furcht zu dämpfen und die Zuhörer zu entflammen, drang wirklich durch. Die erhitzten Knaben versammelten ihre Untergebenen, alle schienen begeistert, und das Geheimnißvolle, Gefährliche und Neue, das Gefühl, Theilnehmer einer Verschwörung zu sein, übte einen großen Reiz über sie aus.

Es war ausgemacht worden, daß bei einer Gelegenheit, deren ich mich jetzt nicht mehr erinnere, der allgemeine Aufstand ausbrechen sollte. Aber die Verbündeten waren Kinder, unvorsichtige Äußerungen machten die Schüler der ersten Klasse aufmerksam, sie horchten, fragten, und bald war alles verrathen, der Aufstand gedämpft und ich als der Urheber genannt.

Mein jüngerer Bruder war eines Morgens früher als ich in die Schule gegangen — die große Unternehmung lockte ihn — ich aber, wie gewöhnlich noch mit meinem Schulpensum beschäftigt, zu Hause geblieben. Eben wollte ich nun auch fortgehen, als ich meinen Bruder, todtensblaß, auf dem entblößten Kopfe eine klaffende Wunde, aus welcher das Blut über das Gesicht floß, laut schreiend in das Haus stürzen sah. Eine Menge Menschen waren ihm theilnehmend und entrüstet gefolgt und versammelten sich vor dem Hause. Mein Vater war noch nicht ausgegangen; ich folgte dem Bruder, vor Schrecken erstarrt, als er zu ihm hineinging. Er, meine Mutter, sahen den verwundeten Knaben mit Entsetzen an; nur mit Mühe erfuhr mein Vater, was geschehen war. Nie sah ich eine ähnliche Wuth; sein Gesicht glühte, die Stimme schwankte, mir gebot er in abgebrochenen Worten zu Hause zu bleiben, ergriff meinen Bruder ohne auf die ängstlich rufende Mutter zu hören und eilte mit ihm, wie er war, durch ein paar kleine Straßen bis zu der Wohnung des Rektors, von dem erstaunten und bei dem Anblick des verwundeten Knaben entrüsteten Haufen begleitet. Der Rektor war in der Schule und mußte gerufen werden; die Folgen des Gespräches mit ihm erfuhr ich auf eine für mich erschütternde Weise.

Den Tag darauf, als ich allein ohne meinen Bruder in die Schule

trat, herrschte eine allgemeine ängstliche Stille, ein jeder Knabe saß auf seinem Platze, man hörte keinen laut sprechen. Kein Schüler der ersten Klasse ließ sich sehen, die Thüre blieb verschlossen, die Stunden waren ausgefetzt. Wir ahndeten nur dunkel, daß etwas Außerordentliches vorbereitet würde. Mit mir wagte es keiner zu sprechen, und ich selbst war von einer tiefen Angst ergriffen. Der zweite Morgen fing wie der erste an, aber jetzt schritten die Schüler der höhern Klasse durch den Saal und verschwanden stillschweigend hinter der verschlossenen Thüre. Schon hatte der Unterricht in den untern Klassen angefangen, als der Rektor, von dem Konrektor und einem dritten, dessen verhängnißvolles Aussehen uns Schrecken einflößte, begleitet, erschien, und kaum war die Thüre der ersten Klasse hinter ihnen geschlossen, als sie wieder hervortraten.

Alle höheren Schüler mußten sich in dem breiten Kreuzgange aufstellen, der Rektor und seine Begleiter standen mit feierlichem Ernste in der Mitte des Saales, und nun fing der erstere an, was geschehen war, in ruhigen Worten zu erzählen. Auch von unserer kindischen Unternehmung war die Rede, und ich saß zitternd da; doch wurde mein Name nicht genannt. Er tadelte mild, daß wir uns nicht an die Lehrer gewandt, gab uns aber Recht, daß wir den Übermuth der Mitschüler nicht länger geduldig hatten ertragen wollen. Als er der Mißhandlung meines Bruders erwähnte, wurde seine Rede immer strenger, zuletzt klang sie — mir wenigstens, der ich in banger Erwartung hinhörte — furchtbar. Jetzt wurde der unglückliche Schüler, welcher meinen Bruder verwundet hatte, vorgeführt, der eine Begleiter des Rektors, mit einer schweren Ruthe bewaffnet, näherte sich ihm, und die harten Schläge, welche er empfing, klangen in den weiten Räumen wieder. Alle Knaben weinten, denn so weit die Erinnerung reichte, hatte man keinen solchen Austritt erlebt in der Schule. Ich glaubte aller Augen auf mich gerichtet, ich fand mich so schlecht, meine Unternehmung so tadelnswerth! Ein jeder Schlag traf mich. Wie ganz anders hatte ich mir den Erfolg gedacht, als ich den Entschluß faßte, der mir so heroisch dünkte.

Viele Tage vergingen unter großer Furcht; die Wunde meines Bruders heilte bald, aber die empörten Schüler waren wüthend. Mein Verhältniß zur Schule, mein ganzes bisheriges innerlich zufriedenes Dasein war gestört. Zwar wagte keiner mich anzugreifen, denn ein achtzehnjähriger Isländer, ausgezeichnet durch seine körperliche Stärke, die ihn auch auf der Universität berühmt machte, wie alle Isländer ein starker Lateiner, aber in allen übrigen Fächern zurück, saß neben mir in der Klasse und hatte mich liebgewonnen; er hatte keinen Antheil an meiner kindischen Unternehmung genommen, mich vielmehr davor gewarnt. Dieser erklärte jetzt, daß ein jeder, der mich anzugreifen wagte, es mit ihm zu thun haben würde, und diese Erklärung gab mir völligen Schutz. Doch war es ein Glück, daß eben um diese Zeit mein Vater nach Kopenhagen versetzt wurde; wir verließen mit Freuden das Städtchen.

36. Die Neugriechen im sechszehnten Jahrhundert.

Während die Osmanen die Welt beunruhigten und bedrohten, wie lebten diejenigen, in deren Lande sie sich erhoben hatten?

Indem das gesammte südliche Asien, einst Wohnsitz der Cultur, nichts mehr sah als gewalttsame Herrscher und in Masse zu hartem Gehorsam verdamnte Völker, verpflanzten die Osmanen diesen Zustand der Verwilderung nach Europa. Zwei Epochen pflegt ein Zustand dieser Art zu haben. So lange die Herrscher in sich selber stark sind, dulden die Unterworfenen: schon Flucht ist Muth; die Kühnsten weichen in unzugängliche Gebirge. Sobald aber jene schwach werden, erheben sich Diese in einzelnen Gewaltthaten zu wider Vergeltung von Raub und Mord: wie sich die Maratten wider die Moguls, Loren und Kurden wider die Soffis, wider die Osmanen selbst die Kinder der Wüste, die Wechabiten, erhoben haben.

Zu Solimans Zeit waren die Griechen in dem Zustand des Gehorsams. An Krieg, Staat, öffentlichem Leben hatten sie nur als Abtrünnige oder als Knechte Antheil. Mit ihrem Charaz, dem geringfügigen Ertrage ihres Erwerbes, mit dem sie das Recht da zu sein erkauften, füllte der Osman seine Schatzhäuser. Nichts mehr bedarf eine Nation als einen Überfluß an edlen Männern, die sich dem Allgemeinen widmen: der Osman führte die Blüthe ihrer Jugend regelmäßig nach dem Serai. Auf dies Institut gründete er zugleich seine Stärke und ihre Unterwerfung. Er nährte sich von ihrem Mark.

In dieser Entkräftung bequemten sich viele vornehmere Griechen, ihren Herren gefällig zu seyn. Nicht wenige Nachkommen der edlen Geschlechter von Constantinopel, die schon früher die einheimische Unterdrückung ausgeübt, pachteten die Einkünfte des Großherrn. Man bemerkte Paläologen und Kantakuzenen in der Hauptstadt, Mamalen und Notaraden im Peloponnes, Bataziden, Chrysoloren, Azanäer in den Häfen des schwarzen Meeres. Wer hiemit jenen Handel verband, mit welchem wir die Griechen bald in Moskau bald in Antwerpen beschäftigt finden, konnte es in kurzem zu großem Reichthum bringen. Michael Kantakuzenus vermochte im Jahr 1571 dem Sultan funfzehn Galeeren zu schenken: wenn er auf seinem Maulthier durch die Stadt ritt, liefen sechs Diener vor ihm her und ein siebenter folgte nach. Diese reichern Griechen nahmen wie unter den Venetianern italienische, so unter den Osmanen asiatische Sitten an. Sie trugen ihren Turban: sie ahmten ihre häuslichen Einrichtungen nach: sie gestelen sich in übermäßigem Schmuck. Ihre Frauen hüllten ihr Haar in goldene Netze: sie schmückten ihre Stirn mit Diademen von Perlen: man sah schwere Gehänge von Edelsteinen an ihrem Ohr: ihr Busen war mehr von goldenen Ketten als von dem Gewand bedeckt. Gleich als müsse man eilen, eines Glückes zu genießen das man nicht sicher wisse,

als fühle man die Hand des gewaltsamen Herrschers über sich. Michael Kantakuzenus war umsonst so unterthänig, ja freigebig gegen den Sultan: zuletzt sandte dieser doch seinen Rapischi Paschi ab und ließ ihn an der Pforte des prächtigen Hauses erhängen, das er sich zu Achilo gebaut, seine Schätze aber nach dem Serai führen.

Das ärmere Volk lebte indeß in Armuth und Knechtschaft dahin. Ein großer Theil des Landes war wüste, menschenleer, zu Grunde gerichtet. Dort, wo jeder Sandschat die ihm angewiesenen Einkünfte auf das Doppelte zu bringen suchte, wo oft räuberische Pächter seine Stelle vertraten, wo jeder Osmanli sich als unumschränkter Herr gebehrete, was konnte dort gedeihen? Auf den Inseln war man allerdings besser daran. Lemnos und Lesbos finden wir in dem Jahr 1548 sehr wohl angebaut: wir sehen das Volk seinen Acker bestellen, seinen Weinstock pflanzen, seiner Brunnen wahrnehmen, seine Gärten bearbeiten. Dies blieb sich selbst getreu. Noch zeigte er seine edelgeartete Natur. Noch länger lebte in Chios der schöne Klang homerischer Worte: man wollte in dem Peloponnes noch damals vierzehn Dörfer der Zakonen unterscheiden, wo man ein dem alten fast gleiches Griechisch redet: man fand die Athener noch immer von bewundernswürdigem Gedächtniß und wohl lautender Stimme: immer hat man selbst an den Gefäßen des Hauses die kunstreiche Form antiker Bildwerke wahrgenommen.

So hatte denn auch das gesellschaftliche Leben noch einige Elemente der frühern Bildung. Man fand allenthalben die Symposien der Männer, so geeignet zu edler Unterredung; wo die Waffen verstatet waren, bestanden jene Waffentänze, die man, mit dem Schwert gegürtet, mit Bogen und Köcher versehen, ganze Tage lang ausführte. Die rüstige und frische Anschlägigkeit griechischer Natur, in Arbeit und Genuß, mit dem Schwert und dem Schild, vorzüglich zur See und auf dem Schiff, war sprichwörtlich. Indesß, zu einer freien Entfaltung des Geistes war kein Raum, wo die Kräfte sich nur auf das nächste Bedürfniß richteten und das ganze Daseyn erniedrigt war. Die Sprache ward mit vulgarischen, türkischen und italienischen Wörtern überhäuft: sie versiel in hundert Abstufungen barbarischer Fernen. Es war an keine Unterweisung zu denken, denn es war kein Unterwiesener vorhanden. Sobald man die Geseze der Schöpfung nicht erkennt noch zu erkennen sucht, pflegen ihre Wirkungen die Seele mit Wahn zu betäuben: Diese Griechen wurden ganz mit einer phantastischen Weltansicht erfüllt.

Nur Ein Element blieb übrig, in welchem das geistige Leben sich äußern konnte; sie behielten den Laut der Natur, den Gesang. In dem sechszehnten Jahrhundert waren vor allen die Athener reich an Liedern. Welcher Art sie waren, kann man denken, wenn man Liebende sitzen und wetteifern findet, sich im Wiederholen derselben zu übertreffen. Es war unfehlbar eben jener Gesang, den wir kennen, der in eintöniger fast wehmüthiger Weise Leid und Freude eines einfachen Lebens begleitet: die Freude: Genuß der Liebe und der

Familie; das Leid; Tob und Trennung, und alsdann jene Einsamkeit, die dem Mond ihre Grüße befehlt, die Vögel zu ihren Boten macht, mit den Wolken wandert, Sterne und Meer zu Vertrauten hat und die leblose Welt mit eingebildetem Mitgefühl besetzt. Dergestalt kehrt dies Volk, das einst eines Lebens genossen, welches die Ehre des Menschengeschlechts und das Muster der Jahrhunderte ist, nachdem es darauf, in enge Formen gezwängt, lange Zeiträume wenn nicht unehrenhaft, doch ohne Ruhm gelebt, in den Stand der Natur zurück. Seine Altvordern denkt es sich als Riesen. Ein antikes Grabmal erklärt es für die Krippe von Alexanders Pferd.

Nicht völlig jedoch kehrt es dahin zurück. Wie könnte man, ganz vereinzelt, dem Feind und Sieger gegenüber die Nationalität behaupten? Religion und Priestertum vielmehr fahren fort, auf die gewohnte Weise zu herrschen. Durch diese geschieht, daß man sich sehr streng gegen die Osmanen abschließt. Geschichtsbücher, die im sechszehnten Jahrhundert abgefaßt wurden, nennen den Sultan mitten in seinen Siegen den Verdammungswürdigen und sein Volk die Fremden. Man vermied von den Osmanen Recht zu nehmen; die Ältesten, die guten Männer der Ortschaften, die Priester verwalteten das Gericht; wer sich ihnen entzog, wurde zuweilen mit seinem ganzen Hause in den Bann gethan. Die Griechin, die sich an einen Türken verheirathete, ward excommunicirt. Man zahlte den Türken ihren Charaz, man litt was nicht zu ändern war; aber übrigens hielt man sich von ihnen entfernt: der Staat, dem man angehören wollte, war ein anderer als der ihre, es war die Hierarchie.

Diese Hierarchie beruht auf der herkömmlichen Unterordnung aller Priester unter den Patriarchen von Constantinopel. Auch die Patriarchen von Jerusalem, Antiochien und Alexandrien erkannten denselben als ihr Oberhaupt. Sein oberpriesterliches Ansehen war von den Katarakten des Nils bis nahe an die Ostsee, von Armenien bis zu den jonischen Inseln über die ganze östliche Welt verbreitet. Er sandte alle Jahre seine Exarchen nach den Provinzen, um von den Metropolitnen die Gefälle des Patriarchats einzuziehen. Alle fünf Jahre brach er selbst auf, seine Diocesen zu sehen, ihre Streitigkeiten zu schlichten und ihnen seinen Segen zu geben.

War nun sein Ansehen weit verbreitet, so erstreckte es sich auch auf die einzelnsten Ereignisse des Lebens. Es ist nichts, worin man sich nicht an ihn wendete. Eine Frau, die nach Chios geheirathet und nun, da ihr Mann gestorben, als eine Fremde von Laien und Priestern bedrängt wird, sucht bei ihm Hilfe. Es ist Jemanden das Wasser von seinem Garten abgegraben worden; er stellt seine Sache dem Patriarchen vor. Es hat allein eine Tochter aus zweiter Ehe geerbt; um ihren Antheil zu haben, wendet sich die Tochter aus der ersten an den Patriarchen, der den Waisen ein Vater sey. Eine edle Dame aus der Walachei, Mirzena, bittet den Patriarchen, ihr für ihre beiden Töchter Gemahle unter den vornehmern Griechen auszusuchen.

Sollte nicht auch diese Unterwürfigkeit, zumal in streitigen Händeln, Manchem unbequem gewesen seyn? Was war es nun, das doch ihren Nacken dem Patriarchen beugte? So ist es mit der menschlichen Natur: ganze Völker können von einem Irrthume regiert werden, und dieser Irrthum zu ihrem Besten dienen: es können Keime, die das Leben fortpflanzen, sich unter dieser Hülle erhalten. Die ganze Macht der Patriarchen war die Excommunication. Was hatte aber dieselbe doch so Zwingendes und Furchtbare? Man war überzeugt, daß der Leib des Menschen, den der Patriarch verflucht, in der Erde nicht verwehe. So lange habe der Teufel die Seele in Händen, so lange könne das Band des Leibes nicht aufgelöst werden, bis der Patriarch hinwiederum den Bann löse. Diesen Wahn bestätigte man selbst dem Sultan mit entsetzlichen Beispielen. Es ist kein Zweifel, daß er in dem sechszehnten Jahrhundert herrschend und der Schrecken gewesen, welcher die Widerstrebenden zwang.

Andere aber gehorchten gern. Freudig sahen sie das hohe Kreuz, das, auf dem Patriarchion au'gerichtet, weithin im Lande und weithinaus in die See zu erblicken war. Das Patriarchion selbst, neben einer Marienkirche auf einer Anhöhe von Constantinopel, ein umschlossener Hof, mit ein paar Bäumen, und die Wohnung des Patriarchen, schien ihnen ein Heiligthum. Vor seinem Thore ging Niemand vorüber ohne die Brust mit der Hand zu berühren, sich zu beugen und im Weitergehn ein Kreuz zu machen. Man überredete sich, jene Kirche der Maria leuchte auch während der Finsterniß wie die Sonne. Man ging selbst bis zu einer unmittelbaren Verknüpfung dieser Dinge mit der Gottheit. Wenn man Priester und Diakonen in ihren Sticharien und Drarien hervortreten, um den Thron umhergehn und die Köpfe zum Gebet neigen sehe, seyen sie den Engeln Gottes gleich, wenn diese sich zu dem „Heilig ist Gott!“ um den himmlischen Thron gestellt. Ja, mit Gott selbst auf seinem himmlischen Stuhle lasse sich der Patriarch vergleichen, der eine Person der Dreieinigkeit, nemlich Jesum Christum, vorstelle, auf seinem irdischen Thron. Das Heiligthum der Ebenedritten, ein irdisches Paradies, habe Gott gemacht und nicht Menschenhand!

Die Gedanken, in denen ein Mensch sein tägliches Leben vollbringt, fordern einen geistigen Schlupfunkt; sie wollen an das Allerhöchste angeknüpft seyn. Wie sonderbar dies auch hier geschehen, so ist doch der Macht der Priester, die darauf gegründet ward, die Rettung der Rationalität zuzuschreiben. Unter ihrem Schutz haben die Griechen den Türkenhaß und die eigenthümliche Natur bewahrt und ausgebildet, die ihnen jetzt zu Statten kommen.

37. Dramaturgische Blätter aus Hamburg.

I.

Das Nachspiel dieses Abends (Montags den 27sten v. M.) war der Schatz; die Nachahmung des Plautinischen Trinummus, in welcher der Verfasser alle die komischen Scenen seines Originals in einen Aufzug zu concentriren gesucht hat. Er ward sehr wohl gespielt. Die Akteurs alle wußten ihre Rollen mit der Fertigkeit, die zu dem Niedrigkomischen so nothwendig erfordert wird. Wenn ein halbshieriger Einfall, eine Unbesonnenheit, ein Wortspiel, langsam und stotternd vorgebracht wird; wenn sich die Personen auf Armseligkeiten, die weiter nichts als den Mund in Falten setzen sollen, noch erst viel besinnen: so ist die Langeweile unvermeidlich. Poffen müssen Schlag auf Schlag gesagt werden, und der Zuhörer muß keinen Augenblick Zeit haben, zu untersuchen, wie witzig oder unwitzig sie sind. Es sind keine Frauenzimmer in diesem Stücke; das einzige, welches noch anzubringen gewesen wäre, würde eine frostige Liebhaberinn seyn; und freylich lieber keines als so eines. Sonst möchte ich es niemanden rathen, sich dieser Besondernheit zu befeißigen. Wir sind zu sehr an die Untermengung beyder Geschlechter gewöhnet, als daß wir bei gänzlicher Vermischung des reizendern nicht etwas Leeres empfinden sollten.

Unter den Italienern hat ehemals Cecchi, und neuerlich unter den Franzosen Destouches, das nämliche Lustspiel des Plautus wieder auf die Bühne gebracht. Sie haben beyde große Stücke von fünf Aufzügen daraus gemacht, und sind daher genöthigt gewesen, den Plan des Römers mit eignen Erfindungen zu erweitern. Das vom Cecchi heißt die Mitgift und wird von Riccobini, in seiner Geschichte des italienischen Theaters, als eines von den besten alten Lustspielen desselben empfohlen. Das von Destouches führt den Titel „der verborgene Schatz“, und ward ein einzigesmal, im Jahr 1745, auf der italienischen Bühne zu Paris, und auch dieses einzigmal nicht ganz bis zu Ende, aufgeführt. Es fand keinen Beyfall, und ist erst nach dem Tode des Verfassers, und also verschiedene Jahre später als der deutsche Schatz, im Drucke erschienen.

Plautus selbst ist nicht der erste Erfinder dieses so glücklichen und von mehreren mit so vieler Racheiferung bearbeiteten Stoffes gewesen; sondern Philemon, bey dem es eben die simple Aufschrift hatte, zu der es im Deutschen wieder zurückgeführt worden. Plautus hatte seine ganz eigne Manier in Benennung seiner Stücke; und meistens nahm er sie von dem allerunerheblichsten Umstande her. Dieses z. B. nannte er Trinummus, den Drehling, weil der Schlophant einen Drehling für seine Mühe bekam.

II.

Des Regnard Demokrit war dasjenige Stück, welches den zwanzigsten Abend (Dienstags den 19ten May) gespielt wurde.

Dieses Lustspiel wimmelt von Fehlern und Ungereimtheiten, und doch gefällt es. Der Kenner lacht dabey so herzlich als der Unwissendste aus dem Pöbel. Was folgt hieraus? Daß die Schönheiten, die es hat, wahre allgemeine Schönheiten seyn müssen und die Fehler vielleicht nur willkürliche Regeln betreffen, über die man sich leichter hinaussetzen kann, als es die Kunststrichter Wort haben wollen. Er hat keine Einheit des Orts beobachtet: mag er doch. Er hat alles Üblische aus den Augen gesetzt: immerhin. Sein Demokrit steht dem wahren Demokrit in keinem Stücke ähnlich; sein Athen ist ein ganz anders Athen, als wir kennen: nun wohl, so streiche man Demokrit und Athen aus und setze bloß erdichtete Namen dafür. Regnard hat es gewiß so gut als ein anderer gewußt, daß um Athen keine Wüste und keine Tiger und Väre waren; daß es zu der Zeit des Demokrits keinen König hatte, u. s. w. Aber er hat alles ißt nicht wissen wollen; seine Absicht war, die Sitten seines Landes unter fremden Namen zu schildern. Diese Schilderung ist das Hauptwerk des komischen Dichters und nicht die historische Wahrheit.

Andere Fehler möchten schwerer zu entschuldigen seyn; der Mangel des Interesse, die fahle Verwickelung, die Menge müßiger Personen, das abgeschmackte Geschwätz des Demokrits, nicht deswegen nur abgeschmackt, weil es der Idee widerspricht, die wir von dem Demokrit haben, sondern weil es Unsinn in jedes andern Munde seyn würde, der Dichter möchte ihn genannt haben, wie er wolle. Aber was überseht man nicht bey der guten Laune, in die uns Strabo und Thaler setzen? Der Charakter des Strabo ist gleichwohl schwer zu bestimmen; man weiß nicht, was man aus ihm machen soll; er ändert seinen Ton gegen jeden, mit dem er spricht; bald ist er ein feiner witziger Spötter, bald ein plumper Späsmacher, bald ein zärtlicher Schulfuchs, bald ein unverschämter Stutzer. Seine Erkennung mit der Cleantis ist ungemein komisch aber unnatürlich. Der beste drolligste und ausgeführteste Charakter ist der Charakter des Thalers; ein wahrer Bauer, schalkisch und gerade zu; voller boshafter Schnurren; und der, von der poetischen Seite betrachtet, nichts weniger als episodisch, sondern zu Auflösung des Knoten eben so schicklich als unentbehrlich ist.

III.

Den vierzigsten Abend (Donnerstags den 9ten Julius) ward Schlegels Triumph der guten Frauen aufgeführt.

Dieses Lustspiel ist unstreitig eines der besten deutschen Originale. Es war, so viel ich weiß, das letzte komische Werk des Dichters, das seine frühern Geschwister unendlich übertrifft, und von der

Reise seines Urhebers zeigt. Der geschäftige Müßiggänger war der erste jugendliche Versuch und fiel aus, wie alle solche jugendliche Versuche ausfallen. Der Witz verzeihe es denen und räche sich nie an ihnen, die allzuviel Witz darinn gefunden haben! Er enthält das kalteste langweiligste Alltagsgewäch, das nur immer in dem Hause eines Meißnischen Pelzhändlers vorkommen kann. Ich wüßte nicht, daß er jemals wäre aufgeführt worden, und ich zweifle, daß seine Vorstellung dürfte auszuhalten seyn. Der Geheimnißvolle ist um vieles besser; ob es gleich der Geheimnißvolle gar nicht geworden ist, den Moliere in der Stelle geschildert hat, aus welcher Schlegel den Anlaß zu diesem Stücke wollte genommen haben. Molieres Geheimnißvoller ist ein Oek, der sich ein wichtiges Ansehen geben will; Schlegels Geheimnißvoller aber ein gutes ehrliches Schaaß, das den Fuchs spielen will, um von den Wölfen nicht gefressen zu werden.

Der Triumph der guten Frauen hingegen hat, wo er noch aufgeführt worden und so oft er noch aufgeführt worden, überall und jederzeit einen sehr vorzüglichen Beyfall erhalten; und daß sich dieser Beyfall auf wahre Schönheiten gründen müsse, daß er nicht das Werk einer überraschenden blendenden Vorstellung sey, ist daher klar, weil ihn noch niemand nach Lesung des Stücks zurückgenommen. Wer es zuerst gelesen, dem gefällt es um so viel mehr, wenn er es spielen sieht: und wer es zuerst spielen gesehen, dem gefällt es um so viel mehr, wenn er es liest. Auch haben es die strengsten Kunstrichter eben so sehr seinen übrigen Lustspielen, als diese überhaupt dem gewöhnlichen Prasse deutscher Komödien vorgezogen.

38. Über den Effect.

Die unbedingten Lobredner der neueren Kunst gefallen sich besonders, wenn sie dem Streben nach dem sogenannten Effect, als einer herrlichen Eigenthümlichkeit des gangbaren musikalischen Treibens, große Lobreden halten können. Allein grade in dieser Hinsicht möchte der Freund ächter Kunst wohl das Mehrste zu tadeln finden. Denn der beliebte Effect ist größtentheils nicht als ein Erzeugniß des Ungeschicks oder der Feigheit, welche Allen dienen und gefallen will. Die Natur geht nicht in Sprüngen und das Gefühl, wenn es gesund ist, schweift nicht würrig umher und überfliegt nicht sich selbst. Eure beliebten Symphonien, Phantasien, musikalischen Potpourri's, u. s. w. sind daher oft das Lächerlichste auf der Welt. Erst ein geheimnißvoller Anfang; dann ein Schreckschuß; plötzlich Stille; unerwartet etwas Walzerhaftes; aber, wie dadurch ein gewisses Feuer entstehen will, mit gleicher Genialität ein rascher Übergang in das Tiefsinnige und Weinerliche; von da unmittelbar in einen wilden Sturm; aus der Mitte des Sturms, nach einer kleinen spannenden

Pause, zu etwas Tändelnem, und am Ende so eine Art von Zucke, wobey mit schreyender Liebe sich alle kräftig umfassen.

Dergleichen gefällt nun zwar; aber wie? Die Wahrheit ist einfach diese. Wenige haben Kraft, bey etwas Genialem mit Ernst zu verweilen, und sey es auch bei der Liebe in eigner Person. Bekommt also ein gemischtes Publicum ein buntes Allerley, so kann Jeder etwas finden, was ihm behagt, und wird, weil er durch das Abbrechen wieder die nöthige Ruhe bekommt, gern dazu einstimmen, daß Andern mittlerweile auch ihr Lieblingsgericht vorgefetzt wird. Wenn man sich daher in Opern und Concerten ein Bischen umhersieht, so wird man oft finden, daß die Damen Kleidermusterung und die Herren Mädchenschau halten, so lange das was ihnen zugesagt vorbereitet wird, daß aber, wie Liebe und Tanz sich in Klarheit sehen lassen, alle weltlichen Augen freundlich den Musikern zugewandt sind. In Bayland, wo man nicht gewohnt ist, nach Deutscher Art sich viel zu geniren und die Natur zu verbergen, ist es auch daher schon längst Sitte geworden, daß die Gebildeten sich mir nichts dir nichts im Theater dem Charpentier ergeben, aber thätig klatschen, wenn in der Musik etwas zum Herzen dringt oder ein musikalischer Seitkänzersprung gemacht wird. Ein grosser deutscher Virtuose, dem ich nach einem Concert offen sagte, er habe Schlechtes ganz unvergleichlich gespielt, hat mir lachend zugestanden, daß seine auf die Welt berechnete Composition nicht einen Schuß Pulver werth sey.

Die Hauptveranlassung zu solchen widernatürlichen Mischungen liegt aber offenbar darin, daß die wenigsten Tonkünstler so viel Kraft und Genie haben, als nöthig ist, um ganz begeistert zu werden. Wenn Händel im Fluge bis über die Wolken dringt, so steigt der Adler erst recht himmelan. Allein viele unsrer Mode-Liebhaber schwingen sich mit Mühe nur auf den Berg, bekommen dort das Zittern und gehen zu Fuß wieder nach Hause. Wo Händel in seinen lebhaftesten Chören erst recht anfängt und seiner Herrlichkeit weder Maas noch Ziel zu setzen weiß, da ist die neuere Genialität gewöhnlich fertig und sucht sich dadurch zu helfen, daß sie allenfalls ein Paar Töne höher das Gegebene noch einmal wieder giebt, oder Recitative, Choralmäßige Dinge und andere Nothbehelfe hinterher hinten läßt; während umgekehrt da, wo Händel in Trauer und Trost machtvoll abbricht, die neuere Sentimentalität aus dem Gejammer und Gepolter nicht herauskommen kann.

Das Argste ist aber, daß unter dem belobten Namen des Effects das verderblichste Gift empfohlen wird, nämlich dieses krampfhafte verzerrte übertriebene betäubende rasende Unwesen, welches in dem Menschen alles Schlechte hervormühlt und am Ende den wahren musikalischen Sinn ganz zu tödten drohet. Wo soll man die Geduld hernehmen, wenn mit Salbung öffentlich erzählt ist, es sey in der Kirche ein Te Deum mit achtzig Trommeln gegeben, oder wenn in einer der gebildetsten deutschen Hauptstädte neuerlich das Schmettern, Pauken und Schreyen in einer Oper so arg war, daß

ein trefflicher Kenner des Classischen bey dem Austritt auf die Gasse, als eben 40 Trommelschläger mit dem Zapfenstreich vorbeywirlten, sich gedrunken fühlte auszurufen: „Gottlob, daß uns einmal „wieder sanfte Musik geboten wird!“ Wenn dieß weiter fortgeht, so kommen wir am Ende unfehlbar dahin, daß wir bey unsern musikalischen Gastmählern keine Melone ohne Spaniol oder den heissesten Pfeffer essen können und nach Art gemeiner Russen vom Branntwein zum Scheidewasser übergehen müssen.

Das thut also noth, daß man die abgestumpften musikalischen Fresser und Säuffer auf die Fasten setzt, daß man ihren erschlafften musikalischen Nerven gehörige Spannkraft zurückschafft und grade das wieder in volles Leben bringt, was jetzt nahe am Aussterben ist, nämlich den reinen Sinn für Musik als Musik, und den veredelten Sinn, welcher durch die Musik geläutert und gehoben, aber nicht in Gemeinheit und Unnatur hineingeführt und befestigt seyn will. Man mißverstehe dieß auch ja nicht dahin, als ob mir nur die sanfte wehmüthige Musik am Herzen liege. Die Musik soll alle Zustände der Empfindung, des Gefühls und der Leidenschaften darstellen, aber poetisch, also nicht wie sie sich in der Entartung, sondern in der Kraft und Reinheit verhalten. Es ist unglaublich, was unser Publicum bisher in dieser Hinsicht sich hat gefallen lassen. Vielleicht sind einige Süddeutsche Bauern die einzigen Layen, welche sich bisher gegen das Schlechte auflehnten, indem sie schon mehrmals, wenn die Organisten erzverliebte Dinge vorgebracht hatten, bey dem Prediger bittere Klage darüber führten, daß sie wieder ein Schelmenlied hätten hören müssen.

39. Beispiele vom physiologischen Bau der Thiere.

Der Elephant, so unförmlich er scheint, giebt physiologische Gründe genug von seinem dem Menschen so ähnlichen Vorzuge vor allen lebenden Thieren. Zwar ist sein Gehirn, des GröÙe des Thiers nach, nicht übermäßig; die Hölen desselben aber und sein ganzer Bau ist dem menschlichen sehr ähnlich. Die Hirnschale ist im Verhältniß des Kopfs klein, weil die Nasenhöhle weit oberhalb dem Gehirn läuft und nicht nur die Stirn- sondern auch andre Hölen mit Luft anfüllt; dem um die schweren Kinnladen zu bewegen wurden starke Muskeln und große Oberflächen erfordert, die die bildende Mutter also, um dem Geschöpf eine untragbare Schwere zu ersparen, mit Luft anfüllte. Das große Gehirn liegt nicht oberhalb dem kleinen und drückt dasselbe nicht durch seine Schwere; die trennende Membrane steht senkrecht. Die zahlreichen Nerven des Thiers wenden sich größtentheils zu den feinem Sinnen, und der Rüssel allein empfängt derselben soviel, als sein ganzer ungeheurer Körper. Die Muskeln, die ihn bewegen, entspringen an der Stirn; er ist

ganz ohne Knorpel, das Werkzeug eines zarten Gefühls, eines feinen Geruchs und der leichtesten Bewegung. In ihm also vereinigen sich mehrere Sinne und berichtigen einander.

Das geistvolle Auge des Elephanten, das auch am untern Augentiede, dem Menschen und sonst keinem Thier gleich, Haare und eine zarte Muskelbewegung hat, hat also die feinem fühlenden Sinne zu Nachbarn, und diese sind vom Geschmack, der sonst das Thier hinreißt, gefondert. Was bei andern, zumal Fleischfressenden Thieren der herrschende Theil des Gesichts zu sehn pflegt, der Mund, ist hier unter die hervorragende Stirn, unter den erhöhten Rüssel tief heruntergesetzt und beinaß verborgen. Noch kleiner ist seine Zunge; die Waffen der Vertheidigung, die er im Munde trägt, sind von den Werkzeugen der Nahrung unterschieden; zur wilden Fressgier ist er also nicht gebildet. Sein Magen ist einfach und klein, so groß die Eingeweide sehn mußten; ihn kann also wahrscheinlich nicht, wie das Raubthier, der wüthende Hunger quälen. Friedlich und reinlich liefert er die Kräuter, und, weil Geruch und Mund von einander getrennt sind, brauchet er dazu mehr Behutsamkeit und Zeit. Zu eben der Behutsamkeit hat ihn die Natur im Trinken und in seinem ganzen schweren Körperbau gebildet.

Dem Menschen gleich sind die Verhältnisse seiner Lebensalter, zu wachsen, zu blühen, zu sterben. Wie edel hat die Natur die thierischen Schneidezähne in Hautzähne verwandelt! Und wie fein muß das Organ seines Gehörs seyn, da er die menschliche Rede in seinen Unterscheidungen des Befehls und der Affekten versteht. Seine Ohren sind größer als bei einem andern Thier, dabei dünne und nach allen Seiten gebreitet; ihre Öffnung liegt hoch, und der ganze dennoch kleine Hinterkopf des Thiers ist eine Höhle des Wiederhalls, mit Luft erfüllt. So wußte die Natur die Schwere des Geschöpfs zu erleichtern und die stärkste Muskelkraft mit der feinsten Ökonomie der Nerven zu paaren; ein König der Thiere an weiser Ruhe und verständiger Sinnesreinheit.

Der Löwe dagegen, welcher ein anderer König der Thiere! Auf Muskeln hat es die Natur bei ihm gerichtet, auf Sanftmuth und seine Verständigkeit nicht. Sein Gehirn machte sie klein und seine Nerven so schwach, als es dem Verhältniß nach selbst die Nerven der Katze nicht sind; die Muskeln dagegen dick und stark, und setzte sie an ihren Knochen in eine solche Lage, daß aus ihnen zwar nicht die vielfachste und fernste Bewegung, aber desto mehr Kraft entstehen sollte. Ein eigener großer Muskel, der den Hals erhebt, ein Muskel des Vorderfußes, der zum Festhalten dient, ein Fußgelenk dicht an der Klaue, diese groß und krumm, daß ihre Spitze nie stumpf werden kann, weil sie nie die Erde berührt: solche wurden des Löwen Gaben. Sein Magen ist lang und stark gebogen; das Reiben desselben, und also sein Hunger, muß fürchterlich seyn. Klein ist sein Herz, aber zart und weit die Hölen desselben; viel länger und weiter als beim Menschen. Auch die Wände seines Herzens sind doppelt so dünn, und die Pulsadern doppelt so klein, daß das

Blut des Löwen, sobald es aus dem Herzen tritt, schon viermal, und in den Zweigen der 15ten Abtheilung hundertmal schneller läuft als im Menschen. Das Herz des Elephanten dagegen schlägt ruhig, beinaß wie bei kaltblütigen Thieren. Auch die Galle des Löwen ist groß und schwärzlich.

Seine breite Zunge läuft vorn rund zu, mit Stacheln besetzt, die anderthalb Zoll lang, mitten auf dem Vorderteil liegen und ihre Spigen hinterwärts richten. Daher sein gefährliches Lecken der Haut, das sogleich Blut hervortreibt, und bei dem ihn Blutdurst befällt, wüthender Durst auch nach dem Blut seines Wohlthäters und Freundes. Ein Löwe, der einmal Menschenblut gekostet hat, läßt nicht leicht von dieser Beute, weil sein durchfurchter Gaum nach dieser Erquickung lechzet. Dabei gebiert die Löwin mehrere Jungen, die langsam wachsen, sie muß sie also lange nähren, und ihr mütterlicher Trieb nebst eignem Hunger reizt ihre Raubgier. Da die Zunge des Löwen scharf leckt, und sein heißer Hunger ein Durst ist, so ist natürlich, daß ihn saules Ras nicht reizt. Das eigne Würgen und Ausfaugen des frischen Bluts ist sein Königsgeschmack, und sein befremdendes Anstaunen oft seine ganze Königsgrömmuth.

Leise ist sein Schlaf, weil sein Blut warm und schnell ist; feige wird er, wenn er satt ist, weil er saulen Vorrath nicht brauchen kann, auch nicht an ihn denket, und ihn also nur der gegenwärtige Hunger zur Tapferkeit treibet. Wohlthätig hat die Natur seine Sinne gestumpft; sein Gesicht fürchtet das Feuer, da es auch den Glanz der Sonne nicht erträgt; er wittert nicht scharf, weil er auch der Lage seiner Muskeln nach nur zum mächtigen Sprunge, nicht zum Lauf gemacht ist, und seine Fäulung ihn reizt. Die überdeckte gefurchte Stirn ist klein gegen den Untertheil des Gesichts, die Raubknochen und Fressmuskeln. Blump und lang ist seine Nase, eisern sein Nacken und Vorderfuß, ansehnlich seine Wähne und Schweifmuskeln; der Hinterleib hingegen ist schwächer und feiner. So physiologisch ist also auch dieses Geschöpfs Art und Seele.

Ein drittes Beispiel mag der Unau seyn, dem Ansehen nach das letzte und ungebildetste der vierfüßigen Thiere; ein Klump des Schlammes, der sich zur thierischen Organisation erhoben. Klein ist sein Kopf und rund, auch alle Glieder desselben rund und dick, unausgebildet und wulstig. Sein Hals ist ungelent, gleichsam ein Stück mit dem Kopf. Die Haare desselben bezeugen sich mit dem Rückenhaar, als ob die Natur das Thier in zweierlei Richtungen formirt habe, ungewiß, welche sie wählen sollte. Sie wählte endlich den Bauch und Hintern zum Haupttheil, dem auch in der Stellung, Gestalt und ganzen Lebensweise der elende Kopf nur dienet. Der Wurf liegt am After; Magen und Gedärm füllen sein Inneres; Herz, Lunge, Leber sind schlecht gebildet, und die Galle scheint ihm noch gar zu fehlen. Sein Blut ist so kalt, daß es an die Amphibien grenzet; daher sein ausgerissenes Herz und sein Eingeweide noch lange schlägt, und das Thier auch ohne Herz die Weine zuckt, als ob es in einem Schlummer läge.

Auch hier bemerken wir also die Compensation der Natur, daß, wo sie empfindsame Nerven, selbst rege Muskelkräfte versagen mußte, sie desto inniger den zähen Reiz ausbreitete und mittheilte. Dies vornehme Thier also mag unglücklicher scheinen, als es ist. Es liebt die Wärme, es liebt die schlaffe Ruhe, und befindet sich in beiden Schlammartig wohl. Wenn es nicht Wärme hat, schläft es; ja, als ob ihm auch das Liegen schmerzte, hängt es sich mit der Kralle an den Baum, frisst mit der andern Kralle, und genießt wie ein hangender Sack im warmen Sonnenschein sein Kauenartiges Leben. Die Unförmlichkeit seiner Füße ist auch Wohlthat. Das weiche Thier darf sich mittelst ihres sonderbaren Baues nicht einmal auf die Ballen, sondern nur auf die Convezität der Klaue wie auf Räder des Wagens stützen und schiebet sich also langsam und gemächlich weiter. Seine sechs und vierzig Ripben, dergleichen kein andres viersfüßiges Thier hat, sind ein langes Gewölbe seines Speisemagazins und wenn ich so sagen darf die zu Wirbeln verhärteten Ringe eines fressenden Blattersacks, einer Raupe.

40. Steinbühler.

Jedermann kennt die grausame Vertreibung der protestantischen Salzburger, aber wahrscheinlich kennen nur Wenige die jüngsthin von Mülker wieder aus dem Dunkel der Vergessenheit gezogene Geschichte des unglücklichen Steinbühler, die sich am Schlusse des vorigen Jahrhunderts zu der Zeit zutrug, in welcher sonst überall Aufklärung und Toleranz den Sieg erfochten hatte.

Steinbühler studirte die Rechte zu Passau und las zugleich mancherlei Schriften, worin nach der damaligen Mode Aberglauben und Fanatismus verspottet wurden. Solche Bücher waren aber in Passau fremde und verbotene Waare, und die Salzburger geistliche Regierung ließ der damals in allen protestantischen Ländern und selbst unter Joseph II in Oesterreich herrschenden Aufklärung keinen Zugang. Als sich daher Steinbühler nicht genug mit Reden in Acht nahm, ward er im Jahre 1781 als Gotteslästerer denunciirt und in Salzburg ins Gefängniß gesetzt. Obgleich er nun in seinem Amte als Schreiber beim Passauer Stadtgerichte und als Ehemann stets exemplarisch gelebt hatte und des besten Rufes in Bezug auf seine Sittlichkeit und auf seine Kenntnisse genoß, so wurde er doch als Verbrecher behandelt, weil er Gott geläugnet haben sollte. Er protestirte gegen diese unvernünftige Beschuldigung und bewies im Gegentheil, daß er oft mit begeisterter Liebe von Gott und Christo gesprochen habe. Allein dieß genügte nicht, denn er konnte die Beschuldigung, über einige Gegenstände des römischen Cultus geschertzt zu haben, nicht ganz von sich abweisen. Er wurde nun im Gefängniß zurückgehalten und mußte wie ein Kind den Religionsunterricht von vorn anfangen und den Katechismus von Anfang bis

zu Ende neu auswendig lernen. Allein auch dieß half ihm nichts. Hear, hear! Der Unglückliche wurde zum Tode verurtheilt.

Jedem Delinquenten wird es im letzten Verhöre gestattet, seine Entschuldigungen oder solche Umstände beizubringen, welche sein Verbrechen mildern können. Dieß ward jedoch Steinbühler deswegen nicht vergönnt, weil der Bannrichter ihn zum Tode bestimmte, mithin das gewöhnliche Banco juris mit ihm abhalten wollte, wo ihm noch erlaubt war, sich zu vertheidigen. Allein der Cardinal von Firmian verlangte Steinbühlers Tod so hastig, daß der Bannrichter gegen die gewöhnliche Ordnung das Banco juris nicht abhalten, sondern sein Gutachten mit seinem Botum abgeben mußte. Dieß ging dahin: „Daß der Inquisit unnachlässig des Todes schuldig sey, insofern man nicht seine Jugend, ein Alter von ein und zwanzig Jahren, als Milderungsgrund gelten lassen wolle.“ Der Cardinal unterschrieb dieses Urtheil mit den Worten: „Mit dem Delinquenten soll nach strenger Gerechtigkeit verfahren werden.“ Jetzt erst wurden die Acten, ohne des Verurtheilten Vertheidigung nach wirklich abgegebenem bannrichterlichem Botum, den Justizräthen zum Lesen übergeben, mit dem Befehle, jeder Hofrath solle sein Botum einzeln niederschreiben und dem Bannrichter einsenden. Der Hofrath und Professor juris romani von Jäger verurtheilte ihn zum Tode mit den Worten: „legem habemus, et secundum legem debet mori“, wohin auch der Director von Wollmayer stimmte.

Steinbühlers unglückliche Gattin hatte man mit dem Urtheilsprüche ihres Mannes bekannt gemacht und diese war in der größten Verzweiflung. Wohin sie sich wandte, fand sie taube Ohren, verschlossene Herzen, und sie hatte schon das zur Hinrichtung ihres Gatten bestimmte Kleid anfertigen lassen, da sandte zu Anfang des Monats August die Gräfin von Traun zu ihr und ließ sie zu sich rufen. Nachdem sie der Bejammernswerthen ihre Theilnahme mit ihrem unverschuldeten harten Schicksale geäußert und sie zu trösten versuchte, sagte sie zu ihr: „Es gibt ein Mittel, wenigstens die Todesstrafe von Ihrem Gatten und die damit verknüpfte Schmach von ihm zu entfernen. Fragen sie ihn, ob es ihm recht ist, wenn diese Strafe in eine Landesverweisung verwandelt wird?“ Steinbühlers Gattin war außer sich vor Freude und eilte zu ihrem Gatten, der ihr in einem Briefe aufs rührendste dankte. Die edle Gräfin hielt Wort, die Landesverweisung ward einstimmig beschlossen; aber dem Landesherrn schien, auf Instigation seines Weichtwaters, des Franziscaner Mönchs Sebald, diese Strafe zu gelind, daher ward, um das Urtheil zu schärfen, befohlen, daß er sechs Wochen hindurch geistliche Übungen machen, und bei den drei Stadtpfarrrkirchen alle vierzehn Tage, mit einem fünfzig Pfund schweren härenen Buskiede angethan und mit einer schwarzen brennenden Kerze in der Hand, während des Gottesdienstes ausgestellt werden solle.

Auf solche Art eröffnete das Banngericht dem Inquisiten den 14 October das Urtheil, mit dem Zusage, daß ihm zwar aus höchsten Gnaden die Todesstrafe erlassen sey, er aber, nach Verlauf der

sechs Wochen und dreimaligem Ausgestelltwerden in den Stadtpfarrn, das Land meiden müsse. Am 27. leuchtete Steinbühler auf die vorgeschriebene Art bei der Pfarrkirche Hg, und am 10. November zu St. Severin in der Innstadt. Der Kapuziner hielt hier eine Predigt über Freigeister und Gotteslästerer in einem so fanatischen Tone und mit so unvertennbarer Anspielung auf den Bischen, daß die ganze Gemeinde gegen Steinbühler zu murren anfing, und er beinahe Gefahr lief, gesteinigt zu werden, denn die Knaben singen wirklich an, ihn mit Roth zu werfen. Am 24. November sollte er bey St. Paul ausgestellt werden; allein am 23. las er seine geschriebenen Übungen dem Dechant F. . . vor; dabei erhitzte er sich so sehr, daß ihn beim Austritte aus der Zimmerthüre, als er den Dechant begleitete, ein Schlagfluß traf und ihm die ganze rechte Seite lähmte.

Einige Tage hindurch lag er bestimmungslos und war dem Tode nahe. Der Fürstbischhof bezweifelte die Nachricht von dem Schlagfluße des Regers; er hielt es bloß für Verstellung, um dem letzten Ausgestelltwerden bei der Stadtpfarre zu entgehen. Um darüber Gewißheit zu erhalten, schickte er den Leibmedicus von Grossi zu ihm. In diesem endlos traurigen Zustande, lahm und sprachlos, ward er noch immer als Arrestant behandelt. Durch die schlechte Kost, die man ihm reichte, kam ein zweiter Anfall vom Schlage. Jetzt erst ward er der Gefangenschaft entlassen. Allein er schleppte ein stehes Leben dahin und starb 1802 in Folge des erlittenen Unglücks.

41. Reise durch Südamerika.

An den Küsten von Cumana, Neu-Barcelona und Caracas, welche die Franziskaner-Mönche der Guyana auf ihrer Rückkehr aus den Missionen besuchen, ist die Sage von erdfressenden Menschen am Orinoco verbreitet. Wir haben am 6ten Junius 1800 auf unser Rückreise vom Rio Negro, als wir in 36 Tagen den Orinoco herabschifften, einen Tag in der Mission zugebracht, die von den erdfressenden Otomaken bewohnt wird. Das Dörfchen heißt la Concepcion die Uruana und ist sehr mahlerisch an einen Granitfelsen angelehnt. Seine geographische Lage fand ich unter 7° 8' 3" Breite und 4h 38' 38" westlicher Länge von Paris.

Die Erde, welche die Otomaken verzehren, ist ein fetter milder Letten, wahrer Töpferthon von gelblichgrauer Farbe, mit etwas Eisenoxyd gefärbt. Sie wählen ihn sorgfältig aus und suchen ihn in eignen Bänken am Ufer des Orinoco und Meta. Sie unterscheiden im Geschmack eine Erdart von der andern, denn aller Letten ist ihnen nicht gleich angenehm. Sie kneten diese Erde in Kugeln von 4 bis 6 Zoll Durchmesser zusammen, und brennen sie äußerlich bei schwachem Feuer, bis die Rinde röthlich wird. Beim Essen wird die Kugel wieder besücht. Diese Indianer sind größtentheils wilde Pflan-

zenbau verabscheuende Menschen. Es ist ein Sprichwort unter den entferntesten Nationen am Orinoco von etwas recht unreinlichem zu sagen: „so schmutzig, daß es der Otomake frist.“

So lange der Orinoco und der Meta niedriges Wasser haben, leben diese Menschen von Fischen und Schildkröten. Erstere werden durch Pfeile erlegt, wenn sie auf die Oberfläche des Wassers kommen, eine Jagd, bei der wir oft die große Geschicklichkeit der Indianer bewundert haben. Schwellen die Ströme periodisch an, so hört der Fischfang auf, denn im tiefen Flußwasser ist so schwer als im tiefen Ocean zu fischen. In dieser Zwischenzeit, die 2 bis 3 Monate dauert, sieht man die Otomaken ungeheure Quantitäten Erde verschlingen. Wir haben in ihren Hütten große Vorräthe davon gefunden, pyramidalische Haufen, in denen die Lettentugeln zusammengehäuft waren. Ein Indianer verzehrt, wie uns der verständige Mönch Fray Ramon Bueno, aus Madrid gebürtig, der 12 Jahre lang unter diesen Indianern lebt, versichert, an einem Tage $\frac{1}{2}$ bis $\frac{3}{4}$ Pfund. Nach der Aussage der Otomaken selbst ist diese Erde in der Epoche der Regenzeit ihre Hauptnahrung. Sie essen indeß dabei hier und da, wenn sie es sich verschaffen können, eine Eibere, einen kleinen Fisch und eine Farrenkraut-Wurzel. Ja sie sind nach dem Letten so lästern, daß sie selbst in der trocknen Jahreszeit, wenn sie Fischnahrung genug haben, doch als Lederbissen täglich nach der Mahlzeit etwas Erde verzehren. Diese Menschen haben eine dunkel kupferbraune Farbe. Sie sind von unangenehmen tartarischen Gesichtszügen, feist aber nicht dickhäutig.

Auffallend ist es, daß der sonst so überaus leichtgläubige und unkritische Pater Gumilla das Erdfressen als solches geradezu läugnet. Er behauptet, die Lettentugeln seyen mit Maismehl und Krokodilsfett innigst vermengt. Aber der Missionair Fray Ramon Bueno und unser Freund und Reisegefährte, der Laien-Bruder Fray Juan Gonzalez, den das Meer an den afrikanischen Küsten mit einem Theil unserer Sammlungen verschlang, haben uns beide versichert, daß die Otomaken den Letten nie mit Krokodilsfett bestreichen. Von beigemischem Mehl haben wir volkends in Uruana gar nichts gehört. Die Erde, welche wir mitgebracht und welche Herr Bauquelin chemisch untersucht hat, ist ganz rein und ungemengt. Sollte Gumilla, aus Verwechslung heterogener Thatsachen, auf die Brodbereitung aus der langen Schote einer Inga-Art anspielen wollen? Diese Furcht wird allerdings in die Erde vergraben, damit sie früher zu rothen beginne.

In allen Tropenländern haben die Menschen eine wunderbare fast unwiderstehliche Begier, Erde zu verschlingen, und zwar nicht sogenannte alkalische (Kasserde), um etwa Säuren zu neutralisiren, sondern fetten starkriechenden Letten. Kinder muß man oft einsperren, damit sie nach frischgefallenem Regen nicht ins Freie laufen und Erde essen. Die indianischen Weiber, die am Magdalenaen-Flusse im Dörfchen Banco Töpfe drehen, fahren, wie ich mit Bewunderung

gesehen, während der Arbeit mit großen Portionen Letten nach dem Munde. Ja man darf behaupten, daß in den Tropenländern aller Welttheile das Erdeessen einheimisch sey. In Guinea essen die Neger eine gelbliche Erde, welche sie Caouac nennen. Werden sie als Sklaven nach Westindien gebracht, so suchen sie sich dort eine ähnliche zu verschaffen. Sie verschäern dabei, das Erdeessen sey in ihrem afrikanischen Vaterlande ganz unschädlich. Aber der Caouac der Amerikanischen Inseln macht die Sklaven krank. Daher war das Erdeessen dort verboten, ob man gleichwohl 1751 in Martinique heimlich Erde auf den Märkten verkaufte. Auf der Insel Java sah Labillardiere in den Dörfern kleine viereckige röhliche Kuchen verkaufen. Die Eingebornen nennen sie tanaampo. Als er sie näher untersuchte, fand er, daß es Kuchen von röhlichem Letten waren, welche gegessen werden. Die Einwohner von Neu-Caledonien essen, um ihren Hunger zu stillen, faustgroße Stücke von zerreiblichem Speckstein, in dem Bauquelin einen nicht unbedächtlichen Kupfergehalt gefunden. In Popayan und in mehreren Theilen von Peru wird Kalkerde als Eßwaare für Indianer auf dem Markte verkauft. So finden wir das Erdeessen, welches die Natur eher den Bewohnern des dürren Nordens bestimmt zu haben schien, in der ganzen heißen Zone unter den trägen Menschenrassen verbreitet, welche die herrlichsten und fruchtbarsten Theile der Welt bewohnen. — Auch die Wölfe fressen im Winter Erde, besonders Letten. Es wäre sehr wichtig die Excremente aller erdfressenden Menschen und Thiere genau zu untersuchen.

Daß übrigens die Otomaken durch den Genuß so vieler Erde nicht erkranken, scheint mir besonders auffallend. Ist dieses Volk seit vielen Generationen an diesen Reiz gewöhnt? Der Franziskaner-Mönch, welcher als Missionair unter ihnen lebt, versichert, daß er in dem Bestuben der Otomaken während des Erdverschlingens keine Veränderung bemerkte. Sie halten diese Erde für Nahrungsmittel, d. h. sie fühlen sich durch ihren Genuß auf lange Zeit gesättiget. Sie schreiben diese Sättigung dem Letten, nicht der anderweitigen sparsamen Nahrung zu, welche sie sich neben der Erde hier und da zu verschaffen wissen. Befragt man den Otomaken nach seinem Wintervorrath (Winter heißt im heißen Süd-Amerika die Regenzeit), so zeigt er auf die Erdhäufen in seiner Hütte. Dies sind einfache Thatfachen. Aber eben diese einfachen Thatfachen entscheiden gar noch nicht die Fragen; kann der Letten wirklich Nahrungstoff seyn? können Erden sich assimiliren? Oder dienen sie nur als Ballast im Magen? dehnen sie bloß die Wände desselben aus, und verschonen sie auf diese Weise den Hunger? Über alle diese Fragen kann ich nicht entscheiden. — Außer den Otomaken erkrankten die Individuen aller andern Völkerstämme, wenn sie dieser sonderbaren Neigung nach dem Genuß des Lettens nachgeben. In der Mission San Borja fanden wir das Kind einer Indianerin, das, nach Aussage der Mutter,

fast nichts als Erde genießen wollte, dabei aber auch schon skelettartig abgezehrt war.

Blieb das Hirtenleben, die wohlthätige Mittelstufe, welche nomadische Jägerhorden an den grasreichen Boden fesselt und gleichsam zum Ackerbau vorbereitet, den Urobölkern Amerika's unbekannt, so liegt in dieser Unbekanntheit selbst der Grund von der Menschenleere der südamerikanischen Steppe. Desto freier haben sich in ihr die Naturkräfte in mannigfaltigen Thiergestalten entwickelt, frei und nur durch sich selbst beschränkt, wie das Pflanzenleben in den Wäldern am Drinoco, wo der Himenäe und dem riesenstämmigen Lorbeer nie die verheerende Hand des Menschen, sondern nur der üppige Andrang schlingender Gewächse drohet. Kleine buntgefleckte Hirsche, gepanzerte Armadille, welche rattenartig den unterirdischen Paafen in seiner Höhle aufschrecken, Heerden träger Chiguires, schön gestreifte Biverren, welche die Luft verpesten, der große ungemähnte Löwe, buntgefleckte Jaguars (hier Tiger genannt), die den jungen selbstgelegten Stier am Hügel aufwärts schleppen — diese und viele andere Thiergestalten durchirren die baumlose Ebene.

Fast nur ihnen bewohnbar, hätte sie keine der nomadischen Völkerhorden, die ohne dies nach indischer Art die vegetabilische Nahrung vorziehen, fesseln können, stände nicht hie und da die Fächer-Palme, Mauritia, zerstreut umher. Er allein ernährt am Ausflusse des Drinoco die unbezwungene Nation der Guarannen. Hängematten, aus den Blattstielen der Mauritia gewebt, spannen sie künstlich von Stamm zu Stamm, um in der Regenzeit, wenn das Delta überschwemmt ist, nach Art der Affen auf den Bäumen zu leben. Diese schwebenden Hütten werden theilweise mit Letten bedeckt. Auf der feuchten Unterlage schüren die Weiber zu häuslichen Bedürfnissen Feuer an. Wer bei Nacht auf dem Flusse vorüberfährt, sieht die Flammen reihenweise auflockern, hoch in der Luft, von dem Boden getrennt. Aber nicht bloß sichere Wohnung, auch mannigfaltige Speise gewährt die Mauritia. Ehe auf der männlichen Palme die zarte Blüthenscheide ausbricht, enthält das Mark des Stammes ein sagoartiges Mehl, welches in dünnen brodartigen Scheiben gebürt wird. Der gegohrte Saft des Baums ist der süße berausende Palmwein der Guarannen. Die engschuppigen Früchte, welche röhlichen Lannenzapfen gleichen, geben wie Pisang und fast alle Früchte der Tropenwelt eine verschiedenartige Nahrung, je nachdem man sie nach völliger Entwickelung ihres Zuckersstoffes, oder früher, im mehltreichen Zustande, genießt. So finden wir auf der untersten Stufe menschlicher Geistesbildung, gleich dem Insekt, das auf einzelne Blüthenheile beschränkt ist, die Existenz eines Völkerstammes an einen einzigen Baum gefesselt.

Seit der Entdeckung des neuen Continents ist die Ebene dem Menschen bewohnbar geworden. Um das Verkehr zwischen der Küste und der Guayana zu erleichtern, sind hie und da Städte an den

Steppenflüssen erbaut. Überall hat Viehzucht in dem unermeßlichen Raume begonnen. Tagereisen von einander entfernt liegen einzelne mit Rindsfellen gedeckte aus Schilf und Riemen geflochtene Hütten. Zahllose Schaaren verwildeter Stiere, Pferde und Maulesel schwärmen in der Steppe umher. Die ungeheure Vermehrung dieser Thiere der alten Welt ist um so bewundernswürdiger, je mannigfaltiger die Gefahren sind, mit denen sie in diesen Erdstrichen zu kämpfen haben.

Wenn unter dem senkrechten Strahl der nie bewölkten Sonne die verfohlte Grasdecke in Staub zerfallen ist, klappt der erhärtete Boden auf, als wäre er von mächtigen Erdstößen erschüttert. Verwirren ihn dann entgegengesetzte Luftströme, deren Streit sich in kreisender Bewegung ausgleicht, so gewährt die Ebene einen seltsamen Anblick. Als trichterförmige Wolken, die mit ihren Spitzen an der Erde hingeleiten, steigt der Sand dampfartig durch die Luft dünne vielleicht elektrisch-geladene Mitte des Wirbels empor — gleich den rauschenden Wasserhosen, die der erfahrene Schiffer fürchtet. Ein trübes strohfarbiges Halblicht wirft die nun scheinbar niedrigere Himmelsdecke auf die verbödete Flur. Der Horizont tritt plötzlich näher. Er verengt die Steppe, wie das Gemüth des Wanderers. Die heiße staubige Erde, die im nebelartigverschleierten Dunststreife schwebt, vermehrt die erstickende Luftwärme. Statt Kühlung führt der Ostwind neue Gluth herbei, wenn er über den langerhitzten Boden hinweht.

Auch verschwinden allmählig die Lachen, welche die gelbgebleichte Fächerpalme vor der Verdunstung schützte. Wie im eisigen Norden die Thiere durch Kälte erstarren, so schlummert hier unbeweglich das Krokodil, und die Boaschlange, tief vergaben im trocknen Letten. Überall verkündigt Dürre den Tod, und überall verfolgt den Dürstenden, im Spiele des gebogenen Lichtstrahls, das Trugbild des wellenschlagenden Wasserspiegels. In dichte Staubwolken gehüllt und von Hunger und brennendem Durste geängstigt, schweifen die Pferde und Rinder umher, diese dumpfaufbrüllend, jene mit langgestrecktem Halse gegen den Wind anschnaubend, um durch die Feuchtigkeit des Luftstroms die Nähe einer nicht ganz verdampften Lache zu errathen. Bedächtiger und verschlagener suchen die Maulthiere auf andere Art ihren Durst zu lindern. Eine kugelförmige und dabei vielrippige Pflanze, der Melonen-Cactus, verschließt unter seiner stacheligen Hülle ein wasserreiches Mark. Mit dem Vorderfuße schlägt das Maulthier die Stacheln seitwärts, und wagt es dann erst die Lippen behutsam zu nähern und den kühlen Distelfast zu trinken. Aber das Schöpfen aus dieser lebendigen vegetabilischen Quelle ist nicht immer gefahrlos, denn oft steht man Thiere, welche von Cactusstacheln am Hufe gelähmt sind.

Folgt auf die brennende Hitze des Tages die Kühlung der gleichlangen Nacht, so können Rinder und Pferde selbst dann nicht der Ruhe sich erfreuen. Ungeheure Flederfüße saugen ihnen wäh-

rend des Schlafes dampfartig das Blut aus, oder hängen sich an dem Rücken fest, wo sie eiternde Wunden erregen, in welche Mosquitos, Hippoboscen und eine Schaar stehender Insekten sich ansiedeln. So führen die Thiere ein schmerzvolles Leben, wenn vor der Gluth der Sonne das Wasser auf dem Erdboden verschwindet.

Tritt endlich nach langer Dürre die wohlthätige Regenzeit ein, so verändert sich plötzlich die Scene in der Steppe. Das tiefe Blau des bis dahin nie bewölkten Himmels wird lichter. Raun erkennt man bei Nacht den schwarzen Raum im Sternbild des südlichen Kreuzes. Der sanfte phosphorartige Schimmer der Magellanischen Wolken verlischt. Selbst die scheidelrechten Gestirne des Adlers und des Schlangenträgers leuchten mit zitterndem minder planetarischem Lichte. Wie ein entlegenes Gebirge erscheint einzelnes Gewölk im Süden. Nebelartig breiten die Dünste sich über den Zenith aus. Den belebenden Regen verkündigt der ferne Donner.

Kaum ist die Oberfläche der Erde benetzt, so überzieht sich die duftende Steppe mit Kyllingien, mit vielrippigem Paspalum und mannigfaltigen Gräsern. Vom Lichte gereizt entfalten krautartige Mimosen die schlummernden Blätter und begrüßen die aufgehende Sonne, wie der Frühgesang der Vögel, und die sich öffnenden Blüten der Wasserpflonzen. Pferde und Rinder weiden nun im frohen Genuß des Lebens. Im hochausschießenden Grase versteckt sich der schöngefleckte Jaguar, und erhascht die vorüberziehenden Thiere im leichten Sprunge, kagenartig, wie der asiatische Tiger. Bisweilen sieht man, so erzählen die Eingeborenen, an den Ufern der Sümpfe den befeuchteten Letten sich langsam und schollenweise erheben. Mit heftigem Getöse, wie beim Ausbruche kleiner Schlammvulkane, wird die aufgewühlte Erde hoch in die Luft geschleudert. Wer des Anblicks kundig ist, sieht die Erscheinung, denn eine riesenhafte Wasserschlange oder ein gepanzertes Krokodil steigen aus der Gruft hervor, durch den ersten Regenguß aus dem Scheintode erwecket.

Schwellen nun allmählig die Flüsse, welche die Ebene südlich begränzen, der Arauca, der Apure und der Payara, so zwingt die Natur dieselben Thiere, welche in der ersten Jahreshälfte auf dem wasserleeren staubigen Boden vor Durst verschmachtet, als Amphibien zu leben. Ein Theil der Steppe erscheint nun wie ein unermeßliches Binnen-Wasser. Die Mutterpferde ziehen sich mit den Füllen auf die höheren Bänke zurück, welche inselförmig über dem Seespiegel hervorragen. Mit jedem Tage verengt sich der trockene Raum. Aus Mangel an Weide schwimmen die zusammengedrängten Thiere stundenlang umher und nähren sich kärglich von der blühenden Grasrispe, die sich über dem braungefärbten gährenden Wasser erhebt. Viele Füllen ertrinken, viele werden von den Krokodilen erhascht, mit dem zackigen Schwanze zerschmettert und verschlungen. Nicht selten bemerkt man Pferde und Rinder, die,

dem Rachen dieser blutgierigen Eibeyen entschlüpft, die Spur des spitzigen Zahnes am Schenkel tragen.

Dieser Anblick erinnert unwillkürlich den ersten Beobachter an die Diebsamkeit, mit welcher die alles aneignende Natur gewisse Thiere und Pflanzen begabt hat. Wie die mehrlreichen Früchte der Ceres, so sind Stier und Ross dem Menschen über den ganzen Erdbreis gefolgt; vom Ganges bis an den Platastrom, von der afrikanischen Meeresküste bis zur Gebirgsebene des Antifana, welche höher als der Regelberg von Teneriffa liegt. Hier schützt die nordische Birke, dort die Dattelpalme den ermüdeten Stier vor dem Strahl der Mittagssonne. Dieselbe Thiergattung, welche im östlichen Europa mit Bären und Wölfen kämpft, wird unter einem andern Himmelsstrich von den Angriffen der Tiger und der Krokodile bedroht!

Aber nicht die Krokodile und der Jaguar allein stellen den südamerikanischen Pferde nach; auch unter den Fischen haben sie einen gefährlichen Feind. Die Sumpfwasser von Vera und Castro sind mit zahllosen elektrischen Nalen gefüllt, deren schleimiger gelbgesteckter Körper aus jedem Theile die erschütternde Kraft nach Willkür ausendet. Diese Gymnoten haben 5 bis 6 Fuß Länge. Sie sind mächtig genug, die größten Thiere zu tödten, wenn sie ihre nervenreichen Organe auf einmal in günstiger Richtung entladen. Die Steppenstraße von Uritucu mußte einst verändert werden, weil sie sich in solcher Menge in einem Flüsschen angehäuft hatten, daß jährlich vor Betäubung viele Pferde in der Fuhr ertranken. Auch stehen alle andere Fische die Nähe dieser furchtbaren Nale. Selbst den Angelnenden am hohen Ufer schrecken sie, wenn die fenchte Schmir ihm die Erschütterung aus der Ferne zuleitet. So bricht elektrisches Feuer tief aus dem Schooß der Gewässer aus.

Ein malerisches Schauspiel gewährt der Fang der Gymnoten. Man jagt Maulthiere und Pferde in einen Sumpf, den die Indianer eng umzingeln, bis der ungewohnte Lärm die muthigen Fische zum Angriff reizt. Schlangentartig sieht man sie auf dem Wasser schwimmen und sich verschlagen unter den Dauch der Pferde drängen. Von diesen erliegen viele unter der Stärke unsichtbarer Schläge. Mit gesträubter Mähne, schnaubend, wilde Angst im funkelnden Auge, fliehen andere das tobende Ungewitter. Aber die Indianer, mit langen Bambusstäben bewaffnet, treiben sie in die Mitte der Lache zurück. Allmählig läßt die Wuth des ungleichen Kampfes nach. Wie entladene Wolken zerstreuen sich die ermüdeten Gymnoten. Sie bedürfen einer langen Ruhe und einer reichlichen Nahrung, um zu sammeln, was sie an galvanischer Kraft verschwendet haben. Schwächer und schwächer erschüttern nun allmählig ihre Schläge. Vom Geräusch der stampfenden Pferde erschreckt, nahen sie sich furchtsam dem Ufer, wo sie durch Harpune verwundet und mit dürrem nicht leitendem Holze auf die Steppe gezogen werden. Dies ist der wunderbare Kampf der Pferde und Fische.

Wo der seichte Strom eine Sandbank übrig läßt, da liegen mit

offenem Rachen, unbeweglich wie Felsstücke hingestreckt, oft mit Vögeln bedeckt, die ungeschlachten Körper der Krokodile. Den Schwanz um einen Baumast befestigt, zusammengerollt, lauert am Ufer, ihrer Beute gewiß, die tigerfledige Boaschlange. Schnell vorgestreckt, ergreift sie in der Fuhr den jungen Stier, oder das schwächere Wildpret, und zwingt den Raub, in Eifer gefüllt, mühsam durch den schwellenden Hals. (Der Speichel, mit dem die Boa ihre Beute bedeckt, vermehrt die schnelle Fäulniß. Das Muskelfleisch wird dadurch gallertartig erweicht, so daß die Schlange ganze Glieder des erlegten Thieres durch den schwellenden Hals zwingt. Die Creolen nennen davon die Riesenschlange Traga Venado, gleichsam Hirsch-Schlürfer. Sie fabeln von Schlangen, in deren Rachen man ein Hirschgeweihe erblickt, das nicht verschlungen werden konnte.)

Gegen Süden umgiebt die Steppe eine schaudervolle Wildniß. Taufendjährige Wälder, ein undurchdringliches Dickigt, erfüllen den feuchten Erdstrich zwischen dem Drinoco und dem Amazonen-Strome. Mächtige bleifarbig Granitmassen verengen das Bette der schäumenden Flüsse. Berg und Wald hallen wieder von dem Donner der stürzenden Wasser, von dem Gebrüll des Jaguar und dem dumpfen regenverklündernden Seheul der bärtigen Affen.

Wenn aber in der Steppe Tiger und Krokodile mit Pferden und Rindern kämpfen, so sehen wir an ihrem waldigen Ufer, in den Wildnissen der Guahana, ewig den Menschen gegen den Menschen geküsst. Mit unnatürlicher Begier trinken hier ganze Völkerschaften das ausgesogene Blut ihres Feindes; andere würgen ihn, scheinbar waffenlos und doch zum Morde vorbereitet, mit vergiftetem Daum-Nagel. Die schwächeren Horden, wenn sie das sandige Ufer betreten, vertilgen sorgsam mit den Händen die Spur ihrer schüchternen Tritte. So bereitet der Mensch, auf der untersten Stufe thierischer Rohheit, so im Scheinglanze seiner höheren Bildung, sich stets ein mühevolltes Leben. So verfolgt den Wanderer über den weiten Erdkreis, über Meer und Land, wie den Geschichtsforscher durch alle Jahrhunderte, das einförmige trostlose Bild des entzweiten Geschlechts. Darum versenkt, wer im ungeschlichteten Zwist der Völker nach geistiger Ruhe strebt, gern den Blick in das stille Leben der Pflanzen und in der heiligen Naturkraft inneres Wirken; oder, hingeeben dem angestammten Triebe, der seit Jahrtausenden der Menschen Brust durchglüht, blickt er ahnungsvoll aufwärts zu den hohen Gestirnen, welche in ungestörtem Einklang die alte ewige Bahn vollenden.

(Der Strom senkrecht aufsteigender Luft ist eine Hauptursache der Wolken, der wichtigsten meteorologischen Erscheinungen. Wenn eine Wüste, eine pflanzenleere sandige Fläche, von einer hohen Gebirgskette begrenzt ist, so schiebt man den Seewind dickes Gewölk über die Wüste hintreiben, ohne daß der Niederschlag früher als an dem Gebirgsrücken erfolgt. Dieses Phänomen wurde ehe-

mal sehr unpassend durch eine Anziehung erklärt, welche die Bergkette gegen die Wolken ausübe. Der wahre Grund scheint in der von der Sandebene aufsteigenden Säule warmer Luft zu liegen, welche die Dunstbläschen hindert, sich zu verzeihen. Je vegetationsleerer die Fläche ist, je mehr sich der Sand erhitzt, desto höher ziehen die Wolken, desto weniger kann der Niederschlag erfolgen. Über dem Abhange des Gebirges hören diese Ursachen auf. Das Spiel des senkrechten Luftstroms ist dort schwächer, die Wolken senken sich und die Berührung geschieht in der kühleren Luftschicht. So stehen Mangel an Regen und Pflanzenlosigkeit der Wüste in Wechselwirkung mit einander. Es regnet nicht, weil die unbedeckte vegetationsleere Sandfläche sich stärker erhitzt und mehr Wärme ausstrahlt. Die Wüste wird nicht zur Steppe oder Grassur, weil ohne Wasser keine organische Entwicklung möglich ist.)

Das Leuchten des Ozeans gehört zu den prachtvollen Naturrerscheinungen, die Bewunderung erregen, wenn man sie auch Monate lang mit jeder Nacht wiederkehren sieht. Unter allen Zonen phosphorescirt das Meer; wer aber das Phänomen nicht unter den Wendekreisen, besonders in der Südsee, gesehen, hat nur eine unvollkommene Vorstellung von der Majestät dieses großen Schauspielers. Wenn ein Kriegsschiff bei frischem Winde die schäumende Fluth durchschneidet, so kann man sich, auf einer Seitengallerie stehend, an dem Anblick nicht sättigen, den der nahe Wellenschlag gewährt. So oft die entblößte Seite des Schiffs sich umlegt, scheinen röhliche Flammen bligähnlich vom Kiel aufwärts zu schießen. Le Gentil und der ältere Forster erklärten diese Flammen durch elektrische Reibung des Wassers am fortgleitenden Fahrzeuge, eine Erklärung, welche in dem jezigen Zustande unsrer Physik als unstatthaft zu betrachten ist.

Vielleicht ist über wenige Gegenstände der Naturbeobachtung so viel und so lange gestritten worden, als über das Leuchten des Meerwassers. Was man bisher davon mit Bestimmtheit weiß, reduziert sich auf folgende einfache Thatsachen. Es giebt mehrere leuchtende Mollusken, welche bei ihrem Leben nach Willkühr ein schwaches Phosphorlicht verbreiten, ein Licht, das meist ins Bläuliche fällt. Dahin gehört auch das unbestimmt geliebene mikroskopische Thier, welches Forster in zahlloser Menge nahe bei dem Vorgebirge der guten Hoffnung auf dem Meere schwimmen sah. Das Leuchten des Meerwassers wird bisweilen durch diese lebendigen Lichtträger bewirkt, ich sage bisweilen, denn mehrentheils erkennt man selbst durch starke Vergrößerung keine Thiere im leuchtenden Wasser. Und doch überall, wo die Welle an einen harten Körper anschlägt und sich schäumend bricht, überall, wo das Wasser erschüttert wird, glimmt ein bligähnliches Licht auf. Der Grund dieser Erscheinung liegt wahrscheinlich in faulenden Fäserchen abgestorbener Mollusken, die in zahlloser Menge im Wasser zerstreut sind.

Wenn man leuchtendes Wasser durch enggewebte Tücher gießt,

so werden diese Fäserchen oft als leuchtende Punkte abgesondert. Wenn wir uns in Cumana, im Golf von Cariaco, badeten und naakt bei schöner Abendluft am Meeresufer umhergingen, blieben einzelne Stellen unseres Körpers leuchtend. Die leuchtenden Fäserchen und organische Membranen hängen sich an die Haut. Bei der ungeheuren Menge von Mollusken, die sich in allen Tropen-Meeren finden, darf man sich nicht wundern, daß das Seewasser selbst da leuchtet, wo man keine Fäserchen absondern kann. Bei der unendlichen Zertheilung der abgestorbenen Masse von Taghsen und Medusen ist vielleicht das ganze Meer als eine gallertartige Flüssigkeit zu betrachten, welche, als solche leuchtend, von ekelhaftem Geschnack, dem Menschen ungenießbar, für viele Fische aber nährend ist. Wenn man ein Bret mit einem Theile der Medusa hysocella streicht, so erhält die bestrichene Stelle ihr Licht wieder, wenn man sie mit dem trockenen Finger reibt. Bei meiner Überfahrt nach Südamerika legte ich bisweilen eine Medusa auf einen zinnernen Teller. Schlug ich mit einem andern Metall gegen den Teller, so waren die kleinsten Schwingungen des Zinns hinlänglich, das Thier leuchten zu lassen. Wie wirken hier Stoß und Schwingung?

Ich habe das Meer unter den Wendekreisen bei der verschiedensten Witterung leuchten sehen, am stärksten bei nahem Ungewitter oder bei schwüllem dunstigem mit Wolken dicht bedecktem Himmel. Wärme und Kälte scheint wenig Einfluß auf die Erscheinung zu haben, denn auf der Bank von Neufundland ist die Phosphorescenz oft im kältesten Winter sehr stark. Bisweilen leuchtet das Meer unter scheinbar gleichen äußeren Umständen eine Nacht sehr stark, und die nächst folgende gar nicht. Herr Vorn St. Vincent fragt mit Recht, warum man nie unsre mit Polypen gefüllten süßen Sumpfwasser leuchten sieht. Es scheint in der That eine eigene Mischung organischer Theile diese Lichtentbindung zu begünstigen. Findet man doch auch öfter Weiden als Eichenholz leuchtend! In England ist es geglückt, Salzwasser durch zugegessene Heringslake leuchtend zu machen. Daß übrigens das Leuchten lebender Thiere von einem Nervenreize abhängt, davon kann man sich durch galvanische Versuche überzeugen. Ich habe einen sterbenden Elater noctilucus stark leuchten sehen, wenn ich sein Ganglion am vorderen Schenkel mit Zink und Silber berührte. Auch Medusen geben bisweilen einen stärkeren Lichtschein in dem Augenblick, in dem man die galvanische Kette schließt.

42. Über das Drama der Engländer, Franzosen und Spanier.

I.

Shakespeare ist der Stolz seiner Nation. Ein neuerer Dichter hat ihn mit Recht den Genius der brittischen Insel genannt. Er

war schon der Liebling seiner Zeitgenossen, und nach dem Zwischenraum des puritanischen Fanatismus, der ungefähr ein Menschenalter nach ihm eintrat und alle freye Geistesbildung verbannte, nach der Regierung Carls des Zweyten, während welcher man ihn entweder gar nicht oder sehr entstellt auf die Bühne brachte, ist sein Ruhm etwa zu Anfange des vorigen Jahrhunderts aus dem Dunkel der Vergessenheit glänzender aufgestanden; er wuchs seitdem immer mit dem Fortgange der Zeiten, und wird auch in den folgenden Jahrhunderten, dieß sage ich mit größter Zuversicht voraus, fortfahren gewaltig anzuwachsen, wie eine von den Alpen herunterrollende Schneelawine. Als eine bedeutende Ausbreitung seines Ruhmes dürfen wir wohl die enthusiastische Aneignung wie eines obgleich in der Fremde gebornen Landsmannes anrechnen, womit er in Deutschland aufgenommen worden ist, seit man ihn kennt. Für das südliche Europa bleibt vielleicht die Sprache und die Unmöglichkeit, ihn treu zu übersezen, ein unüberwindliches Hinderniß der allgemeinen Anerkennung. In England wetteifern die größten Schauspieler in Shakspeare's Rollen; die Buchdrucker erschöpften sich in prächtigen Ausgaben seiner Werke, die Wahler in Darstellungen seiner Scenen.

Nach allen Stimmen zu urtheilen, die von dorthier noch zu uns herüberhallen, wußten die Zeitgenossen Shakspeare's gar wohl, was sie an ihm hatten; sie fühlten und verstanden ihn besser als die Meisten, die späterhin sich haben vernehmen lassen. Eins von den Lobgedichten, womit man damals die Herausgabe eines Schriftstellers zu begleiten pflegte, und noch dazu von einem Ungenannten, gehört zu dem schönsten und treffendsten, was je über den Dichter gesagt worden. Indessen kam schon frühzeitig die Vorstellung in Gang, Shakspeare sey ein rohes Genie gewesen und habe blindlings unzusammenhängende Dichtungen auf gut Glück hingeschüttet. Ben Jonson, ein jüngerer Zeitgenosse und Nebenbuhler Shakspeare's, der im Schweiß seines Angesichts, aber mit geringem Erfolg, das englische Schauspiel nicht romantisch sondern nach dem Muster der Alten zu bilden strebte, meinte, er habe nicht genug ausgestrichen, und weil er wenig Schutzgelehrsamkeit besessen, verdanke er der Natur mehr als der Kunst. Auch der gelehrte und zuweilen etwas pedantische Milton stimmt in diesen Ton ein, wenn er sagt: „Unser süßer Shakspeare, das Kind der Fantasie, wirbelt seine angebohrnen wilden Waldgesänge —.“ Doch gereicht es ihm zur Ehre, Shakspeare's Sittigkeit, die verkannteste unter seinen Eigenschaften, empfunden zu haben.

Die neueren Herausgeber, sowohl in ihren Vorreden, die jedoch als rhetorische Übungen im Lobpreisen des Dichters gemeint sind, als in ihren einzelnen Bemerkungen, gehen viel weiter. Nicht nur geben sie die Regellosigkeit seiner Stücke nach gar nicht auf sie anwendbaren Grundfäßen zu, sondern sie beschuldigen ihn des Bombastes einer verworrenen ungrammatischen wügelnden Schreibart und der verkehrtesten Poffenreißerey. Pope behauptet, er habe gewiß besser,

aber vielleicht auch schlechter, als irgend ein Andern geschrieben. Alle Auftritte und Stellen, die seinem kleinlichen Geschmade nicht zusagten, wollte er auf die Rechnung verfälschender Schauspieler setzen, und war auf dem besten Wege, wenn man ihn gehört hätte, uns einen schmähslich verstümmelten Shakspeare zu beschern.

Man darf sich also nicht wundern, wenn die Ausländer, die Deutschen der neuesten Zeit ausgenommen, solche Urtheile nach ihrer Unkenntniß übertreiben. Sie reden von Shakspeare's Schauspielen als abenteuerlichen Ungeheuern, die nur in einer wüsten barbarischen Zeit von einem beynah verbrannten Gehirn aus Licht gefördert werden mochten; und Voltaire schlägt dem Fasse den Boden ein, indem er sich erdreistet zu sagen, Hamlet, das tiefstunige Meisterwerk des philosophischen Dichters, „scheine von einem besoffenen Wilden herzurühren.“ Daß Ausländer, besonders Franzosen, die oft von der Vorzeit und dem sogenannten Mittelalter so wunderlich sprechen, als ob erst durch Ludwig den vierzehnten die Menschenfresserey in Europa wäre abgestellt worden, sich die Meynung von Shakspeare's barbarischem Zeitalter eingeschwaigt, möchte hingehen; aber daß die Engländer sich eine solche Verläumdung jener glorreichen Epoche ihrer Geschichte, worin der Grund zu ihrer jetzigen Größe gelegt worden, gefallen lassen, ist mir unbegreiflich.

Über die Unwissenheit oder Gelehrsamkeit unsers Dichters ist weiltläufig hin und her gestritten worden, und doch ist die Sache so leicht zu entscheiden. Shakspeare war arm an toter Gelehrsamkeit, aber er besaß eine Fülle lebendiger und anwendbarer Kenntnisse. Er wußte Lateinisch und sogar etwas Griechisch, jedoch vermutlich nicht genug, um die Schriftsteller in der Ursprache mit Leichtigkeit zu lesen. Auch die neueren Sprachen, das Französische und Italienische, hatte er nur oberflächlich erlernt. Überhaupt ging seine Neigung nicht darauf, Worte, sondern Thatfachen einzusammeln. Mit englischen und ins Englische übersezten Büchern hatte er eine sehr ausgebreitete Bekanntschaft: man darf wohl behaupten, daß er alles damals in seiner Sprache vorhandne, was ihm irgend zu künstlerischen Zwecken dienen konnte, gelesen hatte.

Mit der Mythologie war er vertraut genug, um sie, wie er es einzig wollte, als einen symbolischen Zierrath zu gebrauchen. Den Geist der alten besonders römischen Geschichte hatte er im Ganzen richtig gefaßt, bis ins einzelne geläufig war ihm die Geschichte seines Vaterlandes. Zu großem Glück für ihn war diese noch nicht diplomatisch und pragmatisch, sondern bloß im Chroniken-Styl bearbeitet; d. h. sie war nicht zu trocknen Erörterungen über die Entwidlung der staatsrechtlichen Verhältnisse, über diplomatische Verhandlungen, Finanzen, u. s. w. geworden, sondern gewährte ein anschauliches Bild von dem Leben und Weben einer thatenvollen Vorzeit. Shakspeare war ein aufmerksamer Naturbeobachter; er kannte die Kunstsprache der Handwerker und Gewerbe; im Innern von England scheint er viel gereist zu seyn, und sich bey Seefahrern fleißig nach dem Auslande

erfunden zu haben; aufs genaueste bekannt war er mit allen volkmässigen Gebräuchen, Meinungen und Ueberlieferungen, die poetisch nutzbar waren.

Seine Unwissenheit will man besonders durch einige geographische Schnitzer und Anachronismen beweisen. Man lacht darüber, daß er in einem märchenhaften Lustspiele Schiffe in Böhmen landen läßt. Allein ich glaube, man hätte sehr Unrecht, daraus zu schließen, er habe nicht eben so gut wie wir die schätzbare und nicht schwer zu erwerbende Kenntniß besessen, daß Böhmen von keiner Seite an die See stößt. Dazu müßte er niemals eine Karte von Deutschland angesehen haben, da er doch die Charten beyder Indien mit den Entdeckungen der neuesten Weltumsegler beschreibt. In dergleichen ist Shakspeare nur bey einheimischen Gegenständen genau.

Bei den Novellen, die er bearbeitet, hütete er sich wohl, seine Zuhörer, denen sie bekannt waren, durch Verichtigung von Irrthümern in Nebendingen zu stören. Je wunderbarer die Geschichte, desto mehr spielt sie auf einem bloß poetischen Boden, den er nach Belieben in einer unbestimmten Ferne hält. Diese Schauspiele, wie auch die Namen lauten mögen, gehen eigentlich im Romanlande und in dem Jahrhundert der wunderbaren Liebesgeschichten vor sich. Er wußte gewiß, daß es im Ardennerwalde keine Löwen noch Schlangen der heißen Zone giebt, eben so wenig als arkadische Schäferinnen: aber er versetzte beyde dahin, weil der Entwurf und die Bedeutung seines Gemähltes es so erforderte. Hierin hielt er die größten Freyheiten für erlaubt. Er hatte es nicht mit einer kleinlich krittelnden Zeit zu thun, wie die unsrige ist, wo man in der Poesie immer etwas andres sucht als Poesie; seine Zuschauer gingen ins Theater, nicht um die wahre Chronologie, Geographie und Naturgeschichte zu lernen, sondern um eine heitere Darstellung anzusehn.

Ich unternehme darzuthun, daß Shakspeare's Anachronismen mehrentheils geflissentlich und mit großem Bedacht angebracht sind. Es lag ihm oft daran, das Dargestellte aus dem Hintergrunde der Zeiten ganz in die Nähe zu rücken. So herrscht im Hamlet, wie wohl anerkannt einer alten nordischen Geschichte, der Ton mobiger Gesellschaft, und in allen Stücken das Costum der neuesten Zeit. Ohne diese Umgebung wäre es gar nicht zulässig gewesen, den Hamlet zu einem philosophischen Grübler zu machen, worauf doch der Sinn des Ganzen beruht. Deswegen erwähnt er auch seiner Erziehung auf einer Universität, wiewohl es zur Zeit des historischen Hamlet noch keine Universitäten gab. Er läßt ihn in Wittenberg studiren, und keine Wahl konnte schicklicher seyn. Der Name war sehr popular: durch die Sage vom Dr. Faust war Wittenberg auf eine wundervolle Art bekannt; vorzüglich war es im protestantischen England berühmt, weil Luther kurz zuvor dort gelehrt und geschrieben hatte, und der Name mußte sogleich den Begriff freyer Geistesregung erwecken. Einen Anachronismus möchte ich es nicht einmal nennen, wenn Richard der dritte von Machiavell spricht. Dieser

Name und hier ganz spröchwörtlich genommen: der Inhalt des Buches vom Fürsten war von jeher vorhanden, seit es Tyrannen gab; Machiavell hat ihn nur zuerst aufgeschrieben.

Daß Shakspeare das wesentliche Costum, nämlich den Geist der Zeiten und Völker, richtig getroffen, wird wenigstens von den englischen Kunstrichtern häufig anerkannt; gegen das äußerliche Costum sind mannigfaltige Verstöße leicht zu bemerken. Es darf hiebey nicht übersehen werden, daß auf der damaligen Bühne auch die römischen Stücke in europäischer Tracht aufgeführt wurden. Diese war freylich noch schön und edel, nicht so läppisch und geschmacklos, wie sie es gegen Ende des sebzehnten Jahrhunderts wurde. Brutus und Cassius erschienen im spanischen Mantel, sie trugen, ganz gegen römische Sitte, im Frieden den Degen an der Seite und zogen ihn, nach dem Bericht eines Augenzeugen, bey dem Gespräch, wo Brutus den Cassius zur Verschwörung anfeueret, wie unwillkürlich halb aus der Scheide. Dieß will unserm Sinne keineswegs zuzagen; wir können uns nicht ohne Togen behelfen.

Eine allgemeine Bemerkung über das Costum in künstlerischer Hinsicht wird hier nicht am unrechten Orte stehen. Niemals ist man in dessen Beobachtung genauer gewesen als heutzutage; die Kunst ist zu einer pedantischen Antiquitäten-Krämerrey geworden. Dieß kommt daher, daß wir in einem gelehrten und kritischen aber durchaus nicht dichterischen Zeitalter leben. Schon die Alten pflegten die sehr abweichenden Religionen andrer Völker nach der griechischen Mythologie umzudeuten. In der Sculptur war für alle barbarischen Völkerschaften ein für allemal dieselbe Kleiderracht, die phrygische, angenommen. Nicht als ob ihnen unbekannt gewesen wäre, daß es eben so viel verschiedne Trachten gebe als Nationen: sondern sie wollten in der Kunst nur den großen Gegensatz zwischen barbarisch und gebildet anerkennen, und dieser schien ihnen durch die phrygische Kleidung am vortheilhaftesten sichtbar gemacht zu werden. Die älteren christlichen Mahler stellen den Heiland, die Jungfrau Maria, die Erzwäter und Apostel in einer idealischen Tracht vor; die untergeordneten Theilnehmer oder Zuschauer der Handlung aber in Trachten ihres eignen Volkes und ihrer Zeit. Ein richtiger Sinn leitete sie dabey: das geheimnißvolle Heilige soll in einer Ehrfurcht gebietenden Ferne gehalten werden, das Menschliche hingegen ist nur in der gewohnten Umgebung recht verständlich.

Soviel über den Geist der Zeit, worin Shakspeare lebte, und über seine eigne Bildung und Wissenschaft. Mir ist er ein tiefflüniger Künstler, nicht ein blindes wild laufendes Genie. Was man hievon schwagt, halte ich überhaupt nur für eine fabelhafte Sage, für einen blinden wilden Wahn. Bey den übrigen Künsten widerlegt es sich schon von selbst, denn hier ist erworbene Wissenschaft eine unerlässliche Bedingung, um irgend etwas zu leisten. Aber auch bey solchen Dichtern, die man für sorglose Böglinge der Natur, ohne alle Kunst und Schule, auszugeben pflegt, fand ich bey näherer Betrachtung, wenn sie wirklich vortreffliche Werke geliefert, ausgezeich-

nete Cultur der Geisteskräfte, geübte Kunst, reiflich überlegte und würdige Absichten. Dieß gilt eben sowohl vom Homer als vom Dante. Die Thätigkeit des Genie's ist zwar eine ihm natürliche und in gewissem Sinne bewußtlose, wovon also der, welcher sie ausübt, nicht immer augenblicklich Rechenschaft wird ablegen können; es ist aber keineswegs eine solche, woran die denkende Kraft nicht einen großen Antheil hätte. Eben die Schnelligkeit und Sicherheit der Geisteswirkung, die höchste Klarheit des Verstandes, macht, daß das Denken beim Dichten nicht als etwas abgesondertes wahrgenommen wird, nicht als Nachdenken erscheint.

Jener Begriff von der poetischen Begeisterung, den manche lyrische Dichter in Umlauf gebracht haben, als wären sie außer sich und ertheilten wie die Pythia, von einer fremden Gottheit ergriffen, ihnen selbst unverständliche Orakelsprüche, jener Begriff (selbst nur eine lyrische Erdichtung) paßt am allerwenigsten auf die dramatische Composition, eine der besonnensten Hervorbringungen des menschlichen Geistes. Man giebt zu, Shakspeare habe über Charakter und Leidenschaft, über den Gang der Begebenheiten und menschlichen Schicksale, über die gesellige Verfassung, über alle Dinge und Verhältnisse der Welt gedacht und tief gedacht; man muß es zugeben, denn unter Tausenden seiner Sprüche würde ein einziger zur Widerlegung dessen hinreichen, der es ablängnen wollte. Und nur für den Bau seiner eignen Stücke soll er keinen Gedanken übrig gehabt, diesen soll er dem Zufall, welcher die epikurischen Atomen zusammen weht, überlassen haben?

Gesetzt auch, er hätte, ohne jene künstlerische Liebe die sich in einem vollendeten Werke selbst zu befriedigen strebt, bloß gearbeitet, um der ungelehrten Menge zu gefallen, so hätte ihn ja schon dieser Zweck und die theatralische Wirkung darauf führen müssen. Denn hängt nicht der Eindruck eines Schauspiels ganz besonders von dem Verhältniß der Theile zu einander ab? Und wird nicht eine an sich noch so schöne Scene von Zuschauern, die nur geraden Sinn haben und sich ihrer Natur unbefangen überlassen, verworfen, so bald sie ihrer Erwartung an der Stelle widerspricht und dem einmal gefaßten Interesse Abbruch thut.

Shakspeare's Menschenkenntniß ist zum Sprüchworte geworden: seine Überlegenheit hierin ist so groß, daß man ihn mit Recht den Herzenskündiger genannt hat. Die Fertigkeit, auch die feineren unwillkürlichen Ausfertigungen des Gemüths zu bemerken, und die durch Erfahrung und Nachdenken herausgebrachte Bedeutung dieser Zeichen mit Sicherheit anzugeben, macht den Menschen-Beobachter; der Scharfsinn, hieraus noch weiter zu schließen und einzelne Angaben nach Gründen der Wahrscheinlichkeit zu einem bündigen Zusammenhange zu ordnen, den Menschenkenner. Die auszeichnende Eigenschaft des im Charakteristischen großen dramatischen Dichters ist etwas hievon noch ganz verschiedenes, das aber, wie man es nehmen will, entweder jene Fertigkeit und jenen Scharfsinn in sich fast oder beyder überhebt. Es ist die Fähigkeit, sich so vollkommen in alle

Arten zu seyn, auch die fremdesten, zu verstehen, daß ihr Besitzer dadurch in den Stand gesetzt wird, als Bevollmächtigter der gesammten Menschheit, ohne besondere Instructionen für den einzelnen Fall, im Namen eines jeden zu handeln und zu reden. Es ist die Gewalt, die Geschöpfe seiner Einbildungskraft mit so selbständigem Nachdruck auszustatten, daß sie sich nachher nach allgemeinen Naturgesetzen in jedem Verhältniß entwickeln, und daß der Dichter an seinen Träumen gleichsam Erfahrungen anstellt, die eben so gültig sind als die an wirklichen Gegenständen gemachten.

Das Unbegreifliche und Unerlernbare dabey bleibt, daß die Personen scheinen müssen, nichts um des Zuschauers willen zu sagen oder zu thun, und daß der Dichter dennoch durch die Darstellung selbst, ohne hinzugefügte Erklärung, die Gabe mittheilt, sie bis ins Innerste zu durchschauen. Deswegen hat Goethe sinnreich Shakspeare's Menschen mit Uhren verglichen, die ein kristallenes Zifferblatt und Gehäuse haben, und indem sie wie andre Uhren richtig die Stunden weisen, zugleich das innere Getriebe wahrnehmen lassen, wodurch dieß bewerkstelligt wird.

Niemals hat es vielleicht ein so umfassendes Talent für Charakteristik gegeben, als das seinige. Es erstreckt sich nicht nur über die verschiednen Stände, Geschlechter und Alter bis zur unmündigen Kindheit hinab, nicht nur handeln bey ihm der König und der Bettler, der Held und der Gauner, der Weise und der Narr mit gleicher Wahrheit; nicht nur versetzt er sich in entfernte Zeitalter und zu fremden Nationen, schildert uns bey scheinbaren Verletzungen des Costums sehr treffend den Geist der alten Römer, der Franzosen in seiner Darstellung ihrer Kriege mit den Engländern, der Engländer selbst in einem großen Theil ihrer Geschichte, der südlichen Europäer (in dem ernsthaften Theil vieler Lustspiele), die damalige gebildete Gesellschaft und die Rauheit und Barbarey einer nordischen Vorzeit; seine menschlichen Charakter haben nicht nur eine solche Tiefe und Bestimmtheit, daß sie nicht unter Classennamen zu fassen, ja überhaupt nicht durch Begriffe zu erschöpfen sind; nein, dieser Prometheus bildet nicht bloß Menschen, er öffnet die Porten der magischen Geisterwelt, läßt Gespenster heraufsteigen, Heryn ihren wüsten Unfug treiben, bevölkert die Luft mit scherzenden Eifen oder Slyphen, und diese nur in der Einbildung lebenden Wesen haben eine solche Wahrheit, daß, waren sie auch mißgebohrne Ungeheuer, wie Caliban, er uns dennoch die bestimmende Überzeugung abnöthigt: gäbe es dergleichen, so würden sie sich so benehmen.

Eben so wunderwürdig wie in den Charaktern ist Shakspeare in der Darstellung der Leidenschaft, dieß Wort im weitesten Umfange genommen für jeden Seelenzustand, jede Stimmung, von der Gleichgültigkeit oder dem vertraulichen Scherz bis zur wildesten Wuth und Verzweiflung. Er giebt uns die Geschichte der Gemüther, er läßt uns in einem einzigen Wort eine ganze Reihe vorhergegangner Zustände entdecken. Seine Leidenschaften stehen nicht vom Anfange an gleich auf derselben Höhe, wie bey so vielen Trauerspieldichtern,

die nach Lessings Ausdruck sich vortrefflich auf den Kanzleystyl derselben verstehen. Meisterlich schildert er die allmähliche Steigerung vom ersten Entstehen an; „gibt, wie Lessing sagt, ein lebendiges Gemälde aller der kleinsten geheimsten Künste, durch die sich ein Gefühl in unsre Seelen einschleicht, aller der unmerklichen Vortheile, die es darin gewinnt, aller der Kunstgriffe, mit denen es jede andre Leidenschaft unter sich bringt, bis es der einzige Tyrann unsrer Begierden und Verabscheuungen wird.“ Unter allen Dichtern hat vielleicht nur er eigentliche Seelenkrankheiten, Schwermuth, Wahnsinn, Nachtwandeln, mit so unwiderprechlicher und allseitig bestimmter Wahrheit geschildert, daß der Arzt daran wie an einem wirklichen Falle seine Beobachtung bereichern kann.

Wenn die Zeichnung seiner Charakter, jeden einzeln betrachtet, schon unübertrefflich fest und richtig ist, so übertrifft er sich selbst noch in ihrer Zusammenstellung und gegenseitigen Einwirkung. Dieß ist eigentlich der Gipfel der dramatischen Charakteristik, denn man kann einen Menschen niemals ganz abge sondert für sich nach seinem wahren Werth beurtheilen, man muß ihn in seinem Verhältniß zu Andern sehen; und hier sind eben die meisten dramatischen Dichter mangelhaft. Shakspeare macht jede seiner Hauptpersonen zu einem Spiegel der übrigen, in welchem wir das entdecken, was uns nicht unmittelbar eröffnet werden konnte. Was bey Andern schon das Tiefste, ist bey ihm erst Oberfläche. Man wäre übel berathen, wenn man die Äußerungen der Personen über sich selbst und Andre immer für baare Münze nähme. Die zweydeutige Bestimmung fließt bei ihm wie billig von lobenswürdigen Grundfäßen über, und der Albernheit sind nicht selten weise Lehren in den Mund gelegt, um anzudeuten, wie wohlfeil vergleichen Gemeinplätze zu haben sind. Niemand hat, so wie er, den leisen Selbstberrug geschildert, die halb selbstbewußte Heuchelei gegen sich, womit auch edle Gemüther die in der menschlichen Natur fast unvermeidliche Eindrängung selbstlicher Triebfedern verkleiden.

Die sämtlichen Hervorbringungen Shakspeare's tragen das unverkennbare Gepräge seines originalen Genies, aber niemand ist weiter entfernt davon, als er, eine durch Angewöhnung und persönliche Einseitigkeit entstandne Manier zu haben. Vielmehr ist er in Absicht auf Verschiedenheit des Tons und der Farbe nach Beschaffenheit der Gegenstände ein wahrer Proteus. Jede seiner Dichtungen ist wie eine abgeschlossene Welt, die sich in ihrer eignen Sphäre bewegt. Es sind Kunstwerke, in einem durchgeführten Styl gearbeitet, worin sich die Freiheit und besonnene Wahl ihres Urhebers offenbart. Wenn die Durchbildung eines Werkes bis in seine kleinsten Theile nach einer Hauptidee, die Herrschaft des befeelenden Geistes über alle Mittel der Ausführung, Correctheit zu heißen verdient (und dieß ist außer der Grammatik wohl der einzige gültige Sinn des Wortes), so darf man Shakspeare'n nach Zuerkennung aller höhern Eigenschaften, welche Bewunderung fordern, in den meisten Fällen auch den Namen eines correcten Dichters nicht versagen.

II.

Nächst den Regeln über den äußern Mechanismus, die man von den Alten auf Glauben angenommen hatte, waren es besonders die herrschenden einheimischen Begriffe von gefelliger Schicklichkeit, was die französischen Dichter bey der Ausübung ihres Talentes hemmte und ihnen in vielen Fällen die höchste tragische Wirkung unerreichbar machte. Das französische Trauerspiel hatte sich seit Richelieu unter Begünstigung des Hofes entwickelt; seine Scene so gar hatte die Gestalt eines Vorzimmers. In einer solchen Atmosphäre werden die Zuschauer dem Dichter leicht den Gedanken aufdrängen, als gehöre die Höflichkeit mit zu den ursprünglichen wesentlichen Bestandtheilen der Menschheit. Im Trauerspiel gerathen die Menschen durch die furchtbarsten Kämpfe an einander, sie werden mit dem Unglück handgemein; da kann man nur ideale Würde von ihnen fordern, von der Beobachtung seiner gefelligen Rücksichten sind sie durch ihre Lage losgesprochen. So lange sie noch Besonnenheit genug haben, diese nicht zu verletzen, so lange sie nicht von der Hingegenbenheit des Schmerzes und der Gemüthsverwirrung ganz übermeistert erscheinen, kann auch die innigste Nührung nicht eintreten. Immerhin mag der Dichter für seine Personen die Sorgfalt hegen, die Cäsar für sich selbst nach empfangenem Todesstreich, nämlich anständig zu fallen. In widerwärtiger Nothheit soll er uns die menschliche Natur nicht zeigen. Schön sollen auch die zerreißensten und furchtbarsten Äußerungen noch sehn; irgendetwas muß sie über die gemeine Wirklichkeit abeln. Dieses Wunder leistet die Poesie: sie hat unaussprechliche Seufzer, unmittelbare Laute des tiefsten Schmerzes, in denen doch noch etwas melodisches ist.

Nur eine gewisse sorgfältig gepuzte Schönheit verträgt sich nicht mit dem wahrsten Ausdruck. Und diese Schönheit wird doch gerade von dem Styl eines französischen Trauerspiels gefordert. Etwas liegt schon in der Beschaffenheit ihrer Sprache und ihres Versbaues. Die französische Sprache ist mancher Ähnlichkeiten durchaus unfähig, sie hat wenig dichterische Freiheit, und trägt die grammatische Gebundenheit der Prosa in die Poesie über. Ihre Dichter haben dieß oft anerkannt und beklagt. Ferner ist der Alexandriner mit seinen gepaarten Reimen, mit seinen gleichlangen Hemistichien ein sehr symmetrisches eintöniges Syllbenmaß, welches sich weit besser zum Vortrage antithetischer Sprüche schickt, als zu einer musikalischen Malerey der Leidenschaft mit ihrem ungleichen aber riskanten irren Gedankengange. Aber die Hauptsache liegt in einem Nationalzuge, in dem gefelligen Bestreben, sich nie in Gegenwart Anderer zu vergessen, sich immer so vortheilhaft zu zeigen als möglich.

Man hat oft bemerkt, daß im französischen Trauerspiel der Dichter in den Reden der Personen allzu sehr durchschimmert, daß er

ihnen keine Gegenwart des Geistes, seine besonnene Reflexion über sie und endlich seine Begierde zu glänzen leidet. Wenn man die meisten ihrer tragischen Reden genau prüft, so wird man finden, daß sie selten so beschaffen sind, als ob die Personen ganz unbefangen allein oder unter einander sprächen und handelten, man wird meistens irgend etwas daran entdecken, wodurch sie mehr oder weniger merkbar gegen den Zuschauer hinausgekehrt sind. Zur innigsten Theilnahme ist erforderlich, daß man mit den Personen vertraut sey; und wie ist dieß möglich, wenn man sie immer in das Joch ihrer Absichten und Bestrebungen oder, noch schlimmer, einer unnatürlichen und angemaßten Charaktergröße eingespannt sieht.

Beredtsamkeit darf und muß zwar auch im Trauerspiel vorkommen, aber in so fern sie etwas künstlich geordnetes, vorbereitetes ist, nur dann, wenn der Redende Fassung genug dazu hat; für die hingerrissene Leidenschaft paßt nur die unbewußte und unwillkürliche Beredsamkeit. Der wahre begeisterte Redner wird sich über seinem Gegenstande vergessen. Rhetorik nennen wir es, wenn er, mehr als an die Sache, an sich und seine selbstgefällige Kunst denkt. Rhetorik, und zwar Rhetorik in Hoftracht, statt der Eingebungen edler aber einfacher unperfektester Natur, herrscht allzusehr in vielen Stellen französischer Trauerspiele, besonders in denen des Corneille; denn Racine und Voltaire haben sich der wahren Darstellung eines zerrissenen Gemüths oft weit mehr genähert. Wenn der tragische Held sein Unglück schon in Antithesen und sinnreiche Gedankenspiele zu recht gelegt hat, so können wir unser Mitleiden sparen. Wegen Beybehaltung dieses festlichen Aufputzes in Lagen, wo die hingeebenste Selbstvergessenheit natürlich wäre, hat Schiller witzig genug die Helben im französischen Trauerspiel mit den Königen auf altfränkischen Kupferstichen verglichen, welche sich mit Mantel, Krone undzepter zu Bett legen.

Die gesellige Ausbildung waltet in der gesammten wissenschaftlichen und künstlerischen Cultur der Franzosen vor. Gesellige Ausbildung schärft den Sinn für das Lächerliche, und darum wird sie, bis zur Überverfeinerung getrieben, für den Enthusiasmus tödlich. Denn für den Unempfänglichen hat aller Enthusiasmus, alle Poesie eine lächerliche Seite. Wenn nun eine solche Denkart bey einer Nation allgemein geworden ist, so wird eine gewisse negative Kritik eintreten. Tausenderley muß man vermeiden, und darüber wird das Höhere vergessen, was man eigentlich leisten sollte. Die Furcht vor dem Lächerlichen ist das Gewissen der französischen Dichter; sie hat ihre Flügel beschnitten, ihren Schwung gelähmt. Und gerade bey der ernsthaftesten Gattung der Poesie mußte diese Furcht sie am meisten ängstigen, denn die Außersten gehen in einander über, und sobald das Pathos mislingt, stellt sich auch gleich das Lachen und die Parodie ein. Es ist belustigend, Voltaire's unendliche Seelenangst wegen einer Parodie, womit seine Semiramis auf dem italienischen Theater bedroht ward, zu sehen. In einer Bittschrift an

die Königin macht dieser Mensch, der sein Leben damit hingebraucht, über alles Große und Ehrwürdige Possen zu treiben, seine Stelle unter der Hausdienerschaft des Königs als einen Anspruch geltend, gegen einen sehr erlaubten Spaß höheren Orts ein Verbot auszuwirken.

Die französischen Dramatiker haben es, sagt man ferner, nicht bloß mit einem in Absicht auf die Einmischung gemeiner Züge äußerst eckeln und für das Lächerliche reizbaren, sondern auch mit einem sehr ungeduldigen Publikum zu thun. Wir wollen ihnen immer diese Schmeicheley hingegen lassen, die sie sich selbst machen; denn ohne Zweifel ist doch die Meinung, diese Ungebuld zeuge von schneller Fassungskraft und Aufgewecktheit des Geistes. Es dürfte aber noch eine andere Deutung haben: alle Oberflächlichkeit, und besonders die innere Leerheit an Gemüth, treibt sich in eifertiger Ungebuld umher. Wie dem auch sey, dieß hat auf den Bau ihrer Stücke zum Theil einen vortheilhaften, zum Theil auch nachtheiligen Einfluß gehabt. Vortheilhaft, in sofern es sie genöthigt, alles Überflüssige wegzuschneiden, ohne Umschweife zur Hauptsache zu kommen, klar zu seyn, zusammen zu drängen, jeden Augenblick so sehr als möglich geltend zu machen. Alles dieß sind gute theatralische Eigenschaften und haben die französischen Trauerspiele denen im höchsten Grade empfohlen, welche Kunstwerke mehr mit dem nüchternen Verstande prüfen, als sich dabey der Einbildungskraft und dem Gefühl überlassen. Nachtheilig in sofern selbst Bewegung, Raschheit, Unterhaltung der Spannung, ununterbrochen fortgesetzt, einförmig werden und ermüden. Es ist wie eine Musik, wovon das piano gänzlich ausgeschlossen wäre, und worin auch der Unterschied zwischen forte und fortissimo durch den mißverstandnen Wettseifer der Spieler meistens aufgehoben würde.

Ich finde zu wenig Ruhepunkte in ihren Trauerspielen, dergleichen ja in den alten Tragödien überall sind, wo das Ehrliche eintritt. Es giebt im menschlichen Leben Augenblicke, die jedes religiöse Gemüth durch Sammlung in sich selbst und einen in die Vergangenheit und Zukunft geworfenen Blick feyert. Diese Heiligkeit des Moments finde ich nicht genug verehrt; der Handelnde wie der Zuschauer wird immer gleich zum Folgenden fortgetrieben: wenige Scenen wird man finden, wo ein bloßer Zustand, unabhängig von dem ursachlichen Zusammenhange, ruhig entsaltend dargestellt wäre. Es wird immer nur darnach gefragt, was geschieht, und nicht genug nach dem wie. Und doch ist dieß für den Eindruck auf die Zeugen menschlicher Begebenheiten die Hauptsache. Deswegen sind auch die schweigenden Effecte von dem Gebiet ihrer Schauspielkunst fast gänzlich ausgeschlossen. Dem Schauspieler bleibt kaum eine andre Müße zur stummen Pantomime, als während der an ihn gerichteten langen Neben, wo sie ihn häufiger in Verlegenheit setzt, als zur Entwicklung seiner Rolle behülflich ist. Man ist zufrieden, wenn nur das Weben der Intrigue seinen raschen Takt ununterbrochen fortgeht und zu dem Ende das Weberschiffchen der Anreden und Erwiederungen fleißig hin und her geworfen wird.

Manche technische Unvollkommenheiten ihres Trauerspiels sind von den französischen Kunstrichtern selbst eingestanden worden, z. B. die Vertrauten. Jeder Held und jede Heldin schleppt regelmäßig einen mit sich, wie einen diensthabenden Kammerherrn oder eine Hofdame. In nicht wenigen Stücken zählt man drey bis vier dieser bloß leidenden Anhörer, die zuweilen sprechen, um ihrem Gönner etwas zu sagen, was er besser wissen könnte, oder auch auf Nothschaften geschickt werden. Die Vertrauten in den griechischen Tragödien, sehen es nun alte Pfleger und Pflegerinnen oder Diener, haben immer eigne charakteristische Bestimmungen, und die alten Tragiker wissen den Nothbehelf der Mittheilungen zwischen einem Helden und seinen Vertrauten, um uns den Gemüthszustand und die Absichten des ersten kennen zu lehren, so gut zu entbehren, daß sie sogar einen so bedeutenden und sprüchwörtlich berühmten Freund wie Pylades als stumme Person einführen. Wie sehr man sich aber auch über die Vertrauten lustig gemacht hat, wie groß die Schmach seyn mag, sie spielen zu müssen, so hat man sie doch bis auf den Austeri nie los zu werden gewußt.

III.

Die Reichthümer der spanischen Bühne sind bis zur Sprüchwörtlichkeit angepriesen worden, auch ist es unter den italiänischen, französischen und englischen Dramatikern mehr oder weniger Sitte gewesen, aus dieser Quelle zu schöpfen, meistens ohne sie anzugeben. Was den berühmtesten spanischen Dichtern abgeborgt ist, läßt sich leicht nachweisen; man hat aber auch die Schriftsteller vom zweyten und dritten Range nicht verschmäht, deren Werke außerhalb Spanien selten angetroffen werden. Sinnreiche Kühnheit, mit leichter Klarheit in der Intrigue vereinigt, ist den spanischen Dramatikern so ausschließend eigen, daß ich mich berechtigt halte, wo ich sie in einem Lustspiele finde, einen spanischen Ursprung zu vermuthen, wenn auch der Verfasser es selbst nicht wußte, sondern sein Plagiat an einer näheren Quelle verübte. So gilt z. B. der Bediente zweyer Herren von Goldoni, ein unter seinen übrigen durch die belustigende Verwickelung sehr ausgezeichnetes Stück, für ein Original. Ein gelehrter Spanier hat mich versichert, daß er es als eine einheimische Erfindung kenne. Vielleicht hatte aber Goldoni dabey bloß eine ältere italiänische Bearbeitung vor Augen.

Die dramatische Litteratur der Spanier hat sogar einen königlichen Dichter aufzuweisen, nämlich Philipp den Vierten, Calderons großen Gönner und Bewunderer, dem man verschiedne namenlos mit der Überschrift de un ingenio de esta corte erschienene Stücke zuschreibt. Alle damaligen dramatischen Schriftsteller schreiben in verwandtem Geiste, es war eine wahre Kunstschule. Manche haben eigenthümliche Vorzüge, jedoch überflügelt Calderon sie alle an Kühnheit, Fülle und Tiefe; in ihm hat das romantische Schauspiel der Spanier den Gipfel der Vollendung erreicht. Wir wollen versuchen, von dem Geiste und der Form dieser von allen übrigen europäischen

Hervorbringungen so weit abweichenden Dichtungen eine schwache Vorstellung zu geben. Wir müssen aber zu diesem Zweck auf den Charakter der spanischen Poesie überhaupt, und auf die historischen Umstände, die ihn bestimmt haben, einigermaßen eingehen.

Die Anfänge der spanischen Poesie sind sehr einfach; ihre beyden Grundformen waren die Romanze und das Lied, und es ist, als ob man überall die Accorde der Guitarre in diese ursprünglichen Rational-Weisen einflingen hörte. Die Romanze, halb arabischen Ursprungs, war zuerst einfältige Heldensage; späterhin wurde sie eine sehr kunstreiche Gattung zu mannigfaltigem Gebrauch, in welcher aber immer der mahlerische Bestandtheil, zuweilen bis zur glänzendsten Farbenpracht, vorwaltet. Das Lied hingegen, fast bildlos, drückte zarte Gefühle in sinnreichen Wendungen aus, es tändelt bis auf die Gränze hin, wo die Selbstbetrachtung, welche eine unaussprechliche Gemüthsstimmung in Gedanken zu verwandeln strebt, den Gedanken wiederum zur träumerischen Ahndung verflüchtigt. Die Liederformen wurden vermannichfaltigt, hauptsächlich durch Einführung dessen in die Poesie, was in der Musik die Variation leistet.

Indessen konnten die reichen Anlagen der spanischen Sprache in diesen mehr zarten und kindlichen als hohen Gattungen sich nicht vollständig entfalten. Man nahm daher zu Anfange des sechzehnten Jahrhunderts die umfassenderen Formen der italiänischen Poesie, Octaven, Terzinen, Canzonen und Sonette, in sie auf, und nun erst offenbarte sich ganz, was die castilianische Mundart, diese stolze Tochter der weltbeherrschenden lateinischen Sprache, an Würde, schöner Kühnheit und Silberpracht zu leisten vermöchte. Sie ist weniger sanft als das Italiänische wegen der Rehlauten und häufigen Endungen mit Consonanten, aber sie tönt wo möglich noch voller aus der Brust und füllt das Ohr mit reinem Metallklinge. Die rauhe Kraft und Treuherzigkeit der Gothen war in ihr noch nicht ganz verschollen, als orientalische Einmischungen ihr einen wunderbaren Schwung gaben und ihre in aromatischen Düsten gleichsam berauschte Poesie über alle Bedenklichkeiten des nüchternen Abendlandes hinweghoben.

Mit dem Thatenruhm dieses vor Alters so freien Heldenvolkes wuchs auch der Strom der dichterischen Begeisterung, angeschwellt von einem stolzen Bewußtseyn. Die Spanier spielen in der Geschichte des Mittelalters eine glorreiche Rolle, welche der neidische Undank der neueren Zeit allzu sehr vergessen hat. Als eine verlorne Vorwacht des bedrohten Europa gegen die Einbrüche der alles überschwemmenden Araber lagen sie auf ihrer pyrenäischen Halbinsel wie im Felde, ohne freunden Bestand zu immer erneuerten Kämpfen bereit. Die Gründung ihrer christlichen Königreiche Jahrhunderte hindurch, von der Zeit an, wo die Abstammlinge der Gothen, in die nördlichen Gebirge zurückgedrängt, aus diesem Zufluchtsort wieder hervortraten, bis zur gänzlichen Verdrängung der Mauren aus Spanien, war ein einziges langes Abenteuer; ja die Rettung

des Christenthums in diesem Lande gegen solche Übermacht schien das Wunderwerk einer höheren als bloß menschlichen Lenkung zu sehn.

Gewöhnt, immer zugleich für seine Freyheit und für seine Religion zu sechten, schloß sich der Spanier mit feurriger Inbrunst an diese an, als ein mit edlem Blut theuer erkauftes Erwerbniß. Jede gottesdienstliche Tröstung war ein Lohn vergoßnen Heldenschweißes, jede Kirche konnte er als eine Trophäe seiner Ahnen betrachten. Treu seinem Gott und seinem König bis auf den letzten Blutstropfen, unverbrüchlich auf seine Ehre haltend, stolz aber demüthig vor allem heilig geachteten, ernst, mäßig, sittig war der alte Castilier; und nun spottete man des biederherzigen Volkes, das den geliebten Degen, das Werkzeug seines hohen Berufs, auch hinter dem Pfluge abzulegen sich nicht entschließen konnte.

Die so genährte Kriegslust, den Unternehmungsgedankt ihrer Unterthanen benutzten die Monarchen Spaniens zu Ende des fünfzehnten und im sechzehnten Jahrhundert, sie zum herrschenden Staate Europa's zu machen, während sie im Innern ihre politische Freyheit einbüßten. Die arglistige und tyrannische Politik Philipps des Zweyten hat unverschuldeter Weise den Haß der Ausländer auf sie gezogen. Der Machiavellismus der Fürsten und Volksführer in Italien war allgemeiner Charakter, dieselbe Tücke und Mänkefucht hat alle Stände angesteckt; in Spanien fällt er bloß den Regierenden zur Last, wie auch die religiösen Verfolgungen, die hier nie oder selten als Ausbrüche allgemeiner Volkswuth vorgegangen sind. Der Spanier erlaubte sich nicht die Handlungsweise seiner geistlichen und weltlichen Obern zu prüfen, führte bieder und tapfer, wie ehemals seine Vertheidigungskriege, ihre Kriege des Angriffs und der Herrschsucht. Persönlicher Ruhm, vermeynter Eifer für die Religion verblendete sie über die Gerechtigkeit ihrer Sache. Beyspiellose Unternehmungen waren mit Glück vollführt, eine neu entdeckte Welt jenseit des Oceans war durch eine Handvoll verwegener Abenteurer unterjocht worden; einzelne Thaten der Grausamkeit und Habsucht hatten den Glanz des besonnensten Heldenthums besleckt, aber die Masse der Nation blieb rein von diesen Ausartungen. Nirgends hat der ritterliche Geist die politische Existenz des Ritterthums länger überlebt als in Spanien.

Die spanischen Dichter waren nicht, wie gewöhnlich in den übrigen Ländern Europa's, Hßlinge, Gelehrte oder an ein bürgerliches Gewerbe geheftet; meistens von edler Geburt, führten sie ein kriegerisches Leben. Das Blindniß des Degens und der Feder, die Übung der Waffen und der edleren Geisteskünste, war ihre Lösung. Schon Garcilaso, einer der Stifter der spanischen Poesie unter Carl dem Fünften, von den peruanischen Incas abstammend, von seiner lieblichen Muse nach Afrika begleitet, fiel vor den erstürmten Mauern von Tunis; Camoens, der Portugiese, segelte als Soldat ins entfernteste Indien, auf der Spur des glorreichen Weltentdeckers, den er besang; Don Alonso de Ercilla dichtete seine Araucana während

des Krieges mit empörten Wilden unter einem Zelt am Fuß der Cordilleras oder in der von Menschen noch unbetretenen Wildniß oder auf einem im Ocean umhergetriebnen Schiff; Cervantes erkaufte die Ehre, unter dem großen Johann von Osterreich die Schlacht von Lepanto als gemeiner Krieger mitgestritten zu haben, durch den Verlust eines Armes und lange Gefangenschaft in Algier; Lope de Vega erlebte unter andern die Unfälle der überwindlichen Flotte; Calderon that Feldzüge in Flandern und Italien, unterzog sich als Ritter von Santjago seinen kriegerischen Pflichten, bis er in den geistlichen Stand trat, und so auch äußerlich bekrundete, wie die Religion die herrschende Triebfeder seines Lebens sey.

Wenn Religionsgefühl, biederer Heldenthum, Ehre und Liebe die Grundlagen der romantischen Poesie sind, so mußte sie in Spanien, unter solchen Auspizien geboren und herangewachsen, wohl den höchsten Schwung nehmen. Die Fantasie der Spanier war kühn wie ihre Thatkraft, kein geistiges Abenteuer schien ihr zu gefährlich. Schon früher hatte sich in den Ritterromanen die Vorliebe des Volkes für das ausschweifendste Wunderbare kund gegeben. Dieß wollten sie auf der Bühne wieder sehn, und da nun ihre Dichter, ganz auf der Höhe der künstlerischen und geselligen Bildung stehend, es darnach umschufen, ihm eine musikalische Seele einhauchten, es ganz von grober Körperlichkeit gereinigt zu Farbe und Duft hinauf läuterten, so entsteht eben aus dem Contrast des Stoffes und der Form ein unwiderstehlicher Reiz. Ihre Zuschauer glaubten einen Widerschein der schon halb verlohrnen weltobernden Größe ihrer Nation zu erblicken, wenn über die immer neue Dichtung alle Harmonie der mannichfaltigsten Sylbenmaße, alle Zierlichkeit sinnreicher Spiele, alle Pracht der Bilder und Vergleichen ausgegossen war, die ihre Sprache nur aufbieten konnte. Die Schätze der entferntesten Zonen wurden, wie in der Wirklichkeit, zur Befriedigung des Mutterlandes herbeigeschafft, und man kann sagen, daß im Reiche dieser Poesie, wie in dem Carl des Fünften, die Sonne niemals untergieng.

Auch diejenigen Schauspiele Calderons in modernen Sitten, die am meisten zum Ton des gemeinen Lebens herabsteigen, fesseln durch irgend einen fantastischen Zauber, und können nicht ganz für Lustspiele im gewöhnlichen Sinne des Wortes gelten; im Spanischen heißen sie von der Tracht, worin man sie spielt, Lustspiele im Mantel und Degen (comedias de capa y espada). Gewöhnlich haben sie keinen andern burlesken Theil als die Rolle des lustigen Bedienten, der unter dem Namen des Gracioso bekannt ist.

Eine andre Gattung seiner Stücke nennt Calderon selbst Festspiele. Sie waren zur Aufführung am Hofe bey feyerlichen Gelegenheiten bestimmt; und wiewohl es dabey auf theatralischen Pomp durch häufigen Decorations-Wechsel und sichtbar vorgehende Wunder angelegt ist, auch häufig Musik eingeführt wird, so könnte man sie doch poetische Opern nennen, d. h. Schauspiele, die durch den bloßen Glanz der Poesie das leisten, was in der Oper erst durch die Aus-

schmückungen der Maschinerie, der Musik und des Tanzes erreicht werden soll. Hier überläßt sich der Dichter ganz den gewagtesten Flügel seiner Fantasie, und seine Darstellung berührt kaum noch die Erde.

(Sein Gemüth aber spricht sich am meisten in der Behandlung der religiösen Gegenstände aus. Die Liebe schildert er nur mit allgemeinen Zügen, er redet ihre dichterische Kunstsprache. Die Religion ist seine eigentliche Liebe, das Herz seines Herzens. Nur für sie erregt er die erschütterndsten bis in die innerste Seele dringenden Nüchternungen. Bey bloß weltlichen Begebenheiten scheint er dieß vielmehr nicht gewollt zu haben. Sie sind ihm, wie trübe sie auch an sich seyn mögen, schon durch die religiöse Ansicht bis zur Klarheit aufgehellt. Dieser Glückselige hat sich aus der labyrinthischen Wildniß der Zweifel in die Burgfreiheit des Glaubens gerettet, von wo aus er die Stürme des Weltlaufs mit ungeführter Seelenruhe ansteht und schildert; ihm ist das menschliche Daseyn kein düstres Räthsel mehr. Selbst seine Thränen, wie die im Sonnenglanz blitzenden Thautropfen an einer Blume, spiegeln den Himmel in sich ab. Seine Poesie, was auch scheinbar ihr Gegenstand sein möge, ist ein unermüdlicher Jubel-Hymnus auf die Herrlichkeiten der Schöpfung; darum fehert er mit immer neuem freudigem Erstaunen die Erzeugnisse der Natur und der menschlichen Kunst, als erblickte er sie eben zum erstenmale in noch unabgenutzter Festpracht. Es ist Adams erstes Erwachen, gepaart mit einer Beredsamkeit und Gewandtheit des Ausdrucks, mit einer Durchdringung der geheimsten Naturbeziehungen, wie nur hohe Geistesbildung und reife Beschaulichkeit sie verschaffen kann. Wenn er das Entfernteste, das Größte und Kleinste, Sterne und Blumen zusammenstellt, so ist der Sinn aller seiner Metaphern der gegenseitige Zug der erschaffnen Dinge zu einander wegen ihres gemeinschaftlichen Ursprungs, und diese entzückende Harmonie und Eintracht des Weltalls ist ihm wieder nur ein Widerschein der ewigen alles umfassenden Liebe.)

Calderon blühte noch, als man sich in andern Ländern Europa's schon stark zu dem manierirten Geschmack in den Künsten und zu den prosaischen Ansichten in der Literatur neigte, die im achtzehnten Jahrhundert so allgemein einrißen. Er ist folglich als der letzte Gipfel der romantischen Poesie zu betrachten.

43. Deutsche Volksthümlichkeit.

— Das Werk, durch welches Arnim wohl am längsten im Gedächtniß des deutschen Volks fortleben wird, ist des Knaben Wunderhorn (3 Bde., 1806—1808). Arnim hatte in seinen vielfachen Reisen durch Deutschland die Eigentümlichkeiten des deutschen Volkslebens nach seinen landschaftlichen Verschiedenheiten aufzufassen sich bemüht. Clemens Brentano hat ihn darin aufs lebhafteste unterstützt: er entwickelte eine unglaubliche Geschicklichkeit, alte

Volkslieder, Märchen und Traditionen in den entlegensten Orten aufzuspielen, und verschaffte seinen Freunden Arnim und Görres ein unerschöpfliches Material.

Die Sammlung ist keineswegs kritisch oder historisch correct, und der strenge Voss durfte die Sammler der Fälschung zeihen. Es kam Arnim nicht darauf an, die echten Quellen herzustellen und ihnen ihre historische Stellung anzuweisen, sondern nur, den Geist der Poesie, wie er sich in der Eigentümlichkeit des deutschen Volkslebens krystallisirt hatte, in einem lebendigen Bilde zusammenzufassen. Und dies ist ihm in der That gelungen: der Ton dieser Volkslieder, dem er häufig mit unhistorischer Freiheit nachgeholfen hat, ist der echt deutsche, derselbe, der uns in den besten Liedern von Goethe, Kavalis, Uhland, Eichendorff, Heine freundlich entgegenweht, und zu dem wir immer werden zurückkehren müssen, wenn wir uns nach unserer Art fruchtlos an fremden Weisen abgemüht haben. Darum ist das Wunderhorn ein dauerner und schöner Besitz unsers Volks, und wenn auch in der neuen zum Theil noch durch die Gebrüder Grimm besorgten Ausgabe das historisch-kritische Moment etwas mehr hervortritt, so bleibt doch jener poetisch-nationale Ton, der uns wie Gegenwart anpricht, das Hauptverdienst des Buchs.

Merkwürdig ist das Nachwort zum ersten Theil, welches in einer ziemlich gothischen Sprache Alles zusammenstellt, was die Sehnsucht nach individuellem Leben gegen das humanisirende Streben der Aufklärung vorbringen konnte, vom poetischen, socialen, selbst politischen Standpunkt. Die Tendenz wird deutlich, wenn wir „des Knaben Wunderhorn“ mit den „Stimmen der Völker“ vergleichen. Die „Stimmen der Völker“ sollten zeigen, wie in der ursprünglichen Dichtung auch derjenigen Völker, die von der Cultur am wenigsten ergriffen sind, dennoch der ewig gleiche Geist der Menschheit sich offenbart, wie nur in der Gesamtheit der gebrochnen Farben die Fülle des Lichts zur Erscheinung kommt. Darum hatte Herder schonend, aber mit einem bestimmt festgehaltenen Zweck, die Weise jener Naturvölker dem modernen Bewußtsein angenähert, wie in seiner Bearbeitung des Eid durch Abschwächung des wilden und Unvermittelten. Arnim verfolgte den entgegengesetzten Weg. Er suchte mit besonderer Vorliebe diejenigen Züge des Volksliedes hervor, welche in Form und Inhalt der herkömmlichen Empfindungsweise widersprechen. Jene Naturlaute, deren Anwendung sowohl Schiller als Schlegel, wenn auch aus verschiedenen Gründen, bei Bürger getadelt, kommen im Uebermaß vor, und das sittliche Gefühl ist zuweilen von einer so harten Naivetät, daß wir erschrecken. Die Volkslieder haben die Blüthe unserer neuen Lyrik gezeitigt; aber auch die neumodische Arabeskenpoesie rührt daher, das kindische Getändel mit wunderlichen Formen ohne Rücksicht auf den geistigen Inhalt.

Das Wunderhorn wurde dem deutschen Publicum vorzugsweise

durch Goethe's Kritik in der Jenaischen Literaturzeitung empfohlen (Bd. 32 S. 142):

„Diese Art Gedichte, die wir seit Jahren Volkslieder zu nennen pflegen, ob sie gleich eigentlich weder vom Volk noch fürs Volk gedichtet sind, sondern weil sie so etwas Stämmiges, Lächliges in sich haben und begreifen, daß der kern- und stammhafte Theil der Nationen dergleichen Dinge faßt, behält, sich zueignet und mitunter fortpflanzt. Dergleichen Gedichte haben einen ungläublichen Reiz, selbst für uns, die wir auf einer höhern Stufe der Bildung stehen, wie der Anblick und die Erinnerung der Jugend fürs Alter hat. Hier ist die Kunst mit der Natur im Conflict, und eben dieses Werden, dieses wechselseitige Wirken, dieses Streben, scheint ein Ziel zu suchen, und es hat sein Ziel schon erreicht. Das wahre dichterische Genie, wo es auftritt, ist in sich vollendet; mag ihm Unvollkommenheit der Sprache, der äußern Technik, oder was sonst will, entgegenstehen, es besitzt die höhere innere Form, der doch am Ende Alles zu Gebote steht, und wirkt selbst im dunkeln und trüben Elemente oft herrlicher, als es später im klaren vermag. Das lebhafteste poetische Anschauen eines beschränkten Zustandes erhebt ein Einzelnes zum zwar begrenzten doch unumschränkten All, so daß wir im kleinen Raume die ganze Welt zu sehen glauben. Der Drang einer tiefen Anschauung fordert Lakonismus. Was der Prosa ein unverzeihliches Hinterstübchenswörter wäre, ist dem wahren poetischen Sinne Nothwendigkeit, Tugend, und selbst das Ungehörige, wenn es an unsere ganze Kraft mit Ernst anspricht, regt sie zu einer ungläublich genussreichen Thätigkeit auf. . . . Das hie und da seltsam Restaurirte, aus fremdartigen Theilen Verbundene, ja das Untergehobene ist mit Dank anzunehmen. Wer weiß nicht, was ein Lied auszustehen hat, wenn es durch den Mund des Volkes, und nicht etwa nur des ungebildeten, eine Weile durchgeht? Warum soll der, der es in letzter Instanz aufzeichnet, mit andern zusammenstellt, nicht auch ein gewisses Recht daran haben? Bestien wir doch aus früherer Zeit kein poetisches und kein heiliges Buch, als insofern es dem Auf- und Abschreiber solches zu überliefern gelang oder beliebte.“

Wenn ein Ton erst einmal angeschlagen ist, finden sich bald zahlreiche einklingende Stimmen. Die Sammlungen von Volksliedern häuften sich so massenhaft, daß kaum noch eine Übersicht möglich war. Goethe hatte davor gewarnt, das Gleichgültige, Mittelmäßige und Schlechte wieder aufzfrisken. An diese Warnung lehrte man sich nicht mehr, man glaubte sich zur Vollständigkeit um so mehr berechtigt, da man mehr und mehr einen literarhistorischen Zweck verfolgte, oder wenigstens ein literarhistorisches Aushängeschild vorzeigte. Bei weitem die werthvollste dieser Sammlungen ist diejenige, welche Uhland mit allem Ernst einer reifen Gelehrsamkeit veranstaltet hat. Die unmittelbare Einwirkung auf das eigentliche Volk ist nicht groß gewesen; die rohe Bänkelsängerei der Mordgeschichten mit den dazu gehörigen etelhaften Bildern übte

auf das Publicum der Messen und Jahrmärkte doch immer eine größere Anziehungskraft aus, als eine mittelalterliche Ballade. Die Gebildeten haben den größten Gewinn davon gezogen, vorzugsweise durch Vermittelung der Componisten, die das Volkslied wieder zu Ehren brachten. Reinhard kommt darin das größte Verdienst zu.

Nach den Volksliedern kamen die Volksbücher daran, die romanhaften abgeschwächten Bearbeitungen der alten epischen Gedichte. Man hat den Werth dieser Bücher auf eine Weise überschätzt, die wir heute kaum mehr begreifen. Darauf wandte man sich an die mündliche Überlieferung. Man wurde auf die Sagen- und Gespenstergeschichten aufmerksam, die sich an eine alte Burg, ein verfallenes Haus, einen Wald knüpften, man bearbeitete sie entweder poetisch, oder presste sie in das große Herbarium der deutschen Alterthumswissenschaft. Von den abeligen Ruinen begab man sich in die Herbergen des Handwerks; man zeichnete seine Symbole, Gebräuche und Borurtheile auf, um überall farbenreiches Leben zur Versinnlichung der deutschen Volksgeschichte zu gewinnen. Der glücklichste Fund waren die Ammenmärchen. Schon Brentano hatte 1810 eine allgemeine Sammlung versucht; in größerm Stil wurde sie zwei Jahre darauf durch die Gebrüder Grimm ausgeführt. Wir führen diese beiden großen Gelehrten gleich hier ein, denn die Grundlage ihrer Thätigkeit, die unverändert dieselbe geblieben ist, gehört der Zeit an, in der wir uns hier bewegen, deren poetische Bestrebungen wir gar nicht verständen, wenn sie uns nicht durch das gelehrte Wirken der beiden Brüder erläutert würde. Zudem stehen sie in unmittelbarer Beziehung zu Arnim, der ihnen zeigte, wie man sich in den sinnlichen, der Phantasie zugänglichen, Theil der deutschen Vorzeit vertiefen kann.

Das innige Verhältniß der Brüder in der Wissenschaft wie im Leben ist ein unvergleichliches. Selbst als die Sage sich desselben bemächtigte und es zu einer Posse umgestaltete, hat sie die Spuren tiefer Gemüthlichkeit daraus nicht verwischen können. Ihre Anlage ergänzte sich bei ihrer gemeinsamen Arbeit auf eine wunderbare Weise. Ihre Neigung und die leitende Richtung ihres Strebens stimmten durchweg überein; ebenso ihre Bildung und ihre Gelehrsamkeit. Wenn dagegen der ältere Bruder in dem unermesslichen Material, das sie zu behandeln hatten, mit kühner Genialität, die eine Rechtfertigung vor der Masse verschmähte und verschmähen durfte, um sich griff, mit rascher gewaltiger Hand das Entlegenste zusammenführte und durch massenhafte Gruppierung sich den Weg bahnte, so erfreuen wir uns bei dem jüngern an der strengen sorgfältigen Methode, die sich selbst über jeden Punkt Rechenschaft giebt und die es auch dem Ungeübten möglich macht zu folgen, was bei Jakob nicht immer der Fall ist.

Jakob Grimm war 1785, Wilhelm 1786 zu Hanau geboren. Beide studirten unter Savigny zu Marburg die Rechte, der Erste seit 1802, der Zweite seit 1804. Jakob folgte 1805 der Einladung Savigny's nach Paris, dem er dort bei literarischen Arbeiten

half. 1808 wurde er auf Johannes von Müller's Empfehlung Bibliothekar zu Kassel und daneben noch zu vielfachen Geschäften gebraucht, bis er diese 1816 ganz aufgab. Sein Bruder war in Kassel sein College seit 1814. Beide verließen die Stadt und gingen nach Göttingen (1830), von wo sie in Folge des bekannten Protestes 1838 vertrieben wurden. Gemeinschaftlich wurden sie 1841 nach Berlin berufen, wo sie seit der Zeit in ununterbrochener segensreicher Thätigkeit gewirkt haben.

Früher waren die Ausgaben und Übersetzungen der alt-deutschen Gedichte nach dem Zeitgeschmack eingerichtet, man suchte sich lediglich des Stofflichen zu bemächtigen, und war auch in diesem nicht allzu genau. Die Gebrüder Grimm zeigten, daß es gegen die Natur einer Sprache ist, eine in den ältern Formen concipirte Dichtung den neuen Formen gefällig zu machen, daß durch leichtfertige Bearbeitungen der vorhandene Sprachschatz gestört und die lebendige Ausbildung unserer eigenen Sprachformen in falsche Bahnen gelenkt wird; sie stellten der deutschen Philologie die Aufgabe, die ältern Sprachdenkmäler in ihrer unverfälschten Form wiederherzustellen. Sie warnten vor voreiligen Auslegungen und Deutungen, sowohl nach der historischen als nach der mythologischen Seite hin, und zeigten, daß es vor allen Dingen nöthig sei, ebenso wie die poetischen Werke, ihre Quelle, die Sage, in der ursprünglichen Gestalt neu zu beleben, um so einen festen Boden zu gewinnen. Eine große Anzahl altdeutscher Werke verdankt den beiden Brüdern eine kritische nach allen Seiten hin gesicherte Ausgabe. Angeregt von ihnen, zum Theil unter ihrer Mitwirkung, gingen mehrere strebsame von dem Ernst ihrer Aufgabe ganz durchdrungene und mit der solidesten deutschen Gelehrsamkeit ausgestattete Männer gleichfalls ans Werk, und so ist uns der größte Theil unserer alten Sprachdenkmäler in einer Weise wiedergewonnen, wie es kaum eine andere Nation von sich rühmen kann. Freilich kennt auch keine andere ein so hingebendes neidloses der strengsten Ordnung und Disciplin unterworfenen Zusammenwirken von Gelehrten, die ihre eigene Anerkennung gering ansehend, wenn sie die Sache förderten.

Eine wissenschaftliche Geschichte der deutschen Philologie müßte auf die zahlreichen zum Theil dem ersten Range angehörigen Gelehrten, die nicht bloß in Deutschland sondern auch in England an dem großen Werk arbeiteten, ihr Augenmerk richten. Hier, wo es uns nur darauf ankommt, ein Bild von dem Geist zu entwerfen, in dem diese Wissenschaft betrieben wurde, genügt es, die beiden Brüder zu charakterisiren, in deren Werken die Bestrebungen aller übrigen Germanisten wie Rabien zusammenlaufen. Es ist einseitig, wenn man ihre Methode als bloß constructiv im Gegensatz zur analytischen bezeichnet, denn ohne Analyse giebt es überhaupt keine Wissenschaft. Was sie aber von den früheren Gelehrten unterscheidet, ist der feine poetische Sinn, mit welchem sie sich der Gegenstände bemächtigen. In allen Disciplinen, die sie behandelten, kam

es ihnen darauf an, der sinnlichen Grundlage auf die Spur zu kommen, der Schattenwelt der Abstraction zu entfliehen und das Leben in seiner concreten Erscheinung zu fassen. In der Mythologie fragten sie die Blumen, die man zu Zauberformeln anwendete, die Steine, die Berge und Wälder, die Flüsse, und überall antwortete ihnen ein belebender Geist, in dem man noch die alt-hebräische Phyllogonomie herauserkante. Die traditionellen Gebräuche mit ihrer sinnigen Symbolik, die Rechtsformen in ihrer bald feierlichen bald humoristischen Haltung, selbst die Worte in ihrem eigentlichen poetischen Sinne, das alles stellte sich ihnen in sinnlicher Klarheit dar und vergegenwärtigte ihnen das innere Leben der Vorzeit.

Wenn man aus Arnim's Dichtungen gar nichts zu machen weiß, so muß man sie als Übungen in der Farbenmischung zu diesem historischen Zweck verstehen. Dies ist auch die Seite, durch welche sich die Thätigkeit der Gebrüder dem Verständniß der Menge erschließt. Den riesenhaften Umfang ihrer Wissenschaft zu übersehen, ist nur wenigen Eingeweihten gestattet; das Einzelne aber tritt mit naturkräftiger Gewalt jedem empfänglichen Gemüth entgegen. Wenn diese sinnliche Belebung der ganzen Natur durch mythische Bilder an den Pantheismus erinnert, so wird dieser Eindruck noch verschärft durch die Methode, in der sie die verschiedenen Beziehungen mit einander verknüpften. A. W. Schlegel nennt einmal Grimm einen philologischen Heraklit, weil auch bei ihm, wie bei diesem Philosophen, Alles in ewigem Fluß ist. Dem bewußten Erkunden und der Reflexion gestattet Grimm in seiner historischen Darstellung der Sage, der Dichtung und der Sprache wenig Spielraum. Es wächst bei ihm Alles mit ewig gleicher Naturkraft aus dem Boden der Erde hervor, und der Genius steht nicht außer der Reihe dieser Naturspiele.

Es liegt die Gefahr nahe, in diesem beständigen Ineinanderschießen die Unterschiede zu verwischen, der leidenden, das Empfangene unbewußt verändernden, Überlieferung zu viel, der freien Dichtung zu wenig einzuräumen, das menschliche Bewußtsein zu sehr in die Gewalt der Natur zu vertiefen, das positive gleichmäßig fortgehende Wachsthum auch da wiederzusehen, wo die unbefangene Betrachtung eine Reihe von Irrthümern entdekt. Diese Gefahr wird noch dadurch vergrößert, daß die Gebrüder Grimm, wie die Schule, von der sie ausgingen, die festen Unterschiede des Raums und der Zeit zwar in der Erinnerung behielten, aber sie nicht darstellten. Die pantheistische Richtung ihres Geistes ist nicht günstig für die Einfachheit und Deutlichkeit der Erzählung, und wo sie aus der Darstellung und Betrachtung zur Erzählung übergehen, wird durch die Massenhaftigkeit und den schnellen Wechsel der Perspektiven der Zuschauer leicht schwimelig. Die Sprache ist an den Punkten, wo sie die letzten Resultate ihres Gedankens zu einem mächtigen Gefühl energisch zusammenfassen, von einer hinreißenden

Schönheit; aber sie ist nicht gleichmäßig, und ihre Bildlichkeit stirbt mitunter den Gedankengang.

Etwas von dem Haß gegen den logischen Schematismus und gegen die Logik überhaupt, dem wir bei Arnim und Brentano begegnen, zeigt sich auch bei den Gebrüdern Grimm, und die Hervorhebung des Unvermittelten und Regellosen grenzt zuweilen an Eigensinn. Zuweilen, wenn einmal der Schwung des Gedankens erlahmt, wird man an Jahn erinnert. Vorbild für unsern Stil kann ihre geniale Weise nicht sein; der gerade Weg ist auch in der Sprache der beste.

Nicht ohne tiefe Bedeutung ist es, daß im Anfang ihrer Arbeiten ihr durchgreifendstes Werk zugleich ein volksthümliches war. Wir meinen die Kinder- und Hausmärchen, deren erste Sammlung 1812 erschien. An unmittelbarer Bedeutung überragen diese Märchen das Wunderhorn unstreitig ebenso sehr, als der hinzugefügte Commentar das Nachwort Arnim's an wissenschaftlicher Tiefe. Hier ist der Kinderwelt einmal eine gesunde und kräftige Nahrung in die Hand gegeben und der poetische Sinn des ganzen Geschlechts erfrischt und geschärft. Zugleich waren diese Märchensammlung so wie die sich anschließenden Studien über Sage und Sitte Vorarbeiten zu dem großen Werk, dessen letzte Frucht einer spätern Zeit angehört, das aber in dieser seine Wurzeln schlug. Als Grimm seine Vorstudien in der deutschen Mythologie zusammenfaßte (1835), entstand über diese Fülle neuer Anschauungen, von denen man nichts geahnt, ein gewisser Schreck; die Beziehungen zur griechischen Götterlehre, die man bis dahin doch im Stillen immer zu Grunde gelegt, waren völlig verwischt. In diesem Werk hatte Grimm, um die Gesichtspunkte nicht zu verwirren, und ein sicheres individuell abgerundetes Material zu gewinnen, die nordische Mythologie ausgeschlossen, wenn er auch aus der Analyse des deutschen Heidenthums das Resultat gewann, daß es mit dem skandinavischen in seiner ursprünglichen Fassung zusammenfiel.

Um die echte Religion aus der entstellten Form zu entwickeln, in der sie uns die historischen Zeiten überliefert haben, geht er von der Einwirkung des Christenthums auf die alten Traditionen aus. Um sich verständlich zu machen, mußte das Christenthum die alten Naturgötter in den Rang böser Geister herabdrücken, während das Volk seine Traditionen, um sie wenigstens theilweise zu erhalten, in das Gewand der christlichen Legende kleidete. Der Polytheismus in seiner Individualisirung der göttlichen Kräfte kennt keine individuelle Symbolisirung des Bösen, die Tiefe der dämonischen Welt geht erst auf, sobald eine neue Religion sich zu dem Naturleben des Glaubens in Gegensatz stellt. Der eigentliche Aberglaube entspringt aus der Beibehaltung einzelner heidnischer Gebräuche und Ideen im Gegensatz zur herrschenden christlichen Lehre. Durch die heidnischen Vorstellungen, die dem Christenthum Widerstand leisten, zieht sich ein leiser Grundzug von Unbehagen und Trostlosigkeit, z. B. in den Elementargeistern, die trotz großer Be-

gabung und Schönheit die Hoffnung der Seligkeit entbehren. Gebrandmarkt mit dem Fluch der Unseligkeit, muß der Gott Thor nächstlich mit dem wilden Heer über die Gipfel der Forste brausen, gefolgt von persischen und griechischen Göttergestalten, die das Christenthum, ohne es zu wollen, aus dem Orient nach Deutschland übertrug. Mit einem Scharfsinn ohne Gleichen und einem tiefen poetischen Sinn zeigt Grimm den allmäligen Übergang dieser phantastischen Sagen in das Gemüth des Volks, wo sie einen finstern schrecklichen Charakter annahmen, ihre Ausbreitung zur Teufellehre, ihren entsetzlichen Mißbrauch in den Hexenprocessen, denen eine allgemeine Erkrankung der Phantasie und eine Verwilderung des Rechtssystems zu Grunde lag.

Indem auf diese Weise die einzelnen Reste der Sage in ihre Bestandtheile zerlegt werden, taucht aus dem Nebel der spätern Überlieferung ein helles Bild des altdeutschen Cultus auf, wie er war, ehe ihn ein feindlicher Glaube ins Böse verkehrte. Das Christenthum war nicht volksthümlich, es kam aus der Fremde und wollte althergebrachte einheimische Götter verdrängen, die das Land ehrte und liebte. Diese Götter und ihr Dienst gingen zusammen mit Überlieferungen, Verfassung und Gebräuchen des Volks. Ihre Namen waren in der Landessprache entsprungen und alterthümlich geheiligt. Könige und Fürsten führten Namen und Abkunft auf einzelne Götter zurück. Wälder, Berge, Seen hatten durch ihre Nähe lebendige Weihe empfangen. Allem dem sollte das Volk entsagen, und was sonst als Treue und Anhänglichkeit gepriesen wird, wurde von Verkündern und Anhängern des neuen Glaubens als Sünde und Verbrechen dargestellt und verfolgt. Nicht bloß die rohen blutigen Opfer, auch die sinnliche lebensfrohe Seite des Heidenthums war ihnen ein Greuel. Für den verheißenen Himmel sollte der Mensch seine irdischen Freuden und die Erinnerung an seine Vorfahren hingeben. Obschon das untergehende Heidenthum von den Berichterstattern geflissentlich in Schatten gesetzt wird, bricht doch zuweilen rührende Klage über den Verlust der alten Götter oder ehrenwerther Widerstand aus gegen die äußerlich aufgedrungene Neuerung. Die heilige Mythe, die früher der Priester an heiliger Stätte verkündet hatte, wurde nun im Kreise der Familie fortgepflanzt. Da alle Vorstellungen schwankten, nahmen sie häufig ein fremdes Gewand an, wo irgend eine sinnliche Vermittelung aufzufinden war: aus dem netzwerfenden Thor wurde Sanct Petrus, der Fischfänger, Freya verwandelte sich in die Jungfrau Maria, aus dem Kreise der Asen wurden die Apostel. Aber das Stoffliche blieb und wurde selbst in den Einzelheiten so getreu, als es die Sage überhaupt vermag, der spätern Zeit überliefert.

Als dann das Leben eine bestimmte Physiognomie annahm und sich zum Träger der allgemeinen volksthümlichen Bildung erhob, wurde der Mythos noch mehr in die untern Schichten des Volks herabgedrückt. Herumziehende Handwerker, Schuster und

Schneider, Bagabunden und Hanswürste traten an die Stelle der alten Götter. So bildete sich jenes volksthümliche deutsche Märchen aus, das in einfachem Zuschnitt dennoch die feinsten Züge unserer Geistesgeschichte versinnlicht, und dem wir alle in unserer Kindheit mit Behagen gelauscht haben.

Es ist bemerkenswerth, daß der Eifer der Gelehrsamkeit, diese Denkmäler des Volksgeistes zu sammeln, gerade in einer Zeit eintrat, wo die Sage anfang sich abzuschwächen und zu verblässen, wo also die Gefahr ihres gänzlichen Verlustes nahe lag. Jetzt lernte die gebildete Welt, daß sich das Volk in seinem naturwüchsigen Schaffen viel bessere Geschichten zu erzählen weiß, als der Romantiker, der aus Doctrin zum Naiven und Wunderbaren zurückkehrt. Auch der Wissenschaft wurde ein reiches Material zu neuen Forschungen geboten, da häufig hinter dem kleinsten Zuge, an dem der gewöhnliche Leser achtlos vorübergeht, ein kostbarer Rest der alten Überlieferung sich versteckt. Seitdem Arnim, Brentano, Görres und die Gebrüder Grimm die Anregung gegeben haben, wird eine Provinz unsers Vaterlandes nach der andern von unverdrossenen Forschern durchreist, um Märchen, Sagen, Volkslieder, Gewohnheiten und Sprüche zu sammeln. Sie haben eine merkwürdige Fertigkeit, sich unter das Volk zu mischen und Alles, was sich an Reminiscenzen aus der alten Zeit in seinem Gedächtniß erhalten hat, aus ihm herauszuloden. Das Volk selbst mag sie wohl als komische Erscheinungen betrachten und ihnen nicht selten etwas aufbinden, wie auch ihre eigenen Combinationen der altnordischen Götter mit modernen Schneidern und Tagelöhnern nicht selten ans Abenteuerliche streifen. Wenn sich der Gott Thor zuweilen in den heiligen Petrus und dieser zuweilen in einen lustigen Schneidergesellen verwandelt, weil sich das Volk Alles ins Gegenwärtige überseht und in seinen Träumen die ganze Vergangenheit umspannt, so möchte doch wohl nicht hinter jedem Schneidergesellen des Märchens ein scandinavischer Gott zu suchen sein, da das Volk auch an dem, was es unmittelbar vor sich sieht, seinen Witz ausübt.

Trotzdem hat diese stille bescheidene Wirksamkeit im Ganzen genommen zu erstaunlichen Resultaten geführt. Jene Sammler stehen in einer ununterbrochenen Beziehung zu einander, sie bilden eine Art von Freimaurerorden, der eine macht den andern auf fragliche Punkte aufmerksam, und so entsteht ein methodisches Wirken, welches sich in mancher Beziehung an das naturwissenschaftliche Studium anschließt. Freilich macht eine solche Sammlung stets den Eindruck eines großen Herbariums; der eigentliche Duft und selbst die Physiognomie dieser Sagenbildungen ist doch abgestreift, und man muß den culturhistorischen Gesichtspunkt mitbringen, um sich mit lebendigem Interesse an diesen auseinandergerissenen Gliedern der Volksdichtung zu betheiligen.

Mit gleichem Erfolg ist die Umgestaltung des poetischen Nationalgehalts durchforscht worden. Die deutsche Heldensage

von Wilhelm Grimm (1829) giebt uns davon ein anschauliches Gemälde, dessen Grundzüge feststehen, obgleich es noch täglich ergänzt wird. Grimm sucht die Einwirkung der Sage auf das Epos, der Geschichte auf die Sage und der freien Combination auf die daraus hervorgegangenen Formen im Einzelnen nachzuweisen. Ein solcher Versuch ist bei dem deutschen Sagenkreise vollständiger durchzuführen, als bei dem griechischen, weil uns in jenem eine viel reichere Zahl von Übergangsmomenten zu Gebote steht. Grimm zeigt, wie die verschiedenen Systeme, nach denen man bisher volksthümliche Dichtungen ausgelegt, zur Einseitigkeit führen mußten: wie die Zurückführung der Heldensagen auf den reinen Götterglauben durch das Übergehen der einen Vorstellung in die andere allmählig alle Gestalten in Nebel auflöst, und wie die historisch-pragmatische Auslegung nicht bloß gegen den Geist der Poesie ungerecht ist, sondern auch der wirklichen Geschichte keinen Gewinn bietet. Er zeigt, wie erst allmählig durch historische Reminiscenzen, durch Verpflanzung in fremde Gegenden, durch Combinationen verschiedener Sagenkreise, durch naives unkritisches Bemühen, Zusammenhang und historische Folgerichtigkeit darzustellen, die Sage verwandelt und entfleckt wird, wie man einen geschichtlichen Stoff nach dem andern in den Fabelkreis aufnimmt und ihn in das Gewand desselben kleidet, so daß trotz der scheinbaren Beibehaltung des Inhalts durch die veränderte sittliche Auffassung der Zeit die ganze Färbung der Sage sich umgestaltet. Unübertrefflich schön ist die Vergleichung zwischen den drei Hauptperioden der Heldensage, zwischen der Edda, den Nibelungen und dem Heldebuch.

Im engsten Zusammenhang mit der Religion, Sage und Dichtung steht die Sitte und das Rechtswesen; auch nach dieser Richtung hin haben die deutschen Rechtsalterthümer von F. Grimm (1828) eine Seite eröffnet, auf welche man noch gar keine Aufmerksamkeit verwandt hatte: das sinnliche Moment des Rechts. In den ursprünglichen Rechtsformen aller Völker knüpft sich jedes neu eintretende Verhältniß an bestimmte hergebrachte Symbole (Wahrzeichen), und die Geseze sind noch nicht vom poetischen Ausdruck getrennt. Niemand hatte eine Ahnung, eine wie unendliche Fülle dieser Alterthümer sich theils in der Tradition theils in Schriften bei uns noch erhalten hatte. Durch Grimm's Forschungen gewinnt in unserer ältern Geschichte Alles Farbe und Gestalt, die trockensten Contractverhältnisse erheben sich zu individuellem Leben, alle Gewohnheiten nehmen eine bestimmte die Einbildungskraft anregende Physiognomie an, alle Gegenstände der Natur, der beseeelten wie der unbeseeelten, knüpfen sich bedeutungsvoll an altherkömmliche Sitten und Gewohnheiten, und es ist kein Geräth, kein Handwerkzeug so niedrig und so arm, daß es nicht der Wissenschaft dienen müßte. In der Freude über diese farbenreichen Erscheinungen und zur Abwehr der einseitigen Vorliebe für die moderne Gleichförmigkeit läßt sich Grimm hin und wieder zu romantischer Empfindsamkeit verleiten: „Statt der persönlichen Bußen

des Alterthums haben wir unbarmherzige Strafen, statt seiner farbigen Symbole Stöße von Acten, statt seines Gerichts unter blauem Himmel qualmende Schreibstuben, statt der Zinshühner und Fastnachtseier kommt der Pfänder, namenlose Abgaben in jeder Jahreszeit zu erpressen . . . Einböziger Mattheit gewichen ist die individuelle Persönlichkeit, die kräftige Hausgewalt des alten Rechts.“ Grimm steht in seiner Sprachlehre sehr wohl ein, daß die Abschwächung der sinnlichen Laute nothwendig war, um eine classische Form der allgemeinen Bildung hervorzubringen: es ist mit dem Recht nicht anders; sein sinnlicher individueller Inhalt muß verblasen, damit der allgemeinen Gerechtigkeit Bahn gebrochen werde. Das Werk regte zu allseitigen Forschungen an, und das Resultat derselben war die Sammlung der deutschen Weisthümer, jene ursprünglichen Rechtsregeln, Sprüche, Gesetze und Einrichtungen, in denen die poetische Form sich noch über das bürgerliche Bedürfnis mächtig hielt. Auf die historische Entwicklung des Rechts und die damit verbundenen concreten Zustände hat Grimm weniger Gewicht gelegt; es kam ihm auch hier mehr auf Farbe als auf Zeichnung an.

Mit einiger Scheu gehen wir an diejenige Leistung, die Grimm's Ruhm vorzugsweise erhalten wird, die aber außerhalb des Kreises unserer Betrachtungen fällt, und auf die wir nicht einmal hinzuweisen wagten, wenn er uns nicht selbst in seinen Schriften die Hand böte, um uns in das Labyrinth seiner Studien zu leiten. Die drei großen Werke, in denen seine philologische Thätigkeit gipfelt, sind seine Grammatik, seine Geschichte der deutschen Sprache und sein Wörterbuch. Die beiden ersten sind nur für den Gelehrten im strengsten Sinne des Wortes gemacht, nur diesem verständlich und nutzbar. Das Wörterbuch dagegen gehört dem Volk, und ist in gewisser Beziehung der Schlüssel zu der ganzen frühern Litteraturperiode. Auf dieses müssen wir daher ausführlicher eingehen, während wir jene beiden ersten Werke nur flüchtig berühren. — Die deutsche Grammatik erschien 1819. Ihre Aufgabe war, den Inhalt und die Gesetze der deutschen Sprache, wie sie sich im Laufe von fast zwei Jahrtausenden und in einer Ausdehnung, die den größten Theil Europa's umfaßt, entwickelt hatte, in einem Gesamtbilde darzustellen. Wenn auch die indogermanische Sprachverwandtschaft aus dem Spiel blieb, weil es zunächst darauf ankam, das individuelle Leben des bestimmten Sprachstammes zu verfolgen, so war der Umfang dieser Untersuchungen doch ungeheuer: das Gothische, das Alt-, Mittel- und Neuhochdeutsche, das Niederdeutsche, Niederländische und Angelsächsische, ferner die skandinavische Sprache in allen ihren Mundarten wurde in diesen Kreis gezogen, jede dieser Formen in ihren Lauten wie in ihren Flexionen einer individuellen Analyse unterworfen, und die Verwandtschaft, so wie die Abweichung (letztere vorzugsweise durch das Gesetz der Lautverschiebung) ans Licht gestellt. Erst durch diese feste Grundlage der deutschen Grammatik, der sich bald darauf

Studien über die slavische Sprache angeschlossen, wurde in das unermeßliche Gebiet der vergleichenden Sprachwissenschaft Ordnung und Methode gebracht. — Als Jacob Grimm seine Geschichte der deutschen Sprache vollendete, mitten im Ausbruch der Revolutionsstürme, wo man nach sansculottischer, zersahrener, ungeschichtlicher Freiheit strebte, schrieb er am Schluß seiner Vorrede, 7. März 1848: „Ich arbeite zwar mit ungeschwächter innerer Lust, aber ganz einsam, und vernehme weder Beifall noch Tadel sogar von denen, die mir am nächsten stehend mich am sichersten beurtheilen könnten. Ist das nicht ein drohendes Zeichen des Stillstands oder gar der Abnahme gemeinsam sonst froh gepflogener Forschungen, für die fast kein Ende abzusehen schien?“ Die Furcht war eitel; schon 1853, wo wieder sehr ungeschichtliche, undeutsche, inhaltlose „conservative“ Tendenzen sich hervorbrängten, erschien die zweite Auflage des Werks: ein schönes Zeichen von dem Fortwirken des deutschen Geistes, der productiven Kraft unserer Geschichte, das uns über die Schwankungen seiner augenblicklichen Erscheinung beruhigt. Es hat sich seitdem Vieles abgeklärt, was das deutsche Leben in ein wüstes Chaos zu vertiefen schien, wenn auch viele schöne Illusionen damit aufgelöst sind.

Wenn Grimm damals (11. Juni 1848) an Servinus schrieb: „Es kann kommen, daß nun lange Zeit diese Studien darniederliegen, bevor das mühlende öffentliche Geräusch ihnen wieder Raum gestatten wird; sie müssen uns dann wie ein edler und milder Traum hinter uns stehender Jugend gemuthen, wenn aus Ohr der Wachenden ein roher Wahn schlägt, alle unsere Geschichte von Arminius an sei als unnütz der Vergessenheit zu übergeben und bloß am eingebildeten Recht der kurzen Spanne unserer Zeit mit dem heftigsten Anspruch zu hängen.“ — so ist eine solche Abirrung des politischen Strebens, und das ist keiner der geringsten Erfolge jener Zeit, jetzt vollständig überwunden. Es giebt keine Partei in Deutschland mehr, die einem flachen weltbürgerlichen Liberalismus die Eigenthümlichkeiten des deutschen Lebens und der deutschen Geschichte opfern möchte, und die Demokraten wetteifern mit den Constitutionellen und Absolutisten, sich in den Strom des vaterländischen geschichtlichen Lebens zu vertiefen, von dem uns kein Sturm von außen mehr hinwegwehen soll.

Grimm hat es dem Volk nicht leicht gemacht, den uner schöpflischen Reichthum bedeutendster und folgenreichster Forschungen, den er darbietet, sich anzuweignen. Sein Methode, aus dem Einzelnen anzufangen und aus der massenhaften Anhäufung des Einzelnen das Allgemeine aufzubauen, ist für die Wissenschaft ersprießlicher, als für den Leser, der nach Resultaten eilt. Er spricht sich in der Vorrede darüber aus: „Jede Wissenschaft hat ihre natürlichen Grenzen, die aber selten dem Auge so einfach vorliegen, wie das Stromgebiet des Bachs, in dessen Mitte nach unsern Weissthümern ein schneidendes Schwert gesteckt ward, damit das Wasser zu beiden Seiten abfließe. Willige Forscher sollen also den verschlungenen

Pfaden folgen, und bald leichteres, bald schwereres Geschäfte anlegen, um sie betreten zu können. Wer nichts wagt, gewinnt nichts, und man darf mitten unter dem Greifen nach der neuen Frucht auch den Muth des Fehlens haben. Aus dem Dunkel bricht das Licht hervor, und der vorschreitende Tag pflegt sich auf seine Fehlen zu stellen. Von der großen Heerstraße abwärts liebe ich durch enge Kornfelder zu wandeln und ein verkrochenes Wiesenblümlinchen zu brechen, nach dem Andere sich nicht niederbücken würden."

Bei dieser Anlage der Forschung gab es nur einen Weg, dem Suchenden die Folge zu erleichtern, nämlich Hauptweg und Nebenpfade mit starken sinnlich wahrnehmbaren Strichen zu scheiden. Daß Grimm diese in der deutschen Wissenschaft sonst übliche Scheidung ver schmäh't, erschwert hauptsächlich das Studium seiner Schriften. Dazu kommt bei der „Geschichte" die Schwierigkeit des Inhalts. Das Wörterbuch beschäftigt sich ausschließlich mit dem neuhochdeutschen Sprachschatz, die Grammatik mit den verschiedenen Zweigen des germanischen Stammes; die „Geschichte" taucht sich mit einer erschreckenden Kühnheit in den Ocean jener Sprachverwandtschaft, die man als die indogermanische zu bezeichnen pflegt, und unternimmt es, innerhalb desselben dem germanischen Strom sein Bett anzuweisen, in historischem Zusammenhang, oft nur durch einzelne unscheinbare Malzeichen geleitet.

Viele Jahre hindurch hatte sich Grimm mit dem Plan eines deutschen Wörterbuchs getragen, welches den gesammten Sprachschatz des deutschen Volks von Luther bis auf unsere Zeit umfassen sollte. Alte und junge Gelehrte, so viel sich überhaupt mit der deutschen Literatur beschäftigten, waren zu diesem Zweck in Thätigkeit gesetzt. Nach einem streng organisirten Plan wurde gearbeitet. Jedem von ihnen wurde einer von jenen Schriftstellern vorgelegt, in denen die schöpferische Bildungskraft der Sprache sich am bedeutendsten krystallisirt. Sie mußten jedes Wort, welches in irgend einem ungewöhnlichen oder zu einer allgemeinen Regel anregenden Sinn gebraucht wurde, verzeichnen und die Quelle dazu anführen; Millionen von Zetteln kamen auf diese Weise zusammen, und so sah sich Grimm endlich 1852 in den Stand gesetzt, an die wirkliche Ausführung zu schreiten. Der Zweck des Wörterbuchs ist nicht, wie bei dem berühmten Lexicon der französischen Akademie, die Sprache und ihre Gesetze zu fixiren, das Wohlstandige von dem Unrichtigen zu scheiden, sondern die naturwüchsig-e Bildung in ihrem ganzen Umfang zu verfolgen. Jedes bedeutendere Wort hat seine Geschichte; von allen sind wenigstens einige sinnige Bände angeführt.

Nun könnte man sich zwar versucht fühlen, abgesehen von dem gelehrten Werth, den im ganzen deutschen Volke Niemand in Frage stellen wird, an der Zweckmäßigkeit eines solchen Unternehmens für die gegenwärtige unmittelbare Fortbildung unserer Sprache zu zweifeln, die ohnehin schon an einer grenzenlosen Zer-

fahrenheit leidet, und der vielleicht durch einen strengen ablehnenden Classicismus besser aufzuhelfen wäre, als durch eine liebevolle Gefügigkeit; allein diese Ansicht ist einseitig. Die gegenwärtige Verwirrung liegt theils allerdings in der Willkür der einzelnen Schriftsteller, die nach Neuem greifen, um Aufsehen zu machen, theils aber auch an der Unwissenheit und Nachlässigkeit über den Sinn der Worte, die sich durch fortwährende Entstellungen von ihrer ursprünglichen Quelle getrennt haben. Nicht durch willkürliche Festsetzung dessen, was richtig ist, kann diesem Unwesen abgeholfen werden, sondern nur durch gründliche Erkenntniß. Freilich wird auch diese Wirkung, wie die aller der übrigen großen Schöpfungen Jacob Grimm's, dem gesammten Volk erst in einer spätern Generation zu Gute kommen. „Wer unsere alte Sprache erforscht und der Vorzüge gewahr wird, die sie gegenüber der heutigen auszeichnen, steht anfangs sich unvermerkt zu alten Denkmälern der Vorzeit hingezogen und von denen der Gegenwart abgewandt. Je weiter aufwärts er klimmen kann, desto schöner und vollkommener dünkt ihn die leibliche Gestalt der Sprache, je näher ihrer jetzigen Fassung er tritt, desto weher thut ihm, jene Macht und Gewandtheit der Form in Abnahme und Verfall zu finden. Mit solcher Lauterkeit und Vollendung der äußern Beschaffenheit der Sprache wächst und steigt auch die zu gewinnende Ausbeute, weil das Durchschärfere mehr ergiebt, als das schon Getrübe und Verworrne."

Selbst in Büchern des 16., ja 17. Jahrhunderts kam Grimm die Sprache, aller Verwirrung und Rohheit ungeachtet, in manchen ihrer Bände noch beidenswerth und vermögender vor, als unsere heutige. Welchen Abstand stellte die edle freie Natur der mittelhochdeutschen Dichtungen dar! Doch nicht einmal aus ihrer Fülle schienen alle grammatischen Entbedungen von Gewicht hergeleitet werden zu müssen, sondern aus sparsam fließenden fast verstopfenden althochdeutschen Quellen, die uns unserer Zunge älteste und gefügigste Regel kund thaten. Es gab Stunden, wo Grimm für abhanden gekommene Theile des Ulfilas die gesammte Poesie der besten Zeit des dreizehnten Jahrhunderts mit Freuden würde ausgeliefert haben. Den leuchtenden Gesetzen der älteste Sprache nachspürend, verzichtet man lange Zeit auf die abgebliebenen der von heute. Allein auch sie weiß schon ihren Anspruch zu erheben. Nicht nur ist der neue Grund und Boden viel breiter und fester, als der oft ganz schmale lockere und eingeeugte alte, darum aber mit sicherem Fuß zu betreten, sondern jener Einbuße der Form gegenüber steht auch eine geistigere Ausbildung und Durcharbeitung.

Was dem Alterthum doch meistens gebrach, Bestimmtheit und Leichtigkeit der Gedanken, ist in weit größerm Maß der jetzigen zu eigen geworden, und muß auf die Länge aller lebendigen Sinnlichkeit des Ausdrucks überwiegen. Sie bietet also einen ohne alles Verhältniß größern, in sich selbst zusammenhängenden und ausgeglichenern, Reichthum dar, der schwere Verluste, die sie erlitten

hat, vergessen macht, während die Vorzüge der alten Sprache oft nur an einzelnen Plätzen, abgebrochen und abgerissen, statt im Ganzen wirksam erscheinen. Bei allen durch die Zeit hervorgebrachten Verschiedenheiten waltet im Großen dennoch eine beträchtlich durchblickende Gemeinschaft zwischen alter und neuer Sprache, die in allen ihren Wendungen und Sprüngen zu belauschen überraschende Freude macht.

Seit den Befreiungskriegen ist allen edlen Schichten der Nation anhaltende Sehnsucht entsprungen nach den Gütern, die Deutschland einigen und nicht trennen. Seiner Dichter und Schriftsteller, nicht allein der heutigen auch der früher dagewesenen, will das Volk nun besser als vorher theilhaft werden und sie mit genießen können. Es ist recht, daß durch die wieder aufgethanen Schleißen die Fluth des Alterthums, so weit sie reiche, bis hin an die Gegenwart spüle. Zur Forschung über den Verhalt der alten verschollenen Sprache fühlen Wenige sich berufen, in der Menge aber waltet das Bedürfniß, der Trieb, die Neugier, den gesammten Umfang und alle Mittel unserer lebendigen, nicht der zerlegten und aufgelösten Sprache kennen zu lernen. Das Wörterbuch soll ein Heiligthum der Sprache gründen, ihren ganzen Schatz bewahren, Allen zu ihnen den Eingang offen halten; ein Denkmal des Volks, dessen Vergangenheit und Gegenwart in ihm sich verknüpfen. Es soll eine lebhaftere Empfindung für den Werth der Muttersprache einflößen und auf die gestärkte Dauer der Sprache einwirken. Schützt es nicht alle Wörter, so hält es doch die Mehrzahl aufrecht. „Die lebendigste Überlieferung erfolgt freilich von Munde zu Munde, und nach Verschiedenheit der Landschaften ist ein Menschenschlag rühriger und sprachgewandter, als der andere. Durch ausgestreuten Samen können aber auch verödete Fluren wieder urbar werden.“ Es gilt, den Umfang des ganzen neuhochdeutschen Zeitraumes zu erschöpfen und dadurch nicht allein das Verständniß der einzelnen Ausdrücke zu ergründen, sondern auch die Liebe zu den vergessenen Schriftstellern dieser Zeit wieder anzufachen.

Es wäre verkehrt, den Blick vom Alterthum abzuwenden und das Wörterbuch auf die kurze Spanne der Gegenwart anzuweisen, als könnte irgend eine Zeit auch sich allein begriffen werden. Jede Sprache steht nicht nur in ihrem nächsten Kreis, es sind auch noch fernere und ausgebehntere um sie gezogen, deren Einfluß sie sich nicht ganz entziehen darf, deren Bewußtsein sie nicht völlig verloren hat, wenn es schon dunkler und schwächer geworden ist, wie dem Gedächtniß die entlegensten Dinge urplötzlich wieder gegenwärtig werden. So ist es auch mit den fremden Ausdrücken. Alle Sprachen, so lange sie gesund sind, haben einen Naturtrieb, das Fremde von sich abzuhalten, und wo sein Eindrang erfolgte, es wieder auszustoßen, wenigstens mit den heimischen Elementen auszugleichen. Fällt von ungefähr ein fremdes Wort in den Brunnen einer Sprache, so wird es so lange darin umgetrieben, bis es ihre Farbe annimmt und seiner fremden Art zum Troze

wie ein heimisches ausfließt. Erst allmählig begann jener Widerwille gegen den fremden Laut sich abzustumpfen, und man suchte nun eine Ehre darin, das Heimische aufzugeben und das Fremde an dessen Stelle zu setzen. Unmöglich wäre die Ausschließung aller solcher Wörter, die im Boden unserer Sprache Wurzel gefaßt und aus ihr neue Sprossen getrieben haben. Das Wörterbuch soll der Ausländerei Abbruch thun, aber auch die Abwege vermeiden, auf welche von unberufenen Sprachreinigern gelenkt worden ist.

Die Herausgeber sind eifrig allen Wörtern der ältesten Stämme des Volks nachgegangen, der Hirten, Jäger, Vogelsteller, Fischer u. s. w., sie haben auch Kochbücher und Arzneibücher, selbst das Nothwäldch der Gauner nicht verschmäht. In unsern gelehrten Ständen, als solchen, wohnt heute keine eigenthümliche Übung und Ausbildung der deutschen Sprache mehr. Die geistliche Beredsamkeit steht ganz unter dem Geßel des allgemeinen Fortschritts. Bei den Rechtsgelehrten sind fast alle Spuren einer noch bis ins 15. Jahrhundert lebendigen Überlieferung der alten reichen Gerichtssprache getilgt; die gegenwärtige Gerichtssprache erscheint ungesund und fastlos, mit römischer Terminologie hart überladen. Hinter allen abgezogenen Bedeutungen des Werts liegt eine sinnliche und anschauliche auf dem Grund, die bei seiner Findung die erste und ursprüngliche war. Es ist sein Leiblicher Bestandtheil, oft geistig überdeckt und verflüchtigt; diese zu ermitteln und zu entfalten, ist eine Hauptaufgabe des Wörterbuchs. Wie weit immer die Ausfichten seien, die dem überraschten Blick des Sprachforschers das Sanftkrit eröffnet, wie zutreffend eine Menge der aus ihm gewonnenen und gewinnbaren Etymologien, so verbleibt doch auch jeder der urverwandten Sprachen ihre eigene Durchsichtigkeit, die an bestimmter Stelle wirksam sein muß. Die innern den Wortbedeutungen wärmer angeschlossenen Ergebnisse sind zuweilen den scharfsinnigsten Vermuthungen überlegen, die auf die bloßen Lautverhältnisse gegründet werden. Bei unsern deutschen Wörtern muß man vor Allem versuchen, ob sie nicht auch innerhalb dem deutschen Gebiet selbst sich erklären lassen, das zwar nur engere aber der Natur der Sache nach oft sichrere Schritte zu thun erlaubt.

Diese Andeutungen sind fast alle nach Grimm's eigener Anleitung, die er in seiner Vorrede zum Wörterbuch gegeben hat. Man muß dieses unschätzbare Werk selbst studiren, dessen reichste Fülle sich in jener Vorrede zusammendrängt, um zunächst vor dem Verfasser selbst, dann vor der deutschen Gelehrsamkeit die tiefste Ehrfurcht zu empfinden. Das Wörterbuch ist ein Bild des deutschen Volkes selbst. Wir sind unerschöpflich reich an dem ebelsten Besitzthum; aber um es in Anwendung zu bringen, müssen wir es uns erst mühselig zusammensuchen, und die Periode, in der das geschieht, hat etwas Unstütes, Zerfahrenes, ja Revolutionäres, wie im Kleinen der Umbau eines Hauses. Darum haben wir im Wörterbuch zugleich den Schlüssel für die ganz feltfame unständige

und zerfahrene Poesie zu suchen, die mit der Restauration des deutschen Wesens verknüpft war. Die Dichtkunst suchte auf demselben Wege, den die Gelehrsamkeit betrat, und es schwebte ihr auch das nämliche Ziel vor; aber weniger glücklich als jene, blieb sie auf halbem Wege stehen, verlor alle Richtung, und warf sich zuletzt hilflos zur Erde, um durch weiche Empfindsamkeit den Zweifel an sich selbst zu erstickten.

Nicht bloß der Charakter der Dichtung wird in einer solchen Periode des Übergangs angegriffen, auch die Menschen unterliegen ihrem Einfluß. Einer der gelehrtesten und geistreichsten Freunde Grimm's und Arnim's war Hartwig von Meusebach, geb. 1781 im Mansfeldischen, seit 1819 Geheimrath in Berlin, gest. 1847, der Begründer jener ausgewählten deutschen Bibliothek, in welcher so ziemlich unser ganzer Sprachschatz erschöpft ist. Wenn einer seiner genauen Freunde es über sich gewinnen könnte, von diesem widerspruchsvollen Charakter, in dem die tiefste Weisheit und die ausgelassenste Albernheit, sittlicher Ernst und ruchlose Gelüste seltsam vereinigt waren, ein getreues Bild zu entwerfen, so würden wir diese ganze Periode besser verstehen.

44. Franz von Baader.

In München starb am 23ten Mai 1841 dieser Haupt- und Grund-Philosoph, Gnostiker, Theurg, Mystiker, oder wie man ihn nennen will, der in der deutschen Philosophie mehr als vierzig Jahre eine höchst merkwürdige Stelle behauptete, und unter den Pflegern der Wissenschaft ohne Frage einer der begabtesten war, die unsere Zeit gesehen hat. Wenn bei irgend einem Philosophen Vaterland und Aufenthalt nicht gleichgültig sind, so ist es bei diesem, der durch und durch ein Baier war, und diese Eigenschaft im Leben wie in der Wissenschaft nie verläugnete. Schon seit dem Auftreten Kant's begleitete er alle Umwandlungen der deutschen Philosophie mit scharfer Aufmerksamkeit, mit störender Einrede, mit ergänzender Aushilfe, und niemals erschien er als Denker im Fehl, nie wurde er überflügelt und zurückgelassen, im Gegentheil war er meist voran und überlegen, und hatte noch Kräfte zuzusetzen, wo die Andern längst erschöpft waren. Er hat Fichte, Schelling, Hegel gefaßt und eingesehen, eine Weile mit ihnen gehen können, sie gebilligt und getadelt, wie es kam; dann aber sie stehen lassen und seinen eignen bestimmten nie in seiner Richtung schwankenden Weg einsam fortgesetzt.

Seine Wissenschaft ist die philosophische Geheimlehre, welche von den ältesten Zeiten her in einer kleinen Schaar von ausgewählten Wissenden sich fortgepflanzt hat, und zuweilen durch Inspiration des Genius zu neuer wirksamer Gestalt gelangt ist, wie bei Jacob Böhme, meist aber durch ausdrückliche Ueberlieferung und

Einweihung mittelst geheimer Gesellschaften ihre Jünger gewonnen hat. Hier ist es, wo die mystische Philosophie oder Gnostik einerseits mit den Tempelherren, andererseits mit den höheren Graden der Freimaurerei zusammenhängt. Baader war im Besiz der tiefsten Geheimnisse der Freimaurerei, der Rosenkreuzerei, des Martinismus, und sein Denken und Streben wirkte unausgesezt in dieser Richtung, wenn auch er selbst jeder äußern Verbindung mit solchen Gesellschaften längst entsagt hatte. Diese Geheimlehren sind aus dem Christenthum entstanden und bekennen sich zu ihm; sie haben eine Seite, die durchaus mit dem Katholizismus übereinstimmt, der aber seinerseits mißtrauisch gegen sie ist; sie haben aber auch eine Seite, die sich mehr der jüdischen Ueberlieferung anschließt; im Ganzen halten sie sich, ohne jemals wider die Religion zu sein, doch neben den bestimmten Formen jeder Kirche, und stellen sich in manchen Beziehungen sogar in gleicher oder wohl auch überlegener Macht voran.

Es ist nicht wohl zu bezweifeln, daß ein tiefes und gründliches Wissen, nicht nur der geistigen Dinge sondern auch der Natur, in diesen Kreisen viele Jahrhunderte hindurch überliefert worden ist, ohne daß die profane Wissenschaft sich eines Antheils daran hätte rühmen können. Die wunderbarsten Übereinstimmungen sprechen laut für diese Thatsache, z. B. daß Jacob Böhme, dieser von seinen Anhängern vergötterte Mystiker, dessen Schriften einem gebildeten Deutschen des achtzehnten Jahrhunderts wie Unsinn und Wahnsinn erscheinen, durch einen Franzosen während der Revolution erkannt, gewürdigt und übersezt worden, durch Saint-Martin nämlich, der sie nicht nur mit Entzücken las und zu verstehen vorgab, sondern sie auch Andern wirklich klar zu machen wußte, daß sie nun diesen nicht mehr Unsinn und Wahnsinn dünkten. Wieser manche der neueren Funde in der Physik und Mathematik jenen Eingeweichten, wie behauptet wird, schon längst bekannt oder doch bloß Folgerungen der dort gäng und gäben Erkenntnisse gewesen, lassen wir dahingestellt; ungläublich aber ist die Sache keineswegs. Mit diesen tiefen geheimen Wissenschaften nun verband Baader, was vielleicht so noch nicht vorgekommen, die ganze Macht der philosophischen Spekulation und Dialektik, wie sie der gewöhnlichen weltlichen Wissenschaft eignet. Seine gesellige Gabe der Mittheilung, seine Leichtigkeit und stete Bereitschaft, jede Höhe und Tiefe zu durchmessen, sind wahrhaft einzig zu nennen. Wenn er seine Reichthümer des Geistes entfaltete, glaubte man einen Seher zu vernehmen, dem verborgene Schätze anvertraut sind, um sie den Befähigten zu offenbaren.

Baader hat große Reisen gemacht, in früherer Zeit nach Frankreich und England, in späterer nach Osterreich, Preußen und Rußland. Der Kaiser Alexander von Rußland war aufmerksam auf ihn geworden, und ließ ihm, unter dem seltsamen Titel eines Korrespondenten des Kultusministeriums, ein äußerst bedeutendes Jahrgehalt auszahlen. Der Kaiser Franz von Osterreich und der

König von Preußen bezeugten ihm ebenfalls einen näheren Antheil, besonders in Betreff der Ideen, die er als der Feind alles Revolutionären und Atheistischen zur Wiederbelebung des Staats und der Kirche den großen Monarchen vorgelegt hatte.

Werkwürdig ist das Übergewicht, welches Baader durch geistigen Umgang auf die verschiedenartigsten Personen ausgeübt hat. Schelling war in früherer Zeit ganz von ihm eingenommen, eben so der Physiker Ritter, Friedrich von Schlegel, der doch einen tiefen eignen Kern hatte, lebte einige Zeit nur in Baader's Ideen und Mittheilungen. Auch Adam von Müller, Schleiermacher, Koreff und eine Menge Andreer entgingen diesem Loos nicht. Bei seiner letzten Anwesenheit in Berlin, als er schon längst mit Hegel geplänkelt hatte, wußte er diesen ungeschmeidigen Philosophen durch tief sinnige Gespräche so für sich und seine Lehre zu gewinnen, daß derselbe in Baader's Vorträgen nur andersgestaltet das Eigne wiederzusehen meinte, und der Baader'schen Gnosis eine herrliche Lobrede hielt. Jacobi'n würde er vollkommen für sich gestimmt haben, aber diesen verschmähte er, und blieb ihm feindlich gegenüber, schon weil ihn der Fremde, Unberechtigte, wie ihn dänkte, an der hohen Stelle in München verdroß, und hier trat mit ganzer Kraft der Baier in ihm hervor, der Alt-Baier, der auf seinem Boden mit Unlust und Eiferfucht den Eingewanderten gedeihen sieht. Dieser Grund wirkte auch, neben der geistigen Differenz, in Baader's Verhältniß gegen Schelling heftig mit. Der Letztere hatte keinen entschiedenern, nachhaltigeren Gegner als Baader. Aber wenn man Beide an Tiefe der Spekulation, an reicher Kenntniß und Wissenschaft einander gleichstellen möchte, so bleibt in Einem Stücke Schelling doch gewiß überlegen, an Kunst und Leben der schriftlichen Darstellung; diese hatte Baader nie befaßt, und seine zahlreichen kleinen Schriften sind, gleich denen von Hamann, in der Form die seltsamsten Exhibitionen, denen wohl nur wenige Leser Verständniß und noch weniger Geschmack abgewinnen können.

Baader würde, mit seiner Wissenschaft und seiner Macht der Persönlichkeit, als ein Stern erster Größe unter den Männern leuchten, die als weltwirkende berühmt sind, wenn seinen außerordentlichen Gaben nicht einige Hemmungen angehaftet hätten, welche dieselben gewaltsam niederhielten. Die eine war sein Stolz, der ihn isolirte, der ihn hinderte, sich anzuschließen und in allgemeiner Bahn zu wandeln — selbst mit der katholischen Hierarchie hat er wohl seinen Frieden, aber nie einen Bund machen können — und derselbe Stolz, welcher doch nur ein Mangel an Liebe ist, machte auch unmöglich, daß eine Schaar von Jüngern, wie er doch wohl gewünscht, sich ihm angeschlossen hätte. Die andre Hemmung ist geringerer Art, und wüthet tief in dem nationalen Boden; es ist dies eine Leichtgläubigkeit, die in höheren Dingen sich das Wunderbare allzu leicht aufbinden läßt, und in Dingen des gewöhnlichen Lebens das Gemeine. Nichts aber zerstört so das Ansehn und die Würde eines Lehrers, eines Sehers, als diese kleinlichen Mängel, die

jeden Augenblick eine Täuschung oder ein Mißverhältniß sehen lassen. Hierin ist aber wiederum hauptsächlich der Baier, der Alt-Baier, zu entdecken, mit seinem religiösen von Kindheit her genährten Aberglauben, und mit seiner düstern Eiferfucht auf das ihn umgebende Weltleben. Ohne diese beiden Hemmungen könnte Baader wirklich als ein Mann dastehen, von dessen Einfluß und Bedeutung die Welt spräche. Die Vorsehung wollte ihm, scheint es, diese gefährliche Prüfung weise ersparen, und gab ihm deshalb jene Mängel. Dem sei jedoch wie ihm wolle, auch in seiner jetzigen Gestalt bleibt Baader einer der ersten Heroen unsrer geistigen Macht, eine der ausgezeichnetsten Erscheinungen unsres gerade in solcher Art so reichen Vaterlandes, und wir denken gelegentlich auf ihn noch zurückzukommen.

45. Das Fest des Fürsten von Schwarzenberg.

Paris, 1810.

Im raschen Fluge hatten wir die reichen Landstrecken von Wien bis Straßburg und von da nach Paris zurückgelegt. Der Juni strahlte versengend in seiner ganzen Kraft, und nachdem Staub und Hitze der Sonnengluthen uns im grünenden Freien fast verzehrt hatten, tauchten wir Nachmittags in die dumpfe Schwüle und düstre Straßensenge der unermeßlichen volkbelegten Stadt. Im Hotel de l'Empire der Rue Cerutti, deren Namen seitdem gewechselt haben, fanden wir bestellte Zimmer und jede gewünschte Erquickung, und konnten von den Mühen und Wallungen der Reise fast ohne Ausrufen sofort in den Wirbel dieser geschäftigen und genießenden Welt übergehen.

Wir sahen von allen Seiten bestätigt, was uns schon unterwegs überall war verkündigt worden, daß in Paris jetzt kein größeres Ansehen, keine wirksamere Empfehlung gelte, als die des österreichischen Namens. Auch war derselbe, abgesehen von dem überragenden jedem Franzosen ehrfurchtgebietenden Dastehen der Kaiserin Marie Louise, für welches die Geschichte nichts Vergleichbareres zu haben schien, in einer Weise repräsentirt, mit der schwerlich von irgend einer Seite gemetteifert werden konnte. Der österreichische Botschafter, Fürst Karl von Schwarzenberg, ein schöner stattlicher Mann voll Würde und Heiterkeit, als Kriegsmann und Diplomat seiner selbst ruhig bewußt, stellte ein entsprechendes Bild der Hohheit seines Gebieters und zugleich des gutmüthigen Wiederstands jener deutschen Landleute dar, die dem einst allgemeinen Oberhaupte noch in seiner Besonderheit angehörig verblieben waren. Der leutseligen Freundlichkeit des Fürsten stimmte die geistvolle Güte und regsame Theilnahme seiner Gemahlin, gebornen Gräfin von Hohenfeld, trefflich zu; die heranwachsenden wohlgebiteten Söhne, von einem wackern Führer geleitet, zeigten sich im gleichen

Sinne belebt, und so die sämmtlichen Hausgenossen. Die Ehren- und Geschäftsverhältnisse der Botschaft waren durchaus günstig und angenehm gestellt; sie waren in Paris die einzigen, welche von französischer Seite mit Wohlwollen und Auszeichnung behandelt wurden, und nichts von der geängsteten und hilflosen Aufmerksamkeit, von der peinlichen Spannung zu haben brauchten, welche den andern politischen Beziehungen am Hofe Napoleons, selbst die seiner Brüder nicht ausgenommen, höchst widrig aufgezwungen blieben. So vermochten denn auch die verschiedenen Diplomaten und Militairpersonen, welche dem Botschafter beigegeben waren, in ihrer Thätigkeit und ihrem Benehmen die Gunst solcher Umstände äußerst vortheilhaft geltend zu machen. Der Hofrath von Floret, ein feiner fleißiger und undurchdringlicher Geschäftsmann, der Major von Lettenborn, durch die glänzendsten ritterlichen Eigenschaften ausgezeichnet, der Major Graf von Wratislaw, der Rittmeister von Böhm und andere höhere Angestellte, Alle lebten und wirkten in dem vergnügten Element; und inmitten der üppigen Pracht und feierlichen Würde, die der äußeren Erscheinung im Ganzen überschwenglich verliehen war, athmete das Schwarzenbergische Haus ein allgemeines vertrauliches Wohlbehagen, ein fast unterschiedloses Zusammengehören, woran auch Fremde, die diesen Kreis betreten, nach Sinn und Lust Theil nahmen. Wir Oesterreicher aber wurden sämmtlich als Mitglieder des Hauses gerechnet, fanden zu jeder Stunde freundliche Aufnahme, günstigen Rath, wirksame Förderung, und waren für immer, wie groß die Zahl auch sein mochte, zu Mittag wie zu Abend eingeladen.

Der Kreis der Oesterreicher aber war damals in Paris nicht klein. Der ältere Bruder des Botschafters, Fürst Joseph von Schwarzenberg, hatte nebst seiner Gemahlin und übrigen zahlreichen Familie seinen Aufenthalt für einige Zeit in Paris genommen; ebenso der Fürst von Esterhazy. Die Generale Graf von Wallmoden und Graf von Reippenberg hatten besondere Aufträge des österreichischen Hofes mit den französischen Behörden zu verhandeln. Der Oberst Graf von Bentheim, als Überbringer eines Schreibens des Kaisers an seine Tochter die Kaiserin, der Graf Kaspar von Sternberg, der Graf von Paar, zwei Grafen von Sidlingen, der Graf von Coudenhoven, und noch mehrere andre Oesterreicher von Rang und Bedeutung waren theils durch Geschäfte und Verbindungen theils durch die Anziehung der großen Welt und der Schauwürdigkeiten dort festgehalten. Politische Verhandlungen von größter Wichtigkeit hatten sogar dem Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Grafen von Metternich, den Anlaß gegeben, auf erhaltene Einladung des Kaisers Napoleon, sich persönlich nach Paris zu verfügen, wohin Gemahlin, Kinder und Bruder, nebst seinen diplomatischen Angehörigen, unter welchen der Ritter von Lebzeltern hervorragte, ihn begleitet hatten. Die wohlgeübte Persönlichkeit des im kräftigsten Mannesalter stehenden Ministers war höchst einnehmend und bedeutend, bei gemessener

Haltung vollkommen frei, und gleicherweise fähig erscheinend, sowohl den schwierigsten Staatsgeschäften als den sükchtigen Bewegungen liebenswürdigster Geselligkeit die entschiedensten Erfolge abzugewinnen. Ihm als dem Gaste des französischen Kaisers war das Hotel des Marschalls Ney, welches die herrliche Aussicht auf den Kai der Seine hatte, zur Wohnung angewiesen, und alle Pracht und Üppigkeit kaiserlicher Bewirthung und Dienerschaft zu Gebote gestellt. Auch hier war jeder Oesterreicher täglich eingeladen und willkommen, sowie auch Fremde nicht fehlten; der Kreis aber, der sich hier besonders gern an den Vormittagen bildete, ging zuletzt doch wieder in den Schwarzenbergischen über.

War auf diese Weise ein großer Lebensraum auf beiden Seiten der Seine für uns heimathlich bezeichnet und erfüllt, so erweiterte solcher sich doch noch ins Unbestimmte durch den eigenthümlichen Umstand, daß in jener Zeit nicht bloß die Oesterreicher, sondern fast alle Deutschen in Paris, die Gesandten der Staaten des Rheinbundes, die Mitglieder der souverain gewordenen wieder mediatisirten deutschen Häuser, alle Vornehmen, welche in Paris Huldigung oder Reclamation anzubringen hatten, und ebenso die deutschen Gelehrten und Künstler, sich eifrig und beharrlich zu der österreichischen Botschaft hielten, an deren Annehmlichkeiten und Vorzügen Theil zu nehmen suchten, und persönlich wie geschäftliches Vertrauen ihr zuwandten, so daß vielleicht niemals vor- und nachher auf diesem Punkte die sämmtlichen deutschen Interessen eine so wahrhaft vereinigende Mitte gehabt haben.

Dieser zugleich glänzenden und angenehmen Welt als österreichischer Offizier schon vollkommen angehörig, noch besonders aber durch günstige Bezüge und Umstände ihrem Innern vertraut geworden, durfte ich bald die glükliche Entdeckung machen, daß, ungeachtet der mit den Franzosen befreundeten Außenseite, in diesem ganzen Kreise durchgängig eine wahrhaft deutsche Gesinnung lebe, ein unzweideutiger Widerwille gegen die neugeknüpften Bande, ein festes Halten an dem Vaterländischen; daß man den Kaiser Napoleon noch immer als verhassten Feind ansehe, und sich in dem Andenken an die vergangenen Waffenthaten mehr als in diesem Friedensglanze gefalle, ja im Voraus an der Aussicht auf künftig zu erneuernden Krieg jetzt sich labt. Diese Empfindungen nach Erfordern des politischen Verhältnisses zu verbergen, konnte nicht schwer fallen, da hier bloß Formen zu erfüllen waren, an deren leichten Austausch, so wie an die Unsicherheit ihres Inhalts, die Hof- und Staatswelt längst gewöhnt war; und Napoleon nährte jenen Sinn fast gewaltsam, indem sein Verfahren es nicht hehl hatte, daß er auf die österreichische Verbindung zwar den höchsten Werth lege, sofern sie ihm schmeichle und ihn den Augen der Welt auf dem Gipfel der Größe zeige, daß er selbst aber dadurch in nichts gebunden, noch zu irgend einer Rücksicht bewegen sein wolle: und wirklich war er nur in den Formen minder schroff, in den Sachen aber nach wie vor hart und feindlich. Aus den herbümm-

lichen und als solchen ausdrücklich vorgeschriebenen und demnach nichts weiter besagenden Lebensarten und Bezeugungen durfte die abgeneigte Gesinnung um so freier zu Zeiten hervorblicken, als auch ein großer Theil der Franzosen selbst, und zwar der angesehensten und einflussreichsten, ihr zustimmte, und nicht bloß die Altabelichen und heimlichen Royalisten, die sich zahlreich am neuen Hofe eingefunden hatten, sondern sogar Männer, die ganz der Revolution oder auch allein dem Glücke Napoleons anzugehören schienen; sie suchten ihrem durch des letztern Handlungsweise oft erregten Unwillen, ihrer durch vielfache Umstände gesteigerten Opposition, gern einen auswärtigen Anhalt, um so mehr, als ihnen jeder Eifer in dieser Richtung jetzt nur günstig auszulegen, ja gleichsam als Schmeichelei für den Kaiser geboten war, und sie dabei, wenn ihr Vertrauen und Bemühen weiter ging, in jedem Falle sich auf dem Gebiete des unverbrüchlichsten Geheimnisses sicher wußten. So schwach war die Herrschaft Napoleons in der Zuneigung der Gemüther gegründet, daß man in der großen Zahl seiner höheren Vertrauten, Diener, Günstlinge und sonstigen Angehörigen, die er alle mächtig und reich gemacht, schon damals kaum drei oder vier, namentlich Duroc, Rapp und Savary, bezeichnete, auf deren wahrhafte und unbedingte Hingebung er persönlich rechnen dürfte.

Aber mehr als Politik und große Welt erfüllten mich die Gemüths- und Geistesneigungen, welche mir an diesem Orte schon beschieden waren, oder noch werden sollten. Gleich am ersten Abend suchte und fand ich glücklichst meinen Freund Chamisso, der nicht wenig überrascht war, mich hier und so wieder zu sehen. Auch Immanuel Bekker, der hallische Freund und Gefährte, ließ sich auf der kaiserlichen Bibliothek, dem täglichen Felde seines staunenswerthen Fleißes, leicht erfragen. Schwerer war Koreff anzutreffen, der, als geistreicher und glücklicher Arzt von der vornehmen Welt gewaltig in Anspruch genommen, im eleganten Kabriolet fast immer unterwegs war. Ganz unerwartet fand ich in der Gallerie des Louvre die lieben Tübinger, Ludwig Uhland und Pregelzer, und bald auch zeigte sich aus Hamburg Karl Sieveking anwesend. Diesen ältern Freunden reichten sich schnell neue deutsche Bekanntschaften an, die an Reiz und Herzlichkeit mit jenen zum Theil wetteifern konnten. Ich nenne zuerst den alten ehrwürdigen Grafen von Schlabrendorf, dann den trefflichen Bibliothekar Doktor Hase, ferner einen jüngern Harscher aus Basel, Olivier aus Dessau, den lebensfrohen von Pilat, damals Privatsekretair des Grafen von Metternich; späterhin wird auch noch Doktor Wall und endlich Alexander von Humboldt, hier zufällig zulezt, immer aber wesentlich als ein erster, zu erwähnen sein.

Wir Jüngere lebten fast jeden Tag gemeinsam, und unsere Beschäftigungen, die jedem sehr verschieden und zum Theil sehr ernstlich und dringend oblagen, wovon späterhin manches bedeutende Zeugniß kund geworden, wußten wir mit unsern Vergnügungen,

morin wir ganz übereinstimmten, auf das schönste zu verflechten. In dem Musée Napoleon hatten wir unsern zuverlässigen Sammelort, nahmen von hier aus unsre Gänge zu andern Merkwürdigkeiten und Gesellschaften, wo wir auf eigne Hand, abgezogen von der großen Welt, ein idyllisches von geistigen und gemüthlichen Interessen erfülltes Leben führten, für welches ich mir von dem glänzenden Kreise, dem ich nicht ganz fehlen durfte noch wollte, jeden möglichen Urlaub nahm. Unsere stillen Abende in dem damals ganz verlassenen aber noch stets dem wetterwendischen Publikum zum Trotz regelmäßig eröffneten und glänzend erleuchteten Frascati, wo wir oft fast ganz allein die leeren Säle durchschritten und der zahlreichen Dienerschaft zu einiger Bewegung Anlaß gaben, der eben so stille Aufenthalt in einem schönen Garten der Rue Richer, wo Friedrich Schlegel's Schwägerin Henriette Mendelssohn wohnte, die mancherlei deutsche und französische Beziehungen um sich her vereinigte, konnten wohl zu den erfreulichsten und feltsamsten Gebilden zu rechnen sein, die aus dem gewöhnlichen Lebensgemüth von Paris sich als demselben ungleichartig absonderten und forterhielten.

Das Interesse des Tages drang inzwischen überall durch, und so hörten wir denn auch von allen Seiten sowohl die Festlichkeiten rühmen, welche bereits vorüber und von uns versäumt waren, als auch besonders das eine letzte Fest hochpreisend ankündigen, durch das unser Botschafter die ganze Reihe der bisherigen glänzend abschließen und, wie Jedermann vorausah, überbieten werde. Wirklich sah man in dem Botschafterhotel, und hauptsächlich in dem weiten Gartenraum desselben, die umfassendsten Anstalten täglich fortschreiten, und bekam nach und nach einen Begriff von den verschiedenen Theilen, aus welchen das Ganze zu einem wahren Wunderwerke sinnreicher und üppiger Pracht sich aufgliedern sollte. Man betrat mit ungläubigem Zweifel wiederholt die Stätte, wo noch der Zimmermann geschäftig war, und in wenigen Tagen schon seine rohe Arbeit unter dem kostbarsten Brunkte verschwunden sein mußte. Der 1. Juli war, nach manchem Verschieben, als der Tag des Festes endlich ange setzt, der Kaiser und die Kaiserin hatten die Einladung angenommen, und so stand dies Ziel unwiderrücklich fest. Der Eifer und die Hülfsmittel mußten nun verdoppelt werden, man arbeitete die Nächte hindurch, deren Frische den Werkleuten sogar zur Erleichterung wurde, denn viel härter war es, daß auch die brennende Mittagshize des seit Wochen unabgekühlten Himmels keine Rast bringen durfte. Heiß waren Balken und Bretter anzufühlen, noch heißer die Steine, welche täglich von der Sonne gegläht wurden; das Laub der Bäume und Sträucher verdorrte rings, und Rasen und Zweige, die grünend dem Feste dienen sollten, mußten künstlich erhalten werden. Über das Dirlliche müssen wir noch einiges Bestimmtere angeben.

Der Botschafter bewohnte das ehemalige Hotel de Montesson in der Rue de Montblanc, ein ansehnliches zwischen Hof und Garten

gelegenes Gebäude, das jedoch für die außerordentliche Feierlichkeit nicht genügend schien; man hatte auch das nebenliegende Hotel für diese Zeit gemiethet und überall die nöthige Verbindung angebracht. Diese weitläufigen Räume waren mit geschickter Anordnung eingetheilt, und den verschiedensten Scenerien und Momenten des Festes zugewiesen. Zunächst den Prachtsälen des ersten Hotels hatte man seitwärts einen Gartenraum, der über Gras und Blumen gegen die vertiefte Mitte hin zu einer mäßigen Wasserstelle führte, mit großen Balken überlegt, und auf diesen, nach damals in Paris üblicher und auch bei vorigen Festen angewandter Sitte, den ungeheuern Hauptsaal von starkem Zimmerwerk aufgeschlagen. Die für solchen Fall schon bewährten und empfohlenen Baumeister hatten diesen Aufbau, gleich den früheren, so geschickt als geschmackvoll ausgeführt, und in dieser Hinsicht war alles nur in der gebrachten Ordnung geschehen. Die Decke und die Seitenwände, nach außen mit Wachsteinwand überhangen, wurden innen mit den prächtigsten Tapeten bekleidet, mit großen Spiegeln, Wandleuchtern, farbigen Lampen und glänzendem Zierrath ausgestattet, die Säulenbalken, welche den mittlern Raum von einer galerieartigen Umfassung absonderten, mit den kostbarsten Stoffen reich umhüllt, und durch zahllose Gewinde gemachter Blumen und durch Gehänge von Musselin, Gaze und andern zarten Geweben schön verbunden; mächtige Kronleuchter von Krystall schwebten im Innern, lustig getragen von gold- und silberdurchzogenen Blumenketten, durch Draperien und Bändererschleifen mit den übrigen Verzierungen in gedrängter Fülle zusammenfließend. Im Hintergrunde des Saales, auf einer mäßig erhöhten mit golddurchwirkten Teppichen belegten Bühnenstufe, waren zwei prachtvolle Thronsitze aufgestellt; vor diesen gab der schön zusammengesetzte und sorgsam geglättete Fußboden dem Tanze freien Raum. Der Saal hatte drei Ausgänge; einer derselben, im Hintergrunde, zunächst den Thronsitzen, führte in das Innere des Hotels und sollte nur den nöthigen Verkehr der Hausgenossen erleichtern; im Vordergrunde, nach der Gartenseite hin, ging zuerst links eine breite und lange Galerie ab, welche, gleicherweise wie der Saal gebaut und verziert, sich längs des Hotels hinzog und dessen Gemächern wie dem Garten sich in vielfacher Verbindung unmittelbar anfügte; rechts, dieser Galerie gegenüber, in halber Höhe des Saales, befand sich eine Bühne für die Musiker, zu der aber nur mittelst einer äußern Treppe zu gelangen war; der Hauptausgang des Saales, ein prächtiges Portal, eröffnete sich in der Mitte des Vordergrundes, und führte über mehrere breit- und wohlgelegte Stufen in den Garten hinab, dessen nächster Raum hier auch für das Aus- und Einströmen einer großen Menschenmenge gehörig erweitert und eingerichtet war.

Für Pracht und Bequemlichkeit, für Ordnung und Angemessenheit, war von allen Seiten bestens Sorge getragen, und nichts versäumt, was dem Feste zur Auszeichnung dienen konnte. Im Gefühl jedoch, daß hier einmal, mitten in Paris und vor den Augen

Napoleons auch die Deutschnheit sich in voller Gültigkeit dürfe sehen lassen, hatte jemand den Einfall gehabt, da doch über das Portal des Saales billig eine Inschrift Platz finde, so müsse der Nationalstolz darauf bestehen, daß sie in deutscher Sprache verfaßt sei, und wenn sich die Franzosen darüber wundern und ärgern wollten, so möchten sie es thun, denn sie dürften es doch nicht allzu laut werden lassen, da es die Sprache der Kaiserin sei, die man anwende, und die österreichische Botschaft gewiß das Recht habe, bei einem jener zu Ehren gegebenen Feste ihr, wie die Silber, so auch die Sprache der Heimath zu vergegenwärtigen. Dieß fand allseitige Zustimmung, und noch am letzten Tage wurde die Hand ans Werk gelegt. Für zwei Zeilen war der Raum leicht ermittelt, aber auch nur zwei Zeilen nicht sogleich schicklich ausgesonnen. Die es vielleicht besser gemacht hätten, z. B. ich selbst, lehnten die Anforderung klaglich ab, und so drang freiwilliger Eifer um so leichter vor, und lieferte die beiden zwar nicht vom besten Korn, aber doch von gehörigem Schrot befundenen und durch den Reim wohlgekötheten Alexandriner:

Mit sanfter Schönheit Reiz strahlt Heldekraft verbunden,
Heil! Heil! die goldne Zeit ist wieder uns gefunden!"

Von Lapidarstil eben kein Muster, aber in Pappe für transparentes Papier angegeschnitten von guter Wirkung; die Hauptsache waren die deutschen Lettern, und diese prangten in bedeutender Größe an ihrer hohen Stelle stolz genug.

Der große Tag war endlich angebrochen, und unter letzten raschen Nachhülfsen schon großentheils dahin geschwunden, die Anstalten waren vollendet, und auch die Lehbeschäftigten konnten sich nun eilig und ganz der Sorge für die persönliche Erscheinung widmen. Nichts war versäumt, diese prächtig und geschmackvoll auszustatten. Der Reichthum und die Schönheit der österreichischen Uniformen überstrahlte alles, was die Franzosen in dieser Art anbieten konnten. Die Dienerschaft, schon immer zahlreich und prächtig, war auf mehrere Hundert verstärkt, deren ein Theil in französischer Staatskleidung prangte.

Bei guter Zeit erschien eine Abtheilung Grenadiere der kaiserlichen Garde, und bezog als Ehren- und Sicherheitswache die angewiesenen Posten. Noch war es heller Tag, als schon das ganze Hotel mit Angebauten und Garten in tausendfacher Beleuchtung schimmerte, und zwischen dem zu beiden Seiten der Straßen gehäuftem Volksgebränge bereits die Wagen der Gäste heranrollten. Sämmtliche Österreicher hielten sich zum Empfange der Aussteigenden bereit, die Damen wurden mit schönen Blumensträußen beschenkt und zu dem großen Saale hinbegleitet.

Schon füllten sich die ringsgestellten Sitze desselben, und schon fluthete in seinem mittleren Raume die Bewegung enger. Die Schönheit, der Reiz, die Erlauchtheit und Bedeutung der Personen wetteiferten steigend mit jedem Augenblicke. Schon waren Könige und Königinnen eingeführt, aber diese selbst harrten noch der höh-

sten Erscheinung. Endlich verkündigte der kriegerische Befehlsruf und das Anschlagen der Waffen, dann das Wirbeln der Trommeln und das Schmettern der Kriegsmusik die Ankunft des Kaisers und der Kaiserin, deren Prachtwagen unter zahlreicher Begleitung zwischen den aufgestellten Truppenreihen glänzend einfuhr. An den Stufen des Eingangs empfingen die Familien Schwarzenberg und Metternich diese erhabenen Gäste, der Botschafter hielt eine kurze Anrede, und die fürstlichen Frauen überreichten auserlesene frische Blumen, welche der Kaiser annahm und seiner Gemahlin einhändig, darauf ihr den Arm gab und sie in das Innere führte, geleitet von dem Botschafter, und gefolgt von nachbringenden dichten Schaaren. Ich sah den Kaiser hier ganz nahe und blickte ihn fest an; zum ersten Male war ich von der Schönheit seiner Gesichtszüge getroffen, aber auch von der Macht seines eisernen Aussehens. Seine Miene war streng, unbiegsam, fast böse, sein Blick vor sich hingeworfen, von Freundlichkeit keine Spur, aus diesem Munde konnten jeden Augenblick fürchterliche Befehlsworte hervorgehen. Ich suchte diesem Eindrucke, der mich befangen wollte, Trost zu bieten, und es gelang mir, ihn soweit zu bemeistern, daß ich Gedanken verfolgen konnte, deren sich zu rühmen damals nicht rathsam gewesen wäre.

Unter schmetternden Fanfaren schritt der Kaiser durch die Vorhalle und die erwähnte Galerie bis in den Hauptsaal, wo er einige Minuten verweilte, den Ort und die Menschenmenge mit scharfen Blicken flüchtig überschaute, die dargebotenen Erfrischungen zurückwies, und mit wenigen abgerissenen Worten einige nächststehende Personen nachlässig anredete. Auf die Einladung des Botschafters zu einem Gange durch den Garten, folgte er nebst der Kaiserin dem vortretenden Führer durch das Portal, und die ganze Versammlung zog gedrängt nach. In den kunstreich erleuchteten Gängen und Gebüsch waren an gewählten Punkten Sänger- und Musikchöre vertheilt, die bei Annäherung des Kaisers ihre Lieder und Harmonien begannen, und solchergestalt dem Fortschreitenden eine ununterbrochene Triumphbegleitung bildeten. Andere schmeichelhafte Überraschungen, Sinnbilder und Anspielungen waren gleichzeitig für das Auge vorbereitet.

Vor einem großen sorgfältig geebneten Rasenplatze wurde Halt gemacht, für das kaiserliche Paar und einige andere höchste Personen waren Sitze geordnet, und die Aussicht von da geradehin auf das Schloß Laxenburg gerichtet, das in glücklicher Nachbildung täuschend da stand. Um den heimathlichen Erinnerungen der Kaiserin noch lebendiger zu schmeicheln, erschienen aus den Gebüsch, welche eine ländliche Bühne begränzten, in österreicherischer Tracht Tänzer und Tänzerinnen, es waren die der großen Oper, und sie führten mit unübertrefflicher Kunst österreicherische Volkstänze und eine artige Pantomime auf, welche für diesen Anlaß eigends ausgedonnen war; Krieg und Frieden spielten darin die Hauptrollen, von jenem blieben nach allen Schrebnissen nur glorreiche

Siegesehren zurück und dieser vereinte mit ihnen seine gabenreichen Segnungen.

Dieses Schauspiel endete kaum, als die Aufmerksamkeit schon durch einen neuen Gegenstand angezogen war. Wiederholtes Peitschenknallen und andringendes Pferdegestampf verkündigte einen Kurier, der bekräuselt mitten aus der glänzenden und geschmückten Versammlung hervordrang, sich achtlos bis zu dem Kaiser Bahn machte, und ihm beieifert seine Depeschen überreichte. Ein freudiges Gemurmel von großen Siegesnachrichten aus Spanien durchlief einen Augenblick die gespannte Menge, allein der Kaiser, der im Geheimniß war, sagte sogleich mit Lächeln, es seien Brieffschaften aus Wien, und stellte der Kaiserin ein wirkliches Schreiben ihres Vaters zu, welches für den Gebrauch eines solchen Augenblicks eigends abgefaßt und dafür aufbewahrt worden war.

Nach dieser Scene, die nicht ohne heitere Theilnahme der Zuschauer vorüberging, wurden die Sinne wieder in vollen Anspruch genommen durch ein plötzlich aufblitzendes Feuerwerk, bei welchem die Kunst alle ihre Erfindung angestrengt und keine Verschwendung gescheut hatte. Mitten im feuersprühenden Getöse drangen jedoch plötzlich zwischen den kunstgerechten auch wilde Flammen hervor, durch einen Zufall war eines der Gerüste in Brand gerathen, und der Anblick erregte Besorgniß und Unruhe; allein mit größter Schnelligkeit rückten die schon bereitgestandenen Spritzenleute aus ihrem Hinterhalte zum Löschen heran, und sogleich war auch der Brand glänzlich erstickt. Man freute sich des raschen Erfolgs, besloß die Anstalten und den Eifer der Leute, und Niemand dachte, daß schon im nächsten Augenblicke ihre Hülfe noch bringender nöthig, und, wo nicht gänzlich vermist, doch durchaus unzureichend sein würde.

Der glänzende Zug hatte sich schon wieder in Bewegung gesetzt, und war durch mannigfach geschmückte Wege allmählig zu dem großen Saale zurückgelangt. Hier brannte die deutsche Inschrift über dem Portal den Kommenden hell entgegen und wurde gelesen, buchstabirt, gebolmetst. Der Kaiser soll anfangs über die fremde Sprache gestutzt, dann aber schnöde gelächelt haben, und manche französische Anmerkung glossirte den deutschen Text. Von abermaligen Fanfaren begrüßt, traten der Kaiser und die Kaiserin in den Saal, nahmen die im Grunde desselben bereiteten Sitze ein, und die Musik für den Tanz hob unverzüglich an. Die Zeit neigte sich schon zur Mitternacht. Der glänzendste und schwierigste Theil des Festes war zurückgelegt, der noch übrige bestens im Gange, und Ball und Banket verhieß ihm in rauschenden Freuden und üppigen Genüssen die prunkvollste Dauer bis zum andern Morgen. Die Königin von Neapel hatte den Ball mit dem Fürsten von Eserhaz, und der Vicekönig Eugen von Italien mit der Fürstin von Schwarzenberg, der Schwägerin des Botschafters, eröffnet. Nach den Quadrillen wurde eine Ecossaise getanzt. Während dieses Tanzes war der Kaiser und die Kaiserin aufgestanden und nach

entgegengekehrten Seiten längs den Reihen der Zuschauenden vorgetreten, wandten das Wort an mehrere Personen, und ließen sich einige zum ersten Mal Erscheinende vorstellen. Die Kaiserin beendigte ihren Umgang sehr bald und war bereits zu ihrem Sessel zurückgekehrt, der Kaiser aber weilte noch am andern Ende des Saales, wo ihm soeben durch die Fürstin Pauline von Schwarzenberg, geborene Prinzessin von Krenberg und Schwägerin des Botschafters, ihre Töchter waren vorgestellt worden, und er setzte hin und wieder einiges Gespräch fort, als unversehens nahebei in der hinter den Säulen umlaufenden Galerie unfern des Ausgangs zu der großen Galerie, welche den Saal mit dem Hotel verband, eine der tausend Kerzen und Lampen ihre Flamme von einem zufälligen Luftstrome bewegt, gegen eine leichte Gaze züngeln ließ, welche kaum berührt sogleich auffluderte und einen augenblicklichen hellen Schein gab, der indeß gleich wieder verschwand und nur noch schwach in ein paar getheilten Floden nachschimmerte. So gering war die Sache anfangs anzusehen, daß der Graf von Bentheim durch Anwerfen seines Hutcs eines der Flämmchen glücklich ersticken konnte, der Graf Dumanoir aber, Kammerherr des Kaisers, an einem der Säulenbalken emporkletternd einen Theil des schon im Fallen erlöschenden zarten Gewebes herabriß und auf dem Boden völlig anstrat. Einige Floden jedoch hatten sich schon aufwärts mitgetheilt, höhere Gehänge, den Händen nicht mehr erreichbar, nahmen das Feuer an, und augenblicklich schlugen in verschiedenen Richtungen rasche Flammen auf, die überall in nährende Stoffe fielen, über dem Sims der Säulen hin unaufhaltsam in den höhern Mittelraum des Saales übersprangen, und schnell die ganze Decke des Saales durchkreuzten. Die Musik verstummte, und erschreckt verließen die Musiker ihre zunächst bedrohte Bühne, die zu einer äußern Treppe führende Thüre ließ eine stürmische Gewitterluft eindringen, welche mit aller Wuth in die Flammen stürzte, und sie noch wilder ansachte. Der Tanz war schon aufgelöst, man drängte verworren durcheinander, doch suchte man nur erst zu fassen, was geschah, was geschehen könne.

Napoleon hatte den Ursprung der Sache mit angesehen, und wurde daher durch kein falsches Urtheil gestört, er war zu der Kaiserin getreten, und stand kalt und ruhig, den weitem Verlauf beobachtend, während mehrere seiner Getreuen, die im ersten Tummel Verrath und schwarze Verbrechen fürchteten, sich ungestüm zu ihm durchdrängten und zu seinem Schutze die Degen zogen. Der österreichische Botschafter jedoch, voll Ruhe und Würde, war dem Kaiser unverrückt zur Seite geblieben, und als er die Flammen mit erschreckender Eile weitergreifen sah, forderte er ihn dringend auf, den Saal, der nicht zu retten sein würde, augenblicklich zu verlassen. Napoleon, ohne zu antworten, gab der Kaiserin sogleich den Arm, und folgte dem Botschafter gemessenen Schrittes zu dem Gartenportale, indem er die rechts und links raumgebende Menge mit kurzen Worten zur Ordnung und Besonnenheit ermahnte. Auch

hielt sich Alles in leidlicher Fassung, bis der Kaiser hinausgetreten war, dann aber hörte jede Rücksicht auf, und angstvoll und gewaltsam drängte sich die tobende Masse dem Ausgange zu.

Der Botschafter hatte kaum vernommen, daß der Kaiser sogleich wegfahren wolle, als er auch schon mit klugem Vorbedachte von unterwegs einen seiner Adjutanten abschickte, um die kaiserlichen Wagen von dem Hofe des Hotels, wo sie hielten, und wo jetzt die größte Verwirrung und Gefahr zu befürchten stand, nach einer stilleren Seitenstraße beordern zu lassen, die den Garten begränzte, und wo der Kaiser an einer kleinen Pforte ungestört einsteigen und abfahren, dadurch aber jedem Anschläge, wenn ein solcher sich mit diesem unglücklichen Zufalle verbinden möchte, am sichersten entgehen konnte. Allein Napoleon, bei dem weiteren Gange durch den Garten sogleich der veränderten Richtung inne, stand plötzlich still, fragte, wohin man ihn führe, und den erhaltenen Bescheid des Botschafters nicht gutheißen sagte er kurz und bestimmt: „Nein, nach der Hauptpforte will ich!“kehrte stracks um, und hieß die Wagen, welche schon in die Seitenstraße eingelenkt hatten, an die erste Stelle zurückfahren, wodurch ein großer Zeitverlust entstand, welchen der Botschafter in qualvoller Unruhe, doch äußerlich gelassen, Napoleon aber mit vieler Geduld abwartete, indem er einen feindlichen Streich dort viel eher als hier für möglich zu halten schien. Die Angabe des Moniteurs, daß der Kaiser bei der Gartenpforte eingestiegen sei, ist, wie manche andre jener Schilderung des Vorgangs, eine irrthümliche.

Späterhin erst wurden diese Umstände mir aus dem Munde der unmittlebaren Zeugen so genau bekannt. Wie mich selbst aber das Ereigniß zunächst traf und in Anspruch nahm, will ich kürzlich angeben.

Ich war aus der ungeheuern Hitze, welche durch das Gemühl der Menschen im Saale auf einen unerträglichen Grad gesteigert wurde, einen Augenblick zurückgewichen, und suchte in der freieren Galerie frische Luft zu athmen, als das Geschwirr und Geräusch des Festes unerwartet in einen anderartigen Lärm überging; ich höre hinter mir einzelne Schreie, aufbrausende verwirrte Stimmen, ich wende mich um und will neugierig zu dem Saale zurückkehren, mein erster Blick sieht helle Flammen zucken, die sich rasch ausbreiten; aber weder Zeit zum Erkennen noch Raum zum Vordringen ist mehr frei, eine wogende Menschenfluth strömt auf mich ein und reißt mich ungestüm in ihrer Bahn fort; einige starkbelebte Generale, die voll Entsetzen schrien: „O mein Gott, der Kaiser, der Kaiser ist nicht gerettet“, und Andre, die ebenso nach Wasser riefen, hatten mich so in ihre Flucht verwickelt, daß ich mich erst im dritten Zimmer von ihnen losmachen und nach dem Schauplatze des Unheils zurückeilen konnte. Hier hatte die Galerie ihre Flüchtenden schon größtentheils in den Garten entlassen, der Zugang war durch Menschen nicht mehr versperrt, allein der ganze Saal stand in heller Gluth, während an dem Portale noch ein furcht-

bares Fluchtgebränge wogte, das unter entsetzlichem Weh- und Angstgeschrei mit gewaltsamer Eile in den Garten abstürzte, während von innen die Flammen jeden Moment in verstärkter Wuth nach ihrer Deute griffen, glühende Rauchwolken wirbelnd aufstiegen, schwere Kronleuchter prasselnd niederfielen, Latten, Bretter und Balken brennend übereinander stürzten, und der ganze Raum nur Gluth und Zerstörung zeigte. Das in der Sonnenhitze viele Tage hindurch ausgedörrte Holz, die feuerfangenden Stoffe aller Art, die Farbenkränze, die Bekleidungen, Alles brannte wie vorbereitet zum Lustfeuer, die Eimer Wassers, die man hineingießt, zerrieben augenblicklich in Dämpfe, und überall fand die Gluth Nahrung, nirgends Einhalt. Kein Gedanke an Hülfe, an Rettung konnte hier aufkommen. Schneller, als hier es sich lesen läßt, war Alles geschehen, und in den paar Augenblicken, die ich zum Heraneilen und Hineinschauen im Fluge verwendete, liefen auch über mir selbst die Flammen an der Decke der Galerie schon weit hinaus, fielen in meinem Rücken schon brennende Draperien, Lampen und Leuchter herab, und ich durfte nicht säumen, ehe der Weg versperrt wurde, in den Garten zu entkommen.

Dier zeigte sich nun das gräßlichste bewegteste Schauspiel. Wer vermöchte es zu beschreiben! Das ganze Festbauwerk loberte in Flammensäulen empor; die noch eben in diesen geschmückten Räumen versammelte Welt, an Pracht, Schönheit, Auszeichnung und Bedeutung jeder Art ein Inbegriff der Herrlichkeiten Europas, brauste aufgelöst durcheinander; allgemeiner Schrecken, persönliche Gefahr, Angst und Sorge für die Nächsten waren an die Stelle des freudigen Reizes, der ehrgeizigen Spannung getreten. Man suchte und rief die Seinigen, man durchbrach rücksichtslos das Gedränge, jeder hatte nur sein persönliches Ziel im Auge, stieß hinweg was ihn hemmte, trat ohne Wahrnehmung darüber hin. Männer suchten ihre Frauen, Mütter waren von ihren Töchtern getrennt, hatten sie zuletzt in den Reihen des Tanzes noch gesehen, oder dort glücklich fortgezogen, ohne sie an der Hand behalten zu können. Keiner wußte das Schicksal des andern, man hörte Jammernde und heftig Lobende, man erblickte Andre, die sich mit leidenschaftlicher Freude den wiedergefundenen Lieben in die Arme warfen, man sah Ohnmächtige, Verwundete. Die Stufen des Portals waren unter der Last der Rettungsuchenden eingebrochen, viele Personen gestürzt, von Nachdringenden zertreten, von fallenden Bränden schwer verletzt, von den Flammen ereilt worden. Die Königin von Neapel war zu Boden gesunken, der Großherzog von Würzburg wurde ihr Retter. Die Königin von Westphalen dankte ihrem Gemahl und dem Grafen von Metternich die Rettung aus größter Gefahr. Der russische Botschafter, Fürst von Kurakin, wurde brennend und ohnmächtig durch den Dr. Koreff mit Hilfe österreichischer und französischer Offiziere aus dem Gemahl hervorgezogen, und von andern hilfreichen Händen mit Pflügenwasser gelöscht, während noch andre ihm die diamantnen Knöpfe vom

Rock schnitten. Besonders hatten viele Frauen das Unglück, durch das Feuer an ihren leicht brennbaren Kleidern erfaßt und lebensgefährlich verwundet zu werden. Zwischen dieses Gemahl drängten sich die Diener und Arbeiter aller Art, die theils für die Aufwartung, theils für andre Bedürfnisse der Festlichkeit zahlreich vorhanden waren, und jeder Unterschied des Standes schien aufgehoben, nie wurde Stern und Ordensband gleichgültiger behandelt, die Hoheit und Majestät weniger angesehen. Auch die vom Trinken abgerufenen Spritzenleute machten sich für ihre späte Hülfsleistung gewaltthätig Raum, und die von festlicher Bewirthung aufgeschreckten Tänzer und Tänzerinnen drängten sich in ihren flitterhaften Kostümen und mit noch geschminkten Gesichtern neugierig zwischen dem reichen Prunk und Staat der stolzen Hofwelt umher, die in solcher Zerrüttung jede Gleichheit unbeachtet walten ließ.

Mit leidenschaftlicher Innigkeit hatte der Fürst Joseph von Schwarzenberg im Garten seine gerettete doch schwer verlegte Tochter umarmt, aber um so verzweiflungsvoller suchte er nun die noch vermiste Gattin. Die Tochter war an ihrer Seite gewesen, aber durch brennendes Gebälk, das zwischen beide niederstürzte, von ihr getrennt worden, und sie hatte darauf die Mutter aus den Augen verloren. Wir schalten hier am besten die Worte ein, mit welchen der Major von Prokesch, in seinen lezenswerthen Denkwürdigkeiten Schwarzenberg's, die folgenden Umstände wiedergibt: „Der Fürst Joseph hatte, als der Brand ausbrach, unfern der Kaiserin im Gespräche gestanden. Er wandte sich auf den ersten Ruf der Gefahr hin nach dem Raume, wo die Reihen der Tanzenden so eben zerstoßen, und wies noch, da ihm die Gemahlin des Prinzen Eugen entgegenkam, dieser und dem Vicekönige selbst eine nahe Seitenthür, durch welche beide entkamen. Im Saale kämpften bereits Flammen und Dampf um die Herrschaft. Er eilte hinauf, hinab; er fand seine Gemahlin nicht. Er gelangte glücklich über die Treppe in den Garten; er fragte diesen, jenen; man wollte sie gesehen haben; man versicherte endlich sogar mit Gewißheit, sie sei bereits im Garten. „Dort ist sie!“ rief eine Stimme ihm zu. Er stürzt nach dem Orte hin, und — es ist eine Dame, die ihr ähnlich sah. Da faßt seine Seele unennbares Grauen. Die Folter der Ahndung, die ihn ergriffen hatte, war alle Grade durchgelaufen, und die Gewißheit leuchtete, ein schrecklicherer Brand, vor ihm auf. Er lehrte zurück zum Saale. Die Treppe ist gestürzt. Übereinander wälzt sich die fallende Menge. Man bringt sein Kind halb verbrannt in schonender Verhüllung vorbei. Man schleppt die Gemahlin seines Bruders, der aller Schmutz vom Haupte getreten war, an ihm vorüber. Sein Blick fällt, in der fürchterlichen Beleuchtung des Brandes, auf eine winselnde Gestalt, der das Kleid am Leibe verzehrt und das ganze Diadem tief in die Stirne gegläht war. Es ist die Fürstin von der Leyen. Ein schwedischer Offizier, der diese so eben aus dem Saale getragen hatte, verschert, mitten in den Flammen eine Gestalt wandeln

gesehen zu haben, wunderbar zugleich und entsetzlich! Fürst Joseph kommt an den Eingang. Er will hinaufklettern über die brennenden Stufen. Da stürzt mit dumpfem Geräusch die ganze Fußdecke des Saales ein, und wie aus hohler Esse wallt Rauch und Gluth aus den Trümmern empor. Alles ist verloren.“

So weit dieser Bericht. Seit dem Ausbruche des Feuers bis zu diesem bezeichneten Augenblicke war kaum eine Viertelstunde verflossen, und ich fortwährend auf dem Schauplatze des Ereignisses zugegen. Die mannigfachste Hilfsthätigkeit für die Beschädigten, Suchenden, Auffordernden, und die stürmende Eile aller Vorgänge ließen den stüchtig aufgedrungenen Eindrücken keine sorgsame Prüfung zu. Allein für manche Angaben durften sowohl die Wahrnehmungen des einzelnen Beobachters, als auch die allseitigen damit verglichenen Aussagen aller andern Augenzeugen ein ziemlich festes Ergebnis liefern. Wenn der Moniteur die Fürstin von Schwarzenberg schon außerhalb des Saales, im Garten, mit dem Könige von Westphalen, dem Fürsten Borghese und dem Grafen Regnaud sprechen läßt, so ist dieß zuverlässig unbegründet; die Verwechslung des Namens war so leicht, auch konnte gutgemeinte Absicht solche Versicherung im Augenblicke hervorbringen. Wenn aber gar der ehemalige Balastpräfekt von Beaussart in seinen Denkwürdigkeiten erzählt: „On vit s'élancer une femme jeune, belle, d'une taille élégante, . . . poussant des cris douloureux, des cris de mère“ . . . und in dieser Weise fortfährt, die „désolante apparition“ zu beschreiben, so folgt er lebhaftig einer dichterischen Einbildung. Niemand hat die unglückliche Fürstin als schon gerettet außerhalb des Saales gesehen oder gesprochen, Niemand ist in denselben zurückkehren gesehen. Eine solche Rückkehr wäre sogar eine völlige Unmöglichkeit gewesen. In der ersten Zeit würde der entgegenstürzende Menschenstrom es verhindert haben, und gleich nachher, ehe dieser noch ganz versiegt war, die ungeheure Gluth selber, welche ihn jagte und schon ereilte, und unmittelbar seine Stelle einnahm. Diese Gluth wurde in wenigen Minuten so heftig, daß man dem brennenden Eingang, wie ich als Augenzeuge, der selber das Äußerste hierin versucht, behaupten darf, auf zehn Schritte nicht ohne die Gefahr nahen konnte, in dem versengenden Anhauche des tödtlichen Qualms niederzustürzen, ja selbst der Blick vermochte in dieses Meer von Flammen und Rauch nicht mehr einzudringen, und die erwähnten Darstellungen, so wie jede künftige, sind nach diesen verbürgten Angaben zu berichtigen. Von dem Schicksale der Fürstin hatte man anfangs noch keine so schlimme Vermuthung, man durfte sie gerettet hoffen, sie konnte mit andern Personen weggefahren, sie konnte ohnmächtig irgendwo im Garten hingefunken, oder unerkannt in einem der Nachbarhäuser aufgenommen sein; man hörte nicht auf, sie zu suchen, zu erforschen, und der unglückliche Fürst Joseph erschöpfte sich in thätiger Nachfrage, in Sendungen und Versprechungen.

Mittlerweile waren Saal und Galerie völlig niedergebrannt,

und ungeachtet die Feuerspritzen schon eine Weile thätig wirkten, hatte die Flamme doch das Hotel selbst ergriffen, und drohte auch dieses in Asche zu legen. Das Archiv gerieth zuerst in Gefahr, es zu retten war die größte Anstrengung nöthig; alle Oesterreicher legten Hand an, Wasser zu tragen, Geräthe fortzuschaffen, Hacken und Ärte, wo es nöthig, anzuwenden. Man warf Hut und Degen ab, selbst die Uniform, die in der Hitze nur lästig und, wie die ganze Bekleidung, durch Brand, Wasser und Arbeit schon vielfach beschädigt war.

Die Fremden hatten sich größtentheils verzogen; nur noch die näheren Angehörigen und einige vertraute Bekannte des Hauses, sowie mehrere französische amtliche Personen arbeiteten und forschten noch immer auf dem Schauplatze so großen Unheils und Jammers. Anstatt der geschmückten und frohen Gäste füllten kaiserliche Gardesoldaten, durch herbeigeilte Verstärkung wohl gegen tausend Mann betragend, den Hof, die Säle und den Garten, und dieser neue ernstprachtige Anblick ergriff das Gemüth durch den Kontrast mit eigenthümlicher Macht. Ein noch stärkerer Eindruck stand bevor.

Der Kaiser hatte die Kaiserin nur bis zu ihrem Wagensolge gebracht, das zur Rückfahrt nach St. Cloud in den elsässischen Feldern ihrer harrete, und war dann nebst einem Adjutanten stracks zurückgekehrt. Unvermuthet trat er hervor im grauen Überroth, und sein Erscheinen verbreitete Ernst und Schweigen. Er hieß alle vorhandene Fremden sogleich den Platz räumen, befahl die Zugänge überall zu besetzen, und ordnete selbst die Anstalten gegen das noch nicht völlig bezwungene Feuer; der Wasserstrahl einer Spritze soll ihn hierbei unversehens getroffen und fast umgeworfen haben, ohne daß er sich dadurch stören ließ. Die Erkundigungen über die Beschädigten brachten nunmehr bald eine zuverlässige Übersicht zuwege, die Nachforschungen wegen der noch stets vermischten Fürstin wurden mit durchgreifender Macht betrieben. Zugleich ging ein furchtbares Gericht über die Anstalten und die dabei beteiligten Behörden. Der Polizeipräsident von Paris, Graf Dubois, hatte einen harten Stand, er sollte Alles wissen, Allem vorgehen haben, von Allem Rechenschaft geben; die rauhe Strenge Napoleons beiferte dengesichtmeidigen Diener nur zu erhöhter Thätigkeit, er entschuldigte sich nur leise, wandte sich nach allen Seiten, ordnend, bittend, fragend, jeden Augenblick zu dem Kaiser zurückeilend, und ihm die inzwischen angehäuften neuen Vorwürfe und anfahrenen Worte dehnmächtig abnehmend. Am schlimmsten erging es dem Anführer der Spritzenleute. Der General Graf Hulín, der seinen Eifer zeigen und auch wohl zu eigenem Besten den Zornausbrüchen des Kaisers einen Gegenstand anweisen wollte, stürmte mit brutaler Gewalt auf den armen Mann los, stieß ihn mit der Faust mehrmals vor die Brust und trat mit dem Fuße nach dem Zurücktaumelnden, unter heftigen Vorwürfen und Schimpfreden; Napoleon sah streng und bligend in einiger Entfernung zu. Der Auftritt

endete mit Verhaftung und Hinwegführung des Spritzenmeisters, der nach langer Gefängnißstrafe schmachvoll aus dem Dienst entlassen wurde. Von einiger Schuld der Fahrlässigkeit mag er, wie der Herzog von Koburg behauptet, nicht freizusprechen gewesen sein, die Hülfe war nicht schlagfertig, nicht im ersten Augenblicke wirksam, allein es gab damals viele Stimmen, die ihn entschuldigeten, und allgemein war die Überzeugung, daß schon bei dem Austritte des Kaisers aus dem Saale, — und vorher konnte keine Spritze auf dem Plage, ja kaum gerufen sein, — keine Macht der Löschanstalten das brennende Gebäude könnte gerettet haben.

Indessen wurden die Bemühungen, über das Geschick der vermißten Fürstin Auskunft zu erlangen, heftig und angstvoll fortgesetzt. Die vornehmen Hof- und Staatsdiener Napoleons flogen hin und her, die Boten eilten nach allen Richtungen und kamen wieder, immer fruchtlos, nirgends war eine Spur der Geretteten so wenig als der Verunglückten zu finden. Alle Wohnungen der Freunde und Bekannten waren beschickt, die ganze Nachbarschaft, jeder Winkel des Gartens, und auch die noch sprühende Brandstätte so viel als möglich durchsucht; Alles umsonst. Ein Bild des trostlosesten Jammers irrte der unglückliche Fürst umher, bald in den Gartengängen, bald in den Sälen erscheinend, die körperliche Erschöpfung ließ ihn fast schon zusammensinken, während die Qual des Gemüths ihn zu immer neuen Anstrengungen aufregte. Man suchte ihn fortzubringen, zu beruhigen, aber nichts wirkte auf ihn, auch die Gegenwart und Anrede des Kaisers glitten stumpf an dieser starren Verzweiflung ab.

Napoleon, des fruchtlosen Dastehens überdrüssig und, nachdem das Feuer bis auf einzelne Gluthstellen bezwungen worden, schon ohne Gegenstand persönlicher Thätigkeit, kehrte nach St. Cloud zurück. Die Grenadiere seiner Garde aber richteten sich zum Übernachten ein, und selten mag ein Bivouac so glänzende und köstliche Bewirthung gefunden haben. Die für das Gastmahl des Hofes bestimmten Speisen und Weine wurden ohne vielen Unterschied ausgetheilt. Auch wir Andern, nach so vielfacher Arbeit und Erregung endlich müßig und matt, von den aufeinander gefolgten heftigen Eindrücken verflört und überwältigt, mußten zuletzt Erholung und Stärkung suchen, setzten uns zu den ersten den besten der reichgedeckten Tische, und genossen der vorhandenen Labung. Be gierig tauschten wir jetzt unsre einzelnen Wahrnehmungen und Vermuthungen aus, hier erläuterten sich die mannigfachen Umstände, ergänzten sich die getheilten Anschauungen, stellte sich allmählig einiger Zusammenhang auf; man hatte so vieles zu fragen, so vieles zu berichten, allein Schrecken und Besorgniß wogten noch immer auf und nieder, und bei so vielem Unglück, das man wußte, blieben noch unruhige Zweifel und bange Ahnungen genug.

Das Gewitter, welches schon lange am Himmel gestanden, brach jetzt als ein grausenvolles Zwischenpiel hervor, gräßliche Blitze entzündeten den Himmel, furchtbare Donner folgten Schlag auf

Schlag, die Gebäude erzitterten, der Regen rauschte in Strömen nieder, und die letzten Gluthen des Brandes wurden erst durch ihn gelöscht. Als nach kurzem Ausstoben die Gewitternacht sich wieder zertheilte, sah zwischen den schweren Wolken schon die Tageshelle durch, und die Unruhe trieb uns neuerdings auf, die so eben durchlebten Ereignisse, welche wie ein verworrener Traum nicht faßbar noch verschweubar auf der Seele lagen, in ihren daliegenden Ueberbleibseln zu untersuchen, zu betrachten. Wir waren nur noch wenige Männer, und vereinzelt uns bald in schweigendem Umherwandeln. Ich betrat die Brandstätte, ein düstres Angehäuf von Schutt und Ruß; verkohlte Balken, zertrümmerte Mauersteine, Geräth und Scherben durcheinander geworfen, in den zufälligen Tiefklüften schmutzige Wasserpfuhle zusammengestoßt. Man fand Theile von Kronleuchtern, zertrümmte Degen, Armbänder und andern Schmuck, den die Gluth fast unkenntlich gemacht. Nicht weit von mir stiegen Graf Hulin und Doktor Gall forschend über die Trümmer hin. Aufeinmal bleibt Hulin stehen, sieht starr vor sich hinab, und ich höre die halblaut gerufenen Worte: „Doktor Gall, kommen Sie hierher, hier ist ein menschlicher Körper!“ Ich gedenke noch mit Schauer des furchtbar einbringenden Tones, den diese Worte hatten; jeder Nerv wurde erschüttert, die Brust mit Angst erfüllt. Gall trat hinzu, ich war der Dritte, wir mieden jedes Geräusch und suchten uns im Stillen des gefundenen Anblicks zu vergewissern; erst nach und nach wurde er unsern Augen deutlich. Von Balken und Kosten halbberdeckt lag in der Tiefe ein schwarzgebrannter, eingeschrumpfter Leichnam, ganz unkenntlich, die menschliche Gestalt in dieser Zerrüftung nur mit Hülfe der Einbildungskraft herauszufinden. Die eine Brust nur, welche zufällig im angesammelten Wasser zu liegen gekommen war, hatte sich erhalten, und ihre frische Weiße saß gräßlich gegen die übrigen mumien schwarzen Körpertheile ab. Von Jugend auf nicht ungewohnt solcher Zerschrungsanblicke, stieß doch dieser mein Auge unwillkürlich zurück. Gall stieg in die Vertiefung hinab und glaubte die Fürstin von Schwarzenberg zu erkennen; ein paar Ringe und ein Halsband fanden sich an dem Körper, sie wurden dem Botschafter gebracht, der unfern im Garten mit einigen Begleitern umherging, und es blieb kein Zweifel mehr: das Halsband führte die Namenszüge ihrer Kinder. Sie hatte deren acht, ein neuntes, noch nicht geboren, theilte ihren Tod. In diesem Augenblicke der sich entfaltenden Gewißheit entsank Allen der Muth, tiefe Trauer senkte jedes Haupt, Thränen entquollen dem Auge. Ein paar starke Gewitterschläge, die letzten, erschütterten gleichzeitig die Atmosphäre, und ein betäubender Donner hallte lange nach.

Jetzt war die Sorge, dem Fürsten Joseph von Schwarzenberg sein Unglück beizubringen, und zu gleicher Zeit die nöthige Vorkehr in Betreff der Leiche gehörig anzuordnen. Der Ort und die Umstände ihrer Lage gaben wenigstens die tröstliche Vermuthung, daß die Unglückliche nicht lebendig verbrannt sei. Wahrscheinlich

hatte sie, abgeschnitten von dem Hauptausgange oder das dort stöckende Gebränge zu meiden wünschend, den Nebenausgang in das Innere des Hotels zu gewinnen gesucht, war unterwegs gefallen, durch Rauch erstickt und erst nachher durch die Flammen selbst ergriffen worden, mit dem einstürzenden Bretterboden aber in jene Wasserleitung hinabgesunken.

Wir verließen nunmehr den Ort der Zerstörung und des Jammers, doch an Schlaf und Ruhe war nirgends zu denken; die furchtbarsten Traumbilder schreckten das hinsinkende Haupt schnell wieder zum wachen Anschauen der Wirklichkeit auf, und in den Straßen, welche durch das Ereigniß der Nacht nur um so vollreicher belebt waren, zeigte der Morgen schon seine volle Thätigkeit.

Ganz Paris war durch Schrecken und Neugier in unruhige Bewegung versetzt. Die Nachricht von dem Brande, durch den Gluthschein unmittelbar verkündet, hatte sich mit Schnelligkeit weit hin ausgebreitet. Man vermuthete Anschläge gegen das Leben des Kaisers, den Ausbruch irgend einer großen Verschwörung, Ungewißheit jeder Art spannte die Gemüther. Der Verdacht, daß das Feuer angelegt gewesen sei, daß die Feinde des Kaisers, innere und äußere, durch einen kühnen Streich sich des verhassten Herrschers, seiner Familie und seiner anhänglichsten Diener entledigen gewollt, bestand einen Augenblick allgemein, streifte wenigstens die Vorstellung der meisten Franzosen, und war bei manchen auch späterhin nicht leicht anzutügen; die dawiderlaufenden Berichte und Zeugnisse wurden zweifelnd angehört; erst am dritten Tage erschien der ausführliche Bericht im Moniteur, dessen absichtsvolle Fassung wiederum nicht ganz befriedigte. Doch konnte gegen die Übereinstimmung so vieler Augenzeugen und gegen den starken Beweis, welcher in Napoleons fortgesetztem Benehmen lag, kein grundloser Wahn sich halten, und zuletzt mußte in Frankreich wie im Auslande die verbürgte Wahrheit doch den Sieg behaupten. Nun folgte eine Reihe trauriger Tage, in denen man fast nur in dem Rückblick auf die allbesprochene Begebenheit und in den düstern Nachwirkungen derselben fortlebte. Die Bestattung der Fürstin Pauline von Schwarzenberg wurde mit herkömmlichem Trauerprunke feierlich vollbracht. Dann kamen hintereinander die Leichenbegängnisse der Fürstin von der Leyen, der Generalin Touzard und noch mehrerer andern Frauen hohen Standes, die nach schrecklichen Leiden im Verlaufe der nächsten Tage oder Wochen an ihren Brandwunden starben; im Ganzen waren über zwanzig Personen verunglückt, mehr oder minder beschädigt über sechzig. Die junge Fürstin von Schwarzenberg, der Mutter gleichnamig, und nur kaum dem Loos entrißen, das der Unglücklichen geworden, lag an den empfangenen Verletzungen viele Wochen danieder, während deren man für ihr Leben besorgt war; auch das Wiederaufkommen des russischen Botschafters Fürsten Kurakin blieb noch lange zweifelhaft. Sehr bedeutend war von allen Seiten der Verlust an Kostbarkeiten; man schätzte ihn

auf ein paar Millionen; der österreichische Botschafter trug neben seiner eignen großen Einbuße auch die vieler andern Personen, denen er das Verlorne oder Beschädigte ersetzte.

Ein tiefer und unheilvoller Eindruck des ganzen Ereignisses war unverkennbar. Er setzte sich unwiderstehlich im Gemüth und Einbildungskraft fest, und wiewohl man von obenher Alles anwandte, um ihn herabzustimmen und auszufischen, so erhob er sich doch in düstern Weissagungen, welche auf die Unglücksfälle bei Vermählung der österreichischen Erzherzogin Maria Antoinette und des französischen Dauphins, nachherigen Königs Ludwig des Sechzehnten, zurückgingen, solche mit dem späteren jammervollen Ausgange des königlichen Ehepaars in Bezug setzten, und den neuesten Vorfall nur zur Bestätigung dienen ließen, daß über den Verbindungen Frankreichs nach dieser Seite ein warnendes Verhängniß schwebte. Die Folge der Begebenheiten aber wollte dem abergläubischen Wahne auch diesmal zum Theil ein wenigstens scheinbares Recht nicht fehlen lassen.

46. Das Bild Franklins.

Wer sich unter dem Manne, „der dem Himmel seine Blitze und den Tyrannen ihre Scepter entwendete“, einen Titansohn, einen hundertarmigen Riesen oder einen von Menschenblut triefenden Eroberer vorgestellt hätte, der würde kaum glauben und begreifen können, daß die Blitze des hier beigesügten Wilsons jenen Wunderthäter darstellen. So räthselhaft es aber klingen mag, so giebt es doch wirklich ein Mittel, womit man den Donner und seine irdischen Stellvertreter entwaffnen kann, ohne sich an die Spitze einer halben Million disciplinirter folgamer Myrmidonen zu stellen und einen unerschöpflichen Schatz zu besitzen; ja was noch mehr ist, wenn man einen Menschen findet, der so ausflieht, wie dieser Benjamin Franklin, so darf man sich ziemlich sicher darauf verlassen, daß jenes Mittel ihm beschieden sey. Wir wollen uns zuvörderst die Blitze dieses merkwürdigen Mannes von einem Dichter deuten lassen:

Sein offner Blick ist aller Wesen Freund,
Der innre Friede ruht auf seinen Augenbrau'n,
Und wie ein Fels, zu dem sich Wolken nie erheben,
Scheint übern Erdbestand die reine Stirn zu schweben;
Den Kost der Welt, der Leidenschaften Spur,
Hat längst der Fluß der Zeit von ihr hinweg gewaschen.
Hiel eine Kron' ihm zu, und es bedürfte nur
Sie mit der Hand im Fallen aufzuhalsen,
Er streckte nicht die Hand. Verschlossen der Begier,
Von keiner Furcht, von keinem Schmerz betroffen,
Ist nur dem Wahren noch die heitre Seele offen,
Nur offen der Natur, und rein gestimmt zu ihr."

Wieland.

Benjamin Franklin — so lange das Menschengeschlecht der Macht des Bespiels bedarf, wird dieser Name leben und wirken.

Benjamin Franklin steht hoch unter der kleinen Anzahl von Menschen, in denen die Würde der menschlichen Natur in vollem Glanz erschienen ist. Darf der Name des Weisen einem Sterblichen beigelegt werden, so gebührt er dem Manne, der in unserm Zeitalter sich selbst einen so großen Wirkungskreis schuf, ohne sich die geringste Beeinträchtigung eines Andern zu erlauben; der sein langes Leben der Belehrung seiner Landsleute widmete, ohne alle Anmaßung; der alles entbehren gelernt hatte, und dennoch mit unermüdeteter Thätigkeit arbeitete; der mit unbeflecklicher Vernunft bis an sein Ende Freyheit, Gerechtigkeit, Frieden, Brudertreue, Liebe und gegenseitige Duldung predigte und in jeder dieser Tugenden mit großem Beyspiele vorging.

Amerika ist glücklich, daß es so bald nach der Gründung seiner gestifteten Staaten aus ihrem Schooße den Weisen hervorgehen sah, dessen innere Harmonie ihm gleichsam die Natur unterwarf, ihn zur Entdeckung des Wahren in allen ihren Verhältnissen führte und ihn zum Lehrer seiner Brüder bestimmte. Die Unabhängigkeit vom Brittischen Parlamente hätten die Amerikaner auch ohne ihn errungen; die moralische Freyheit, die heilige Achtung für die Vernunft in jedem einzelnen Menschen und die innige Anerkennung der Pflicht, eines jeden Überzeugung und Glauben zu ehren: dies alles, nebst so manchen Anleitungen zur praktischen Lebensweisheit und so manchen einfachen häuslichen Einrichtungen, die in jenen angehenden Niederlassungen zur Bequemlichkeit gereichen, verdanken sie ihm.

Das Licht, welches er verbreitete, blieb nicht in Einem Welttheil verschlossen; seine Blicke in den innern Zusammenhang der Natur kamen auch unserer Schwachheit zu Hülfe, und indem er bewies, daß die Materie der Gewitter mit der zarten Flüssigkeit, die wir im Harz, im Bernstein, im Glase kannten und bereits durch Metall zu leiten wußten, ganz von einerley Beschaffenheit sey, lehrte er zugleich das Mittel, uns und unsere Gebäude vor dem zündenden Blitzstrahle zu sichern. Was er aber für die Rechte vernünftiger Wesen, für die höchste Gerichtsbarkeit selbst der Vernunft, für die Freyheit des Menschengeschlechts gesprochen und mit unwiderlegbaren Gründen für seine Mitbürger insbesondere sonnenklar bewiesen hat, das steht auch diesseits des Oceans fest als ein ewiger Damm gegen die Tyranny der willkührlichen Gewalt.

Amerika, das ihn gebar, hatte die nächsten Ansprüche auf ihn, und diese wurden von ihm selbst in ihrem weitesten Umfange anerkannt; seine Vaterlandsliebe war seine erste Tugend. Der Pflicht, seinen Mitbürgern zu dienen, setzte er seine Privatmeinungen nach. Im Jahre 1777 sagte er mir selbst zu Passy: „wir kämpfen dreißig Jahre zu früh.“ Seine Abneigung gegen Alles, was Blut kostet, lag dieser Überzeugung zum Grunde; denn es war in seinem Verstande klar entwickelt, daß Vernunft und Tugend allein, auch ohne Blut, vereinst die Unabhängigkeit errungen hätten. Die Beförderung des Krieges zu verlängern, hielt ihn daher von dreifsen Aufseerungen

gegen das Cabinet von Versailles zurück, die sein Mitsbotschafter Silas Deane mit glücklichem Erfolge bei der Unterzeichnung des Friedens wagte.

Ihr Unglückseligen, an deren Gewissen ein Tropfen Menschenblut um Rache ruft, wie gern erkaufet ihr mit euren beyden Indien das Bewußtseyn eines Weisen, der alle seine Mitgeschöpfe mit Liebe umfaßte und schuldlos blieb am Tode eines einzigen vernünftigen Wesens! Ihr Götter dieser Erde, die ihr euch nicht scheuet, der Vernunft eure Gewalt entgegenzustellen, wenn ihr je zur Besonnenheit zurückkehrt, wie werdet ihr euch selbst verachten müssen, indem ihr zu dem Manne hinauffchaut, der nie seiner eigenen Meynung physischen Nachdruck geben mochte, und gleichwohl unumschränktes Zutrauen, treue Folgsamkeit und feste Anhänglichkeit unter Brüdern und ihm an Rechten völlig gleichen Menschen fand! Ihr armen Beherrscher der halben Welt, die ihr vergebens noch die andere Hälfte wünscht, wie beneidenswerth, mit euch verglichen, ist nicht dieser Amerikaner, der ewig größer, reicher und glücklicher als ihr gepriesen wird, weil er sie ganz zu entbehren wußte und mit seinem Geiste über ihr und über euch schwebte.

Vernunft — und nur durch Vernunft mögliche Tugend, also wieder nur Vernunft und nichts als Vernunft — ist der Zauber, womit Benjamin Franklin den Himmel und die Erde bezwang; Vernunft ist die Tyrannenbändigerin, der einst die runde Erde das ewige Triumphlied zusauchen wird; Vernunft ist das Element, worin das Menschengeschlecht allein seine Bestimmung erreichen kann. Unzertrennlich sind Vernunft, Tugend und Freyheit, und keine ist je vollkommen ohne die andern; darum hassen die Tyrannen Vernunft, denn sie hassen Tugend und Freyheit. Längst hätten sie die Vernunft von der Erde vertilgt, wenn sie sich begnügen könnten mit der Dienstbarkeit der Unvernunft; aber zu ihrer Qual bedürfen sie halbvernünftiger Knechte, und aus dem kleinsten übrig gebliebenen Reime vermag die Vernunft zur vollkommenen Entwidlung zu gelangen.

Benjamin Franklin! Ehrwürdiger Schatten! Lehre du selbst die Völker durch dein großes unvergeßliches Beyspiel. Mir ist es, als hörte ich deine Stimme; ich vernehme noch deine Worte:

„Ihr Kinder Europens! Ehrt den Gottesfunken Vernunft in euch und vervollkommnet euch durch ihren Gebrauch. Die Freyheit ist nur der Tugend erreichbar; Tugend nur möglich durch Vernunft. Wuth und Haß können nur Blut vergießen; mit Blut allein erkaufet ihr die Freyheit nicht. Nein, ihr erkaufet euch Schande, Reue, Qual, ihr tödtet eure Freude und euren Frieden; darum ist, was Blut kostet, kein Blut werth. Der vernünftige Geist in euch werde frey, so wird die äußere Freyheit folgen. Tragt das Bewußtseyn eures Werthes im Busen; nehmt eure Begierden und Leidenschaften gefangen unter den Gehorsam der Vernunft. Kinder! ich sage euch, dann werdet ihr nicht umsonst geglaubt, gehofft, geduldet haben, denn Gott — ehrt und liebt ihn — Gott ist ge-

recht! Seyd einig, wie es Brüdern ziemt, liebt und helfet euch unter einander; seyd ruhig und ernst im Glücke, bescheiden im Genuße, standhaft und heiter im Unglück; seyd fleißig, mäßig, enthalten, weise — dann erreicht ihr das der Menschheit vorgesteckte Ziel; die Willkühr und die Gewalt verschwinden, ihr werdet glücklich, ihr seyd frey!“

47. Der Mississippi.

Ja, es ist ein herrlicher Strom dieser Mississippi! Die Erde scheint sich zu neigen vor dem gewaltigen Riesen, der stolz auf sie herabblüht, die Gefilde zurück zu weichen und in die Tiefe zu versinken. Sie sind herrlich diese Gefilde, würdig von einem Meerespinnel dargestellt zu werden, aber sie treten in Schatten vor dem Strome selbst. Der Halbmond hat sein Silberlicht ausgegossen über sie, vielleicht die jüngsten Kinder der schaffenden Natur; ein blaßgrauer zauberartiger Schleier ist über die ganze wunderbare Landschaft hingebreitet, in dem sich das Himmelsgewölbe zu spiegeln scheint. Nur hie und da einzelne Punkte, die sich erheben im glorreichen Farbensmelz des wunderbaren Mondlichtes; dann wieder der Feenschleier, und in weiter Ferne die wie Bronzemauern aufgetürmten Cypressenwälder. Einige leichte Flocken von Silber sind über das Himmelsgewölbe hingeprenkelt, kein Lüftchen bewegt sie; im Westen ist die goldene Röhre in das lichte Apfelgrün verschmolzen, über uns der Ather in sein tiefstes Blau gehüllt — die Sterne zittern wie beschämt vor der Nachtkönigin, deren Strahlen im Osten so mild und hehr erglänzen.

Nur hie und da schimmern uns Lichtpunkte von den Ufern entgegen — wie Irrlichter tanzen sie an uns vorüber und hellen auf einige Augenblicke die Gruppen von Orange- und Citronenbäumen auf. Sie kommen aus den hellen Fenstern der Pflanzernwohnungen, die hinter den Baumgruppen versteckt sind. Es sind vielleicht wache Väter oder Mütter, die ihren Kindern oder Enkeln die Schicksale ihrer Groß- oder Urgroßväter erzählen, die von der Gefahr, mit welcher der Strom sie bedroht, auch nicht die leiseste Ahnung haben, und die doch so leicht, so fürchtbar über sie hereinbrechen kann. Die Kinder horchen und schütteln ungläubig die Köpfe wie Kleine, die Ammenmärchen hören. Ja sie sind schwer zu glauben, schwerer zur schildern, die Drangsale, die unsere Vorfahren auszustehen hatten, die ersten Siedler dieses unseres Landes. Diese nun waren ursprünglich Deutsche, die unter der Anführung irgend eines Schwedischen oder Holländischen Barons importirt worden waren, um dem berücktigten Law sein neues Herzogthum am Arkansas zu bevölkern. Um Zucht und Ordnung unter ihnen handzuhaben, hatte man ihnen auch eine Compagnie Dragoner beigegeben.

Das Kartenhaus der Mississippigesellschaft zerstob gerade, als die tausend Unglücklichen in den weg- und steglosen Wüsten am Arkansas angekommen waren, und ihrer wurde natürlich mit keiner Ehre weiter gedacht. Neun Zehnthelle starben und verdarben in den Wäldern und auf dem Wege den Mississippi herab; dem elenden Überreste gelang es bis nach Neworleans sich hinabzuschleppen, wo sie endlich die Erlaubniß erhielten, zwanzig Meilen oberhalb der Stadt ihre Hütten zu bauen. Und sie bauten sie in Elend und Noth, kämpfend mit Fluthen und Alligatoren und Gewürme; aber ihre Kinder und Kindeskinde genießen die Früchte und leben im Überflusse unter der segensvollen Agide der Freiheit. Ach! Es muß vor hundert Jahren fürchtbar in dieser Stormregion ausgeföhren haben! Wir am Redriver und unsere Nachbarn am Mittel-Mississippi können uns noch eine schwache Vorstellung von dem Chaos bilden, indem das ganze Nieder-Louisiana damals wie begraben lag; aber es ist immer nur eine schwache Vorstellung, da der Strom weiter oben, bei aller seiner Gewalt, doch wieder in der höhern Landschaft seinen Meister findet, den er nur bei sehr hoher Fluth auf einige Zeit nieder hält.

Das untere Louisiana jedoch war ihm beinahe ganz botmäßig; dieselben Ufer, die uns nun so bezaubernd anlachen, eine Wassermasse von Schlamm und Sumpf, darüber hingeschichtet Millionen kolossaler Baumstämme, die häufig den Lauf des ungeheuern Stromes selbst hemmten und seine Gewässer mit fürchtbarem Getöse über das ganze Land hinrollen machten. — Nur das schrille Geschrei der Millionen Wasservögel, das Gebrülle der Bullfrösche und Alligatoren unterbrach das schauerliche Tosen der Fluthen. — Ja, auf diesen entscheplichen Ufern seine Hütten zuerst hingebaut zu haben, das will etwas bedeuten; dazu gehörte eine eiserne Seele. Das ist ein Denkmal von Mannskraft, auf welches der Franzose stolz sein kann. Schlachten zu gewinnen, Reiche über den Haufen zu werfen unter einem allgewaltigen Führer, Länder zu verheeren, Völker in das Joch zu schmieiden, wahrlich dazu braucht es keinen starken Nationalgeist, keine außerordentliche Kraft. Das treffen die Hunnen und Tartaren und Turkomanen eben so wohl, noch besser. Unter einem Attila, Timur, Soleyman trafen sie es auch. Aber als schaffender Geist sich in die fürchtbare Einde einer Wassermüste hinsetzen, mit der Natur ringen, mit der Wildniß, Hitze, Kälte, den Fluthen streiten, und ausharren im Kampfe, den kein Zeitungslob auf die Nachwelt bringt, das ist ein Funke promethens'schen Feuers; das ist wahre Mannskraft.

Und würden die Franzosen kein anderes Denkmal hinterlassen als die Elemente der Cultur in Louisiana, diese allein wären hinreichend ihre Mannskraft und Ausdauer glänzend zu erhärten; denn wohlgemerkt, die Geschichte der Ansiedelung dieses westlichen Egyptens durch die französische Regierung weist eine Reihe von Thorheiten, Mißgriffen und Leichtsinigkeiten nach, die mehr die Einfälle eines Abergewissigen denn Maßregeln einer aufgeklärten Verwaltung

zur Begründung einer Kolonie genannt zu werden verdienen; aber zum Glück war der Geist der französischen Ansiedler stärker als der Leichtsinns ihrer Machthaber, und diesem Geiste gelang es endlich, trotz der unbeschreiblichen Hindernisse, die Natur und Gewaltige ihm in den Weg legten, den Grund zur Civilisation eines Erdtheiles zu legen, der sicherlich in der künftigen Weltgeschichte eine der größten Rollen zu spielen bestimmt ist.

Nein, der Franzose ist nicht der tanzend leichtfertige Johnny Crapaud, als welchen ihn der grobkörnige John Bull der Welt gerne zum Besten geben möchte; und wenn er nicht ganz das ist, was Uncle Sam und John Bull sind, und er ist es nicht, was Kraft des Willens und starre Ausdauer anlangt, so hat er doch wieder eine Tugend, die ihr nicht habt, eine Tugend, die eure kalten Dänerjugenden so ziemlich aufwiegt und die ein wahrer Göttersunke ist. Es ist die Tugend großer erhabener Empfindungen, rein menschlicher Regungen. Wohl waren es Tage der Wehmuth, die Tage von Achzig und Einundachtzig, in denen die Väter der neuen Freiheit hinübersehnten nach Osten, mit Herzen, die Harren und Hoffen schier krank gemacht hatte! Ihre Arme waren beinahe erlahmt, ihre Schwerter stumpf geworden im fünfjährigen Kampfe. Sie stritten wie Männer; aber auch Männer unterliegen endlich der Übermacht. Da erhob das edle Frankreich seine kräftige Stimme und reichte brüderlich seine Hand dem matten Schwimmer, dem todesmüden Kämpfer. Daß damals die dreizehn Sterne siegreich auf dem umwölkten Himmel hervortraten, mögen wir immerhin, ohne der eigenen Größe im geringsten Abbruch zu thun, der großen Nation mit danken; ja, die Menschheit mag es ihr mit danken.

Ach wie manche Königs- und Fürsteneitel, vielleicht Söhne, werden sich einst in dem Schatten dieser Freiheit laben, sie segnen, diese unsere göttliche Freiheit, die ihren Vätern jetzt ein Gräueltat ist!

Wie wunderbar doch die Wege der Weltordnung sind! Noch vor achtzig Jahren war unser Land ein vergessener Erdwinkel, bewohnt von einigen hunderttausend Familien armer Colonisten, auf die selbst ihre Landsleute mit Stolz und Verachtung als eine ausgeartete Race herabsahen, ein weniger denn Anhängel des großen europäischen Staatensystems, selbst von Britten als Auswurf betrachtet und nicht viel besser behandelt, von der übrigen Welt kaum gekannt. Wer hätte damals, als diese armen französischen Acabier von Britten aus ihren Hütten getrieben, und amerikanisch-britische Colonisten, zur Hälfte in Thierfelle gekleidet, unter den Webbs gegen den französischen Montcalm fochten, weil es ihre Herren in Deutschland thaten; wer hätte damals wohl vorausgesagt, daß dieselben verachteten Colonisten einige zwanzig Jahre später ein Reich gründen würden, das in weniger denn sechzig der Stolz des Menschengeschlechtes werden, das dem mächtigen Mutterlande die Spitze bieten, siegreich zweimal bieten würde, nun den mächtigsten Nationen furchtlos bieten könnte, dürfte.

Noch sechzig Jahre, und dieses Reich steht vielleicht weltbeherr-

schend und als jener heilsame Gegendruck, den die Weltordnung in ihrer physischen und moralischen Einrichtung zum Princip angenommen hat, gegenüber dem großen nordischen Kolosse, der eben so dunkel, nur ungleich rauher und wilder hervorgegangen aus den eisigen Steppen des Nordens, durch Niederlagen und Siege, über Trümmer und Leichen, vorwärts geschritten ist, und seine Riesenarme nun drohend nun losend, aber mit fester Zuversicht über das in seinen Freiheitswehen zuckende Europa ausspannt.

48. Was setzt die Stiftung der christlichen Kirche durch einen Gekreuzigten voraus?

Man beklagt gewöhnlich den Mangel an Nachrichten über Christus und die ersten Anfänge seines Werkes bei heidnischen Schriftstellern. Das Verlangen, allseitige Nachrichten über eine so große Erscheinung zu haben, ist natürlich, wiewohl ihr Vorhandenseyn ohne Zweifel mehr eine wissenschaftliche Forschungsbegierde befriedigen als christlichen Geist und Leben fördern würde. Es gehört auch dieß zu der Oekonomie der christlichen Entwicklung im Großen, eben so wie der häufig besprochene weniggleich vielleicht noch nicht vollständig erwogene Umstand, daß Christus selbst nichts Schriftliches hinterlassen hat. Betrachten wir aber die Sache einmal von einer andern Seite und erwägen doch auch die volle Bedeutung und das Gewicht dessen, was uns durch den Mund heidnischer Historiker überliefert ist. Es ist freilich an und für sich nicht viel; aber viel ist es doch, was wir, zusammengehalten mit andern geschichtlichen Erscheinungen, daraus folgern können.

Zwei Thatfachen nämlich stehen unerschütterlich fest; kein baylescher und humescher Skepticismus kann sie bezweifeln, kein voltairescher Spott kann sie verdächtig machen. Die eine: Christus hat gelebt und ist gekreuzigt worden; die andere: es existirt eine christliche Kirche. Das erste berichtet jener große Römer, der mit stoischer Erhabenheit und stolzer Verachtung auf die Christen herablickt; das zweite bezeugt eine Geschichte von achtzehn Jahrhunderten, und wir können es selbst gleichsam mit Händen greifen. Aber hat man auch genug bedacht, was in diesen beiden Sätzen liegt, und was sie in sich schließen, wenn wir sie so dicht und nackt neben einander halten? Einen ungeheuern Widerspruch schließen sie eigentlich in sich, und doch müssen sie zusammenpassen, denn sie sind beide gleich wahr; ein Gegensatz liegt darin, der nur durch Mittelglieder von ganz einziger Art verbunden und ausgeglichen werden konnte. Sie setzen nothwendig Dinge von außerordentlicher Merkwürdigkeit voraus, und würden jeden, der nicht schon an Zusammendenken jener Sätze und der verschmelzenen Mittelglieder gewöhnt wäre, auf eigenthümliche Schlüsse und Resultate führen.

Man bedenke: Ein gekreuzigter Jude stiftet die christliche Kirche. Schon ein Jude; also ein Sprößling des Volkes, zwischen

welchem und dem wahrhaft nationalen Römer und gebildeten Griechen und jedem Polytheisten trotz mancher Annäherung doch noch eine unübersteiglich scheinende Scheidewand aufgerichtet war, eben so durch die Verachtung der übrigen besonders cultivirteren Völker gegen die Juden, wie durch die verfnücherte Engherzigkeit der Juden gegen die übrigen Völker. Aber noch dazu ein gekreuzigter Jude! also ein Mann, der eine Strafe erduldet, die in aller Augen die schmähtlichste war, der sein öffentliches Leben mit diesem Act der höchsten Schande beschlossen hatte, mit dessen Bild und Andenken die Vorstellung des Gekreuzigtseyns nun einmal untrennbar verbunden war. Welchen Eindruck aber eine mit Hülfe der Römer vollzogene Kreuzigung auf jeden Juden hervorbringen mußte, und welche Wirkung schon der Gedanke und der Name des Kreuzes auf jeden römischen Bürger hatte, das wissen alle, die mit der Denkweise jener Zeit nur einigermaßen bekannt sind.

Und dieser gekreuzigte Jude hat dennoch die christliche Kirche gestiftet, das heißt: Er hat eine Gemeinschaft gegründet, welche ihm schon in der frühesten Zeit wie einem Gotte Loblieder sang, welche ihn von Anbeginn verehrte als Gottessohn, als Urheber der Seligkeit, als lebendigen Inbegriff der Weisheit und Gerechtigkeit; eine Gemeinschaft, die, von ihm angeregt, ein ganz neues religiöses und sittliches Lebensprincip entwickelte und in die Menschheit pflanzte, die, von Gotteserkenntniß und Gottesliebe geleitet, über die Sinnenwelt des Heidenthums und die Gesezeswelt des Judenthums sich erhob, die feindselig getrennten Völker zu einem innerlichen Bruderbunde sammelte, welcher sich zu nichts anderem vereinigte und heilig verpflichtete als zu einem reinen gottgefälligen schullosen Leben in Demuth, Selbstverleugung, Wohlthätigkeit, Feindseliebe und sanfter Unterwerfung unter die gegebenen Verhältnisse; eine Gemeinschaft, die in ihrem Schooße eine Lehre bewahrte, von der schon in der ersten Zeit tiefere und ernstere Gemüther, nachdem sie vergeblich in den Religionen der Völker und den Systemen der Weisen den geistigen Durst zu stillen gesucht, und auch nachmals die edelsten und größten Geister angezogen und befriedigt wurden; eine Gemeinschaft endlich, welche im Laufe von drei Jahrhunderten die Angriffe der römischen Macht aushielt, und während dieses Kampfes eine Achtung gebietende Reihe geistiger Helden und Märtyrer aufstellte, welche in der Folgezeit fast immer nur zunahm, welche mit den wichtigsten Erscheinungen im Leben der Staaten in Verbindung steht, die größten Kunstwerke der neueren Zeit in ihrem Schooße hervorgebracht, die herrlichsten Menschen und größten Denker mit Begeisterung erfüllt, und nicht nur in der Mitte der gebildetsten Völker sich erhalten, sondern das Wesentlichste dazu beigetragen hat, daß sich die Völker, besonders die Völker germanischen Ursprungs, auf die Höhe der neueren Bildung erhoben haben.

Wie war dieß möglich? — Jede Wirkung hat doch eine Ursache; eine so große einzige Wirkung muß also natürlich auch tiefe außerordentliche Ursachen haben. Die große That kann nur aus

einem großen Geiste, der ungemeine Erfolg nur aus einer ungemeinen Kraft gekommen seyn. Gesezt nun, wir hätten die Evangelien nicht, es fehlten uns auch die christlichen Berichte über das Leben Jesu, oder wir träten gleichsam aus der Ferne an das Christenthum heran und wollten uns die merkwürdige Erscheinung, von der wir nur die bezeichneten Thatsachen wüßten, erklären: was würden wir voraussetzen müssen, bei der Einführung des Christenthums unter eine Menschheit, deren eine für das Evangelium zu gewinnende Hälfte Wunder, die andere Weisheit verlangte, und bei der Erhaltung der Kirche in einer Reihe von Jahrhunderten, wo ihr äußerlich und innerlich so unendlich Vieles widerstrebte?

Nothwendig würden wir voraussetzen müssen, nicht nur daß der Stifter des Christenthums zum Glauben an ihn als Sohn Gottes und lebendigen Inbegriff der Wahrheit und Güte durch seine eigenen Aussagen über sich die ursprüngliche Veranlassung gegeben, sondern auch, daß er durch seine ganze Lebenserscheiung diesen Glauben in den Seinigen unerschütterlich begründet und befestigt habe. Ohne das erstere ist nicht wohl denkbar, wie sie ihn gerade in so eigenthümlicher Hoheit auffassen konnten und nicht etwa bei dem Begriff eines großen aber doch von den übrigen nicht wesentlich zu unterscheidenden Propheten stehen blieben, und es ist nicht zu erklären, wie Andere zur festen Überzeugung von der Messianität Jesu gekommen seyn sollten, wenn nicht das lebendige Bewußtseyn davon zuerst in ihm selbst gewesen wäre. Ohne das zweite wäre nicht zu begreifen, wie diese Überzeugung von Jesu auf seine ersten Schüler übergehen und in ihren Gemüthern zum unzerstörbaren Glauben werden konnte. Es wäre eine Täuschung über alle Täuschungen gewesen, die ebensowohl in einer gewissen Absichtlichkeit von Seiten Jesu als in einer großen Beschränktheit oder sittlichen Urtheilslosigkeit seiner Freunde ihren Grund gehabt haben mußte.

Auch widerstrebt es durchaus der Art und Neigung des Menschen, gerade ein solches sittliches Urtheil zu fällen und kräftig festzuhalten, wie wir es bei den ersten Gläubigen in Beziehung auf Jesum finden. Die Menschen haben manche Schwäche, aber die Schwäche haben sie, jugendliche Gemüther ausgenommen, nicht, daß sie zu leicht an Herzensreinheit, Tugend und wahre Größe glauben. Im Gegentheil, hier besitzen sie in der Regel eine ganz besondere Widerstandskraft. Sie werden lieber vor hundert Scheingrößen, die in glänzenden Erfolgen hervortreten, niederknien, als die echte Größe erkennen und lieben, die in stiller Ruhe unter ihnen steht. Es liebt die Welt, wie der Dichter, der sie kannte, wohl wußte, etwas ganz anderes mit dem Erhabenen und Strahlenden zu thun, als es zu verehren und zur Anerkennung zu bringen. Es ist so leicht das Große und Schöne nichtig und farblos zu machen, da es hier nur auf das Urtheil über den innersten Grund der Handlung ankommt, der nie mit mathematischer Gewißheit nachzuweisen ist; auch hat es so viel Todendes, da das Verkleinern und Aus-

ebnen alles Hervorragenden stets der eigenen Kleinheit und Beschränktheit schmeichelt.

Darum, je tiefer ich in das menschliche Leben blicke, desto außerordentlicher scheint mir die Thatsache, daß einmal ein Mensch auf eine größere Anzahl von Menschen den Eindruck machen konnte, ein durchaus Keiner, Heiliger und Göttlicher zu seyn, und daß diese Überzeugung bei ihnen nicht eine vorüberfliegende Jugendphantase, sondern eine unzerstörbare Lebenswahrheit war, für die sie starben. Nur einmal kommt diese Erscheinung so vollständig ausgeprägt, so einfach und erhaben in der Geschichte der Menschheit vor; aber auch dieß eine Mal dünkt sie mir ein vollkommenes Wunder zu seyn, und ich kann mir dasselbe nicht anders erklären als durch etwas, was freilich ein zweites nicht geringeres Wunder ist, daß der also Erkannte, Geliebte, und Angebetete wirklich ein durchaus Keiner und Göttlicher war; daß er ohne den Schimmer irdischer Größe, gleichsam eine Sonne ohne Strahlen, die nur leuchtete und wärmte ohne zu blenden und zu brennen, seine Umgebungen mit solchen Strömen des reinsten Lichtes und der wohlthuendsten Wärme überflutete, daß davon alle Binden und Schranken des menschlichen Herzens gelöst und zersprengt, alle Einengungen der Selbstliebe hinweggenommen, und die Gemüther fähig, ja durch eine gleichsam göttliche Gewalt genöthigt wurden, die reinsten Größe in freier Bewunderung anzuerkennen und in ewig frischer Liebe sich ihr ganz zu weihen.

Eine andere notwendige Voraussetzung, welche mit der eben ausgesprochenen unmittelbar zusammenhängt, ist die, daß der Gekreuzigte, der so wirkte, eine unüberwindliche alles bestiegende alles durchdringende Kraft der Liebe in seinem Herzen tragen mußte. Unverkennbar kam doch durch das Christenthum ein neues Princip der Gottes- und Bruderliebe in die Menschheit, und so stark trat dieser Geist hervor, daß man ihn als eigenthümlichen Grundzug betrachten, und das Christenthum darnach von allen andern Glaubensweisen unterscheiden kann. So war bisher Gott noch nicht als die Liebe erkannt, so war die Liebe Gottes zu den Menschen noch nicht als die Quelle alles Trostes, Friedens und Segens, und die aus der schöpferischen und zubovorkommenden Liebe Gottes erzeugte Gegenliebe des Menschen als die Triebkraft alles Guten, Schönen und Großen aufgefaßt worden. So hatte man eine allumfassende Bruderliebe noch nicht in untrennbare lebendige Verbindung gesetzt mit der Liebe zum gemeinsamen Vater, und Sanftmuth, Milde, Wohlthätigkeit, aufopfernde Dienstfertigkeit gegen alle als das Siegel der wahren Frömmigkeit, als den echten reinen Gottesdienst anerkannt.

Groß seyn, hervorragen über die Andern, Ruhm gewinnen und herrschen war der Geist der alten Welt; gering und unscheinbar seyn vor den Menschen, in Stille und Demuth dulden, in hingebender Liebe dienen war der Geist derjenigen Welt, die sich das Christenthum schuf. Die Seinen lieben und die Fremden hassen war die Lehre des Alterthums; alle ohne Unterschied als Brüder und Gottes-

kinder umfassen die Lehre der Christen. Jahrtausende waren vorübergegangen, die edelsten Weisen hatten gewirkt, die gewaltigsten Schicksale hatten die Nationen durch einander gerüttelt und noch standen sich die Völker im religiösen Leben in altem eingewurzeltum Dasse gegenüber und kannten auch nicht einmal die Idee eines alle umschlingenden alle versöhnenden Glaubens; da kam das Christenthum und nahm die Scheidewand hinweg und machte aus Zweien Eins und zerschmolz das Eis des Völkerhasses durch eine neue Frühlingewärme der Liebe. Die weltüberwindende Wahrheit offenbarte sich als weltüberwindende Liebe.

Und wenn wir nun fragen: wo ist die Quelle von diesem A-lem? — Wo kann sie anders seyn als in dem Geiste, in dem Herzen Christi? Von ihm, von seiner Liebe waren die Seinigen von Anfang an entzündet, belebt und in neue Menschen umgewandelt; auf seine Liebe führen sie alles zurück; seine Liebe wollen sie verkündigen, verherrlichen und unter alle verbreiten; und wenn wir auch keine bestimmteren Zeugnisse von den Erweisungen dieser Liebe hätten, wir könnten schon nach den Wirkungen nicht anders denken, als sie müsse eben so gewaltig und unbefränkt als sanft, milde und demüthig, sie müsse göttlich gewesen seyn; da sie auch am Kreuze nicht erstarb, da sie, von einem Gekreuzigten ausströmend, die Kraft erhielt, den Sinn und die Richtung der Menschheit umzugestalten und gleichsam das Herz zu werden, welches in neueren volleren und gesunderen Pulschlägen die Menschheit bewegte.

Eine dritte notwendige Voraussetzung ist, daß in der Lehre des Gekreuzigten ein unzerstörbarer Kern der Wahrheit liegen mußte. Eine so schmählich erniedrigte und äußerlich überwundene Sache konnte doch nur dann sich erhalten und siegen, wenn sie durch ihre innere Güte und Wahrheit einleuchtete. Ohne Grund ließen sich doch Menschen der verschiedensten Art, denen keine äußere Gewalt angethan wurde und unter denen sich doch auch von Anfang an viele Denkende befanden, nicht überreden, an einen Gekreuzigten zu glauben. Wäñten wir also auch von der Lehre Jesu nichts Genaueres, das müßten wir doch immer aus den Wirkungen schließen: sie müsse probehaltige unerschütterliche Wahrheiten gegeben haben, weil sie so viele und so ganz verschiedenartige Gemüther angezog und befriedigte und trotz aller Angriffe von außen und von innen sich behauptete — große und tiefe Wahrheiten, weil sie in allen Zeitaltern die ausgezeichnetsten Denker beschäftigte und mehr oder weniger in ihren Kreis zu ziehen oder auch sich ganz zu verpflichten mußte — einfache Wahrheiten, weil sie zugleich und hauptsächlich eine so außerordentliche Wirkung auf das Gesammte der Menschheit gehabt, und sich bisher wie kein anderer Glaube als Weltreligion bewährt hat — endlich durch und durch praktische Wahrheiten, weil sie überall da, wo man ihre reinsten Wirkungen anerkennt und preist, ganz in Geist und Leben übergegangen ist und dem Sehn und Thun ihrer Bekenner eine neue Gestalt gegeben hat.

Aber die Lehre allein, wenn auch noch so einfach erhaben und

wahr, würde es nicht gethan haben; auch die reinste Lehre, verbunden mit dem reinsten Charakter, hätte bei der ersten Gründung des Christenthums nicht alles gewirkt. Die Griechen, welche Weisheit suchten und sich von der Knechtsgestalt nicht abschrecken ließen, konnten vielleicht in einzelnen Fällen davon angezogen werden. Aber das Christenthum sollte seinen Weg nehmen und hat ihn nach dem Zeugniß der Geschichte genommen durch die Juden, welche Wunder suchten. Hier mußte es, wenn irgend ein Zusammenhang in der religiösen Entwicklung seyn sollte, zuerst wurzeln. Und wie war dieses möglich? Wie konnten selbst die Besseren unter den Juden die Überzeugung gewinnen, daß der Gekreuzigte ihr verheißener Retter und Gottes Sohn sey? Mußte doch für sie das Kreuz und der Gottessohn noch viel weiter aus einander liegen als selbst für die Heiden, die wenigstens an den Gedanken eines Weisen mit dem Giftbecher gewöhnt waren. Wie konnte für die Juden dieser Widerspruch gehoben und die erhebende Idee des Messias und Welterretters mit der vernichtenden Vorstellung des Kreuzes in Zusammenhang und Einklang gebracht werden? Nicht anders, als indem der Gekreuzigte sich auch als Gesandten und Liebling Gottes bewährte durch außerordentliche Thaten und Schicksale, die seine ganze Erscheinung begleiteten.

Von dem Sprecher und Boten Gottes, vom dem Stifter einer großen Weltveränderung erwartet schon der einfache nüchterne Sinn etwas Ungemeines, vor den übrigen Menschen ihn Auszeichnendes, aber das Alterthum, und besonders das jüdische Alterthum, konnte jenen Begriff gar nicht fassen ohne die Bestimmung des Außerordentlichen und Wunderbaren, des begleitenden göttlichen Zeugnißes in Thaten und Ereignissen. Und sollte vollends ein Gekreuzigter der erhabenste Gottesliebende, der Messias, der Gottessohn seyn, so mußte das Göttliche in dem ganzen Werke seines Lebens nicht bloß in Thaten der Liebe, sondern auch in Thaten der Kraft und in unverkennbaren Wirkungen des göttlichen Verstandes hervorleuchten. Nur dadurch konnte die Schmach jenes Todes ausgelöscht, und trotz vieler tiefsten Erniedrigung die Erhabenheit Christi für den Glauben erhalten werden.

Man könnte hier einwenden, es sey eine viel zu starke Forderung, wenn man daraus, daß die Juden von dem erscheinenden Messias Wunder erwarteten, folgern wollte, er habe auch nothwendig solche verrichten müssen; denn was konnten die Juden im Allgemeinen und wieder jeder Einzelne vom Messias nicht alles erwarten? Sollte dann auch der besondere Wunderbegriff, sollten die eigenthümlichen portentosen Erwartungen des jüdischen Volkes und seiner Glieder verwirklicht werden? Daraus würde zuletzt eine Condescendenz Gottes zu allen Volksvorurtheilen folgen. Der angegebene Grund, könnte man sagen, würde zu viel beweisen, er beweist also nichts. Allein diese Einwendung würde nur passen, wenn wir uns hier etwa im Sinne der damaligen Zeit oder einzelner Zeitgenossen Jesu einen bestimmten Wunderbegriff fixiren wollten. So unverwerflich und

nothwendig diese Begriffsbestimmung nun auf andern theologischen Gebieten ist, so bleiben wir doch hier für den Zweck unserer Entwicklung bei der allgemeinen Idee eines göttlichen Zeugnißes stehen, welches, aus Thaten und Schicksalen hervorleuchtend, den unbefangenern Juden nicht zweifeln ließ, daß Gott mit diesem Manne sey. Das Verlangen nach einem solchen göttlichen Zeugniße konnte sich nun bei den Volks- und Zeitgenossen Jesu auf eine verkehrte Weise gestalten und in sinnliche Erwartungen einkleiden, allein es lag doch auch etwas Wahres, Echtes, allgemein Menschliches zum Grunde, und diesem konnte Gott ohne falsche Herablassung liebend und weisheitvoll entgegenkommen.

Die einfache allgemeine Wahrheit nämlich ist diese: Wenn an Göttliches in menschengeschichtlicher Erscheinung geglaubt werden soll, so muß es sich auch in eigenthümlichen Wirkungen offenbaren und aus solchen erkennen lassen; dem Zwecke des Heiligen und Wahren, der in der Menschheit nach dem Willen des allmächtigen Lenkers der sittlichen und physischen Weltordnung auf eine kräftigere Weise gefördert werden soll, wird dann auf unverkennbare Weise auch die Natur und die Zusammensetzung der Verhältnisse dienen; dem Heiligen, wenn es in einiger Reinheit und Vollendung auftritt, wird auch eine höhere sonst nicht gekannte Wirkungskraft entsprechend und bestätigend zur Seite stehen, und ein Wesen, welches der Weltgeschichte eine neue Wendung gibt, wird auch von Thaten und Schicksalen umgeben seyn, die nicht nur etwas Ungemeines haben, sondern auch mit Klarheit eine höhere Wirkung und einen göttlichen Zweck erkennen lassen. In diesem Sinne sage ich hier: Es mußte dem Thun und Wirken Jesu das Siegel göttlicher Anerkennung aufgedrückt werden, sonst konnte er, besonders unter den gegebenen Verhältnissen, die Geltung zur Stiftung eines neuen Glaubens nicht erlangen, sonst konnte er die Wirkungen nicht hervorbringen, die er doch laut der Geschichte hervorgebracht hat.

Wollen wir aber einen Punkt noch besonders hervorheben, so erwäge man dieß: es ist schon für sich selbst, abgesehen von aller historischen Überlieferung, nicht glaublich, daß der Kreis seines Lebens und Wirkens mit dem Acte der Kreuzigung geschlossen gewesen wäre. Das war schon an sich kein ganz angemessener Schluß für ein messianisches Leben, für das Leben eines Gottesgesandten, am wenigsten im Sinne derer, die Jesum zunächst umgaben. Waren sie auch durch das Bild und die Thaten seines Lebens für ihn gewonnen, so konnten sie durch seinen Tod wieder verschüchdet werden; es mußten wenigstens Bedenklichkeiten und Zweifel in ihrer Seele entstehen, welche die vollkommene Einheit ihres Denkens und Strebens aufgehoben und ihre ganze Thätigkeit gelähmt haben würden. Nun setzen aber die großen und tief eignyreifenden Wirkungen, welche die ersten Freunde Jesu hervorbrachten und die für immer von ihnen ausgingen, eine innere Festigkeit und ungetheilte Einheit des Sinnes, einer Begeisterung voraus, wodurch jeder Gedanke an vorhandene Zweifel ausgeschlossen wird. Zu dieser ausdauernden Festigkeit

und Abgeschlossenheit des Glaubens konnten sie nur kommen, wenn für sie das messianische Leben und Wirken Jesu auch einen vollkommen befriedigenden alle Dissonanzen in Harmonie auflösenden Abschluß hatte. Wir werden also nothwendig voraussetzen müssen, daß ganz besonders zwischen der Kreuzigung und der erfolgreichen Thätigkeit der ersten Verkündiger des Christenthums noch etwas von außerordentlicher Merkwürdigkeit und Wirkungskraft mitten inne lag, wodurch der Erscheinung und dem Werke Jesu das höchste Siegel göttlicher Bestätigung und den Seinigen ein ganz neuer Muth und eine ebenso begeisterte als ausdauernde Thatkraft ertheilt wurde.

Dies ist es, was aus den beiden großen Thatfachen der Kreuzigung Jesu und der Existenz einer christlichen Kirche nothwendig zu folgen, und allein geeignet scheint, den Widerspruch, der eigentlich in jenen Thatfachen liegt, aufzuheben. Aber eben diese enthalten im Wesentlichen auch unsere Evangelien, weiter ausgeführt freilich in Einzelheiten, die wir von vorne herein nicht ahnen könnten, aber in den Grundzügen doch ganz so, wie wir es zur historischen Erklärung der Sache bedürfen. Sie sind da; sie geben eine genügende Lösung des Räthsels; warum wollen wir ihnen nicht glauben, wenn wir doch vernünftiger Weise in den Hauptfachen alles das voraussetzen müssen, was sie berichten, um die merkwürdigste Erscheinung im religiösen Leben der Völker erklärbar zu finden? Wollen wir sie trotz dieser inneren Nothwendigkeit ihrer Grundbestandtheile verwerfen, weil uns Einzelnes schwierig, dunkel oder unglaubwürdig erscheint? Es mag seyn. Auch in der unermeßlichen Schöpfung ist vieles unerklärlich, auch in der Natur kommt vieles vor, was in den Systemen nicht steht. Ist nicht das Leben überall größer als unser Denken? Wäre das wahrhaft groß, was so ganz plan vor uns läge? Wären das Thaten Gottes, die wir ausrechnen könnten wie ein Exempel? Fände sich da eine neue geistige Schöpfung, wo wir den Zusammenhang nachweisen könnten, wie das Ineinandergreifen eines Räderwerkes? — Nirgends in der Natur und in der Welt des Geistes ist ein eigentlicher Lebensanfang, der nicht etwas Geheimnißvolles und Unerklärtes hätte. Jede Schöpfung — und wer kann leugnen, daß das Christenthum eine solche ist? — jede Schöpfung ist wunderbar.

Von allen Seiten begegnet uns auch in der Gesamtgeschichte der Menschheit Außerordentliches und Unbegreifliches. Vieles würden wir nicht denken und glauben, wenn es nicht unzweifelhaft geschehen wäre, und wenn das Wahrscheinliche nicht immer wahr ist, so ist auch das Wahre nicht immer wahrscheinlich. Es gibt Wunder der Tugend und der Sünde, es treten uns große lähne Wendungen in der Weltgeschichte entgegen, die wir uns nicht vorgestellt haben würden, wenn sie nicht Thatfachen wären. In allem diesem haben wir eine Analogie für das Neue, Unbegreifliche und Wunderbare des Christenthums. Nur daß hier das göttliche Walten und Wirken einen stärkeren einleuchtenderen höheren Charakter hat. Stoßen wir uns dabei nicht an Einzelnes und Untergeordnetes!

Halten wir uns an das Große und Ganze! „Wer zu viel am Detail klügelt, wird leicht zum Zweifler oder zum Schwärmer.“

Auch dafür empfangen wir treffliche Mahnungen von andern Gebieten her, namentlich von dem Gebiete der Kunst. Wo wäre das herrlichste Kunstwerk, ein Bild von Raphael, ein Werk von Sophokles, Shakspeare oder unserm eben dahin geschiedenen großen deutschen Dichter, das nicht seine Mängel und Unvollkommenheiten hätte? Der beschränkte engherzige Mensch hat seine Freude daran, sie zu entdecken und hervorzuheben, und dünkt sich darin groß; der geistvolle und hochgesinnte sieht sie kaum, und wenn er sie sieht, wird er darum aufhören zu lieben und zu bewundern? Wie arm und nichtig wäre die Welt, wenn wir nur das Fehlerfreie anerkennen, nur das völlig Erklärte uns aneignen, nur das unsern Begriffen ganz Unterworfene auf unser Gemüth wirken lassen wollten! Die Welt, das Leben, die Geschichte, das Wirken Gottes in der Natur und in den Geschicken der Menschheit würden bleiben, wie sie sind, groß, reich, unermesslich; aber wir würden zusammenschrumpfen und verdorren zur dürftigsten Nichtigkeit.

Also sey auch in den Berichten von der ersten Gründung des Christenthums manches dunkel, schwierig, unvollkommen und für den ersten Blick unglaubhaft; dieses Einzelne soll uns wenigstens nicht hindern, das große herrliche Ganze aufzunehmen; und haben wir erst darin einen tiefen Zusammenhang, eine gotteswürdige Anstalt, eine Lichtstrahl höherer Weisheit erlannt, so wird uns dieß auch das rechte Maas für die Betrachtung des anstößig scheinenden Einzelnen geben. Nicht daß an die Stelle einer edlen wissenschaftlichen Freimüthigkeit, die auch vor dem kühnen Gedanken nicht erschrickt, eine kleinliche Angstlichkeit gesetzt werden sollte; aber sich zu bescheiden wissen ist doch auch eine theologische Tugend. Der seiner Schranken sich bewußte Geist wird bei der Erforschung des Christenthums immer bedenken, daß, wo so viel Wahres, Gutes und Göttliches ist, auch das, was wir Mangel und Fehler nennen möchten, bei tieferem Eindringen eine andere Bedeutung gewinnen kann; er wird sich, wo etwas stehen bleibt, was sich nicht ausgleichen will, immer auch fragen, ob es nicht an seiner Auffassung liege?

Betrachten wir endlich die Sache einen Augenblick auch noch von einer andern Seite! Es läßt sich auch fragen: Könnte man, um jenes Phänomen der Entstehung des Christenthums durch einen Gekreuzigten aufzuhellen, eine Hypothese erfinden, welche die Sache besser und einfacher erklärte, als es durch die Grunddata der apostolischen Überlieferung geschieht? Wir könnten uns ja einen Christus bilden, der, von dem Strahlenglanze des Wunderbaren und Göttlichen völlig entkleidet, unter den Menschen gewandelt wäre als ein guter und rechtschaffener Sittenprediger, dem man aber doch wie einem jeden von uns einige Fehler und Thorheiten zu gute halten müßte, und der doch auch zuletzt auf eine etwas geheimnißvolle Art spurlos verschwunden wäre. Würde sich aus einem solchen Christus die christliche Kirche, würden sich die ungeheuern

Wirkungen ableiten lassen, die seit 1800 Jahren auf den Blättern der Geschichte verzeichnet stehen?

Mir will es nicht so scheinen. Dieser Christus hätte eine Schule gestiftet, und wohl auch nur eine jüdische, aber keine Kirche, keine Weltreligion. Er hätte einige Freunde und Zeitgenossen gebessert, aber er hätte kein neues Leben in die Menschheit gebracht und dem Geiste derselben keine neue Richtung gegeben. Er hätte zu den mannichfaltigen menschlichen Lehren eine neue hinzugefügt, vielleicht praktisch genommen die beste, aber (er hätte dieser Lehre nicht die Gewißheit eines göttlichen Ursprungs mit auf die gefährliche Bahn gegeben, und sie würde sich dann gewiß im Gedränge verloren und schwerlich über den Platonismus und Stoicismus erhoben haben. Man würde ihn als einen braven und redlichen wiewohl etwas schwärmerischen Mann hochgeachtet, sein Bild unter den Wohlthätern der Völker aufgestellt und seine Worte neben die Sprüche der praktischen Weisen geschrieben haben; aber wie man dazu gekommen seyn sollte, ihn als das einzige Urbild der Heiligkeit, als Abglanz des Unsichtbaren, als Gottessohn und Erlöser mit so lebendigem dauerhaftem Glauben zu verehren, ja anzubeten, wie man dazu gekommen seyn sollte, durch den Glauben an ihn und die Befolgung seiner Lehre in einen so entschiedenen Zwiespalt mit der heidnischen und jüdischen, gebildeten und ungebildeten Welt zu treten, und für christlichen Glauben und Wandel zu sterben, das ist dabei nicht abzusehen. Man hätte Christum in der Weise verehrt, wie es z. B. von dem edlen Alexander Severus geschah, man hätte sich aus seiner Lehre das Beste angeeignet — und alles wäre ohne Christenthum und Kirche abgelaufen.

49. Antrittsrede bei Gelegenheit der Einführung des Ver- fassers als erster Präsident des Appella- tionsgerichts für den Rejatkreis am 21 April 1817.

Indem ich in dieser mir feierlichen Stunde zum erstenmal in Ihre Mitte trete, fühle ich das Innerste meines Gemüths von der Größe des Berufs durchdrungen, für welchen wir in diesem Tempel der Gerechtigkeit vereinigt sind.

Gerechtigkeit: ein Name, auszusprechen mit jenem Gefühle der Ehrfurcht, womit allein das Höchste und Heiligste von sterblichen Lippen genannt werden darf! — Sie: die Staatengründerin, die alles Erhaltende! Die Beschützerin des menschlichen Geschlechts und alles dessen, was der Menschen Kraft an Wahrem, Gutem und Nützlichem erstreben und erlangen mag! Sie, als innere Tugend die erste, ohne die keine andere zu denken ist; als Ordnerin der äussern Verhältnisse des Lebens die höchste ehrwürdigste Gewalt, welcher alles andere sich dienend unterordnen, auf welche alles

übrige als bloßes Mittel auf seinen letzten Zweck sich beziehen muß, durch welche alles Haben und Besitzen, jede andere Anstalt, jede noch so glänzende Einrichtung, deren sich Staaten und Völker rühmen mögen, gleichsam erst geweiht und geheiligt werden muß, wenn nicht all diese Herrlichkeit als ein halb wesenloses Gut erst im Staube liegen und dann selbst in Staub zerfallen soll.

Ob es zu den Aufgaben der Regierung eines Staats gehöre: das vorzugsweis so genannte öffentliche Wohl durch Anstalten und Anordnungen zu gründen, zu fördern, durch besondere Behörden von oben herab zu leiten und zu verwalten? wird von Manchen bezweifelt, welche dafür halten, jenes öffentliche Wohl, da es nirgendwo zu finden als im Wohl der Einzelnen, werde von diesen selbst am richtigsten erkannt und am besten besorgt, und der Staatsregierung stehe nicht viel mehr zu als die sichere Gewähr der Freiheit Aller, ungehindert für ihr eignes Wohl zu sorgen. Regierungen, im Sinne unserer Zeit, waren den Mustervölkern der alten Welt völlig unbekannt; und noch vor unsern Augen steht das mächtigste vielleicht auch neidenswertheste Volk unter den Völkern Europens, der Britte, ohne alle vom Staat angeordnete Verwaltungsbeförden, ja sogar fast ohne alle eigentliche Staatsbeamte, bloß durch die Kraft des bürgerlichen Gemeinnes, auf einer Höhe des Wohlstandes, innerer Größe und Herrlichkeit, welche noch kein anderer Staat auf andere Weise auch nur von fern zu erreichen vermocht hat.

Aber das anerkannt Eine, Allgemeine und Nothwendige, ohne welches keinerlei Gemeinschaft unter den Menschen möglich, kein bürgerlicher Verein selbst nicht in bloßer Einbildung zu denken ist; die Hoheit, womit, noch ehe Staaten wurden, die Natur schon ihren ersten König, den Hausvater, ausgerüstet; das heilige Band, welches den freien Bürger unter seinen Fürsten und Obrigkeiten, den in der Wüste schweifenden Beduinen unter seinem Emir, selbst den morgenländischen Unterthan-Knecht unter seinem Gewalttherrscher zu Pflicht und Gehorsam einigt; die Gottheit, welche Memu's Gesetz dem Indier als die große Freundin nennt, die den Menschen von der Wiege bis zum Scheiterhaufen geleite und ihn bewache, wenn alle andere Wächter schlafen; die höchste Pflicht, zu welcher selbst der bluttriefende Timur sich bekannte, welche gegen die Seinen edel treu erfüllt zu haben, er von sich selbst als den höchsten Beweis seiner Regentenweisheit rühmte; dieses Eine und Allgemeine, bei dessen Namen, an der Themse wie am Niger und am Ganges, jede Brust sich erweitert, jeder Geist sich erhebt, — es ist die Gerechtigkeit und jene Gewalt, durch welche sie besteht und geltend wird. Die Anstalten, in welchen die Gerechtigkeit gleichsam verkörpert erscheint, durch welche sie die Staaten erhält, die Throne schützt, die Bürger sichert, sind — die Gerichte.

Die Zwecke, welche das sogenannte Staatswohl bestimmt, sind gleich den Mitteln zu demselben nach Ort und Zeit verschieden, — veränderlich, wandelbar, je nachdem die Umstände sich gestalten.

welche zu lenken nicht in des Menschen Hand gegeben ist. Die Maschine der Staatsregierung ist eine Barke, ausgesetzt auf den vorwärts strömenden stets bewegten Fluthen des Lebens, sie muß auf oder ab wie die Wellen steigen oder sinken, rechts oder links wie die Winde kommen und wechseln. Hochgepriesen und bewundert wird daher mit Recht der edle Steuerer, der mit fester Hand das Schiffchen immer glücklich über den Weg führt und sichern Blicks durch Untiefen und Klippen führt. Wir, Diener der Gerechtigkeit, haben uns mit der Achtung zu begnügen, ohne je auf Bewunderung zu rechnen: denn wir haben nichts zu erringen, zu erbeuten, zu erschaffen, wir haben nur das unsrem Schutz anvertraute Heiligthum des Rechts treu zu bewahren, und davon Jedem gemessenhaft zuzuerkennen was ihm gebührt; die Seele unfres Wirkens ist nicht jene das Zufällige beachtende nach Zeit und Umständen sich bequemen geschmeidige Klugheit, von welcher die Staatsverwaltung nothwendig geleitet wird; — sondern allein jener einfache Sinn, der nirgends hin als hinauf zum Gesetz, und von da zur That hinunterblickt; — jene Rechtlichkeit der Gesinnung, welche unbefangen als Recht ausspricht, was sie als das Rechte erkennt; jene Stärke des Willens, welche mit festem keinem Einfluß weichenden durch keine Gewalt zu beugenden Arm, die Wage der Gerechtigkeit stets im sichern Gleichgewichte hält, endlich jener Muth des Mannes

Quem non civium ardor prava jubentium
Non vultus instantis tyranni
Mente quatit solida.

Die Regierungs- und Verwaltungsbehörden des Staats, als die Organe der höchsten Gewalt, sind mit dieser, die in ihnen und durch sie wirkt und handelt, unzertrennlich eins. Die Bestimmung dieser Behörden ist, den Willen des Staatsoberhauptes zu vollziehen, dessen Plane auszuführen, dessen Gedanken zu verwirklichen. Sie besorgen die dem Staatsregenten selbst zukommenden Geschäfte und erweisen sich als dessen öffentliche Diener, um so tüchtiger, je pünktlicher und verständiger sie seinen Willen ausrichten. Die Verwaltung der Gerechtigkeit ist, weil sie sonst nicht sein könnte was sie ist, wenigstens als solche nicht würde wahrgenommen und erkannt werden können, von dem Gewaltkreise des Staatsoberhauptes völlig ausgeschieden, so daß er über nichts, was die Verwaltung der Gerechtigkeit angeht, beschließen oder sonst verfügen kann, ohne daß solche Handlung, wie edel ihr Beweggrund sein möge, unter dem Namen Kabinettsjustiz, Machtpruch, als frevelnde Überschreitung seiner Gewalt, als fluchwürdige Entweihung eines Heiligthums bezeichnet werden müßte. Der Richter empfängt, gleich dem Diener der Verwaltung, aus des Königs Hand sein Amt. — aber ein Amt, das die Pflicht auf sich hat, keinem andern Herrn zu dienen als der Gerechtigkeit, keinem andern Willen zu gehorchen als dem Willen des Gesetzes.

Selbstständigkeit und Unabhängigkeit des Richteramtes sind schon im bloßen Begriff von einem Richter so wesentlich enthalten, daß ein Gesetz oder eine Verordnung, welche den Richtern jene Selbstständigkeit und Unabhängigkeit ausdrücklich zusicherte, dem Richteramt nichts beilegen würde, was es nicht schon in sich selbst besäße, und bloß als ausdrückliche Anerkennung der Schranken der höchsten Macht, von Seite dieser selbst, nicht ohne alle Bedeutung sein würde. So sind also die Richter innerhalb der Grenzen ihres Richteramtes so wenig Diener der obersten Gewalt, daß sie dieser, wenn sie jene Grenzen überschreiten sollte, sogar den Gehorsam zu versagen nicht etwa nur berechtigt, sondern kraft ihres Eides verbunden sind. Der Ungehorsam ist dem Richter eine heilige Pflicht, wo der Gehorsam Treubruch sein würde gegen die Gerechtigkeit, in deren Dienst allein er gegeben ist. Ein König, welcher heute einem Richter Ungerechtigkeit befehlt, kann ihn morgen vor Gericht stellen dafür, daß er ihm Gehorsam erwiesen hat. Selbst der unbefränkteste Monarch muß wenigstens in der Justiz die Grenze seiner Macht erkennen; auch ihm gegen über steht sie da als die „heilige“, die „gottgeheiligte“ Justiz, welche der Szepter seiner Gewalt nicht berühren kann, ohne sie zu entweihen und dadurch seine eigne Majestät zu verletzen. Denn, sagt Menu, „beschlzte Gerechtigkeit beschlzt, aber unterdrückte Gerechtigkeit unterdrückt ihren Unterdrücker.“

Die Staatsgewalt, welche sich zu verstärken meinte, wenn sie die Richter ihrem Belieben unterworfen und aus freien Dienern des Rechts dienstwillige Knechte der Willkühr sich erzogen hätte, würde bei weitem mehr verloren als gewonnen, vielmehr nichts gewonnen und alles verloren haben. Mit der Freiheit selbstständiger Richter hätte sie die Gerechtigkeit im Staate aufgehoben und mit ihr eben dasjenige, was, stärker als Heeresmacht, die Staaten hält und die Throne stützt. Denn auch Heeresmacht ist nur mächtig durch die öffentliche Geister und Herzen durchdringende Meinung, die sich aber empört von Jedem abwendet, der sich von der Gerechtigkeit abgewendet hat.

Die Gerechtigkeit, obgleich mannichfaltig in ihren Formen, verschieden in ihren Gegenständen nach Ort und Zeit, ist gleichwohl an und für sich überall nur Eine und dieselbe, gleich in ihren Forderungen wie in ihren Pflichten. Wäge ihr Gewand, ihr Schmuck, dieses oder jenes ihrer Attribute sich verändern: sie selbst besteht mitten unter dem Wechsel der Dinge, ist das ewig Beharrliche unter dem ewig Veränderlichen der Zeit. Darum eben ist sie die Grundlage jeden Staats, der Schlußstein, der dessen Mauern hält, die Hauptsäule, die sein Gewölbe trägt.

So lange noch diese Tragwerke unverfehrt auf festem Grunde aufwärts stehen (wären gleich die übrigen Beiwerte schadhast oder nur leichtweg hingefertigt), so lange ist dennoch das Gebäude eines Staats noch wohlbestellt, und wenigstens keine Gefahr, daß dasselbe ohne große äußere Gewalt, bloß wegen eigener innerer Ge-

brechen morsch in sich selbst zusammensinken. Wo das Herz noch in kräftiger Gesundheit schlägt (und das Herz des Staatskörpers ist Gerechtigkeit), da kann von der Quelle des Lebens heraus die Krankheit ausserer minder edler Theile noch sehr leicht, wohl gar von selbst, sich heilen. Aber wenn der Krebs am Herzen nagt; wenn (um nicht dieses Gleichniß fortzusetzen) die Herrschaft des Unrechts oder des Unverständes bis in das Heiligthum der Gerechtigkeit gedrungen ist; wenn der Geist des gründlichen Ernstes, der wärmende und erleuchtende Geist der Rechts- und Wahrheitsliebe aus den Gerichtssälen entwichen, wenn das edle durch den Gedanken an die Größe und Heiligkeit des Berufs emporgetragene Selbstbewußtsein in dem Gemüthe der Richter erstorben, wenn nichts als der wandelnde Leichnam einer in kalter Gleichgültigkeit sich bewegenden Lohn- und Frohn-Maschine zurückgeblieben, wenn wohl gar jener rücklichtlose rechtliche Sinn (ohne welchen kein Richter sein Amt würdig trägt) der Leidenschaft, der Feigheit, der zaghaften Häßlei und gefällig schleichenden Wohlthenererei gewichen ist: — dann, dann erst ist der Grund des Staatsgebäudes untergraben, dann sind die Tragsäulen gebrochen, dann bedarf es nur eines leichten Erdstosses, und der schimmernde Prunkpalast stürzt in Trümmern.

Dieses sind meine der Seele Innerstes durchdringenden Überzeugungen von der Heiligkeit des Rechts und des Richteramts hoher Würde: diese Grundsätze habe ich unter allen Verhältnissen meines Lebens in Wort und That behauptet: sie im Geist und Herzen, trete ich in Ihre Mitte. Daß mein Wille nie von dem Gesetze abfallen werde, welches ich selbst in jenen Überzeugungen über mich ausgesprochen habe: dieses weiß ich und betheure es, indem ich hiemit feierlichst meines Eides mich erinnere. Daß meine beschränkte Kraft nicht immer die Größe meiner Pflichten und Vorsätze erreichen möge: — diese Besorgniß allein ist es, welche mich demüthigend niederschlägt. Doch! ich blicke um mich her auf die Männer, die in diesem hohen Gerichtshofe um mich versammelt sind, und dieser Blick gibt mir wieder erhebenden Muth in dem Gedanken, daß mit gleichgesinnten Männern selbst das Größte leicht zu vollbringen ist! Meine Herren! ich kannte und ehrte die Meisten von Ihnen, noch ehe mein Auge sie gesehen; wir haben in gleichem Geiste für gleichen Zweck gewirkt, noch ehe das Band gemeinschaftlichen Wirkens uns so eng vereinigt hatte. —

Erlauben Sie mir noch einige Worte, welche mein besonderes Verhältniß zu meinen Berufszwecken zunächst berühren.

Als die erste Pflicht, welche die Gerechtigkeit ihren Pflegern auferlegt, achte ich die gründliche reife Überlegung, welche dem Gewissen für die Wahrheit und Rechtlichkeit der Entscheidung bürgt. Als zweite Pflicht achte ich, daß der Rechtsuchende sein Recht so viel möglich in der kürzesten Zeit erlange. Ein verspäteter Rechtsgewinn ist öfters so schlimm, oft verderblicher als ein zeitiger Rechtsverlust. Aber alle Ordnung des Rechts wird verkehrt, wenn

nicht die zweite Pflicht durch die erste sich beschränkt. Nicht zögern ist Richterpflicht; aber eben so gewiß: nicht eilen; denn Eile übereilt sich, und ein eifertiger Rechtspruch ist sehr oft nur ein eilendes Unrecht. Daß auch künftig Niemand diesen hohen Gerichtshof einer Verletzung oder Vernachlässigung der einen oder andern dieser Pflichten mit einigem Schein des Rechts zeihen dürfe: dafür bürgt mir Sinn und Geist der Männer, welchen hinfort anzugehören meine höchste Ehre ist. Und daß dieser Geist hier nicht sterbe noch ermatte, darüber will ich wachen mit Ernst, mit Treue und Liebe. Aber wie ich dieses meinem Könige gelobe, so versichere ich zugleich Ihnen allen insgesammt und jedem von Ihnen insbesondere, in Ausübung meiner Amtspflicht, jene Humanität und Achtung, wozu jedes wohlgeartete Gemüth gegen ehrwürdige Mitglieder eines hohen Gerichtshofes sich verpflichtet erkennen muß. Von der Würde des mir anvertrauten Amtes werde ich nie etwas vergeben; aber auch nie hoffe ich zu vergessen, daß ich unter Ihnen, meine höchstzuverehrenden Amtsgenossen, nur der Erste unter meines Gleichen bin.

Dritter Cursus.

31. Aht Gemælde (1788 og 1801). Schiller.

(Inbholdstigt (gediegen) Udtryk, Stil, fuld af dybt indpræget Karakter. Ypperlig Periodedbygning. — Smittræk. af e gste overvej. uden i Verb. v. t. — Resonnerende Reiskrivn.; dog obs. *Zeurath*, dreust. o. fl. — *Mært*: in den Marimen, Sitten eingeweibt; keine andre (453); bekennt og theilhaft worden f. gew.; oftere Pron. Poss. for derselbe.)

437. *sabe*, e ef. h i zden R. Impf. var for ik. ualm. *Name* > -en. Disse Ord endtes for alene på en Vokal, Gr. *Goth*. namo, vilja, *Ght*. namo, willo, samo, Anglf. nama, villa, *Slach*. namo, gilobo, *Mht*. name, geloube; ja mg. D., f. nu kun have en, endtes ligeledes på en V., Gr. *Goth*. brunna, *Brunnen*, *Ght*. dumo, *Dammen*, hnacco, *Nacken*, huosto, *Zusten*, karto, *Garten*, vleccocho, *Flecken*, *Mht*. tume, *Dammen*, schate, *Schatten*, slite, *Schlitten*, boge, brunne, garte, grabe, z. — *scheitern*, af *Scheit*, a. et St. *Brænde* el. *Færne*, b. en *Bragstump*, hvoraf *-erhausen*, *Vål*, nu mest m. sein. *Abtrünnig*-, af *trennen*. *U-weisung*, mest om det, f. vides; ellers *-richt*. Det er rigtigst, imod *Strug*, at bele emp-f., da emp = *ent*, *Ght*. and, *ent*, *ind* og *int*.

438. *verschonen* mit, gff. alm. *Kreatur*, ogf. *Geschoß* i d. *Ang*. *Muselm.*, af *Fr.*, nu *Moslim*, af *Arktifl.* *ansreuten*, obs., alm. *-rotten*; *-roden*, rybde (409).

439. *und sollte* z., alm. *Konstr.*, hvor n. bliver betingende *Konj.* *Furcht*, m. *Gen.*, ef. z., alm. *vor*. *ausgezogen*, af gml. *Lalm*. *den alten Menschen anziehen*; smf. *Fr. dépouriller*. *Papst* < -b. *geandtet*, af *Ght*. *anadon*. *antön*, Anglf. *andjan* (smf. 188), ogfå *ahnen*. *geleitet*, alm. *begl.*

440. *gerichtet*, obs. i d. *Konstr.*, "henlagt". *bestellen*, a. -, b. *bestorje*, c. *ansætte*, d. *sætte* i *Stand*, Gr. *Warten*. *auschreiben*, a. -, b. *bekendtgjøre*, (smf. 336). *melden*, bl. a. *erwähnen*.

441. *meinte*, m- for = *lieben* el. *wohl wollen*, hvilket her vel forebrævede *Forf.*

442. *Beiname* m. G., > i *Apposition*. *denen*, *Plert*. må forelæses af *ganz*.

443. *vielscher Geist*, en *Forkort.* af v- *gebildet* el. *Ign.*, ualm., = *vielseitig*. *Lügen* str., a. *beslyde* f. og *overbevise* om z., b. *modsigte*, *stride* imod. *erhaben*, allerede *Ght*. *irbaren* brugtes f. *Abj.* *Fröhlicher Muth*, archf., smf. D. *Mod*, z. *lustiger* *Macht* *gutes Blut*, zu *M-e*, o. fl. *Un-Feit* *gegen*, smf. *Achtung* *gegen* og *für* (200 og 207).

444. *leutselig*, ik. af f-, *salig*, *sål*. *libet* f. *redf.*, *holdf.* o. *lign.* (smf. *Ang.* af *arms.*, *saums.* o. fl.), men af *Moden* f-l, *fuld* af, *rig* på (smf. *En*. *sæll*, *lyfsalig*, a-*sæl*-ni, *Egennytte*, *Goth*. *salkan*, *besidde*, *Ght*. *sælde*, *Zeil*, z. *sal-us*, *sal* i *Drangf.*, *Labi-*, *fel* i *Besel-*, *Rådhjel* z., Sv. *sællhet*, *Lykke*, o. *Ign.*), og b. *bejendte* *Lillæg* *ig*; *deraf* ogf. *selig* *sels*; i D. z. er *leuts-* endnu: *fuld* af *Folk*. *Niemand*, smf. *man* og *jedermann* m. D. *Mand*. *Oberg-*, men *Übermacht*; *O-m-*, ualm. f. *O-herrschast*. *entlegen*, a. *fraligg.*, b. *stern*. *erleuchtet*, *oplyst*, a. m. *Lys*, b. m. *Andens* *hojere* z.; *aufgeklärt*, — v. *Indsiget*, *R-skab*. *geschenkt* *haben* *solte*, smf. *verschast* *haben* *könnten* (143), *entfernt* *haben* *könnte* (165) og *angefangen* *haben* *musste* (442); nu sættes *derimod* *næsten* *altid* *Hovedverbet* i *Præs.* *Inf.* og *Hjælpev.* i *Perf.* *Konj.*, smf. *streichen* (29), *gehen* (363) o. fl.; men *hatte* *folgen* *können* (171) er ik. d. *Tilfælde*. *mit* *Grund*, ik. alm.; m. *ohne* G. og G- *haben* alm.; nu f. *Er*. *snarere* m. *Recht*. *Fürst* d. *M.*, *M-s* *ber*. *Stift* il *principe*. *schlimm*, a. *ibel*, b. *böse*.

445. *Serzog*, = *dux*, *Dmlyd* i *Plert*. obs. *Dießes* i *ß* (ogf. *St.*, Anglf. *leos*, *lyce*, G. *leocce*), a. *Stind* m. *Hår* el. *Ud*, b. *R. z.*, *Tot*; smf.

Sitz, *Slach*, *Flaum*, *Flaus* (el. -sch), *Tot*, hvoraf *-rock*, *grov* *Kalmuks*-*Straffe*, o. fl.

447. *Freuzen*, *kybse*; *sich* F-, *forfe* sig; *Freuzigen*, *forstæfte*; *sich* F-, v. for f-zen. *Charwoche* (D. *Langf.*, G. *good friday*, *Fr.* *vendredi saint* *ophlye* *intet*), af *Ght*. *charon*, *klage*, *On*. *kæra*, *Anglf.* *cearjan*. G. *care*, D. *kjære*, Sv. *kæra*, L. *quer-*, z. og w-; smf. St. *care* *sonday*, *Palme*-*sondag*, og gml. Sv. *kæra* *sunudagh*, *5te* *Sønd.* i *fasten*. *Nebenbuhler*, alm.; *Mit-*, mg. *ualm*; kun *Mit-* *werber*; *Menschen*, if. *Samlevende*, *Mit-*, alm. *Italienisch*, af *J-en*, ogf. m. *å*, af *J. italiano*.

448. *einschneiden* *von*, smf. *sal-* *len* *von* (153, 456). *waren* *verf-* w-, alm. rh. *Frühed*.

449. *einweihen* *in*, alm. m. *Akt*, når *En* *kom*. *udenfra*. *Prinzen* *K-*, som *Tit*. alm. *ikke* *bøjet* i *Akt*. *W-l* *fassen*, ogfå *schlagen*. *st-* *erklären*, ellers m. en *Rekt.*, f. Gr. 202. *in* *geb-*, ogfå *ins* *geh-*. *gewann* *es* *über*: "sit *Bugt* med". *Urheber*, smf. *Ght*. *urhap* = D. *Dphav*.

450. *Karln*, *Bejn*. *ualm.*, når *Til-* *læg*. *Kabinet* < -r. *Scepter* < -p.

451. *nächtern*, af *Ght*. *nuoturna*, *natlig*; men *Rattebonnen*, *nocturna*, *hed* ogf. *jejunum*, (af z. *jejun*, *saffet*), hvilket *Ang.* *så* *overfortes* på *n-* *wünschenswürdig*, alm. *-werth*. *Obtervanz*, = *herkömmlicher* *Gebrauch*.

452. *einzig*, a. -, b. *magelos*, *gff.* *ypperlig*. *Bewußtsein*; *B-* *heit* *er* *ik.* z. *dergleichen*, *Plert*; *Entt.* *desgl.* *er* *ualm.* f. *Bron.*, mere f. *Abdv.*, o: *gl.* i *cas.* *obl.* *stjrende* *Gen.*; *bege* *Dele* *nu* *ubøjet*, smf. *seines* *Gl.* (282. 381).

453. **andere*, i. *andre*. *Wend*, for *Landfugtighed*, Gr. *Luther*: *aus* *dem* z- *wiederkommen*. *zeitig*, a. = *früh*, b. = *reiß*, c. = *gegenwärtig* (337); *Abv.*, *betids*. *Muth-* *wille*, a. *Dvergiwensh.*, b. *Rådsh.* c. (= a og b), *Dvenstidighed*, *Frühedslig*.

454. *Abentheuer* < -ten-, af *Mht*. *aventure*, af *Fr.* og z. **einem*, i. *einem*. *ernten* < *erndt*; ik., f. *Ab-* *lung* *vil*, af *Ght*. *aran*, *arbejde*, *pløje*, hvoraf *aranti*, *Winde*, m. af *arnon*, *høste*, *arn*, *Høst*; *altid* *Subst.* *bebt* *Arrende*, smf. *Zier-de*, *Zem-de* (smf.

D. *Ham*), *Beschwerde*, o. fl. *außer* f. *-halb* (Gr. z. v. *Müller*, v. *Hammer*), *kun* D. z.

455. *ins* *Licht*, ogfå *Artikel* *ved* z- m. *Adj.* (Gr. 271, 472). *emfig*, *Ght*. *em-* *azig*, smf. *Ght*. *am-a*, *Mod*, *am-ma*, *U-*, *am-eiza*, *Myre*, *am-er*. *der* *Am-* *mer*, *am-ar*, *Stärke* (*Prov.* *Am-* *idam*), *am-isala*, *die* *Amfel*, *am-pher*, *Syre*, *Amberiz* (hvoraf *Mbl.* z- *em-za*), *eim-uria*, *Em* og *Emmer* (*On*. *eimr*, og *eimyrna*, *nyere* z. *Ammer*), *Em-* *ma*, *Dvindenabnet* (o: d. *Flittige*), *em-* *mi-zen* og *-izis*, *immer* z.; *On*. *ama*, *plage*, *ami*, *Besvær*, *ambr*, *Klynken*, z.; smf. G. *emmet*, *Myre*, *amelcora*, *Spelt*, *embers*, *glødende* *Afte*, på *St.* *ameris* og *emmers*, D. *Wmne*; z. *amo*, *amicus*, *amulor* &. i *to* *am*, *sigte* *til*; i *Schw.* *amerna*, *Lyste*; Sv. *amana*, h. t. *Hensigt*. *Arten*, ik. "Weisen". *mit* *Süßen* *er-*, = *ualm.* *unter* *die* f- *er-*.

456. *verheimlichen*, *lægge* *Stjul* *på*; *verhehlen*, *holde* *hemmeligt*; *verstecken*, *stjule*, *hst.*; *verbergen*, *stjule*; *Zeimlichkeit*, a. *Syggeslighed*, b. *Hemmelighedsfuldhed* u. g., c. *G-* *hed* o: *en* *Sag*, *man* *vil* *stjule*; *G-* *heimlich*, f- *hed* *G-häuser*: "Tempel". *Feiner*, *ingen*, o: *af* *dem*; *nies-* *mand*, *ingen*, i *Umh.*; *dog* *forverle* *de*. *Trupp*, *Stare*, *Trop*; -e, a. *Trop*, *Gesfab*, b. *Entt.* t. *Tropper*, o: *Wäber-* *art*, *dette* *Militär*, *diese* z- *Armuth*, f. Gr. 155, *Till.* *Kreuz*, alm. i *katal.* z. *Schiffer*, a. *Skipper*, b. *Entt.* t. *Sofolt*. *Zierath* > -rr-.

457. *Chor*, *ubert* *das* - *om* *Stebet* i *Kirken*. *Kanzel*, af *Mbl.* *L. cancellus*, et af *Stranker* *indbesluttet* *Rum*. *Geusen*, *Ov* *Disarmant* *sagde* t. *Regentinden* *om* *en* *for* *De-* *putasjon*, af *de* *hojere* — *men* *forjæ-* *bede* — *Abelsmand*, på *Fr.*, at *hun* *ikke* *stulde* *bryde* *sig* *om* *diese* *Liggere* (*Gueux*). *während* *og* *wegen*, *un-* *der*. m. D., er *eglf.* D. z. *Herze*, *Ght*. *karza* (ik. af z. *ceara*, smf. *wash-* *in* *karza* o: *Wortfærte*), f. *betød* *Lampe*, *Lys*, *tændte* *Ling* t. *Lyon*, Gr. *Blår*. *Schächer*, af *Ght*. *scaker*, *Rovert*, *kun* *om* *dise* *to*. *Nachtm.* (smf. *On*. *nattverdr*, Sv. *nattvard*, D. *Naber*), *sædd*. *Abdenn*. *Verwesen* (af *Ght*. *wesanen*, *On*. *visna*, Anglf. *veosnian*, *visne*, *svinde* *hen*), *nu* *kun*: *rådne* (se ogfå 27).

458. **Sackel**, af *L. sacula* (Dim.). dumpf (utdøbelig, ubestemt), a. hul, om Lyden, b. stum, moit, flev, om Sindet; -ig, muggen, fugtigfold (sml. *S. T. Dampf, dämpfen*). Gn. dampi, o: Dampf og Dunst, *E. to damp*, o: a. vøde, b. dempe). **aufgeh. S.**, aufsteh. er ik. *L. Gefindel*, af *Gefinde* (af *Gh. sind*, Anglf. sid, *Sti Meise*), egtl. Rejsefølge. **wagen es**, (også 280), *f. Gram* 796; sml. *verschmähén*, ic. **Feind**, af *Ght. fiant*, egtl. Part. af *fién*, *Goth. fíjan*, hade, hvoraf altsant, *Drevel*; sml. *Freund*, af *Ght. friant*, *Goth. fríjond*, Part. af *fríjon*, esse, og af samme Rod *f. frei*, *fréh*, *fröh*, *Freude*, *Friede* ic. **der Schade**, alm. -en; *Ght. kun scado*.

459. **gestalt**, *Arch.*, Part. af *stellen*; før gif mg. *Verb. m. Liquidá* i *Roben* sigf. *brennen*, *Er. welzan*, *walza*; ogf. *sez-*, *szagte*, hvoraf *der Satz*, o. *fl. daren* sch. *Arch. de-putiren*, *f. Intrans. mg. ualm. Obere*, *if. hemmelige. Anmuthung*, sml. 159, 583. **Säcker**, nu kun *D. T. an d. Spitze*, *in ic. itte L. i sig. Mng. Gebeine* (sml. *Leiche*), en af død Person's Rest.

460. **merklich**, a. merkbar (sml. 628), b. m-, ikke så lidt. **Gutbefinden**, = *-danken* (321), *G.-de*; **Gutachten**, Betænkning, *Essen* (325). **dazu**, når *Udbd. står f. en Relt.*, så sættes det mg. *sjæld. i det 2det Emligningsled*.

461. **eingebildet**, a. i-bl, b. i-bff. **benennen**, a. *benævne*, *Er. benannte Zahl*, b. *navngive*, op-. **Staatsbed.** *f.-Ann. t. Bruchst. 5, Samml. II.*

462. **haften auf**, ogf. v. *Schulden*. **Blick**, ic. *Dendermonde*, af *Mund*, sml. *fr. Raremonde*, *L. Or-lamfunde*, *D. Svinemynde*, *Karebæks-munde*, ic. *Riste*, *Gr. uisry*, a. *Kasse* o: *Træ-Bræde*, b. *undert.* = *Kasten*, c. *R. T. Riste*; *Kasten*, a. *Kasse* o: mere konstig forarbejdet, b. (*if. Råst-chen*), *Stein*; *Talm. Risten u. Kasten voll haben*; *Kasse*, *Penge-zu Einheb.*, *sebv. Artikel i flige Talm. m. 311*, sml. 47, 247, 252, 274, 303, 337, 353 og 473 (her begge Dese).

463. **Zeitlauf**, = *Liber*; af *obs. 3-ft findes* *undert. flert. -Läufe*.

464. **Empfindung**, *Bolesse* (o: *Korvennelse*, *Er. 497*); **Gefühl**, = (o: *Sands*); begge bruges om d.

Andelige, *Er. jede stitliche Empf. sezt das f- G-l voran*; sig. bruges de *f. hinanden*, *Er. in seiner Stimme liegt viel Gefühl*. **Empfindung**; *G-* bruges ogf. *f. E-*, *Er. angenehme G-e el. E-en*, og i *nyere Tid* overhøvedet mest, *Er. es empfört das G- P. für P.*, *undert.*, *især før*, *vor. auf Erden*, *det alm.*, *n er gml. Bejn. verbannen*, (*allerede i R. d. St. s. Love: forbannitus*), af *bannen* (o: *udeluffte fra* og *ind-krænte til visse Grændser*), a. *fordrive*, b. *fasthylle*; sml. *Ann. t. Bruchst. 8, Samml. III.*

465. **Ausschlag**, alm. -gang. **wanken**, *vælere* og *if. sig.*; **wackeln**, *blot sp.*, *Er. mit dem Kopfe* —, *rotte*, *wo, f. wenn el. falls*, *kun m. Regtelse*, sml. 28, 471. *f. Muth*, *archf.*, *f. Gemüth*, -*gart*; sml. *Kompos.* og *fl. Talm.*, *Er. sein Mäch-chen lüßlen*, *lustiger M-macht gutes Blut*, *Gn. mödr.*, *gml. Sk. mode*.

467. **Renten**, a. = *Einkünfte*, b. = *Zinsen*, *Er. die auf — ge- legte Summe. anbeten*, a. *tillbede*, o: *i Hon* *høvede sig til Gud*, b. —, *esse meg. højt*; **verehren**, a. —, *dyrke*, b. *agte mg. højt. nach ge- nommenem U-*; sml. *denne Samstill. 55, 171, 216, 298, ic.*

468. **der Ph- < die. gelenkig**, a. *leddet*, b. *leibevæg.*, *agil*, *Er. Ube.*

469. **Freudenm.**, (en *fl. Kopi* af *det fr.*): *"Skjoge"*, *der App.*, alm. *flert. die -nen. Klimmte, gfl. ualm.*

471. **störig**, på *E. stardy*, *Sw. stursk*, sml. *Mht. storre* (o: *L. truncus*), *Sw. stör*, *Pæl. Mht. starr*, *Goth. andstaurran*, *ansfarren*. **Herüber war**, sml. *Kann herunter* (366), *soll* (564); *når Udbd.* og *Hjælpe- stå hos*, *udelades oftere Hovedv.*, *isåfald dette skulde have været kommen*, *ge- langen*, *gerr*.

472. * **Herr I. Zeer. Komm.**, a. —, b. = *Vollmacht*.

473. **an d. Pf.**, ogfå *die. Mine*, i. b. *Mng. alm. Miene. sezt u. j-*; sml. *für j-*, *f. Diebliffet*.

474. **entbieten**, a. *tillige* at *møde* (*modf. entlassen*), b. *obl.*, *byde*, m. *fleisch*; *mit Willen* bruges kun i *dg. L. og ualm. wache*, *Ght. unacha*, *R. T. -t*, *undert. G. T. -t*, sml. 343. **drinnen**, *ofte i dg. L. og if. ualm.*

i *Skript*, *inde i Huset*, *berinde*; n. *S. darin*.

475. **frohlocken**? 1) af *sam. Rod f. Gløde* og *glucken*; i *Ght. klochon*, *banke*, *glokka*, *Kloffe*, *Anglf. cloccan*, *kluffe*, *clugga*, *Kloffe*, *Er. Ght. (er) clohhot*, o: *pulsat* (sc. *signum horæ*), sml. *Luther: frohlocket m. Händen u. jauchzet mit großem Schall*; 2) af *obs. lecken* (også *m. å, ö*), a. *springe af Glæde*, b. *lå ud*, *Er. Luther: wider den Stachel lecken*, sml. *lawitzka*, *sparker ud*, *Gn. leika*, *lege*, *gml. Sv. lacka*, *lobe*, *Gn. D. Lakkere*, *Omudsmand* (de *rom. Sprogs laquais* & *Tjener* tilføds, som *vi siden optage igen*), *D. lalle* og *leg*, *E. leg*, *Den. Kranth-*, s er *ik. Bøjning*, m. *Dannings Bogstav*, sml. 233. **Obrist**, *if. v. Rayne*, < *b. Oberste*, *b. legte Ur-*, sml. *in den legten Jügen*, *legter Wille* ic., *ef. fr. dernier supplice*, *Todesstrafe*, *ualm.*

32. Bruchstücke.

1—3. **Wachsmuth**, (*fl. sogte Udtrent*, *f. sinnenlusig* < *m. å*, *Wassenthum*, o. *lygn*); *altfor samtrængt Stil.* — *Wart*: *mogte*, *samt*; *an f. du synes* *vel rigtig* *ef. Udtalen di (ej)*, *men da a har* *Tonen* og *u kan* *blive til w*, og *da an* = *Mht. ou*, *hois Omlyd* er *du*, *så bliver å*, og *ik. a.* = *ö*, og *u* = *u.*) **Zidalgo**, *Gn* af *b. ringe Udel. Kast.*, af *L. castigo*, *ausmergeln*, alm., ogf. *m. å*, af *L. marga*, *zu Z-*, *obs. flert. 3. Z-des* *Veretes*, v. *Hovedgjærdet*. **Pilgrim**, af *J. pellegrino*, *L. peregrinus*. **Scherge**, *Arch.*, sml. *E. sherif*, *fr. sergent*, *Ght. scerjo*, en *højere Bestyrer*, *nu blot rh. for Säcker* og *Zenter*. **Genos**, *Gn. nant*, af *Rod m. Augen*, *genießen*, ic. *Spital*, *oftere end Zo-*, *zu g-*, sml. *geschweige denn*, *ik. at tale om*, *end lige*, *Eifer wie*, alm. *Samstill. Würdenträger*, *Dignitari- us*, sml. *fr. chargé* og *die Weines* — *tragen*, *in U-*: *"horte*, *rådhpurgte"*, *absichtlos*, *ef. J. Paul's Er. i alle lgn. Småtm.* < *m. s. Zolbin*, *ber. T. Porträtm.*, † 1545. **Seute**, *G. Namish mare* *if. ualm. Udt.* **schroff**, *a. = sehr* *rauh*, b. *steif*, *utligjængl. dränge*, *f. Intrans. mg. ualm.* *beurlauben*, af *Ght. urlaup*,

476. *in contum.*, *wegen Nicht- erscheinens*. **Verlust**, *ik. lust* *men lus-t*, af *Mht. verliusen*, *Mht. -lieren*; sml. *D. forlisse*, *E. lose*, *Mht. führen* og *erkiesen*, *D. käre* og *teisse*, *samt Frost* af *frieren*, *Mht. vriesen*.

480. **heimfal** = *anheim-* **fahne**, *Arch. a. Kompagni*, b. *Estabron*. **Wamms**, *Ridderens snevete indre Skole*, af *Form* = *en fort Bondefoste*. **Nachrock**, sml. *-camisol* (15), = *Schlaf*, er *vel her* = *let Dverfjole*. **über diesem**, sml. *å. dass* (87). **M- de C-**, af *obs. fr. meastro de camp*, *Oberst v. Kavalleriet*. **Er. Prevot**, *D-profos*. **Zenter**, af *obs. b-n*, = *hängen*. **Schaffot** (af *Mbl. L. eschaffandus*, *fr. eschafand*, o: *L. pulpitanum editius*, *G. T. Gerhst*, *Bühne*), = *Blutgrüste*; sml. *L. scamnum*. **zog die Sch.**, ogfå *zuckte die Achseln*.

Dritte Sammlung.

orlof, *gml. D. Orlov*, *festhielt*, *Jndit. ualm.*, *men er dog* *Brug*. **jeglicher**, *Arch.*, *Ght. eogalilher*, *egtl. "enhver"*, *L. unusquisque*. **Pofa**, i *Schillers Trag. D. Carlos*; **T. u. M.**, i *hans Wallenstein*; **Mort.**, i *Marie Stuart*; **Al.** i *Goethes Egmont*. **Lerm**, *obl. <Lärm*; *undert. Alarm*, af *fr. alarme*, *J. allarme*, *Sp. alarma*. **Trank**, a. *Drille*, b. *Løgedrik*, *Mitur*; **Trunk**, *Veit*, i *Almh.*, *Gebränk*, *Drittesort*, *if. flert.*

4—6. **Partig**. **Chauw-**, *de sine Suger-*; af *Tbauerde*, ogfå *Tag-* = *Damm-*, *fordi* *den kan* *modtage Duggen*, *især i* *Winbjergene*. **Plagge**, *R. T.*, en *Græstør*. **Bestand**: *Be- vorning* ("undert. Bestand"); — *brin- gen*, v. *forstnæf. Behandling* *at få bevozet*. **Zins**, af *E. census*, i *Entk. Afgift*, *Stat*, i *flert. -en*, *Renter*. *gestohlen*, *deraf Diebstahl*, *Anglf. Hund. stalu*. **Schlag**, *bl. a. Stovens* *ef. Omgang* *t. Kædning* og *Besåning* *afbedte Partier*: *"Hugfl"*. **Ausschlag**: *"Dyvert"*, af *a-n*, *springe ud*. **Reisig**, = *Reißholz*. *in -Preis* < *um* (sml. *in U. 492*). **Krahn?** *Sainb-*, ogfå *Sage-* og *Sahn-*.

7. **Wenzel**, *plebegifich*, *ef. Udt.*, *m. alm. m. j*; sml. *Liebeslitge* *hos*

Tied. Urdenksh., m. thum bannes i vor Tid fl. n. D.; ur, Goth. us (= L. ex). **Ght.** ur, a. (= er) en Oprindelse, Gr. -heber, Kunde-theil, b. forstærkende, Er. -alt, -pløglid, Mht. urklein. **Mauch.** D. X., = Zoll. allwärts, alm. aller-. strafen, underb. f. Ugen -. unnaturlichen, n. f. m. if. ualm. i Abjektivernes Dativ, m. mst. dog Trøff.

8. **Sdrres.** (alterthümlicher Styl.) **Alle,** sat bogef., forstærker. **Logos,** Th-, **Epith.** Udtryk i Platons Filos. **Lehrstand,** W-, A-, Arch-r. **Fort** Arch., a. = **Schag,** b. = **Schug.** (Afdeling mener, at S. = eglt. = **fels** og forskjellig f. S. **Etat;** m. Mht. **Sirt,** **Seerde** ic. må være af sam. **Rod** f. **Ght.** hort, **Ekaf** (Goth. huzd); smt. **Ght.** hurt, **Sårde,** fl. Befæstnings-redskaber, Goth. haards, Dor. Befæstning, Gn. hard, Dor. hirma, bevogte, G. hardle, **Standsekurvic,** Norst hur, Indgang, o. fl. **Schwerdt,** Ght. suert, Gn. sverd, G. sword (sm. L. quiris), <-re. **Wit** fel, Trætop; **Sit** fel, a. Bjerg-, b. fig.; **Zit** fel, Tip, Ende. **Gottesbann:** "Ist i Kirkens Fred"; **Bann,** a. for mg. hyp. om Inddrivelse, Stevne, Bud, Forbud, Straf, Jurisdiktion o. Ign. (o. al Retstvang), b. **Band;** **bannen,** Gr. das Ght. f., die Geister, an r. **Festen** el. -igen, obs. a. **bannen,** b. befæste (bibelsk), c. befæste med Hånd og Segl; smt. **S-fæstning,** **Festung,** selvgjort Arch., lig. Grunddivigs danske.

9. **Fr. Schlegel.** **Serleitung,** neml. **aus ihm.** was, f. **Relat.,** smt. 243.

10. **Varnhagen** v. **Unse.** **unzerstörbare.** f. **Gram.** 616, r. **Funken,** b. ny Smag er if. for disse Drds ældre Rom.

11. **Kanke.** **helfen,** underl. sål., smt., **Gram.** 784; også **fühlen.**

12-13. **Kaumer.** **S-gelehrter,** if. "S-klug" mebre, Klopstock o. fl. A. bruge dette beståne m. f. det mindre vellyd. **mehrere** (Ght. meroro og meriro, i Mht. smt. t. merre), en geminert Komparationsform, f. bør holde sig. **Laie,** af Gr. **laivos,** f. herer i. **Koffet.** **bedürft.,** alm., a. då stig, b. **hülfsbed.,** verkundet, = -digt; også **vereinigen** ud. ig. -erneuern ud. er. **Jirmelung** (i det 6te År), b. **katol.** **Einssegnung** v. **Bispen,** **Opdagelse** i **Menigheden;**

også **ibden** v. **1ste Allerg.** **Segef-,** **Rod** i **Gr. sagur,** **Angst.** **fæger,** **G. fair,** **D. fager;** smt. **Esjers-Jid.** **Almosen,** af Gr. **ελεημοσύνη.** **Fasten,** af obs. **Entt.** **Faste,** f. **Gram.** 886, Till. d. **Seilige,** **Subst.** **haves** if.; **Seiland,** **Bretser,** eglt **Partip.** af **Ght.** **heiljan.** **Bibel,** **Punkt.** **Misforståelse** af **L. Over-** **tenk.** **biblia.** **was** **Befel.,** **Appos.** for **Gen.** har **Subjektet** imellem. * **Ur-** **quelle.** l. -ll; **Urquell,** **kun** **Hant.** **Aberglaube,** af **Ght.** **astar,** **Goth.** **asar,** **Gn.** **estir,** **D.** **ester,** **G.** **aster;** smt. **asterredens,** **bagtale,** **d. Aster,** **Dag,** **abermals,** **Aberwitz** (360), r. **Zeigen** ofte, en Samtidig; **gleichz-** **samt-,** **jævnaldr.;** **ebendürtig,** af sam. **Stand.** **leugnen** < **ku,** smt. **Goth.** **laugnjan,** **D. L. laugnen.** **Jeden** **falls,** i **noel.** **Talm.** har **Pron.** n i **Gen.** lig. **Abj.**

14-17. **Herder.** (ng. gmlbogs, usikker, m. mg. livlig. **Obs.** **Ribbe,** **vest,** **aussen,** **des** **Diodors,** r. r. = **Mærk:** **S-y,** **Agel,** **Skont** **bei** og **lign.;** **den** **Vår,** **if.** ualm.; **teml.** **hyp.** **er** i **Brb.,** men **Nomina** **santrukn.)** **Zwerg** <-ch-, af **zwerch** = **quer,** smt. **D. twers** og **twær** (Gn. **pyer**), r. **Spalte,** = **alm.** **der** -lt. **Reize,** a. ng. **Vakt,** b. ng. **Vækkende,** her: "in Irriabilitet, Mødtagelighed, Pirringen." **Wirkung,** f. -en. **steht** **lang,** **usædv.,** dog smt. **der** **Länge** **lang** **hinfallen.** **naturlicherweise,** = **D. n-vis.,** < **alm.** **naturlich.** **Antelig** (Ght. **antluti,** **Mht.** **antlüt,** **Gn.** **andlid,** **Sv.** **anlete),** af **Goth.** **andavleizin** (smt. **Goth.** **andavaurdit,** **Ght.** **antwurti,** **Mht.** **Antwort),** af **anda,** = **æwtl,** og **vleitan** el. **vlaition** (Angsl. **vlatjan),** **um** **sich** **sehen;** smt. **Gr. ηγοσανον.** **mannichf.,** smt. **ch** i **mancher;** **Mht.** **har** **ig,** **Ght.** **g** og **k.** **hübe.** **obs.** i **d. Mg.,** af **Ght.** **hef-** **fan,** **huop,** **hapaner,** **Mht.** **heben,** **huop,** **haben,** o. a-n-a **Thypus,** med uregelm. **Præf.;** nu ef. e-o-o **Thypus,** m. **afp.** **Impf.** i **en** **vis** **Mng.** **sodenn** | -an; **hyp.** **Forverk.** for. **seines** **Gleichen,** o. fl. nu **ubejelige** **Former,** **kommer** **af,** at **Mht.** **geliche** **konstr.** **med** **Gen.** **Zeh,** **alm.** **die** -e, er **Punkt.** i **alle** **gml.** **Dial.** **eif.,** **ubt.** **elf.** **Ght.** og **Mht.** **einlik.** **unser** **künstliche,** **oftere** **for** | **er.** **Gaum,** og -en, **Ght.** **kuomo,** **Mht.** **goume;** smt. **Daum** | -en, **Ght.** **dumo.** **d.** **Unfühl.,** de **foleste** **f. (f.**

D. fortæl. om). **Instinct** og **ver-** **wahrloft,** m. **zu,** er **den** **Tids** **U-** **sikkerheder;** **verw.,** "bragt ud af **Stand** **til** r., så **forsomt,** at r." **ehe,** nu **kun** **Konj.;** smt. **eheden** (266). **dünkt,** af **Goth.** **Inf.** **bugkjan,** **Impf.** **puhta,** **Ght.** **dunchan,** **duhta,** **Partip.** **kiduth,** **Angsl.** **hyncean,** **puhta,** & **kom** **dün-** **ken,** **dächte,** **gedächte** (eglt. m. au), **lig.** **denken,** **dachte** **kom** af **Goth.** **pahta,** **Ght.** **dahta,** & **Men** **ibden** **love** **d.** **fig** **selv** **glemmende** **Sprog** **to** **Brb.** af **d. ene;** dog **haves** **endnu** i **Luthers** **Bibel** på **34** **Steder** **kun** i **Gang** **d.** **salke** **Præf.** **deucht.** **Disse** **fulke** **ny** **fr** **er** **ber** **atter** **glemmes.**

18. **L. Choulant.** **Gebilde,** i **d.** **Storre** **Bildung** (546). **schwerh-,** også **hart-**

19. **W. Müller.** **albern;** **D. E.** **alber** (om af **Alp,** **Mare?**), **haves** **if.** i **de** **gml.** **Dial.** **Titel,** a. -, b. af **L. titulus,** **Ket.** -grund, **se** 303. **Metastasso,** † 1782. **Masse;** **Larve** **nu** **næsten** **kun** **fig.** **el.** i **høj.** **Stil.** **daespo,** f. fra **Govedet** **el.** **forfælgjen.** **segt,** 1818. **Flageolet** **svare** **til** **Ala-** **rimet** **som** **Piccolo** **til** **fløjte.**

20-2. **Tied.** **jene** **stragme** | -en; **d.** **Udeladelse** **af** **n** **er** **if.** **gste.** **ualm.** **m.** **dog** **urigtig.** **Jongleur,** **vandr.** **Spille.** (og **Sanger**) i **Frank.** i **M-** **Alber.,** af **Mlat.** **jocus,** **Spil.** **Turnier,** **Roden** **er** i **Gn.** **turna,** **væste,** **G. turn,** **Fr.** **tourner,** **D.** **turne,** **Mlat.** **tarnamentum** og **torneamentum.** **Goldoni,** † 1793. **Kostüm,** **underb.** **um.** **soubrette,** a. **Zose,** b. **sign.** **Roller.** **die** **drei,** **d.** **strenge** **Appos.** **vide** **måste** **fordunkle** **d.** **fig.** **Mng.** **derb.** **se** **Ann.** t. 635. **vieles,** **das,** **alm.** **was.** **Vorschrift,** **Strid** **frem-** **ad,** også **fig.;** **Fort-,** **if.** i **flert.,** **frem-** **skridt.** **Malerei,** a. **M-konst,** b., **mg.** **ualm.,** et **M-,** c. **malte** **Gjenstande** (56); **Gemälde,** et **M-;** **Bild,** **d.** **sædv.** **D.,** et **M-. die** **Persp-e,** -tiv; **das** -tiv, **lille** **Riffert.** **unbeschadet,** smt. **wegen,** **unfern** o. fl. **med** **Dat.,** **hvilket** **måste** **snart** **trænger** **igjennem.**

23. **Niebuhr.** (Mærk **sezen** o. **Ign.)** **Schöpfung,** **vidstabl.,** = **Gebilde,** p; **Gefchöpf,** **igfr.** **nachf.** **für,** smt. **Abn-** **vor** (463).

24. **Hammer.** **Divan,** bl. a., **Digt-** **saml.** **Der** **erste,** **mg.** **ualm.** **Sam-** **stik.,** ef. **Lat.**

25. **Tied.** **vorsätzlich,** if. af **Verb.** **m.** af **Subst.,** **besfor** **d.** **den** **Vete-** **ran** | -nen. **Wiener,** i **efter.** **Dial.** **26.** **W. v. Humboldt.** **Selbunkel,** "Schyggehs", **Selbunkel,** af **J.** **chiar-** **oscuro,** a. at **det,** **som** **lyset** **if.** **falder** **på,** **dog** **er** **klart,** **f.** **fordeling** **af** **lys** **og** **Skygge.**

27. * 28. l. 27: **A. W. Schlegel.** **erst.** **Wurfes:** "første Grundlag", smt. **Entw-,** **hinw-;** ef. **J.** **al.** **pr.,** **måle** **færdigt** **med** **et;** **thi** **ellers** **gjor** **man** **Udkast,** **undermalet,** **overm.,** **og** **går** **efter.** **d.** **ein.** **d.** **and.,** ef. **Fr.**

28. **Schlosser.** **Parfuche,** **Nv.** **på** **hans** **ber.** **Verk.** **Verh.,** **Jesuit.** **og** **Jansenist.**

29. **A. Böckh.** **Aristot.,** **Arist.** **var** **d.** **bedste** **af** **alle** **gr.** **Filos.** **Neben-** **Jf.** **Newton.** **F. Entwürfe,** **Gr.** **en** **forening** **imel.** **Protest.** **og** **Katol.** **akademisk,** **et** **Rebl.** **af** **det** **pariser,** **berl.,** r. **Akademi** **skal** **blot** **studere** **og** **skrive.** **Fürst-,** **de** **hannob.** **Fertuginder** **Benedikte** **Henriette** **og** **Sofie.**

30. * 39, l. 30. **Kaumer.** **L. 28.** **seine** **og** **s-r,** **man** **fer,** **at** **f.** **if.** **blot** **kun** **svare** **til** **Subjektet.** **als** **wie** **M-,** = **D.** **Pleon.** "end som" in **U-n,** = **U.** **machen** **auf.** **ge-** **lassen** **bart** **som** **Abj.,** **mest** **uden** **ge** **f.** **Partip.**

31. **Rechtsh.** (ng. altdeutsch-forstruet; egne Ord.) **Seerbann,** **Arch.** a. **Bærnepligt,** **d.** **Dpbud** **t.** **at** **følge** **b.,** c. **Straf** **f.** **Unbladelsen.** **Afretse,** **Løn** **af** **en** **Kandsmand.** **Alpen,** **Ght.** **alpan,** o: **de** (høje el. de) **nærende;** smt. **G.** **aljan,** **mæste,** **Gn.** **alinn,** **mæ-** **stet,** **alife,** **Fedeqvæg,** **L.** **ålo,** **våleo.** **blesco,** **adültus** &, **L.** **alt,** **gammel** (o: v. **Næring** **udvoeren).** **Schw.** **die** **Alp** (544), **Græsgang** **for** **Mælkeqvæg** **(ud.** **anden** **Veitjdn.).** **Armbrust,** **for-** **drejet** **af** **L.** **arcubalista.** **Banner,** også **Panier,** af **Mbl.** **L.** **banderis,** af **Goth.** **bandvo,** **Tequ;** smt. **L.** **sig-** **nium,** **Gn.** **merki.** **W-rei,** **spottende** **n. D.,** **alm.** **Wegelagerung.** **Sefel-** **ienriet,** **Slags** **Kovetog?** **Ban** **u.** **Ar-,** **af** **og** = **Seerbann.** **Castell,** af **L.** **castellum,** **Dimin.** **af** **castra,** **hvoraf** **Fr.** **château,** a. **befæstet** **Plads,** **b.** **Lån** **f.** **fællning;** **Citadelle,** **Kastel-** **zehen,** **ogf.** -d. **Åtsel-,** **ældre** **f.** **Lupem-. Ori-,** f. **Ann.** t. 129. "th-Ged-", **figter** **t.** **Mares** **Nv.** i **et** **gml.** **algorisk** **Digt.** **Fahne,** **Ght.**

fano, Goth. fana, = L. pannus. **Weißf.** Nb. på en gml. Hist. om Mar. Stier v. U., Hærskarenavn. **Strauß**, ubel. Kob; sml. **Streit**, stråben, strogen, ic. **Sellebarde**, for helmbarthe, af Helm, Skaf, og Ght. barta. **Dre Weibel** (for = Gerichtsdiener), archf., alm-ere **Feldwebel**, Arch, Sergent.

32. Krefhlig. **Weizen**, alm. > -ai-, thi Goth. aips blien t. **Lid**, stains **Stein**, gaitsa, **Geiß**, ic. **Getreide**, også -ai-, ? af tragen; Mht. getregede, D. L. **Traid** (nordt. is. Korn, sydt. is. Frucht). **Brod**, også t. Ght. prot, Mht. brot. einmal, hyp. f. **erstens**. **Absag**. —; -**setzung**, -**telse**. **Anschein**, neml. i 1825. **diebsällig**, godt n. D. **gerecht**, a. rigtig, påsenbe, **Er. schulgerecht**, ist dir der **Stiesel nicht ge-?** b. reissindig, c. færdig.

33. **Barthold. Calim.**, Nb. på mercato, J. Loro, i Flor. **welsch** < -i; Ght. walahise, romersk (o: italiensk), af walah, Anglf. wealh, en fremmed, en Romansk; deraf også **Walnuß**.

34. **Puben. Schranken**, flert.; et nyere Gult. **die -ke**, som smholdt m. **einen Schranken** hos Luther, tyder på et ældre der **Fe** (lgs. Mht. **Hantseite** (**Saite**), volle (**Sülle**), blaome, schenke, slange, sunne (også **Hunt**.) o. fl., med n i Ght., nu ere **Hunt**.), har Schiller i **Besch. d. Niederl.**, Udg. af 1801, Th. 1, S. 109. **Trümmer**, af v. **das Trummin**, Stump, **Er. - von et. Lichte**, **Seile** ic., > b. ny falkte **Hunt**. flert. **T-ern**, des Gottes, Art. kan ik. så ved "Guds" Navn. **Erz.** (sml. L. æs, Goth. ais, Sanskr. ayal, Ght. er, Gn. eyr, Metal; Goth. eisarn, Ght. isarn, Gn. jarn, G. ir-on, D. **Ter-n**, L. **Eisen**; L. aheneus, L. **eh-ern**), = **Malm**, a. Jord og Stene m. Metal i, **Erts**, b. uadskilt smeltet **Met.**, is. Kob. o. a., c. **Blanding** af Kob. og Tin, d. fig. Metal. **das W-**, også **die**. **allg-v**, b. **Wortkastelse** er mg. ualm.

35. **Stenzel. frugen**, se **Ann. t. Bruchst. 6**, **Samml. II. letztere b.**, alm. b. l. im **St. lassen**, ogs. mit **wagt's**, sml. **verachten** (383), **verschmähnen** (509), **Gramm. 796**. **gestern**, æ. G. **yester**, af L. **hesternus**.

36. **Kranke zu reden gab**, alm., ng. at tale om. **Sag**, Mht. **hac**,

a. **Secke**, b. **Sehege**, **Er. freier J-**, åben vild **Skov**. **Thenerdank**, et langt Digt om hans Leonet. **Fredenszen** -af J. credenza, **Lo**, -smage på forst (egtl. stadfæste, beglaubigen). **Competenz**, jur. Term., bl. a. **Dolft**, **Waddestrib**, **Samsbejling**.

37. **Fr. Schlegel. Portugall**, gml. F. < al.

38-9. **Manfo. Gerbst**, Ght. herbist, Anglf. hærtest, Gn. haust, Høstiden; D. L. også = **Leße**, **Ernte**. **Vollzahl**, isledens. -**ähligkeit**, er **Er**. på b. nye **Stråben** -af **Kortheit** og **Kraft**, som fremkom hos **Joh. Müller**, overdrives hos **Barthold. Wachsmuth**, **Arndt** ic., og ganske udarter hos **Jahn**, ic. **Historikere** ere smittebe af **Poeterne**, hvis ojeblittelige **Jnsald** de nu systematisere tort. **Bruch**, m. og n., flert. -e og -r, store **Moseegne**, især langs m. **Roder**, **Er. das Oder Bruch**. **Feste**, Arch., < -ung. **zeichnere** — — **aus**, utorr. **Samstill**, da **Lallet** verler. **Betrant**, ik. ualm., hvem er vigtig **Stilling** er b. - **ungestüm**, sml. **stumm**, **Stamm**, **stemmen**, **stehen**, ic. **wie selten** < -ste —. **Zwingh-**, p. archf.

40. **W. Müller. Salm**, kan **Jeg** ik. angive.

41. **Rüppel. welche**, f. **einige**, ik. ualm. i dg. L. **des April** | -s.

42. **Herber** (s. ovenfor). **die Backe**, oftere **der -en**. **lang** |, om **Lid**, -e. **strack**, af **strecken**, flert. **G. n. W. Konnen**, den **Lids** alm. **Uagtisomhed**.

43. **A. v. Humboldt. Scheitel**, alm. **die**; Ght. **scēitila**, Luth. alm. **die**; m. sml. **Nagel**, **Rüssel**, **Schädel**, o. mg. lign.

44. **Blanc. Blätt**, ogf. **Glet**, a. i **Schw**. egfl. om al **Is**, **Er. gletichfalt**, isfold, b. **flirn**, **flirn**, m.; sml. **Ght. flirn**, gammel, **Schw. fern**, **fljor**. **Schrund**, også **die -e**, is. i **Jord**, **Is**, ic. **zuweisen**, er ligefremt, m. **derweisen** (377), **einigermassen**, ic. ere forvitrede (sml. **Ann. t. 207**); Mht. forbandt kun lige **Kajus**, **Er. vieren** enden, på al. 4 **Kanter**, den **worten**, under såd. **Umstændigheder**. **Gandeken**, også **egg**, af **Schw. Gand**, = **Fellen-Schutt**.

45. **Carus. Brühl**, høstliggende **Have** ved **Elben** i **Dresden**; **Elbb-**, **Have**, **strås** over for.

46. **Schubert. oberird-**, **oppe** på

J-; **über-**, **over-**. **gehdrig**, a. **tilh-**, **hen-**, b. **behørig**, **påst-**; **behdrig**, (NB. 14, 15, 16, 17 samt

mg. ualm. i G. L., men hyp. i D. og R. L. i beg. **Ang. gewirkt**, alm. be- 42 ere fra det 18de Årh.)

33. Reisebilder. Heine.

(Serbl. **hæt Samsmektu**. af poet. og prof. **Strivem.**; både **brillant** og **delikat** Stil.)

548. **Steiger**, har **Dpshym** m. b. a. **Bjergfolk**.

549. **geklopft**, **udpuffet**. **kreuzehrlich** (alm.-brav) og **pubeldeutsch** (sml. **hævrisch**), **gode** n. **Drb**: "inderlig **brav**, **ret** tydst el. lign." **die Stolle** < **der -en**. **befahren**, **Djgmands-Drb**.

550. **pödglich**, b. **Gang**, i **Arene** 20.

551. **wampig**, af **-pe**. = **Wamme**, **laffet**. **Spuf**, u **langt**. **alldort**, Arch.

552. **Gen**, i **ffjagnet**. **Rothbeer-**, **vilkårlig** **valgt** **Drb**.

553. **Walp-**, også **Walper**, den 1ste **Maj**. **Faust**, t. **Goethes** **Digt** **F-**. **M-phales**, b. **onde** **And** i **hin** **Fabel**.

554. **Salde**: "Estråningen" (o: **Dverg**. fra **Dalen** t. **Hjgtoppen**, sml. **D. helde**), **D. L.**, a. **Bjergsbe**, b. **Balle**. **Taubenkofen** (R. L.), = **G. L. -schlag** (også **Kobel**, **D. L.**); sml. **Schwemkoben**, **G-sti**, **Kober**, **grov** **flettet** (**Fiske**) **Kurv** m. **Låg**, **G. cove**, **Rebe**, **Skul**, **Sv. kofva**, **Hytte**. **Wocken**, R. L.; **Kunkel**, **D. L.**; **Rocken**, **G. L.** 556. **pranzo**, **M-måltid**. **cameriere**, a. **R-tjenet**, b. **Dparter** i **Veritshus**.

34. Briefe. Zweite Sammlung.

Goethe (**Stjen**, **syldig** og **dog** **klar** **Stil**. **Mækt** **hørdet**. **fra** **dg. L.**: **geschmolzen** f. **-nes**, **Kås**, **Pfirsche**, **drin**, o. lgn. **Han** **fulgte** **hertig**. af **Weimar**.)

564. **gefaltet**, også **-en**, af **rglm**: **a-ie** a. **Ellenb.** < **Ellb.**; sml. **D. Albu**, **L. ulna**, **Er. wåhyn**. **das Wallis**, også **ud**. **Art**. **Freund**, **Oberforst.** v. **Wedel**. **das P. d. D.** (? **ef**. **Frankf.**) sml. **Goethe: Reise ins Tyrol**. **Sausure**, på 1799, **ber**. **Naturf.** i **Genf.** 565. **pract**, **dg. L. f. fahrbar**; **gang** (567). **Kleien**, er **flert.** **uns einander**, **ikke** **ualm.**, sml. **Heine: daß** **sie** **sich** **ein**. **verstoßen** **können**, og 141.

über **ital. G.**, også **anf.** **locanda**, **Casthof**. **dandy**, **londonf.** **Stænger**. **Krempte**, **gjøres** **hyp.** **så** **af** **Engl-re.**

557. **M-speck** | **ef.** **af** **L.**

559. **gefittert**, **ef.** **wollen** **bruges** **sein**, **ik.** **werden**, t. **Præf.** **Inf.** **Påst-**, sml. 223, 385.

561. **J. Meris**, **holl. Maler**, † 1681. **leben**, Ght. **lehan** (smigre, **benfalde**), ik. = **L. leo**, **skent** **vel** **beslægtet**. **winzig**, af **Ght. weinön**, G. **qvainon**; sml. **winseln**, **Ght. wenag**, **usfel** (**hoo** **af** **wenig**), **D. hime**, også **D. Dvide**, m. **den** **gøthfste** **J.**

562. **Garten**, a. —, b., **alm.** **Hststed** **uden** **Porten**. **wallfahren** < **-ahrt-**. **link**, **Mht.** **lenk**, **link**, **Ght. Lenka**, **die** **Linke**; m. også **Ght. winistar**, **Anglf.** **vinstre**, **Mht.** **winster**, **D. ven-**; sml. **L. sinister**. **Deef-**, **G. -steaks**.

563. **gentry**, **lavere** **Abel** og **højere** **Embedst.** **indtil** **Fredsdommeren**. **Stuzkopf**, **Rundhøde**, eller: "studs **Jyr**"; a. **stuziger** **J.**, b. **G. m.** **af** **stubsede** **Hår**; **ef.** **G. crop**, a. **fort** **Paryk**, **fort** **Hale**, **afskårne** **Dren**, b. **Dgenavn** **til** **Pucitanerne**; **G. cavalier**, bl. a. **en** **Tilhænger** **af** **Karl I.** - **Modskæn**. **af** **K.** og **St.**, sml. **tory** & **whig**.

566. **zwischen** — — **ingeschl.**, m. **Dat.**, sml. 117. **Jerr** **von**, også **Gen.**, **Er. J.** **seiner** **Size**; sml. **über** 568. **rechtlich**, a. **rettsindig**, b. **dg. L.** **ordent.** **ankændig**. **Knoten**, sml. **Knochen**, **Knopf**, **Knospe**, **Knorpel**, **Knorren**, **Knul**, **Knobel**, **Kniefen**, **Knerten**, **Knief**, **D. Knist**, **knytte**, **Knag**, **knufe**, ic.

567. **überein**, a. **ens**, **Er. f.** **Fliefden**, b. **over-**. **Sattel** (egtl. **Siddested**): "Rdg"; også **S. der** **Wafe**.

568. **Fußstapfe** < **stapfe**, sml. **Staffel** (Ght. **staphol**), **stampsen**, **Stempel**, Ght. **stapan**, **træde**, **G. step**, **Er. selbsev.** **Lawine**, = **Lawzinabstieg** (? **D. L.**): "Redvej".

569. S*, Sauer: "Svinehund". in Geduld st., a. egtl. st. i Læ, b. D. L., behage at vente i ihrer Fasten, er strengt rigtig. Pfarrherr, gml. dags, = Sogneherre; die Pfarre, af parochia.

570. Monstranz, Dypats, lig et gml. dags Urfutteral, i. Postlens Fremvisning v. Messen. R-rade, nu alm.-rad.

571. dauern, a. vare, holde, b. h-ub.

Goethe. — 572. Mondensch., alm. Mondsf. Grummer, Ght. kruonmät (o: Grouflæt), ogå Späthen og Nachmahd (Efterlæt). Glect, n. gft. ualm., sml. dog provf. Kert. Glecter. Everdingen, Alder van G., † 1675, ber. S. Randskabsm. punkt 3. U., = Schlag. verging, NB.

573. Zafelig (? D. L.), alm. -rig. afstakt. "bedidst, velberegnet". der Ries, a. = Gries, b. Stenlaget på Eiberne, som Vandet imel. træder op over, c. Kis. Artig, = id, Sommechyd. Feinrich Noos, † 1685, L. Dymaler af d. S. Skole. skriftlen, Onomatop.; ogå om Mågen, o. fl.

574. in, von S-*im*, vom.

575. Zafen v. M., ved Garde. *Jedermann, i. Jederman, alm. -nn. Verwahrung: "Luffe, Indbegning", sml. mit Schlössern v., den Hof mieein. Mauer, 2c. Thürgerände > alm. -ende, Dortum af Sten; -gerüst, -gestell, af Træ (sm. 578). E-burg, Entehert. Amalia af S. Weimars Hstflot, hvor mg. Småstykker af G. (Treust.) spillebes. Actuarium, Keltens Skriver.

576. weitläufig, alm. -ft; der-tmod beiläufig.

577. Sandelscherr, nu archf.

578. peinlichst: "hårdest"; egtl. a. lqft. b. kriminel. Zeller, af Kobber, J. Pfennig. hinabwärts (-wärts f. Relt. m. Akt., for m. Gen., er D. L.), uagst., i. gegen d. S. h. O. brechen, plukke, alm. ogå om Bl. Darke, her = J. barca, Sejlbåd.

35. Fragment a. m. Anabenzjahren.

(Mært: nemlig, Eltern, Gremel. — Adst. smager af Dansten, Gr. Præ-

Idstryg, L-nerne åd en af Odysseus Staldbrode.

An Julie. (af Hrst Pächler-Muskau i Lausitz. Hpp. frem. D.; dag. T-8 Leth. Gr. m. rosenrothen S. u. J., a. gemeiners V., Waide, o. fl.)

578. nons-, nu Mode i C. at efterlignen gml. Aktit. bel etage: "Stuetassen er på L. altid Hoved".

579. parterre, bl. a., Blomsterbed. Grazien, anses af andre f. et midlykket Værl. Azal. og Rhodod., Buske m. smutte Blomster.

580. pl-ground, mg. stor Gronning i hver C. Part. cottage, Gartenhaus nach Art e-s Banernh-s. Draht, af drehen, > alm. -th. P-geno, Troldmand i Mozarts Op. die Zauberflöte, f. kan fl. Dyr frem. "was alles", alm. Vædg., Gr. was er a-gewollt. Volk: "Hollsefærd".

581. herunter (i dg. L. f. ab): "flidt i L. af v. at skrive". ein Weh-eres, alm. i b. Mg. mail, Sell-eisen el. Briefpost.

Lied. — Solger, Prof. i Filos. i Berlin, † 1819. Phantastus, Saml. af Dram. og Fort. i 3 V., horer i. b. Bedste i L. Lit. störrisch, = ig-nirgend, = ds.

582. deutsche Z-, b. gml. blomstr. Konst og Ridbertid. Zerbino, dram. Satire ov. d. flette Smag. rüch-, og zurüch-, ik. i Perf., der bruges z-gezogen; ogå er hålt sehr z-Siprschaft: "Eilbehor", Arch.; egtl. Slagt-, af obs. Sippe, S-ning. Schu-len-, uagst., da -betet ik. kan suppl.

583. anmuthen, = zum-, fordre noget mindre Himeligt.

Lied. — einigermassen, f. Ann. t. 543. Abrede; -nehmen, gjøre A.; nicht in - stellen; sein, stehen, ik. kunne negte el. negtes.

584. Katalog, ogå. R-gus. Kleist, † 1811, udm. dram. og fort. Digter, høid Værker T- udgav. Shaktsp., T- arbejdsbede i mange År på sit store Værl o. Eh.

Goethe. — anrühig, ogå. -cht-, af Gerücht, o: etwas berüchtigt.

mie (i Skolen), Kling. Frost, tilbels Zonoratioren, m. m. jene alte, NB.)

587. Triumph-*ph.* — 588. Blü-tenz., alm. -tez-. werden (ef. L.) m. D., emfatisk, falde i Lod. regnigt, usædv., <icht; obs. isch. — 590. Gerölle, a. Kullestene, b. -sten. Zage-dorn, Lyr., † 1754. Zaller, ber. Naturf. og till. Digter, † 1777. Mus-schenbroeck, ber. S. Kst., opfandt Batteriet, † 1761. P-*chnigel*, el. er D. L. Dim., = lein; sml. S. L. das Büschel, Ringel, Bündel, og D. L. das Nädel, Säusel, o. fl. —

593. schön. Zeit, urigtigt, skont b. indent er bestig. — 596. bei, ef. Fla-gen, alm. Sarpdorf | -rph. Titel als, ogå. T. eines. todtenblat, = -bleich. Da man har ytret Tvivl om denne Beretnings Retagtighed, må jeg bemærke, at nu afbode Kan-sellråd Wendelboe, Læge i Sorø, som Distrikt var tilstode, og huffede Sa-gen netop således, ogå den, nu af-bode, straffede Distriktens Raad, hvilket han har nævnet mig.

36. Die Neugriechen. Leop. Hauke.

(Kort klar Udtryksm., stift Brug af Ordene.) 600. R-*Baschi*, Off. v. Dorvogterforpost, en Kammerherre. Sandtschal (egil. Kane), Statholder. — 601. befehlen, bl. a., = anver-tranen, Gr. Gott befohlen! el. i

A. Gerhards ber. Pf. befehl du deine Wege, 2c. Erarch, Stedfortræder. Klerikal Gesalle, Arch.; i Gntk. Rands Kald. Stchar.; i deres Geledder med O- (egil. Svedebug).

37. Dramat. Plätter (1767—68). Felsing.

(Wittig, skarpt Skildring, ligefrem Stil f. i en Samtale, med dg. Tales-stande Udtryk. — Obs. Besondere-nheit m. n, nemte, Udob. anders f. Pron. -res, des Demofrits, Cha-lers.) — 603. halbschierig: "halv-tosset"; sml. D. L. sch-, = a. dum, rappelköpfig, b. grob, unverschäm; geschirren, = ordnen; un-schier, = ungestüm; ungeschir-rig, = launisch; einschier, = a. schieß, b. einfältig, 2c.; S. L. Ge-schirr, 2c.; R. L. sich ver-schieren, = f. ein wenig erzürnen; versch.,

= verderben, besprechen, Gr. v-tes Kind. S-zimmer, næsten obs. Drey-ling, a. fl. Slags Mål, 2c. b. Mont, = 3 Zeller. — 604. Regnard, Fr. Komedieft., † 1709; Gen. m. Ari. nu kun i rhet. Stil foran. Båre | -n; Alkus. Mst. bern; Ght. perun. Erkennung, en, de Gamle afstærk, m. vort Liv mindre stemmende Måde at ende Kom. på. Rom. der Knote; sml. R. L. Knutte, og D. Knude. — 605. Stelle, Misant. 2, 4. Præf., ogå Præf., nu B-.

38. Über d. Effect. Chibant.

605. Pot-pourri, a. = Riechtopf, b. Ret. blandet af Kjøb og andre L., c. Musikstykke, blandet af uensartede Dele. tiefsinnig, a. i dybe Tanter, b. dybf-, e. undert. = trüb-, d. D. L., fra Forstanden af Trüb-. — 606. Juchhe, = -hei, heisa. Char-

ten, mg. usædv., i Katten. Zän-del, stor T. Komp., levede i Engl., † 1759. — 607. Spaniol, sp. To-bak. Schelmenlied: "Narrestreger, Gasstrickweise"; S- i D. L. ef. Iste Bojn.

39. Beispiele 2c. (1784). Herder.

(Gml. ds. Keist., m. dog Nævering: i f. y og h udstøbt. — D. L. ober-halb m. Dativ. — Obs. dünne f. dünn, eigen f. -tlich, Klumpe f. -en > Klump. — Noget diffus Skrivem.) — 607. *dem, i. denn.

— 608. Affekten, nu ogå regelm. gerichtet auf: "lagt an på", næsten obs. i b. Mg.; sml. 440. — 609. Saum, = -en. Aas > -f, da Mst. as og Kert. Ufer. Unan, Choloe-pus didactylus. Wurf, "Dngel".

Ringeweide, nu alm. i Hiert. — haltung, Ausgleichung. Ribben
610. compensatio, **Gegeneinander-**
< alm -pp.

40. Steinbühler. W. Menzel.

611. hear, det bef. Udbråb v. de
engl. Parlamenterale. **Bann** (se
Anm. t. Bruchst. III, 8.); **D-richter**,
= Zentgraf; i Østerrig endnu =
Kriminaldommer. Banco j., das (hoch-
noth) peinliche Halsgericht, da d. Doba-

domte fremstilles, sidende på en Bant
(arme **Sünder-Bank**), Sagen re-
sumeres, Staven brødes, og man dra-
ger til Retterstedet, **wohin stimmte**,
sml. lautete dahin, o. fl. sandte
(Pub) zu. — 612. den **Dechant** | -en.

41. Reise durch Südamerika. A. v. Humboldt.

(Selv siger S-: "das Gefühl und
die Phantasie ansprechend, artet
der Styl leicht in eine dichterische
Prosa aus". Egen Keiser, Gr. Li-
dere s. -hse, **Saase** (dog Udtalen
nærmere v. aa end a), **Furth** (alle-
rede Luthers **Furt**), **Dickigt**, alm.
-cht; skriver if. St.)

612. 4h., h. o: heure, = 15 Grader.
Fneren > -Å-; sml. Sv. knåda (if.
Å, som Nolv. har), N. knoda, knå,
Engls. cnæden, gml. D. knæde, Gn.
gnyda.

613. zu fischen, NB. rotten, if.
blot N. L.

614. **Stücken**, if. Arhff.

615. **Steppe**, s. 620. **Simende**,
= Jenseitensbaum. Arma-, der
og das. **Chiguiri**, Capibara, s. Anm.
t. 408. **Diverra**, Stinker. **Ldwe**,

Raguaren. **Tiger** > m. ie. **Verkehr**,
alm. der.

616. **verwildern**, alm. -ern.

617. **Mosq.**, **Mog.**, **Zippob.**,
Quagbider. **Ryfl.** og **Pasp.**. **Slæg-**
ter ibl. Græsfene. **steigen**, NB. **über**
dem S. og **W.** < den.

618. **aneignen**, uden **Objekt**, mg.
ualm.

619. **geschlacht**, a. obsf., af god
Slags, b., D. L., slagt, blod; **ung-**,
a., rå, vilb, b. uformelig, plump.
Wildp., ogf. -bret. af **Ght. brat**
(o: L. palpa), **Rjebet** i Dyr, D. L.
das **Brät**, hvoraf **Bratwurst** og
braten; sml. Gn. brad, **Ridt** og
Rovdyrsede. des **Jaguar** | -ra.

620. le **Gentil**, † 1792. **Forster**,
ber. **Thyffer**, rejste m. **Coof**.

621. **Bret**, alm. -tt; **Ght. bret**.
Elat. n., lshende **Smelber**.

Subst. og nærmeste **Adj.** udgjøre 1
Begreb, s. atter bestemmes af et nyt
Adj., så burde altid efter Sprogets
And dette **Adj.** virke som **Artiklen** på
det forstes **Benjning**.

630. **Zepter** > **Sc.** **altfränk.**,
gmbdags. **edblig** < -dr., da det kom-
mer af **Verbet**.

631. **in sofern** < i. s. f. el. alt i
1 **Orb.** so sehr als og f. viel als,
to forskjel. **Tanter.** **entsaltend**, o:
sich —

632. **Alfieri**, J. **Tragiker**, † 1803.
de un &, af et-godt **Hoved** her ved
Soffet.

633. **verl. Vorwacht**, ved hastigt
Tilbage tog må **Forposterne** overlades
til deres **Stjebne**.

634. **Schweiß**, a. —, b. i **Jagt-**

spr. for **Blut**, o. **Dug** på **Binduet**.
bieder, for -rb og -rbe; af **Ght.**
pi-derpi, nyttig, af **dursan**, G. **haur-**
ban. trænge til; sml. **ver-derben**,
be-bürfen, D. **Carv**, o. fl. a. Dette
eret mærkt. **Gr.** på et Sprogts **Disfrac-**
tion, i det at **Forstavelsen** er bleven
til **Rodstav.**, sml. **ähnlich** (hvoraf

ähnlein), af **Mht. anelich** (o: L.
similis), hvor den tilfjælnende **Rob**
ane blot er samme **Partikel** som i
anedakt, **Andacht**, **anehanc**, A., **Ght.**
anasmero, (På-) **Emet**, **anasithig**,
ansichtig. **Welt-r**, **Basco de Sama**.

635. **Widerschein**, alm. **Wied-**

43. Deutsche Volksthümlichkeit. Julian Schmidt.

(I **Stilen** b. nyere **tydske** **Realisme**,
kraftig, stærk og mandig **Ston**, men
uden **Idealismens** **Klarched** og **Høj-**
hed; nordisk **Djærthed**, som ikke end-
ser **Sydens** **Yrde** og **Klang**. I Sprog-
formen **ædle** **Frugter** af **Grimmernes**
Vietsomhed.)

636. **Arnim**, en af den romantiske
Stoles **Stiftere**, † 1831. **R. Wundh-**,
Sml. af **Folkefange**. **Clemens Bren-**
tano, hans **Evoger**, rom. Dig., † 1842.

637. **Görres**, genial **Naturf.**, **Lite-**
rador og mysl. **Filosf.**, † 1848. **J. S.**
Voss, **Filosog** og **Digter**, † 1826.
Novalis (egtl. v. **Sardenberg**),
den fuldbendte af d. rom. **St. Stif-**
tere, † 1801. **Uhlend**, udm. **Vise-**
og Romangedigter. **Lidendorff**, yndet
Lyr. St. v. Döfler, **Sml.** af **Sange**
fra de forstjelligste **Folk**, af **Herder**.
Schlegel, **A. W.**, † 1845. **Bürger**,
ber. **Kalladedigter**, begyndte **Folke-**
tonen, † 1794. **gezeitigt**: "modnet".
Arab-ite, godt nyt **Spotteord** over
visse **Lyr.**; **Arabester** (Gr. af **Rasael**,
Dürer, o. fl.), **fantastisk** **Emfojning** af
alleslags **Gjenst.** til en **Klamme**, et **Bånd**,
o. **Lgn**.

638. **vom Volk**, f. **V.** 2c., meget
træffende; de ere opbevarede ibl. **Fol-**
ket, s. er **trøstfærd** end den **stiftende**
Dannelse.

640. **England** **Thyfferen**, ef. 1848,
glemmer **aldeles** **Danmarks** o. f. v.
store **Fortjenester** heraf.

641. **der 3.** wird **schw.**, ogfå
dem.

642. **Jahn**, **Erzpatriot** fra **Vestfal-**
steden; sml. **Grundtvig**, **Barfod**, o. f. v.

643. **Schicht**, **Åfvel**. **Lag**; sig. om
Folkeklasser.

644. **naturwüchsig**, godt n. **Orb.**

umiddelbar, ubevist, **naiv**. **Doctrin**,
opstiller en **Lære** ef. **Ræsonnement**,
stebent. ef. **Jagttagelse**. **Naturw-Or.**,
thi vor **Tids** **Naturf.** meddele **lvrigt**
hinanden **Opdagelserne**, ligesom for et
par **Arch.** **iblen** **Filologene**.

645. **hist.-pragm.**, ef. det rent **hist.**
Sammenhæng. **Rechtsalt.**, **Juridiske**
Antiquiteter. **eine wie unendl.**, NB.

646. **Weisch.**: "Wisdoms-Orb".

Lautversch., **Konsonanternes** **Over-**
gange i **Sprogene**, Gr. L. **pater**, G.
fadar; Gr. **νόωσις**, **Ght. hanaf**,
D. **Pamp**; Gr. **ἀμφί**, **Ght. umpi**,
Mht. umbe, **Mht. um** (tilf. **umb**);
Gr. **γράφειν**, G. **graban**, **Ght. kra-**
pian, D. **grave**, udm. **Mht. dautus**, G.
dautus, **Ght. tód**, D. **Dod**; Gr.
ἔδειν, L. **edere** og **esse**, G. **itan**,
Ght. ezan, **Mht. ezzen**, **Mht. essen**,
D. **æde**, Sv. **åta**, & c.

647. **gemeinsam froh gepfl.**, et
smukt **Træheraf**: G. **Rachmann** drog
til d. på **gml. Statte** så **rige** **Bibl.**
i **St. Gallen**, opstrev sig meget og
kom hjemvendende til **Grimm** i **Gölt.**,
men da denne glad forbausedes over
Udbyttet, **stjæntede** han ham det **Hele**
udenbivere til sin **Gramm. gemunchen**,
sml. **Arch.**, **tiltale**, **påminde**.

648. **Geschäfte**: "Stoktej". **Så-**
danne **Danningsstavelser**, som dette **ge**,
som **an. er**, **dar**, o. f. v. ere **rige**
Rilder til Sprogets **Forfriskelse**.

649. **stellte** **dar**, **frembod**, **afgav**.

650. **Verhalt**, **god** og **Form**.

651. **Sprossen** **getrieben**, **Puri-**
ficeret er lige så **utåleligt** som **die**
Ausländerei; **Som** **Natur** og **Reli-**
gion, **Regel** og **Klasse** o. f. v., **gives**
der mange **Orb**, som **umueligen** kunne
undværes.

44. Fr. v. Haader. Vornhagen v. Ense.

652. **Gnostiker**, Kjenner af d. heml. Lære (forklares v. Geheimwiffer, kristl. Religionsphilosoph). **Theurg**, Undergjærningsmand (forklares v. Gøtsefer, Wundermann).

653. **Saint-Martin**, ber. fransk Mystiker, † 1804.

654. **F. W. Jos. Schelling**, mg. ber. Filosof, grundlagde først Naturfilos., siden Ands- eller Religionsfilos.,

† 1856. **Ritter**, Andrig Byfiker, Dr. steds Ven, † 1810. **Fr. Schlegel**, ber. Litterator, Westif., Filos., † 1829. **Fr. Schleiermacher**, ber. Teolog og Filos., † 1834. **A. v. Müller**, Westifiker og Statsfilosof, † 1829. **Korreff**, Andrig Læge, Jøde, inde i Alt, skrev i f. **Segel**, ber. Filosof, gjenoprettede d. systemat. Filos., den objektive Logik, † 1831.

45. Das Fest des Fürsten von Schwarzenberg. Vornhagen v. Ense.

(Egen dog smagfuld Brug af Ord og Benbinger; megen sproglig Glæde og fint Spind; alt bekendt, og dog svært at afgjenge på Dansk.)

658. **Chamisso**, † 1838, Lyr. og Epiker, f. i Paris, 16 År gml. til Berlin, først f. Mand yndet Digter. **J. Becker**, Filolog, Preussler. **Sale**, Filos., Lybster, † 1857. **Schlabrendorf**, genial Politiker, Særling, † 1824. **Gall**, opstillede Herneorgan-Læren, † 1828.

659. **Frascati**, Livoliernes For-gjængerste.

661. **Schrot u. Korn**, brugt om Metal er **S. Bøgten**, **K. Bør-**

hlen; **S.**, "gødt Stykke" af Mg.; **Mann von S. u. K.**, rigtig solid M- (Dannemand, Konjyde). **Er-laudt**, for: berømt, nu Grevers ab-strak. Titel; -heit altså Fornemhed, Hinhed.

663. **glossiren**, holde sig op over; af **Glosse**, optegnet svært Ord, hvor-af **Glossarium**.

665. **Schreie**, NB.

669. **trat** ic.: "parkede ester".

670. **Könnte gerettet haben**, NB. **wir Andern**, sml. **wir Jüngere** (658). **d. ersten d. best.**, alm-ere **d. e. b.**

46. Das Bild Franklins (før 1800). G. Forster.

673. "der dem ic.", eripuit coelo fulmen sceptrumque tyrannis, af b'Alsembert eller af Turgot. **übern**,

ualm. i Bøest, aldrig i Prosa. 674. **Passy** (som Lyngby, Drbrup ic.), v. Paris.

47. Der Mississippi. W. Sarsfield.

(Mg. stift Stil; dog mærkes Ame-rikaneren, Gr. i handuhaben, ic.)

676. **gloriös**, ef. **G. glorious**, a. glorreich, herrlich, b. obs. f. hell. hebr., ophojet, herlig; sml. **høns**, heras, **Zerr**, o. lign. **Siedler**, ef. **G. settler**, sædv. **An-Law**, Si-nantsmand i Paris under Ludvig XV.

677. * **Stormregion** i. **Strom-region**. **Bullfrosch**, ef. **G. bullfrog**

(rana catesbeiana), sædv. **Ochsen-frosch**, **Windbeutel**.

678. **Cravand** (Ekrupthuse), **Bull** (Dre), **Sam** (Samuel), **Frankes**, Eng-s og Amerik-s National-Øge-navne. **Acadia**, d. ældre Navn på Halvoen Ny-Estol. **Webbs**, engelsk-amer. Anførere i den fransk-engelske Syvårsteg. **weniger denn ic.**, efter fl. eng. Tale. m. **Artikel** og **Kompa-ratio**; måtte Amerikanisme?

48. Was seht die Stiftung u. s. w. Willmann.

(Godt Exempel på nugældende tollig Stil og Sprogsmag.)

679. **Bayle**, Fr. Filosof, † 1706.

Zume, **G. Filos.** og **Histor.**, † 1776. **Römer**, Tacitus, Ann. 15, 44: Nero quæsitissimis poenis adfecit quos,

per flagitia invidios, vulgus Christianos appellabat. Auctor nominis ejus Christus Tiberio imperitante per procuratorem Pontium Pilatum supplicio adfectus erat.

681. **gehabt haben mußte**, NB. **Es liebt** — **das Strahlende zu schwarzen**, Schiller i d. Mädchen v. Det. 3dje B.

684. **portentos**, af **L. portentum**, mirakulos. **Condescendenz**, af Lat., **Nebladelse**.

685. **weisheitvoll**, uden s ny-modens (og tillige guldags, da Luther f. Gr. ikke bruger dette s), m. urigtigt for Liden.

686. **Exempel**, a. Gr., b. **Regne-stykke**.

687. **unserm Dichter**, Goethe. **Nicht daß** ic., alm. godt Bend. o: dermed skal ikke siges el. Ikke er det Meningen, ic.

688. **mit auf die Bahn**, sml. 114, o. fl. St.

49. Antrittsrede. A. v. Feuerbach.

(Gedigne ny og gml. Ord, Gr. Wohldienerei, Treubruch, ic. Ikke z; **Äussere**, **blos**; smtrak. **ostere** e.)

688. **Rezakreis**, i nordl. Bayern. **-weis**, f. -ie, af dg. Tale.

689. **Timur**, se f. **Gr. Langlis Institution de Tamerlan**, 1789.

Throne, Bert., endnu -en alm.

691. **Selbstständ.**, ogf. hyp. m.

1 st. **von Seite**, alm. **S-n**. **jeden Staats**, mg. ualm. **Bojn**. af **Pron.** udenfor visse Talm.; **undert.** ellers også i **welcher**; er ligesom en Svækkelse i Sproget. **hingefertigt** < i to Ord.

692. **Palast**, rigtigt, m. u alm.

693. **gelobe**, sml. **D. love**.

Efterskrift.

Forfatteren er bleven enig med Forlæggeren om at udelade Fortalerne i hans tre Skolekrifter Tydsk Læsebog, Tydsk Grammatik, Dansk Læsebog, da de dog ikke vedkomme Lærlingerne, og at udgive dem særskilt som tre særskilte Afhandlinger til Lærernes og Andres Brug eller Indseende.

Om Trykfejl.

Formedelft en Ojensygdom, som Forf. længe led af, have desværre flere Trykfejl indfugne sig; nogle deraf ere rettede i Anmærkningerne, andre f. Ex. n for u, f for f, og omvendt, el. lign. beder jeg hermed undskyldt. Da man altid må se at vende det Onde til noget Godt, så foreslår jeg Lærerne at benytte disse Trykfejls Påvisning til Prøve og Øvelse for deres Skolarer. Jeg fremhæber derimod disse, som ere fundne, efterat Ummærk. vare trykte:

S. 94. To Gange Leichnahm.

S. 133. der Serai for des.

Wilde en Lærer om et Årstid eller to være så artig at sende mig lignende Rettelser, om det gjøres Behov, så siger jeg allerede herved mange Tak.

b. 11. Mai 1858.

P. Hjort.

Paa

den Gyldendalske Boghandlings Forlag

er udkommen og at faae i alle Boglader:

Dansk Ordbog af E. Molbech. — Indbunden 6 Rd.

Dansk Dialekt-Lexicon af E. Molbech. — Indb. 3 Rd.
48 St.

Dansk-tydsk Ordbog af Grønberg. —

Indb. 1 Rd. 8 St.

Tydsk-dansk Ordbog af Grønberg. —

Indb. 1 Rd. 40 St.

Dansk-engelsk Ordbog af Ferrall og

Repp. — Indb. 1 Rd. 72 St.

Engelsk-dansk Ordbog af Rosing. —

Indb. 2 Rd. 24 St.

Dansk-latinsk Ordbog af Dr. Jørgerslev. —

Indb. 1 Rd. 40 St.

Latinsk-dansk Ordbog af Dr. Jørgerslev. —

Indb. 1 Rd. 72 St.

Real-Lexicon til Brug for Disciplene i de lærde Skoler
af Dr. Jørgerslev. — Indb. 1 Rd. 16 St.

Græsk-dansk Ordbog af Arnesen. — Indb. 6 Rd.

Skolebøger.

- Fr. Barfod**, Fortællinger af Fædrelandets Hiskørie.
Anden, gennemarbejdede og forøgede Udgave. Indb. 3 Rd. 16 Sk.
- Fr. Bresmann**, tydsk-dansk Parleur til Brug for begge Nationer. Femte forbedrede Udgave. Indb. 1 Rd.
- C. Flor**, Haandbog i den danske Litteratur. Fjerde forøgede Udgave. Indb. 1 Rd. 32 Sk.
- M. Hammerich**, 100 Psalmer til Brug ved Undervisning. Med 10 Melodier. Andet Oplag. Indb. 32 Sk.
- P. Hjort**, den tydske Sproglaere for Dansttalende; indrettet til Brug saavel ved Undervisning som ved forfat eget Studium. Sjette Udgave. Indb. 1 Rd.
- R. W. Bauer**, *Samling af mathemat. Opgaver*. Indb. 1 Rd. 16 Sk.
- G. Fistaine**, fransk-danske Samtaler. Indb. 1 Rd. 32 Sk.
- R. J. F. Henriksen**, *Opgaver til Oversættelse fra Latin paa Dansk*. Anden forøgede Udgave. Indb. 1 Rd. 16 Sk.
- Den pelopon. Krig**, fortalt efter *Thukydidens og Xenofon ved A. Ingerslev og E. Holm*. Med 2 Kort. Indb. 92 Sk.
- C. E. Mundt**, *Ledetraad ved Regneundervisningen, med tilføiede Exempler*. Tredie Oplag. Indb. 88 Sk.
- " *Lærebog i Astronomien for Skoler*. Indb. 1 Rd. 80 Sk.
- " *Lærebog i Trigonometri*. Indb. 64 Sk.
- Udvalgte Skrifter af Lukianos*. Indb. 1 Rd. 32 Sk.
- Titi Levii Rerum Romanorum**, Libri I—III. Til Skolebrug udg. af Dr. Ingerslev. Indb. 1 Rd. 36 Sk.
- " " " libri XXI—XXIII, ved Samme. Indb. 1 Rd. 36 Sk.
- Fr. Alee**, den danske Stat. Fjerde forb. Oplag. 3 Omslag 36 Sk.
- Chr. Fr. Lütken**, Dyreriget. En Lærebog. Med 336 Træsnit og Chemistrier. Indb. 2 Rd. 32 Sk.
- " *Begyndelsesgrundene af Dyrerigets Naturhist.* Med 192 Afb. Indb. 1 Rd. 16 Sk.
- Carl Mariboe**, engelsk Elementarbog. Indb. 36 Sk.
- C. Mau**, fire hundrede Fortællinger for Skolen og Livet. Tredie Oplag. Indb. 1 Rd. 72 Sk.
- S. B. Thyrige**, Lærebog i den gamle Historie. Indb. 1 Rd. 40 Sk.
- Udvalg af latinske Digteres Arbejder ved J. N. Madvig, med Forklaring af J. L. Ussing. Indb. 1 Rd. 88 Sk.

Odense Universitetsbibliotek

550100479133

